WESTERMANN'S JAHRBUCH DER ILLUSTRIRTEN DEUTSCHEN MONATSHEFTE:...





Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Neunundzwanzigster Band.

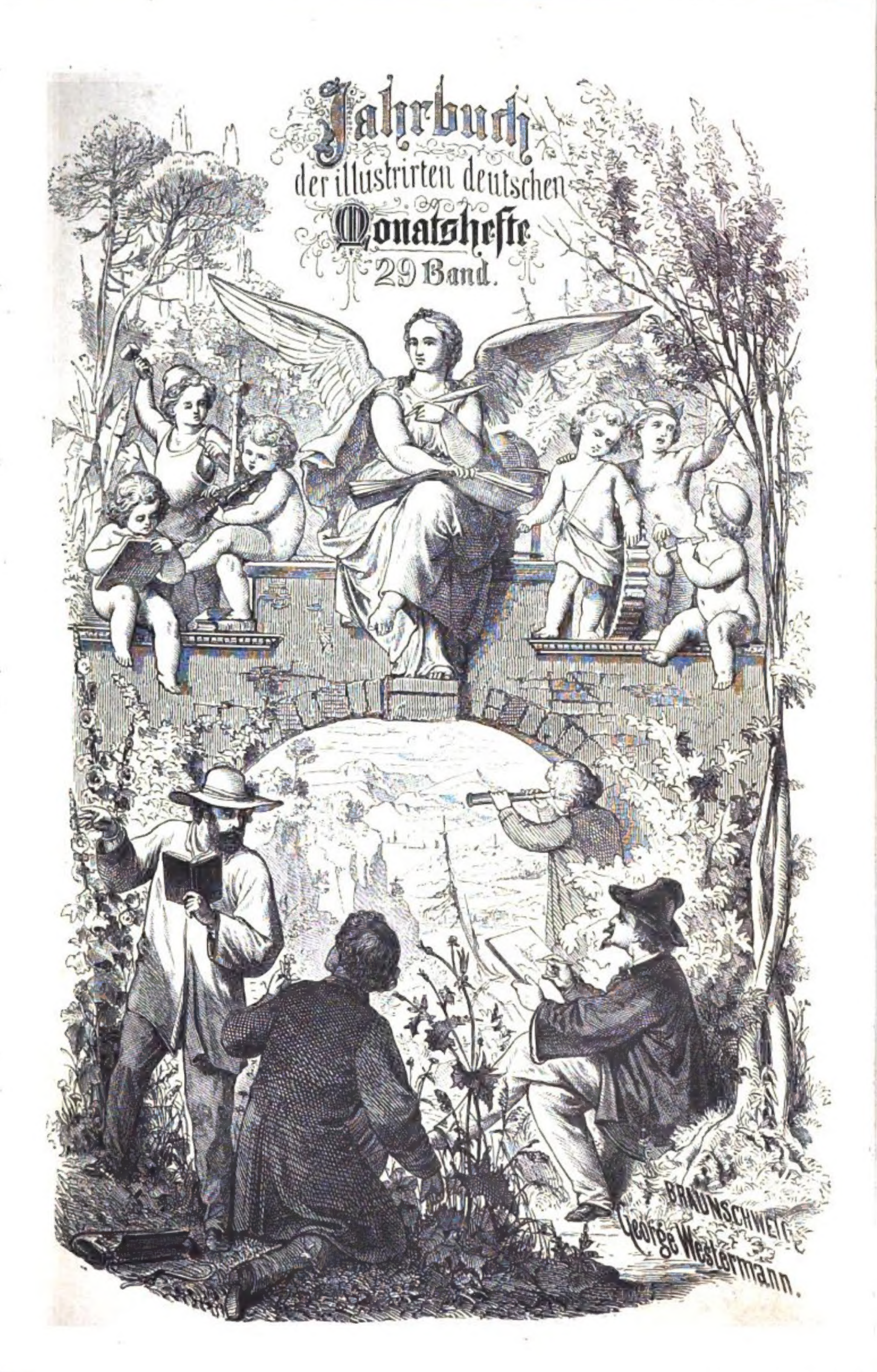
Der neuen Folge dreizehnter Band.

October 1870 — März 1871.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1871.


Jahrbuch
der illustrirten deutschen
Monatshefte
29 Band.
BRAUNSCHWEIG
George Westermann.


KONINKLIJKE BIBLIOTHEEK

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

neunundzwanzigsten (der neuen Folge dreizehnten) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Beheim-Schwarzbach, B., in Berlin, 499. — Berger, in Frankfurt am Main, 271. — Bohlen, Agnes, in England, 323. — Brachvogel, Udo, in St. Louis, 337, 457. — Braun-Wiesbaden, K., in Berlin, 99, 148, 314, 611. — Carriere, Moriz, in München, 293, 648. — Daumer, G. Fr., in Würzburg, 509. — Düringsfeld, Ida von, in Dresden, 145. — Eggeling, Heinrich, in Meiningen, 164. — Franzos, K. E., in Graz, 643. — Hartmann, Robert, in Berlin, 48, 180, 278, 372. — Herquet, Karl, in Mühlhausen, 257. — Hohenhausen, F. von, in Berlin, 30, 158. — Jensen, Wilhelm, in Flensburg, 1, 113, 230, 391, 511. — Krahe, W., in Blankenburg, 535, 656. — Kobell, Franz von, in München, 382. — La Mara, in Leipzig, 201. — Lindau, M. B., in Hainsberg bei Dresden, 193. — Mädler, J. H. von, in Bonn, 63, 365, 622. — Maltzan, Heinrich Freiherr von, in Dscheddah, 355. — Petsch, W., in Berlin, 90. — Radics, P. von, in Wien, 634. — Richter, A, in Leipzig, 37. — Rose, Emma von, in Breslau, 58, 351. — Schmidt, Julian, in Berlin, 72, 225, 422, 664. — Storm, Th., in Husum, 487. — Vámbéry, Hermann, in Pest, 387. — Vogel, August, in München, 179, 631. — Wittich, Karl, in Jena, 475, 602. — Zimmermann, G., in Gießen, 548.

Inhalt

des neunundzwanzigsten (der neuen Folge dreizehnten) Bandes.

Namen- und Sachregister

zum neunundzwanzigsten (der neuen Folge dreizehnten) Bande.

Nro. 73 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 169.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

October 1870.



Minatka.

Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege

von

Wilhelm Jensen.

Erstes Capitel.

Man schreibt das Jahr 1631. Es ist Herbst und die Blätter fallen, doch es ist, als fielen sie nicht so dicht wie ehemals. Wer sie über das ganze deutsche Reich hin zählen wollte und dies früher einmal gethan, würde bemerken, daß sie wirklich abgenommen. Er würde zu dem Resultat kommen, daß ihre Zahl sich von Jahr zu Jahr verringert, etwa seit einem Decennium. Nicht droben auf den düsteren Bergkuppen und in den steilen, unzugänglichen Felsschluchten der deutschen Hochgebirge, aber desto mehr auf den Wällen und Freiplätzen der Städte, wo die Bewohner sonst im Schatten breitästiger Buchen und Linden zu lustwandeln pflegten. Nach wie vor spürt der Jäger durch fast undurchdringliche Bergforsten den Stapfen des Wildes nach, und folgt tagelang unscheinbaren Merkmalen, die ihm den Weg deuten, ohne daß eine Lichtung ihm Ueberblick und Orientirung gewährte. Aber der seltene Wanderer, der in Sommerhitze die geraden, langgestreckten Wege entlang schreitet, empfindet den Mangel der Blätter, die ihn sonst wohl vor der Julisonne geschützt. Hin und wieder befremdet ihn der Anblick eines Städtchens, das öd und kahl im flachen Lande daliegt, und er streicht sich mit der Hand über die Stirn und besinnt sich, daß die rothen Dächer, als er sie zuletzt gesehen, unter grünen Baumwipfeln verborgen gewesen. Auch Dörfer am Wege berührt ab und zu sein Fuß; hier und da blinkt ihm ein neues Haus entgegen oder die Leute sind beschäftigt es zu bauen. Aber wie er der Länge nach hindurch wandert, trifft er

in der Mitte auf einen großen, verödeten Platz, der zwecklos daliegt, denn die Sonnenstrahlen glühen auf ihn herab und machen ihn unbehaglich. Vielleicht flattert aus Gräben oder um verlassene Häuserecken noch ein braunes, vieljährig verwelktes Lindenblatt vor ihm auf und er sieht sich verwundert um, woher es kommen möge. Denn er hat weder eine Linde noch andere Bäume im ganzen Dorfe gesehen; und wie er weiter geht, denkt er, die Blätter fallen in diesem Herbst noch spärlicher als im vorigen.

Es wäre unmöglich für einen Menschen, die Blätter des deutschen Reiches zu zählen, ebenso unmöglich wie die Bewohner desselben. Doch man empfindet unwillkürlich die Abnahme beider; man kann sie nicht nachweislich darthun, da man ihre Zahl nicht gekannt, aber man fühlt, daß sie vorhanden. Und, was den Eindruck am betrübendsten macht, ist nicht, daß man sieht, wie das Alte vergeht. Allein hier wie dort drängt sich das Gefühl auf, daß der Nachwuchs mangelt. Es liegt im Gesetz der Natur, daß nach einer Reihe von Jahren der hochstämmige Wald vergeht, um den jungen Schößlingen Raum zur Entwicklung zu gönnen, die sich dann langsam ebenfalls zu kräftigen Stämmen heranbilden, um wieder zu weichen und nachgestreutem Samen Platz zu schaffen. Der umsichtige Forstmann erhält auf diese Weise den Wald von Jahrhundert zu Jahrhundert, indem er ihn stets anderen, gleich vorsorglichen Händen überliefert, und wenn er längst gestorben und vermodert, wenn kaum ein altverstäubtes Bild der Familie noch dürftige Kunde des Urahns giebt, da rauschen die luftigen Wipfel noch fort und fort — das Denkmal seiner Sorgfalt.

Doch mehr noch umgekehrt. Es ist leichter, zu vernichten, als zu erhalten; trotzdem ist seltsamerweise der Ruhm des Zerstörers dauernder und von der Art, mächtigeren Eindruck zu erwecken. Er kämpft gegen die Natur und stellt seinen Ausnahmswillen ihrer gleichmäßig waltenden Absicht entgegen. So erregt er unser Interesse in höherem Grade, weil er selbständiger ist, und während wir seine That beklagen, verabscheuen, als verderblich verdammen, flößt sie uns eine Scheu ein, die der Bewunderung näher verwandt ist als die Theilnahme, mit der wir das segensreiche Wirken Anderer betrachten.

Wir sagten, es ist Herbst und Nebel liegen über dem deutschen Reich. Der Rauch hat in ihm zugenommen, vielleicht in dem Verhältniß, wie Menschen und Blätter abgenommen. Aber er ist fast gleichmäßig vom Rhein bis zur Oder vertheilt. Er wälzt sich in dichten Massen über die zerborstenen Mauern kleiner Städte und Flecken, durch enge Flußthäler entlang — wie die Bäche und Quellen sich in das Flußbett ergießen, so nimmt er unterwegs kleinere Rauchsäulen in sich auf, die aus verkohlenden Balken und Ueberbleibseln am Wege emporsteigen, endlich verbindet er sich mit den phantastischen Wogen anderer Thäler und verbreitert sich zum Strom, der in die Höhe zieht und sich zum Meere ausdehnt. Dann liegt er als Nebel über den Landen und wirft seine Schatten herab auf das heilige deutsche Reich.

Es heißt noch immer so und in jedem der drei Worte ist eine besondere Lüge enthalten. Zusammengenommen bilden sie eine große Trinitätslüge, die jeder als solche empfindet und doch in alter Gewohnheit noch immer gedankenlos nachspricht. Ab und zu hört man auch wohl noch „das Reich“ schlechthin, und es giebt Keinen, der es sagt, ohne dabei zu denken, welcher Hohn darin liegt. Allein man denkt überhaupt nicht viel, denn das Denken bezieht sich auf die Zukunft, und diese ist für menschlichen Verstand nicht mehr zu berechnen. Es sind Nebeljahre, wie es Nebeltage giebt, an denen man nur wenige Fuß vor sich zu schauen vermag. Das geistige Auge erreicht das Morgen nicht, kaum das Heute, oft nicht die nächste Stunde.

Die Blätter fallen und die karge Ernte ist vollendet. Wenig von dem, was im Frühjahr gesäet, ist eingescheuert, doch selbst der, welcher reicheren Ertrag erzielt, blickt nicht freudiger auf sein Besitzthum als sein Nachbar auf das Wenige. Eine andere Saat ist in erschreckender Weise aufgegangen, tief drinnen im menschlichen Herzen, mit hundertfältigem Korn. Und je nach dem Boden, auf den sie gefallen, hat sie den vorhandenen Keim des Leichtsinns zu tollem, wahnwitzigem Uebermuth gesteigert; sie hat das Gegentheil bewirkt und trübe, tiefsinnige Schwermuth entwickelt. Doch nur hier und da, in Ausnahmsfällen; wie die Nebel über dem deutschen Reich, so liegt über der großen Menge dumpfe

Gleichgültigkeit. Das Interesse am Leben ist abgestorben, aber die täglichen Erscheinungen desselben sind geblieben, und die Maschine arbeitet mechanisch fort. Wie der Bauer den Acker hinausschreitet und den Samen ausstreuet, folgen die Saatkrähen seiner Spur und picken begierig die Körner auf. Er sieht es mit apatischem Auge und streckt keine Hand aus, sie zu verscheuchen. Sie sind die Ersten und haben das erste Recht daran, denkt er; ob sie oder Andere, was kümmert's ihn, da er weiß, daß er selbst kein Recht an sein Eigenthum besitzen wird. Aber er säet fort, gleichmäßig schleudert er die Körner von sich, weil er als Knabe so gethan.

In alten Sagen kehren Todte nächtlich aus den Grüften wieder und vollbringen geschlossenen Auges mit unheimlicher Geschäftigkeit die Werke, von denen sie abgerufen worden. Nacht um Nacht kommen sie an dieselbe Stätte zurück und setzen sich an den Webstuhl oder führen ruhelos Karst und Axt, doch im Morgengrauen ermatten und verbleichen sie, und das Werk ihrer Hände zerrinnt wieder in Dunst und Luft. Es ist ein tief bedeutsamer Zug der Sage, daß Lebendige, die zufällig Zeuge ihrer Gespensterarbeit geworden, in Wahnsinn verfallen — die Vernunft des deutschen Reichs aber war ertödtet und begraben, und nur hier und da kam sie aus den Särgen herauf und betrieb die Dinge, welche sie bei Lebzeit vollbracht, und wer es sah, den erfaßte der Wahnwitz, daß er es nachahmte, gedankenlos, geschlossenen Auges und Geistes, in Rückerinnerung anderer Tage.

Eins ist noch schlimmer. Die Gleichgültigkeit bleibt nicht an der eigenen Existenz haften, sie überträgt sich auf Alles, was um sie her vorgeht und das Gemüth sonst mit Freude oder Kummer erregt. Und sie steckt an wie die Pest; sie lähmt das Gefühl, wie den Geist, sie läßt nichts übrig als die rohe, sinnliche Materie des Lebens. Wie giftiger Wüstenwind verdorrt sie die Thränen, erstickt wie mit inficirendem Hauch jedes Mitleid, jede Theilnahme, jede instinctive Regung der Hülfsleistung. Das Solidaritätsverhältniß der Gesellschaft ist aufgehoben, alle engeren Bande zersprengt. Ungeheure Schicksale erregen noch Staunen, Neugier, aber kein Mitgefühl mehr. Die Empfindung ist abgestumpft, wie ein lange gepeinigter Nerv gegen den Schmerz, und nur das Ungewöhnliche vermag sie zu erregen. Auch hier der Wahnsinn: das Auge, welches starr auf den unsäglichsten Martern und Qualen eines Menschenleibes ruht, bricht in Thränen aus bei den Leiden eines Hundes, eines Thieres, an dessen Wehklagen es nicht gewöhnt.

So verläßt das Gemüth des Freundes den Freund, Eltern das Kind und wechselsweise, Jeder das Liebste — wie sich selbst. Großartigere Naturen tauchen auf, aber sie verschwinden im gleichmäßigen Wogen der Menge. Man versteht, beachtet sie nicht; wer von ihnen hört, flüchtigen Blick auf sie wendet, zuckt die Achsel mit einem Gemisch von Bedauern und Hohn. Er findet es närrisch, daß sie anders zu denken gewillt als er, als Alle. Die Nebel liegen über Deutschland, und Mancher, der darin lebt, hat die Sonne nie gesehen.

Doch wenn die Witterung der guten Saat ungünstig ist, wuchert das Unkraut am höchsten. Es gedeiht voller als je; es ist, als stände alle Nahrung des Bodens, die jener nicht zu Theil wird, ihm zu Gebot. Riesenhaft schießt es auf, aus jedem Winkel rankt es, bedeckt jedes Feld. Keine Hand rodet es fort, und es bildet undurchdringliche Gestrüppe, in deren Schlupfwinkeln giftiges Gewürm sich verbirgt und vermehrt. Dann ist es da, man weiß nicht, woher es gekommen, aber es ist da und macht sich überall gleichmäßig bemerkbar. Es kriecht in die Häuser, durch verschlossene Thüren dringt es; man fühlt seine Nähe und weiß sich nicht dagegen zu schützen, bis der giftige Stachel eingedrungen. So erzeugt es das schrecklichste Wahngespenst des Lebens, welches das Letzte, was zusammengehalten, löst, das Gift, welches mit rapider Schnelle die letzte Kraft des Organismus vernichtet und in Fäulniß und Verwesung umwandelt, das Mißtrauen.

Ueber solcher Zeit, wie flackernde Irrlichter über Sumpfboden, lagert der Aberglaube und das Geheimniß. Die Lebensverhältnisse, die gewöhnlichen Bedingungen des Handelns sind verändert, und es geschehen seltsame Thaten. Die heftig erregte Phantasie bemächtigt sich ihrer und gestaltet das Außerordentliche ins Wunderbare und Uebernatürliche. Der Wahrscheinlichkeit wird keine Rechnung mehr getragen, da Verständige das Unmögliche kaum mit

Zweifel aufnehmen. So steigert sich die Furcht, das Grausen, der Aberwitz. Die Einbildungskraft verkörpert unheimliche, geistige Eindrücke und legt ihnen thätliche Einwirkung bei. Wodan jagt mitternächtlich mit seinem Gefolge über die Erde und deutet die Landstriche, welche die Kriegsfurie zunächst verheeren soll. Magischen Beschwörungen gelingt es, vergrabene Schätze zu entdecken; Wechselbälge und Hexen, vor Allem aber der Teufel selbst, der die mannigfaltigste Gestalt annimmt, sind in jeder Familie gefürchtet. So öffnet sich durch die herrschende Meinung dem Bösen weiterer Spielraum als dem Guten. Haß, Rache, Habsucht, alle niederen Leidenschaften verbergen sich unter dem Deckmantel krankhaft beweglicher Phantasie. Der Betrüger hat leichtes Werk, denn der Betrogene arbeitet selbst am eifrigsten ihm in die Hände. Der Glaube an alles Höhere ist erloschen, trotzdem daß man rastlos um den Glauben zu kämpfen vorgiebt, und der berechnende Eigennutz, der kein Mittel scheut, triumphirt. Gewöhnliche Bösewichte reifen durch die Gunst der Zeit zu furchtbaren, fast dämonischen Naturen; doch zugleich steigert der Trieb der Selbsterhaltung weiche Gemüther unter Umständen zu kühnen, rücksichtslosen Unternehmungen, und leichter führt die Leidenschaft auch den edlen Sinn auf Bahnen, die er unter ruhiger Umgebung stark genug gewesen zu vermeiden.

Dazu die allgemeine, fast auf Jeden gleich rückbezügliche Lage der Verhältnisse. Spaltungen verschiedenster Art in jeder Stadt, jedem Hause, jeder Familie. Leicht verläßt der Fuß die Stätte, der sich das Herz abgewendet, und wo Pietät und Liebe noch gewaltet, zersprengt sie feindliche Gewalt. Daher vielfache Trennung und abenteuerliche Begegnung; der Roman vermag kaum seltsamere Verwicklung zu erfinden, das Drama tragischere Conflicte zu schaffen, als das tägliche Leben sie wiederholt. Liebe und Haß sind intensiver als sonst, man lebt hastiger, da man erwarten muß, kürzer zu leben, als die Natur bestimmt.

Und dies Leben hat noch eine andere, eigenthümliche Physiognomie. Sie liegt in dem Contrast des Wechselnden und Unveränderlichen, der ewig gleichen, friedlichen Natur und ihrer aufgeregten oder stumpfsinnigen Bewohner. An tausend Orten sind die Felder zerstampft, die Bäume gefällt, die Wohnungen eingeäschert, aber in gleicher Weise vergoldet die Sonne das Uebriggebliebene und jeder Frühling überzieht es rastlos mit Blüthen. Auch die Vögel bringt er wieder und schwirrende Insecten, und ob der Boden mit Blut gedüngt, die Blumenkelche sind zart und duftig wie sonst. Leise flüstert der Abendwind in den Wipfeln der Bäume und auf den thauglitzernden Dolden wiegt der Falter im Morgenstrahl die blitzenden Flügel, deren Weiß kein Makel der Stätten röthet, über denen er sorglos hingaukelt.

Man schreibt das Jahr 1631. Dreizehn Jahre hat der Krieg gesengt, gemordet und verstümmelt; man ahnt nicht, daß er dreißig Jahre fortdauern wird, aber man denkt auch nicht, wann und wie er sich beenden soll. Man denkt überhaupt nicht, daß der Zustand sich wieder ändern kann. Ein neues Geschlecht ist in ihm emporgewachsen, das den Frieden und seine Güter kaum noch kennt und deshalb, selbst wo es besseren Gesinnungen zugänglich ist, kaum wünscht. Das freiere Leben hat seinen Reiz über die Jugend ausgeübt, und die alte, einfache Sitte der Väter, ja sogar die Ruhe, wären ihrer leichtfertigeren Anschauung des Daseins nicht mehr genehm. So ist es gleichmäßig durch alle deutschen Lande, in denen man fast mehr andere Sprachen hört als die deutsche. Am wenigsten in den Theilen des Reiches, von denen sich die auf- und abschwankenden Heersäulen beider Parteien — der einen folgt mit Gewißheit die andere auf dem Fuße — am längsten fern gehalten haben. Der Zufall entscheidet es und günstige tellurische Bedingungen. Es giebt keine absolut sichere Zufluchtsstätten, so weit sich die alte Reichsgrenze erstreckt, aber es finden sich Gegenden von temporärer, relativer Unwahrscheinlichkeit allernächster Bedrohung. Der verclauselte Ausdruck ist der Sachlage angepaßt. Von vornherein ist das Schlimme wahrscheinlich, und nicht das Gute, sondern die Hoffnung auf das mangelnde Schlimme schon verdient keinen Glauben. Indeß verändern sich die Probabilitätsziffern. Sie nehmen nie eine günstige Wendung, doch an das Verhängnißvollste gewöhnt, erachtet man es als erträglichen Zustand, wenn die Möglichkeit des gesicherten Lebens sich nur um einige Procente gesteigert.

Augenblicklich in Böhmen. Das Unheil

hat dort begonnen und sich verderbenbringend über alle deutschen Lande fortgewälzt. Prag war der Vulcan, der den lange gährenden, furchtbaren Ausbruch eröffnet und die erste stürmische Verwüstung betraf seinen Umkreis. Jetzt lodern die Feuerströme aus jeder Stadt hervor, aber der erste Krater ist ausgebrannt und ruhig.

Böhmen ist eine Festung, und die dem feindlichen Angriff ausgesetzte Seite am stärksten verschanzt. Ueberall hat die Natur ihm Riesenbrüstungen verliehen. Nur wo die Flüsse gegen Norden durchbrechen, bieten sich schmale, um so leichter zu vertheidigende Zugänge. Sie sind zugleich Ausfallspforten der Besatzung, die sich, wenn die ersten Vorwerke genommen sind, hinter einer gewaltigen Mauer zurückzuziehen vermag. Und fallen die Bastionen, so ist wenig erreicht, so lange der Straßenkampf übrig bleibt. Es ist eigenthümlich in dieser Festung, denn düstere, unwegsame Schluchten bilden die Gassen und jedes Haus, das unter seinem weitgedehnten, steil aufragenden Tannendach Hunderten von Vertheidigern Schutz gewährt, muß einzeln erstürmt werden.

Vergleichsweise ist Böhmen ruhig. Auf und ab schwankt die Wage Bellona's und launenhaft veränderlich wie sie sind die Gedanken und Neigungen der Menschen. Man denkt in Böhmen kaum mehr an den pfälzischen Kurfürsten und wenn man es thut, zuckt man spöttisch die Achsel und nennt ihn Schneekönig. Böhmen ist in kaiserlichem Besitz und die erste Sehnsucht der großen Menge ist Ruhe und Rückkehr zu einem Theil des früheren Wohlstandes, den jeder Wechsel aufs neue gefährdet. So ist Böhmen kaiserlich.

Wenigstens schweigen die, welche es nicht sind und das Land nicht verlassen haben. Sie mögen brütend in den düsteren Gassen Prags sitzen und zähneknirschend auf das buntscheckige, kaiserliche Soldatenvolk herabsehen, das in trunkenem Landsknechtsübermuth die alte Hauptstadt beherrscht. Auch auf dem Lande mögen sie zerstreut sein und heimlich wirken, man weiß, daß es unruhige Köpfe giebt, welche der einmal besessenen politischen und religiösen Unabhängigkeit nachhängen, doch für das Volk sind sie nicht vorhanden und wie man sich in Wien sagt, ohne Gefahr, denn Böhmen ist kaiserlich und ruhig.

Ein besonderer Umstand tritt hinzu. Böhmen hat den Abfall erzeugt, den Funken in die zur Explosion bereitete Masse geworfen. Es ist eine Zeit, in der sich mit dem Begriff der Aristokratie noch reelle Machtverhältnisse verbinden. Der Adel ist unzertrennbar von großen Besitzthümern, die ihm reichliche Einkünfte gewähren. Sie sind erblich und gehen unbestritten seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn über, doch dem Wortlaut und usuell antiquirtem Rechte nach sind sie nicht Eigenthum, sondern zum Lehn empfangen. Niemand denkt mehr daran, daß dies ein thatsächliches Recht bedingen könne und der Krone selbst kommt es am wenigsten in den Sinn, ein solches zu beanspruchen; aber manche wunderliche, symbolische Formeln und Tributleistungen haben sich erhalten. Und traditionell mit ihnen das Gefühl der Abhängigkeit und unbedingter Unterordnung unter den kaiserlichen Willen. Der böhmische Adel blickt seit Jahrhunderten auf Wien, und die modernen Umwandlungen der Zeit erhöhen das Interesse, das er an der Residenz nimmt. Sie wird ihm immer mehr die Quelle der Ehren und Auszeichnungen, vielfache Verpflichtungen knüpfen ihn an das regierende Haus, an die Person des Herrschers. Das alte Vasallenthum ist vorüber, aber mit der Beseitigung erzwungener Pflichtleistungen hat sich die freiwillige Ergebenheit kaum verändert.

Nichtsdestoweniger hatten sich beim Beginn des Krieges große Spaltungen unter der Aristokratie gezeigt. Die religiöse Ueberzeugung mochte hier, wie an den meisten Stellen, das geringere Moment sein und persönliche Abneigungen und Zwistigkeiten, Hoffnung der Besitzvergrößerung auf Kosten Anderer am häufigsten entschieden haben. Mancher hielt vielleicht den Kaiserthron für morsch und dachte sich aus dem allgemeinen Zusammensturz frühzeitig am besten mit den Seinigen zu retten. Wie dem sei und aus welchen Motiven, ist gleichgültig der Thatsache gegenüber, daß ein großer Theil des grundbesitzenden Adels Partei für die neue Sache ergriff und auch kurze Zeit das Ziel seiner Bestrebungen vollständig erreichte. Das alte, böhmische Königthum wurde restituirt; die Anhänger der Habsburgischen Dynastie verließen Land und heimathlichen Boden und wandten sich hülfesuchend nach Wien.

Man weiß, wie bald der Umschwung erfolgte. König Friedrich unterlag, moralisch noch vollständiger als physisch, und mit ihm die Zahl derjenigen, die zu ihm gehalten. Was von ihnen zu flüchten vermochte, entwich vor der Rache der kaiserlichen Sieger und der heimkehrenden Landsleute. Am meisten compromittirt selbstverständlich war der Adel und hatte das eifrigste Interesse, sich den Folgen seines Handelns zu entziehen. Zu dem Verbrechen des Hochverraths gesellte sich ihm der Vorwurf des persönlichen Treubruchs gegen den Kaiser. So verließ er jetzt rücksichtslos Habe und Besitzthum und suchte Schutz und Unterkommen bei den protestantischen Fürsten des Nordens.

Es schien Pflicht der Regierung, die Treue der dem kaiserlichen Hause standhaft Gebliebenen zu belohnen; zugleich lag es auf der Hand, wie dies am leichtesten und am meisten im Interesse Oesterreichs zu bewerkstelligen. Indem man ihnen die verlassenen Besitzungen der Rebellen übergab, trug man die Schuld der Dankbarkeit ab und befestigte die eigene Machtstellung. Der böhmische Grundbesitz ist den Händen weniger, dem Kaiser ergebener Edelleute und darum ist Böhmen kaiserlich und ruhig.

Es ist eine Reihe von Jahren seit diesen Ereignissen vergangen, die natürlich Wechsel mancher Art herbeigeführt; im Wesentlichen jedoch hat sich nichts an der Sachlage verändert. Der böhmische Adel läßt größtentheils seine Güter verwalten und lebt in Prag oder Wien. Im Sommer besucht er sie, um die Cassen seiner Beamten zu revidiren, die ihn bestehlen, um Jagden in seinen Forsten zu veranstalten, in denen jeder unbelästigt seine Nahrung sucht, und kehrt mit dem Beginn des Winters aus der Einsamkeit in die Hauptstadt, den Sammelpunkt des vielfach aufgeregten und anregenden Lebens zurück.

Unter ihnen ist Graf Mérek. Er ist nach dem Namen des jetzt regierenden Kaisers getauft und nennt sich vollständig Ferdinand Arthur, Graf zu Mérek. Sein Besitzthum ist eins der ausgedehntesten im Königreich. Noch nicht seit lange; bis zum Jahre 1620 bestand es nur aus dem Schloß Mérek und den dazu gehörigen Gutsgründen. Seitdem hat es sich verdreifacht und umfaßt den Flächenraum eines kleinen Fürstenthums des Reiches.

Schloß Mérek ist ein altes, düsteres, zerfallendes Gebäude, vielleicht fast so alt wie die Familie, der es seit undenklichen Zeiten gehört. Aber Graf Ferdinand liebt es nicht. Nicht als ob das Melancholische und Unheimliche der Räumlichkeiten und Umgebung seiner Gemüthsrichtung zuwider wäre; Graf Ferdinand ist für derartige Eindrücke wenig empfänglich und hat es vielleicht kaum bemerkt. Aber er hat seine Jugend darin verlebt, auch später noch, als sein Vater gestorben, und er in den Besitz des Gutes getreten. Und diese Erinnerungen sind ihm unangenehm, denn sie verknüpfen sich mit dem Gedächtniß mannichfacher Entbehrungen und Beschränkungen, die ihm seine Verhältnisse auferlegt.

Dies ist nicht mißzuverstehen. Graf Ferdinand hat keine verschwenderischen Leidenschaften, er hat nicht einmal hervorstechende Neigungen für die Bedürfnisse des Lebens. Im Gegentheil er lebt einfach, er würde sich ohne jeglichen Luxus, ja sogar ohne die Bequemlichkeiten, welche ungünstiger Gestellte als nothwendig betrachten, begnügen. Aber er hat eine große Meinung von dem Glanz, von der Repräsentation, welche die Würde eines alten Geschlechtes erfordert. Deshalb denkt er nicht gern an seine Jugend, da sie ihm unzertrennlich mit dem bitteren Gefühl des Mangels derselben ist.

Deshalb lebt er auf Lodron-Schloß; zum Theil schon aus Dankbarkeit. Er besitzt dasselbe erst seit dem Beginn des Krieges und würde es ohne diesen nie besessen haben. Er ist durchaus nicht mit Franz von Lodron verwandt, aber er ist sein Nachfolger im Besitz der großen zu Lodron-Schloß gehörigen Güter. Er ist dieses zunächst, weil sein Vorgänger fort, verschwunden ist. Man weiß nicht, wenigstens giebt Niemand genau Auskunft darüber, ob er lebt oder gestorben ist, doch sind beide Fälle von gleicher Bedeutungslosigkeit für Graf Ferdinand, denn in seinem Geheimfach liegt ein Brief mit kaiserlichem Insiegel, der ihm und seinen Nachkommen den Besitz von Lodron-Schloß zusichert. Selbstverständlich so lange er und seine Nachkommen dem kaiserlichen Hause in treuer Ergebenheit verharren. Wenigstens steht es so in dem Verleihungsdocument, aber für Graf Ferdinand und — er hat es nie ausgesprochen, ja wohl noch nie daran gedacht, daß eine kommende Generation anderen Anschauungen

huldigen könnte — für seine Descendenten ist diese Clausel überflüssig. Er kann sich das Geschlecht der Mérek nicht anders als in Verbindung mit dem legitimen Inhaber der böhmischen Königskrone vorstellen. Er schätzt es schwerlich geringer als das Habsburgische, etwa wie zwei Brüder von gleich edler Abkunft, von denen der Aeltere nur durch bestehende Erbverhältnisse mehr begünstigt worden und eine einflußreichere Stellung einnimmt. Gewissermaßen dünkt ihm der Kaiser das Oberhaupt der Familie, und es kann sich nicht ereignen, daß Mitglieder derselben ihm Gehorsam und Achtung weigerten; jetzt nicht, in alle Ewigkeit nicht. Außerdem besitzt Graf Mérek auch keine Nachkommen.

So wohnt er auf Schloß Lodron. Er hat den früheren Eigenthümer nie gekannt und auch kein Interesse für seine Schicksale. Derselbe soll jung, schön, tapfer und geistvoll gewesen sein; es liegt ein wehmüthig bitterer Zug um den Mund seiner früheren Untergebenen, wenn sie seiner gedenken. Sie thaten es im Anfang häufig, im Lauf der Jahre weniger und wenn, in zurückhaltendem und mißtrauischem Tone. Aber es hat noch immer den Anschein, als fühlten sie sich stolz, dereinst seine Unterthanen gewesen zu sein.

Graf Ferdinand nimmt keinen Antheil an derartigen Aeußerungen und Gefühlen. Er ist nicht unempfindlich für Vorzüge, sowohl körperlicher wie geistiger Art, und zollt ihnen Anerkennung; aber bei Franz Lodron sind sie für ihn ausgelöscht. Der Träger dieses Namens existirt nicht für ihn. Er würde sich vielleicht bedacht und es als Raub betrachtet haben, sich, gleichviel durch wessen Machtspruch, das Eigenthum eines Edelmanns anzueignen, der um eines gemeinen Verbrechens willen desselben verlustig erklärt worden. Sein Rechtsgefühl würde ihm sagen, daß dies — trotz den Gesetzen — Unrecht und eine unehrenhafte Beeinträchtigung der Familie des Verurtheilten sei. Aber der Hochverrath hat keine Familie für ihn; sie ist solidarisch für diese That haftbar. Er hat keine Freunde, keine Verwandten; was mit ihm in Berührung gestanden, hört mit ihm auf zu existiren, und der Kaiser, als Oberhaupt auch dieser Familie, überträgt das entweihte Lehn dem Würdigeren.

So wohnt er also auf Schloß Lodron und findet es seinem Geschmacke gemäß. Wahrscheinlicherweise thäten es seine heutigen Nachkommen nicht, vielleicht nicht einmal der simple bürgerliche Besitzer, in dessen Hände es, der Umwandlung der Zeit gemäß, übergegangen sein könnte. Doch jene Zeit ist nicht verwöhnt und empfindet Manches nicht, das der unsrigen, gering bezeichnet, einen unbehaglichen Eindruck bereiten würde. Sie empfindet nicht, daß Schloß Lodron — trotzdem daß es sich neben dem, etwa acht Stunden entfernten von Mérek wie eine menschliche Wohnung neben einer wetterzermorschten Ruine ausnimmt, in deren zerbröckelnden Höhlungen Raubgevögel das Geschäft der ehemaligen, erlauchten Insassen fortsetzt — daß es trotzdem ein altes, düsteres, schaurig stimmendes Gebäude ist. Daß es Erker und Winkel von so unheimlicher Beschaffenheit besitzt, daß jeder Wanderer von gewöhnlicher Herzhaftigkeit lieber im Freien übernachten, als bei ihnen Unterkommen suchen würde. Daß sich Säle und Corridore in ihm befinden, in denen man sich, wenn man allein hindurchgeht, unwillkürlich jeden Augenblick umwendet, da man deutlich Schritte hinter sich, und schattenhafte Gestalten neben sich zu vernehmen meint. Daß Alles morsch und überlebt ist; daß Salpeter alle Wände mit einer klebrigen, zähen, widerlichen Masse überzieht, so daß man die Hand, die sie zufällig im Dunkel berührt, hastig zurückzieht, weil man eine Leiche betastet zu haben glaubt. Daß es mit einem Wort ein alter, abgestorben-feierlicher, häßlicher, geheimnißvoller Rumpelkasten ist.

Die vielgewöhnte, selten mehr erstaunende Zeit empfindet auch nicht die dunklen Sagen und Gerüchte, die sich, wie vermodernde Schwämme, an die alten Mauern anheften. Die von Mund zu Mund umlaufenden Erzählungen von unterirdischen Verließen, die keiner der Berichterstatter selbst gesehen, und von geheimnißvollen, in fernen Schluchten ausmündenden Gängen, die ihr Fuß nie betreten. Aber man glaubt fest daran, mit Ausnahme vielleicht von Graf Mérek, der am besten Aufschluß darüber geben könnte. Indeß er thut es nicht und die Meinungen über sein Schweigen sind getheilt. Vorherrschend jedenfalls ist die der Majorität, daß er sich absichtlich verstelle, um jede Spur zu verwischen, wenn die Zeitläufte ihn zwingen sollten, von diesen Rettungswegen

Gebrauch zu machen. Doch dem Charakter des Grafen gemäß, ist die Ansicht der besonneneren Minderheit nicht zu verwerfen, daß er selbst nichts davon wisse und sich nie um die Wahrheit solcher Gerüchte bekümmert.

Am wenigsten jedenfalls empfindet die Zeit die Verwilderung des äußeren Zustandes von Schloß Lodron. Daß die Fugen und Mauerritzen stellenweise derartig mit langhaarigen Grasbüscheln überwachsen sind, daß sie den Eindruck einer perpendiculären Weidekoppel hervorrufen. Daß es lebensgefährlich ist, sich in ihre Nähe zu wagen, da ungefüge Steinblöcke ihres jahrhundertlangen Luftaufenthalts überdrüssig geworden sind und von sehnsüchtigen Anwandlungen nach dem Mittelpunkt der Erde befallen werden. Daß es im Uebrigen größtentheils unmöglich ist, sich dieser Lebensgefahr auszusetzen, da ein undurchdringliches Gewirr von Brombeerranken, Lattigblättern und kopfhohen Brennesseln auf doppelte Pferdelänge jeden Zutritt an die misanthropischen Wände verweigert. Daß die alten Ulmbäume in der Allee nächtlich geisterhafte, krächzende Laute von sich geben, wenn ein leiser Windstoß hindurchzieht. Daß Dohlen und Eulen, die zu Hunderten Dachfirst und Kantenschlupfwinkel umflattern, dasselbe bei Tage thun. Daß überhaupt der Eindruck, den das Gebäude von außen macht, grade ebenso alt und abgestorben-feierlich und häßlich geheimnißvoll ist als der von innen.

Und der getreue Sohn seiner Zeit ist Graf Mérek. Es giebt augenblicklich nur Einen dieses Namens mehr, und wenn das alte Schloß überhaupt noch einer Verfinsterung fähig wäre, läge dies noch als ein Accessiv-Schatten darüber, wie über der Stirn des Besitzers. Nicht als ob er sonst mit demselben zu vergleichen wäre; wenigstens körperlich nicht. Geistig mögen hin und wieder Aehnlichkeiten vorhanden sein, wie sie sich zu den meisten Zeiten zwischen einem alten oder veralteten, dem modern gewordenen Baustil nicht mehr entsprechenden Gebäude und der Ideenwelt des jüngsten Sprößlings eines mit unendlichen Ahnen gesegneten Hauses gefunden, aber körperlich in diesem Falle gewiß nicht. Als Edelmann wetteifert Graf Ferdinand unbestreitbar mit dem Alter von Schloß Lodron, doch nicht als Mensch. Als solcher ist er im Verhältniß noch bedeutend jugendlich; er zählt kaum fünfzig. Er ist von großer Stattlichkeit und äußerer Haltung, wie die Würde eines so alten Geschlechts es erfordert. Das Bewußtsein derselben ist von jeder seiner Handlungen unzertrennbar. Auch von jedem Wort und dem ihm voraufgegangenen Gedanken; auch von der besonderen Art und Weise, wie er es ausspricht und jenen Gestalt verleiht. Aber es liegt nie etwas Verletzendes für den niedriger Gestellten darin, wenn er gezwungen ist sie anzuhören. Es ließen sich so feine Sinne denken, daß sie sich gerade durch dies Benehmen am empfindlichsten gekränkt fühlten. Doch die Zeit bringt keine solche hervor. Die Zeit empfindet es als leutselig, ja als gütig; es giebt wenige Gemüther, die den Unterschied zwischen dem früheren Herrn und dem jetzigen wahrzunehmen vermögen, und die Zeit hat Ursache, sich, da der Wechsel unvermeidlich geworden, zu beglückwünschen.

Graf Mérek ist „gut“ gegen seine Untergebenen. Er hat keinen Grund, zumal in so aufgeregter Periode, es nicht zu sein, denn er ist sehr reich, vielleicht einer der Reichsten in Böhmen. Es liegt auch nicht in seinem Charakter, es nicht zu sein. Er ist zwar ein eifriger Jagdliebhaber und ladet seine Standesgenossen allherbstlich zur Theilnahme an diesen Vergnügungen ein, aber er würde kein nützliches Thier in seinen Wäldern tödten oder verfolgen. Er mißhandelt überhaupt kein Thier, weder Pferde noch Hunde, die ihre Schuldigkeit thun; weshalb einen Bauern? Außerdem thut man etwas Derartiges nur im Zorn, und er geräth nie in Zorn. Er hält dafür, daß dies eine unedle Leidenschaft verräth, die schon um der damit verbundenen Anstrengung willen sich für die Würde eines so alten Geschlechtes nicht ziemt. Ueberhaupt ziemt ihr keine Leidenschaft, denn sie würde, wenn auch nur auf Augenblicke, ihr Selbstbewußtsein verdunkeln, und das ziemt ihr vor Allem nicht.

Gewiß, seine Pflichten sind keine leichten, er weiß es und empfindet es tief, alltäglich, zu jeder Secunde. Und es ist hauptsächlich eine, die ihn seit seinen Jünglingsjahren — wenn der Ausdruck nicht unpassend wäre, da eine derartige Seelenstimmung überhaupt nicht bei ihm denkbar ist — könnte man sagen, beängstigt. Er hatte sich

gewöhnen müssen, ein fast unabwendbar scheinendes Unheil herannahen zu sehen. Mit seinem Vater stand das gräflich Mérek'sche Haus auf vier Augen, und ihm fiel als erste Verpflichtung die Aufrechterhaltung desselben zu. Aber als Hinderniß stellten sich die dürftigen Verhältnisse, in welche jahrelange schlechte und verschwenderische Verwaltung die Güter desselben gebracht, drohend entgegen. Nicht als ob es an der zu jeder Zeit reichlich vorhandenen Zahl glücklich bedachter Erbinnen gefehlt, die es sich zur Ehre angerechnet hätten, für ihren Titel die stolze, jedoch etwas kärglich gefärbte Grafenkrone zu vergolden; aber seit Menschengedenken bot der Stammbaum des Mérek'schen Geschlechts nur Beispiele von Ehebündnissen über oder auf dem Range seiner Mitglieder dar, und der letzte Sproß desselben, selbst aus der Verbindung mit einer Dame aus reichsfürstlichem Hause entsprungen, war fest entschlossen, lieber ruhmvoll die lange Reihe seiner glorreichen Ahnen zu beschließen, als einem so ehrwürdigen Brauch derselben, selbst unter so lockenden Bedingungen, selbst unter so drohenden Voraussichten, zu entsagen. So vermählten sich die reichen Edelfräulein niederen Ranges mit reichen Edelleuten, die nicht Grafen waren, und einsam auf dem zerfallenden Schloß Mérek saßen die beiden, die es waren. Der Eine zu alt, eine neue, hoffnungsreiche Verbindung einzugehen, der Andere taub den spöttischen Andeutungen gegenüber, wie unchristlicher Weise der Geringere, aber Begüterte sie sich gern über den durch aristokratische Zähigkeit verarmten Standesherrn erlaubt.

Indeß war bereits bemerkt, daß der Genius des Mérek'schen Hauses es anders bestimmt. Mit dem Umschwung der pecuniären Verhältnisse eröffnete sich dem Grafen Ferdinand, auf dem jetzt allein die Hoffnung seines Namens beruhte, eine durchaus neue Möglichkeit der Verwirklichung seines hauptsächlichen Lebenszieles. Und jetzt vermochte er, so weit derartige, verborgen gewesene Gedanken ihm zum Bewußtsein gelangten, gewissermaßen eine Rache für die stillschweigende Demüthigung zu nehmen, mit der er früher seine Augen nicht zu einer reichen Standesgenossin zu erheben wagen durfte. Er konnte, als glänzende Bethätigung der Motive seines derzeitigen Handelns, von allen Vermögensrücksichten absehen und seine Hand einer von jenen Damen reichen, mit denen früher sich zu verbinden ihn nicht der Stammbaum, wohl aber die beiderseitige äußere Lage verhindert hatte.

Und so hatte er es gethan. Die von ihm gewählte Gemahlin war in weitester Umgebung durch wunderbare Schönheit und hohe geistige Gaben berühmt; fast ebenso sehr wie der Name ihres Hauses, das seltsamerweise auch mit ihr zu erlöschen drohte, ein Umstand, der Graf Ferdinand als bedeutungsvolles Vorzeichen erschien. An der Reihe ihrer Ahnen haftete durch Jahrhunderte nicht das Stäubchen eines Makels; an Zahl war sie derjenigen der Seinen gleich. Es wäre unmöglich gewesen, ihm begreiflich zu machen, daß es günstigere Bedingungen für eine Ehe auf Erden geben könne. Um so seltsamer erschien es, daß er, wie es offenkundig war, bei seiner ersten Bewerbung fast schnöde zurückgewiesen wurde, und das Einzige, was dies an Seltsamkeit übertraf, war, daß er trotzdem sein Ansuchen so lange wiederholte, bis ihm der gewünschte Erfolg zu Theil ward. Warum sie dennoch zuletzt angenommen, was sie im Anfang mit sonderbarer, beinah verächtlicher Haltung von sich gewiesen, war den Edelleuten, die es auf den Schlössern, wie den Bauern, die es in den Hütten besprachen, gleich unerklärlich. Einige behaupteten, sie sei noch stolzer und habe noch höher hinauswollen als der Graf, und in der That schien die Folge diese Ansicht zu befürworten. Eine vornehmer hochblickende, starrer vereiste Miene war wohl kaum jemals in dieser Gegend gesehen, als die der Gräfin Wenla zu Mérek-Lodron auf Lodron-Schloß. Den letzteren Namen hatte sie, anstatt des ihrigen, mit dem ihres Gemahls angenommen, und die Leute hatten wohl Recht, wenn sie auch hierin ein Zeichen ihres Hochmuths, der in ihren Namen die Andeutung ihres großartigen Besitzthums hineinlegte, erblickten. Es sprach sich schon darin aus, daß sie einen gewissen Nachdruck auf denselben zu legen und auf ihm zu verweilen pflegte; die Untergebenen aber vermieden sichtlichst, ihr den Namen, der ihnen einst theuer gewesen, beizulegen. Nur wenige alte Diener, die zum Theil mit ihr hierhergekommen, zum Theil seit langen Jahren auf Schloß Lodron angehörig gewesen, begrüßten sie und sprachen

von ihr mit dem von ihr angenommenen Doppelnamen; ja, es schien fast, als ob die Gewohnheit der Betonung ihrer Gebieterin ihnen den letzteren als den hauptsächlichsten erscheinen lasse, denn nicht selten kam es vor, daß einer von ihnen schlechthin von Frau von Lodron sprach und auf den Blick eines Anwesenden hin es mit hastiger Verbesserung in Frau Gräfin von Mérek-Lodron umwandelte.

Die Hauptsache jedoch, welche diese Verbindung scheinbar von Seite des Grafen bezweckte, wollte sich nicht erfüllen. Acht Jahre waren verflossen, aber die Ehe des Grafen Ferdinand Mérek mit der Gräfin Wenla zu Mérek-Lodron war kinderlos geblieben.

Zweites Capitel.

Und es ist Herbst und die Blätter fallen.

Es ist interessant zu beobachten, wie sie fallen; es liegt etwas Seltsames, Abenteuerliches, Unberechenbares darin. Sie sind ein Spiel des Zufalls, aber es scheint fast, als betriebe er es mit besonderer Laune. Ja, es sieht wie Ironie aus, als wolle er im Kinderspiel das große Kunstwerk nachahmen, das wir Weltgeschichte benennen. Ebenso unerwartet, ebenso unbegreiflich bestimmt er die Loose der fallenden Blätter, wie jene die Schicksale der Menschen.

Bald wirbeln sie auf und flattern phantastische Ringeltänze um Häuser- und Wege-Ecken; es scheint völlige Ruhe, und man begreift nicht, weshalb sie sich plötzlich aufrichten, wie erschreckte Gesichter, und graden Laufs davon schießen, als ob sie verfolgt wären, über Stoppeln und Feldgräben im Vordergrund und weiter die braunen Grashalden der Berge hinauf und nun hastig in die Höh' und hinein in den melancholisch rauschenden Kieferwald, zersprengt, verstreut, hier und dort, zerstiebend, verwehend, wie in unheimliche Fremde gepeitschte, schicksalverschlagene, unstäte Menschen.

Bald fallen sie langsam herab aus den Wipfeln der Bäume. Sie wiegen sich im goldnen Herbstsonnenschein durch die Luft, drunten harren ihrer die anderen, gelbe und braune, auch grüne unter ihnen, und sie schweben friedlich hernieder und legen sich zwischen die früheren Ankömmlinge, still und abendlich roth bestrahlt, wie das Abschiedslächeln auf den Wangen unter heimathlichem Dach den bunten Traumgeschicken des Lebens entsagender Menschen.

Menschenschicksale und Blätter, wie verschieden und wie gleich! Sind sie immer am glücklichsten, wenn sie den Herbst erreichen?

Man sagt es; man nimmt es wenigstens an, denn es ist der Zweck ihrer Existenz. Man erfährt es nicht, wenn sie schon im Frühling verdorrt sind, man glaubt kaum, daß es möglich ist. Man berechnet das Glück nach der Zeitdauer des Daseins; man kann keinen andern Maßstab anlegen für die Tausend und aber Tausende, die sich vorüberdrängen, und man hat Recht, man hat immer Recht.

Da fiel noch ein Blatt, hoch oben von der luftigsten Spitze der alten Ulme, die ihre Zweige bis an den westlichen Erkerthurm von Lodron-Schloß hinanstreckte. In mannigfachen Windungen fiel es herab; bald schien es anzuhalten und von unsichtbaren Flügeln getragen zu werden, dann schwebte es weiter. Nun durch die halbentlaubten Aeste und an der rostigen Wetterfahne des Thürmchens vorüber; die Sonne beglänzte es voll und warm, wie sie roth in den Dunst über den Tannen-Bergkuppen hinuntertauchte. Näher kam es, noch grün und sommerfarbig — weshalb fällt es? Hat der Wurm daran genagt? Vor der Zeit?

Die Scheiben der hohen Erkerfenster waren geöffnet, um die warme, reine Herbstluft einströmen zu lassen, und das Blatt glitt an der zerbröckelnden Bodenwölbung vorbei. Und in geradem Fall herab auf die andern Blätter zu, die es drunten am Mauergesims aufgehäuft erwarteten.

Wer hat es gewollt? Wer lenkt den Fall der Blätter und die Schicksale der Menschen? Wer heißt die leise Strömung der Abendluft das Blatt fassen, wie es am Fenster hinschwebt, und es auf die Brüstung emporheben, daß es jetzt grün und sommerfarbig daliegt, und doch welk und zerknickt und abgestorben, aber vor den Stürmen und Regen geschützt, welche die andern drunten, zu denen es sich gesellen sollte, vernichten werden?

Oder ist es Zufall und sinnlose Laune? Oder ist es Ironie und nachahmendes Kinderspiel, das mit Blättern die Schicksale der Menschen parodirt?

Ja, gnädige Frau, es ist Herbst.

Sie mußte es denken und man sah, daß sie es dachte. Sie hatte das Blatt gedankenlos mit den Augen verfolgt, wie es auf sie zuschwebte; nun streckte sie die weiße, feine Hand aus und hob es von der Fensterbrüstung. Sie drehte es zwischen den Fingern hin und her, und die Diamanten in ihren Ringen warfen blitzende Lichter im Sonnenschein auf das verwelkende Blatt. Kann es wieder blühen? In einem anderen Frühling, wenn die Sturmwetter vorüber sind?

Dies Blatt niemals. Es hat sein Lebensziel erreicht, es kann noch einige Zeit aufbewahrt und erhalten werden, bis es auch äußerlich verfärbt und verdorrt ist, wie die andern, mehr nicht, denn es ist Herbst, gnädige Frau.

Wer sprach das? Niemand hat es gesprochen, denn sie weiß, daß sie allein ist. Dennoch wandte sie so hastig den Kopf um, daß ihr das lange, schwarze Haar verwirrt über die Stirn flog und die Augen verdeckte. Es ist gut, daß sie es thut, wenn sie belauscht zu werden fürchtet, denn sie ist doch nicht allein. Es war Jemand da, im Hintergrund des Zimmers, der eben die Thür geöffnet und neben ihr stehen geblieben, aber die Sonne hatte ihre Augen geblendet und die Locken verschatteten sie, daß sie nicht gleich zu erkennen vermochte, wer es war. Doch während sie sich umwandte, zerdrückte sie gewaltsam das Blatt in der Hand, als ob es beschrieben wäre und man davon lesen könne. Dann hatte sie das Haar zurückgestrichen und heftete die befreiten Augen auf das Unerwartete. Es war unnachahmlich, wie schnell sie sich verändert hatten; sie waren von wunderbarer Schönheit und blitzten, wie die Diamanten vorhin an ihrem Finger gefunkelt, aber sie waren auch ebenso starr, so vornehm, so kalt, wie jene unschätzbaren Steine.

Nur einen Moment und der eisige Zug schmolz wieder aus ihnen fort und sie wurden fast so weich und mild, wie sie den alten, weißhaarigen Mann gewahrten, als vorhin, da sie das welke Blatt betrachtet. Doch sie ruhten mit fragender Verwunderung auf ihm, so daß er den Kopf schüttelte. Er hatte nicht gesprochen, kein Wort, sie verstand es. Auch er verstand es, wie er sie vom Sonnenschein beleuchtet, an dem offnen Fenster des alten, düsteren Saales stehen sah, an dem die gelben, trostlosen Blätter vorüberflatterten, und glitt mit der Hand über das alte Gesicht. Wie sie sich ihm zugewandt, hatte er die Lippen geöffnet und gesagt: „Der gnädige Herr — —“ aber jetzt stockte er plötzlich und blickte sie verstummt an. Endlich sagte er:

„Der Herr Graf zu Mérek kommen zurück.“

„Es ist gut, Ralph.“

Die Worte waren laut gesprochen, aber sie klangen tonlos durchs Zimmer, Niemand nahm ein Interesse daran, nicht die Wände, nicht die alten Ahnenbilder in Helm und Panzer, die sich mit gewaltigen Schwertern auf die verstäubten, goldenen Rahmen stützten, nicht der, an den sie gerichtet waren. Am wenigsten die Lippen selbst, die sie aussprachen; es lag etwas Anderes unter ihnen, wie der wahre Gedankeninhalt eines Palimpsestes unter werthlosem Mönchsgekritzel. Dann sagte sie es leise, mehr mit den Augen, mehr mit der Form des Mundes, als fürchtete sie die lauschenden Ohren der alten Ritter unter den eisernen Behängen.

„Regnet es, Ralph?“

Es klang unverständlich, und sie brauchte nicht zu besorgen, daß die alten Ahnherren die Gedanken, welche der Frage zu Grunde lagen, erriethen. Sie mußte selbst unwillkürlich lächeln, wie sie es sagte und dabei aufsah und die tiefrothen Sonnenlichter überflog, die fast spöttische Linien auf die mürrischen Rittergesichter hinmalten. Doch es war nur der Schatten eines Lächelns an Farbe wie an Zeit; die Muskeln waren nicht an diesen Auftrag gewöhnt und sie hielten inne, bevor sie ihre Absicht ausgeführt, und das schöne Gesicht war wieder so ernst und ruhig und herbstlich wie zuvor.

Ob der Alte, den sie Ralph genannt, die Frage verstanden? Es schien nicht, denn er erwiederte nichts, sondern blickte auf die Uhr, als ob er von ihr meteorologische Auskunft erwarte.

„In zehn Minuten werden der Herr Graf hier sein,“ sagte er, wie er die Uhr in die breitklappige, altmodische Weste zurückschob. So seltsam dies als Antwort auf ihre Frage klang, mußte es sie doch zufrieden stellen, denn sie wiederholte dieselbe nicht. Statt dessen seufzte sie leise und murmelte:

„Du bist grausam, Ralph.“

Er entgegnete, daß er vorsichtig sei. Auch ihre Stimme widersprach dem Vorwurf ihrer Worte und die feine, schmale Hand, die sie ihm in seiner derben ließ, wie er sie zärtlich an die Lippen drückte und wie ein paar helle Thränen darauf herabrollten. Und wie er sie so treu und doch so tief ehrerbietig anschaute und mit bewegter, bebender Stimme flüsterte:

„Liebe gnädige Frau von Lodron."

Sie sagte: „Pst, Alter," und die feine Hand verschloß ihm warnend den Mund. Er trat jetzt zurück und ein Lächeln flog verschwindend über seine festen, verwetterten Züge, wie vorhin über die ihrigen. Sie fragte verwundert, was er habe? er lächelte nochmals und meinte, es werde regnen, aber ihm könne es nicht schaden und er werde noch einen Spaziergang machen.

Die gnädige Frau mußte vielen Antheil an seinem Wohlbefinden nehmen, denn sie fragte ihn hastig, wo? und er sagte, in der Allee vor ihrem Fenster, und dann fragte sie, wie lange? und er erwiederte, bis es zu regnen anfange, und dann warf sie einen besorgten Blick durch das Fenster, curioserweise nicht zum Himmel, sondern durch die lange Allee auf die Erde hinab, und dann sah es fast aus, als sei der Alte wie eine geisterhafte Erscheinung verschwunden, da es kaum möglich schien, daß eine menschliche Hand Jemandem so schnell die Thür öffnen könne und ihn hinausdrängen und schon wieder am Fenster stehen und ihm mit den Augen folgen, wie er drunten aus dem eichenen, eisenbeschlagenen Schloßthor hervortrat und rechts bog, an der hohen, gerade auf dasselbe zuführenden Ulmenallee vorüber auf die einsame Häusergruppe zu, die zum Gute gehörig, zerfallen, abendsonnenumspielt an der braunen Berghalde dalag.

Sie mußte sich stark aus dem Fensterrahmen nach rechts hervorlehnen, um ihm mit den Augen folgen zu können, aber sie verwandte sie nicht von ihm. Wie er so in seiner altmodischen Bediententracht, die der Graf liebte, dahinwanderte, und die Schatten seines lang herabhängenden Galarockes mit den ausgebauschten Aermeln und den Rosetten und Achselschleifen hinter ihm zurückfielen, sah er wunderlich aus, der Alte. So curios und unsinnig und widernatürlich, wie man es auf den alten Gemälden, wo die Motten und Würmer nicht als Kunstkritiker aufgetreten sind, sieht und wieder sieht und doch kaum glaubt, daß es je Menschen in der Wirklichkeit gegeben, die sich so geschmacklos gekleidet.

Wie klein sah er jetzt aus, der Alte, und wie puppenhaft zierlich waren seine großen Hände, die er gerade vor dem freundlichen epheubekleideten Häuschen ineinander schlug — man sah es sehr viel eher, als man den Schall, ganz leise, ganz verhallend, hörte — und nun, konnte es etwas noch Kleineres auf der Welt geben, als die winzige Figur, die aus der Thür hervorsprang — wie ein Mäuschen nahm sich's aus, so schnell und so leicht und so beweglich — und an der alten Puppe, die immer noch viermal so groß war wie sie, in die Höh kletterte und sich auf ihrem Arme wiegte und jubelte — können Sie es herüberhören, gnädige Frau?

Sie sah es jedenfalls, denn ihre Augen verließen den kleinen Doppelpunkt nicht, wie er sich langsam wieder ans Schloß heranbewegte und sich allmälig — auch für minder Scharfsichtige — zu einem alten Manne gestaltete, der ein kleines Mädchen an der Hand führte. Es sah unendlich innig und zärtlich aus, wie er den langen, steifen Rücken zusammenkrümmte und halb mit gebogenen Knien ging, damit die Kleine bequem ihr Händchen in die seine legen konnte, und wie er sorgsam innehielt, wenn sie sich von ihm losmachte, um ein buntes Steinchen aufzuheben oder einem gelben Blatt zu folgen, das um sie herumtanzte, als wollte es mit ihr spielen, bis sie es gehascht hatte und wieder die alte, treue Hand faßte, die wieder mit ihr vorwärts schritt, gerade auf das Schloß zu.

Sie kamen so nahe, daß die schönen Diamantaugen droben im Erker ganz deutlich sahen, wie das lose, braunlockige Haar um die verbrannten Schläfen und die rothen gesundheitstrahlenden Wangen des kleinen Mädchens flatterten. Trotzdem lehnte sie sich noch weiter hervor, so weit, daß es fast gefährlich schien, und instinctiv mochten die weißen Hände das auch denken, denn sie schlossen sich fest auf dem Atlaskleide über der Brust zusammen, als müßten sie dieselbe halten, daß sie nicht hinunterstürze. Auch mußte sie selbst für sich bedacht sein, da Niemand auf sie Acht gab. Nicht das Kind, das sorglos zwischen den Bäumen der Allee umherhüpfte und Blätter suchte, die es mit einem Bastfaden zu-

sammenheftete und lustig im Kreise wirbeln ließ; nicht der Alte, der abgewendet, an einen Stamm gelehnt, daneben stand und seinen Schützling mit den Augen behütete; nicht die Gutsangehörigen, die nach vollendetem Tagewerk müssig schlendernd des Weges kamen, ab und zu den Alten grüßten, oft aber mit trotzig-gleichgültiger Miene vorübergingen — Niemand, Niemand in der Welt, als sie allein.

Noch immer fallen die Blätter und es ist Herbst. Und doch, wie das schöne, blasse Antlitz, bewegungslosem Bilde gleich, von Künstlerhand in die leeren Rahmen des Erkerfensters gemalt, dasteht, ist es, als spräche eine leise Stimme — es klingt seltsam, als käme sie unter den verschlungenen Händen hervor — daß es dereinst wieder Frühling —

Es war ein dumpfes Geräusch, das die Stimme übertönte. Sie glitt, wie von einem Traum erwachend, ungewiß mit der Hand über die Stirn, aber es war keine Täuschung, sie hörte es nicht allein. Auch der alte Mann vernahm es und verließ seine Stellung, um auf das Kind zuzugehen; auch die Kleine ließ das aufgereihte Spielzeug in den Schooß fallen und wendete die Augen der Richtung zu, aus der das Rollen ertönte. Es war grade gegen die Sonne, und sie deckte das Auge mit der Hand; dann sprang sie auf und blickte neugierig die Allee hinab. Alle, die es konnten, thaten es, aber mit verschiedenem Ausdruck. Mit fast düsterem, wenn man den Alten anschaute, wie er die Augen auf die dunkle Masse heftete, die sich, schwarz von der gelben Einfassung der Allee abstechend, schwerfällig-schnell heranwälzte. Oder mit gar keinem für den, der ihn auf den Zügen des Erkergemäldes lesen wollte, oder doch mit dem kaum merklich sie verändernden der Resignation.

Sonst veränderte sich nichts an ihr, nicht die Haltung, nicht die Hände, nicht die Augen, die immer noch auf der Gestalt des kleinen Mädchens ruhten und seinen Bewegungen folgten. Nur ihre Lippen öffneten sich unmerklich, und es war, als sprächen sie leise ein Wort nach, wie der Alte unten mit sanfter Stimme „Minatka" rief. Das Kind wendete sich um und sagte: „Ja, gleich, Großpapa" — um Gotteswillen, gnädige Frau, Sie neigen sich zu weit aus dem Fenster — aber es eilte trotzdem weiter fort und klatschte verwundert in die Hände und sah dem Wagen entgegen, der an sie heranrollte, an ihr vorüberflog und von dem betreßten Kutscher dicht neben dem Alten angehalten ward, der unschlüssig auf das Kind blickte, während er die Mütze von dem weißen Haar abzog und eilfertig den schweren, mit einer Krone verzierten Wagenschlag öffnete.

Es ist Graf Ferdinand Mérek, Erbherr zu Mérek und Lodron, der heraussteigt. Wer es nicht weiß — aber es dürfte wenige in einem Umkreis von zehn Meilen geben, die es nicht wüßten — kann es in der tiefen, sklavischen Ehrerbietung lesen, mit der alle Untergebenen des Schlosses bis auf Gesichtsweite von der Kutsche ihre Kopfbedeckung lüften und entblößten Scheitels dastehen. Es gehörte mehr Kenntniß dazu, aber dann könnte er es vielleicht besser auf dem schönen Gesicht lesen, das sich jetzt etwas vom Fenster zurückgezogen hat und mit gleichgültigen Augen von der rothen Damastgardine auf die Vorgänge des Schloßhofes hinunterblickt. Es ist sehr stolz, dies Gesicht, noch weit kränkender stolz, als die behäbige, aristokratische Physiognomie, die jetzt, den hirschledernen Handschuh auf die Schulter des alten Ralph stützend, würdevoll den Fuß auf den Wagentritt setzt. Er trägt die Last dreißig ruhmvoller Ahnherrn, dieser Fuß, man sieht es, er trägt das Gewicht des kaiserlichen Vertrauens, das ihn den ganzen Sommer hindurch gegen sonstige Gewohnheit an Wien gefesselt; er trägt unermeßlichen Reichthum, hohe Ehren, persönliche Erhabenheit stolzester Art, und er bewegt sich unter allen diesen Lasten schwer aber sicher zur Erde herab, die glücklich ist, ihn zu empfangen. Auch die Sonne blitzt noch einmal auf und umflicht sein Haupt mit einer Strahlenglorie. Er merkt es nicht, aber er würde es natürlich finden, wenn er es bemerkte. Er würde es, wenn es eine Unannehmlichkeit wäre, ruhig ertragen, denn es ist eine Huldigung, die sie ihm darbringt, und seine Stellung legt ihm die Pflicht auf, auch peinliche Lagen, welche ihre Würde vermehren, gleichmüthig zu erdulden.

Aber jetzt, was war das? War es die Sonne, die plötzlich verschwand und Wärme und Farbe und Leben raubte und Alles eisig überschauerte? Es liegt fahl und blaß auf den Gesichtern, wie ein graues Leichen-

tuch zieht es über die Berge, über die Ulmen, über das heitere Thalflachland, über die lachende, malerische, dürftige Häusergruppe an der Halde. Gespenstisch kriecht es an den alten Schloßmauern hinauf und webt sich düster wie graues Gespinnst um Zinnen, um Thürme, um Erker. Es ist eine Riesenspinne, die mit Zauberhänden ihr unheimliches Gewebe über das Schloß verstrickt. Selbst die Dohlen merken es, denn sie flattern ängstlich und scheu hervor, um dem Fangnetz zu entgehen; auch ihre Gesellschafter, die Eulen. Sie krächzen hoch über den Dachfirsten; sie schwärmen unruhig hin und her; sie rufen kreischend die Zurückgebliebenen und dann tummeln sie hastig über die Gegend, auf die Berge zu, in die plötzlichen Wolken hinein, die selbst den Himmel wie mit greiser Todtenstarre überziehen.

Ja, es mußte die Sonne sein, die verschwand; denn Alle empfanden es gleichmäßig. Sie wußten nicht weshalb, doch es überlief sie. Den Alten, der noch immer unbedeckt neben dem Wagen vor dem Grafen stand und kaum die Anordnungen vernahm, welche dieser ihm mit gemessener Würde kund gab. Auch das Kind, das neugierig herangehüpft war, ohne die seitwärts geworfenen, abweisenden Blicke des Alten zu beachten, und nun plötzlich scheu in einiger Entfernung stehen blieb und — unerklärlich warum — die großen, blauen Augen zagend auf die Gruppe richtete. Auch die schönen Diamantaugen, die denen des kleinen Mädchens so ähnlich waren und noch immer aus der Tiefe des Erkerzimmers zärtlich auf ihm ruhten — auch sie überlief es, als würde plötzlich Alles wieder herbstlich, trostlos, unheilverkündend.

Nur zwei Menschen empfanden nichts davon. Für den Einen würde es sich nicht schicken, es zu empfinden, wenn es sich bei ihm geltend machen wollte oder könnte. Man sieht's auf den alten Rittergesichtern, die unwillig auf die schöne Frau herabblicken, wie sie unwillkürlich mit den Händen die rothen Gardinen gefaßt hält, während ihre Augen starr an dem Haupte des Kindes vorüber auf den Wagen zu gleiten. Keiner von ihnen hat je etwas derart empfunden. Graf Ferdinand würde es deshalb von einem Standesgenossen als Beleidigung betrachten, wenn es ihm oder seiner Gemahlin zugemuthet würde. Gewiß, auch seiner Gemahlin gegenüber; denn seine Gemahlin ist wie er, oder besser, ist er selbst. Er achtet sie deshalb so hoch wie sich selbst; er schätzt ihre Schönheit, ihre aristokratischen Eigenschaften, auf die er stolz ist, je stolzer sie erscheint. Er würde, wenn er ein psychologisches Werk durchläse, nach der Charakterisirung, die er darin fände, das Gefühl, das er für sie hegt, als Liebe bezeichnen, so weit ihm seine Stellung die Hingabe an eine Gemüthsrichtung, die darin als Leidenschaft rubricirt ist, verstattet. Er wird sich freuen, sie wohl anzutreffen, körperlich natürlich (geistig muß sie es ja sein, da sie seine Gemahlin ist). Er hat auch keinen Grund, das Gegentheil zu befürchten, da die Umgegend von Lodron-Schloß gesund und die Jahreszeit nicht ungünstig gewesen ist. Mit Ausnahme des Gebäudes selbst, das stellenweise an Feuchtigkeit leidet; ein Uebelstand, den er durch Umbau zu heben bemüht sein wird. Herr Lissov wird sich selbst von Allem überzeugen.

Graf Ferdinand sagte das in einer durchaus höflichen aber geschäftsmäßigen Art, und der Angeredete, der neben ihm und dem alten Diener stand, hatte sich nach jedem Satz verbeugt und die Augen nach dem Gegenstand gerichtet, von dem die Rede war. Er hatte mit einem Blick die Umgegend überflogen und er bejahte stillschweigend durch eine Verneigung, daß sie ihm gesund scheine. Er hatte mit flüchtiger Erhebung der Augen das Schloß gemustert und stimmte durch eine Kopfbewegung der Muthmaßung des Grafen bei, daß es feucht sein möge. Hatte er auch gesehen, daß sich das schöne Gesicht von den rothen Gardinen noch tiefer in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen, wie er seine Blicke auf das Haus gerichtet? Es mochte in seinem Verhältniß liegen oder in seiner Kenntniß des gräflichen Charakters begründet sein, daß er keiner der Ansichten desselben widersprach; jedenfalls bestätigte er bei Erwähnung der Gemahlin des Grafen — die Augen schossen blitzartig unter den schwarzen Wimpern hervor, dann streiften sie gleichgültig an dem offenen Erkerfenster vorbei und auf den Redenden zurück — daß der Gesundheitszustand Ihrer Gnaden — körperlich natürlich — augenblicklich keinen Wunsch übrig lasse.

Es war nicht schön, dieses stumm be-

jahende Gesicht. Es war vielleicht der Anlage nach dazu bestimmt, aber es war es nicht geworden. Es war zu bleich dazu und mehr noch zu starr und zu unbeweglich. Es sah eigentlich gar nicht aus wie ein Gesicht, sondern wie eine sehr geschickte, sehr enganschließende Maske, die den darunter verborgenen Organen von Fleisch und Blut keine Bewegung erlaubte, um nicht zu verrathen, daß es eine Maske sei. Es war respectvoll hinter dem Grafen aus dem Wagen gestiegen, grade im Augenblick wie die Sonne verschwand (und war der Andere, der nichts von der plötzlichen Veränderung empfand) und es stand wie eine Automatengestalt (o wie glich ihr die kalte, wachsbleiche Stirn) regungslos da, als ob es keinen eigenen Impuls besitze und auf die leitende Hand des Eigenthümers warte. Es stach fast noch mehr von der schwarzen Stadt-Galakleidung ab, als die feinen, blendenden Spitzen, die zierlich gekräuselt den Hals umgürtelen und auf die weißen Hände herabfielen, welche gedankenlos mit den langen, altmodischen Handschuhen tändelten und an dem Heft des dünnen Paradedegens nachlässig niederhingen. Es war viel Kunst in der Ehrerbietung dieses Gesichtes, in der Stellung der Glieder, in der leise geneigten Haltung des Körpers; aber sie schien fast zur Natur geworden, und die Natur des Grafen war am wenigsten geeignet sie zu bemerken.

Die Handbewegung war unnachahmlich, mit welcher der Graf das Gesicht einlud, ihm zu folgen. Bitte, Wunsch, Befehl lagen zugleich darin und alle drei waren einzeln zu verstehen. Er hatte sich halb dabei gewendet und zufällig seine Augen gesenkt und streifte mit ihnen die Stirn der kleinen Minatka, die allmälig näher herangekommen und sich verstohlen an den alten Mann, den sie Großpapa genannt, anschmiegte. Es war selbstverständlich, daß sich das Gesicht ebenfalls umwendete und auch die Kleine anblickte; und da das Auge des Grafen einen Moment nachdenklich darauf ruhte, so that es auch das seine.

Das Kind erschrak vor dem Blick und suchte sich ihm zu entziehen, indem es den Kopf an der Seite des Alten verbarg.

„Ein hübsches Kind," sagte der Graf; „gehört es Ihm, Ralph?"

Es gehört seinem Sohn; seine eigene Frau ist lange gestorben, schon vor dem Kriege; noch bevor der gnädige Herr auf Schloß Lodron wohnten.

Se. Gnaden unterbrach ihn und erwiederte: „Ja wohl, ich erinnere mich." Ob er es wirklich thut, ist schwer zu bestimmen, aber jedenfalls thut er es ungern, denn ihm ist, als müsse er von jeher auf Lodron-Schloß gelebt haben. Die Würde der Mérers erfordert eine solche Muthmaßung und hält ihn ab, den Excursionen des Alten in die Vergangenheit zu folgen. Es war nichts gesagt worden und er wiederholte:

„Ein hübsches Kind," und wendete sich halb dem Gesicht zu, und das Gesicht öffnete die Wachslippen und sagte: „Ein hübsches Kind," und die Feder schnappte ein, und die Maske war wieder leblos und eisig-starr wie zuvor.

Es war ungewöhnlich, daß der Graf einen so bedeutungslosen Gegenstand zweimal berührte; aber das Kind erregte eine angenehme Empfindung in ihm. Wie es nett gekleidet und sauber und blühend dastand, repräsentirte es ihm den Zustand seiner Güter. Er war ihm dankbar für diese Miniaturverkörperung und trug seine Schuld dadurch ab, daß er sich nach den Verhältnissen desselben erkundigte. Auch werden die übrigen Gutshörigen diese Herablassung erfahren und es wird ihnen ein Sporn sein, der ihm zu Nutzen kommt. Er berechnete das nicht, aber er fühlte es instinctiv.

Darum sagte er, daß der Alte ein treuer und durchaus wohlerfahrener Diener sei, und daß er sich über den Wohlstand seines Sohnes, den das Kind andeute, freue. Er sprach das wieder halb zu dem Gesicht, und das Gesicht verneigte sich und freute sich auch. Aber Se. Gnaden hatte den Sohn selbst vergessen: nicht augenblicklich, das klänge wie eine Entschuldigung, und welche Verpflichtung hätte Se. Gnaden, ihn im Gedächtniß zu behalten? Ueberhaupt. Er kommt selten hierher und es sind dann andere Dinge, die ihn beschäftigen. „Sein Sohn nimmt also eine Stellung auf Schloß Lodron ein?"

„Ja, gnädiger Herr; er ist Förster und wohnt dort drüben in dem kleinen epheuüberzogenen Hause. Se. Gnaden haben es ihm und seiner Frau geschenkt auf Fürsprache der gnädigen Frau."

Se. Gnaden blickte zerstreut hinüber; das Gesicht that es ebenfalls, und in den schwar-

zen Augen war das kleine, epheuüberzogene Haus fixirt wie auf der Platte eines Photographen; dann kehrten alle vier Augen gleichgültig zurück.

Se. Gnaden erinnerten sich jetzt auch dessen. Sie waren sichtlich in vortrefflichster Stimmung, denn Sie geruhten auszudrücken, Sie würden ihnen auch fürder gewogen bleiben. Schon um des wohlaussehenden Kindes willen, das den Andern mit gutem Beispiel vorangehe. Se. Gnaden lächelten dazu und dann lächelte das Gesicht auch, wenn man es als Lächeln bezeichnen konnte, daß die weißen Zähne um eine Linie zwischen den wächsernen Lippen hervortraten, und dann noch einmal eine Handbewegung Sr. Gnaden — keine Druckmaschine kann ihre Typen zweimal so getreu ausprägen, wie diese jener von vorhin gleicht — Bitte, Wunsch, Befehl. Dann schritten Beide, das Gesicht um Fußlänge hinter und neben Sr. Gnaden, auf das offene Thor des Schlosses zu.

Die Abendkühle brach schnell herein und es war kalt und fröstelnd auf dem finsteren, hallenden Steinflur, aber wie sie den Fuß darauf gesetzt, ward es leichenhaft. Es roch wie nach Moder und Fäulniß, und der Salpeter tropfte so hörbar von den Wänden herab, daß es selbst dem Grafen auffällig war. Dabei machte die Dämmerung die Gegenstände ungewiß, und wie er sich umwandte und die Hand hob, um dem Gesicht die Belege seiner früheren Worte betreffs der Feuchtigkeit des Hauses anzudeuten, war es ihm, als habe sich die Hauptfigur von den Wänden der kleinen Gutskirche drüben, die einen mittelalterlichen Todtentanz darstellen, abgelöst und schreite hinter ihm. Nicht als ob es ihn unangenehm berührte, aber er war noch immer in bester Laune und vergab seiner Würde so viel, einen Scherz zu machen und dem Gesicht die Aehnlichkeit, die ihm aufgefallen, mitzutheilen. Und er setzte hinzu, wie spaßhaft dies sei, da Jener grade in umgekehrtem Anlaß komme, Leben zu bringen und zu erhalten. Dabei lächelte er wieder — es ist lange her, daß er dies zweimal an einem Tage gethan — und der Tod zeigte die weißen Zähne und fand es ebenfalls spaßhaft und freute sich, seinen leblosen Doppelgänger — von dem er in Bezug auf die Absicht so sehr verschieden sei — kennen zu lernen.

Noch dunkler war es auf der breiten Fliesentreppe und in dem langen Corridor des ersten Stocks, und der Schritt des Grafen hallte noch unheimlicher aus den Tiefen zurück. Wenn die Wanderung lange fortgedauert, wäre es ihm vielleicht aufgefallen, daß es immer nur sein Fuß war, der das Echo weckte, und es wäre ihm spaßhaft vorgekommen, sich umzuwenden und dem Tod zu sagen, er bewege sich ebenso lautlos und schattenhaft, wie sein Doppelgänger drüben an den Wänden der kleinen Kirche. Doch die Wanderung war nur kurz, und Se. Gnaden hatten außerdem Wichtigeres zu denken. Se. Gnaden ist eine Person von unbedingter Wichtigkeit für die Existenz des böhmischen Reiches und der Habsburgischen Erblande. Er darf das nicht vergessen, nie, keinen Augenblick; es ist eine oft schwere Pflicht, welche ihm sein Name, seine Stellung, seine Besitzungen auferlegen. Er hat in Folge dessen hier manche Anordnungen zu treffen. Er ist seit längerer Zeit nicht in Lodron-Schloß gewesen und hat die Absicht, die dortigen Verhältnisse in Uebereinstimmung mit den von ihm kennen gelernten Principien der kaiserlichen Kanzlei zu bringen. Sein achtbarer junger Begleiter wird ihn vermöge seiner allgemeinen und vielumfassenden Kenntnisse darin unterstützen.

Er entwickelte dies, gleich nachdem er in den Saal getreten war, der ebenfalls schon im Zwielicht lag, aber doch noch nicht so dunkel war, daß er nicht, während er sprach, die Augen auf die alten Ritterbilder richten konnte und würdevoll ihre schweigende Zustimmung empfand. Wie er die Thür geöffnet hatte, war die hohe, dämmerumflossene Frauengestalt aus dem buntgeschnitzten Fauteuil am Tische aufgestanden und ihm entgegengetreten. Nicht hastig, o nein, — was würden die Gemälde sagen — mit der unter der Last, die Beide zu tragen haben, geziemenden Ruhe, und er hatte sie auf die Stirn geküßt und „meine Liebe" gesagt, und sie hörte seine Auseinandersetzungen in ernster, gemessener Haltung an, wie es so wichtigen Dingen in Beider Interesse, das nur eins und dasselbe ist, zukommt.

Der Tod war hinter ihm eingetreten — es war als sei das Licht plötzlich noch viel trüber geworden, seitdem er die Thür geschlossen — und stand bescheiden in der

Ferne, bis er von der Hand des Grafen aufgezogen wurde und sich zu bewegen begann. Er war der Begleiter, von vielumfassenden Kenntnissen — man hörte die künstlichen Gelenke knacken, und der Automat senkte den Kopf ehrerbietig auf die Brust. Achtbar — noch tiefer; ein junger Mann, der das Glück haben wird, Se. Gnaden unterstützen zu dürfen — auch der Rücken begann sich leise zu krümmen — und der augenblicklich die Ehre hat, Ihrer gräflichen Gnaden, Frau von Mérek-Lodron vorgestellt zu werden. — „Herr Lissov“ — —

War es noch hell genug, daß er die vereisten, hochmüthigen Züge unterscheiden konnte, mit denen Ihre gräfliche Gnaden den Präsentirten aufzunehmen — oder abzulehnen, es ist unbestimmbar — geruhten? Jedenfalls war sein Gesicht so tief gebückt, so herabgekrümmt, grade wie jeder andere Theil seines Körpers, daß er es nicht vermochte. Auch die Kopfbewegung Ihrer Gnaden war lange vorüber — wenn es nicht überhaupt Täuschung des Zwielichts war — mit der sie ihn aus seiner unterthänigen Stellung zu entlassen geruhte; und wie er die Wachsstirn langsam erhob, fühlte man, daß ihre Augen unbehindert durch ihn hin gingen und daß er spurlos von dem Fleck, auf dem er stand, verschwunden war, wie Luft, wie ein Phantasiebild — in leeres Nichts.

Auch der Graf fühlte es und es war natürlich. Was ist Herr Lissov für Ihre Gnaden? Ihre Gnaden brauchte nicht mit den gemeinen Verhältnissen des Lebens in Berührung zu kommen: sie konnte jede derartige Annäherung von sich abwehren, und es war ein stolzer Beweis ihrer edlen Abstammung, wenn sie es that. Aber Se. Gnaden nahm eine politische Stellung ein, welche durch die Masse bedingt ward und auf sie wirken mußte. Er bedurfte dazu der Handhaben und zwar geschickter, einsichtsvoller Handhaben. Und zwar solcher, die auf das Volk zu wirken im Stande sind, was sie am besten vermögen, wenn sie selbst aus demselben hervorgegangen. Sie kennen dann seine Anschauungsweise, seine Neigungen, Gebräuche. Herr Lissov ist eine solche Handhabe; er ist ihm unentbehrlich. Er hat ihm in Wien als Secretär gedient, ist dem Kaiser mit Leib und Seele ergeben, streng katholisch, abgesagter Feind aller Neuerungen. Er wird in der Abwesenheit des Grafen die Schlösser Lodron und Mérek verwalten und Zustand und Stimmung der Untergebenen überwachen. Es ist schade, daß er aus dem Volk ist, denn er ist eine schätzbare Maschine und Sr. Gnaden bereits zu Allem so erforderlich, wie z. B. zum Gehen sein Stock. Er besitzt auch medicinische Kenntnisse und wird in dieser Eigenschaft — was übrigens Gott verhüten will — mit Ihrer Gnaden in Berührung kommen. Er wird den östlichen, seit Beginn des Krieges unbewohnten Flügel des Schlosses beziehen. Ralph — es ist der alte Diener, der bei der Ankunft den Wagen geöffnet — wird ihm die Wege zeigen und ihm leuchten.

Der Automat knickte vor Ihrer Gnaden zusammen. Er weiß, daß er nicht mehr existirt und daß sie es nicht sieht, aber er thut es dennoch. Dann vor Sr. Gnaden. Dann verließ er das Zimmer und es war Nichts verschwunden, und auch das Ohr vernahm nicht, daß etwas geschehen war.

Der Alte erwartete ihn mit Licht drunten in der Halle, und sie schritten schweigsam den langen, düsteren Bogengang hinunter. Dann wiederum eine breite Steintreppe hinauf und rechts und nochmal rechts. Der Alte war in Gedanken versunken und ging mit dem silbernen, altmodischen Armleuchter vorauf. Dann wieder ein Kreuzweg, und er stand still und besann sich, denn er hatte seit langen Jahren den Flügel nicht betreten, und alle Winkel waren gleich an Finsterniß und Altersschwäche und Unheimlichkeit. Doch wie er so unwillkürlich, in seinem Gedächtniß stöbernd, inne hielt, war es fast, als würde der Tod ihm zur Seite lebendig. Ralph hatte ihn bis jetzt aufgezogen, anstatt des Grafen, und er war geräuschlos hinter ihm drein geschritten; nun plötzlich wendete er sich mit einer hastigen Bewegung und schlug den breiteren Gang zur Linken ein. Der Alte fuhr verwundert aus seinem Sinnen in die Höhe und folgte ihm mit den Augen ins Dunkel hinein; dann sagte er:

„Ihre Zimmer liegen hier rechts, Herr Lissov; ich verirre mich beinahe selbst in diesen wunderlichen Gängen. Hier, wenn es Ihnen beliebt.“

War es nur der flackernde Lichterschein, der grade über das Wachsgesicht hinglitt, oder war es wirklich noch weißer gewor-

den? Es murmelte seltsam durch den Corridor dabei, als ob Jemand ein dumpfes, erschrecktes „Nein“ ausgestoßen, so daß Ralph sich erstaunt umwendete.

Ja wohl, er — Herr Lissov — hatte es gesagt; er war es gewesen, der „Nein“ gesagt hatte. Er hatte damit gemeint, daß er unmöglich die für ihn bestimmten Zimmer besser finden könne als der Alte, da er sie nie gesehen. Er dachte nur, der breitere Gang werde dahin führen. Also hier?

Er folgte dem Leuchter wieder wie zuvor, aber noch zögernder, noch lautloser, noch behutsamer, als befürchte er, sein Schritt könne irgend etwas aufstören. Irgend etwas Unheimliches, etwas Fürchterliches. Als ob er zwischen Gräbern ginge, in denen Todte lägen, die er aufwecken könne. Es war etwas Unstätes in seinem Fuß, der manchmal zaudernd inne hielt und sich dann hastig wieder an die Fersen seines Vorgängers heftete. An Thüren mit verrosteten Schlössern vorbei, die er zu zählen schien, denn er murmelte: „Eins, zwei — drei.“ Er athmete tiefer auf bei der letzten Zahl und drängte sich noch eiliger und näher an den Alten als zuvor, auf die andere Seite des Ganges.

Nein, nicht weiter. Es liegt noch ein Zimmer tiefer hinunter, aber es ist fast zerfallen und unbenutzbar. Dies ist's, mit dem schweren messingenen Thürdrücker, den der jahrelange Rost rothbraun — es sieht fast wie eine Blutkruste aus im flackernden Kerzenlicht — überzieht.

Das Klappern der Schlüssel und das Stöhnen der unwillig nachgebenden Angel übertönte fast die Worte des Alten. Dann kreischte die Thür auf und er trat ein, und der Andere folgte ihm nach. Es war ein tiefes, verödetes Gemach, über dessen Schwelle sie kamen, sie gab vermorscht unter dem Fuß des neuen Ankömmlings nach, der die Augen geschlossen hatte und darüber stolperte — und eine feuchte, modrige, verdorbene Luft schlug ihnen entgegen. Ein hohes Gemach mit verschwindenden, lichtabsorbirenden, einbilderischen Winkeln, die von gelbverblichenen Wänden gebildet wurden, an denen wie Schatten aufgestörte Spinnen entlang hasteten. Der Bohrwurm hatte gelbe Hügel angesammelt unter den Tischen und Stühlen, die mit verschossenem Sammet überzogen waren, und man trat zerdrückend darauf, wie auf giftiges Gewürm, und scheuchte Motten und Nachtgethier auf von den Gardinen, die ängstlich um die Lichter flatterten und übelriechend mit versengten Flügeln herabfielen.

Es war so ungastlich und unwirthlich, daß der alte Diener nicht umhin konnte, selbst dem Fremden gegenüber, den er ab und zu mißtrauisch betrachtet hatte, den Eindruck, den es machen mußte, zu entschuldigen.

„Es ist eben lange nicht bewohnt, Herr, und die gnädige Frau war auf Ihren Empfang nicht vorbereitet. Bei Licht und im ersten Augenblick erscheint's am schlimmsten; auch glaube ich, haben Se. Gnaden, der Herr Graf, es nie betreten. Der vorige Besitzer liebte es am meisten, um der Aussicht willen; sein Bild hängt noch dort —“

Der Angeredete sagte „ja,“ aber er sah nicht in die Richtung, nach welcher die Hand des Alten deutete. Er starrte brütend in die knisternden aufzüngelnden Flammen, dann hob er verwirrt ebenfalls plötzlich den Arm und fragte, nach der andern Seite gewendet, ob dort das Schlafzimmer sei?

Es war dort, und sie traten hinein. Ebenso stöhnende, kreischende Thürangeln mit blutigem Rost auf dem Messingdrücker; ebenso dumpfe, todte, unathembare Luft, ebenso Spinnen und Bohrwürmer und schwirrende Motten. Nur hohe, seidene, verblichene Bettvorhänge statt der verschossenen Sammetmöbel, und hinter ihnen noch tiefere, noch schattigere, noch unheimlichere Winkel.

Sie waren zurückgegangen und Ralph stellte den dreiarmigen Leuchter auf den Tisch; dann wünschte er tonlos „gute Nacht“ und ging. Der Fremde blickte ihm erstaunt nach, daß er ohne Licht ging, und fragte ihn, ob er im Dunkel durchfinden könne durch die langen, labyrinthischen, öden Gänge. Der Alte antwortete kurz: „Ja,“ und verbeugte sich wie gedankenlos in halbhundertjähriger Gewohnheit, und schloß knarrend hinter sich die Thür.

Würde Jener es nicht? Würde er nicht ohne Licht allein durch die engen, einsamen, widerhallenden Gänge gehen, in denen er Keinem ausweichen könnte, der ihm begegnete, Keinem entrinnen, der ihn verfolgte?

O nein, gewiß nicht! Um keinen Preis; nicht um den höchsten!

Wenigstens sagten es die Augen, wie sie

ängstlich auf die Thür geheftet blieben, durch die der Alte verschwunden war; starr wie lauernde Schlangenaugen, die den stärkeren Feind herannahen sehen, und ihm ohnmächtig gelähmt entgegenstieren, an der Macht des eigenen Giftes verzweifelnd. Und dann sprang er plötzlich entsetzt auf; er fühlte, wie das Haar sich unter der Hand, die er auf die Augen gepreßt hielt, emporsträubte, und griff mit der andern krampfhaft nach dem Leuchter und stürzte auf die Thür zu — —

Nein — wenn auch mit dem Licht — allein durch die öden, lautlosen Gänge, über die klappernden Fliesen, die wie Grabsteine dalagen, unter denen sein Schritt die Todten aufwecken könnte — —

Er wendete sich um und stieß klirrend die Fenster auf, und athmete die kühle Nachtluft in langen Zügen ein. Dann ging er im Zimmer lautlos auf und ab, auf und ab, auf und ab. Er geht durch die Länge des Zimmers; hin und wieder bleibt er unschlüssig in der Mitte stehen und richtet scheu die Augen zur Seite auf die Wand, von der in bestäubtem Goldrahmen ein hohes, fast lebensgroßes Bildniß herabragt. Die Schatten fallen darüber hin und man kann die Züge des Bildes nicht unterscheiden; doch er hält die Augenlider gesenkt, wie er zögernd steht und hinüberblickt, und dann wieder auf und ab, auf und ab, auf und ab. Endlich dreht er sich und schreitet mit rascher Bewegung auf das Gemälde zu. Er fährt mit der Linken dabei über die Stirn — ist es um sein geistiges Auge zu erhellen, oder die leiblichen zu schließen? und tastet mit der Rechten dicht unter dem Goldrahmen an die Wand. Und ein Stückchen von der gelben Wand verschwindet und wird schwarz, und er greift hastig in die Brusttasche unter seinem Obergewand und zieht ein kleines Büchlein hervor und wirft es in die schwarze Oeffnung hinein. Er bleibt einen Augenblick in Gedanken versunken dabei stehen, dann zuckt er schauernd zusammen, denn die heisere Uhr des Schloßthurms unterbricht drüben die Todtenstille der Nacht und hallt zehnmal dröhnend durch das alte, nachsummende Gebäude. Seine Finger tasten zitternd wieder in die Höh, und die schwarze Höhlung ist wieder verschwunden und die Wand gelb und eben und gleichmäßig wie zuvor.

Und nun mit immer gesenkten Lidern zurück an den Tisch und mit dem Leuchter durch die ächzende Thür ins Schlafgemach. Er durchleuchtet die Winkel, den Plafond, die Vorhänge des Bettes. Dann löscht er das Licht und öffnet auch hier — aber geräuschlos wie seine Schritte — die Fenster und lehnt sich hinaus.

Es ist leere, farblose Herbstnacht, die über den Bergen, im Thal, um das Schloß liegt. Kein Stern, kein Licht, keine Spur des Lebens vom Himmel bis zur Erde. Kein Laut, keine Bewegung, kein Ton des Lebens droben und drunten. Nur die Kreuzspinne sitzt lauernd im tiefen Schatten des Schlosses und beginnt ihr Netz, Masche um Masche, geräuschlos, zukunftsbrütend.

Plötzlich fährt sie auf und kauert sich noch tiefer ins Mauerdunkel zurück, als fürchte sie, vor der Zeit entdeckt und zertreten zu werden. Ein heller Lichtschimmer schwankte von drüben herüber aus dem ersten Stock des westlichen, hufeisenförmigen Schloßflügels; dann trat ein Schatten dazwischen und zeichnete sich drunten ab auf der gelben Blättermosaik des Bodens. Erst stand er bewegungslos, und bewegungslos sitzt die Kreuzspinne und starrt lauernd mit den Augen hinüber, und dann regte er sich und glitt hastig von der Erde empor, über die Mauern und dann, immer kleiner werdend, ins Zimmer hinein, an die verblichenen Wände und ging dort ebenfalls auf und ab. Und hastig folgten ihm die scharfen Augen der Spinne, die sich wieder weiter hervorgewagt hat und gierig zusammengeduckt in dem wachsenden Gewebe harrt, immer strickend — strickend — strickend.

Wird es soweit sich ausdehnen, daß es den Schatten erreicht?

Dieser hielt jetzt inne und glitt mit der Hand über die Stirn und langsam, zurückstreichend, über das lange schöne, flatternde Haar. Blitzte es nicht funkelnd, strahlenwerfend auf an den weißen Fingern, wie Sonnenreflex aus fernen, glitzernden Dachscheiben? Es ist das letzte Zeichen des Lebens; dann verschwinden Licht und Schatten, von drüben klirren noch einmal im Schließen die Fenster über den öden Schloßhof — es klingt wie ganz leises, behutsames Echo von dem östlichen Flügel zurück — und tiefe, lautlose, feierliche Nacht liegt über Lodron-Schloß.

Drittes Capitel.

Sie liegt über Böhmen. Nur der Nachtwind durchstreicht sein luftiges Revier und wandert uralte Wege, die nie ein anderer Hauch berührt als der seine. Ueber den herbstlich frühen Schneemantel zieht er, der „des Gnomen altes Reich“ bedeckt, und fröstelnd hastig schleicht er weiter, durch enge Thalschluchten hinab, über die Riesenköpfe alter Freunde, deren phantastisch struppiges Haar er murrend durcheinander wirrt. Vorüber an rauschenden, plätschernden Gießbächen, in die er sich neckisch hineinwühlt und sie in schimmerndem Silberstaub hoch über waghalsige, groteske Felsengesichter hinsprüht. Alte Geschichten summt er im Weiterziehen, und verwundert stehen die Bäume und lauschen und flüstern sie noch lange geheimnißvoll fort, wenn er schon weit von dannen. Und dann steigt er immer geschwinder hinab und eilt in gradem Lauf über Stoppeln und Wiesengründe, hoch hin über dunklen, schweigsamen Wäldern, die er kaum mit der Sohle flüchtig berührt, immer hastiger, wie das schnaubende Pferd eines Couriers, der sich verspätet — vorwärts — vorwärts — vorwärts. Nun wiehert er freudig einmal auf und rollt dumpf und knurrend durch die stillen Gassen und um die Kuppeln und Thürme der alten, tausendjährigen Moldaustadt.

Ja, sie sind alte vertraute Freunde, und er hat viel Leid und Freud mit ihnen getheilt. Er glitt um des Hradschin's junge Stirn und summte sein erstes Wiegenlied; er sah entstehen und vergehen und hat es treulich aufbewahrt in uraltem, starkem Gedächtniß. Er hat in bunter Reihenfolge die juwelenblitzende Krone umfächelt auf Ottokar's stolzem Haupt; er sah sie zerbrechen und in den Staub sinken. Die Stirn Georg's von Podiebrad hat er nächtlich gekühlt, wenn sie mit fiebernden Gedanken hinauslauschte zu den gestirnten Räthseln des Himmels; er schlich durchs Fenster und strich über die glanzlosen Augen des Mannes, der auf dem Marterbett lag und Europa bedrohte. Und in einsamen Waldschluchten hauchte er Linderung über verstümmelte, zuckende Gliedmaßen von Männern, die wild und trotzig starben, wie sie gelebt, das Schwert noch in krampfhafter Faust und den Kelch im Herzen.

Viel Elend, viel Stolz, viel Größe hat er gesehen und erinnert sich dessen. Leise wandert er allnächtlich durch die Gassen Prags und schlüpft in die Häuser und weht es als Traumgebild über die Häupter der Schlafenden. Dann zuckt es finster wie drohende Gewitter über die Stirn der Jünglinge und die Brust der Mädchen schwillt höher und athmet heftig. Dann verläßt im Schlummer der Mann den Pflug und das Weib die Spindel; an ihr Ohr klingt der alte heimische Feldruf aus begeistertem Munde zum Todeskampf für die heilige Sache wider den Fremden, den Eindringling, und der mächtige Gewalthaber vernimmt ihn und kauert sich ängstlich im Traum zusammen, und Schreckbilder der Vergangenheit steigen zukunftslebendig vor ihm auf.

Und weiter rauscht der Wind, wenn er sein Werk vollbracht, über die stummen Hügel und Wälder des böhmischen Reiches gen Süden. Dann grüßt er die düsteren Gipfel und Kuppen des bairischen Waldes, die wie regungslose Wachtposten dastehen und die wilde Felsenstirn hinausdrehen gegen Westen, und weiter wirbelt er an ihnen entlang, rechts und links, wie das spähende Auge des Feldherrn über die Schanzen und Brüstungen der Veste. Jedes Städtchen, jedes Dorf durchrennt er und pocht an jedes Fenster, an jedes Haupt. Er schürt die verglimmenden Kohlen auf dem Aschenrost des Landmanns, daß dieser vom Schlaf emporfahrend sieht, wie sie blutige, mahnende Lichter über das rohe Wandbild werfen, auf dem ein Mann mit gefalteten Händen vom Holzstoß aus lodernden Flammen die anklagenden Augen gen Himmel sendet. Um das „alte Gewaffen“ über dem Bett surrt er und verfängt sich in dem verrosteten Musketenlauf und murmelt sein dumpfes: „Huß,“ und flüsterte wieder zischelnd wie: „Ziska,“ und dann treibt er sich unruhvoll durch alle Gänge und seufzt durch die Ritzen: „Huß, Ziska — Huß, Ziska — Ziska!“

Und weiter wie ein Dämon, unermüdbar, rastlos-geschäftig. Ueber verödete Stätten, wo blühende Dörfer gestanden, schnurrt er um verkohlte Balken und verbleichte, verwitternde Thier- und Menschengebeine. Er beugt sich über sie, er wühlt sich durch die dünne Grasnarbe in die Höhlungen, wo sie dicht zusammen, eilig auf-

einander geworfen liegen, Mann und Weib und Säuglinge, die sich noch verwesend an der verfaulenden Mutterbrust festhalten, und mit Moder und Ekel beladen kehrt er zurück und jagt wieder zu den Wohnungen der Menschen und verpestet sie, daß die Schlafenden zusammenschauern und dumpfe Flüche zwischen den gepreßten Zähnen herausbrechen — und dann wieder hinauf, hinab, rastlos, unermüdbar: „Huß, Ziska — Huß, Ziska — Ziska!"

Dann graut der Morgen über den Sudeten herauf, und er schwingt 'sich in die Höh', hoch empor, wo er die Sonne jubelnd begrüßt, als bäte er sie, sein Werk zu vollenden. Und dann grollt er noch einmal wie dumpfes Hohngelächter herab auf das ruhige, katholische, kaiserliche Böhmen und fliegt davon wieder gen Norden, von woher er gekommen, und schmiegt selber schlafumfangen sich zurück in des „Gnomen altes Reich." — — — — — — — —

Die herbstliche Sonne vergoldete die buntfarbigen Wipfel der Berge und die Bewohner des ruhigen, katholisch-kaiserlichen Böhmens schüttelten den nächtlichen Traum von der Stirn und begannen ihr Tagewerk.

Auch auf Schloß Lodron und in den kleinen Hütten, die umher an der Berghalde zerstreut lagen. Sie sahen ärmlich, ja dürftig aus, aber es herrschte große Sauberkeit und ein gewisser zierlicher Anstrich um sie her, der das Auge erfreute. Wenigstens bei einem Theil, und man konnte diesen Theil genau bestimmen, denn er lag von dem anderen abgetrennt, diesseits des kleinen, mit Stromschnellen dahinhüpfenden Baches, der durch das Thal rann, ungefähr um das niedere, epheuumzogene Häuschen gruppirt, das dem Sohn des alten Mannes gehörte, den die kleine Minatka Großpapa genannt. Auf der anderen Seite zogen die Dächer sich höher auf den Hügel hin, auf dessen Spitze die schmale, langgestreckte Kirche mit hohen, gewölbten Spitzbogenfenstern und bunt bemalten Scheiben stand und mit dem kurzen, dickbäuchigen Thurm darüber — er sah fast wie ein aus Holz geschnitztes Riesenbild des behäbigen, schmunzelnden Pfarrers aus, der jetzt gerade das breite Gesicht mit dem tonsurirten, graumelirten Kopfüberzug aus dem geöffneten Fenster in dem Backsteinhaus dicht unterhalb der Kirche hervorstreckte — ebenso alt und verkommen und lebensüberdrüssig in die Gegend hinabschaute, wie Schloß Lodron selbst.

Die Häuser aber, die um die Kirche her lagen, hatten einen andern Anstrich, obgleich es schwer war zu bestimmen, worin er lag. Sie waren vielleicht sogar besser gebaut und reicher ausgestattet als jene anderen, das Freundliche, Offene, Einladende fehlte ihnen, das jene besaßen. Sie waren neuer, die meisten sahen aus, als ob sie kaum vor einem Decennium entstanden, aber sie hatten schon etwas Grämliches, etwas Unbehagliches, etwas renegatenhaft Scheues, wie die Gesichter, die verschlafen aus ihnen hervorstarrten und verdrossen ihr Tagesgeräth zusammensuchten, mürrisch, mit trotzigen, feindseligen Blicken, wenn Jemand über den Bach des Weges kam, dem sie, fast ohne seinen Gruß zu erwiedern, mißtrauisch nachstarrten. Dann rotteten sie sich allmälig zusammen, auch Frauen und Mädchen in achtloser, schnell zusammengeraffter Morgenkleidung kamen hinzu und sie folgten langsam dem dicken, schwerfälligen Pfarrer, der im Meßgewand keuchend den kurzen Weg zur Kirche hinaufstieg. Er hielt pustend oben an der Thürschwelle an und zwinkerte mit den Augen, wie er die Menge überblickte und das Zeichen des Kreuzes über sie hinmachte, vor dem die Männer sich bis tief auf die Erde neigten und die Frauen und Mädchen sich auf die Knie warfen. Dann wendete er sich um, daß die Frühsonne auf den verblichenen, rothschillernden Goldfäden des Rückenkreuzes seines Meßgewandes aufblinkte und schritt in die Kirche, und der sonnige Hügel lag wieder leer und einsam im Morgenstrahl.

Auch jenseits des Baches regte es sich und hin und wieder klang ein freundlicher Morgengruß aus Fenster und Thür hervor. Das kleine, epheuumzogene Häuschen stand schon geöffnet, und ein perlgrauer, ungarischer Fanghund dehnte behaglich die gewaltigen Glieder vor der weißen Kalkwand, von der die Sonnenstrahlen wärmend auf ihn zurückfielen. Verspätete Stechfliegen, die ihr Lebensende nahen fühlten und schon halb wintermatt sich zum letzten Raubzuge rüsteten, schwirrten um ihn her und störten ihn im friedlichen Morgentraum, daß er oft plötzlich in die Höh fuhr und grimmig mit den weißen Zähnen den

beutegierigen Zwergen durch die Luft nachschnappte, und knurrend wieder, den mächtigen Kopf an die Mauer gelehnt, zurücksank.

Doch jetzt richtete er ihn auf und spitzte die langen, zottigen Ohren. Ein fester Tritt hallte von drinnen auf die Thür zu, dem ein schwächerer folgte, und er sprang erwartungsvoll empor und richtete sich mit den Füßen hoch auf, bis an die Schulter des heiteren, kräftigen Mannes, der in der sonnigen Oeffnung erschien. Der klopfte ihm freundlich auf den Kopf und sagte: „Heut nicht, Mil;“ dann wendete er sich um und küßte das junge, hübsche Weib, das dicht hinter ihm stand, herzlich auf die Lippen, einmal — „nein es ist nicht genug, Polti, gewiß nicht“ — zwei — und nochmals — und dann nahm er das kleine, große, lachende Mädchen, das sie an der Hand hielt und schwang es lustig auf seinen Arm, daß es noch fröhlicher lachte und er ihm — fast ehrerbietig — die schmalen, niedlichen Händchen küßte. Und Mil ward von dem Gelächter und der Fröhlichkeit mit angesteckt, daß er sich vergaß und nochmals aufsprang und die Büchse, die an grüngesticktem Bandelier über die Schulter seines Herrn herabhing, freudig beschnupperte. Dabei legte er die Tatzen ganz zart auf den Schooß der Kleinen, die ihn ebenfalls streichelte und sagte: „Guter Mil, guten Morgen, guter Mil,“ und leckte ebenfalls ihre Hände, als ob sie Fürbitte für ihn einlegen solle, bis sein Herr ihn auch noch einmal streichelte und wiederholte:

„Heut nicht, Mil, heut bleibst du bei Minatka und spielst mit ihr, ganz artig, guter Mil.“

Dabei setzte er die Kleine auf die Erde, die vergnügt in die Hände klatschte und Mil erbarmungslos an den Ohren faßte und zerrte, und Mil warf noch einen resignirten Blick seinem Herrn nach, der rüstig an den Bach hinab, über den Holzsteg und an der anderen Seite wieder emporschritt, und streckte sich dann neben dem Kinde zur Erde, das ihn zauste und im Sande herumwälzte, bis er hin und wieder den gewaltigen Rachen aufsperrte, und die kleinen, weißen Hände zwischen den weißen Zähnen — o wie zart, wie fein, wie kaum berührt er sie — verschwanden und rastlos das Spiel fortsetzten.

Auch die hübsche Frau stand noch vor der Thür und brach die welken Epheublätter ab, die sie sorgfältig in die Schürze sammelte, und blickte rechts über die Schulter der rüstigen Mannesgestalt nach, wie sie klein und kleiner ward — jetzt an der Kirche vorüber, aus der die Leute gerade wieder heraustraten. Sie sah, daß er jene im Vorbeigehen begrüßte und daß sie kaum seinen Gruß erwiederten — zogen sich die freundlichen, hellen Augen nicht fast so zusammen, daß sie einen finstern Ausdruck gewannen? Doch er hielt nicht an und schritt gleichmäßig fort, jetzt auf der Höhe des Berges und jetzt hinter ihm nieder — Arme, Schulter, Kopf, ja nun auch der Kopf — und die wieder lächelnden Augen ruhten in der leeren Luft.

Sie sah es nicht mehr, daß er einen Augenblick stutzte, wie er den Abhang hinunterwanderte und seine Augen scharf auf die schwarze Gestalt heftete, die, wie es schien in Gedanken versunken, ihm entgegen auf die Kirche zu emporstieg. Sie blickte jetzt auch auf und dann blickten sie sich beide an, wie sie hart aneinander vorübergingen, und die Augen sagten gegenseitig, daß sie sich zum ersten Mal sähen, daß sie aber Interesse an einander hätten, denn sie tauchten sich tief hinein, bis das Eine, das in dem blassen Wachsgesicht, sich mit einer leichten Bewegung von dem forschenden, freien Blick, der auf ihm ruhte, abwendete, ohne Gruß an ihm vorübergleitend, wie der Inhaber des Auges an dem Manne, der ihm auf dem schmalen Fußpfad so weit ausgewichen war, wie es seiner Hälfte — nicht um ein Haar breit mehr — zukam.

Der Pfarrer stand noch im Meßgewand droben und hatte die Begegnung angesehen und blickte neugierig auf den Fremden, der gerade auf ihn zuschritt und ihn ehrerbietig mit gelüftetem Sammetbarret begrüßte. Er erwiederte den Gruß mit der Würde der Amtstracht, die, ursprünglich für seinen mageren Vorweser bestimmt, sich prall um ihn herspannte wie das Futteral eines Parasols um einen Familienregenschirm, mit einem gravitätischen Kopfnicken. Dann plötzlich verbeugte er sich eilfertig, daß er fast über die breitsohlige Basis seines kurzen Piedestals hinauszuschießen drohte, und griff mit der Hand an die schwarze Tuchcalotte und verbreitete auf einmal einen unerklärlichen und gar nicht zu der Per-

sönlichkeit passenden Heiligenschein, den die Sonne von der zirkelrunden Tonsur über den vierschrötigen, ins Graue schimmernden Kopf reflectirte.

Also vor dem neuen Herrn Verwalter hat er die Ehre? Der sich mit dem Gut bekannt machen will und so freundlich ist, sich zuerst des unwürdigen Seelsorgers — es ist ein schweres Amt, eine von der Hand des Herrn auferlegte, schwierige Pflicht — zu erinnern. Der ihm jedenfalls die ungewöhnliche Ehre anthun wird, in seiner geringen Behausung — Se. Gnaden haben dieselbe vor Jahren ebenfalls einmal betreten — einen dürftigen Morgenimbiß — „Sephe! Josephe!“ — die Umstände eines unwürdigen Kirchendieners bemessen sich selten nach der Schwierigkeit des ihm auferlegten Amtes — einzunehmen? „Josephe!“

Ein dickwulstiger, fleischiger Hals reckte sich aus dem Bodenfenster des Backsteinhauses und streckte ein paar fettglänzende Backen und dicke, von einander stehende Lippen prustend aus einem Gewirbel von Flaumfedern hervor, das sich, wie Landstraßenstaub im Winde, unter ihren großknochigen Händen erhob, die eifrig bemüht waren, aus einer Gans die alte, scholastische Definition eines Menschen herzustellen. Sie sagte: „Ja, Herr Pfarrer,“ oder wollte es wenigstens, oder würde es vielleicht gethan haben, wenn die Federn nicht gewesen wären, die mit den Worten in den Garten hinunterfielen und wie Eidechsen durch das dürre Laub fortraschelten. Selbst der Herr Verwalter war über den geringen Erfolg, den diese ungeheure Anstrengung hervorbrachte, erstaunt — man sah deutlich, wie das fette Gesicht noch fetter und die Ponceau-Backen noch röther wurden und wie die Worte wie zerquetschte Kinder vor der Geburt in der Kehle erstickten — und er lächelte gerade so fein, als die Augen Sr. Ehrwürden es zu begreifen vermochten, und sagte:

„Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.“

Und Se. Ehrwürden lachte, ganz so laut als sein Zwerchfell und seine Kiefern vermochten und legte die kurzen Arme über den Leib und stotterte: „Treffend, ungeheuer treffend,“ und dann stöberte er in seinem lateinischen Vorrathskasten herum, bis er gefunden, was er gesucht — er lachte noch immer dabei und brachte es mühsam zwischen den Zähnen hervor:

„Sed si desunt vires, tamen est laudanda voluntas.“

Und dann lachte er wieder und richtete sich doch so stolz auf und zugleich einen fragenden Blick auf den Herrn Verwalter, dem er an classischer Bildung nicht nachstand — die Umstände eines Landgeistlichen stehen nur selten mit ihr im Verhältniß — und rief noch einmal mit halb von Lachen erstickter Stimme:

„Josephe, ein Frühstück für den Herrn Verwalter und mich. Spute Sie sich!“

Dieser lächelte auch noch immer, und sein Gesicht drückte eine tiefe Zufriedenheit, eine blitzartig hastig über dasselbe hinzuckende Befriedigung mit Sr. Ehrwürden aus. Mit dem sorgsamen Anwalt des schweren Amtes, das der Herr auf ihn gelegt; mit dem harmlos jovialen und doch so fein und classisch gebildeten Landpfarrer. O wie sollte er nicht!

Se. Ehrwürden hatte es gesehen, während er lachte. Auch über seine Stirn zog es hastig, wie ein leichter verschwindender Schatten. Wird Josephe die Gans schmackhaft bereiten? Wird sie der Sauçe die richtige Würze geben? Wird sie den Wein auswählen, der für sie paßt und seinem Gaste mundet? Wird sie mit einem Worte die Gans so benutzen, daß sie noch nach ihrem Tode ein neues Geschlecht, einen ganzen Geflügelstall voll Gänse, die in kommenden Sauçen schwimmen, deren Trüffeln noch nicht gewachsen sind und mit Weinen hinabgespült werden, die noch erst blühen und Trauben ansetzen und gekeltert werden sollen, erzeugen wird?

O wie sollte sie auch nicht! Josephe ist so klug und erfahren, und sie hat den Herrn gesehen, der in der vornehmen städtischen Tracht neben ihm steht und sie ißt selbst so gern Gänsebraten, daß sie es instinctiv begreifen muß, wie wichtig die Bereitung des heutigen ist.

O welch eine herrliche, einträgliche Sache ist es um das ahnende Gemüth einer Köchin.

Der Pfarrer seufzte, wie er es dachte, und blinzelte verstohlen über das Gesicht seines Gastes. Liebte dieser auch Trüffeln? Und wenn nicht, was an ihrer Stelle? Er hatte das Alles viel schneller gedacht, als Du es liest, und er hatte auch bedacht, wie er die

Zeit, bis das Frühstück bereitet sein würde, für ihn auf die unterhaltendste Weise abkürze. Er war darum hoch erfreut, wie Jener sagte, es werde ihm Vergnügen machen die Kirche zu besehen und in Augenschein zu nehmen, ob etwas daran einer Verbesserung bedürfe, und er stieg wieder mit ihm die wenigen Schritte bis zum Portal hinauf und trat höflich zur Seite, um ihn vor sich eintreten zu lassen.

Das Portal ist sehr alt, älter als die Kirche selbst, die in den Hussitenkriegen zum Theil zerstört worden, und er kennt ihre Geschichte sehr genau, obgleich er erst seit einigen Jahren seine „schwere" Amtsstellung bei derselben einnimmt. Er ist glücklich, seinem geehrten Gaste Aufschlüsse über Dinge geben zu können, für welche dieser Interesse an den Tag legt.

Nein, diese alten Grabsteine aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert gehören nicht dem Hause Mérek, sondern den Lodrons. Es ist traurig, daß ein so altes, ehrwürdiges Geschlecht solche Nachkommen hervorgebracht hat. Es sei mehr gleichgültig? Ja gewiß, eigentlich durchaus nicht traurig, sondern gleichgültig, ganz gleichgültig. Warum auch? Ungeheuer gleichgültig ist der richtige Ausdruck. Ein sehr richtiger, vollkommen treffender Ausdruck. Der Ort ist ein ernster, sonst müßte man darüber lachen, wie eine geistvolle, passende Bezeichnung oft hinreiche, um einen thörichten Irrthum völlig zu vernichten. Wie gleichgültig!

Diese späteren gehören den Méreks; sie sind aus der Schloßkirche von Mérek durch Se. Gnaden den Herrn Grafen hierhergebracht worden. Sie erhöhen die Andacht Sr. Gnaden, wenn er dem Gottesdienst des „unwürdigen" Seelsorgers von Schloß Lodron beiwohnt. Se. Gnaden haben es ihm selbst einmal gesagt — es war an demselben Tage, als sie ihm die unschätzbare Ehre erwiesen, in seine geringe Behausung, (die leider zu dieser Ehre in keinem Verhältniß stand und auch heute noch nicht steht) einzutreten. Se. Gnaden sagten damals wörtlich: Sie fänden sich in der Umgebung ihrer Ahnen immer gehobener und dem Gegenstand ihrer Verehrung näher gerückt.

Es war komisch zu sehen, wie Se. Ehrwürden zwischen den alten Grabsteinen herumkroch und schwitzte und den Staub von Buchstaben und Jahreszahlen abwischte und gar nicht darauf achtete, daß sich Spinnweben und Schmutz an seine weiße Kleidung ansetzten. Der Andere stand hochaufgerichtet daneben und blickte spöttisch auf ihn hinunter; dann plötzlich kam ihm ein Gedanke, denn er wendete den Kopf um und suchte mit den Augen durch das Halbdunkel an den Wänden umher, auf die nur ein mattes Licht durch die buntgebrochenen, bemalten Scheiben herabfiel.

Hatte er gefunden, was er suchte? Selbst er zuckte unwillkürlich zusammen und starrte ungewiß auf die buntfarbige, figurenbedeckte Wand hin, bei deren Anblick sein Auge inne hielt. Hatte er wirklich Aehnlichkeit mit dieser hageren, leichenhaften Gestalt, die hinter dem Rücken ernster, mit Sammetmantel und Baret bekleideter Männer hervorlauerte? Die über die Schultern blühender, rothwangiger Mädchen grinste? Die höhnisch an das lächelnde Kind, an den silberhaarigen Greis, an Rang und Reichthum, Jugend, Schönheit, Kraft und Gedanken herantrat und immer Abscheu, immer Grausen, immer schauderndes Entsetzen erregte? War das wirklich die Figur, mit der Se. Gnaden ihn gestern verglichen?

„O nicht im Geringsten. Es ist ein sehr schlechtes Gemälde, nicht mehr als eine Caricatur. Es hat gar keine Aehnlichkeit mit einem lebenden Wesen oder einem gewesenen lebenden Wesen, weder mit einem verstorbenen, noch mit einem gegenwärtigen, noch mit einem zukünftig existirenden, und es verdient völlig den verächtlichen Blick, mit dem Se. Gnaden — nicht doch, der Herr Verwalter — sich von ihm abwendet. Der Maler verdiente, auf seinen eigenen Pinseln verbrannt zu werden (es ist ein zufälliges Glück für ihn, daß er dies seit einigen Jahrhunderten nicht mehr zu fürchten hat) aber er wird dafür im purgatorio — —"

„Franz Gustav von Lodron — —"

Es klang wie Entsetzen, Ueberraschung, Freude, Alles zugleich. Es hallte durch die leere Kirche hinunter, um die Pfeiler, in die Altarnischen und summte an den gewölbten Decken der Seitencapellen entlang. Es war ein dumpfer, unwillkürlicher, seltsamer Ruf, den die Lippe gern zurücknehmen möchte, wie sie ihn ausge-

stoßen, und den sie zu verleugnen suchte, wie der Pfarrer die Flammen seines Verdammungsurtheiles unterbrach und sie halb verwundert, halb fragend anblickte.

Indeß sie faßte sich schnell und sagte, sie sei erstaunt, einen solchen Grabstein hier zu finden, da sie erfahren, daß Se. Gnaden die Erinnerung an diesen unwürdigen Menschen ausgelöscht habe. Uebrigens sei es sehr gleichgültig, so gleichgültig wie irgend etwas, das überhaupt diese Familie berührte. Nur könnte es sein, daß wenn Se. Gnaden es zufällig erführe, es nicht dazu beitragen würde, das Wohlwollen, das er für Se. Ehrwürden besitze, zu erhöhen. Freilich weiß er es nicht und durch wen sollte er es erfahren? In der That, es ist gleichgültig.

Nein, durchaus nicht, wenn es sich so verhält. Se. Ehrwürden hatte das nicht gewußt und war sehr kurzathmig geworden, seitdem er es erfahren. Der Stein liegt ganz im Dunkel, und er erinnerte sich nicht, ihn jemals früher gesehen zu haben. Nie; er forscht nicht nach solchen Dingen. Außerdem ist der Stein sehr viel früher gesetzt, als er hierhergekommen. Er ist erst seit neun Jahren hier, und es ist leicht begreiflich, daß er nichts von der Sache weiß, da die Jahreszahl auf dem Grabmal angiebt, daß der Darunterliegende am 17. des Maimonates im Jahre 1594 — nein, das ist das Geburtsjahr — am 10. Novembris im Jahre 1620, verstorben ist.

Er haspelte die Zahlen hastig ab, indem er auf den Knien davor lag und wie ein Luchs in die dunkle Mauerwölbung hineinlugte. Der Andere stand weiter zurück und blickte ebenfalls hinein — einen Augenblick glich er der hageren Figur auf dem Sudelgemälde mehr als je — und er hörte nicht auf die Angst und die eiligen Forschungsberichte des Lesenden, da er lange vor ihm Buchstaben und Zahlen aus dem Dämmerlicht hervorgeholt. Er zögerte einen Augenblick, obgleich er die Lippen bereits geöffnet, wie der kleine Mann wieder vom Boden sich aufgerichtet und mit halb unterdrückter Stimme sagte:

„Es wäre doch besser, wenn wir den Stein entfernten; es wäre wahrhaftig besser. Der Teufel hat sein Spiel und man kann es nie wissen —“

„Sie haben Recht, Herr Pfarrer; wenn es auch unwahrscheinlich ist (denn wer sollte Sr. Gnaden davon Mittheilung machen?), aber es würde mir leid thun, wenn Ihnen Unannehmlichkeiten daraus entsprängen.“

Se. Ehrwürden zitterte am ganzen Leibe: „Er muß fort, noch in dieser Nacht.“ Er vermöge nicht ruhig zu schlafen, so lange der Unglücksstein daliege. Doch es müßte ohne Aufsehen geschehen, und wer würde ihm helfen, auf dessen Verschwiegenheit er zählen könnte?

Der Herr Verwalter wird es. Unmöglich! Ja, er wird es dennoch. Er nimmt, obgleich er erst seit so kurzer Zeit das Glück hat, ihn zu kennen, schon so viel Antheil an Sr. Ehrwürden, daß es ihn schmerzlich berühren würde, ihn in einer Verlegenheit zu sehen, die seine Mitwirkung ihm ersparen könnte. Sie wollen den Stein heut Nacht zusammen fortnehmen und ihn in der Stille mit dem Sarg auf dem Gottesacker draußen eingraben. Ob Se. Ehrwürden Sorge tragen wird, daß um Mitternacht die nöthigen Instrumente in Bereitschaft sind? (O gewiß und wie gern). Ist im Kirchenbuch etwas über das Grab vermerkt?

Se. Ehrwürden weiß es nicht. Er weiß nichts, was mit der Sache in Berührung steht. Aber er kann sogleich nachsehen; wenn es der Fall ist, kann man das Blatt ausreißen und vernichten. Das Kirchenbuch ist hier.

Er zog den Schlüssel aus der Tasche und tastete an dem Schlüsselloch des schweren Nußbaumholzschrankes in der Sacristei herum. Endlich fand er den Eingang, öffnete und hob das dicke Foliobuch hervor.

Annum 1620, mensis November. Die Hand seines Vorgängers ist sehr unleserlich, zudem sind seine Augen, (durch die anhaltenden Nachtstudien, denn das Amt eines Seelsorgers ist ebenso anstrengend wie kärglich besoldet), schon seit längerer Zeit geschwächt. Wenn der Herr Verwalter vielleicht mit jüngeren Augen — —

Dieser hatte schon die Hände ausgestreckt. Er nimmt so vielen Antheil an der Person Sr. Ehrwürden, also auch an seinen Augen, und hat mit Besorgniß vorausgesehen, daß die undeutliche Schrift sie anstrengen werde.

Auch er findet nichts. Ja doch, hier unten kurz bemerkt: „Franz von Lodron.“ Geburts- und Todesdatum, wie auf dem

Grabstein, von dem nichts erwähnt ist. Es ist unverfänglich und kann stehen bleiben.

Doch er blätterte gedankenlos in dem Kirchenbuch weiter. Er hatte viele Handschriften gesehen und die des Vorgängers des Herrn Pfarrers erregte ihm Interesse. Man kann oft Schlüsse aus der Schrift auf den Charakter des Besitzers ziehen, und es ist amüsant, das zu thun und von Leuten, welche Jenen gekannt, zu erfahren, in wie weit man das Richtige getroffen.

Gewiß, sehr interessant, aber leider vermag Se. Ehrwürden nur wenig Aufschluß hierüber zu geben, da er denselben nicht persönlich mehr gekannt, sondern nur von ihm gehört hat. Darnach hat übrigens die Schrift entschieden Recht, er war nicht alt, jung noch, von unruhigem Temperament. War er vielleicht befreundet mit dem früheren Besitzer von Schloß Lodron?

Se. Ehrwürden erinnerte sich, es gehört zu haben. Es muß eine interessante Schrift sein, in deren Zügen man dies zu entdecken vermag. Schade daß seine Augen so schwach sind (und nicht im Verhältniß zu denen seines Geistes stehen), sonst würde er auch einen Versuch machen, Conjecturen zu entwerfen. Ja wohl, die früheren Gutsuntergebenen hingen sehr an ihm, doch er verließ sein Amt etwa ein Jahr nachdem Se. Gnaden hierhergekommen, und einen großen Theil seiner Hörigen (es sind vortreffliche Leute, strenggläubige Leute, die sich vortheilhaft von den andern jenseits des kleinen Baches auszeichnen, welche fast nie die Kirche besuchen) von Schloß Mérek mitgebracht.

Ob man den Vorgänger im Verdacht gehabt, daß er politische und religiöse Neuerungen bezwecke und die Leute (jenseits des Bachs) dazu aufgereizt?

Merkwürdige, interessante, inhaltsreiche Handschrift. In der That, es war so, und die Leute jenseits des Baches halten sich auch nach dem Weggang desselben noch immer abgesondert, was der — unwürdige aber eifrige — Seelsorger, dem gegenwärtig ihr ewiges Heil anvertraut ist, schwer empfindet. Er will nicht des Nachtheils Erwähnung thun, der dadurch seinem zeitlichen Heil (das in gar keiner Proportion zu der Wichtigkeit des ewigen, welches er spendet, steht) erwächst; aber es ist noch heutigen Tags so. — Das muß anders werden. Der neue Verwalter hat von Sr. Gnaden den Auftrag erhalten und wird sein Hauptaugenmerk darauf richten, dergleichen Mißstände — auf jede Weise — zu beseitigen. Se. Ehrwürden wird ihm hoffentlich dazu behülflich sein und ihm die Namen derjenigen angeben, welche den Hauptanlaß der Unzufriedenheit und derartiger Zwiespalte bilden. Man wird summarisch mit ihnen verfahren und vor Allem darauf sehen, daß sie ihren verabsäumten Obliegenheiten gegen die Gutsverwaltung und die Kirche nachkommen. Das Aergerniß wird aufhören.

Se. Ehrwürden fühlt, daß die Sache eine sehr ernste und durchaus nicht spaßhafter Natur ist, aber er lächelt trotzdem. Er schmunzelt mit den Lippen, mit den Nasenflügeln, mit den Augen, mit dem ganzen Gesicht. Er zwinkert mit den Wimpern, er schnalzt mit der Zunge — um Vergebung, es war der Staub von dem Kirchenbuch, der ihm in die Kehle gerathen — er fährt sich hastig mit der Hand am Hinterkopf auf und ab, um sein Gedächtniß aufzumuntern; er ist von oben bis unten in rastloser, zuckender, sichtlicher Bewegung über die unerwartete Aussicht, das ewige Heil seiner Pfarrkinder dauernd zu verbessern.

Da ist vor Allem der Förster, der drüben in dem kleinen, epheuumwachsenen Hause wohnt. Er ist einer der Schlimmsten. Es thut Sr. Ehrwürden weh, ein so hartes Urtheil über einen Gutsangehörigen (dem Se. Gnaden noch dazu auf Fürsprache von Ihrer Gnaden das Häuschen geschenkt haben) aussprechen zu müssen, aber er muß ihn geradezu als gottlos bezeichnen. Er betritt nie die Kirche; auch seine Frau nicht. Er hat ein Töchterchen gehabt gerade zu der Zeit, als Se. Ehrwürden hier das „schwere" Amt übernommen, doch die Frau ist zu entfernten Verwandten gereist und hat dort Niederkunft und Taufe gehalten. Der Vater hat das Kind nach der Rückkehr einfach angemeldet und es steht im Kirchenbuch, doch — es wäre ja Bagatelle, die man nicht erwähnen würde, wenn sich nicht die böswillige Absicht deutlich darin ausspräche — ohne einen Groschen Gebühr an die Kirche zu entrichten. Er ist ein ausgemacht boshafter, schlecht beleumundeter, gottverlassener Mensch.

Es thut dem Andern leid, das hören

zu müssen. Er glaubt ihm vorhin begegnet zu sein (ja, ja, ganz richtig, welchen treffenden Blick der Herr Verwalter in allen Dingen hat!) und sein Aeußeres hat auf ihn einen angenehmen Eindruck gemacht. Er scheint ein gewandter, starker, unerschrockener (o ja, leider, trotzig unerschrocken) Mann zu sein. Freilich, man darf sich nicht durch persönliche Theilnahme bestechen lassen (gewiß nicht, niemals) und wird auch hier unparteiisch verfahren, indem man sich so viel als möglich durch den Augenschein überzeugt. Er ist also verheithet? — o ja, natürlich, man vergaß, er hat ja eine Tochter — die Frau ist hübsch?

Se. Ehrwürden weiß es nicht. Sie ist allerdings einmal bei ihm gewesen (wegen des Kindes), aber er hat sie kaum angesehen. Doch es kommt ihm vor, als ob sie eine bessere Natur ursprünglich sei, nur durch den Mann verdorben. Er ist auch einmal in Abwesenheit desselben bei ihr gewesen und hat versucht, sie von ihrem halsstarrigen, widerspenstigen Sinn abzubringen. Jedoch umsonst; sie ist jetzt eine ebenso boshafte, heimtückische, verleumderische Person wie ihr Mann.

Die Zähne des Anderen preßten sich aufeinander, als wollten sie eine befürchtete, unwillkürliche Regung verhindern oder auch als hätten sie etwas sicherer gefaßt und ständen im Beginn, es zu zermalmen. Vielleicht Beides; dann öffneten sie sich und sagten:

„Ein schlimmes Haus, ein gefährliches Beispiel; wir werden genau Acht darauf haben. Wie alt ist das Kind?"

„Zehn Jahre fast."

„Und es heißt?"

Wie der Vater natürlich. Se. Ehrwürden blickte verwundert auf, ob er die Frage richtig verstanden, und der Fragsteller biß sich auf die Lippen, daß die scharfen Zähne tiefe Eindrücke in ihnen hinterließen und lachte auf und sagte:

„Ja natürlich, ich meine den Vornamen."

Se. Ehrwürden wußten wohl, daß er die Frage falsch verstanden, aber er dachte nicht, daß der Herr Verwalter sich für den Vornamen des kleinen Mädchens interessiren könne. Er begreift es jetzt allerdings nachträglich doch; man kann oft aus Vornamen ebenso gut Schlüsse ziehen wie aus Handschriften. Der Herr Verwalter hat es geahnt, daß der Vorname des Kindes dazu beitragen wird, den Charakter der Eltern zu beleuchten. Er wirft allerdings kein gutes Licht auf sie; es ist ein ganz unchristlicher, barbarischer, mit keinem Heiligen in Verbindung stehender Vorname. Er heißt „Minatka."

Nein, der Verwalter hat ihn nie gehört; wie wird er geschrieben?

Er steht, wie schon gesagt, im Kirchenbuch; hier gleich in der ersten Zeit seiner Amtsführung. „Minatka Gerold," da ist er. Geboren den 17. Maimonats 1622. Curios, das Datum war heut Morgen schon einmal da. Wo doch?

Ja, in der That; es stand auch auf dem verhängnißvollen Grabstein, der noch immer im Dunkel daliegt und jetzt plötzlich Se. Ehrwürden, der ihn schon fast vergessen, wieder unheimlich anblickt. Es scheint im Grunde durchaus nichts Auffälliges darin zu liegen, daß im Verlauf von beinahe drei Decennien zwei Menschen im Kirchenbuch, als am selben Jahrestage geboren, verzeichnet stehn, doch die Besorgniß, welche sich für Se. Ehrwürden an die eine derselben knüpft, macht es ihm dazu.

So wiederholte er noch einmal: „Curios," und der Andere, obwohl ihn der bedenkliche Stein nicht so nahe berührte, fand es ebenfalls und sah jenen einen Augenblick ausdrucksvoll an und sagte: „Ein merkwürdiger Zufall."

Dann schien er für heut das Interesse an der Kirche und an den Grabsteinen und an dem Kirchenbuch verloren zu haben, denn er schlug das Letztere zu und warf es dröhnend in den alten Sacristeischrank zurück, daß der Staub um ihn her wirbelte und lichtscheue Motten ängstlich aus der Tiefe hervorflatterten, und Se. Ehrwürden drehte gewichtig den Schlüssel in der verrosteten Oeffnung zu und verließ hinter dem Verwalter hallenden Schrittes das Gotteshaus. Dann war es wieder schweigsam und friedlich in der Kirche, denn der Tod, der noch immer an der Wand sein Gewerbe treibt und über die Schulter lauert und grinst und höhnisch die weißen, zusammengepreßten Zähne hervorstreckt, ist nur ein Gemälde, eine Caricatur, die mit keinem lebendigen Wesen Aehnlichkeit hat und auf der Erde nicht vorkommt.

Draußen aber um die Kirchenthür und über dem kleinen, schrägabsteigenden Friedhof, auf dem die Kreuze trauernd und

unter hohem, verdorrten Sommergras zur Erde hinabschwankten, lag der warme Herbstsonnenschein. Er warf die Schatten der beiden Gestalten, die droben standen, auf die Gräber hinab — es war noch früh und die Sonne stand schon herbstlich tief am Horizont, so daß sie weit neben einander hinfielen, wie am Sommerabend der Schatten einer Pappel über den des breitästigen Apfelbaums neben ihr hinausragt. Sie blickten ins Thal hinab und auf das Schloß, das regungslos unter den gelben Bäumen dalag, ebenso regungslos, wie die Pappel auf der Spitze des Friedhofs stand und die Augen den beiden dicken Astknorren des Obstbaums nachwendete, mit welchen der Letztere bald hier bald dorthin, eifrig deutete und gesticulirte.

Noch immer lag das kleine Mädchen vor der Thür des epheuumrankten Häuschens im Sonnenschein, und die hübsche, blauäugige Frau saß daneben auf der Bank und war ebenso eifrig mit ihren Händen beschäftigt, wie Sr. Ehrwürden droben mit den seinigen. Nur daß sie viel, o sehr viel kleiner und zierlicher waren (und dennoch können sie tüchtige Ohrfeigen austheilen, Ew. Ehrwürden) und daß sie sehr nutzbringend beschäftigt waren (was man von den andern ebenfalls nicht behaupten kann) denn sie strickten ganz kleine, o ganz ungeheuer kleine Strümpfe, viel zu klein sogar für die schmalen, feinen Mädchenfüße vor ihr im Sande. Von Zeit zu Zeit hielten die Hände inne und hoben das hübsche Liliputgewebe in die Höh', und die Augen glitten darüber hin, als wollten sie es messen. Aber es war, als hätten sie gar kein Maß in sich, nach dem sie es beurtheilen könnten, und sahen ungewiß aus und doch so zufrieden und glücklich, wie sie sich träumerisch wieder vom Schooß emporhoben und in den goldenen Herbsttag hinausblickten und die Hände mechanisch ihre Arbeit dabei fortsetzten.

Auch der graue Hund lag noch immer da und schien es gar nicht zu beachten, daß die kleine, weiße Hand, die er bald zärtlich leckte, bald so zart wie man einen duftigen Schmetterling anfaßt, mit seinen Zähnen festhielt — daß diese einem Wesen angehörte, welches einen durchaus unchristlichen, barbarischen, unheiligen Namen trug. Es war ein allerliebstes Bild, diese Gruppe, wie sie von dem dunkelgrünen Hintergrund abstach und auch die Augen des Verwalters blieben darauf haften. Auch die des Pfarrers, da Jener mit einer kurzen Kopfbewegung darauf hindeutete.

Ja, das ist sie, die Frau des Försters Gerold; das abscheuliche, ganz unverbesserliche Weib, für das Se. Ehrwürden durchaus keine Theilnahme mehr hegt, obwohl sie äußerlich — wie er jetzt eigentlich zum ersten Mal bemerkt — recht hübsch und niedlich und anmuthig aussieht.

Der Verwalter sagte: ja, so scheine es ihm, und es sei Schade um sie und er halte es für die Pflicht des Herrn Pfarrers, keine Anstrengung zu scheuen, sie auf den rechten Weg zurückzubringen. Das Gesicht Sr. Ehrwürden glänzte in dieser heiligen Hoffnung noch mehr als seit einer Stunde und er athmete noch tiefer auf als je. Aber er fürchtete die Verstocktheit des Weibes und das Gerede, welches sie unter ihren leichtgläubigen Nachbarn über ihn ausbringen könnte (wüßte der Herr Verwalter nur, wie boshaft und verleumderisch sie schon gewesen ist); doch er wird seine Pflicht nicht verläugnen. Es ist ein schweres Amt, das der Herr ihm auferlegt hat (und steht oft so wenig im Verhältniß zu dem Lohn seiner Bemühungen), aber er wird sich nicht abschrecken lassen und der Herr möge ihm Gelingen geben.

Das wird er und der Herr Verwalter wird ihn unterstützen. Gerede? Welchem Gerede könnten Se. Ehrwürden ausgesetzt sein? Und wenn, so wird man die Urheber der Lüge ausfindig machen und nach Gebühr bestrafen. Verstocktheit? Nun ja, sie muß gebrochen werden. Es ist durchaus der Wille Sr. Gnaden, der nur streng katholische Unterthanen auf seinem Gute mehr haben will. Sie wird sich gutwillig dem fortgesetzten geistlichen Zuspruch fügen, aber sollte dies — wider Erwarten — nicht gelingen, so wird man Gewalt anwenden. Der Zweck heiligt die Mittel, und es gilt ihre Seele und die des Kindes zu retten. Man wird dann eine Weise ausfindig machen, beide von dem Manne zu trennen, um erfolgreicher auf sie einwirken zu können. Doch sind dies nur Gedanken, die wahrscheinlich nie verwirklicht zu werden brauchen. Herr Lissov wird gleich jetzt selbst hinübergehen und zu sondiren suchen, in wie weit Se. Ehrwürden (und er und Se. Gnaden) Hoffnung hegen

dürfen. Heute Nacht, wenn er der Verabredung in Bezug auf den Stein gemäß kommt, wird er den Erfolg mittheilen. Er hat die Ehre, sich Sr. Ehrwürden bis dahin zu empfehlen.

Dieser blickte ihm überrascht nach, wie er mit einer leichten Verbeugung das Barret lüftete und den Berg hinunterstieg auf das braune, zerfallene Brückengeländer zu. Verwunderung und Vergnügen jagten sich in wechselndem Sieg über das würdige, sprachlose Antlitz des unermüdlichen Seelsorgers; endlich seufzte er tief auf und wendete die Augen von dem langsam Fortschreitenden in die Höh auf das Backsteinhaus unter der Kirche — wenn man Häusern menschliche Leibesepitheta beilegen wollte, müßte man es „feist“ nennen — dann hob er spürend die Nase in die Luft und zwinkerte vergnüglich mit den Flügeln; und dann stieg er, nachdem er noch einen Blick auf die Epheugruppe drüben geworfen, der sich die schwarze Figur immer mehr näherte, schmunzelnd behäbig ebenfalls den Berg bis an das Haus hinunter. „Josephe!“

Hörte er noch das Bellen des Hundes, der so plötzlich in die Höh fuhr, daß er das kleine Mädchen mit dem gewaltigen Leibe rund in dem weichen Sande umherkugelte, und wie die hübsche Frau von ihrem Strumpf aufblickte und „Mil! Kusch, Mil!“ rief und Milosch knurrend und zähnefletschend gar keine Neigung zu gehorchen zeigte (und er war sonst doch so gehorsam), bis sie es stärker betonte, so daß er einsah, es sei ihr entschiedener Wille (den er freilich gar nicht zu begreifen schien) und langsam von der Mitte des Weges umkehrte, den er mit seinem zottigen Kopf und dem ungemüthlichen Rachen darunter dem Fremden fast ganz gesperrt hatte, und, noch immer brummend, sich schützend gerade vor die Füße der Frau und der kleinen Minatka hinstreckte, die zaghaft auf ihre Mutter zugelaufen war und sich hinter sie steckte und flüsterte: „Mama, das ist der Mann mit den häßlichen Augen, von dem ich Dir gestern sagte.“

Nein, Se. Ehrwürden hörte es nicht mehr. Er war zu emsig beschäftigt, sich für die unermüdliche Ausübung seines „schweren“ Berufes tauglich und fähig zu erhalten — selbst Mil würde die harten Geflügelknochen nicht kräftiger zwischen den Zähnen zermalmt haben — aber der Fremde hörte die Worte des Kindes. Er lächelte und deutete der hübschen Frau dadurch an, daß er sie gehört — wie ganz anders ist dies Lächeln als vorhin droben bei Sr. Ehrwürden; nicht weniger häßlich, da es dasselbe Gesicht ist, das lächelt, aber doch mit ganz anderem Ausdruck — und die hübsche Frau erhob sich verlegen (wie geschickt ist der Knix, mit dem sie seinen Gruß erwiedert, gar nicht wie der einer Förstersfrau) und sagte:

„Verzeihen Sie, Herr Verwalter — pfui, schäme Dich, Mil — Du bist recht unartig, Minatka — —“

„Es ist gar nichts zu verzeihen; alle Kinder fürchten sich vor Fremden. Soll ich die häßlichen Augen wegthun, Minatka?“

Die Sonne stand hoch am Himmel, und die weiße Wand warf ihre Strahlen fast heiß noch zurück, aber es war seltsam, es überschauerte die hübsche Frau bei den Worten, wie es gestern Abend beim Sonnenuntergang die Andern überschauert hatte. Sie sagte hastig, ihr Mann — „kusch, Mil!“ — sei nicht zu Hause, er sei im Wald und es werde ihm sehr leid thun, und sie hielt unwillkürlich die kleine Hand, die sich zaghaft in die ihre geklammert hatte, viel fester als gewöhnlich umschlossen und war sehr verwirrt und unhöflich, denn sie rührte sich nicht und rückte keinen Stuhl herbei, um den Herrn Verwalter einzuladen sich zu setzen.

Er merkte natürlich von dem Allen nichts und war um so ungezwungener und verbindlicher. Er ist ihrem Manne begegnet, wenigstens glaubt er so — ein großer, schöner, blonder Mann mit hellblauen Augen und einer Büchse an grünem Bandelier über der Schulter (ja, ja, das ist er; es wäre besser, wenn die anderen Augen nicht so hell aufleuchteten, denn er sieht es; er sieht Alles) — und er hat auch nur die Absicht gehabt, sie zu begrüßen, da er gerade des Wegs gekommen (kusch doch, Mil!) und zu fragen, ob sie vielleicht irgend welche Verbesserung in Bezug auf ihre Wohnung oder sonst wünschte, die er Sr. Gnaden vortragen könne?

Der Herr Verwalter ist sehr freundlich, aber sie hat keine Wünsche. Sie sind Beide mit ihrer Lage sehr zufrieden, sie und ihr Mann; doch wird dieser Sr. Gnaden ihren

Dank aussprechen, sobald Se. Gnaden geruhen wird, ihn anzunehmen. Sie bittet den Herrn Verwalter, ihn vorläufig in ihrem Namen auszudrücken.

Er wird es gern thun; er wird Sr. Gnaden auch von dem kleinen, niedlichen Mädchen erzählen, nach dem er sich gestern Abend erkundigt. (Ja, sie hat es gehört, ihr Schwiegervater hat es ihr gesagt und auch von der Ankunft des neuen Herrn Verwalters). Es wird Sr. Gnaden Spaß machen, zu hören, daß die Kleine sich vor ihm gefürchtet — Kinder thun es immer — und seine Augen häßlich genannt. Ha, ha, ha.

Gewiß, es war sehr unartig von Minatka. „Komm Kind, und gieb dem Herrn die Hand und bitte ihn um Verzeihung; er hat Dich lieb und ist sehr freundlich gegen Dich."

Ob er sie lieb hat; er hat Kinder immer sehr lieb (obgleich sie sich vor ihm fürchten) und weiß schnell ihr Zutrauen zu erwecken. Er streichelt ihnen das Haar (o wie seidenweich ist es und viel dunkelbrauner gefärbt, als das der beiden Eltern) er faßt es zart hinten am Nacken mit der Hand zusammen — (kusch Dich, Mil, Du dummer, unausstehlicher Mil! Er thut Deiner Minatka ja nichts).

Nein, faß ihn, Mil! Spring an ihm auf, pack ihn ins Genick' mit Deinen treuen Zähnen! Zerfleische seine dürren Hände, ehe sie spielend das seidene Haar von dem unschuldigen Nacken Deiner kleinen Gebieterin fortgestrichen und die häßlichen Augen das schmale, braune Muttermal hinten, ganz versteckt, ganz tief unten an dem schön geformten Köpfchen erblickt haben! Auf den Wolf, Mil! Auf den Wolf!

Es ist zu spät, Mil, und er hat das Kind schon losgelassen (er hat es von sich geschoben, wie er das Kirchenbuch in den Sacristeischrank zurückgeworfen) und hat zahnpressend die hübsche Frau gegrüßt und ging langsam dahin, den Weg zum Schloß hinab, und die bunten verspäteten Schmetterlinge flatterten ängstlich auf, wenn sein Schatten über sie hinstreifte, und wiegten sich hastig in die warme Sonnenluft hinauf.

Nein, es ist noch nicht zu spät, Mil — ein paar Sprünge und Du hast ihn noch, fest im Genick, erwürgt, zerfleischt, ehe ihm Jemand zu Hülfe kommen kann — — —

Du knurrst nur und blickst ihm zähnefletschend nach und dann wendest Du den Kopf und leckst Deiner kleinen Herrin die Hand? O Mil, Du bist thöricht, wenn Du sie lieb hast — auf den Wolf, Mil! Auf den Wolf!

(Fortsetzung folgt.)

Berühmte Liebespaare.

Neue Folge.*

Von

F. von Hohenhausen.

I.

Friedrich der Große und die Barbarina.

> Einst rief dem Könige der Brennen
> Das Schicksal ernst und düster zu:
> Es wird kein Sohn nach Dir sich nennen,
> Doch Dein Jahrhundert heißt wie Du!
> Apollonius von Maltitz.

Es gehört zu den historischen Streitfragen, ob Friedrich der Große jemals geliebt hat; seine contemplative, kühle Natur prädestinirte ihn nicht zur Leidenschaft. Er empfand wohl nur eine einzige, den Ehrgeiz! Und auch diese wußte er zu verbergen, reifen zu lassen bis zur Zeit der goldenen Früchte, die sie ihm schenkte.

Frühzeitig war Friedrich's Seele dem Schönen zugänglich, Dichtkunst und Musik liebte er schon im Knabenalter so innig, daß er sehr bald auch die Freuden des Selbstproducirens kennen lernen konnte, Verse machte und componirte.

Eine geistreiche Frau leitete ihn dazu an; seine Erzieherin, Frau von Rocoulles. Durch ihren Einfluß entstand der erste Keim zu seiner feingeistigen Weltanschauung, die so wenig zu der Richtung seines königlichen Vaters paßte. Derselbe hat deshalb so viel Dornen auf Friedrich's Lebensweg gestreut, und die Blumen seines Herzens in der Knospe zerstört, aber doch vielleicht durch seinen Druck die Energie entwickelt, die in Friedrich den großen Mann hervorbrachte.

Kaum dem Kindesalter entwachsen, kam Friedrich an den üppigen Hof von Dresden und lernte dort die Liebe als Laster kennen;

* Wir verweisen unsre Leser auf die Sammlung „Berühmte Liebespaare" von F. von Hohenhausen. Braunschweig. George Westermann.

er war erst sechzehn Jahr, als er die Frauen, aller Idealität entkleidet, zum ersten Male in der Nähe sah. Gewiß entstand damals Mißtrauen und Mißachtung gegen das ganze Geschlecht in ihm. Es sind unleugbare Zeichen vorhanden, daß ihn sogar ein physischer Ekel erfaßt und förmlich krankhaft afficirt hatte. Die schöne Orzelsca, König August's Tochter, war bekanntlich die Verführerin Friedrich's.

Ganz kurze Zeit darauf lernte er Doris Ritter kennen, für die er eine Neigung empfunden haben soll. Doch ist nicht historisch zu beweisen gewesen, ob eine solche wirklich stattgefunden hat.

Friedrich hörte mit Vergnügen den schönen Gesang dieses Mädchens in der St. Nicolaikirche zu Potsdam, ließ ihr durch seinen Adjutanten, den Lieutenant von Ingersleben, ein Geschenk machen und ging einige Mal in Begleitung dieses Adjutanten mit Doris Ritter Abends spazieren. Daraus läßt sich keine Liebesgeschichte zurechtmachen, so gern die romantisirenden Historiker dies auch gewollt haben. Die grausame Behandlung, welche Doris Ritter von dem Könige Friedrich Wilhelm I. erfahren hat, ist ebenfalls kein Beweis für ein Herzensverhältniß zwischen dem Kronprinzen Friedrich und ihr. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß Doris Ritter im Verdacht stand, bei der damals projectirten Flucht Friedrich's nach England betheiligt gewesen zu sein. Der blinde Zorn des Königs über diesen „Verrath" hätte ja beinah seinem eigenen Sohn und Thronfolger das Leben gekostet, es war also natürlich, daß Katt zum Schaffot und Doris Ritter zum Spinnhaus verdammt wurden.

Hätte Friedrich jemals eine Neigung für dieses Mädchen gehegt, so würde er ihr wenigstens nach seiner Thronbesteigung ein Schmerzensgeld geschenkt haben.

Er war kaum achtzehn Jahr zur Zeit dieser Katastrophe und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er sich damals mehr nach Freiheit als nach Liebe gesehnt hat.

Während seiner Haft in Küstrin lernte er die Tröstungen des weiblichen Umgangs kennen durch die geistreiche und liebenswürdige Frau von Wreich.*

Es war nur enthusiastische Freundschaft, was er für sie empfand. Schon das sehr verschiedene Alter bedingte diese Empfindung; Frau von Wreich war bereits Familienmutter und Friedrich noch nicht zwanzig Jahre alt. Für ihre schöne Enkelin, eine Gräfin Sophie von Schwerin, schwärmte er noch in seinem hohen Alter, er sagte zu ihr: „Wäre ich fünfzig Jahre jünger, würde ich Ihnen meine Krone zu Füßen legen!" Die Familie von Wreich wurde in den Grafenstand erhoben und besaß das reizende Tamsel bei Küstrin, jetzt dem Grafen Schwerin gehörig.

Kaum dem Kerker entronnen, ward er seiner Freiheit wieder beraubt und von seinem unbarmherzigen Vater in die Fesseln einer liebeleeren Ehe geschmiedet; die Briefe, welche er damals an seine Vertrauten schrieb, sind so roh, so hart und zornig, daß man an dem feinen, klaren Geist Friedrich's zweifeln könnte, aber seine Empörung über den Zwang ist wohl eine ausreichende Entschuldigung dafür.

So rücksichtslos er sich vor seiner Ehe über die ihm bestimmte Gemahlin äußerte, so ehrerbietig und zart behandelte er dieselbe nachher. Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern besaß Jugendfrische und einen sanften Charakter, aber sie war zu blöde und schüchtern, um das kalte, vom Schmerz gehärtete Herz ihres Gemahls im Sturm der Coketterie zu nehmen, wodurch es vielleicht allein erwärmt und erweicht worden wäre. Sie zählte noch nicht volle siebzehn Jahre, als sie in die stürmischen Familienverhältnisse des damaligen preußischen Königshauses trat. Ihr Myrtenkranz war gleichsam das Unterpfand des Friedens zwischen Vater und Sohn; durch diese Ehe erst fand eine völlige Versöhnung zwischen ihnen statt. Aber das Glück der Liebe erblühte nicht für die junge Kronprinzessin; Friedrich konnte den Zwang nicht vergessen, wodurch er mit ihr verbunden ward. Doch benahm er sich tadellos und achtungsvoll gegen sie. Sein eheliches Verhältniß, das man ihm vielfach zum Vorwurf gemacht hat, war gerade eine Ausübung so zarter edler Tugenden, wie sie selten in einem Männerleben vorkommen.

* Der Name wurde auch oft Wreech geschrieben und Graf Schulenburg schreibt sogar Frau von Wrechem. Wir haben uns aber an die Schreibart gehalten, wie die eigenen Familienmitglieder sie führen. Das Verhältniß dieser schönen, mit einem ältern Manne verheiratheten Dame zu dem Kronprinzen Friedrich hat viele Verläumdungen erfahren, war jedoch ein durchaus schuldloses.

Seine Gemahlin hat die erste Zeit ihrer Ehe als eine wahrhaft „glückliche" anerkannt und später stets mit dankbarer Verehrung von der Gesinnung des Königs gesprochen. Schloß Rheinsberg und das Städtchen Neu-Ruppin beherbergten sieben Jahre lang das junge Paar. Friedrich bestrebte sich, seinem Vater zu Gefallen ein guter Regimentscommandeur und Hausherr zu werden. Er nennt die Kronprinzessin in seinen Briefen immer mit dem traulichen Namen „meine Frau" und schickt stets genaue Berichte über den Stand seiner Soldaten ein, dazu allerlei Eßwaare aus seiner „Wirthschaft," Wildpret, Würste, Fische an die königliche Hofhaltung.



Friedrich der Große.

Aber die Feierabende und Mußestunden in Rheinsberg waren erfüllt von hohen geistigen Genüssen; Friedrich versenkte sich in seine geliebte Wissenschaft, er studirte, lernte, philosophirte, dichtete, schriftstellerte und machte Musik. Er übte alle Künste des Friedens und schien sich wirklich glücklich zu fühlen; auch seine Gemahlin ließ er an seinen Beschäftigungen Theil nehmen; sie bestrebte sich in rührender Weise, ihre Bildung zu erhöhen, um ihm mehr Sympathie einzuflößen. Er schrieb in jener Zeit an Voltaire: „Die Frauen verbreiten unaussprechlichen Reiz über den Umgang und sind auch, abgesehen von aller Galanterie, unentbehrlich für die Gesellschaft. Ohne sie ist jede Unterhaltung matt!"

Charakteristisch ist es, daß er selten zufrieden mit sich war und namentlich seine Verse schlecht fand; „was Apoll mir eingibt, opfere ich gewöhnlich den Flammen Vulcan's," schreibt er an seinen Freund Camas. Doch theilte er seine Zeit zwischen dem Studium der Dichtkunst und der Kriegskunst, Beides nach französischem Muster. Der große Condé und Voltaire waren seine Lieblinge.

Der oft gehörte Vorwurf, daß der größte deutsche Fürst die deutsche Bildung so gering geachtet habe, wird nur dadurch eini-

germaßen widerlegt, daß Friedrich's feiner Geist durch die damals noch in den höchsten Gesellschaftskreisen herrschende Rohheit und Unwissenheit auf die französische Cultur fast gewaltsam hingedrängt wurde. Er konnte die Morgenröthe noch nicht ahnen, die mit der Geistessonne unseres Goethe für Deutschland anbrach; derselbe ward beinah zehn Jahre nach Friedrichs Thronbesteigung erst geboren!

Friedenskünste, errichtete Universitäten und baute Theater. Das Opernhaus, 1743 vollendet, nahm sein lebhaftestes Interesse in Anspruch. Er bekümmerte sich um alle Einzelheiten, mischte sich in die Streitigkeiten der Acteurs und schrieb sogar anonyme Theaterkritiken für die berliner Zeitungen, deren es damals nur zwei gab. Daß der junge König auf diese Weise in ziemlich genaue Berührung mit den Reizen



Barbarina Campanini.

Am 31 Mai 1740 gelangte Friedrich zur Regierung; er konnte sie mit gutem Gewissen antreten, der Segen seines Vaters lag auf seinem Haupte. Dem Zorn war die innigste Liebe und Anerkennung gefolgt; der sterbende König sah es ein, daß er einen glorreichen Nachfolger haben würde. Schon das folgende Jahr ward Friedrich der Mann des Jahrhunderts durch den Feldzug nach Schlesien, der Beginn seines Ruhmes und Sieges.

Inmitten der Kriegspläne und Regierungssorgen schwärmte Friedrich für die

des weiblichen Theaterpersonals kam, verstand sich von selbst. Doch hat nur eine einzige dieser Damen in dem Rufe gestanden, die Favoritin des königlichen Weiberfeindes gewesen zu sein. Es war dies die Tänzerin Barbarina Campanini aus Venedig; sie nach Berlin zu bringen, hatte so viel Mühe, Kampf und Schwierigkeit verursacht, daß Friedrich es wie eine Eroberung, einen Sieg betrachten konnte, als endlich die schöne Italienerin auf seiner Hofbühne tanzte.

Die Barbarina galt für die talentvollste,

gefeiertste und berühmteste Tänzerin der damaligen Welt. In London hatte sie ebenso gefallen wie in Italien, und es schien fast unmöglich, sie für Berlin zu gewinnen.

Durch diplomatische Unterhandlungen gelang es indessen dem preußischen Minister-Residenten in Venedig, dem Grafen Cataneo, den Befehl des Königs Friedrich II. von Preußen auszuführen und die Tänzerin zu einem Engagement zu bewegen, dessen Bedingungen noch heute die größten Berühmtheiten der Bühne zufriedenstellen würden! Sie erhielt siebentausend Thaler jährlich und fünf Monate Urlaub!

Als sie und ihre Mutter diesen vortheilhaften Contract unterzeichnet hatten, ward derselbe nach Berlin geschickt, um durch die allerhöchste Genehmigung rechtskräftig zu werden. Der Postenlauf war jedoch damals sehr langsam und die gefeierte Künstlerin gewann hinreichend Zeit, um ein Liebesverhältniß mit Lord Stuart de Mackenzie anzuknüpfen, das ihr mehr Glanz und Glück zu verheißen schien als das Engagement in Berlin.

Sie weigerte sich deshalb, diesem Folge zu leisten, als der Contract vollzogen ihr übersendet wurde. Sie gab vor, mit dem jungen Engländer heimlich vermählt zu sein und wollte mit ihm in seine Heimath reisen, um dort als Lady zu leben.

Durch diesen Widerstand erschien sie dem jungen Könige nur noch begehrenswerther. Er ließ sogar der Republik Venedig mit seinem königlichen Zorn und dessen möglichen Folgen drohen, wenn sie ihm nicht behülflich sei, die Barbarina in seine Gewalt zu bekommen. Der hohe Senat der Republik fand es zwar unter seiner Würde, sich in die Angelegenheit einer Tänzerin zu mischen, hat aber dennoch später die Hand dazu geboten, sie dem Gesandten des Königs ausliefern zu lassen. Der Graf Dohna, damals preußischer Gesandte in Wien, erhielt eine Cabinetsordre, datirt vom 4 April 1743, worin er angewiesen wurde, die Sache in Gemeinschaft mit dem Grafen Cataneo in Venedig zur Ausführung zu bringen.

Friedrich hatte eigenhändig unter die betreffende Depesche geschrieben: Graf Dohna solle ja die richtigen Mittel ergreifen, um dieses Geschöpf sicher an Ort und Stelle zu bringen.

Die gewaltsamste Entführung wurde ins Werk gesetzt; Graf Dohna schickte zwar seinen Helfershelfer, Namens Meyer, nach Venedig mit der Instruction, die Barbarina „auf alle Weise zu flattiren und in gute Humeur zu versetzen, auch ihr zu versichern, daß sie in eine schöne Stadt, an einen großen Hof und in eines gnädigen Königs Dienste käme, worin sie alle Ursache zufrieden und vergnügt zu sein, haben würde," aber eine starke Cavallerie-Escorte begleitete den Wagen und machte alle Befreiungsversuche unmöglich. Der Geliebte der Tänzerin, Lord Stuart, und einer ihrer Verehrer, Graf Calenberg, brauchten vergebens List und Gewalt, um sie in Freiheit zu setzen. Verkleidet begleiteten sie die Fahrt, bestachen sie die Gastwirthe, brachten sie Liebesbriefe in die Hände der entführten Dame. Aller Zubehör eines Romans kam in Anwendung, und es ist nicht zu verwundern, daß die Gerüchte davon durch die ganze Welt liefen. Gerade hundert Jahre später wurden dieselben durch Frankreichs berühmteste Schriftstellerin zu einem Roman verarbeitet unter dem Titel „Die Gräfin von Rudolstadt." Georges Sand hat jedoch die Tänzerin in eine Sängerin verwandelt und scheint überhaupt nur diesen Stoff benutzt zu haben, um Friedrich den Großen möglichst klein machen und als Erzdespoten darstellen zu können.

Die Barbarina ward auf der Reise aus Liebe und Kummer krank; ihr Liebhaber ließ nicht ab, ihr nachzufolgen und sich bei dem Grafen Dohna in Wien aufs eifrigste um ihre Befreiung zu bemühen. Er gefiel demselben außerordentlich und scheint in der That ein ungewöhnlich liebenswürdiger, edler und schöner Jüngling gewesen zu sein. Graf Dohna war von seiner Persönlichkeit so bezaubert, daß er es wagte, sich für ihn bei dem Könige zu verwenden. Es sei sein fester Entschluß, die Tänzerin zu heirathen, in England wären solche Ehen durchaus nichts Ungewöhnliches und seine Verwandten würden gern dazu ihre Einwilligung ertheilen. Er verbürgte sich für die Tugend seiner Geliebten und erbot sich, 100,000 Thaler Bürgschaft zu hinterlegen, wenn man ihm gestattete, sie in Person nach Berlin zu begleiten, wo er sich dem Könige zu Füßen werfen wollte, um von ihm die Entscheidung über Leben und Tod zu erflehen. Auch ein wahrhaft rührender Brief von Lord Stuart an den König befindet

sich noch bei den Acten der Verhandlungen mit der Tänzerin Barbarina. Friedrich hat eigenhändig „reponatur" auf diesen Brief geschrieben. Auf alles Bitten und Flehen der Liebenden antwortete der König durch den Befehl, die Barbarina solle am 13. Mai 1744 in den Zwischenacten eines französischen Lustspiels tanzen. Sie war kaum fünf Tage vorher bis zum Sterben ermüdet und betrübt in Berlin angelangt. Die Grausamkeit des Königs wird nur einigermaßen dadurch entschuldigt, daß die Mutter der Barbarina mit allen Veranstaltungen, um dieselbe von ihrem Liebhaber zu trennen, einverstanden war. Es muß also doch vielleicht etwas in dessen Charakter gelegen haben, was dem Mutterauge gefahrdrohend erschien.

Schon das erste Auftreten der Barbarina war ein Sieg; Alles war gespannt auf ihre Erscheinung und der König betrachtete sie mit der stolzen Freude eines Eroberers. Die vielen Schwierigkeiten, Liebesintriguen und weiblichen Widerspenstigkeiten überwunden zu haben, war allerdings keine Kleinigkeit! Aber der Zauber dieser schönen Tänzerin war mächtiger, als Friedrich geahnt hatte; geblendet, hingerissen von der allgemeinen Aufregung, bezeigte er ihr seine Bewunderung in einer Weise, die so auffallend erschien, daß der ganze Hof der Meinung war, es sei ein Wendepunkt eingetreten und die Herrschaft einer Favorite würde beginnen.

Alles huldigte der Barbarina. Es erschienen in den zwei Berliner Zeitungen französische und deutsche, ja sogar lateinische Lobgedichte auf die neue Tänzerin und der König bezeigte ihr immer geflissentlicher seine Huldigungen. Er verlangte sogar, daß man sie einlud, wenn er bei diesem oder jenem seiner Generale speiste. Auch sah er sie häufig ganz allein bei einem ausgesuchten Souper. Ja es hieß sogar, sie habe ihn heimlich auf einer Badereise nach Pyrmont begleitet — was jedoch keineswegs historisch zu beweisen ist.

Am merkwürdigsten bleibt es, daß der treuliebende junge Lord so schnell aus dem Herzen der Barbarina verdrängt ward. Beinah zwei Monat war er noch in Berlin Zeuge ihrer Triumphe und Eroberungen, er ließ nicht ab, sie mit Briefen und Bitten zu bestürmen, aber, wie es scheint, völlig wirkungslos. Endlich hat ein königlicher Ausweisungsbefehl ihn aus Berlin entfernt. Aus einem Bericht des damaligen Polizeipräsidenten von Kircheisen vom 4. Juli 1744 an den König entnehmen wir Folgendes: „Es ist der Lohn-Laquay, welchen Lord Stuart mit sich von hier genommen hat, gestern Abend von Hamburg zurückgekehrt und habe ich ihm sofort die ihm an die Barbarina anvertrauten Briefe, unter welchen er den ohne Aufschrift in derselben eigene Hände zu geben befehligt gewesen, abgefordert und Ew. K. Majestät solche sämmtlich unterthänigst einsenden sollen. Der Lord hat sich auf einem Schiffe nach London embarquirt."

Aus diesen Briefen, die sich Friedrich auf nicht loyalem Wege verschafft hatte, konnte er ersehen, daß der junge Lord die Tugend seiner Geliebten noch immer ängstlich zu beschützen strebte. Er schrieb ihr u. A.: „Ich bitte Dich inständigst, sei auf Deiner Hut! Mache es Dir zur festen Regel, nie mit Jemandem, er sei wer er wolle, außer dem Hause zu speisen und nie auch nur einen Augenblick mit einem Manne allein zu sein. Komme niemals Jemandem zu nahe und dulde auch nicht, daß Dir Jemand zu nahe kommt. Auf keinen Fall empfange Jemanden, wenn Du gerade zu Bett liegst; Du hast es früher niemals gethan, und wirst es jetzt, ich bitte Dich darum, aus Liebe zu mir sicherlich nicht thun. Siehe nicht einen und denselben Mann zu häufig, damit Du nicht ins Gerede kommst, denn wenn auch falsch, wird solch Gerede Dir immer schaden, namentlich jetzt, wo man bemüht ist, alle Deine Handlungen zu vergrößern und zu übertreiben. Diesen Abend noch muß ich das Schiff besteigen, das mich hundert Meilen weiter von Dir entfernt. Denke an mich, wenn Du den Wind pfeifen hörst, und denke, daß er Dir vielleicht meinen letzten Segen bringt."

Der gute Rath dieser Zeilen kam nie an seine Adresse, denn die Briefe des armen verliebten Engländers liegen noch jetzt im königlichen Cabinetsarchiv. Wie mag der König die Liebesbeweise desselben belächelt haben, er, der wohl unzweifelhaft die Wandelbarkeit der schönen Tänzerin erkannt hatte!

Wie weit übrigens die Grenzen der königlichen Herzenseroberung gezogen waren, läßt sich nicht feststellen. Daß die Barbarina einen ihrer Hauptreize in der Tugendstrenge

fand, ist durch ihren spätern Lebenslauf mehr als wahrscheinlich geworden. Aber ebenso ist wohl wahrscheinlich, daß sie den König durch einen Zauber gefangen hielt, dem kein Männerherz widerstehen kann: Liebe mit dem Glanz der Bewunderung vereinigt! Sie ahnte in dem jugendlichen Helden den Mann des Jahrhunderts; er war noch im Jugendschmuck, er war der feinste Geist, der selbst der Gelehrsamkeit Anmuth zu verleihen mußte, er war Poet und Künstler unter dem Nimbus der stolzesten Königskrone, der preußischen, die besonders deshalb Männerstirnen ziert, weil sie ein Symbol der eigenen Kraft ist. Und dann war Friedrich's Herz wohl werth, von Frauenliebe als höchster Preis betrachtet zu werden, grade weil es von einer Eisenhand zurückgehalten, so selten sich hingab.

Neben der Schönheit und dem Talent soll die Barbarina auch geistreich gewesen sein, wie hätte sie auch sonst dem werdenden Philosophen von Sanssouci gefallen können! Ueberhaupt waren die Tänzerinnen damaliger Zeit äußerlich wie innerlich ziemlich verschieden von den jetzigen. Schon ihr Costüm war von ganz anderer Art und ihr Tanz glich mehr einer Pantomime, einer Anmuth in der Bewegung als den Verrenkungen heutiger Zeit. Es ist zu bedauern, daß unsre Porträtgalerie berühmter Liebespaare einmal so zugeschnitten ist, nur Brustbilder zu geben, sonst würden wir den Lesern die ganze Figur der schönen Barbarina zeigen, wie sie im königlichen Schlosse zu Berlin und in den Wohngemächern des großen Königs in Potsdam als prächtiges Oelgemälde in vielen Exemplaren aufbewahrt ist. Ein buntgestickter Reifrock geht bis zum Knöchel hinab, nicht einmal die Arme sind entblößt, sondern in modische Ellenbogen-Aermel mit Spitzenmanschetten eingehüllt. Ueber den Hüften hängt ein zierliches Pantherfell und die Phantasie der damaligen Zuschauer war gefällig genug, mittelst desselben eine Bachantin in ihr zu sehen, trotz des Reifrockes und Puders. Die so sehr gepriesene Schönheit ist übrigens nicht deutlich zu erkennen, es sind starke Züge, indessen wird die Jugend und das Leben wohl ein besseres Licht darauf geworfen haben, als es der Maler gethan, obwohl er zu den berühmtesten und begabtesten seiner Zeit gehörte.

Das Brustbild Friedrich's, welches wir hier beigefügt haben, ist dagegen als eins der gelungensten zu bezeichnen; es ist zudem ein sehr seltenes Exemplar aus seiner Jugendzeit. Man kann bei seinem Anblick begreifen, daß die Barbarina ihn als ein Ideal von Männerschönheit verehren konnte. Es ist eine Geschmacklosigkeit der Sammler von historischen Porträts, uns immer den gebückten „alten Fritz“ vorzuführen und nie den jugendfrischen König von achtundzwanzig oder dreißig Jahren mit dem Blick eines Adlers, der zur Sonne fliegt. Und auch unsre Romanschriftsteller haben es bis jetzt nie versucht, den reizvollen Moment zu schildern, wo Friedrich schwelgte in dem kurzen Glück, jung zu sein, zu lieben, geliebt und bewundert zu werden von schönen Frauenaugen und doch seiner Königswürde nichts vergab und auch seiner edlen Gefährtin auf dem Thron stets ritterlich zart begegnete. Welche Poesie des Schmerzes und der Entsagung mag die junge Königin in dem düstern Park von Charlottenburg und Schönhausen erfüllt haben, als sie erfuhr, wie viel süße Stunden ihr Gemahl bei der berühmten italienischen Tänzerin zubrachte! Doch ist nichts so unbeständig auf Erden als Glück und Liebe, besonders in dem Leben eines Helden wie Friedrich, der die Rosen des Genusses nur vorübergehend in seinem ernsten Leben duften ließ und achtlos ihrem raschen Verwelken zusah.

Schon im Jahre 1758 sprach der König völlig ernüchtert über die gefeierte Tänzerin, er verurtheilte sie sogar, selbst ihre Schulden zu bezahlen, und sah sie mit großer Gleichgültigkeit nach England reisen. Ob sie dort den einst geliebten Lord auch nicht so treu wiedergefunden hat, wie seine heiße Liebe es vermuthen ließ, ist nicht klar geworden. Sie kehrte schon nach wenigen Monaten nach Berlin zurück und verband sich in heimlicher Ehe mit dem Sohn des Großkanzlers von Cocceji. Die Familie des jungen Mannes war außer sich über diese „Mesalliance.“ Man setzte Alles daran, die Ehe für ungültig zu erklären, und wendete flehend sich sogar an den König, um die „Person“ zu verbannen. Es begann ein neuer Lebensroman für die schöne Barbarina. Ihr königlicher Geliebter sogar war gegen sie und nannte sie in einem Briefe an den Grafen von Haake „eine verführerische Creatur,“ die dem jungen

Cocceji eine wahnsinnige Neigung eingeflößt habe, und fügte hinzu, daß Er es niemals dulden werde, einer so ehrenwerthen Familie „sothane Prostitution und dergleichen Chagrin“ anzuthun wie eine Heirath des Sohnes mit einer Tänzerin! Ein cachet volant, ein preußischer Verhaftsbefehl nach Art der französischen lettre de cachet, ward gegen den Herrn von Cocceji erlassen, der damals schon Geheimrath und also der väterlichen Gewalt entwachsen war. Er sollte nach dem Schlosse in Altlandsberg unter militärischen Gewahrsam gebracht werden, so hatte sein eigener Vater es beim Könige erbeten, um der Barbarina zu entsagen. Da im Augenblick der größten Gefahr schrieb dieselbe an den König und bat um seinen Schutz für ihre Ehe, die bereits durch Kindersegen geheiligt sei. In einem glänzend und aufgeregt geschriebenen Briefe theilt sie dem Könige mit, daß ein Zerreißen ihres Ehebandes um so unzulässiger sein würde, da sie im Begriff stehe, „einem preußischen Unterthan“ das Leben zu geben und zur Gründung einer Familie soeben ein Haus in Berlin in der Behrenstraße gekauft habe, also auch als Bürgerin seiner Residenz auf seine Gnade ein Recht erworben hätte. Inmitten ihrer ängstlichen Bitten, läßt sie eine Aeußerung fallen, die ein eigenthümliches Licht auf ihr einstiges Verhältniß zu ihrem königlichen Verehrer wirft. Sie sagt: „Der hohe Sinn Ew. Majestät, welcher jeden Zwang der Herzen verabscheut, läßt mich Alles hoffen, — aber das, was gegen mich spricht und worüber die Ehrfurcht mir Schweigen gebietet, läßt mich Alles fürchten! Möchte doch ein gnädiger, meiner unterthänigen Bitte entsprechender Befehl die Betrübniß Derjenigen enden, welche die Ehre hat zu sein mit der tiefsten Ehrfurcht Sire, Ew. Majestät ergebenste und allerunterthänigste Dienerin Barbarina von Cocceji.

Was ließe sich anders daraus entnehmen, als daß die „tugendhafte“ Geliebte des Lord Stuart auch dem König Liebe ohne Ehe versagte und daß sie nun fürchtete, er werde aus Rache dafür ihre Liebesheirath mit Herrn von Cocceji nicht beschützen. Wie dem auch sei, der Brief verfehlte seine Wirkung durchaus nicht. Alle Gewaltmaßregeln wurden vom Könige zurückgenommen, derselbe versuchte sogar mehrmals, den Vater mit den Vermählten auszusöhnen, doch scheint dies nicht gelungen zu sein, vielmehr ward auf dringendes Ansuchen des Großkanzlers der Sohn nach Glogau versetzt, um wenigstens nicht mehr mit ihm in Berührung zu kommen.

Barbarina von Cocceji lebte mit ihrem Gemahl von der Zeit an in Schlesien in sehr glücklichen Familienverhältnissen und gründete nach seinem Tode mit ihrem großen Vermögen ein adeliges Fräuleinstift. Der Nachfolger Friedrich's des Großen verlieh ihr in Ansehung ihrer großen Verdienste um die Provinz Schlesien den Titel einer Gräfin Campanini. Sie starb am 7. Juni 1799 zu Barschau in Schlesien, hochgeachtet von dem ganzen Adel, der die Tänzerin in der Gräfin vollkommen vergessen hatte.

Zur Geschichte des deutschen Kinderspiels.

Culturgeschichtliche Skizze

von

Albert Richter.

Kinderspiel, Kinderlied und Märchen sind scheinbar eintönig, sich wiederholend, jedoch so, bemerkt Wilhelm Grimm, wie auch die Singvögel einfarbig sind. Für den ersten Anblick möchte es scheinen, als ob es kaum der Mühe lohnte, dem Ringeltanze spielender Mädchen, dem Tummeln der muthigen Knaben zuzusehen, ihren Liedern, ihren Abzählreimen, die oft recht trivial oder gar sinnlos scheinen, aufmerksam zuzuhören. Und doch bleibt des Dichters Wort wahr: „Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.“

Was uns ein sinnloses Durcheinanderlaufen, ein langweiliges Singen und Drehen zu sein dünkt, das ergiebt sich uns bei aufmerksamer Betrachtung als altehrwürdiger Rest altdeutscher, heidnischer Fest- und Opfertänze; was wir für eine Nachäffung kriegerischer Waffenübung halten möchten, das wird im Lichte der historischen Betrachtung zu einem Abglanze der von unseren Vorfahren im Waffenschmuck begangenen Mai- und Sommereinholung.

Andere Spiele wieder öffnen uns ungeahnte Blicke in den Götterglauben unserer

Vorzeit, in die Art, wie unsere Väter Recht sprachen, in die Poesie, die voll frischen würzigen Waldgeruches einst das gesammte Leben unseres Volkes durchdrang, in eine Poesie, die so echt national und dabei doch auch so allgemein menschlich, daß ihre Spuren, ewig dauernd, von keiner Zeit verwischt werden können, wie sie andererseits in der Zeit weit zurückreicht über die Zeit hinaus, aus der die ersten Ueberlieferungen von unserem Volke zu uns herüberklingen.

Die deutschen Kinderspiele gehören zu jenem Schatze, der mehr oder weniger allen Völkern, allen Menschen gemeinsam ist. Wir finden das, was Athenäus und Pollux von griechischen Kinderspielen berichten, auch in deutschen Kinderspielen wieder. Unsere deutschen Kinder haben heute noch Schwalben-, Käfer- und Krähenliedchen, mit denen sie des Frühlings Einzug feiern, sie schlagen noch heute Ball und Kreisel, pflegen noch heute ihre Puppen, spielen noch heute Blindekuh und Haschemann, wie es von den griechischen Kindern berichtet wird.

Und die Spiele unserer heutigen Jugend sind im Allgemeinen dieselben, die auch von den Kindern im deutschen Alterthume gespielt wurden. Absolut Neues wird sich in unseren Kinderspielen nur selten aufweisen lassen; man müßte dann an den bunten Flitterkram denken, der jetzt unter dem Namen „Spielzeug" den Kindern geboten wird, Flitterkram, mit dem die armen Kinder nicht spielen dürfen, bei dessen Bescheerung unter dem Weihnachtsbaume u. dgl. das erste Gebot vielmehr heißt: „Schont aber diese schönen Sachen!" Man sollte die armen Kinder um solche Geschenke vielmehr bedauern als beglückwünschen.

Vieles aber, was unter den modernen Spielsachen neu zu sein scheint, ist oft nur die Umgestaltung alter Ueberlieferung und in der Regel sind das diejenigen Spielgeräthe, die den Kindern die liebsten sind: der Baukasten, das Steckenpferd, thönerne, bleierne und dergleichen Figuren u. s. w.

Wer jedoch die Kinder aufmerksam beobachtet, wird finden, daß ihnen die liebsten Spiele diejenigen sind, bei denen sie der Spielgeräthe ganz entrathen können, bei denen sie ihrer freischaffenden Phantasie die Zügel schießen lassen dürfen, bei denen sich Verstand und Witz frei bethätigen können. Und es wäre daher in der That wünschenswerth, daß viele Mütter so dächten wie Goethe's Mutter, die einst an ihre Enkel nach Weimar schrieb: „Wenn ich bei Euch wäre, lernte ich Euch allerlei Spiele, als: Vögel verkaufen, Tuchdiebes, Potzschimper, Potzschemper und noch viele andere," und viele Väter wie Schiller, von dem seine Hauswirthin in Jena, Frau Griesbach, berichtete, wie er oft seines Karl's Lieblingsspiel, Löwe und Hund, auf allen Vieren in der Stube herumkriechend, geduldig mitgemacht habe.

Leider aber sind den Eltern unserer Zeit in der Regel die Spiele die liebsten, bei denen die Kinder recht hübsch still sitzen, und auch die Polizei hat ihr Möglichstes gethan und thut es noch, den Kindern ein lautes, lustiges Spiel zu verleiden. Manches unschuldige Kinderspiel ist dabei hier und da vernichtet worden.

Insbesondere ward das Kinderspiel seit der Zeit der Reformation an vielen Orten verfolgt und verpönt.

Im sechzehnten Jahrhunderte verboten Zürcherische Sittenmandate das „Gerad- und Ungeradspiel, das Blattenschießen und Stöckeln." Im Jahre 1530 ward den Knaben sogar das Spiel mit steinernen Kügelchen, das sogenannte Kluckern, bei Strafe der Gätterei verboten. Diese Strafe bestand aber darin, daß der Schuldige in einer hölzernen Drehmaschine bis zum Erbrechen herumgewirbelt wurde. Man fragt sich hier, wogegen sich die Verordnung mit größerem Rechte hätte richten sollen.

In Basel ward im Jahre 1560 das letztgenannte Spiel durch einen Anschlagzettel des Rathes wenigstens nur für den offenen Platz des sogenannten Kirchhofs verboten.

In einer anderen Verordnung, die freilich der Zeit nach viel früher fällt, werden dagegen bestimmte Spiele als den Kindern gestattete namhaft gemacht. Nach dem Nördlinger Spielgesetze vom Jahre 1426 sind nämlich zu spielen erlaubt: Paarlaufen, Kegeln, Radtreiben, Rücken oder Schneide, Hafen (Topf) schlagen, Topfspiel (Kreiseln) und Schnellkügelchen.

Gegen dergleichen Beeinträchtigungen jugendlicher Lust wendete sich mancher Schriftsteller, und selbst Prediger, deren sonst eine ziemliche Anzahl sich im Eifern gegen die Jugendspiele gefällt, ergreifen

für die Kinder Partei. So schreibt der Prediger Bartholomäus Anhorn unter dem Schriftstellernamen Philo in seiner 1675 erschienenen Magiologia: „maßen Zach. 8, 5 es als eine herrliche Gutthat Gottes gepriesen, wann die Gassen einer Stadt voll Knäblein und Mägdlein sind, die ihre Kinderspiele treiben; deren werden nach Unterscheid der Orten unterschiedliche Gattungen gefunden: als klunkeren, dopfen oder glozen, niggeln, rebhölzelen, mit Nussen höcklen oder häuslen, krönlen, ballen u. s. f., welche Spiel auch oftmalen fürnemme Eltern selber mit ihren Kinderen treiben, als Socrates mit seinem Söhnlein Lamprode, und Agesilaus, ein Fürst der Lacedämonier, ist wohl gar mit seinen Kindern in dem Hofe seines Hauses auf Steckenrößlein herumb geritten."

Auch Luther vertheidigte schon 1524 in seiner Schrift: „An die Bürgermeister und Rathsherren aller Städte deutsches Landes" das gute Recht der deutschen Knaben, auch fernerhin „Käulchen zu schießen, zu laufen, zu rammeln und Ball zu spielen."

Verordnungen gegenüber, wie sie oben angeführt wurden, berührt es wohlthuend und könnte es den meisten Städten unserer Zeit zum Muster vorgehalten werden, wenn um das Jahr 1570 von dem St. Petersplatze in Basel gesagt wird, daß dahin während des Sommers die Jugend komme und in grasigen Spielplätzen lustige Scherze treibe, auch im fröhlichen Tanzreigen dahinhüpfe. Neben diesen Grasplätzen, die der Jugend und den Spaziergängern überlassen waren, gab es daselbst auch besondere abgesteckte Ringplätze für Männer und Jünglinge. Im Jahre 1581 sah sich der Rector der Universität genöthigt, die Kinder und die spazierengehenden Bürger gegen die Studenten in Schutz zu nehmen und der Schluß seiner desfalsigen Verordnung lautet: „Wird demnach Einer in Zukunft außerhalb der angewiesenen Uebungsorte allda betroffen im Wettlauf oder im Ballspiel oder im Zielwerfen, so mag er wissen, daß er es mit den öffentlichen Häschern zu thun haben und vergebens von der Universität Hilfe suchen und verlangen wird."

* * *

Wenden wir uns von diesen mehr allgemeinen Betrachtungen nun zu den einzelnen Kinderspielen des deutschen Alterthums und versuchen wir, uns aus den allerdings sehr vereinzelten und meist nur andeutenden Mittheilungen altdeutscher Schriftsteller und Dichter ein Bild altdeutscher Kinderlust zu entwerfen.

Wir richten da unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die Spielgeräthe. Gerade über diese sind unsere Quellen sehr schweigsam, doch wird uns reicher Ersatz geboten dadurch, daß nicht wenige Spielgeräthe alter und ältester Zeit bis auf uns gekommen sind.

Es war eine von reichem Gemüth zeugende Sitte unserer Vorfahren, den Todten, wie schon Tacitus (Germania, Cap. 27) berichtet, mit ins Grab zu geben, was ihnen im Leben lieb und theuer gewesen war. Wie dem Krieger seine Waffen und sein Roß, wie dem Jäger seine Wurfspieße und Pfeile, wie den Frauen ihren Schmuck, die Spindel, den Spinnwörtel und das Nadelbüchschen, so gab man Kindern ihr Spielzeug mit ins Grab.

Es hat sich diese Sitte bis in unser Jahrhundert erhalten. So berichtet Gräße in seiner Abhandlung: „Zur Geschichte des Puppenspiels," daß seiner frühverstorbenen Schwester von den Eltern die liebsten Spielsachen mit in den Sarg gegeben wurden.

Alte Germanengräber geben uns daher den frühesten Aufschluß über deutsches Kinderspielzeug. So fand man in den Flachter Germanengräbern in einem Kindergrabe ein beinernes Pfeifengäulchen, welches an die auch jetzt noch von den Töpfern kleinerer Städte gefertigten thönernen Thierfiguren erinnert, an denen statt des Schwanzes ein Pfeifchen angebracht ist.

Kinderklappern, die bei den Griechen πλαταγαι hießen, müssen schon bei den in Deutschland wohnenden Kelten üblich gewesen sein, denn in den Heidengräbern des Prattelerwaldes in Baselland, die man für keltisch hält, fanden sich solche aus Thon. Ebenso in den Heidengräbern bei Truchtelfingen in Würtemberg. Sie bestehen aus zwei birnenförmigen, hohlen Thonkugeln, die an einander gebacken sind, außen mit eingedrückten kreisförmigen Verzierungen versehen, innen Klappersteinchen enthaltend.

Eine Kinderklapper aus gelbem festgebrannten Thon, $2^1/_3$ Zoll hoch, allseitig geschlossen und mit acht Schalllöchern ver-

sehen, ward in einem Grabe bei Bautzen gefunden. Im Innern sind kleine Steinchen. Eine ähnliche, nur größere Klapper, bei Oschatz in Sachsen gefunden, ist mit einem Henkel versehen.

Auch Vögel von Thon, inwendig hohl und mit Klappersteinen gefüllt, hat man mehrfach in alten Gräbern gefunden. So wurde bei Konnewitz in der Leipziger Pflege ein solcher Vogel gefunden, vier Zoll lang und drei Zoll hoch. Er stand in einem gehenkelten Napfe und es sind an demselben die Flügelfedern durch Striche angedeutet.

Ein kleines Gefäß in Vogelgestalt, das unstreitig ebenfalls zum Spielen bestimmt war, ward bei Lüben in Schlesien gefunden.

Endlich finden sich in altdeutschen Gräbern sehr oft kleine Schälchen, Näpfchen, Schüsselchen u. s. w., die kaum eine andere Bestimmung gehabt haben können, als den Spielen der Kinder zu dienen.

Reicheren Aufschluß über altdeutsches Spielzeug gewährt ein ebenfalls dem Schooße der Erde entnommener Fund von Thonfiguren, die jetzt im Germanischen Museum zu Nürnberg aufbewahrt werden.

Schon lange vor diesem Funde, der im Jahre 1859 gemacht wurde, waren kleine Bilder von gebranntem Thon bekannt, die meistens weibliche Gestalten darstellten, ziemlich roh, doch deutlich genug gebildet, um die gewöhnliche Frauentracht des vierzehnten Jahrhunderts, die große gefältelte Haube und den oben eng anliegenden, an den Aermeln und auf der Brust zugeknöpften Rock mit dem breiten, niedrig umgelegten Gürtel zu erkennen. Bei Ausgrabungen auf der Burg Tannenberg wurden solche Figuren unter Umständen gefunden, die die Vermuthung nahe legten, sie seien zur Verzierung von Kachelöfen, namentlich als Aufsätze auf die gezinnten Ränder derselben, bestimmt gewesen. Von anderer Seite hielt man sie für Votivbilder, wie sie ähnlich in früherer Zeit aus Eisen gebildet wurden, heute aus Wachs geformt werden. Der Fund des Jahres 1859, unter dem Straßenpflaster zu Nürnberg gemacht, brachte Licht in diese Zweifel.

Die Bilder, über hundert an der Zahl, waren zwar größtentheils zerbrochen, doch hatte keins einen Bruch am untern Rande, so daß man hätte annehmen können, es hätte jemals mit einer Ofenkachel in Verbindung gestanden. Die Mehrzahl der Figuren bestand aus den oben bezeichneten Frauengestalten, doch kamen auch Wickelkinder, kleine nackte Männlein, sogar gepanzerte Reiter vor. Den Beweis aber, daß man es weder mit Ofenkachelverzierungen, noch mit Votivbildern zu thun hatte, lieferten endlich kleine Schalen, Töpfe, Kannen, Hörnchen und ähnliche Sächelchen, die man sofort als Kinderspielzeug anerkennen mußte.

Zur Vergleichung mit diesen Figuren darf man wohl jenen Fund von kleinen aus Kupfer getriebenen Thieren, die man am isländischen Strande im Anfange des vorigen Jahrhunderts auffand, heranziehen. Weinhold berichtet in seinem „altnordischen Leben“ (S. 292) von diesem Funde und spricht die Vermuthung aus, daß es die Sammlung eines fremden Händlers sei, der damit strandete.

Die altnordischen Sagas bestätigen, daß derartige Spielsachen gebräuchlich waren. So wird erzählt von den Vettern Steinolf Arnorsson und Arngrim Thorgrimsson, die in sehr guter Freundschaft mit einander lebten. Einst bat der vierjährige Steinolf den zwei Jahre älteren Arngrim, ihm sein Messingpferdchen zu leihen; dieser aber schenkte es ihm mit den Worten: „Er sei ohnehin schon zu groß, um damit zu spielen.“

Von anderem Spielgeräth unserer Vorzeit erfahren wir nur aus schriftlichen Zeugnissen.

Bei den Knaben sehr beliebt war von Alters her das Steckenpferd. Von dem Spartanerkönig Agesilaus berichtet bereits Plutarch, daß er, mit seinen Kindern spielend, auf einem Stocke herumritt.

Mittelhochdeutsche Dichter bezeichnen die Zeit ihrer Kindheit oft als die Zeit, da sie noch auf Steckenpferden ritten. So singt Hartmann von Aue:

> mir hât ein wîp genâde widerseit,
> der ich gedienet hân mit staetekeit
> sît der stunt deich (da ich) ûfem stabe reit.

Ulrich von Lichtenstein gebraucht zur Bezeichnung seiner großen Jugend den Ausdruck:

> — — — Ich was ein kint
> und tump, als noch die jungen sint,
> so tump, daz ich die gerten reit.

Ein anderer Dichter bezeichnet das frühe Erwachen seiner Neigung zu einer Dame mit den Worten:

der ich mich zeinem knehte ergab
dô ich reit kindlich ûf eim stab,

und in dem „Renner“ des Hugo von Trimberg wird ein grauer Mann verspottet, der auf und ab reitet:

mit cleinen kinden ûf eim stab.

Auch Abbildungen von Steckenpferdreitern sind in der deutschen Vorzeit nicht selten. Die drolligste unter diesen findet sich jedenfalls auf dem Titelblatte eines der frühesten deutschen Kirchengesangbüchlein, erschienen 1526 zur Erfurt. Dies Blatt weist außer den vier Evangelisten am unteren Rande auch einen Engel auf, der auf einem Steckenpferde reitet.

In einer 1572 zu Frankfurt erschienenen Uebersetzung von „Petrarchä Trostspiegel“ finden sich zwei Abbildungen von steckenpferdreitenden Knaben. Das eine Mal reitet der Knabe um die verhängte Schaukelwiege herum, welche von einer älteren am Spinnrocken sitzenden Schwester mit dem Fuße in Bewegung gesetzt wird. Auf dem anderen Bilde führt der kleine Reiter zugleich einen Stab, an dessen oberem Ende zwei drehbar angesteckte Kreuzstäbchen mit angeklebten Papierblättern durch den Luftzug in Bewegung gesetzt werden sollen. Auch dieses sogenannte Windspiel ist ein noch jetzt beliebtes Spielgeräth.

Die größte Schaar von Steckenpferdreitern war wohl beisammen bei dem am 22. Juni 1650 zu Nürnberg gefeierten Feste des Osnabrücker Friedensschlusses. An diesem Tage kamen, wie Murr in seinen Beiträgen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges erzählt, 1476 Knaben auf Steckenpferden vor das Haus des kaiserlichen Principalcommissarius Piccolomini, Herzogs von Amalfi, geritten. Der Herzog, der ein Kinderfreund gewesen sein muß, wußte die ihm damit angethane Ehre nicht besser zu vergelten, als dadurch, daß er für jeden Theilnehmer an diesem kriegerischen Aufzuge einen viereckigen silbernen Friedenspfennig prägen ließ, auf dessen einer Seite ein steckenpferdreitender Knabe nebst der Inschrift: „Frieden-Gedächtnuss in Nurnb. 1650“ zu sehen war, während die andere Seite den doppelköpfigen Adler und die Inschrift: „Vivat Ferdinandus III., Rom. Imp. vivat“ aufwies.

Später machte ein Spaßvogel unter den Nürnberger Knaben bekannt, sie würden Alle solche silberne Friedenspfennige erhalten, wenn sie am folgenden Sonntage ebenfalls ein solches Aufreiten veranstalten wollten. In der That erschien am nächsten Sonntage ein noch viel größerer Haufe von Steckenpferdreitern vor dem Quartiere des Herzogs, der freundlich genug war, die Reiter über acht Tage wieder zu bestellen, wo dann ein Jeder den verhofften Friedenspfennig erhielt.

Ein Steckenpferdreiter begegnet uns auch auf einem Kupfer eines niederländischen, die Freuden und Leiden des Ehestandes behandelnden 1628 zu Haag erschienenen Buches. Dieses Kupfer läßt überhaupt einen lehrreichen Blick thun in das Kinderspiel voriger Jahrhunderte und es möge daher hier beschrieben sein.

Im Vordergrunde erblicken wir ein kleines Mädchen mit einer Puppe spielend, während ein anderes im danebenstehenden Puppenwagen die Betten zurecht legt. Daneben steht ein kleines Häuschen, dem man nicht recht ansehen kann, wozu es bestimmt ist. Die daneben liegenden kleineren Gegenstände aber scheinen Hausgeräth (Pfannen, Fäßchen u. s. w.) zu sein. Von den übrigen auf dem Bilde dargestellten Mädchen wird das eine von einem mit der Peitsche bewaffneten Knaben als Pferdchen an der Leine geführt, während ein paar andere bei einem Blindekuhspiele betheiligt sind. Endlich marschirt ein kleines Mädchen auch mit in einem Zuge von Knaben, die mit hölzernen Spießen bewaffnet sind und denen ein kleiner Trommler voranschreitet.

Von weiteren Knabenspielen erblickt man auf dem Bilde: das Kreiseltreiben, Reifentreiben, Ballschlagen, Seilspringen, Purzelbaumschießen, Stelzenlaufen und Kegelschieben. Außerdem belustigen sich etliche Knaben mit dem Steigenlassen eines Drachens, einige setzen die schon vorhin genannten Windspiele in Bewegung, einer hat eine Kindergeige in der Hand, ein anderer eine sogenannte Scheere, wie sie auch noch heute in jeder Schachtel hölzerner Soldaten zu finden ist und die in zusammengeklapptem Zustande Aehnlichkeit mit einer Egge hat; ein Knabe beugt den Rücken und läßt einen anderen über sich wegspringen, zwei belustigen sich mit dem Aufblasen einer Schweinsblase, der Rest der Kna-

den aber scheint am bloßen Tummeln das meiste Vergnügen zu finden und jagt sich mit etlichen Hunden herum.

All die hier genannten Spielgeräthe begegnen vielfach auch in anderen, zum Theil viel älteren Zeugnissen und es mögen einige derselben hier noch angeführt werden.

Das Vergnügen, eine Schweinsblase aufzublasen, ist ein sehr altes. In Amman's und Conrad Meyer's „Sechsundzwanzig nichtigen Kinderspielen“ (Zürich 1657) wird beschrieben und gezeichnet, wie Kinder die Schweinsblase mit Erbsen füllen und sich selber anhängen oder dem Haushund und der Katze an den Schwanz binden, die dann mit tollen Sprüngen die Kinder belustigen.

Geiler von Keisersberg erzählt in seinen Predigten (Brösamlin II, Bl. 51): „Wenn man ein suw metzget, so nemen die bösen Knaben die Blatter und blasent sie uff und thuon drei oder fier Erbsen darin und machen ein gerümpel; und ist ynen die blatter lieber dann zwo seiten speck.“

Das Stelzenlaufen wird erwähnt in Bullinger's Züricher Chronik, wo es zum Jahre 1349 heißt: „Unserr von der Froschouw hattendt die Juden ein Synagog; undt wie dar hinder der Wolffbach abrinnt, steltzet herbstzeit im selben bach ein kindt, Walther von Wyl genämbt, undt sahe ein schühli im Bach, das schupffet er mit der stältzen“ u. s. w.

Kindergeigen und andere musikalische Spielzeuge scheinen ebenfalls sehr alt zu sein. Die thönernen und beinernen Thierchen mit Pfeifen statt der Schwänze sind schon erwähnt. Außerdem läßt sich vermuthen, daß die Nachahmungslust der Kinder sich schon frühzeitig in der Verfertigung höchst primitiver Instrumente versucht habe.

So erzählt der Baseler Professor Felix Platter (geb. 1536) aus seiner Jugend, daß er Saiten auf Schindel gezogen, einen Steg darunter gemacht und sie dann mit den Händen oder mit einem Haarbogen gerissen habe.

In dem seltenen Buche: „Sieben böse Geister, welche heutiges Tages guten Theils die Küster oder sogenanndte Dorff-Schulmeister regieren“ wird ein Schwank erzählt, in dem dergleichen musikalisches Kinderspielzeug eine Rolle spielt. „Es war einsmahls das große halbe Mandel von Schulmeistern auf einem Jahrmarkte in einem Hause zusammen, die machten die gantze Confraternitaet in demselbigen Ampte aus. Der Schultze kam ohngefehr auch darzu: sie forderten ihm den Jahrmarkt ab, er gehet hin und kaufet einem jeden ein musikalisch Instrument, dem ersten eine Kindergeige vor 1 Groschen, dem anderen eine Pfennig-Pfeiffe, dem dritten eine Töpfferne Trompete, dem vierten ein Hackbretgen, dem fünfften eine Schalmey, dem sechsten ein Jägerhörngen, dem siebenden einen Hund, dem man auf dem Schwantze pfeiffen kann, dem achten ein Brummeisen. Sie danckten ihm schön und musicirten ein jeder mit seinem Instrumentgen, daß einem die Ohren hätten mögen wehe thun. Nun pflegten sie es bei ihren ordentlichen Conventen sonst also zu halten, daß allewege der Jungmeister Bier aufftragen und einschenken mußte. Weil aber sich dieser des Bierholens über die Gasse beschwerete, weil es nicht in loco ordinario war, die anderen aber verschworen hatten, über die Gasse nach Biere zu gehen, kriegten sie einen Esel und ritten darauff einer nach dem anderen nach Biere, welches in der Stadt ein seltzsam Auffsehen gab und verursachte, daß die Jungen ihnen hauffenweise nachliefen und ihnen Ohren auffsetzten.“

Aus noch viel früherer Zeit, als es bei diesen musikalischen Spielgeräthen der Fall ist, läßt sich der Kreisel nachweisen. Homer und Plato erwähnen des Kreisels und bei den Dichtern des deutschen Mittelalters heißt er der „topf.“ Unter diesem Namen begegnet er z. B. schon bei Wolfram von Eschenbach, der auch bemerkt, daß er mit der Geißel oder Peitsche geschlagen wurde.

Daß das Spiel mit dem Kreisel ein sehr allgemein verbreitetes war, geht aus dem Umstande hervor, daß das „sich Drehen wie ein Topf“ eine bei den mittelhochdeutschen Dichtern oft wiederkehrende sprichwörtliche Redensart ist. So klagt in dem Gedichte von dem „übeln Weibe“ der von seiner Frau geprügelte Mann:

ez gewann nie topfe
vor geiseln solchen umbeswanc,
als si mich âne minen danc
mit slegen umb und umbe treip.

Albrecht von Scharfenberg gebraucht im sogenannten „jüngern Titurel“ das Bild eines auf dem Eise umgetriebenen Kreisels zur Bezeichnung der schnellsten Bewegung:

sô daz sich ûf einem ize
mit geiselslage ein topf versûmet hete.

Das Benedictinerstift Banz wurde der Sage nach von einer Gräfin Alberade gegründet, nachdem ihr Sohn beim Kreiselschlagen an den Ufern des Mains in den Fluthen des letztern ertrunken war.

Neben dem Namen „topf“ begegnet in mittelhochdeutschen Gedichten auch „kruseln.“ Das ist ganz unser „Kreisel,“ welches Wort eigentlich „Kräusel“ geschrieben werden sollte, da es von „kraus“ abzuleiten ist. So erzählt die Legende von der heiligen Elisabeth von Thüringen, daß sie den ihr begegnenden Kindern geschenkt habe:

allerhande kindesspil,
krûseln, fingerline vil,
die gemachet werden
von glase und ouch ûz erden
unde ander cleinôde gnuoc.

Die hier erwähnten „fingerlin“ sind Ringe; bei den übrigen Kleinoden, die auch aus Glas oder Erde gemacht wurden, dürfen wir wohl an jene Thon- und Glaskugeln denken, die noch heute unter dem Namen „Schusser“ oder „Märbeln“ ein bekanntes Kinderspielzeug sind und die früher an manchen Orten am Gregoriusfeste unter die neu eintretenden Schüler vertheilt wurden.

Von ihnen spricht auch eine in Stuttgart aufbewahrte Papierhandschrift des fünfzehnten Jahrhunderts, in der neben Farbenrecepten für die Glasmalerei auch des gelben Bleiglases erwähnt wird, das man den Glasschussern zusetzt und wo die letzteren selbst näher bestimmt werden als: „die gelben kugelin, do die schuler mit spilen und sind gar wolfel.“

Diese Schussern, auch Schnellkügelchen, Schnellkäulchen oder Schnellerchen genannt, werden unter dem Namen „Kluckern,“ der noch heute in Augsburg gebräuchlich ist, erwähnt in dem „Kleidungsbüchlein“ des Augsburger Bürgers Veit Conrad Schwarz (geb. 1541), einem für die Culturgeschichte höchst wichtigen Buche. Seinen Namen verdankt das Buch der besondern Aufmerksamkeit, die Schwarz seiner Kleidung geschenkt hat. Er läßt sich nämlich in dem Buche durch den Maler Jeremias Schemel in den verschiedenen Kleidern abmalen, die ihm sein Vater von Jahr zu Jahr geschafft hat. Diese sonderbare Lust scheint er von seinem Vater geerbt zu haben, der ebenfalls ein solches Kleidungsbüchlein hinterlassen hat. Die Bilder stellen nun den Knaben in verschiedenen Beschäftigungen dar, theils wie er „Bosheiten stifftet“ und von der Mutter gezüchtigt wird, theils in seinen Spielen. Nur die letzteren interessiren uns hier.

Für das Verständniß der Bilder hat Schwarz meist selbst Sorge getragen, indem er denselben einen erläuternden Text beischrieb. Die Nachrichten über seine Jugendspiele und Jugendthorheiten zog er, so weit sie ihm selbst nicht mehr erinnerlich waren, aus einem von seinem Vater hinterlassenen „Kinder-Buechlin,“ in dem der Vater über Thun und Lassen, überhaupt über die Erziehung seines Sohnes Buch geführt hatte. Leider scheint dieses Büchlein verloren gegangen zu sein.

Von seinen Spielen im Allgemeinen sagt Schwarz: „So was auch diß mein Freud, wenn ich aus der Schuel kam oder hinder die Schuel gieng, mit Vögel, triblen, kluckern, hurnaussen, raifftreiben unnd dergleichen Freuden meer.“ Näheren Aufschluß über die Art dieser Spiele gewähren sechs Bilder mit Ueber- oder Unterschriften. Auf dem ersten derselben ist der junge Schwarz dargestellt mit einem Vogel in der Hand und dabei stehen die Worte: „Hui, bueben! Wölcher kaufft oder gibt ein?“ Gemeint scheint zu sein das heutige Spiel: „Vögel verkaufen.“

Auf einem andern Bilde kniet der Knabe mit dem Fuße an der Erde, während er ernstlich bemüht ist, ein Stück Holz mit einem Stocke in die Luft zu prellen. In der Beischrift nennt er dieses Spiel „trieblen.“ Rochholz beschreibt in seinem Buche über „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel“ dasselbe Spiel unter dem Namen: „Meggerlen.“

Das dritte Bild zeigt die vorerwähnten „Kluckern.“ Der Knabe wirft eine Anzahl marmorner Schnellkügelchen nach einer in der Erde dazu gemachten Grube. Es ist das Spiel, welches Fischart in seinem im Gargantua mitgetheilten reichhaltigen Spielverzeichnisse „des Grübleins“ nennt. Gewonnen hat Derjenige, der die meisten Kugeln auf einmal in die Grube rollt.

Auf dem vierten Bilde bemüht sich der Knabe, mit einem vermittelst des Daumens fortgeschnellten Klucker einen anderen in einiger Entfernung liegenden Klucker zu

treffen. Dieses heute noch in Augsburg gebräuchliche Spiel, das man „spicken und spannen," zuweilen auch „stechen und spannen" nennt, hat in seinen Spielregeln große Verwandtschaft mit dem fast aller Orten vorkommenden „Anschlagen."

Das fünfte Bild ist schwer verständlich, seine Bedeutung wird auch durch die beigeschriebenen Worte nicht aufgehellt. Nach der Mittheilung des Augsburger Lehrers Greiff scheint es das in Augsburg übliche Stöckelspiel darstellen zu sollen.

Desto verständlicher ist das sechste Bild, auf dem der Knabe einen rollenden Faßreifen mit einem Stäbchen vor sich her treibt.

Im Jahre 1551 läßt sich Veit Schwarz in seinen jugendlichen Wintervergnügungen abbilden. So läßt er sich von seinen Schulcameraden auf einem einfachen nur aus drei Brettern zusammengenagelten Schlitten über den Schnee fahren; er hält sich dabei an dem Stricke fest, woran jene den Schlitten ziehen. Dabei stehen die Worte: „Magst redlen (den Schlitten mit Gewalt im Kreise herumschleudern) mit mir, muest mich aber nit abwerfen." Ebenso zeigen diese Bilder auch das Gleiten auf dem Eise und das Schneeballwerfen.

Des Schlittens erwähnt auch bereits der mittelhochdeutsche Dichter Neidhardt, der ein Winterlied mit den Worten beginnt:

Kint, bereitet iuch der sliten ûf daz îz.

Gleich auf der zweiten Seite des Buches läßt sich Schwarz abmalen, wie er von seiner „Kindsmagt, welche Anna hueß" am Laufbande geführt wird, wobei er in der rechten Hand ein hölzernes, buntbemaltes Steckenpferd, wie sie jetzt noch gebräuchlich, in der linken aber eine Peitsche hält.

Die bis jetzt besprochenen Spielgeräthe dienten zumeist den Knabenspielen. Neben diesen finden sich aber bei den altdeutschen Schriftstellern auch die Mädchenspiele nicht selten erwähnt und für das wichtigste Mädchenspielzeug, für die Puppe, sind die Zeugnisse sogar ziemlich zahlreich.

Die vorhin erwähnten „fingerlin," die die heilige Elisabeth verschenkte, dürfen wir wohl hauptsächlich für die Mädchen beanspruchen. Nach dem Gedichte: „Das Häselein" gehörten Fingerringe zu den Kostbarkeiten, die altdeutsche Mädchen mit hausmütterlicher Sorgfalt in ihren Schreinen verschlossen. In echt mädchenhafter Weise bargen solche Schränke außerdem bunte Läppchen und Bänder.

In dem eben genannten Gedichte erzählt ein Mädchen, „der jâre ein kint und ouch einvalt":

Herre, ich hân in mîme schrîn
beslozzen driu pfunt vingerlîn,
und zehen bikkelsteine,
und einen borten kleine,
sîdîn, mit golde wol durchslagen.

Bikkelsteine erklärt das mittelhochdeutsche Wörterbuch von Müller und Zarncke — freilich unter Hinzufügung eines Fragezeichens — als Fangsteine, mit denen Kinder spielen. Das Fragezeichen darf wohl künftig getilgt werden, denn noch heute heißt in Sachsen ein Spiel, bei dem es darauf ankommt, mit mehreren Steinen so geschickt zu spielen, wie Equilibristen mit Messern oder Kugeln, das „Beckern," welcher Name sich sprachlich genau zu „bickeln" stellt. Und noch werden von den Mädchen, die dieses Spiel besonders treiben, schöne glatte Beckersteine mit Sorgfalt aufgehoben, denn nicht jeder Kiesel eignet sich zu diesem Spiele, das schon an sich ziemliche Geschicklichkeit erfordert, wenn es mit allen Feinheiten gespielt werden soll.

Hartmann's „armer Heinrich" wußte auch recht wohl, womit man kleinen Mädchen Freude machen kann, denn er schenkte seiner achtjährigen Pflegerin:

— — — swaz er veile vant,
spiegel unde hârbant
und swaz kinden liep sol sîn,
gürtel unde vingerlîn.

Die hausmütterliche Sorgfalt, mit der die Mädchen ihre Habseligkeiten in ihren Schreinen ordnen und verwahren, gipfelt endlich in der liebevollen Pflege ihrer Puppen, dieser echtesten Mädchenspielzeuge, deren große Beliebtheit unter den deutschen Mädchen aller Zeiten ein sprechendes Zeugniß für den deutschen Frauencharakter ist. Es ist schade, daß gerade ein solches Spielzeug seinen deutschen Namen in vielen Gegenden unseres Landes einbüßen und sich französisch benennen lassen mußte. Bei den altdeutschen Dichtern finden wir nur den echtdeutschen Namen „tocke."

Unter diesen Dichtern ist wieder Wolfram von Eschenbach derjenige, der am öftesten von den Tocken der Mädchen redet, ihnen seine Vergleiche entnimmt u. s. w. So läßt er in seinem Titurel die junge

Sigune, als sie zu ihrer Muhme reisen soll, bitten:

— — liebez veterlin, nu heiz mir gewinnen
min schrin vollen tocken, swenn ich zuo miner muomen var von hinnen:
sô bin ich zer verte wol berichtet.

Es würde ermüden, all die Stellen anzuführen, in denen Wolfram — oft bildlich — vom Tockenspiel spricht. Es scheint, daß der Gedanke an sein eigenes Töchterlein, an dessen Tockenspiel der Vater sich oft erfreut haben mochte, ihn so oft darauf führt. Wenigstens schildert er in seinem „Willehalm" die Pracht der Waffenröcke einmal mit den Worten:

Da kom der sunnen widerglast
an mangem wâppenrocke;
miner tohter tocke
ist unnâch sô schoene.

Auch bei anderen Dichtern werden Tocken oft erwähnt und in bildlicher Weise wird ihrer oft gedacht. So nennt Oswald von Wolkenstein in seinen Liedern die Geliebte viermal seine Tocke („traute schoene tocke, mein auserwelte schoene tock, di liebe tock, der freuden tocken"), die Freude der Welt wird ein Tockenspiel genannt, ja selbst politischer Eifer bedient sich der Tocken zu einem Bilde:

als der tocken spilt der Walch mit tiutschen vürsten:
er sezzet si ûf, er sezzet si abe.

In den Ritterepen werden junge Mädchen oft Tocken genannt und Neidhart von Reuenthal nennt sogar seine Dorfschöne Friderun, als sie in ihrem gefältelten Rocke dahergesprungen kommt, eine Tocke.

Derselbe Dichter erwähnt der Tockenwiege, von Tockenstuben, Tockenküchen 2c. berichten aber erst spätere Jahrhunderte. Vom siebenzehnten Jahrhundert wird aus Augsburg berichtet, daß die Mädchen mit Tocken, Tockenküchen, Tockenläden, Tockenzimmern 2c. spielten, oft bis sie Bräute wurden. „Manche reichen Leute trieben es aber mit diesen Spielsachen so üppig, daß eine solche Einrichtung gegen tausend Gulden und darüber zu stehen kam." Daneben steht freilich: „Dagegen las kein junges Frauenzimmer leicht ein anderes Buch, als ein geistliches und etwa noch den Kalender und auch diesen oft schlecht genug."

Wie die an den Tocken geübte Krankenpflege, Erziehung u. s. w. im Grunde nichts Anderes ist, als eine Nachahmung der Thätigkeiten Erwachsener, so begegnet auch sonst oft in den Kinderspielen unserer Vorzeit die Nachahmung von Thätigkeiten und Spielen der Erwachsenen.

Für ein von Erwachsenen wie von Kindern gleichmäßig getriebenes Spiel wird gewöhnlich das „fingerlîn snallen" oder Ringschnellen gehalten, welches Wolfram von Eschenbach zweimal erwähnt. Im Willehalm sagt er von dem Markgrafen:

swa der marcgrâve funde strit,
daz waer diu kurzwile sin
als ein kint, daz snellet vingerlin.

Und im Parzival sagt er von des Burggrafen Töchterlein und dessen Gespielin:

die zwei snalten vingerlin.

Man hat dieses Ringschnellen für jenes Spiel erklärt, bei welchem ein an einem Faden aufgehängter Ring so lange nach einem an einer Wand oder Säule befestigten Haken geworfen wurde, bis er an demselben hängen blieb. Noch vor zehn Jahren war in vielen Wirthsstuben Sachsens dieser Ring aufgehangen; Verfasser dieses hörte das betreffende Spiel aber nur Ringwerfen nennen. Und so hat wahrscheinlich Simrock Recht, der in seinen Anmerkungen zum Parzival das Ringschnellen so erklärt, daß der Ring in eine schnelle kreisende Bewegung gebracht worden sei. Das würde an die Dreherchen oder Ferlchen unserer Kinder erinnern.

Ein bei Erwachsenen wie bei Kindern in größtem Ansehen stehendes Spiel war das Ballspiel und erst seit dem vorigen Jahrhundert ist der Ball von den Erwachsenen den Kindern allein überlassen worden. Zahlreich sind die Nachrichten über das Ballspiel, die aus dem griechischen Alterthume zu uns gelangt sind. Nausikaa warf mit ihren Mägden den Ball, als Odysseus sie erschreckte, und von dem Ballspiele der Jünglinge Laodamas und Halios am Hofe des Phäakenfürsten singt Homer:

Siehe, da schwang ihn jener empor zu den schattigen Wolken,
Rücklings gebeugt, und der Gegner, im Sprung von der Erde sich hebend,
Fing ihn behend in der Luft, eh' der Fuß ihm den Boden berühret.

Dem Ballspieler Alexander's des Großen gaben die Athenienser nicht nur das Bürgerrecht, sie setzten ihm auch ein Standbild; und von dem aus Schiller's „Bürgschaft" wohl bekannten Tyrannen Dionys

berichtet Cicero, daß er, der längst in Furcht und Menschenhaß vereinsamt war, doch das Oberkleid ablegte und seinem Liebling das Schwert übergab, wenn er mit dem Balle spielen wollte.

Eben so beliebt war das Ballspiel im deutschen Alterthume und die Stellen, an denen es erwähnt wird, sind kaum zu zählen.

Kam der Frühling wieder, so eilte Jung und Alt zum Ballspiele im Freien. Walther von der Vogelweide betrachtet das Ballspiel als eine Bestätigung des Frühlingseinzuges und wünscht im Winter die Zeit herbei, da die Jungfrauen an der Straße den Ball werfen:

Uns hât der winter geschadet über al:
heide unde walt die sint beide nû val,
da manic stimme vil suoze inne hal.
saehe ich die mügede an der strâze den bal
werfen, sô kaeme uns der vogele schal.

Ein anderer Minnesänger nennt das Ballspiel des Sommers erstes Spiel:

Ez wirfet der jungen vil
ûf der strâzen einen bal:
dâst des sumers êrstez spil.

Gewöhnlich war mit dem Ballspiel auch Gesang und Reigentanz verbunden und eine Erinnerung daran ist unserer Zeit noch geblieben, indem wir heute noch ein Tanzfest einen „Ball" nennen. Auch die romanische „Ballade" ist nichts Anderes als ein Tanzlied.

In Neidhart's Liedern finden wir oft geschildert, wie das österreichische Landvolk in den Donaugegenden mit Ballspiel und Tanz die Sommerlust beging.

Eine Einladung zum Ballspiele finden wir an einer Stelle, wo wir sie nicht vermuthen sollten, in einer dem dreizehnten Jahrhundert angehörenden Handschrift des Klosters Benedictbeuern, in der unter vielen recht unklösterlichen lateinischen und deutschen Liedern und Gedichten auch folgende Verse stehen:

Nu suln wir alle froude hân
die zit mit sange wol begân,
wir sehen bluomen stân:
die heide ist wunneclich getân.
tanzen, reien, springen wir
mit froude und ouch mit schalle,
daz zimet guoten chinden als iz sol,
nu schimphen mit dem balle!
(Scherzen wir mit dem Balle!)
Min vrowe ist ganzer tugende vol
ich weiz wiez ir gevalle.

Wie wir aus dem „Buche der Rügen" ersehen, war übrigens den Mönchen das Ballspiel gestattet, wenn sie es um ein Ave-Maria spielen wollten, wenigstens sah man bei ihnen dieses Spiel lieber als das Würfeln um Wein. Das genannte Gedicht rügt:

Mit schaggûn ist in ein spil
erloubet, der ez tuon wil
umb ein âvê Mariâ.
daz lât ir underwilen da
und spilt mit dem wihtelin
ûf dem tisch umb guoten win.

Auch Ulrich von Lichtenstein erwähnt in seinem Frauendienst den Ball „schaggun" un des ist darunter ein besonderes Ballspiel zu verstehen, bei dem es darauf ankam, den Ball in einem Kreise der Spielenden so geschwind herumzutreiben, daß er bei einem oder mehreren vorbeisprang, ohne daß diese mit ihren Stöcken ihn berühren konnten.

Ueber andere Arten des mittelalterlichen Ballspieles bemerkt Weinhold in seinem Buche von den deutschen Frauen: „Eine der gewöhnlichsten Arten scheint die gewesen zu sein, die noch heute gespielt wird. Die Spielenden theilten sich in zwei Parteien, die eine wirft den Ball, die andere fängt ihn. Die Werfenden wechseln ab und suchen den Ball so weit als möglich zu schleudern, die Anderen haschen darnach und werfen ihn unter die andere Schaar. Wer davon getroffen wird, muß zu der fangenden Seite übertreten und dies geht fort, bis die ganze werfende Partei aufgelöst ist. Wie heute, wurde der Ball auch früher mit Stecken und Scheitern geschlagen, um ihn recht weit zu treiben."

Das nannte man „den Ball schlagen." Viel öfter begegnet aber der Ausdruck: „den Ball werfen." In sprichwörtlichen Redensarten mittelhochdeutscher Dichter trifft man auch oft auf die Redensarten: „umtreiben, herumschlagen, werfen wie einen Ball." So heißt es in Gottfried's Tristan:

si triben in mit spotte
umbe und umbe als einen bal.

Daß nicht nur Erwachsene sich am Ballspiele erfreuten, bezeugt außer vielen anderen Stellen eine Stelle aus der Fortsetzung des Tristan durch Heinrich von Freiberg:

ir herzen blicke in dem sal
hin und her reht als ein bal
giengen, dâ die kint mite
spilnt nach kintlichem site.

Wie das Zuwerfen des Balles bei jungen Leuten zuweilen mehr als ein Spiel

zu bedeuten hatte, erfahren wir aus dem „Wilhelm von Oesterreich," wo die Liebenden Briefe in die Bälle nähen, die sie sich dann zuwerfen. So heißt es z. B.:

> dô sie den brief gerihte,
> sie nât in wider in den bal.
> der wart dem jungen Rial
> geworfen dar an einem tage.

Und an einer anderen Stelle:

> dâ mit was der brief geschrieben
> und aber in den bal genât.
> der wart geworfen mit getât
> ze schimphe dan der frien
> siner trût amien.

In mehr als einem Gedichte unseres Mittelalters ist der im Spiele zugeworfene Ball der einzige Liebesgruß, den die Liebenden, umgeben von Merkern und Aufpassern, einander senden dürfen.

Auch der Italiener Poggio, der in einem Briefe seinem Landsmann Nicoli das Ballspiel schildert, wie es zur Zeit des Constanzer Concils von den Badegästen in dem aargauischen Städtchen Baden getrieben wurde, hat eine ähnliche Beobachtung gemacht. Er schreibt: „Sie spielen nicht wie bei uns, sondern Mann und Frau wirft sich, je nachdem man sich am liebsten hat, einen Ball voll Schellen zu. Alles rennt dann, ihn zu haschen, ein Jeder wirft ihn wieder seiner eigenen Geliebten zu und wer ihn bekommt, der hat gewonnen."

Ein anderes Ballspiel schildert Aeneas Sylvius. Er berichtet ebenfalls einem Freunde über das gesellige Leben Basel's, wo er 1438 zur Kirchenversammlung anwesend ist, und schreibt: „Auf den grünen Rasenplätzen der Stadt, besetzt mit Ulmen und Eichen von reichem Schatten, tummelt sich die Schaar der Jünglinge zu Erholung und Spiel. Hier üben sie Wettlauf, Kampfspiel und Pfeilschießen. Einige zeigen ihre Kraft im Steinstoßen; andere spielen Ball, doch nicht auf italienische Weise. Sie hängen vielmehr auf dem Spielplatze einen eisernen Ring auf und wetteifern, den Ball hindurch zu werfen. Sie treiben dabei den Ball mit einem Holze an, nicht mit der Hand. Die übrige Menge singt indessen Lieder und windet den Spielenden Kränze."

Fischart schildert im „Gargantua" die Ballhäuser, wie sie früher in Universitätsstädten bestanden, gewaltige Gebäude ohne Stockwerke und Zimmer. Heute noch stehen die Ballhäuser zu Bern und Ingolstadt. Letzteres ist von besonderer Größe und es wird erzählt, wie Gustav Adolf gern mit seinen Offizieren den Ball darin geschlagen hätte, wenn er nur im Stande gewesen wäre, die Festung zu nehmen.

Ein Ballspiel war ursprünglich auch unser Spiel: „der Plumpsack geht um" oder wie es schweizerisch heißt: „der Lunzi kommt." Der Plumpsack war früher ein an einer Schnur befestigter Ball. Als ein Knabenspiel (ludus puerorum) wird dieses Spiel bereits beschrieben in Glossen des Klosters Reichenau, die dem dreizehnten Jahrhundert angehören. Es führt da den deutschen Namen (vulgariter dicitur): „Gurtulli, trag ich dich!"

Auch das Mohrenjagen oder Sautreiben, auch Studum genannt, ist im Grunde ein Ballspiel. Fischart erwähnt es in seinem Spielverzeichnisse unter dem Namen: „Fudum, die Mor ist im Kessel," und eben so spielt er auf dasselbe an in den Versen:

> Uff daß er nit ein zunsteck (Zaunstecken) blib,
> do mit man die suw in kessel trib.

In den oben genannten „Sechsundzwanzig nichtigen Kinderspielen" wird das Spiel so beschrieben:

> Der Studum wird also bestelt,
> daß eine Grub man vorderst wählt,
> in welche wird ein Kloß getriben
> von einem, welcher überbliben
> und keins der Grüblein hat besetzt,
> alß man sich um dieselben hetzt.
> Deß muß er nun so lang arbeiten
> bis er den Kloß zur Grub mag leiten.
> Wann aber der im Kessel falt,
> alßdann die Stimm Studum erschalt,
> und fahrt der Treiber seim Gesellen,
> so nächst an ihm, zu seiner Stellen.
> Die andern auch all setzen drauf,
> ihr Loch zu ändern in dem Lauff;
> wer sich hier saumt ein Loch zu haben,
> muß mit dem Kloß so lang rum traben,
> bis er ihn in den Kessel bringt
> und man den Studum wieder singt.

Ursprünglich ein Ballspiel war auch das „Thalerwandern," das früher in Norddeutschland den Namen führte: „hölt den ball fast!" Es bestand darin, einen Ball von Hand zu Hand gehen zu lassen, der Einem in der Gesellschaft heimlich zugestellt wird. Ein Umhergehender muß ihn suchen. An die Stelle des Balles ist später ein Thaler oder ein Ring, auch ein Knoten an einer Schnur getreten.



Die Steppengebiete Nordost-Afrika's.

Von

Robert Hartmann.

Noch bis in die ersten Zeiten unseres Jahrhunderts hinein pflegte man sich in Europa den afrikanischen Continent als eine hauptsächlich nur dürre Wüsten darbietende Ländermasse vorzustellen. Vegetationsreichere Gegenden ließ man wohl als Küstensäume und als Uferbegrenzungen größerer Ströme gelten, alles Uebrige dagegen dachte man sich als eine einzige glühende öde Wüste, man glaubte dort immer nur Saharen mit ihren todtbringenden Sandstürmen, man dachte nur Wohnplätze des Hungers und Durstes sonder Gleichen zu finden. Drang doch aus dem fernen Alterthum die Kunde von den Schrecken der „libyschen Wüste" bis zu unserer Wiege!

Hatte man doch den Contrast unwirthlicher Wildnisse mit nur wenig umfangreichen, mitten zwischen ihnen befindlichen Culturflecken der Oasen grellfarbig genug gezeichnet!

Was es aber mit diesen afrikanischen Wüsten für eine Bewandtniß zeige, hoffe ich schon früher genau genug dargethan zu haben.* Es handelt sich nunmehr noch darum, die oben entwickelten, noch so sehr verbreiteten Vorstellungen von den afrikanischen Verhältnissen im Allgemeinen auch weiter zu modificiren. Gänzlich vereinzelt blieben bis vor wenigen Jahrzehnten die Stimmen derjenigen Geographen, welche, auf die Berichte etlicher landeinwärts gedrungener Reisenden gestützt, in Afrika auch etwas Anderes suchten, als immer nur wüste, wasser- und pflanzenleere Landstriche. Allmälig mehrten sich die Forschungsexpeditionen nach dem afrikanischen Innern und veränderte Vorstellungen gewannen in deren Gefolge Platz. Die herrlichen Alpenlandschaften von Habesch, die tropischen Wälder des blauen Flusses, des Kworra, Hausch, Kosanga und anderer Stromgebiete, die Schilfdickichte des Nô, die parkähnlichen Districte von Bariland, die Prairien des Giddem und Dschagga, gaben Zeugniß, daß auch in diesen weiten Territorien eine schöpferische, vielfach gestaltende Natur walte. Aber trotz alledem giebt es heut selbst in gebildeten Kreisen immer noch Nachklänge jener alten düsteren Anschauungsweise. Die aber zerstreuen zu helfen, sind die nachfolgenden Seiten zumeist bestimmt.

Das saharische Wüstenterrain, allerdings ein erkleckliches Stück unwirthsamer Gebiete, geht an seinen Südsäumen allmälig in Savannen und in Waldland über, unter Vermittlung von Strichen, deren physischer Charakter ein etwas unbestimmter, nicht dem einen oder anderen ausschließlich angehörender. Von der Wüste her gelangt man schrittweise in das Land der Savan-

---

* Vergl. Monatshefte, Jahrgang 1867.



Eigenthümliche Formen der Sandsteinberge in der Bejudah-Steppe. — Sandhosen. — Aus dem Gebel-el-Areah.

nen, der Steppen, von diesen aber in das ungeheuere innerafrikanische Waldgebiet.

In Nachfolgendem werde ich versuchen, den physischen Charakter der südnubischen

und sennarischen Steppen aus eigener Anschauung zu zeichnen. Eifrige Lectüre, sowie eingehende Besprechungen mit einem Barth, v. Beurmann, v. d. Decken und Anderen, haben in mir die Ueberzeugung befestigt, daß nachfolgende Schilderung, gewisse locale, nicht bedeutende Abweichungen ungerechnet, für einen großen Theil des entsprechenden Breitengürtels von Afrika Geltung habe. Die Region, um welche es sich hier handelt, wird in Nubien und Sennaar „El-Chalah, Steppe," im Gegensatz von „El-Ghabah, dem Wald," genannt.

Südlich von jener, uns schon früher bekannt gewordenen, großen Krümmung, welche der Nil in Nubien zwischen Abu-Hammed und Alt-Dongolah beschreibt,* erstreckt sich, durch mehr als drei Breitengrade, eine große Steppen- oder Chalen-Landschaft. Sie setzt sich nach Südwesten in die Chalah's von Kordufan, nach Südosten in diejenigen von Taka, nach Süden in die vom Blauen und Weißen Nile eingeschlossenen, sowie längs des Bacher-el-Djebel, nördlichen weißen Niles, gelegenen Steppenterritorien, fort. In Kordufan, Sennaar und Taka erleiden diese Steppen häufiger strichweise Unterbrechungen durch mehr oder minder ausgedehnte Waldlandschaften, durch echten Hochwald. Noch östlicher schließen die von den Abyssiniern sogenannten Quolla's (Kolla's) sich der erwähnten Chalenformation an.

Der zwischen Dongolah und dem Zusammenflusse des Blauen und Weißen Niles gelegene Theil dieser Steppen wird auf den Karten gewöhnlich mit dem Namen Bejudah- oder Bajudah-Steppe bezeichnet, vielleicht nach dem arabischen Eigenschaftswort bahjud, wüst, unwirthlich, wahrscheinlicher aber noch nach dem altkordufanischen (Noba?) bejod, bejud, wohl verwandt mit dem ägyptischen bedu, böse, abscheulich. Ein Brunnen dieser Steppe führt den Namen Bir-el-Bajudah. Es gehen mehrere Karawanenstraßen aus den nubischen Gebieten Dongolah, Schegie und Monassir hindurch nach Karthum und El-Obed, letzteres Hauptstadt Kordufan's, sogenannte Darab, von Darb die Straße.

Der nomadisirende Bewohner dieser Chalah nennt die östlichen, vom Nile begrenzten Theile entweder Darb-el-Gilif und Darb-el-Bejudah, den westlichen aber Dar-Kababisch (Land der Kababisch) oder er bezeichnet auch das Ganze schlechthin mit dem Collectivworte „El-Chalah."

Der Boden dieses Steppenlandes ist meist eben. Nur einzelne Hügelzüge, einzelne höhere Berge und umgrenztere Gebirge ragen auf seiner Fläche empor; unter ihnen erreichen jedoch wenige eine Höhe von 3000 Fuß über dem Meere. Dieser, den neueren Bildungen angehörende Steppenboden, ist mit Sand bedeckt, letzterer zahlreiche lose Geschiebe enthaltend und mit eisenschüssigem, thonartigem Bindemittel conglomeratartige Anhäufungen erzeugend. Diese consolidiren sich hier und da zu ausgebreiteteren Lagern. Schichten von Thon durchsetzen weithin die Alluvien, in deren sandig-kiesigen Straten bräunliche und bläulichgraue Thongallen vorkommen. Die Berge der Bejudahsteppe bestehen aus einem eisenhaltigen Quarzsandsteine, welcher auch hier jene eigenthümlichsten Formen darstellt, wie wir deren schon früher einmal an den Bergen der nubischen Wüste kennen gelernt. Auch die Sandsteinberge der Steppe unterliegen unaufhörlicher Zersetzung. Ihre festeren Massen, reich an thonigem Cement und an Eisen, von einer Härte, daß sie unter dem Schlage des Hammers klingen, bilden einen kieselig-thonigen, blasigen, zusammengesinterten Brauneisenstein, dessen Stücke mich stets an gewisse Schlacken erinnerten. Man hat nun wohl mit Russegger angenommen, diese Eisensteine seien durch Contact mit Porphyren gefrittet worden. Indessen kommen solche zusammengesinterte Massen doch auch an Stellen vor, an denen genanntes pyrogenes Gestein gänzlich fehlt. Mir scheint daher Naumann's Ansicht immer noch am stichhaltigsten, gemäß welcher jenes Eisengestein in Folge der Ausscheidung von Kieselsäure glasartig zusammengesintert sein möchte.

Diese härteren Eisensteinmassen durchziehen in ziemlich mächtigen Schichten den weicheren Sandstein. Bröckeln, bei Decomposition der Bergabhänge, die Gesteine los, so zerfällt der Sandstein zu leicht verwehbarem Sande, der widerstandsfähigere Eisenstein dagegen zerstreut sich in einzelnen Stücken weithin, häuft sich aber auch stellen-

* Vergl. meinen Aufsatz, Erinnerungen aus Nubien im Jahrgang 1867 dieses Blattes, S. 282.

weise zu recht beträchtlichen Schutthügeln auf, deren glänzende Schwärze gegen das benachbarte hellere Erdreich scharf absticht. Wie in der Nubischen Wüste, sind auch hier Geoden nicht selten; sie zeigen meist eine sehr ausgeprägte, concentrisch-schalige Absonderung. Auf weite Strecken ist der Steppenboden lehmig und sehr fest; er zeigt sich alsdann bald mit Sand überdeckt, bald aber auch frei davon; er klafft nach den Regen in der Sonnengluth in harten, hohlziegelartigen Schollen, ähnlich den Tejadas der spanischen Bergleute, von einander. Manchmal glaubt man alsdann eine ungeheure Tejada, Hohlziegelei, vor sich zu sehen.

Höhenzüge begrenzen hier ziemlich weite und flache Thäler oder Wadis, wie Wadi Mekatteb, Musettere, el-Gebra u. s. w. Wadis, von deren Existenz man sich ihrer Unbedeutendheit und der dichten Bebuschung ihrer Sohlen und Abhänge wegen, nur mit Mühe zu überzeugen vermag.

In den Chalen von Kordufan und Sennaar gestalten sich die Bodenverhältnisse im Allgemeinen ähnlich, wie in der Bejudah. Nur sind es dort mehr die Zerstörungsproducte feldspathreicher Gesteine, namentlich röthlicher Granite, welche zwischen den aus chaotischen Blöcken dieses Urgesteins bestehenden Bergen die Ebene in Form mannigfacher Geschiebe und eines groben Grußes überdecken. Uebrigens erreichen auch die Steppenberge der letztgenannten Provinzen nur selten mehr als 3000 Fuß Meereshöhe.

Die in diesen Chalen herrschende Temperatur ist zwar im Sommer sehr hoch, im Winter dagegen, wenigstens in der Bejudah, durchschnittlich weit kühler. Nachts fällt das Thermometer in jeder Jahreszeit stark, in letzterer Landschaft im Winter manchmal sogar bis auf 0 Grad. Ja man will hier auf Sümpfen selbst Eiskrusten gesehen haben, während zu gleicher Zeit auf den Bergen leichter Schneefall stattgefunden haben soll. Die Phänomene der Luftspiegelung sind auch hier häufig und ganz so, wie wir sie bereits in der nubischen Wüste kennen gelernt haben.

Im nördlichen Theil der Bejudahsteppe wehen nördliche Winde. Im südlichen Theil sind diese, wenigstens im Sommer, ebenfalls vorwiegend. Wirbelwinde fegen auch hier den Boden, besonders zur Zeit der Frühlingsäquinoctien, zischend, prasselnd, Steppenbüsche entwurzelnd und über einanderthürmend, Zelte der Reisenden und Nomaden einreißend und die Sanddünen zerwühlend, mehr neckisch, lästig, als gefährlich sich bewährend.

Die südlicheren Steppen von Taka, Kordufan und Sennaar werden schon im Mai von den Sommerregen durchfeuchtet, in der Bejudah sind diese Erscheinungen nur südwärts vom 16 Grad nördlicher Breite regelmäßig, hier die Khuâr oder Regenbetten periodisch füllend und selbst stehende Sümpfe bildend. Unter ihrem Einfluß gestaltet sich die Wüste zur Savanne um. Im nördlichen Theile der Bejudah dagegen, wo diese segenspendenden Niederschläge nie so massenhaft und so regelmäßig sich einstellen, triumphirt allmälig wieder die Wüste über das Gras- und Buschland.

Dringt man nun von Norden her in die Bejudah-Steppe ein, so glaubt man sich während der ersten Marschstrecken denn auch noch in wirklicher Wüste zu befinden. Sanddünen erheben sich an und zwischen den schwärzlichen, glänzenden Felsen, deren gestaltenreiche Bildungen den Beobachter befremden. Dürftig ist hier noch der Pflanzenwuchs. Nach und nach aber, je weiter man auf den nach Chartum oder Obed führenden Straßen vorgeht, mehrt sich auch die Zahl der bald zerstreut, einzeln, bald zu zweien, dreien und mehreren stehenden Hejelig- und Akazienbäume, in den Wadis verdichtet sich schon das Gestrüpp von Tamarisken, Cappurideen u. s. w.; ein anfangs noch dünn gesäeter, sich weiterhin jedoch immer mehr zusammendrängender Graswuchs verleiht der Ebene allmälig ein fahlgrünes Colorit. Nun wird der Graswuchs dichter, immer dichter, auch höher, theils in Tausende von einzelnen, sperrigen Büscheln gespalten, theils gleichmäßiger, rasenähnlicher über die Fläche verbreitet. Südwärts vom 17. Grad nördlicher Breite gewinnt die Landschaft den Charakter eines ungeheueren, wogenden Grasgefildes, dessen Halme oft mehr als mannshoch, dicht aneinander gedrängt, aufschießen. In diesem Grasmeere erblickt man während der feuchten Monate von einem Reiter zu Pferd kaum noch den Kopf, selbst von einem Kameele ragen oftmals nur sein Kopf, Hals und Buckel über die Spitzen der Gewächse empor. Der Grasarten giebt es in diesen

Steppen sehr viele verschiedene. Hier zeigen sich die niedlichen Digitarien mit je vier quirlförmig gestellten Blüthen, dort sperren sich festhalmige, rohrartige Bartgräser, unter denen namentlich eine Art (Andropogon giganteus) sich durch hohen, straffen Wuchs ganz besonders kenntlich macht. Eine andere, aromatische Art (Andropogon circinatus) liefert gute medicinische Thees. Büschelweise wachsend, mit stets sich verästelnden Halmen, läßt Panicum (wohl Panicum turgidum) seine Aehren fahnenartig im Winde wehen. Häufig besitzen diese Gramineen, namentlich die Cyperaceen, in deren Oberhaut so reichliche Kieselsäure abgelagert, sehr harte, scharfrandige Blätter, welche den nacktbeinigen Eingebornen empfindlich zu verletzen vermögen. Die stachlig-hakigen Samen des Askanitgrases (Cenchrus echinatus) peinigen jeden Reisenden, indem sie sich, vom Winde überall hingetragen, klettenartig in Haaren, Zeug ꝛc. festhaften. Auch René Caillié beklagt sich über ähnlichen heikeligen Grassamen, der ihm auf seinem denkwürdigen Zuge nach Timbuktu so arg zugesetzt.

Der Beduine bezeichnet alle die rohrähnlichen Gräser der Steppe mit dem arabischen Sammelnamen El-Gasch. Das Steppenland Taka hat danach auch den Nebennamen Beled-el-Gasch, sowie ein dasselbe zum Theil durchfließender Wasserlauf auch der Chor-el-Gasch genannt wird. Das Wort „Gasch“ dient überhaupt gleichbedeutend mit Chalah. „Ins Gasch gehen,“ heißt daher auch soviel, als in die Grassteppe hinausziehen.

Zwischen den Gramineen wachsen ferner noch vielerlei andere Pflanzen. Vorherrschend sind freilich die Akazien. Dieselben Arten, welche hier, einzeln oder gruppenweis stehend, zu mächtigen Bäumen emporwachsen oder welche sonst längs der Flußufer schöne Wälder bilden können, zeigen sich noch häufiger nur als Sträucher, von Höhe weniger Zolle bis zu derjenigen mehrerer Fuße. Einige Species breiten sich mit vielen, fast gleich langen, dicht verschlungenen Aesten vom Stamm ab schirmförmig aus und gleichen von Weitem gesehen, ungeheueren Hutpilzen. So flach und so dicht gewebt ist oftmals die Krone dieser Sträucher, daß man darauf Gegenstände wie auf einem Tische anbringen kann. Entwurzelt der Wind einen derartig gewachsenen Strauch, so wird dieser wohl auf seine Krone gestellt und das verworrene Wurzelwerk starrt dann frei in die Lüfte hinaus. Das Astwerk der Akazien ist dicht mit oft fingerlangen, harten, meist pfeifenthonweißen Dornen besetzt, die bei solchen Species hübsch abstechen, deren Rinde mit röthlicher Oberhaut überzogen ist. Sie haben das zartgefiederte Laub unserer Topfsinnpflanzen, dasselbe ist bald fahlgrün, ins Weißlichgraue spielend, seltener aber gesättigt saftgrün gefärbt. Schön duftende, gelbe oder weiße Blüthenköpfchen schauen in Masse zwischen diesem Miniaturlaube hervor. Der Beduine weiß sehr wohl die charakteristischen Akazienformen von einander zu unterscheiden, so sondert derselbe eine Art mit langen, ruthenförmigen Zweigen und bräunlichgrünen Blättern (Acacia heterocarpa) als Salame oder Selem von einer fahlgrünen, in häßlichen, sparrigen und niedrigen Büschen wachsenden, Laod genannten (Acacia pterygocarpa), er benennt eine so recht schirmförmig wachsende, braungrüne Art (Acacia spirocarpa) Es-Somrah, eine schwarzrindige, schön grün belaubte, widerlich riechende (Acacia campylacantha) Gagamut, zwei andere in der Steppe sehr häufige (Acacia seyal und Acacia tortilis) nennt er Sijal und werden diese zu Bäumen, so fügt er das Wort Schejere, Schedre (also Schejere-Sijal, Schedre-Sijal) hinzu. Der zähe Splint mancher Akazien giebt ein gutes Material zur Korbflechterei, die Hülsen einiger dienen, ihres reichen Tanningehaltes wegen, zum Gerben, man färbt damit schwarz und braun; aus dem Salame werden ungemein dauerhafte Hakenstöcke bereitet u. s. w.

Der in allen Steppen der Nordhälfte Afrika's ebenfalls so häufige Hejelig (Balanites aegyptiaca) ist ein dorniger Baum mit rissiger Rinde, knorrigem, oft hängendem Gezweig und unscheinbarem, fahlgrünem Laube. Dieses Gewächs, bald nur strauchförmig, bald aber auch als Baum gar mächtig entwickelt, trägt zweischengroße, länglichrunde Früchte, Alob genannt, mit spröder Schale und süßlichem viscösem Fleisch. Im Innern befindet sich ein bitterschmeckender Nußkern. Die Alob dient den armen Steppenhirten als dürftiges Nahrungsmittel, die Steine derselben als Surrogat beim Waschen.

Häufig ist auch, namentlich im Sennaar,

der Christdorn oder Sidder (Zizyphius Spina Christi), an knorrigem Wuchse alten Bruchweiden vergleichbar, starrend von dornigen Ruthenzweigen, an denen schöngrünes Laub und röthliche Steinfrüchte hervorwachsen. Letztere, Nebbek genannt, schmecken säuerlich-süß, sie werden frisch oder getrocknet verzehrt, auch zu Broten geknetet und so als Provision benutzt. Dieser Nebbek soll nach Annahme Einiger der Lotus der Lotophagen alter Schriftsteller gewesen sein. Eine andere Art Sidder mit fadschmeckenden Früchten findet sich mehr gegen Abyssinien hin.

Mit allen diesen Gewächsen wetteifern nun an Bizarrerie ihres Wachsthums die erst südlich vom 14. Grad Breite auftretenden Grewien und der Subach (Combretum Hartmannianum), letzterer ein glänzend grünes, schmales, in fadenförmige Spitzen auslaufendes Blätterwerk tragend. Zwischen 17 und 14 Grad Breite drängen sich dunkelgrüne, lederblättrige Boscien und strauchige Feigenarten zwischen die Büsche der Sarcostemma, voll blattloser, an die der Spartien Südeuropa's erinnernder Ruthenzweige, ferner zwischen diejenigen einer anderen, sehr auffälligen Strauch-Capparidee (Cadaba), die der uns schon bekannten Tundubs oder Sodaden, der von Milchsaft strotzenden Oschurs (Calotropis). Letzterer, ferner der Rakstrauch (Salvadora), treten jedoch immer nur in solchen Gegenden auf, die einen gewissen Wasserreichthum verrathen.

In der offenen Steppe zeigen sich übrigens auch die sonst baumartigen Gewächse mehr nur strauchförmig, sie dehnen sich hier in die Breite aus, sie drücken sich gewissermaßen gegen und über den Boden hin. Einzelne oft kolossale Baumpatriarchen überragen dann malerisch das übrige, mehr kriechende Gestrüpp. Kräuter, namentlich hübschblühende Nachtschatten, mit wallnußgroßen, gelben Früchten, Hibisceen, Indigarten, Crozophoren u. s. w. wuchern zwischen dem Buschwerk und den Gräsern. In Nähe des Brunnen el-Gebra, der Bejudah-Steppe, bildet eine niedere Krautvegetation von Lancretien, Vahlien, Verbenen, Aernen u. s. w. einen rasenähnlichen Teppich, der sich zwischen den parkähnlichen Baumgruppen und Strauchpartien recht freundlich ausnimmt.

In der Bejudah beranken übrigens dichte Gehege von Coloquinten und Wassermelonen sandige Bodenstellen, wie denn auch die Sennespflanze hier und selbst noch in Nord-Sennar überall häufig ist.

In dem ebenen, zwischen dem Blauen und Weißen Nile, vom 12. Grad an südwärts, sich ausdehnenden Steppenlande, über dessen Alluvien die bewaldeten Granitberge der Funje hervorragen, finden sich inmitten des Gras- und Gebüschmeeres einzelne Hochwaldstrecken, sowie selbst einzelne aride, wüstenähnliche Striche, letztere hier Atmur genannt. Eine solche Atmur hat man durch 6 bis 7 Wegstrecken zu passiren, wenn man von Hedebat am Blauen Flusse landeinwärts zum Gule-Berge vordringen will. Der Boden dieser Landstrecke ist theils völlig flach, theils wellig und zeigt überall jene schon beschriebenen Fulahs, von denen nur wenige größere bis zur trocknen Jahreszeit Wasser halten. Büschelweise oder ganz zerstreut wachsendes, nur in Vertiefungen des Bodens zu dichterem Rasen sich zusammendrängendes Gras, häßliches Laod-Gestrüpp, einzelne Bäume und Sträucher des Hejelig und des Calotropis verleihen dem dürren, harten, mit größeren und kleineren Geschieben übersäeten Erdreiche einen dürftigen aber doch recht eigenthümlichen Schmuck.

Weiterhin, zwischen den Bergen Gerebin, Werekot, Roro, Gule, Masmun u. s. w., schießt hohes, in ausgedehnten Feldern wachsendes, Gras empor; dazwischen erheben sich Gebüsche von Akazien, namentlich Gagamut und Kitter (Acacia mellifera), von Hejelig, Grewien, Bauhinien, Hartmann's Combretum und Christdorn, ferner niedere Fächerpalmen, Oschur und einzelne sonderbar cactusähnlich gestaltete, den Apocynaceen angehörende Giftbäume. Letztere besitzen einen getheilten, im Sommer mit Büscheln gezähnter Blätter, im Winter mit gelben Blüthen besetzten Stamm, an welchem sich dicht nebeneinander die je mit einem Dorn gekrönten rundlichen Warzen bemerklich machen. Dies Gewächs liefert ein gefürchtetes Pfeilgift. Andere, zuweilen sehr hoch werdende Giftgewächse dieser Gegenden gehören zu den Baumeuphorbien und gleichen völlig den gegliederten Säulencacten des tropischen Amerika, welche letzteren in Afrika nicht vorkommen, mit denen von Reisenden häufig Euphorbien und Stapelien verwechselt werden.

In Südkordufan und längs des Weißen Niles findet sich auch das Adenium, mit niedrigem, kegelförmigem Stamm, an welchem kurze Zweige und rothe Blüthen hervorsprießen, an Sonderbarkeit der berühmten Welwitschia Südguinea's kaum nachstehend.

Ueberall da, wo Khuâr sich ihr Bett in das Schwemmland gegraben, sammelt sich, in der Bejudah, wie in den Chalen Sennaars und Kordufans, eine üppige, urwaldähnliche Vegetation prächtiger Bäume. Cissus, Oxystelmen, Bauhinien, Ipomäen, Bryonien, Rhynchosien und andere, zum Theil schönblühende Schlinggewächse durchranken diese Dickichte, denen sich, im Süden des 11. Breitengrades, auch gigantische Bambusrohre, Fächerpalmen und wilde Dattelpalmen beigesellen.

Ein großer Theil der Steppenpflanzen verliert während der dürren Jahreszeit die Blätter. Nur die Boscien, Sarcostemmen, der Oschur, die Sodada und noch andere prangen Jahr aus Jahr ein im Grün, wenn auch zum Theil nur ihres (laubleeren) Geästes.

Sehr reich ist das Thierleben der Steppen. Vieles Lebendige birgt sich freilich im hohen Grase, in der Buschdickung, im Waldesdunkel der Khuâr-Ränder. Das Auge des Forschers entdeckt aber dennoch überall die Gegenwart einer formenreichen, vielgegliederten animalischen Schöpfung. Die Thierwelt der Chalen verräth schon durch die große Häufigkeit der Fährten von Raubthieren, Nagern, Wiederkäuern und Vögeln ihre Existenz. An vielen Stellen der Bejudah und der sennarischen Ebene wurde ich höchlichst überrascht durch die zahllosen, in allen Richtungen sich kreuzenden Fußspuren von Gazellen, großen Antilopen, Ameisenscharrern, Geparden, Schakalen, Hyänen, Springmäusen, Flughühnern, Trappen u. s. w. u. s. w.

Um nun einen näheren Einblick in dies interessante Thierleben zu gewinnen, denken wir uns einmal an den „Bir-el-Gour, Brunnen der Turteltauben," versetzt, etwa in Mitte des von Dabbeh am Nil durch die Bejudah-Steppe nach Karthum führenden Weges gelegen.

Die Morgensonne des März strahlt warm und hell durch den geöffneten Vorhang ins Zelt der Reisenden hinein. Der Wohlgeruch der Akazienblüthen schwängert die Luft. Lebhaftes, unnennbar modulirtes Gurren von vielen tausend Wildtauben ertönt aus den üppigen, durch Lianen dicht verflochtenen, die Wasserplätze des Bornes umgebenden Gebüschen. Wir stärken uns an einem frugalen Frühstück und streichen danach, das Feuerrohr im Arm, ins Freie hinaus. Um die Brunnengruben sammelt sich Morgens und Abends das Federwild in unzähliger Menge, Tauben, Flughühner, Schildraben, Geier, Weihen und der gestaltenreiche Chor der Finken. Von diesem oder jenem Baum recken wohl der gewaltige Ohrgeier oder ein Adler ihr mit starkem Schnabel bewehrtes Haupt hernieder. Beim Anblick des bekleideten Europäers erhebt sich die Vogelgesellschaft und fliegt mit tausendstimmigem Geschrei von dannen. Vorsichtig Deckung nehmend, beschleichen wir eine Gruppe, die sich um ein Weniges vorwärts wieder niedergelassen und schmettern einen Schuß groben Schrotes auf einen der kleinen Geier, dessen weißes Gefieder auf dem gelben Sande ein gutes Ziel darbietet. Getroffen flattert der Vogel zwar matt empor, sinkt wie todt herab, schlägt zuckend mit den Flügeln, erhebt sich plötzlich von Neuem, fliegt empor, setzt sich, putzt sein blutbesprengtes Federkleid und verschwindet endlich in die Ferne, dem arg getäuschten Jäger gleichsam zum Spott. Die Lebenszähigkeit dieser Thiere ist ganz außerordentlich, sie ist fast unglaublich.

Nur eigene Erinnerung vermag den rechten Begriff von der Schönheit, von der Anmuth eines solchen Morgens in der Steppe annähernd zu vermitteln. Millionenfach bricht sich das Sonnenlicht an dem feingeschnittenen Laube der Dickung, an den zahllosen, überall herabglitzernden Thautropfen. Die Luft ist freilich schon sehr warm, indessen mildert doch noch erfrischender Hauch wenigstens auf Stunden den vom Himmelskörper erzeugten Brand. Heitere Ruhe lagert über dem Grasgefilde und Buschgeflecht; ferne Vegetationsgebilde und Berge schimmern in vielfarbigster Beleuchtung. Wir arbeiten uns durch das verschränkte Gehege der Wassermelonen am Boden, waten stellenweise durch losen, tiefen Sand und gewinnen endlich an einem dicht belaubten Dünenabhange festeren Halt. Wo wir hier hinschauen, flattern Tauben hin und her, zwischen dem Lianengewirr belustigen sich die Colius, niedliche, langschwän-

zige Vögel, denen A. Brehm nicht mit Unrecht den Namen „Mausvögel“ verliehen, denn in der That huschen sie wie Mäuse im Dickicht umher. Mattgelbbraune Keilschwänze (Sphenura Acaciae) und colibriähnliche, schönfarbige Nectarinien klettern und schwirren an und um die Zweige. Der glockenähnliche Ton der schon in Dongola gehörten Platystira fesselt uns immer von Neuem, wunderbar heimelt der Ruf des sich zur Reise nach Europa rüstenden Kuckuks uns an. Ueberall zwitschern und zanken jene reizenden Sperlingsvögel, welche wir unter der allgemeinen Benennung „Senegalfinken“ so gern in unsere Volièren aufnehmen, der Ultramarinfink, der Blutastrild, die gesprenkelte Pytelie, der unscheinbare Passer simplex.

Rudel von Gazellen drücken sich, alle minutenlang äugend und witternd, durch das Gestrüpp und stürmen von dannen, sobald sie unser von einer Lichtung aus ansichtig geworden sind. Es ist ihnen nicht leicht beizukommen, trotzdem haben wir doch einige erlegt, denen wir uns mit größester Vorsicht angepirscht.

Wir schleppen einen stattlichen, von unserer Kugel niedergestreckten Bock in den zweifelhaften Schatten der Schirmakazie und lagern uns daselbst für kurze Zeit. Höher steigt die Sonne empor, heißer sengt sie herab, sie zeichnet die kurzen Schattenrisse der feinen Belaubung auf den blendend hellen Boden. Der Windzug läßt nach. In solchen Augenblicken erinnerte ich mich lebhaft an Ch. Darwin, wie er die Wälder Australiens wegen jener sonderbaren Stellung ihrer Blätter tadelt, die keinen Schattenwurf gestattet. Die afrikanischen Wälder verdienen dagegen vielfach Tadel wegen der winzigen Kleinheit ihres Laubes. Wir liegen und lauschen, wie es in und an den Stämmen um uns her schwirrt, webt, schrotet, tickt und zirpt. Denn eine gar geschäftige, gar gefräßige Welt von Käfern und Käferlarven, von Schmetterlings- und Bohrwespenraupen, von Ameisen und Termiten umflattert, umkriecht und zerarbeitet hier unaufhörlich jedes Blatt, jeden Stiel, jeden Ast. Da zieht die platte, rauhbeinige Wüstenschabe (Heterogamia) ihre Zickzackfährten durch den Sand, hier verfolgt eine schwarze, weißgefleckte Anthia, der große Laufkäfer der Steppe, mit Energie einen flügellahmen, ängstlich strampelnden Ameisenlöwen, dort, auf dem Hejelig-Aste, belauert die große, grüne Mantis mit erhobenem Vorderleib eine sich sorglos tummelnde Florfliege (Hemerobius), die sie alsbald mit den messerklingenartigen Schienen ihrer Raubbeine erhaschen und mit ihren kräftigen Kiefern zerstückeln wird. Wie Edelgestein schillert an einem Akazienzweige über uns der große, metallisch glänzende Prachtkäfer (Buprestis speciosus), an Grashalmen empor arbeitet sich die ihrer Farbe und Gestalt nach einem wandelnden dürren Reisig ähnelnde Gespenstheuschrecke (Bacillus).

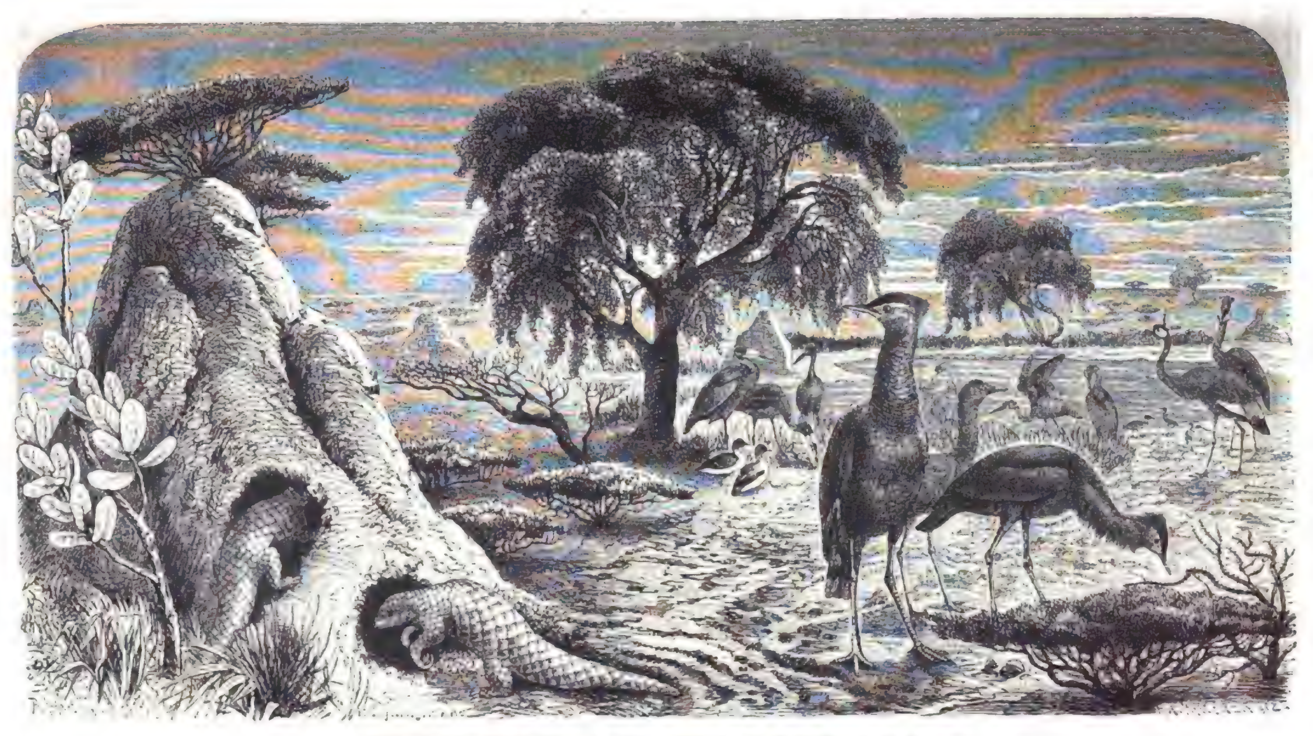
Raschelnd erklettert eine dornschuppige Eidechse (Agama) einen Baum, der Glanzvogel, mit rostfarbenem Bauche, (Lamprotornis chrysogaster) schwingt sich, häufig mit seinem Schweife wippend, von Ast zu Ast, eine rothschwarze Schlupfwespe beugt sich über die grüngelbe, zierlich punktirte Heuschrecke (Poecilocera) und bohrt ihr den langen Legstachel zwischen die Hinterleibsringe, um da ein Ei hineinzuprakticiren. Und aus dem Ei wird bald eine gefräßige Made hervorkriechen, die aber wird die sie beherbergende Heuschrecke bei deren lebendigem Leibe von innen her ausfressen. Auch hier in Afrika arbeitet die Natur durch ein Heer jener unsern Forstleuten so lieben „Ichneumoniden“ der Vermehrung zerstörender Gradflügler und Lepidopteren unaufhörlich entgegen.

Sehr possirlich ist das Spiel eines weißbunten Würgers (Lanius dealbatus), wenn er springend und flatternd auf einen großen, in gewaltigen Sätzen vor ihm herflüchtenden Acridier Jagd macht. Die Zweige der Akazie zeigen sich stellenweise dicht besetzt mit weißen, spindelförmigen Körpern von lederartig fester Textur, die man anfänglich in Berlin für Psychidengehäuse erklärte, die aber, wie ich mich später überzeugt, Nester einer Spinnenart darstellen. Auch in manchen Steppen von Sennar war die Laodakazie mit solchen Nestern wie mit Schneeflocken übersäet.

Wir kehren, stark ermattet, zu unserm Zelte zurück, weichend der Mittagsgluth. Zeigt doch der Thermometer auf 36 Grad Reaumur im Schatten! Das Gethier sucht nunmehr Schutz, selbst das Gurren der Tauben verstummt. Rudel der spiralhörnigen Addaxantilope strecken sich unter weit, aber schlechtschattenden



Sandsturm in der Bejudahsteppe am Brunnen El-Hejelig.



Wüstenähnlicher Strich (Atmur) zwischen Hedebat und Gebel-Gerebin in Sennaar.
Temminck's Schuppenthier, Trappe (Otis arabs) u. s. w. — Hejeligbäume, Akaziensträucher u. s. w.

Schirmkronen der Akazien aus, kleinere Gazellen ducken sich unter die überhängenden Zweige des Tundubs.

Erst spät am Nachmittage wagen wir uns, den Kopf noch wohl gesichert mit Tüchern u. dgl., wieder ins Freie hinaus. Der Nomaden „schmalgestirnte“ Zebus drängen sich zu den Wasserplätzen hin, deren schlammiger Inhalt ihren trocknen Schlund anfeuchten soll. Sobald sich die Heerden wieder entfernt, findet sich auch sofort das Gevögel der Wildniß zur abendlichen Tränkung ein. Nicht lange kämpft unter diesen Breiten der Tag mit der Nacht. Schnell, sehr schnell dunkelt, nach der leider nur so kurz dauernden Pracht eines südlichen Sonnenunterganges, der Abend über die Steppe herein. Bald läßt sich rings herum ein fast klagendes Gepfeif hören, melancholisch ertönt es durch die Abendluft, kein Mensch wußte es uns zu deuten. Es ist völlig Nacht geworden. Wir erhellen mit einer Blechlaterne unser Zelt, dessen einfache, aber doch bequeme, den Umständen ganz angemessene Einrichtung uns hier inmitten der rauhen Umgebung ganz besonders erfreut und zur Ruhe ladet. Leider bleibt dieser anfangs so behagliche Eindruck eines traulichen Daheim im wilden Steppenlande nicht lange ungetheilt. Denn vom Lichtschein angelockt, dringt alsbald die formenreichste Insectenwelt massenweise zu uns herein. Leichtbeschwingte Panorpen, Ameisenlöwen, Spanner, Eulen und Motten flattern um die Laterne, das sprungfertige Gesindel gigantischer, noch nicht ganz flügger Heupferde tanzt in grotesken Sätzen um uns her. Hier plumpst ein schwarzer Pillenkäfer in den vor uns stehenden Touchenapf, dort tanzt eine scheußliche, mehrere Zoll weit klafternde Scorpionspinne an der Zeltwand empor. Nicht einen Augenblick giebt es Ruhe vor diesem zudringlichen Kerfenpack.

Von der Tageshitze und Tagesarbeit gänzlich erschöpft, werfen wir uns endlich auf das einfache Feldbett. Ueber dem Zelte wölbt sich der schwarzblaue Himmel, lebhaft funkeln die Sterne herab, unter ihnen gar hehre Gebilde, der Wagen, Canopus, das südliche Kreuz. Beduinen gesellen sich zu unsern, einige hundert Schritt abseits unter Calotropisgebüsch lagernden Treibern zu stundenlangem Geplauder. Aber auch dies verstummt endlich. Der Schlaf umfängt uns Müde, freilich kein erquickender Schlaf. Die selbst spät rege Insectenwelt, die heute im Zelte herrschende Wärme (um 1 Uhr Nachts noch 20 Grad Reaumur), die nachtheiligen Folgen des Genusses schlechten Trinkwassers für Magen und Darm, auch wohl eine von voraufgegangenen Strapazen erzeugte Uebermüdung, erhalten uns in unruhigem Halbschlummer. Oefters schreckt der eine oder andere von uns auf. Die gefürchtete Nagle, die Hallucinationen der brennend heißen Wildniß, macht sich in Traumreden bemerkbar. Spät in der Nacht höre ich, zufällig erwachend, ein schwer zu beschreibendes Geräusch, erst fern, dann näher, immer näher am Zelt. Es ist eine Art rauhes Gebell, ausgehend in jene halb brüllenden, halb rollenden Töne, wie sie wohl ein kräftiger Neufundländer hören läßt, dessen Aufmerksamkeit durch irgend etwas Fremdes gestört wird, doch aber tiefer, energischer. Manchmal wird es gedehnter, fast unmuthig, wie klagend, dann wieder kurz absetzend, wie lachend. Ohne die Gefährten zu stören, greife ich leise nach der Büchse und nähere mich dem Zeltvorhang. Die Finsterniß und das dichte Buschwerk hindern mich freilich, etwas zu erkennen und der Urheber des Geräuschs entfernt sich wieder. Noch lange dauert das heftige Anschlagen der durch den Lärmer beunruhigten Beduinenhunde von den „Brunnen“ her an.

(Forts. folgt.)

Eine Neger-Orgie.

Von

Emma v. Zose.

Während meines Aufenthaltes in Batna erhielt ich eines Tages die Einladung der Generalin Marmier, mich einem Ausfluge anzuschließen, welchen sie nach dem Hause ihres Bruders Achmed unternehmen wollte. Ich sollte einer Festlichkeit beiwohnen, die sie zu Ehren schwarzer Schönheiten arrangirt hatte; ihr Bruder war Kaïd der Neger und dessen weibliche Unterthanen ihre geladenen Gäste.

Da ich jede Gelegenheit eifrig ergriff, um mich mit den Sitten und Gewohnheiten der Bewohner Afrika's bekannt zu ma-

chen, sagte ich sehr gern zu und fand mich im Laufe des Nachmittags zu Pferde und von meinem Diener Abdallah begleitet vor dem Hause des Generals ein.

Madame Marmier war Maureske; der General hatte sich mit ihr verheirathet, als er noch Hauptmann und Chef des bureaux arabes war; seine Bemühungen und der Umgang mit den übrigen Offiziersfrauen hatten sie zwar theilweise mit den französischen Sitten vertraut gemacht, so daß sie es nicht verschmähte, zuweilen tief verhüllt ihr Haus, zu Fuß oder zu Pferde zu verlassen, im Grunde aber war sie vollständig das Kind ihres Volkes geblieben, dessen Kleidung sie stets trug und dessen Gewohnheiten sie nie abzulegen vermochte. Sie verstand auch wenig französisch und hatte es nie dahin gebracht, sich, auch nur nothdürftig, in dieser Sprache auszudrücken.

Das Haus des Generals lag unmittelbar am Thor der Straße, welche nach Lambessa führt, dicht neben dem Gouvernementsgebäude; es war von einer hohen Mauer umschlossen und im maurischen Stil gebaut. Ein Eingang führte zu den Frauengemächern, ein anderer zu dem Theil des Hauses, welchen der General mit seiner Dienerschaft bewohnte.

Abdallah stieg vom Pferde und machte meine Anwesenheit bemerkbar, indem er dröhnend gegen die Pforte schlug. Anfänglich antwortete uns bloß wüthendes Hundegebell, dann kreischende Weiberstimmen, bis endlich nach langem Harren sich ein Schlüssel in dem Schlosse drehte und ein Negerkopf vorsichtig durch die halbgeöffnete Thür blickte. Er bat mich, einen Augenblick zu warten, bis man die Hunde angekettet, und dann einzutreten, da Madame Marmier noch nicht ganz fertig sei und die Maulthiere eben erst gesattelt würden.

Als ich den Hof betrat, watschelte mir Madame Marmier entgegen, eine andere Bezeichnung wüßte ich in der That nicht für den eigenthümlichen Gang der Araberinnen, welcher wohl von ihrer sitzenden Lebensweise und der nonchalance ihrer Kleidung herrühren mag. Wir küßten uns gegenseitig Kopf und Schulter und meine Hand anfassend führte sie mich in das Haus. Madame Marmier war eine noch junge hübsche Frau, mit regelmäßigen Zügen von fast europäischem Schnitt; sie hatte braune Augen, einen kleinen vollen Mund, welcher reizend zu lächeln verstand, indem er tadellos schöne Zähne enthüllte; ihre Gestalt war mittelgroß, nur schon etwas zu voll, denn sie mochte 24—26 Jahr alt sein. Sie trug eine Zandura (Gewand ohne Aermel) von schwerer Seide; die rechte Seite war blau, die linke von rothem Seidenstoff und beide Theile dicht mit echten Goldblumen durchwirkt. Die weiten Tüllärmel, welche stets am eigentlichen Hemde (Kamirdscha) sitzen, waren mit Goldfäden durchzogen und mit kleinen echten Perlen besäet. Der unter dem Leibe befestigte Gürtel bestand aus breitem Goldgeflecht, dessen lang herunterhängende Quasten in echte Perlen ausliefen. Hals und Kopf umhüllte ein weißer Tüllschleier, auf dem Wirbel thronte ein kleines rothes Sammetkäppchen dicht mit Goldstücken benäht, dessen lange Quaste bis auf den Rücken hing. Vier bis fünf Reihen einer dicken Goldkette waren an beiden Seiten des Käppchens befestigt und umrahmten das Gesicht. Der kleine nackte Fuß stak in rothen Sammetpantoffeln; die Knöchel desselben und die schön geformten Arme schmückten dicke Goldspangen. Hände, Nägel und Augenbraunen so wie das Gesicht waren weniger geschminkt, als es die geschmacklose Sitte der Araberinnen erheischt.

Die Dienerinnen warfen nun der Generalin und sich das dunkelblaue Stück Zeug über, welches sie sackartig einhüllend alle gleichartig erscheinen ließ, dann bestiegen sie die bereitstehenden Maulthiere, d. h. sie setzten sich mit untergeschlagenen Beinen auf ein dickes rundes Kissen, welches fest auf dem Rücken des Thieres befestigt ist, und wir galloppirten unter fröhlichen Scherzen und Lachen feldeinwärts nach der Richtung von Achmed's Haus dahin. Aus den weißen Stirnbinden und Schleiern meiner Begleiterinnen sahen zwar nur die Augen heraus, trotzdem erkannte das geübte Auge der Einwohner doch gleich die Generalin und ihr „psalucheier ya Lala“* tönte von allen Arabern, denen wir begegneten, nach.

In einer Stunde hatten wir das Haus Achmed's erreicht; es war wie alle arabischen Häuser im Viereck gebaut, mit inne-

* Der übliche Gruß.

rem Hof, um welchen bedeckte Arkaden laufen, die zum Schutz der verschiedenen Gemächer, gegen Sonnenstrahlen und Regen dienen sollen, aber gleichzeitig von den Frauen als Arbeitsplatz und Versammlungsort benutzt werden. Die einzelnen Zimmer, welche in diese bedeckten Colonnaden münden, waren meistentheils ohne Fenster und erhalten ihr Licht allein durch die Thür, welche den einzigen Aus- und Eingang bildet, so daß man nie von einem Gemach in das andere gehen kann; jedes bildet eine für sich bestehende Zelle. Wahrscheinlich hatte diese Bauart ihren Grund in der Vielweiberei, indem eine Frau immer der anderen nicht traut und ihre fortwährenden Zänkereien es auch nothwendig machen, daß eine Jede sich auf ihr eigenes Territorium zurückzuziehen vermag. In der Sahara sind übrigens diese Zimmeröffnungen nicht einmal mit Thüren versehen, eine seidene Portière im Winter, eine Art Fliegennetz im Sommer, ersetzt dieselben.

Von den zwei Frauen Achmed's, welche uns empfingen, war Jachdudscha unstreitig die schönste, doch schien mir ihre rothäugige Gefährtin die glücklichere, denn an den niedergeschlagenen Blicken und der Demuth, mit welcher Erstere sich Madame Marmier nahte, bemerkte ich, daß sie keineswegs ein Liebling ihrer stolzen Schwägerin sei. Als diese Jachdudscha kalt von sich wies, sah ich, wie die Mutter der Aermsten Madame Marmier feindselige Blicke zuschleuderte und jedenfalls dadurch die Stellung der jungen Frau verschlimmerte, denn der Hochmuth der Generalin vertrug es nicht, daß diejenigen, welche von ihr abhingen, in Schönheit mit ihr zu rivalisiren wagten und sich nicht blindlings unterwarfen.

Von armer Abkunft, hatte die Stellung und der Reichthum des Generals sie und ihre Brüder aus der Dunkelheit gezogen und zu einflußreichen Leuten unter ihrem Volke gemacht. Darum ehrten ihre Brüder sie gleich einer Fürstin. — Bekannt mit den Harems-Intriguen begriff ich, wie unglücklich Jachdudscha war, gemißhandelt vom Gatten und von den übrigen Weibern, war ihr Dasein sicherlich kein beneidenswerthes. Ich lobte und liebkoste das arme sanfte Ding und scheute mich nicht, laut zu erklären, wie schön und gut sie aussähe. Die großen träumerischen Augen Jachdudscha's sahen mich verwundert an; sie war eben nicht mehr daran gewöhnt, liebevoll beurtheilt zu werden.

Kaum hatte ich das Haus besichtigt und wir uns niedergelassen, um Kaffe zu schlürfen und Erfrischungen einzunehmen, als ein Höllenlärm vor dem Hause entstand. Frau Marmier erklärte mir lächelnd, es seien die geladenen Gäste. Alle Männer waren entfernt; nur noch drei Neger befanden sich in Gesellschaft der zahlreichen schwarzen Schönen, sie vertraten das Orchester und sollten den Reiz des Festes erhöhen, indem sie den tam-tam ausführten. Tam-tam aber ist in der That ein Lärm, „der Steine erweichen, Menschen rasend machen kann!“ Wer eine Stunde tam-tam in einem geschlossenen Raum aushält, hat die beste Probe guter Nerven geliefert. Das Hauptinstrument dazu ist eine große Pauke, welche ihr Unmöglichstes leisten muß, eine kleine Rohrflöte quietscht unaufhörlich dazwischen und ein Triangel vervollständigt den Genuß.

Das Gesicht der schwarzen Schönen erglänzte von Tanzlust bei diesen unharmonischen Tönen; man führte sie in den größten Raum des Hauses und regalirte sie mit Kaffe und „Haschisch,“ der Genuß des letzteren soll berauschender und zugleich aufregender als Opium wirken.

Die Neger bereiten sich Haschisch, indem sie aus gestoßenen wilden Hanfkörnern kleine Kügelchen bilden und dieselben verschlucken, oder die halb geknickten Körner aus ganz kleinen Pfeifen rauchen. Dieser wilde Hanf ist kleiner als der unsrige, hat eine hellgrüne Farbe und wird theuer bezahlt.

Nachdem die Bewirthung der Gäste vorüber, erwartete man nur unser Kommen, um den Ball zu eröffnen. Bekanntlich geben sich hier die Geschlechter nur getrennt dem Vergnügen des Tanzes hin. Die Araber tanzen nie, von ihren Frauen nur diejenigen, welche sich einem öffentlichen Leben preisgeben und stets nur den niedrigsten Classen angehören. Sie halten es mit der Würde eines hochgestellten Menschen für unvereinbar, weshalb mir die Frau des Kaïd's von Biskara eines Tages sagte: „Mein Mann erzählt mir wunderbare Dinge von Dir. Ihr gebt Feste, wo Du selbst tanzest, wie ist das nur möglich? Du hast doch Diener genug, die

diese Arbeit für Dich verrichten können." „Gewiß," erwiederte ich ihr, „nur würde ich dabei nicht dasselbe Vergnügen empfinden, wenn sie für mich tanzten."

Die Neger indeß lieben den Tanz ungemein, sie versammeln sich im Freien und geben durch ihre tollen Sprünge den zuschauenden Frauen ein gern gesehenes Schauspiel; diese aber ihrerseits geben sich diesem Vergnügen nur in abgeschlossenen Räumen oder Häusern hin, unbeobachtet von den Männern. Die Ursache wurde mir sehr bald klar.

Aus dem ziemlich großen Raum tönte uns Singen und Schreien entgegen. In dem lächerlichsten Aufputze kauerten die Negerinnen dicht nebeneinander auf dem Boden und der ihnen eigenthümliche Geruch schwängerte die Luft. Ich hob den zögernden Fuß schon von der Schwelle zurück, da nahm mich Madame Marmier lachend bei der Hand und bahnte uns eine Gasse durch dies schwarze Meer.

Wir setzten uns auf zwei, für uns an die äußerste Wand gerückte Stühle, und nun begann das tolle Treiben! Eine Negerin, welche sich hinreichend durch Haschisch aufgeregt fühlte, sprang auf und fing an zu tanzen während die Anderen mit den Köpfen wackelten und leise dazu summten.

Die Tänzerin geberdete sich wie eine Wahnsinnige, dann wurden ihre Bewegungen gezwungener, allmählig verließen die Kräfte sie. Kaum aber bemerkten dies die Anderen, so suchten sie durch tactmäßiges Händeklatschen und lauteres Summen die Aufregung wach zu halten, der Paukenschläger schlug mit Händen und Füßen drein, bis endlich die Tänzerin sich nicht mehr hielt, und besinnungslos zusammensank. Man trug sie fort und eine Andere nahm ihren Platz ein. Ein Jubelschrei grüßte sie; mit siegesbewußter Miene stand sie erst eine Weile still, das Auge rollend, als horche sie auf den verhallenden Zuruf der Gefährtinnen; dies gab mir Zeit, sie genau zu betrachten. Es war eine große dicke Gestalt, mit wulstigen Lippen, breitgedrückter Nase, der linke Flügel derselben war durchbohrt und ein Stück rother Koralle durch die Oeffnung gezwängt. Freche Geberden verschönten sie nicht. Doch schien die Wildheit ihrer Sprünge ihr den Platz einer ersten Solotänzerin unter den Negerinnen einzuräumen und je lauter diese ihr zujauchzten, je unheimlicher glänzten ihre grünen Augen, gleich denen einer Tigerkatze. Sie flößte mir einen solchen Widerwillen ein, daß ich trotz meiner Neugierde, das Ende dieses Schauspieles abzuwarten, die Orgie verlassen hätte, wenn es mir möglich gewesen wäre; aber das schwarze Meer vor uns ließ nur einen kleinen Raum für die Tänzerin übrig. Sie berührte uns oft, indem sie die Arme wild um sich warf, und bei solchen Gelegenheiten suchte ich Schutz hinter Madame Marmier. Diese indeß schien ganz in ihrem Elemente zu sein: ihre Augen blitzten, ihre Nasenlöcher bläheten sich auf und sie stieß, um die Tänzerinnen noch mehr anzufeuern, den durchdringenden Laut aus, mit welchem die Weiber ihre Krieger beim Kampfe ermuthigen.

Die dicke Negerin hielt endlich inne, warf den Kopf zurück, wiegte die Hüften, drehte sich im Kreise, machte kurze Sprünge wie ein Panther, seine Beute belauernd, und verlangte pantomimisch einen Spiegel. Man brachte einen kleinen mit Goldleisten eingefaßten Spiegel, welchen sie auf den Schooß einer Negerin vor sich hinstellte. Sogleich fing sie an, sich liebevoll zu betrachten, nahm das seidene Tuch von ihrem wolligen Kopfe und benutzte es zu verschiedenen Umschlingungen während des Tanzes. Dann fing sie an, sich nach und nach zu entkleiden, erst zögernd mit jedem Kleidungsstück tändelnd, bis endlich der Anblick ihrer Reize sie zu überwältigen schien; sie warf entzückte Blicke in den Spiegel und schien sich immer schöner zu finden. — Nachdem jede, auch die letzte Hülle gefallen, wurde ihr Tanz wieder wilder und endlich die Naserei so groß, daß sie wiederholt wie ein Mauerbrecher gegen die Wand rannte, so daß ihr Körper und diese krachten. Natürlich purzelten meine Schwarzen bei ihrer jedesmaligen Annäherung immer über den Haufen, um ihr Spielraum zu geben. Einige Male stürzte sie dicht bei uns zusammen, die Anderen rissen sie aber wieder in den magischen Kreis zurück und sie tanzte, bis auch sie zusammenbrach und hinausgetragen wurde.

Die nächste Tänzerin war eine junge, kräftige Negerin, mit angenehmen Zügen, die hübscheste, welche ich je gesehen. Ich erfreute mich erst ihrer graziösen Bewegungen. Sie hob die vollen Arme, bewegte

leise die Hände in den Gelenken, die Hüften begannen sich sanft zu wiegen, bis der ganze Körper in Mitleidenschaft gezogen wurde und in träumerischen Windungen sich hin und her bewegte. Ihre Augen waren starr auf einen Punkt gerichtet. — Da auf einmal warfen die schön geformten Arme sich wild und wilder in die Luft und auch sie ergab sich der bachantischen Lust des Augenblickes! — Als sie endlich zusammenbrach und die Gefährtinnen sie immer wieder aufrichteten und zum Tanze anregten, hätte ich sie Alle fortschleudern mögen! Mit taumelnden Schritten begann sie immer wieder aufs neue, der Kopf fiel hin und her — die Augen waren gebrochen — und sie, mit Schaum vor dem Munde, sank zu Boden! — Doch die Megären summten ihr in die Ohren, klatschten in die Hände, das Haupt hob sich wieder, mit geschlossenen Augen suchte sie sich zu heben, brach jedoch abermals zusammen, um nicht wieder aufzustehen. Man trug sie zu den Uebrigen.

Ich benutzte diese Gelegenheit um ebenfalls hinauszugelangen und sagte Madame Marmier, sie möge sich nicht stören lassen, ich wollte nur einen Augenblick frische Luft schöpfen und ihre Schwägerinnen aufsuchen.

Obgleich es an einem heißen Sommertage war, erquickte ich mich doch an der frischeren Luft unter der Halle, ich lagerte mich auf einem Kissen neben Jachdudscha, welche mir Kaffe reichte, um meinen abgespannten Nerven wieder aufzuhelfen. Ihre Mutter, welche meine Vorliebe für die Tochter erkannte, erzählte mir, wie sehr Jachdudscha von der zweiten bösen Frau Achmed's gequält und verleumdet würde, so daß Achmed bei der geringsten Gelegenheit die Aermste mit der flachen Klinge schlüge, wozu sie selbst kein Wort sagen dürfe, aus Furcht für immer von der Tochter getrennt zu werden. So hatte ich mich also in meinen Voraussetzungen nicht getäuscht und nahm mir vor, alle Ueberredungskunst an Madame Marmier und ihren Bruder zu verschwenden, um wo möglich das Loos der Armen zu erleichtern. Doch dies gelang mir nicht, der Widerwille der Generalin gegen Jachdudscha war ein so tiefer, daß sie fürchtete, ihre Sanftmuth und Schönheit könne doch mit der Zeit den Sieg davontragen über die zweite boshafte und häßliche Frau ihres Bruders; deßhalb beschloß sie, ihm lieber noch eine dritte in Constantine kaufen zu lassen, welche würdiger mit Jachdudscha rivalisiren könne. Ich wohnte später der Hochzeit bei und kann diesen Versuch als einen mißlungenen bezeichnen, denn der galante Bräutigam nannte die Braut, als sie ihm übergeben wurde, „ein altes Kameel, welches man wie die Katze im Sack gekauft habe;“ denn, natürlich, gesehen hatte sie Keiner vorher, und die Unterhändler hatten eine Schönheit gerühmt, deren Spuren Niemand entdecken konnte.

Während wir so traulich bei einander saßen und ich Jachdudscha zu trösten versuchte, kam Madame Marmier und benachrichtigte mich, daß so eben eine alte Frau getanzt, welche, nachdem sie in Verzückung gefallen, stets Hellseherin werde und ich könne, — sei es über Vergangenheit oder Zukunft, — ihr Fragen vorlegen, welche sie mir richtig beantworten würde. Man hatte die Frau in einem Nebenzimmer auf einen Teppich gelegt. Ihre Augen waren fest geschlossen, mehrere Weiber drängten sich um sie und berührten mit der linken Hand eine der ihrigen, dabei richteten sie Fragen an sie, welche die Schlafende mit kaum verständlicher Stimme beantwortete.

Bei unserem Nähertreten zogen die Anderen sich scheu zurück und Madame Marmier forderte mich auf, die Frau zu berühren und meine Frage zu stellen. Nach kurzem Nachdenken frug ich sie: ob ich in diesem Lande glücklich sein würde, und berührte ihre Hand dabei mit meinem Elfenbeinfächer. Die Wirkung, welche meine Worte hervorbrachten, war eine entsetzliche: das Weib schnellte empor, rollenden Auges, Schaum vor dem Munde — die anderen Weiber warfen sich wüthend auf mich; ich sah Madame Marmier sie zurückschleudern, gebieterisch unter sie kreischen und sich schützend vor mich stellen.

Ich fühlte mich erbleichen, wußte aber keine Erklärung dieses sonderbaren Auftrittes, denn Alles schrie so, daß ich kein Wort verstehen konnte, außer einigen Drohungen, und daß Madame Marmier ihnen zurief: sie möchten sich besinnen, wer ich sei, und mich nicht anrühren. Darauf liefen sie heulend und schreiend hinaus und holten ein Kohlenbecken, auf welches sie ein Pulver geworfen, das einen starken

Qualm verbreitete. Dies hielten sie unter die Nase der Berauschten, welche indeß wie todt wieder auf den Teppich zurückgesunken war, und brachten sie durch allerlei Manipulationen wieder zum Bewußtsein.

Madame Marmier erklärte mir nun, daß die Berührung meines Fächers die Negerin hätte tödten können, indem ich sie zu jäh aus ihrem betäubenden Schlaf geschreckt, da jede Berührung nur mit menschlicher Hand geschehen dürfe.

Die Weiber küßten mir die Kleider und baten um Verzeihung, sie hätten im ersten Schreck nicht gewußt, was sie thaten. Ich verzieh ihnen herzlich gern, athmete aber erst leichter, als ich wieder mein Pferd bestieg und wir uns auf dem Heimwege befanden.

Die Sternwarte Greenwich.

Von

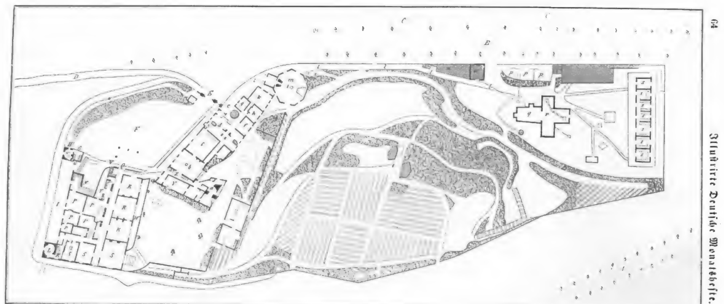
J. H. von Mädler.

Unter den noch bestehenden Sternwarten die älteste, und gleichzeitig die, welche unter allen der Himmelskunde die wichtigsten Dienste geleistet hat. Allerdings würde man einige jesuitische Sternwarten namhaft machen können, die früher als Greenwich bestanden. Aber jene alten, zu ganz andern Zwecken errichteten Thürme, in deren oberen Räumen ein kleines Fernrohr nicht sowohl aufgestellt als placirt war, einzig zu dem Zwecke, einen interessanten Gegenstand, insbesondere einen Kometen, möglichst genau zu betrachten, konnten den Namen Sternwarte wohl nur deshalb führen, weil es noch keine bessere gab. Denn Tycho's Uranienburg war verfallen und auch Hevel's mit großen Kosten errichtete Danziger Warte ging mit seinem Tode ein. Auf beiden waren Sternörter bestimmt worden, aber noch ohne Fernrohr, also mit geringer Genauigkeit.

Die nächste Veranlassung zur Gründung der Sternwarte Greenwich war nicht eine eigentlich astronomische. Englands Seehandel war schon unter Elisabeth (wo 1570 die ostindische Compagnie gegründet ward) ein so ausgedehnter geworden, daß ein Mittel, den Ort eines Schiffes auf offenem Meere zu bestimmen, ein täglich fühlbareres Bedürfniß ward. Logleine und Magnetnadel hatten sich als unzulänglich gezeigt und die Unglücksfälle nicht abgewendet, die in fernen unbekannten Meeren sich ereigneten und bei denen Millionen an Gütern, wie Tausende von Menschenleben zu Grunde gingen. Früher war der Seehandel Spaniens, Portugals und der italienischen Städte der hauptsächlichste gewesen, allein obgleich enorme Preise auf ein Mittel, die Seelänge zu bestimmen, gesetzt waren, so hatten doch weder das bigotte Spanien, noch die italienischen Staaten an Sternwarten gedacht. Predigte doch in Bologna ein P. Caccini gegen die Astronomie und namentlich gegen Galilei über den Text: Viri Galilaei, quid statis adspicientes in coelum! Deshalb, obgleich schon Regiomontanus die Himmelslichter als das Einzige bezeichnet hatte, was im Stande sei, auf offenem Meere den Weg zu zeigen, sehen wir in Südeuropa noch keine Anstalt treffen, die Sterne zu Rathe zu ziehen.

Dagegen — zur Ehre Englands sei es gesagt — finden wir dort in den sechs Jahrhunderten, die seit Roger Baco verflossen, keine Spur einer Feindschaft der Theologen gegen Himmelsforschung. Hier konnten die Lehren der großen Meister ungehinderten Eingang finden und hier reifte zuerst die Ueberzeugung, daß die Sternkunde das Einzige sei, was die Aufgabe der Seelänge lösen könne. Moore, Kanzler Karl's II., schlug dem Könige die Errichtung einer Sternwarte vor, die dieser sofort bewilligte. Das Städtchen Greenwich, östlich von London an der Themse gelegen, ward dazu ausersehen, und Flamsteed zum Director ernannt. Baumeister war Wren.

In der Gründungsacte ward hervorgehoben, daß als hauptsächlichster Zweck die möglichste Sicherung der Schifffahrt anzusehen sei, und deshalb sei die genaue Bestimmung des Ortes der Fixsterne ihre Hauptaufgabe. Und dieser Zweck ward in den zwei Jahrhunderten ihres Bestehens unverbrüchlich festgehalten, und grade dadurch ist Greenwich die wichtigste aller Sternwarten geworden. Denn die bald darauf errichtete Sternwarte Paris hat trotz der Millionen, welche sie gekostet, und trotz der architektonischen Pracht, mit der sie ausgeführt ist und worin sie Greenwich weit überbietet, die Bedeutung der britischen Sternwarte niemals gewinnen können.



Plan der Sternwarte Greenwich.

A Allee nach Greenwich.
B Allee nach Blackheath.
C Fußweg nach Blackheath.
D Fußweg nach Greenwich.
E Eingang zur Sternwarte.
F Hofraum.
G Treppen zu den oberen Räumen.
H Eingang zum chronographischen Raume.
I Nördliche Terrasse.
K Treppe zum nordwestlichen Thurme.
L Nordwestlicher Thurm.
M Raum für das Zenithfernrohr (hier stand Halley's Durchgangsinstrument).
N Alter Eingang zum achteckigen Raum. Hier ein Stein mit folgender Inschrift:

Carolus II. Rex optimus
Astronomiae et nauticae artis
Patronus maximus
Speculam hanc in utriusque commodum
Fecit
Anno Domini MDCLXXVI. regni sui XXVIII
Curante Jona Moore, milite R. T. S. G.

O Der Time-Ball.
P Flamsteed's Wohnzimmer.
Q Eingang zu den Wohnzimmern.
R Maskelyne's Zimmer.
S Anbau in den Jahren 1835 und 1836.
T Treppen zu Küche und Keller.
V Treppe zum Hofraum.
W Unterirdischer Raum.
Y Raum zur Aufbewahrung von Manuscripten.
Z Durchgang.
a Grund des südlichen Thurmes.
b Berechnungsraum.
c Für den Director.
d Durchgangsinstrumente.
e Durchgang nach Osten.
f Für den ersten Assistenten.
g Für Drucksachen.
h Gemeinschaftlicher Raum für die Assistenten. Ueber diesem die Bibliothek.
k Aufbewahrungsraum.
l l l Gang zum magnetischen Hause.
m Grund des Südwestthurmes.
n Tischlerwerkstatt.
o Für den Aufseher.
p Für den Gärtner.
q Für magnetische Berechnungen.
r Magnetisches Observatorium.
s s Magnetische Nebenobservatorien.
t Gartenanlagen.

Wählt man die Eisenbahn, so gelangt man in etwa einer halben Stunde von



Die Sternwarte Greenwich.

London aus nach dem Bahnhofe Greenwich, passirt sodann die freundlich gelegene Stadt und gelangt in den Park, der schon unter Elisabeth bestand, und der mit Ulmen und Kastanien bestanden, sowie von zahlreichen zahmen Rehen bevölkert ist, die frei herumlaufen und auf die Stückchen Kuchen warten, welche die Besucher ihnen aus der Hand

reichen. Bald gelangt man an einen Hügel von mäßiger Erhebung, auf dem die Sternwarte errichtet ist. Sie bestand anfangs nur aus einem einzigen Zimmer, in dem das Hauptinstrument und die Hülsapparate zweckmäßig aufgestellt waren. Flamsteed, der in dem vom Könige niedergesetzten Comité die Nothwendigkeit, bessere Stern- und Mondsörter zu Grunde zu legen, hervorgehoben hatte, ging sogleich ans Werk, indem er allen Fleiß auf diese Oerter verwandte. Als erster Director ist er Urheber des British Catalogue geworden, der obwohl von spätern Arbeiten weit übertroffen, gleichwohl lange Zeit gedient hat, den Oceanfahrern als Wegweiser bei ihren Fahrten zu dienen. Da seine Originalbeobachtungen uns größtentheils erhalten sind, so hat dieser British Catalogue von Zeit zu Zeit verbessert werden können, indem die neueren und schärferen Reductionselemente auf sie angewandt wurden.

Gleichzeitig mit diesen praktischen Arbeiten unternahm Newton seine wichtigen Untersuchungen, wobei ihm Flamsteed's Beobachtungen zu Statten kamen. Leider hatte die anfängliche Freundschaft beider Männer keine Dauer. Newton währte es viel zu lange, bis Alles fertig war, und Flamsteed wollte nichts Unfertiges und Unvollendetes der Oeffentlichkeit übergeben. In Brewster's Darstellung kann man das Nähere über diese unerfreulichen Verhandlungen nachlesen. Zuletzt wurde auf Newton's Betrieb und gegen Flamsteed's Willen gleichwohl eine Ausgabe der Beobachtungen veranstaltet, die später durch bessere antiquirt ist. Wir müssen, so sehr wir auch Newton's Wunsch motivirt finden, Flamsteed dennoch Recht geben, denn der Beobachter selbst muß am besten wissen, was für seine Arbeiten erforderlich ist.

Hatte gleich Karl II. die Kosten des Baues von Greenwich hergegeben, so waren doch die meisten Instrumente und ihre Aufstellung von Flamsteed beschafft worden und folglich sein Eigenthum. Dies kam zur Sprache, als nach Flamsteed's Tode seine Wittwe Margarethe sie in Anspruch nahm und in dem Processe, der deshalb mit der Krone entstand, Recht behielt. Es mußten folglich neue angeschafft werden, was den Anfang der Arbeiten seines Nachfolgers Edmund Halley beträchtlich verzögerte.

Wir verdanken diesem ersten Director auch einen neuen Atlas coelestis, in welchem er nicht nur die alten Ptolemäischen Sternbilder, sondern auch die neueren von Hevel, Bartsch und einigen Andern aufnahm, und die einzelnen Sterne so bezeichnete, wie es noch jetzt gebräuchlich ist.

Halley stand bereits in vorgerückten Jahren, und so wäre es begreiflich, wenn er, wie einer seiner Biographen erwähnt, „wenig gethan hätte.“ Dem ist jedoch nicht so: es sind auf der Sternwarte mehrere starke Bände Manuscript vorhanden, in denen Halley's Beobachtungen enthalten sind. Nur würde jetzt ihre Herausgabe zu spät kommen. Uebrigens ist Halley vorherrschend Berechner, und er hat eine beträchtliche Zahl von Kometenbahnen nach der schwierigen und zeitraubenden Methode Newton's berechnet und dadurch den ersten Grund zu einer Kometentafel gelegt. Nicht minder ist er es, dessen Aufforderung an die Astronomen hauptsächlich dazu beigetragen hat, daß zahlreiche und bewährte Beobachter an diejenigen Orte gesandt wurden, wo die Venusdurchgänge 1762 und 1769 mit größtem Vortheil beobachtet werden konnten. So hat er, obgleich er selbst sie nicht mehr erlebte, den Grund gelegt zu einer zuverlässigeren Kenntniß der Sonnenentfernung.

Nachdem Halley 1742 im 84. Lebensjahre gestorben war, ward James Bradley, der schon früher in Kew und Wansted sich als Beobachter bewährt hatte, zum Director in Greenwich ernannt. Eine sehr glückliche Wahl, denn er sorgte für wesentliche Verbesserungen sowohl des Locals als der Instrumente, wie er denn auch mehrere neue, wie den Zenithsector, einführte und anwandte. Sein Scharfsinn ließ ihn viele Mängel, die früher fast unbeachtet geblieben waren, entdecken und Mittel zu ihrer Abhülfe anwenden. Namentlich wurden die alten Instrumente 1749 zurückgestellt und durch neuere zweckmäßiger eingerichtete ersetzt. In den zwanzig Jahren seines Directorats, wo er mit mehreren Gehülfen arbeitete, hat er die 3222 Fixsterne beobachtet, die später von Bessel in den Fundamentis reducirt worden sind. Indeß ist ihre Gesammtzahl größer, und eben so sind nicht alle Beobachtungen der 3222 von Bessel angewandt worden. Man hat in neuerer Zeit mehrere bis dahin unbekannte

Bradley'sche Beobachtungen aufgefunden und Auwers hat ihre Reduction übernommen.

Bradley's Beobachtungen sind nicht allein die genauesten des gesammten achtzehnten Jahrhunderts, sondern man findet auch in seinen Tagebüchern Alles, was in irgend welcher Weise zur Sache gehört, die genauere Ablesung des Niveaus, den Stand des Baro- und Thermometers und Anderes, was frühere Beobachter mitzutheilen unterlassen hatten. Den Edelmuth seines Charakters mag man aus Folgendem beurtheilen.

Die Königin Anna besuchte einst die Sternwarte, erfuhr bei dieser Veranlassung, daß Bradley ein nach ihrer Meinung viel zu kleines Gehalt für seine wichtigen Leistungen beziehe, und äußerte, sie würde für dessen Verbesserung Sorge tragen, worauf Bradley entgegnete: „Ich bitte Ew. Majestät, diesen Gedanken aufzugeben. Würde das Greenwicher Directorat zu einer lucrativen Stelle gemacht, so würde die Folge davon sein, daß in Zukunft nicht der geschickteste Astronom, sondern der gewandteste Stellenjäger an die Spitze des Instituts käme und sein Ansehen würde dadurch Schaden leiden." — So kann nur ein Mann sprechen, dem die Wissenschaft über Alles geht.

Unter den Beobachtungen Bradley's hat Bessel auch eine des Uranus entdeckt, den Bradley als vermeinten Fixstern beobachtete, fast dreißig Jahre vor W. Herschel's Entdeckung.

Die Wissenschaft war nahe daran, diese ausgezeichneten Beobachtungen ganz zu verlieren. Ein zwischen der Krone und den Erben Bradley's über ihren Besitz geführter Streit hatte ihre Veröffentlichung bis 1796 verzögert, wo es endlich den Professoren Hornsby und Robertson in Oxford gelang, in ihren Besitz zu kommen. Sie trugen sogleich Sorge für die Herausgabe und Olbers empfahl dem jungen Bessel ihre Bearbeitung. Den hohen Werth derselben bald erkennend, arbeitete Bessel zwölf Jahre hindurch an deren Reduction, sowie an der Ableitung wichtiger allgemeiner Resultate, die er in dem bekannten Werke: Fundamenta Astronomiae, deducta ex observationibus viri incomparabilis James Bradley, veröffentlichte.

Sein Nachfolger, Nathaniel Bliß, war bereits vierundsechzig Jahre alt und führte das Directorat nur drei Jahre. Wir wissen wenig über ihn und seine Arbeiten, daß er jedoch nicht, wie Struve ihn bezeichnet, ein homme très-inférieur gewesen, scheint daraus hervorzugehen, daß Bradley ihm in Abwesenheits- oder Krankheitsfällen das stellvertretende Directorat übertrug. Er ließ Alles unverändert fortbestehen, wie Bradley es eingeführt hatte. Unter ihm wirkte Charles Grant, der Bradley's Beobachtungen fortsetzte.

Auf Bliß folgte der überaus thätige und vielseitig wirkende Nevil Maskelyne. Er hat gegen 90,000 Sterndurchgänge beobachtet. Bis 1770 arbeitete er mit den alten Instrumenten; in diesem Jahre ließ er jedoch das alte Ocular durch ein achromatisches ersetzen und sonst noch einige Veränderungen anbringen. Er nahm wesentlichen Antheil an der wichtigen Messung am Shehallion-Berge, durch dessen Anziehung die Dichtigkeit der Erde bestimmt wurde. Zwei große Fernröhre wurden an den beiden entgegengesetzten Seiten des Berges in N. und S. so aufgestellt, daß die Anziehung des Berges frei auf sie wirken konnte, und Maskelyne untersuchte nun, welcher Stern durch das Fadenkreuz des Fernrohres ging. Gleichzeitig untersuchte Playfair die Steinarten, aus denen der Berg besteht, und Hutton bestimmte die Gestalt und Lage des Berges. Ist nun gleich das erhaltene Resultat durch spätere und zuverlässigere Arbeiten antiquirt worden, so zeigten sie gleichwohl, daß der Erdkörper im Ganzen beträchtlich dichter sei als die seine Oberfläche bildenden Massen, also wohl keine Hohlkugel, denn bei Annahme einer solchen hätte das Gegentheil resultiren müssen.

Die von W. Herschel gefolgerte Sonnenbewegung erschien Maskelyne zu wenig verbürgt, um sie annehmen zu können, auch Bessel trat diesen Zweifeln bei. Gegenwärtig kann sie allerdings als bewiesen angesehen werden, allein für jene Zeit, wo man noch so wenig Sicheres über Fixsternbewegungen besaß, waren jene Zweifel allerdings berechtigt. Seine Methode, Chronometer zu prüfen, hat sich bewährt und sie ist beibehalten worden; er hat zu diesem Zweck mehrere Seereisen unternommen. Unter seiner vieljährigen Direction trat der wichtige Nautical Almanac

ins Leben, der an Reichhaltigkeit und Schärfe der Bestimmungen gleich anfangs sowohl die connoissance des temps als alle übrigen Ephemeriden übertraf.

Ein Vorwurf, den Bessel gegen ihn richtet, erscheint allerdings als begründet. Er habe das Niveau viel zu selten angewandt, so daß in der betreffenden großen Zwischenzeit der Stand des Instruments nicht mit genügender Sicherheit abgeleitet werden könne. Auch der Bemerkung Maskelyne's, daß der Durchmesser der Sonne abnehme, widerspricht Bessel, und allerdings hat sie sich bei fortgesetzten Beobachtungen nicht bestätigt. Wahrscheinlich war das Ganze eine Folge der verminderten Reizbarkeit des Auges im Laufe von vierzig Jahren. Maskelyne hat auch die Auswahl derjenigen Sterne getroffen, die als Hauptsterne häufiger beobachtet werden und deren scharf berechneten Oerter sich jetzt in allen Ephemeriden finden.

John Pond ward 1806 sein Nachfolger. Der altgewohnte und bewährte Gang blieb auch unter ihm herrschend. Zu seiner Zeit hatte Brinkley, Director der Dubliner Sternwarte, an α Aquilae und einigen anderen helleren Sternen Parallaxen zu entdecken geglaubt. Pond, um diese Behauptung möglichst scharf zu prüfen, stellte mehrere große Fernröhre mauerfest so auf, daß in der Mitte des Feldes je einer dieser Sterne erschien, maß die Abstände von der Mitte durch ein genaues Mikrometer und fand, daß sie nur die Abweichung der Präcession, Aberration, Nutation und Refraction, aber keine Parallaxe zeigten. Brinkley widersprach zwar, allein die Astronomen traten auf Pond's Seite. Die später wirklich aufgefundenen Parallaxen zeigten sich an andern Sternen.

Ein schätzbares Verzeichniß von etwa tausend Sternen hat Pond aus seinen Beobachtungen abgeleitet. Es wäre indeß wohl an der Zeit, die Pond'schen Beobachtungen eben so wie die Bradley'schen einer neuen Bearbeitung zu unterziehen, wie das Bessel wiederholt, aber stets vergeblich, vorgeschlagen hat. — Pond kam 1835 wegen Alter und Kränklichkeit um seine Entlassung ein und starb schon im folgenden Jahre.

Seit 1835 fungirt nun als Director Airy, bis dahin Director der Sternwarte Cambridge, wo Challis ihn ersetzte. Er hat, eben so wie seine Vorgänger, wichtige Verbesserungen eingeführt, namentlich ist das Personal verstärkt. Unter ihm arbeiten acht Beobachter und sechs Rechner. Jedem ist seine Arbeit aufs genaueste vorgeschrieben, überhaupt herrscht in Allen eine musterhafte Ordnung. Das achteckige Zimmer, was unter Flamsteed die ganze Sternwarte bildete, dient gegenwärtig zur Aufbewahrung der älteren außer Gebrauch gesetzten Instrumente. So können ihre einzelnen Theile zu jeder Zeit untersucht werden, was für verschiedene Zwecke nothwendig ist. So wurde bei der neuen Bearbeitung der Beobachtungen Bradley's die Theilung des Quadranten, dessen dieser sich bedient hatte, aufs neue geprüft. Gegenwärtig hat jedes Instrument seinen besondern Raum, und jeder Beobachter weiß genau, wie lange er beim Instrumente zu wachen und welche Gegenstände er ins Auge zu fassen hat. In dem erwähnten achteckigen Zimmer versammelt sich auch der Aufsichtsrath, der in festgesetzten Zeiträumen über den Zustand der Sternwarte zu berichten und etwaige Wünsche und Anträge der Regierung zu übermitteln hat. Zu ihm gehören die Präsidenten der Akademie und der astronomischen Gesellschaft, so wie die Directoren von Oxford und Cambridge; im Ganzen sechzehn Personen. Die Gehülfen werden auf Vorschlag des Directors vom Marineminister ernannt, wohnen jedoch nicht in der Warte selbst; nur der erste Gehülfe Stone hat hier ein besonderes Arbeitszimmer.

Unter Flamsteed hatte ein hundert Fuß tiefer Brunnen dazu gedient, von seinem Grunde aus Sterne bei Tage zu beobachten. Er ist jetzt zugeschüttet, da der heutigen Wissenschaft andere und bequemere Mittel zu Gebot stehen. Eine reich versehene und zweckmäßig geordnete Bibliothek, in welcher auch die werthvollen Manuscripte bewahrt werden, dient zum Gebrauche des Personals. — Keins der jetzt in Gebrauch befindlichen Instrumente ist älter als dreißig Jahre.

Das Hauptmeridianinstrument hat zwölf Fuß Brennweite und das Objectiv einen Durchmesser von acht Zollen. Die Vergrößerung ist gleichwohl nur eine mäßige, da die vollkommene Deutlichkeit bei weitem wichtiger ist und ziemlich in demselben Verhältnisse abnimmt, als die Vergrößerung

zunimmt, sobald eine gewisse Grenze überschritten ist. Im Brennpunkte sind neun Fäden eingespannt, deren Stellung und Entfernung aufs genaueste untersucht wird. Der Antritt des Sterns an einen Faden wird durch einen Druck auf einen Knopf notirt, von wo ihn ein elektrischer Strom in das Uhrzimmer leitet. Der Beobachter hat inzwischen durch eine feine Schraube das Rohr so gestellt, daß der Stern auf den mittleren Querfaden läuft. Hat er das Gesichtsfeld passirt, so wird seine Höhe über dem Horizont an einem genau eingetheilten und mit Mikroskopen versehenen feinen Silberstreifen abgelesen. Bei Gegenständen, die einen mehr erheblichen Durchmesser zeigen, muß diese Höhe zweimal, einmal für den obern und einmal für den untern Rand, abgelesen werden; also namentlich bei Sonne und Mond.

So sind nun im Uhrzimmer die Durchgangszeiten, und vom Beobachter selbst die Höhe notirt, und diese Zahlen hat der Berechner zu Resultaten zu verarbeiten.

Von besonderer Wichtigkeit ist eine fortgesetzte genaue Beobachtung des Mondes. Aehnlich wie die Sterne wird er beim Meridiandurchgange beobachtet, aber trübes Wetter, sowie Nähe der Sonne machen diese Beobachtungen oft unthunlich. Dann dient ein zweites Hauptinstrument, das Altazimuth, um den Mond auch vor und nach dem Meridiandurchgange zu beobachten und so jeden heitern Moment, sei er auch noch so kurz, zu benutzen. Dieses Instrument hat eine Vorrichtung, um den Abstand vom Meridian bestimmen zu können. Während man früher im Jahre kaum hundert Mondbeobachtungen erhielt, kommt man mit Hülfe dieses Instruments auf zweihundertzwölf.

Uebrigens leuchtet ein, daß der Gebrauch des Altazimuths nicht blos auf den Mond beschränkt ist, indem es in gleicher Weise auf jeden Himmelskörper angewandt werden kann.

Ein drittes Hauptinstrument, das große Aequatorial, dient zur gelegentlichen Betrachtung der Himmelskörper, und hier ist möglichste Vergrößerung am Platze. Es ist durch ein Uhrwerk beweglich. Die Objectivlinse hat dreizehn Zoll Durchmesser und eine Brennweite von sechzehn Fuß. Bei allen diesen Instrumenten kann durch einen Druck auf einen Knopf die Zeit markirt werden, und der Beobachter ist also im Stande, sich ungetheilt der Betrachtung des Gegenstandes zu widmen.

Aber Greenwich ist auch bestimmt, der weiteren Umgegend, ja wenn erforderlich, dem ganzen Lande die genaue Zeit mitzutheilen, und dies kann auf verschiedene Weise geschehen. Diese Bestimmung hat der timeball. Ueber dem Dache des Observatoriums erhebt sich eine durch eine große Kugel gesteckte Stange, an der die Kugel sich auf und nieder bewegen kann. Fünf Minuten vor Ende der zu bezeichnenden Stunde erhebt sie sich und im Augenblick der vollen Stunde fällt sie rasch und laut hörbar herunter. Gleichzeitig spielt der Telegraph, der mit allen öffentlichen Uhren von Greenwich und London in Verbindung steht, wie nicht minder mit allen Hauptsternwarten und Hafenplätzen, und nichts hindert, die Greenwicher Zeit auch nach Paris und andern Plätzen des europäischen Continents, so wie nach Amerika zu signalisiren. Ueberhaupt wird in Greenwich der ausgedehnteste Gebrauch von der elektrischen Telegraphie gemacht, sowohl innerhalb als außerhalb der Warte.

Alles ist hier auf fest bestimmte Arbeitsstunden vertheilt, und jedem Assistenten bleibt hinreichend freie Zeit, um die Bibliothek zu benutzen oder besondere eigene Arbeiten vorzunehmen.

An jedem Montag Morgen vertheilt der Director unter seinen Gehülfen ein Verzeichniß der Arbeiten, welche im Laufe der Woche, falls die Witterung es begünstigt, zu absolviren sind. Da die ohngefähre Durchgangszeit und eben so die Höhe über dem Horizonte bekannt sind, so kann der Beobachter sein Fernrohr darauf einstellen. Aber es giebt nicht wenige Fälle, wo diese Daten gar nicht oder doch so unvollkommen bekannt sind, daß der angegebene Gebrauch für das große Fernrohr nicht oder doch nicht sicher gemacht werden kann. Deshalb ist mit jedem größeren Instrumente ein sogenannter Sucher (engl. finder) verbunden. Zur rechten Seite ist nämlich ein kleines Fernrohr, das dann ein beträchtlich großes Gesichtsfeld verträgt, so angebracht, daß seine optische Axe mit der des Hauptrohrs zusammenfällt. So erscheint der Himmelskörper gleichzeitig im Sucher, aber der Durchgang dauert beträchtlich länger, und so sieht man den Stern im Su-

cher früher als im Fernrohr; man hat Zeit, die Stellung zu corrigiren und ist hinreichend vorbereitet.

Ein besonderes Geschäft bildet in Greenwich die Prüfung der Chronometer, namentlich solcher, die auf Seereisen gebraucht werden sollen. Gegen zweihundert Uhren sind oft gleichzeitig hier zur Prüfung. Hier befindet sich auch ein Gasofen, der bis zu + 30 Grad R. erhitzt werden kann. Da nämlich Seefahrer ihre Uhren in allen Klimaten gebrauchen sollen, so müssen sie auch in allen vorkommenden Temperaturen geprüft werden und man stellt sie eine Zeit lang in diesen Ofen, um ihren Gang in großer Wärme kennen zu lernen.

Der jedesmalige Director der Sternwarte führt den Titel Royal Astronomer (for England), und es giebt außerdem noch einen Royal Astronomer for Scotland (Director von Edinburgh), Royal Astronomer for Ireland (Director von Dublin) und Royal Astronomer for the Cape (Director der Capsternwarte). Nur diese vier Warten sind im britischen Reiche eigentlich öffentliche, wenngleich der König aus seinem Privatvermögen die Sternwarte Slough (wo die Familie Herschel beobachtet) und Richmond, ein Privatobservatorium Georg's III., unterhält. Andere Privatsternwarten hat England in größerer Zahl als irgend ein anderes Land der Erde; mit den Universitäten sind fast immer Sternwarten verbunden (wie Oxford und Cambridge) oder die städtischen Communen haben sie errichtet, wie Liverpool, oder sie sind von begüterten Privatpersonen gestiftet, wie Parsonstown von Lord Rosse. Aber auch die Colonieländer gehen nicht leer aus: Canada, Australien, Indien weisen mehrere auf; doch die Mehrzahl dieser Privatinstitute widmet ihre astronomische Thätigkeit anderen Zweigen der Himmelskunde, während Greenwich, seiner Gründungsacte unwandelbar treu, zwar andere Arbeiten nicht ausschließt, sie aber nur so weit betreibt, als es ohne Benachtheiligung der hauptsächlichsten möglich ist. Am Sonntag ruht die Arbeit; nur die Mondbeobachtungen werden fortgesetzt.

Für das große Publicum mögen leicht andere Warten, namentlich wenn sie Instrumente von bedeutender Größe besitzen und sich mehr der Betrachtung als der Beobachtung widmen, ein größeres Interesse als Greenwich beanspruchen; der nähere Kenner wird stets Greenwich als diejenige Warte betrachten, welche vom ersten Beginne an der Wissenschaft am förderlichsten gewesen.

Die nächste Vergleichung für Greenwich böte die Sternwarte Paris. Der pracht- und ruhmliebende Ludwig XIV. wollte nach Greenwich's Gründung auch eine Sternwarte haben, und sein Ingenieur Perrault errichtete einen großartigen Bau, der Flamsteed's achteckiges Zimmer sehr in Schatten stellt. Aber die Hauptsache fehlte; in keinem der großen schönen Säle war ein Meridiandurchschnitt, und jetzt haben die französischen Astronomen, um Sternörter bestimmen zu können, einen eigenen Anbau ausgeführt. Die ungeheuer langen Fernröhre, welche hier und an einigen anderen Orten aufgestellt wurden, haben allerdings zu einigen neuen Entdeckungen geführt, aber sie waren ungeeignet, auch nur den Ort eines einzigen Sternes zu bestimmen. Weder Ludwig XIV. noch Karl II. waren Kenner der Astronomie, allein in England ward der Rath Sachkundiger befolgt, denn man wußte, was man wollte; während sie in Frankreich vergebens ihre Stimme erhoben. Und als vollends der bigotte Le Tellier die Aufhebung des Edictes von Nantes durchgesetzt hatte, und Männer wie Huyghens und Römer als Protestanten sich genöthigt sahen, Frankreich zu verlassen, da war an einen wahren Fortschritt nicht mehr zu denken. Währenddessen folgte in Greenwich Verbesserung auf Verbesserung, mochte das große Publicum davon Kenntniß nehmen oder nicht. So sahen die, welche in Frankreichs Hauptstadt praktische Astronomie treiben wollten, sich genöthigt, in anderen Localen Einrichtungen zu treffen, so gut es ging, und es haben die Sternwarten der Ecole Militaire, die im Hotel Luxembourg, in Pingré's Wohnung und andere, meist nur temporär bestehende, die Himmelskunde mehr und besser gefördert als das imposante Observatoire Royal.

In der Nähe steht auch das magnetische Observatorium, ein Gebäude, in dem Alles, selbst Schloß und Schlüssel, aus Holz construirt ist, da nicht das Geringste daran von Eisen sein darf. An anderen Observatorien dieser Art findet man statt des Eisens Kupfer in Anwendung gebracht, hier jedoch ist alles Metall vermieden, um

ganz sicher zu sein, daß keine fremdartige Einwirkung auf die Magnetnadel stattfinde. Vorsteher dieses magnetischen Hauses ist M. Glaisher.

Wahrhaft entzückend ist die Aussicht von diesem Hügel. Im Vordergrunde die breite mit Schiffen bedeckte Themse, die in östlicher Richtung, an Woolwich vorüber, dem Meere zufließt. Hier drängt sich Fahrzeug an Fahrzeug; man überblickt die ausgedehnten Schiffswerfte und Docks und in der Entfernung die Thürme von London. Interessant ist auch besonders das Marinehospital, mit vielen Reliquien und bildlichen Darstellungen aus der Geschichte der britischen Marine. Man erblickt einen wahren Wald von Mastbäumen, und unter denselben am Themse-Ufer das Gasthaus, wo sich am Schlusse jedes Parlaments die Minister zu einem Abschiedsschmause versammeln.

Wenn man 1810 für Greenwich 8400 Einwohner rechnete, so hat sich die Zahl seit jener Zeit, ähnlich wie in der Hauptstadt selbst, mindestens vervierfacht, und sie wird so lange wachsen, als Englands Seeverkehr im Steigen ist. Von der Lebhaftigkeit des Verkehrs zwischen beiden Orten mag man daraus urtheilen, daß man mir auf meine Frage, wann der Zug nach Greenwich abgehe, zur Antwort gab: ich könne fahren, wann ich wolle, denn alle sechs Minuten gehe ein Zug ab. Lohnender jedoch ist eine Fahrt auf der Themse, die gleichfalls rasch genug zurückgelegt wird.

* * *

Die Geschichte der Sternwarte Greenwich, in ihrem nun bald zweihundertjährigen Bestehen, ist ein getreues Abbild der Himmelsforschung überhaupt. Als der Franzose S. Pierre 1674 ein Mittel in Anregung brachte, den Ort eines Schiffes auf der See zu bestimmen und Karl II. ein Comité zur Beprüfung desselben einsetzte, erinnerte Flamsteed daran, daß, um dieses Mittel in Anwendung zu bringen, genauere Monds- und Sternörter unerläßlich seien, und dies veranlaßte die Errichtung der Warte. Also ein rein praktischer Zweck, bei dem Niemand an eine Förderung der Wissenschaft als solcher dachte. Damals bestand noch auf keiner einzigen Universität ein Lehrstuhl der Astronomie, und es blieb den Professoren der Mathematik oder auch der Chemie überlassen, ob sie einige dahin gehörende Notizen mittheilen wollten. Man gebrauchte sie nur, um Uhren in richtigem Gange zu erhalten und Kalender schreiben zu können. So wenig begriff man die Wichtigkeit der Himmelskunde, daß die spanische Inquisition Chemiker und Astronomen mit Strafe bedrohte und vor ihr Forum zog, und in Italien ein Galilei harte Verfolgungen zu erdulden hatte. Nicht früher als um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fängt es an, besser zu werden, und ohne die praktischen Zwecke irgendwie hintanzusetzen, erkennt man den wahren Werth der Wissenschaft und macht nun auch die ersten Versuche, sie im Volke zu verbreiten; ein Beginnen, dem anfangs heftiger Widerstand entgegentrat, denn die Masse betrachtete das Ganze nur als Sterndeuterei. Man wollte seine künftigen Schicksale oder mindestens doch das bevorstehende Wetter vom Himmel ablesen und fragte, wozu denn Gott die Sterne erschaffen habe, wenn nicht in dieser Absicht? Noch in Bode's früheren Schriften kann man deutlich gewahren, mit welchen Gegnern er zu kämpfen hatte, und in Greenwich selbst werden mehrere Briefe aufbewahrt, in denen der Director ersucht wird, über ähnliche zukünftige Begebenheiten Auskunft zu ertheilen.

Wenn in unserem Jahrhundert die Himmelsbeobachter von solchen Ansinnen verschont bleiben und sich ungestört ihren Forschungen widmen können; wenn der Astronomie als Wissenschaft in allen civilsirten Ländern die Anerkennung gezollt wird, die sie verdient; wenn Fragen besprochen und erörtert werden, die keine unmittelbar praktische Beziehung haben, so verdanken wir dies den Männern, welche die Grundlagen legten, auf denen ein weiterer Fortbau möglich ist, und unter denen die, welche an der Spitze des hier besprochenen Instituts standen, einen so ausgezeichneten Rang einnehmen. Möge ein günstiges Geschick auch in den kommenden Jahrhunderten diese Stätte vor Stürmen bewahren und sie immer schöner emporblühen sehen, damit sie auch den kommenden Zeiten das bleibe, was sie den vergangenen und gegenwärtigen gewesen ist.



Zur Erinnerung an August Wilhelm Schlegel.

Von

Julian Schmidt.

A. W. Schlegel ist literarhistorisch noch nicht zu seinem vollen Recht gekommen. In einer Zeit, wo die Reste der romantischen Schule sich mit der kirchlich-politischen Reaction zu verbinden und sie mit den nöthigen Stichwörtern und Doctrinen zu versehen schienen, machte man jedes einzelne Mitglied der Schule für die Sünden aller übrigen verantwortlich; und es war seit 1819 hauptsächlich A. W. Schlegel, gegen den sich von Seiten Vossens und der übrigen Aufklärer die härtesten Angriffe richteten. Schlegel hatte in der Polemik des Jahres 1800 sich fast durchaus als Führer der Verbündeten gerirt; er hatte auch diejenigen Etourderien seiner Freunde in Schutz genommen, die er schon damals mißbilligte, und da seine eigene Physiognomie am wenigsten bestimmt ausgeprägt war, so hatten die Gegner leichtes Spiel, ihn als den geheimen Mitschuldigen seines Bruders, des Apostaten, und der jüngeren Romantiker darzustellen, auf die er doch nur einen geringen Einfluß geübt. Voß ging so weit, sein Studium des Sanskrit als ein Symptom seiner Hinneigung zur katholischen Kirche aufzufassen; er hatte noch einen alten Groll gegen Schlegel: er konnte ihm nicht vergessen, daß er 1796 in der Kritik der Ilias-Uebersetzung gegen seine Methode starke Ausstellungen erhoben hatte. Schlegel's Vertheidigung gegen diese Angriffe war eben so würdig als schlagend, aber sie wurde wenig gelesen; die Gegner, von der Masse des Liberalismus getragen, behielten das große Wort.

Diese Polemik gerieth mit der Julirevolution in Vergessenheit, und daß seitdem nicht eine gerechtere und sachlichere Würdigung Schlegel's eintrat, hatte einen äußeren ganz zufälligen Grund. Heinrich Heine war als Student in Bonn Schlegel's eifriger und begeisterter Zuhörer gewesen; er hatte ihn angesungen, ihm seine poetischen Versuche überreicht, nach seiner Anleitung Aufsätze über die Romantik geschrieben. Nun führte ihn der Zufall 1831 mit ihm wieder in Paris zusammen. Er näherte sich ihm und wurde durch eine ablehnende Haltung verletzt. So etwas hat Heine nie verziehen. Wenige Jahre darauf zeichnete er in seiner „Geschichte der romantischen Schule" von Schlegel's literarischer und sittlicher Existenz eine Caricatur, die im Grunde auf das Wesen der Sache gar nicht einging, mit ihren witzigen Invectiven sich aber unauslöschlich dem Gedächtniß der Zeitgenossen einprägte: als Ruge und Echtermeyer 1839 in den „Hallischen Jahrbüchern" das bekannte Manifest gegen die Romantik erließen, legten sie, was A. W. Schlegel betrifft, das Zerrbild Heine's zu Grunde. Es kam

noch Vieles dazu, das deutsche Publicum gegen Schlegel zu verstimmen. Als Goethe seinen Briefwechsel mit Schiller veröffentlichte, in welchem so harte und schnöde Urtheile über Schlegel vorkamen, ließ sich dieser verleiten, Scherzgedichte gegen Schiller zu machen und zu veröffentlichen, die Deutschland in die äußerste Aufregung versetzten. Ungeschlacht waren die Einfälle, und daß sich Schlegel im Grunde doch nur seiner Haut wehrte, wurde in einer Zeit, wo jeder Tadel Schiller's als eine Majestätsbeleidigung galt, nicht als mildernder Umstand angesehen.

Am schlimmsten war der Eindruck, den Schlegel's Persönlichkeit machte. Er war in seinem Alter einer Art der Eitelkeit verfallen, die man bei einem so gebildeten Mann kaum für möglich halten sollte; fast jeder Schriftsteller, der mit ihm in Berührung kam, wußte hochkomische Anekdoten davon zu erzählen. So Immermann im „Münchhausen," so selbst David Strauß, der über seine literarischen Verdienste ein sehr gerechtes und unbefangenes Urtheil hatte, sich aber doch nicht enthalten konnte, im Eingang eines zu Schlegel's Verherrlichung bestimmten Aufsatzes sein Zusammentreffen mit ihm aus dem Jahre 1838 in äußerst burlesken Farben auszumalen.

Gott weiß, worauf Schlegel's Eitelkeit Alles verfiel: das halb verrückte Sonett auf seine literarischen Verdienste ist bekannt, ebenso die Geschichte mit seinen Perrücken; weit mehr Gewicht aber als auf das, was er geschrieben, schien er auf seine Stellung in der Gesellschaft Werth zu legen, auf seine zahlreichen europäischen Orden und seinen freiherrlichen Stand. Den letzteren fasse ich zunächst ins Auge.

Bis zu seinem fünfzigsten Jahre tritt Schlegel als einfacher Bürgersmann auf; dann nimmt er sowohl wie sein Bruder das adelige Prädicat an. Es ist in verschiedenen Literaturgeschichten angegeben, er sei wegen seiner diplomatischen Mission in Stockholm geadelt worden; nach seiner eigenen Aussage verhält sich die Sache anders.

In einer Entgegnung gegen die Angriffe von Voß 1828 bemerkt Schlegel in einer Anmerkung (Sämmtliche Werke Bd. 8, S. 263): „daß Voß nachäffend mich Sir William v. Schlegel nennt, soll vermuthlich ein Spott darauf sein, daß ich mich A. W. von Schlegel unterzeichne. Mich berechtigt dazu ein Diplom, wodurch Kaiser Ferdinand III. meinem Urältervater für sich und seine männliche Nachkommenschaft zugleich den Reichs- und ungarischen Adel verliehn, und wovon das Original in meinen Händen ist."

In demselben Aufsatz, S. 221, sagt er, indem er sich gegen den Verdacht des Kryptokatholicismus rechtfertigt: „Ich schätze mich glücklich, in einer evangelischen Gemeinde erzogen worden zu sein, und von meinem Vater, einem gelehrten, frommen und würdigen Geistlichen, den ersten Unterricht in den Lehren des Christenthums empfangen zu haben. Ich bin weit davon entfernt, mich von der Gemeinschaft meines Vaters, meines älteren Bruders und so vieler Vorfahren, welche nicht nur Anhänger, sondern seit mehr als zweihundert Jahren Prediger des evangelischen Glaubens waren, trennen, sie als verderbliche Irrlehrer verdammen und ihre Gebeine aus der christlichen Begräbnißstätte hinauswerfen zu wollen."

Aus dem Heidelberger Kirchenbuch giebt das Buch „Paulus und seine Zeit" Bd. 2, S. 200) folgenden Auszug: „Am 31. August des Jahres 1818 wurden dahier getraut: Freiherr August Wilhelm Schlegel von Gottleben, Ritter des kaiserlich russischen Wladimirordens und und des königlich schwedischen Wasaordens, und Jungfrau Sophia Carolina Paulus." — Die Neugier veranlaßte mich, im alten Jöcher zu blättern, wo ich folgende Aufklärung fand. „Christoph Schlegel, ein lutherischer Prediger, geb. 1. Jan. 1613 in einem Dorf bei Dresden, studirte zu Leipzig, wurde in seinem 21. Jahre der Herzogin Magdalena von Anhalt Hofprediger und Informator ihres Sohnes . . . und 1647 Oberpastor zu Lausschau in Ungarn, gab aber 1656 sein Amt daselbst auf, ging wieder nach Deutschland, wurde Superintendent zu Herzberg in Sachsen, und starb 2. Juli 1678 zu Grimma, nachdem er von dem römischen Kaiser geadelt und mit dem Prädicat von Gottleben begnadigt worden." Wenn also nach der Angabe seines Nachkommen der Adelsbrief von Kaiser Ferdinand III. ausging, so muß er ihn während seines Aufenthalts in Ungarn erhalten haben, also verhältnißmäßig noch als junger Mann. Literarische Verdienste sind nicht der Grund

gewesen: die kleinen Schriften, die Jöcher aufzählt, sind ganz gleichgültiger Art. Jöcher's Lexicon erschien 1751, in einer Zeit, wo die Verdienste der drei Brüder Schlegel um die deutsche Literatur große Aufmerksamkeit auf sich zogen, in einer Zeit, wo die Kriecherei des Bürgerthums vor dem Adel einen ziemlich hohen Grad erreicht hatte: man sieht es am deutlichsten aus Gellert's Briefen; aber auch bei Männern von viel freierer Gesinnung wird immer ein großes Wesen davon gemacht, wenn einmal eine Standesperson, wie Baron Cronegk in die Reihe der Literaten eintritt. Gleichwohl scheint der sehr umfassende Freundeskreis der Brüder Schlegel nicht die leiseste Ahnung davon gehabt zu haben, daß auch um die Häupter dieser jungen Männer der Nimbus einer adeligen Abstammung schwebe. Der Fall ist nicht ganz ohne Analogie: neben der Devotion gegen den Adel tritt in jener Zeit hin und wider auch ein recht kräftig entwickelter Gelehrtenstolz auf, der namentlich in lateinischen Schriften, wo das adelige Prädicat sich nicht besonders ausnimmt, dasselbe verschmäht; Leibnitz und Mosheim waren aus einem freiherrlichen Geschlecht des Briefadels wie die Schlegel, nahmen aber ihren Adel erst in höherem Alter auf.

Ums Jahr 1718 tritt in Meißen ein Nachkomme jenes Christoph Schlegel auf, Appellationsrath und Stiftssyndikus; er ist der Vater der drei bekannten Schriftsteller Johann Elias, Johann Adolf und Johann Heinrich, so wie verschiedener anderer Söhne, die in der Literatur nicht weiter bekannt sind. Sie empfingen sämmtlich erst durch Hauslehrer, dann in Schulpforte eine sehr sorgfältige Erziehung; als aber Johann Adolf in Leipzig studirte, 1741, war der Vater durch Unglücksfälle so in seinem eigenen Vermögen zurückgekommen, daß er wenig mehr für die Kinder thun konnte, und sie mußten sich ziemlich kümmerlich durchschlagen.

Elias, weitaus der bedeutendste unter ihnen, kam zeitig nach Dänemark, wohin er auch seinen jüngeren Bruder Heinrich zog, und wo er bereits 1749 im 31. Jahre seines Alters starb.

Johann Adolf, der Vater unseres Helden, wurde 18. Sept. 1721 geboren, und gehörte während seiner Studienzeit in Leipzig zu den angesehensten Mitarbeitern der „Bremer Beiträge." „Er gefiel mir," erzählt Gellert, „im Anfang gar nicht, hatte auch eine Miene, die das Herz nicht verkündete, das er hat." Bald aber stellte er sich als der treuste Freund heraus. Seine literarische Bedeutung war gering; er machte Fabeln, geistliche Lieder im Sinn des damaligen sogenannten gereinigten Geschmacks und lieferte eine sehr mittelmäßige Uebersetzung des Batteux. 1751 wurde er als Lehrer in Schulpforte angestellt, wo er bald darauf heirathete, die Tochter des Mathematikers Hübsch: „Muthchen" wird sie in den zärtlichen Briefen Klopstock's, Meta's und der Uebrigen genannt. Dies „Muthchen" ist, so weit ich übersehen kann, August Wilhelm's Mutter. 1759 kam Schlegel als Pastor nach Hannover und wurde daselbst 1775 Consistorialrath, Superintendent und Pastor Primarius. 1787 ertheilte ihm die Universität Göttingen die Doctorwürde. Seine Wirksamkeit war durchaus im Sinn des damaligen aufgeklärten Christenthums, und ging auf Vermittelung der Gegensätze aus. Seit seiner Ernennung zum Superintendenten trieb er fast nur noch Amtsgeschäfte, und ließ die schöne Literatur bei Seite; doch verstand er sich noch 1787 dazu, seine Gedichte in einer neuen Bearbeitung herauszugeben. Er starb am 16. December 1793 im 72. Jahre.

August Wilhelm wurde am 8. September 1767 geboren, der vierte in der Reihe der Brüder. Schon auf der Schule war er, wie er selbst erzählt, ein leidenschaftlicher Versmacher; im 18. Jahre behandelte er bei einem Schulactus die Geschichte der deutschen Poesie in Hexametern. 1786—1791 studirte er auf der Landesuniversität Göttingen, und zwar nach einem kurzen theologischen Versuch Philologie, was nach Wolf's Vorbild nicht mehr als paradox galt.

Er brachte eine vortreffliche classische Vorbildung auf die Universität mit; daß er noch als alter Herr, als Rector der Universität Bonn, zu hohen Geburtstagen mit Eifer und gutem Erfolg lateinische Gedichte machte, und sich über seine Collegen moquirte, die dergleichen nicht zu Stande brachten, verräth wohl den Sohn des alten Portensers. Außerdem hatte er sein außerordentliches Sprachtalent in allen möglichen neueren Sprachen zur Anwendung gebracht, von denen er einige so correct wie geläufig schrieb und sprach.

Am philologischen Seminar Heyne's nahm er lebhaften Antheil; er schrieb bereits Januar 1787 eine lateinische Abhandlung über die Geographie des Homer, und unterstützte seinen Lehrer, mit dem er auch später in guten Verhältnissen blieb, bei der Ausgabe des Virgil. Die Art und Weise, wie Heyne in seinen Collegien und in seinen Ausgaben ästhetische Gesichtspunkte mit kritisch-philologischen verband, ist nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben.

In Heyne's Haus lernte er dessen Tochter Therese kennen, die, mit Forster verheirathet, von Mainz aus öfters Göttingen besuchte, und in ihrem Kreise auch W. v. Humboldt, der damals in Göttingen studirte (gleichaltrig mit Schlegel), und von der jungen Dame nicht wenig eingenommen war. Ferner die Tochter einer anderen Göttinger Berühmtheit, des Orientalisten Michaelis, die Wittwe Caroline Böhmer, die nach dem Tode ihres Mannes 4. Febr. 1788, 25 Jahr alt, nach Göttingen kam. Noch näher als an Heyne schloß sich Schlegel an Bürger an, der in ihm den jungen Dichter freudig begrüßte und ihm bereits 1788 in einem feurigen Sonett den künftigen poetischen Lorbeer verhieß. Auf die Art seines Dichtens hat Bürger im Ganzen wenig Einfluß gehabt: so weit er nicht in der Form des alten deutschen Verses blieb, war Schiller in seinen didaktischen Gedichten sein Vorbild, und Schiller gegenüber zeigt er sich auch zuerst als Kritiker.

Noch nicht dreiundzwanzig Jahre war er alt, als er die Recension der „Künstler" schrieb. Der Aufsatz ist sehr merkwürdig; er gehört zu seinen besten und verräth eine Vielseitigkeit der Empfängniß und eine Reife des Urtheils, wie sie in solchem Alter schwerlich ein Kritiker besessen. Auch die Sprache ist eben so schön als bestimmt. Schlegel hat diesen Aufsatz nicht unter seine gesammelten Schriften aufgenommen, wahrscheinlich weil er es nicht mehr opportun fand, ein so hohes Lob eines Dichters auszusprechen, der sich gegen ihn feindselig und gehässig gestellt hatte. Es ist ein großes Verdienst von Böcking, diese Kritik der Vergessenheit entrissen zu haben.

Wäre Böcking's Ausgabe der Werke A. W. Schlegel's vollendet, so würden wir zu seiner Charakteristik überall festen Boden unter den Füßen haben, wo wir jetzt mühsam herumtasten müssen. Mit der Sorgfalt und Gründlichkeit, die alle Arbeiten dieses Gelehrten auszeichnet, hatte er die Papiere seines verstorbenen Lehrers und Freundes gesammelt, gesichtet und geordnet. 1846—47 erschienen zwölf Bände deutscher, dazu noch einige Bände französischer und lateinischer Schriften; dann stockte die Sammlung plötzlich. Die Zeit war ungünstig gewesen, Schlegel stand gerade im übelsten Renommée, und das Jahr 1848 verschlang vollends alle literarischen Interessen. Auch hat es der Herausgeber nicht geschickt angefangen, das Unternehmen populär zu machen: daß er sämmtliche dreihundert Recensionen in der „Literaturzeitung" wieder abdrucken ließ, von denen doch die meisten recht unbedeutend waren, war damals dem Publicum zu viel zugemuthet; heute ist es schon bereitwilliger, und es wäre um so dringender zu wünschen, daß die Weidmann'sche Buchhandlung sich zur Fortführung der Ausgabe entschlösse, da man gerade in der neuesten Zeit erfahren hat, was für Schätze sich noch in diesen Böcking'schen Papieren verstecken.

Das Charakteristische sämmtlicher Romantiker war, daß bei ihnen das Subjective und Persönliche so überwiegend stark hervortritt: für das Verständniß dieser Momente in ihren Richtungen und Kritiken fehlte aber dem Publicum bisher der Schlüssel, nämlich die unverfälscht subjectiven Aeußerungen, die Briefe. Erst seit der Ausgabe der Schleiermacher'schen Briefe hatte man von August Wilhelm's Persönlichkeit einige Kunde, die in dem Briefwechsel von Paulus noch sehr wenig hervortrat; dazu kam dann die Correspondenz von Tieck und von Schelling. Nun haben Dilthey in seinem „Leben Schleiermacher's" und Haym in seiner „Geschichte der Romantik" Auszüge aus den Böcking'schen Papieren gegeben, die an sich schon unschätzbar, doch dringend die Veröffentlichung des Ganzen wünschen lassen. Erst dann wird sich ein Leben A. W. Schlegel's völlig objectiv schreiben lassen; aber auch schon aus diesen unvollständigen Mittheilungen fallen einige bedeutende Streiflichter auf seine Jugendbildung.

Wir sind im Juni 1791. August Wilhelm, noch nicht 24 Jahr alt, hat sich entschlossen, seine bisherige literarische Thätigkeit vorläufig zu unterbrechen und

im Ausland eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Die Stelle ist bei dem reichen Kaufman Muilman in Amsterdam, sehr einträglich und auch sonst, wie es scheint, in jeder Beziehung angenehm und bequem. August Wilhelm ist in seinem Vaterhause, um Abschied zu nehmen, und trifft dort mit seinem jüngeren Bruder Friedrich zusammen, der, eben 19 Jahr, die Universität Leipzig bezogen hat. Der Altersunterschied ist für den Augenblick außerordentlich, aber er wird durch die große Frühreife des Jüngeren, seine Leidenschaftlichkeit und sein Selbstgefühl ausgeglichen; die beiden Brüder, die eine innige Liebe zu einander hegen, stehen wie Ebenbürtige neben einander. In der sonst unbedingten Vertraulichkeit ihrer gegenseitigen Mittheilungen wird nur ein Verhältniß unberührt gelassen, und erst später in den Briefen erörtert: das Verhältniß August Wilhelm's zu Caroline Böhmer. Es war das Verhältniß ausgesprochener Liebe; August Wilhelm war bereit gewesen, gegen den Willen seiner Familie und mit Aufopferung seiner sonstigen Pläne sich mit ihr in Amerika zu verbinden. Caroline hatte sich geweigert, sie hatte ihr früheres Versprechen unbefangen zurückgenommen, „weil sie fühlte, daß das so in ihr liege." Sie hatte ihn versichert, seine Fortschritte in den letzten Jahren seien ihr Werk, er werde aber nie ein großer Schriftsteller werden. In den weiteren Berichten ist mir aber etwas unklar: es wird versichert, daß August Wilhelm in Folge dieser Erklärung mit ihr gebrochen habe, und doch werden die beiden Abschiedsgedichte Bd. I. S. 25 und 27 auf Caroline bezogen. In dem einen heißt es: „O Traute, welch unseliges Beginnen, daß ich von Dir mich selbst verbannen muß! So glühend jung, du Göttin meiner Freuden! soll ich vom Sonnenblick der Liebe scheiden!" und weiter: „Getrost! Ich hab' aus ihrer ewigen Fülle an Deinem Busen Labung eingesaugt, Dein gütevoller unbegrenzter Wille hat in ein Meer von Wonne mich getaucht" u. s. w. Das andere schickt aus der Ferne den Gruß der Liebe; „Den Gruß der Liebe von dem Treuen, der ohne Gegenliebe schwur, Dir ewig Huldigung zu weihen, wie der allwaltenden Natur; der stets, wie nach dem Angelsterne der Schiffer, einsam blickt und lauscht, ob nicht zu ihm in Nacht und Ferne des Sternes Klang herniederrauscht .... Du liebst mich, göttlich hohes Wesen, Du liebst mich, sanftes, zartes Weib! Es g'nügt, ich fühle mich genesen, und Lebensfüll' an Seel und Leib."

Vielleicht hat Caroline nach der ersten schroffen Abweisung wieder anzuknüpfen versucht: so wenigstens verstehe ich eine Andeutung Dilthey's.

Der Bruder hatte auf die erste Andeutung von dem Verhältniß geschrieben: „Deine Liebe sollte eigentlich nur den Enthusiasmus in Deiner Seele stark und vollkommen gemacht haben, dessen Gegenstand alsdann im männlichen Alter der Wille und die Gedanken des eigenen besseren Selbst sein konnten; dieses ist nicht Egoismus, sondern es heißt sein eigener Gott sein." Nach einer weiteren Erklärung: „Was es auch sein mag, was Du unternimmst, handele groß, und wenn's nicht gelingt, so bleibe fest stehn: Du wirst dann eine glorreiche Gelegenheit haben, Gott zu verachten. Du mußt wissen, daß Du auf mich rechnen kannst, und daß ich auch, was die Welt Sünde nennt, für Dich unternehmen kann, sei es durch die That oder durch Schweigen — —"

Die Verwirrung steigert sich, indem August Wilhelm ein neues Verhältniß in Amsterdam, und Caroline ihrerseits, wie es scheint, ein anderes Verhältniß in Mainz anknüpft. Trotzdem dauern die Beziehungen zwischen Beiden fort. Um diese Zeit, 1. September 1791, hat Schlegel's Vater versucht, seinem Sohn eine Secretärstelle bei der hannoverschen Gesandtschaft in Dresden zu verschaffen; es ist nichts daraus geworden.

Während August Wilhelm durch die leidenschaftlichen, öfters verzweifelten Briefe seines Bruders in Unruhe gehalten war, der beständig von Selbstmordgedanken heimgesucht wird, und dessen Schulden er wiederholt bezahlen muß, lebt Caroline in der wildesten Aufregung in Mainz; sie hat sich entschieden der demokratischen Partei angeschlossen, ist mit Forster enge befreundet, zugleich aber auch die Vertraute des Verhältnisses zwischen Therese Forster und Huber. Dieser Umstand wurde später verhängnißvoll für die Beziehungen zu Schiller: Huber hatte durch seinen Bund mit Therese an seiner früheren Verlobten, Dora Stock, Körner's Schwägerin, Verrath geübt, und die Familie Körner

und Schiller machten Caroline mit dafür verantwortlich. Caroline hat sich in Mainz so stark compromittirt, daß sie nach der Einnahme durch die Alliirten gefangen auf den Königstein geführt wird; sie wendet sich um Hilfe an August Wilhelm. Zum Theil durch seine Vermittlung wird ihre Freilassung bewirkt; er macht Juli 1793 eine Urlaubsreise, trifft mit ihr zusammen und übergiebt sie dem Schutz seines Bruders; da ihr der Aufenthalt in Dresden versagt wird, bleibt sie in der Nähe von Leipzig im Altenburgischen. Sowohl Haym als Dilthey machen die bedenkliche Bemerkung, daß ihr Zustand aus doppelten Gründen ihre Verborgenheit nöthig machte.

Als Friedrich Schlegel am 2. August 1793 Caroline zum ersten Mal besuchte, machte sie einen außerordentlichen Eindruck auf ihn. „Sie dringt," schreibt er an August Wilhelm, „tief ins Innere der Poesie und man hört das auch aus ihrem Lesen; sie findet Lust an den Griechen; ich schicke ihr immer einen über den anderen." Auch ihr politischer Enthusiasmus erregt sein Interesse, wenn er auch nicht die Partei der Mainzer Clubbisten nimmt. Der lebhaft fortgesetzte Verkehr heilt ihn von seinen Selbstmordsgedanken; er findet es als einen guten Lebenszweck, für sie zu sorgen. Noch drei Jahre später schreibt er ihr: „Denken Sie, ich stände vor Ihnen und dankte Ihnen stumm für Alles, was Sie für mich und an mir gethan haben! Was ich bin und sein werde, verdanke ich mir selbst; daß ich es bin, zum Theil Ihnen." So sprach sich die Neigung sehr bestimmt aus, aber sie war von vornherein mit Entsagung verknüpft; er trieb vielmehr seinen Bruder, so viel er konnte, zur Verbindung mit Caroline.

Caroline ist eine von den Figuren, die in der Galerie der „Lucinde" auftreten. „Nichts ahnend läßt sie ihrem Witz und ihrer Laune freies Spiel, wenn sie Julius unliebenswürdig findet; sie konnte in derselben Stunde irgend eine komische Albernheit mit dem Muthwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauspielerin nachahmen, und ein erhabenes Gedicht vorlesen mit der hinreißenden Würde eines kunstlosen Gesangs. Alles umgab sie mit Gefühl und Witz, sie hatte Sinn für Alles, und Alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren süß redenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenschaftlichste Theilnahme. Sprach sie, so spielte auf ihrem Gesicht eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen, und eben diese glaubte man zu sehen, wenn man ihre durchsichtig und seelenvoll geschriebenen Briefe las. Wer sie nur von dieser Seite kannte, hätte denken können, sie sei nur liebenswürdig, sie würde als Schauspielerin bezaubern müssen. Und doch zeigte eben diese Frau bei jeder großen Gelegenheit Muth und Kraft zum Erstaunen, und das war auch der hohe Gesichtspunkt, aus dem sie den Werth der Menschen beurtheilte."

Julius fühlte, daß ihr Besitz sein höchstes Glück sein würde, daß er ihr aber entsagen müsse. „Doch wurde die Vergötterung der Freundin für seinen Geist der feste Mittelpunkt. Er zerreißt alle früheren Bande, seine bisherige Trägheit scheltend, raffte er sich auf und widmete sich ganz dem Beruf zur Kunst."

Auf Friedrich Schlegel war Carolinens Einfluß außerordentlich. Die Richtung aufs Historische und Politische will ich nicht so hoch in Anschlag bringen; denn sie zeigte sich bei ihm immer nur sporadisch; aber seine ganze Theorie der echten Weiblichkeit und der Bestimmung der Frau ist nach einem Ideal zugeschnitten, zu dem Caroline Modell saß. Darin unterlag er ihrer Einwirkung viel mehr als sein Bruder. Uebrigens dauerte ihr persönliches Zusammensein nur ein halbes Jahr. Januar 1794 verließ er Leipzig, von Schulden überladen, und begab sich nach Dresden. Wieder mußte August Wilhelm hilfreich eintreten; diesmal mit der erheblichen Summe von tausend Thalern, die er für Friedrich bezahlte. Man hat die schwachen Seiten im Charakter August Wilhelm's so stark betont, daß es nothwendig ist, diese Aufopferungsfähigkeit hervorzuheben, und so zeigt er sich durchaus; er war in allen Verhältnissen ein treuer und hingebender Freund, und die Gutartigkeit seiner Natur hat ihn nicht selten getäuscht; er nahm, wenn es sich nicht um literarische Polemik handelte, wo er allerdings sehr bitter werden konnte, die Menschen durchaus besser als sie sind, und ging davon nicht ab, so oft er auch sein Vertrauen verrathen sah.

In Dresden verkehrte Fr. Schlegel hauptsächlich in dem Körner'schen Hause,

dem er schon früher bekannt geworden war. Durch Körner's Vermittelung wurden mehrere seiner schriftstellerischen Versuche Schiller angeboten, der bei dieser Gelegenheit auch von Wilhelm's Gedichten und Kritiken erfuhr. Er brauchte viel Material für die „Horen," und da er ein gutes Honorar bot, so wurde Wilhelm, dessen Talent sich für solche Arbeiten sehr entschieden aussprach, bestimmt, seine Stelle aufzugeben und seine Existenz auf die Literatur zu gründen. Noch eine andere Hoffnung öffnete sich ihm in Braunschweig, wo Eschenburg sich Mühe gab, ihm nach Ebert's Tod eine Stelle am Carolinum zu verschaffen. Juli 1795 siedelte er nach Braunschweig über, von da aus sandte er für die „Horen," für den „Musenalmanach," für die „Literaturzeitung" nach Jena zahlreiche Beiträge. Wiederholt forderte ihn Schiller auf, ganz nach Jena zu ziehn, wo er ihm eine Professur in Aussicht stellte, und da Jena damals entscheidender Mittelpunkt der deutschen Cultur war, ging August Wilhelm nach einigem Zaudern darauf ein. Juli 1796 erschien er als Professor und verheiratheter Mann im Hause Schiller's, wo er mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen wurde; er hatte nun Carolinen seine Hand gereicht, und da sie, wie wir aus den Scheidungsverhandlungen erfahren, einiges Vermögen besaß, so erleichterte auch das die Gründung seines Hausstandes, in den auch Friedrich aufgenommen wurde, der einen Monat später von Dresden nach Jena herüberzog: August Wilhelm 28 Jahr, Caroline 33 Jahr, Friedrich 24 Jahr alt.

Ehe ich nun an die Schilderung der Jenenser Verhältnisse gehe, muß ich noch einen kurzen Blick auf Schlegel's bisherigen Bildungsgang werfen. Die philosophische Bewegung hatte ihn wenig berührt; er empfing sie hauptsächlich nur durch die „Horen," welche die Kantischen Principien zum Aufbau der Aesthetik benutzten; nur mit Hemsterhuis, einem geistvollen philosophischen Dilettanten, hatte er sich mit Vorliebe beschäftigt. Daß die Hauptquelle seiner allgemein wissenschaftlichen und namentlich seiner ästhetischen Bildung Herder war, erschien mir schon früher außer Zweifel; in den Brieffragmenten, die Haym und Dilthey mittheilen, finden sich die urkundlichen Belege. Ganz in Herder's Sinn dachte er schon früh an eine Universalgeschichte der Poesie, in welcher die wirklich lebendigen Kräfte des Geistes successiv zur Geltung kommen sollten. Mit besonderer Vorliebe studirte er Herder's Forschungen über die Antike, die „Kritischen Wälder," die „Plastik," die „Nemesis," und wenn er für Schiller's „Götter Griechenlands" und „Künstler" ein warmes Interesse aussprach, so war das sehr natürlich; denn sie waren aus derselben Quelle entsprungen. Zwar citirt er lieber Winckelmann als Herder, wie denn auch Winckelmann eine der Hauptquellen für Herder's Bildung war, aber auch in Winckelmann hat er sich hauptsächlich unter der Leitung Herder's hineingearbeitet. Die eigentlichen Detailforschungen Winckelmann's liegen ihm fern; auch bei seinem spätern Aufenthalt in Rom hat er nicht viel darin gethan; er blieb in der plastischen Kunst immer mehr Liebhaber als Kenner: Der eigentliche Gegenstand seiner Untersuchungen war wie bei Herder immer die Poesie. Seine Würdigung der romanischen Dichter hat er aus Herder; auf Dante's und Petrarca's welthistorische Bedeutung hat ihn Herder gebracht, und im Urtheil über Shakspeare lehnt er sich mehr an Herder als an Lessing. Wenn er sein Talent, die Poesie fremder Sprachen dichterisch nachzubilden, schon damals auf Shakspeare und Dante anwendete, so konnte er sich auch hier auf den Rath Herder's berufen. Herder näher zu treten, war eins der Hauptmotive, die ihn nach Jena führten, und um es hier gleich vorauszunehmen, er hat von der ganzen Schule die Dankbarkeit gegen Herder am längsten gewahrt; und sich erst dann stillschweigend von ihm gelöst, als Herder sich in seiner Gereiztheit zu offenen Feindseligkeiten gegen die Schule hatte verleiten lassen.

In Bezug nun auf das, was nun in Jena geschah, kommt zunächst das Verhältniß zu Schiller in Betracht. Schiller's Credit im Publicum steht so fest, daß einige Vorsicht nöthig ist, wenn man ihm in irgend einem Punkt Unrecht geben will. Und doch wird man bei sorgfältigem Studium der damaligen Streitigkeiten und Klopffechtereien, wenn man ehrlich sein will, ihm fast immer den größern Theil der Schuld beimessen. Es ist auch sehr natürlich: Schiller war eine Großmacht,

und ließ nur Großmächte gelten. Eigentlich erkannte er nur zwei Schriftsteller in Deutschland an, Kant und Goethe. An das Studium des ersteren hatte er vier Jahre seines Lebens verwandt; der alte Kant hatte von einer seiner kleinen Abhandlungen geäußert, sie wäre von Meisterhand geschrieben, und er behielt für Schiller immer den Nimbus der Ferne; das Glück bewahrte sie vor einem persönlichen Zusammensein. Wie er über Goethe früher dachte, weiß man aus den bekannten Briefstellen; es war, wie er selber ganz richtig bemerkt, das gemischte Gefühl eines Brutus gegen Cäsar, Liebe und Haß durcheinander. Nun hatte er ihn im Sturm erobert, durch die Macht der Liebe: „Dem Vortrefflichen gegenüber," sagt er selbst sehr schön, „giebt es keine Rettung als die Liebe," und Goethe hatte erwiedert: „Lieben Sie mich, es ist nicht einseitig." Schiller war glücklich in dieser Freundschaft, stolz auf diese Eroberung, und hatte Recht es zu sein; in dieser Freundschaft fühlte er sich gewissermaßen dem großen Freunde ebenbürtig. Aber nur war er nicht gemeint, einen Dritten im Bunde zuzulassen; mit seiner despotischen Natur, der sich Goethe oft fügte, griff er scharf in alle persönlichen Verhältnisse ein, Wieland, Herder, Jakobi, Reichardt mußten weichen, und wenn er selber mit tiefgefühlter Wärme Goethe's Ruhm verkündete, so sah er es nicht ohne Mißtrauen, wenn ein Anderer unabhängig von ihm dasselbe that. Als Fichte sich einmal eine derartige Selbständigkeit herausnahm, wurde er scharf zurechtgewiesen, und Fichte war in seinen Augen doch immerhin eine ganz andere Größe als die Schlegel. Ein warmes menschliches Interesse für die beiden Brüder hat er nie gehabt: sie waren ihm sehr brauchbare Mitarbeiter und Werkzeuge; aber sie waren nach seiner Ueberzeugung zu einer subalternen Rolle bestimmt; und ihr Versuch, daraus hervorzutreten, konnte leicht zu einem scharfen Gesinnungswechsel führen. Doch würde er voraussichtlich mit August Wilhelm lange gut ausgekommen sein, wenn nicht die Etourderien Friedrich's dazwischengekommen wären.

Ueber die Art, wie die beiden Schlegel vor ihrer persönlichen Berührung mit Schiller die Bedeutung des Dichters auffaßten, hat Haym im Anfang seiner „Geschichte der Romantik" aus der handschriftlichen Correspondenz eine schätzenswerthe Zusammenstellung gemacht. Es ergiebt sich daraus, daß Beide in ihrem Urtheil schwankten, daß ihnen bald die Achtung gebietenden bedeutenden Seiten dieser Persönlichkeit lebhaft entgegentraten, bald das Mißverhältniß zwischen Wollen und Können.

Dies Schwanken wird man wohl natürlich finden, da gerade in jener Periode die Unfertigkeit Schiller's dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen kann. Doch überwog bei Beiden die Anerkennung, und daß sie nachher etwas divergirten, lag in der Beziehung zum Herausgeber der „Horen;" Schiller nahm Wilhelm's Arbeiten durchweg mit Dank und Anerkennung auf, gegen Friedrich's Arbeiten erwies er sich spröde und versagte ihnen einen Platz in seinem Journal. So wurde Fr. Schlegel zu einer näheren Verbindung mit Reichardt gedrängt, gegen den Schiller seit Jahren, ich weiß nicht recht warum, einen tiefen Groll hegte. In einem der Reichhardt'schen Journale erschien nun, in derselben Zeit, wo die beiden Schlegel nach Jena übersiedelten, eine Recension des Schiller'schen Musenalmanachs, die mit eingehendem Verständniß das Bedeutende in Schiller's poetischen Leistungen hervorhob, in der aber einzelne Stellen Schiller aufs äußerste verdrießen mußten, um so mehr, da er sie als die Ueberhebung eines unbärtigen Jünglings ansah. Im Grunde hatte es Friedrich Schlegel nicht so arg gemeint; es ging ihm ebenso in vielen andern Fällen, bei Jakobi, bei Jean Paul u. A. m.: erst schwärmte er für ihre Schriften, dann bei genauerem Studium kam er hinter den Punkt, in dem der Keim ihrer Schwächen lag, und in der Freude des Recensirens nahm er den Mund ungewöhnlich voll. Dazu kam, daß er den Tadel gegen den Dichter fast nie anders motiviren konnte, als daß er zugleich den Menschen kränkte, wie es beiläufig Schiller in seiner Recension Bürger's auch begegnet war.

Schiller war gerade bei der Redaction der „Xenien," und schob, um die Anmaßung des jungen Kritikers zu züchtigen, eine Reihe von Epigrammen gegen Friedrich ein, der in seinen voreiligen Schriften über Griechenland allerdings starke Blößen gegeben hatte. Ein wenig mußte auch August Wilhelm darunter leiden, der sich indeß diplomatisch genug hielt, die mit ge-

gen ihn gerichteten Spitzen nicht verstehen zu wollen. Die vermeintliche Entdeckung von Boas, daß einzelne Epigramme auf Caroline gemünzt wären, ist unbegründet; doch mußte sie durch ein Epigramm schwer verletzt werden, das sich über Forster und Therese — ich finde keinen andern Ausdruck — etwas roh aussprach. Zudem überstiegen die Invectiven gegen Reichardt alle Grenzen des Anstandes.

Auch Schiller hatte sich die Sache nicht so schlimm vorgestellt, weil es schwer ist, wenn man Hiebe austheilt, sich in die Seele des Geschlagenen zu versetzen. Nun aber brachte Reichardt's Journal eine doppelte Erwiederung: eine von Reichhardt, die Schiller für einen ehrlosen und feigherzigen Lügner erklärte, und von Goethe versicherte, er könne unmöglich an diesem niedrigen Betragen Theil haben; eine andere von Friedrich Schlegel, die Schiller noch empfindlicher sein mußte. Eins der Xenien lautete: „Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich errathen! Sondert, wenn Ihr nun könnt, Ihr Chorizonten, auch hier!“ Friedrich Schlegel erklärte dies für das vollkommene Beispiel eines naiven Epigramms: „Denn wenn die Trojaner auch überall sonst in Gefahr wären, den für sein Heil zu dreisten Patroklus der geborgten Rüstung wegen mit dem großen Peliden zu verwechseln, so erkennt doch Jeder leicht die Stimme dessen, der hier frohlockt, daß er der Andere scheinen kann.“ — Das war die Stelle, an der Schiller sterblich war, und wenn er durch Goethe sich bewegen ließ, auf Reichardt's Invectiven zu schweigen, so mußte doch Jeder, der ihn näher kannte, voraussehen, daß früher oder später der Bruch erfolgen werde; und dieser geheime Krieg entbrannte in einer Zeit, wo sämmtliche Poeten und Kritiker Deutschlands überzeugt waren, die beiden Schlegel seien die gefügigen Schildknappen der verbündeten Tyrannen Goethe und Schiller.

Je länger man seine Empfindlichkeit zurückdrängt, desto schroffer kommt sie schließlich heraus. Die Veranlassung zum definitiven Bruch gab Mai 1797 eine neue ziemlich ausführliche Recension von Friedrich Schlegel. In derselben waren die „Horen“ unter Anderm deswegen getadelt, daß sie zu viel Uebersetzungen aus mittelmäßigen Büchern brächten. In Folge dessen schrieb Schiller 31. Mai an A. W. Schlegel: „Es hat mir Vergnügen gemacht, durch Einrückung Ihrer Uebersetzungen aus Dante und Shakspeare Ihnen zu einer Einnahme Gelegenheit zu geben, wie man sie nicht immer haben kann; da ich aber vernehmen muß, daß mich Herr Friedrich Schlegel zu der nämlichen Zeit, wo ich Ihnen diesen Vortheil verschaffe, öffentlich deswegen schilt, so werden Sie mich für die Zukunft entschuldigen. Und um Sie ein- für allemal von einem Verhältniß frei zu machen, das für eine offene Denkungsart und eine zarte Gesinnung nothwendig lästig sein muß, so lassen Sie mich überhaupt eine Verbindung abbrechen, die unter so bewandten Umständen gar zu sonderbar ist, und mein Vertrauen gar zu oft schon compromittirte.“

A. W. Schlegel betheuerte in seiner Antwort seine und seiner Frau — auch sie hatte man angeschuldigt — Unschuld an sämmtlichen Missethaten seines Bruders. „Ich bin mir bewußt, Ihr Vertrauen auch in der geringsten Kleinigkeit nie gemißbraucht zu haben.“ Caroline selbst setzte hinzu: „Wir verehren und lieben Sie so aufrichtig, daß diese gerade und feste Gesinnung uns auch auf einen geraden Weg führte, wenn noch so viel anscheinende Collisionen da waren. Vergeben Sie mir, daß ich diese Versicherung jetzt nicht unterdrücken kann, da Schlegel in Gefahr ist, ein Glück einzubüßen, wovon ich weiß, wie sehr es ihm am Herzen liegt.“

Aber Schiller blieb unerbittlich. „In meinem engen Bekanntschaftskreise (3. Juli) muß eine volle Sicherheit und ein unbegrenztes Vertrauen sein, und das kann nach dem, was geschehen, in unserm Verhältniß nicht stattfinden. Besser also, wir heben es auf. Es ist eine unangenehme Nothwendigkeit, der wir, Beide unschuldig, wie ich hoffe, nachgeben müssen.“

Goethe suchte zu vermitteln, was ihm aber nur so weit gelang, als Schiller sich dazu bequemte, weitere Beiträge von A. W. Schlegel für den „Musenalmanach“ einzunehmen, die er freilich sehr gut gebrauchen konnte; es wurden noch einige höfliche Briefe gewechselt, ein persönlicher Verkehr fand nicht mehr statt, obgleich die Beiden noch zwei Jahr neben einander in Jena lebten. Wie tief aber der Groll bei Schiller saß, davon hatte Schlegel keine Ahnung. Er erfuhr erst dreißig Jahre später, als

Goethe seinen Briefwechsel mit Schiller veröffentlichte, wie hart und rücksichtslos sich der Letztere stets über ihn geäußert habe.

Ueber die Form dieses Briefwechsels ist wohl kein abweichendes Urtheil denkbar. Der Mißbrauch, den Schiller mit der Ueberlegenheit seines Einflusses trieb, läßt sich durch starke Erregung allenfalls entschuldigen, aber nicht rechtfertigen. Wie weit sein Mißtrauen begründet war, steht dahin. Bei dem engen Verkehr zwischen Friedrich, Wilhelm und Caroline läßt sich wohl denken, daß Schiller nicht selten Gegenstand ihrer Gespräche war, und da die damalige Hauptstadt der deutschen Literatur an Klatschsucht dem geringsten Winkelstädtchen nichts nachgab, so hat vielleicht manche Aeußerung durch Hin- und Hertragen einen schlimmeren Anstrich gewonnen. In den Punkten, die Schlegel bestimmt und formell in Abrede stellt, bin ich überzeugt, daß er wirklich unschuldig war: sein ganzes Leben bietet keine Gelegenheit, seine Ehrenhaftigkeit nach dieser Richtung anzuzweifeln. Aber, ganz abgesehen von dem Urtheil, ist die historische Wichtigkeit jenes Briefes hervorzuheben: er war das entscheidende Ereigniß für die nächste Entwickelung unserer Literatur.



A. W. von Schlegel.

Ohne Zweifel hätte Fr. Schlegel auch ohne dies seinen kometenhaften Gang fortgesetzt; es kann sein, daß sich auch Dieser und Jener von verwandter Richtung ihm angeschlossen hätte. Aber eine Schule wäre aus so heterogenen Naturen nie hervorgegangen. Eine Schule bedarf einer nüch-

ternen, thätigen und unermüdlichen Führung, und für eine solche Rolle eignete sich unter den späteren Romantikern nur A. W. Schlegel. Der Brief an Schiller zeigt, daß er den lebhaftesten Wunsch hegte, an der alten Richtung festzuhalten, auch wenn das Verhältniß zu seinem Bruder sich darüber lockern müßte. Nun sah er sich verschmäht, schlecht behandelt, und warf sich mit Leidenschaft auf die Gegenseite. Die „Horen" waren ihm verschlossen; es ließ sich voraussehen, daß auch die „Literaturzeitung" sich seinem Einfluß entziehen würde, so projectirte er mit seinem Bruder das „Athenäum," und trat damit in eine Gemeinschaft ein, die im Grunde seiner Natur widersprach.

Wie wenig er hineingehörte, wird man erkennen, wenn man seine Arbeiten aus den Jahren 1795—1797 übersieht. Es zeigt sich darin von der späteren Romantik nicht die leiseste Spur. Zunächst treten die Uebersetzungen aus Dante und Shakspeare hervor, mit den einleitenden Commentaren und Erklärungen. Was die letzteren betrifft, so ist von Katholicismus, Gothik u. dgl. keine Rede: ein gebildeter Mann von dem feinsten Geschmack zeigt, wie diese beiden großen Dichter historisch und ästhetisch zu verstehen und zu würdigen seien. In seinen Grundsätzen schließt er sich Herder an, arbeitet sie, aber mit philologischer Gewissenhaftigkeit, ins Detail aus, und gewinnt Herder's vollen Beifall. Die Proben der Uebersetzung aus Dante sind vortrefflich, spätere Uebersetzer sind formgetreuer, ich finde aber nicht, daß sie dieser älteren an Frische gleichkommen. Was endlich den Shakspeare betrifft, so ist kein Wort darüber zu verlieren: die Uebersetzung war eine That, auf welche die ganze frühere Entwickelung unserer Literatur hindrängte, die aber keiner so glänzend ausführen konnte, als A. W. Schlegel. Sie hat unsere Literatur auf das segensreichste befruchtet und ist ein unverlierbarer Schatz unserer Nation.

Von den Aufsätzen in den „Horen" sind die „Briefe über Poesie, Silbenmaße und Sprache" das Hervorragendste; sie enthalten in ihrem positiven Theil nur Herder'sche Ideen, aber so correct, deutlich und eindringlich ausgesprochen, wie es Herder kaum im Stande gewesen wäre. Sie haben auch indirect sehr bedeutend gewirkt, denn sie waren es, die schließlich Schiller bestimmten, den Wallenstein in Versen zu schreiben.

Von den Recensionen in der Literaturzeitung übergehe ich die zahllosen kleinen, bei denen Schlegel Carolinens thätige Unterstützung fand; unter den größeren tritt zunächst die Anzeige der „Horen" hervor. Schiller sowohl wie Goethe sind selten geistvoller gelobt worden, und namentlich der erste konnte nicht klagen, daß er zu kurz gekommen sei. Dann folgt die Kritik des Vossischen Homer, ein Kunstwerk der Gelehrsamkeit und des Geschmacks; Schlegel wurde später an seinen Grundsätzen irre, wie ich glaube, mit Unrecht, jedenfalls waren es auch die Grundsätze Goethe's und Schiller's.

Im Jahre 1797 nimmt Schlegel in der Anzeige des Musenalmanachs für die Aufklärung gegen den Obscurantismus, für Voß gegen Stolberg Partei. Ueber Iffland und andere Dichter zweiten Ranges urtheilt er genau, wie Goethe und Schiller geurtheilt haben würden. Am bezeichnendsten aber ist die Kritik von Hermann und Dorothea, bezeichnend auch für die Zeit, in der sie erschien, December 1797, also nachdem der Bruch mit Schiller bereits erfolgt war. Schiller war zu verdrießlich, um diese Recension zu lesen, wenigstens in der ersten Zeit, er hat sie auch wohl später nur flüchtig angesehen. Er hätte doch viel daraus lernen können. Ich übergehe die eigentliche Analyse des Werks, die musterhaft ist, und mache nur auf einige durchklingende Grundsätze aufmerksam. — Das Alterthum wie das Mittelalter hatten den Vorzug einer lebendigen Mythologie; diese kam dem epischen Gedicht sehr zu statten. Das moderne Epos muß sich diese Art des Wunderbaren versagen: „Der Mythus kann nur dann für die Poesie begünstigend sein, wenn er lebt, d. h. wenn er als die unwillkürliche Dichtung der Kindheit der Menschheit entstanden und noch bestehender Volksglaube ist; er kann nicht willkürliche Erfindung sein. Schon Virgil hätte als Beispiel warnen sollen, wie wenig mit der Dazwischenkunft der Götter ausgerichtet wird, wenn sie nicht mehr Volksglaube ist und also nicht zu dem Bilde des Weltganzen gehört, welches die Phantasie des Dichters aus der Wirklichkeit auffaßt. Die neueren Epopöendichter haben das Uebernatürliche gesucht, sie haben das Außer-

natürliche gefunden. Ein Dichter, dem es darum zu thun ist, mit ursprünglicher Kraft volksmäßig zu wirken, muß den festen Boden der Wirklichkeit unter den Füßen haben. — Der Träger der deutschen Bildung ist der Mittelstand. In diesem bewegt sich Hermann und Dorothea: aber durch die zugleich erschütternde und erhebende Aussicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde ist Alles um eine Stufe höher gehoben und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geschieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen sich dadurch an das Allgemeine und Wichtigste an, und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es ist das Wunderbare des Gedichts, das einzig Wunderbare, das in einem Epos aus unserer Zeit stattfinden darf. — Hermann und Dorothea ist ein im hohen Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zweckes, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. Der feste Boden der Wirklichkeit, den die Dichtung findet, ist eben die Beglaubigung durch die Sitte."

Diese entsetzlichen Ketzereien trug 1797 derselbe Mann vor, der ein Jahr später als Führer der romantischen Schule mit seinem Ansehn die Theorie vertreten mußte, der Poesie könne nur durch Wiedererweckung sämmtlicher Mythologien so wie durch Erfindung einer neuen geholfen werden, eine Theorie, aus der auch bekanntlich die „Braut von Messina" hervorgegangen ist.

Und nun habe ich fast alle Hauptpunkte seiner Kritik aus den Jahren 1795—97 hervorgehoben. Aber freilich, eins fehlt noch: er hat auch Tieck, Bernhardi und Wackenroder gelobt. Er hat den „Blaubart" und den „gestiefelten Kater" gelobt — aber wie? Als humoristische Capriccio's, die gegen den schwerfälligen Stelzenschritt der gewöhnlichen Theater- und Romanliteratur vortheilhaft abstechen. Brauchte man, um so zu urtheilen, ein Romantiker zu sein? Er hat die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" gelobt, und auch die Fiction eines frommen Mönchs, der an die Madonnen glaubt, die er malt, gebilligt, aber eben nur als eine Maske, die den Vorzug sinnlicher Verständlichkeit hat für das, was dem Dichter vorschwebt. Hart daneben lobt er, und zwar sehr geistvoll, Herder's „Terpsichore," die Uebersetzung der Marienlieder des Jesuiten Balde; er lobt sie in demselben Sinn, wie Herder sie übersetzt hat, nicht als Kanon für zukünftige Poeten, sondern als historische Documente einer starken dichterischen Kraft, die sich auf den Volksglauben stützte. Es ist, beiläufig gesagt, unrichtig, wenn man die Erfindung des poetischen Mariencultus Wackenroder oder Tieck, oder Novalis, zuschreibt: Herder hat ihn erfunden. Seine Marienlieder erschienen 1795, die Einleitung enthält, was sich zur Vertheidigung der Sache sagen läßt, viel besser ausgedrückt, als was irgend ein späterer Romantiker gesagt hat. Der „Klosterbruder" erschien 1796, den Titel hatte Reichardt angegeben, der vorher ein Jahr hindurch sämmtliche Hefte seiner Monatsschrift mit einem Herder'schen Marienlied eröffnete. Novalis kam erst 1799 auf die heilige Jungfrau. Für Herder, für Reichardt, für W. Schlegel war damals der Madonnencultus nichts anderes als — ich gebrauche einen Ausdruck des von seiner Romantik wieder geheilten Schlegel — „une prédilection d'artiste."

Von den literarischen Vorlesungen Schlegel's in jenen Jahren wird nichts berichtet. Was seine Gedichte betrifft, so stehen seine Balladen gewiß hinter denen Schiller's weit zurück, aber doch nur dem Grade, nicht der Art nach; jedenfalls sind „Arion" oder „Kampaspe" ebenso viel oder ebenso wenig romantisch als der „Ring des Polykrates" oder die „Kraniche des Ibikus." Um alles Bisherige mit einem Wort zusammenzufassen: A. W. Schlegel stand 1797, als der Bruch erfolgte, und die Gründung des Athenäums und der neuen Schule sich vorbereitete, ästhetisch genau auf demselben Boden wie Goethe und Schiller, wie, im Großen genommen, die ganze classische Periode."

Ich will hier nicht eine Geschichte der romantischen Schule geben; doch wird es nöthig sein, die Hauptwendepunkte in der Entwickelung derselben festzustellen, so weit A. W. Schlegel daran betheiligt ist.

Juli 1797, als der Bruch mit Schiller sich entschieden hatte, siedelte sich Fr. Schlegel in Berlin an. Dort wurde er mit Schleiermacher, Tieck und Bernhardi befreundet. Novalis gehörte bereits zu seinen frühesten Universitätsfreunden. Erst durch Friedrich wurde sein Bruder auf diese Männer aufmerksam gemacht,

die er früher gar nicht, oder nur aus einzelnen Schriften kannte. So war der Kreis der gesammten Romantik bereits fertig, ehe A. W. Schlegel sich daran betheiligte. Noch nach einer anderen Seite hatte sich Fr. Schlegel engagirt. A. W. Schlegel hatte bisher nur für ästhetische und literar-historische Interessen gearbeitet, die philosophischen Tagesfragen lagen ihm fern. Er fühlte sich nur im Zusammenhang mit Goethe, Schiller und Herder; Fichte war zwar in Jena sein College, aber es fanden keine näheren Beziehungen zwischen ihnen statt. Dagegen hatte Friedrich Schlegel auch hier Position genommen; er hatte eine Kritik des philosophischen Journals geliefert, in der zwar keiner der leitenden Philosophen seine eigene Richtung vollkommen vertreten fand, die aber in ihrer geistreichen, halb populären, halb paradoxen Art einen großen Theil des Publicums ins philosophische Interesse zog. In einem seiner Fragmente hatte er den Wilhelm Meister, die Wissenschaftslehre und die französische Revolution als die „größten Tendenzen des Jahrhunderts“ bezeichnet: man verstand zwar nicht vollständig, was er damit meinte, aber die Anlehnung der neuen Schule an Goethe und Fichte war damit ausgesprochen, und blieb das leitende Stichwort ihrer journalistischen Unternehmungen.

Die ersten Hefte des Athenäums erschienen Januar und Mai 1798. Es sollte zunächst nur das Organ der beiden Brüder sein, doch enthielt es auch einige Beiträge von Novalis und Schleiermacher. Anstoß gab der zuweilen gesucht paradoxe Ton, den man öfters gar nicht verstand, mehr aber noch die sehr verständliche Verherrlichung Goethe's und Fichte's auf Kosten aller übrigen Schriftsteller, die dadurch in eine natürliche Opposition gegen die neue Schule gedrängt wurden. Aus demselben Grunde wurde die Betheiligung A. W. Schlegels, der die eigentliche Redaction des Athenäums leitete, an der Literaturzeitung lauer. Sie enthält zwar noch ziemlich viel Beiträge von ihm, aber fast durchweg unbedeutender Art.

In der ersten Hälfte des Jahres war der Verkehr der Berliner mit A. W. Schlegel nur durch Correspondenz vermittelt. Am 9. Mai 1798 besuchte er die Freunde in Berlin und blieb zwei Monate im täglichen Umgang mit ihnen vereint. Er gefiel nicht durchweg: „Er hat,“ schreibt Schleiermacher, „weder Tiefe noch Innigkeit, er ist ein feiner, eleganter Mann, hat sehr viel Kenntnisse und sprudelt von Witz, das ist aber auch Alles. Ich habe Friedrich geweissagt, daß sein Bruder keinen Sinn für mich haben würde, und wie es scheint, habe ich sehr recht.“ Gleichwohl entspann sich eine eingehende Correspondenz aus diesem Verkehr, und Schleiermacher's dialektische Kraft wußte A. W. Schlegel sehr wohl zu würdigen.

Juli 1798 gingen die beiden Schlegel nach Dresden, wo Caroline mit ihrer Tochter erster Ehe, Auguste Böhmer, sich bereits seit einigen Monaten aufhielt. Dort fanden sich nach der Reihe Novalis, Fichte und Schelling ein. Es wurden vorwiegend artistische Studien gemacht, die Dresdener Galerie war der Mittelpunkt der Zusammenkünfte, der künstlerische Madonnencultus wurde weiter ausgebildet. Daneben erweiterte Friedrich seine Ideale höherer Weiblichkeit: Caroline scheint in dieser Gesellschaft entschieden die geistige Führung zu übernehmen.

October 1798 ist die ganze Gesellschaft wieder in Jena, wo Schelling eine Professur erhält, und wo Steffens und Ritter sich leidenschaftlich ihm anschließen. Schelling ist damals noch intimer Freund von Fichte, und weiß auch Goethe ganz zu gewinnen; Naturwissenschaft und transcendentaler Idealismus ist die Ordnung des Tages; sämmtliche Glieder der Gesellschaft, Herren und Damen speculiren über das Ich und das Absolute; A. W. Schlegel, so wenig ihm an der Sache liegt, muß mit. In keinem von den Punkten, welche die Schule hauptsächlich beschäftigen, ist er Erfinder; aber er ist geschäftskundig, schlagfertig und hat Neigung und Geschick zum Anordnen; die äußere Führung bleibt ihm.

In dieser Zeit geht der „Wallenstein“ über die Bretter. Dies ist ein Ereigniß, welches man im Urtheil über die damaligen Literaturverhältnisse nicht genügend berücksichtigt hat. Wenn wir von Schiller reden, so haben wir alle seine Schriften zugleich im Auge, die Räuber, das Lied an die Freude, Don Carlos, die Götter Griechenlands, Wallenstein, Jungfrau, Tell u. s. w. Die Kritiker von 1798 konnten diese Vorstellung noch nicht haben: die Periode der Räuber und Don Carlos galt

als abgethan, und wenn Schiller, dessen Leistungen seit 1789 nichts Anderes waren als die ästhetischen Briefe, die beiden kleinen Geschichtswerke und die transscendentalen Gedichte, Miene machte, in einem Rang mit Goethe zu stehen, so durften die Kritiker von 1798 wohl dagegen protestiren. Das wurde nun anders mit dem Wallenstein: hier mußten die Kritiker zeigen, daß sie ein vorschreitendes Verständniß und ein reines Gewissen hatten, sie mußten erkennen, daß eine neue Lebenskraft in die deutsche Literatur eingetreten war. Sie erkannten es nicht, theils weil sie durch den früheren Zwist befangen waren, theils aber auch, weil ihnen für diese Art Poesie wirklich das Verständniß fehlte. Sie haben aus Rücksicht auf Goethe Schiller niemals angegriffen, aber sie haben ihn in ihren Journalen geflissentlich ignorirt, und das brachte sie bei dem ausschweifenden Lob, welches sie nicht blos den Größen der Vergangenheit, nicht blos Goethe und Fichte, sondern auch sich unter einander spendeten, als Kritiker in eine falsche Stellung.

Das zweite Ereigniß, welches Epoche machte, war der Atheismusstreit und Fichte's Absetzung, April 1799. Hier wurde nun auch den Uneingeweihten deutlich, daß zwei der „größten Tendenzen des Jahrhunderts," daß Wilhelm Meister und die Wissenschaftslehre nicht mehr im Einklang waren. Goethe hatte für Fichte's Absetzung votirt, Schiller und Herder schloßen sich ihm im Wesentlichen an. Dafür nahmen nun Schelling und Friedrich Schlegel entschieden für Fichte Partei, der eine Zeit lang in Berlin sogar mit Fr. Schlegel und seiner Geliebten Dorothea Veit gemeinsamen Tisch machen wollte. Zwar wurde in den Journalen der Schule von Goethe immer noch mit großer Verehrung gesprochen, aber schon bereitete sich in den avancirten Köpfen die Frage vor, ob nicht auch für die Poesie eine höhere Form gesucht werden müsse, die tiefer die heiligsten Interessen der Menschheit berührte, als die romantische Verklärung des gewöhnlichen Lebens.

Noch ein drittes Ereigniß kam hinzu, Herder's „Metakritik." Zwar war der Angriff formell nur gegen Kant gerichtet, und Kant sagte sich eben in harten Worten von Fichte loß, aber daß in den Augen des Metakritikers die jüngeren Idealisten noch viel schlimmer waren als der Begründer der kritischen Philosophie, war deutlich gesagt. Hätte August Wilhelm allein gestanden, so würden ihn diese Streitigkeiten wenig berührt haben; so aber mußte er Partei nehmen. Aus Herder's Schriften hatten die Romantiker die eigentliche Nahrung für ihre Doctrin gesogen, noch Ende 1797 hatte sich A. W. Schlegel mit großer Wärme für ihn ausgesprochen. Nun aber sagten sie sich von ihm los, und das wirkte nicht blos auf die persönlichen Verhältnisse, sondern bestimmte sie auch, um doch etwas Eigenes zu haben, die Doctrinen Herder's ins Extreme zu treiben, und sie dadurch nicht selten in das Gegentheil dessen zu verwandeln, was Herder ursprünglich gewollt hatte. Das spricht sich am deutlichsten in Fr. Schlegel's „Gespräch über die Poesie" aus, das mit den Sätzen Herder's über die Mythologie begann, dann aber zu dem Resultat gelangte, die der neueren Poesie fehlende Mythologie müsse mit Hülfe des Idealismus künstlich hervorgebracht werden.

Ehe aber dies „Gespräch" erschien, hatte die Schule durch positive Leistungen eine allgemeine Opposition gegen sich hervorgerufen. Die Aufführung des Wallenstein, Fichte's Absetzung und die Metakritik fallen in den April 1799: in demselben Monat wurden die „Reden über die Religion" und die „Lucinde" vollendet. Das Aufsehn erfolgte nicht augenblicklich, sondern erst als das Athenäum vielsagend auf die Bedeutung der neuen Erscheinungen hinwies. Das betreffende Heft, Juli 1799, gab noch durch den „literarischen Reichsanzeiger" Anstoß, in welchem A. W. Schlegel schonungslos über mehrere der literarischen Celebritäten den Stab brach. Es erhebt sich nun ein allgemeiner Krieg, in welchem die Romantiker nur zu starke Blößen gaben.

Seit Juli 1799 wird Jena der Sammelplatz der ganzen Schule: zu A. W. Schlegel und Caroline und Schelling gesellten sich nun erst Tieck und Novalis, dann Fr. Schlegel, der Dorothea Mendelssohn mitbrachte, von ihrem Mann geschieden und mit ihm in wilder Ehe verbunden. Es war eine an Gedanken sehr fruchtbare Zeit; Einer elektrisirte den Andern, und Sämmtliche gebärdeten sich als Propheten. „Die Herren sind etwas toll!" fand sich doch Dorothea bewogen, an Schleiermacher zu

schreiben. Oft verstanden sie einander nicht, selten hatte ein Gedanke dauernde Folgen, aber man war froh, nur überhaupt zu denken. Die Angriffe der Gegner, die persönlich beleidigt waren, wurden bald persönlicher Art. Die Lucinde wurde mit dem Verhältniß Friedrich's zu Dorothea in Verbindung gesetzt, und die sämmtlichen Romantiker der Unzüchtigkeit bezüchtigt. Bald klagte man sie der Irreligiosität, bald der Hinneigung zum Katholicismus an, und Beides ging wirklich neben einander her. Sie sprachen viel von Religion, aber was sie sagten, schien gerade das Gegentheil von dem, was man bisher darunter verstanden hatte. Sie waren äußerst productiv, aber wenn nun neben der Lucinde die „Genoveva" als die Morgenröthe einer höheren neuen Dichtkunst begrüßt wurde, so hatte das Publicum wohl allen Grund, verwundert dareinzusehen.

Sehr merkwürdig ist nun die Einwirkung dieses Zusammenseins auf A. W. Schlegel. Er hatte sich brieflich entschieden gegen die Lucinde erklärt, die Reden über die Religion ließen ihn kalt, er sträubte sich gegen Calderon, Jakob Böhme und die transcendental-religiöse Poesie. Nun aber fielen Gegner, die er persönlich verachtete, über seine Freunde her, die in der Vertheidigung kein großes Geschick zeigten, und er mußte die Hauptlast des Kampfes auf sich nehmen. Er that es mit solchem Eifer, daß er bald von Allen am meisten gehaßt wurde. Der gebildete aufgeklärte Mann mußte die ästhetischen Extravaganzen im „Gespräch" seines Bruders vollständig durchschauen, die poetische Apologie des Aberglaubens und der Mystik mußte ihm zuwider sein: aber durch den beständigen Verkehr war er zuletzt selber inficirt. „Es ist etwas Ansteckendes und Epidemisches dabei!" schreibt er am 19. Juni 1800 an Schleiermacher; „der Depoetisationsproceß hat lange genug gedauert; es ist einmal Zeit, daß Luft, Feuer, Wasser, Erde wieder poetisirt werden. Goethe hat lange genug am Horizont gewetterleuchtet. Nun bricht das poetische Gewitter, das sich um ihn gesammelt, wirklich hervor, und die Leute wissen in der Geschwindigkeit nicht, was sie für altes verrostetes Geräth als Blitzableiter auf die Häuser stellen sollen. Das Schauspiel ist zugleich groß, erfreulich und lustig, der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein; also muß man den Muth nicht verlieren, wenn man die ungeheure Masse von Stumpfheit, Plattheit und Altgläubigkeit vor sich sieht, die noch zu besiegen ist. So lange es noch so in der Welt steht, ist die Kritik ein unentbehrliches Organ der großen Revolution, und die glücklichen Zeiten, wo man sich ganz einer positiven Wirksamkeit wird hingeben können, müssen wir uns erst schaffen."

Bereits December 1799 hatte er mit der Literaturzeitung gebrochen, theils wegen seines Bruders, dessen „Lucinde" angegriffen war, theils wegen Schelling's, dessen Naturphilosophie sie nicht genügend billigte. Er wollte nun eine neue kritische Zeitschrift begründen, an der sich sämmtliche Verbündete betheiligen und die auch von Goethe und Fichte unterstützt werden sollte. Die Unterhandlungen darüber dauerten fast ein Jahr fort, die Actenstücke sind jetzt sämmtlich gedruckt, man sieht daraus, daß Einer dem Andern nicht traute, Einer über die Fähigkeit des Andern in Zweifel war. So schreibt Fichte 18. Januar 1800 an Reinhold: „Ich kann Ihnen nicht bergen, daß die Schlegel wegen einer unseligen Verwickelung Antheil an dem Plan einer Literaturzeitung haben, kann aber versprechen, daß dieser Antheil sehr subaltern werden soll. Der ältere Schlegel ist mir wie Jedem wegen seiner arroganten Seichtigkeit verhaßt, und ich werde ihn mir vom Leibe zu halten wissen, der jüngere aber, so parador Ihnen das lauten möge, ist ein im inneren Grunde braver, unermüdet dem Besten nachstrebender Mensch, der auch Zucht annimmt, und aus welchem sich noch etwas machen ließe." Dagegen sprechen sich Steffens und Schelling sehr geringschätzig über Fr. Schlegel und Novalis, Friedrich Schlegel und Dorothea sehr geringschätzig über Tieck aus, Schleiermacher über Fichte; vor den Augen der Welt sollte das aber alles als eine völlig harmonische Gesellschaft gelten!

Es gab noch schadhaftere Stellen. Nicht allein das zweifelhafte Verhältniß, in welches sich Friedrich zu Dorothea gesetzt, störte den inneren Frieden, Beide wollten auch bemerkt haben, daß A. W. Schlegel sich in Caroline täusche, die es mehr und mehr mit Schelling hielt. Nach einer Notiz bei Dilthey, Seite 513, soll Caroline schon damals gegen Fr. Schlegel die Ab-

sicht geäußert haben, sich scheiden zu lassen und mit Schelling zu verbinden; dazwischen hatte sie aber auch wieder die Absicht, ihre Tochter Auguste mit Letzterem zu verheirathen. Beide Damen gehen April 1800 nach Bamberg, in dessen Nähe sich Schelling aufhält. „Du weißt," schrieb sie ihm am 9. Juni, „ich folge Dir, wohin Du willst, denn Dein Leben und Thun ist mir heilig, und einem Heiligthum dienen, das Gottes Heiligthum, heißt herrschen auf Erden." Anfang Juli folgt ihnen A. W. Schlegel; wenige Tage darauf stirbt seine Stieftochter, Schelling verfällt darüber in eine tödtliche Krankheit, A. W. Schlegel schreibt einen Verzweiflungsbrief, der für seinen Verstand besorgt macht. October 1800 kehrt Schelling nach Jena zurück, mit der ausgesprochenen Absicht, gegen Fr. Schlegel, der ein Collegium über Philosophie liest, zu Felde zu ziehen. Caroline folgt ihm bald darauf, A. Wilhelm dagegen bleibt in Braunschweig zurück und geht von da 20. Februar 1801, ohne Jena zu berühren, nach Berlin.

Mitten in dieser Confusion der inneren Verhältnisse war nach außen hin gerade der heftigste Kampf entbrannt. A. W. Schlegel that sich auf seine „Ehrenpforte für Kotzebue" und auf seine Vorrede zu Fichte's Anti-Nikolai nicht wenig zu gut, und es läßt sich nicht leugnen, namentlich die erstere sprudelt von Witz und treffenden Bildern; aber der gute Eindruck wird verdorben durch die Gemeinheit der persönlichen Ausfälle, die nicht etwa natürlich kommen, sondern zum Behuf einer vermeintlich freien Kunstform nach dem Vorbild des Aristophanes künstlich gemacht sind. Dadurch wurden Viele, die sonst auf seiner Seite gestanden haben würden, gegen ihn eingenommen, und die Gegner glaubten sich berechtigt, ihrerseits in der Polemik bis ans Unfläthige zu gehen.

Die nächsten drei Jahre brachte A. W. Schlegel in Berlin zu, mit Ausnahme eines Vierteljahres, 8. August bis 2. November 1801, wo er sich wieder in Jena und Weimar zeigte. Er hatte sich gleichzeitig mit seinem Bruder wieder stärker auf die Dichtkunst geworfen, und sein „Jon" wie seines Bruders „Alarkos" sollten in Weimar zur Aufführung kommen. Der „Jon" bleibt eine respectabele Arbeit, wenn er auch keine eigentliche Schöpfungskraft zeigt und daher ohne erhebliche Wirkung vorüberging: Schlegel scheint doch im Stillen zur Erkenntniß gekommen zu sein; wenigstens hat er nichts Größeres der Art wieder unternommen.

Die persönlichen Verhältnisse in Jena fand er völlig zerrüttet; Schelling und Caroline auf der einen, Friedrich und Dorothea auf der andern Seite, standen in offener Fehde. Wilhelm trat auf Seite seiner Frau, fand Friedrich's Einmischung in seine ehelichen Verhältnisse indiscret, und hätte sich beinah mit ihm überworfen. Die Sache schleppte sich bis April 1802 hin, wo Caroline nach Berlin kam, und sich mit ihrem Mann über die Scheidung verständigt zu haben scheint. Am 24. Mai holte Schelling sie aus Berlin ab, in der Absicht, mit ihr nach Italien zu gehen und sich vorher trauen zu lassen; doch war die Scheidung gesetzlich nicht so leicht zu bewerkstelligen, die Verhandlungen dauerten ein volles Jahr, und erst im Juni 1803 wurde sie Schelling's Weib, der indeß eine Professur in Würzburg erhalten hatte. Die Scheidungsangelegenheiten wurden durchaus von Schelling geleitet, der darin gegen A. W. Schlegel öfters einen hochfahrenden und lehrhaften Ton anstimmte, während er dem Schriftsteller gegenüber immer große Verehrung zeigte. Die Sache wird dadurch noch komischer, daß Schelling ihn nöthigte, in eine Polemik einzutreten, die eigentlich nur Schelling anging, und ihn dadurch wieder in den allerwiderlichsten Federkrieg verwickelte.

August Wilhelm besorgte in Berlin die Geschäfte seiner Freunde; er machte die Correcturen zu den „Minneliedern" und dem „Musenalmanach" Tieck's in Dresden; schickte seinem Bruder nach Paris Beiträge für die „Europa," besorgte Schelling für seinen „Bruno" einen Verleger u. s. w. Nebenbei schrieb er Theaterrecensionen und hatte Beziehungen zu Frauen, die ihn wieder ganz beherrschten, wie die Schauspielerin Friederike Unzelmann und Tieck's Schwester, die Gattin seines Freundes Bernhardi, die sehr bereit war, sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen.

In dieser Zeit gab Schlegel die Uebersetzung des Calderon und die „Blumensträuße aus südlichen Dichtern," wiederum eine Kunstleistung ersten Ranges, obgleich ich glaube, daß das Streben, die romani-

schen Rhythmen und Reime im Deutschen getreu wiederzugeben, an der Sprödigkeit unserer Sprache scheitert. Die Uebersetzung wäre übrigens durchaus zu rühmen gewesen, hätte nicht Schlegel diese Form als Ideal dargestellt, und für sie Propaganda gemacht. Eine Reihe jüngerer Poeten, W. v. Schütz, Fouqué u. A. hatten sich in Berlin ihm angeschlossen und verfertigten nach diesen Vorbildern schauerliche Dichtungen, die Schlegel wider sein besseres Gewissen lobte; in den Briefen sagt er den guten Freunden gehörig die Wahrheit, namentlich gegen Tieck ist er zuweilen unerhört grob; aber öffentlich glaubte er sich verpflichtet, sie gegen alle Angriffe in Schutz zu nehmen. Strebsame Gemüther aus der Nähe und Ferne, wie z. B. Zacharias Werner in Königsberg, sehen in diesem Berliner Treiben den Keim einer neuen höheren Poesie, die auch der Religion einen kühneren Schwung geben würde. Erst jetzt beginnt die Massenwirkung der Romantik, und man kann August Wilhelm von der Schuld nicht freisprechen, in dieser Propaganda eine Hauptrolle gespielt zu haben.

Seine Hauptthätigkeit während seines Aufenthaltes in Berlin waren die Vorlesungen über Literatur, die er vor einem gemischten Publicum hielt. Ein Fragment daraus, das er in der „Europa“ seines Bruders veröffentlichte, zeigt, wie sehr er jetzt selbst in diesen Doctrinen befangen war. Er schilt die Reformation, weil sie die Blüthe der Kunst gestört, er verherrlicht das Mittelalter, die Einheit Europa's in Ritterthum und Kirche; er spricht von der tiefen Bedeutung der Alchymie und Astrologie, und scheint gar nicht abgeneigt, auch die Hexenprocesse in Schutz zu nehmen. Man begreift nicht, in welches Labyrinth sich der gebildete, nüchterne Mann verirrt hat. Haym hat nun die Originalmanuscripte sämmtlicher Vorlesungen eingesehen, und ausführliche Auszüge mitgetheilt. Man erkennt das Eigene theils an der eleganten Form, theils in den Resultaten streng gelehrter Forschung über die ältere romanische und germanische Poesie, namentlich über das Nibelungenlied; im Uebrigen aber sehen die Vorlesungen wie ein Kaleidoskop aus den Einfällen sämmtlicher Romantiker aus, die bunt und toll durch einander geworfen werden: Mythologie, Natursymbolik, höhere Ironie, absolute Phantastik — das Alles wird hinter einander ausgespielt, und man weiß niemals, ob es dem Verfasser Spaß oder Ernst ist. Offenbar hat Schlegel diese Vorlesungen später selber für unreif gehalten, sonst hätte er sie herausgegeben. Aber Rückfälle kamen von Zeit zu Zeit noch vor: Zacharias Werner erzählt aus dem December 1808 ein Gespräch mit ihm, wo er über den Einfluß der Sterne und die höhere Magie Ansichten aussprach, die noch wunderlicher waren als die in den Vorlesungen.

Im Februar 1804 kam Frau von Staël nach Berlin; sie hatte eben ihre Studien in Weimar und Jena gemacht und brachte von Goethe ein Empfehlungsschreiben an Schlegel mit, der ihr sehr gefiel, den sie nach kurzer Zeit als Hauslehrer ihrer Kinder engagirte und nach dem Tode ihres Vaters, April 1804, sofort nach ihrem Schlosse Coppet mitnahm.

Bei den mannigfachen Schicksalen, die Schlegel bisher durchgemacht, ist man einigermaßen überrascht, nachzurechnen, daß er erst sechsunddreißig Jahre alt war; für eine Hauslehrerstelle freilich ein übermäßig reifes Alter: und er blieb in dieser Stelle runde dreizehn Jahre, bis zu seinem fünfzigsten Jahre. Freilich war die Stelle einzig in ihrer Art in Europa. Eine höchst geistvolle, von Leben sprudelnde Frau, die seine Gelehrsamkeit und seine Bildung ehrte, an ihm Gefallen fand, ihm Freundschaft erwies und auch wohl seine Huldigungen annahm; eine Frau, in deren Schloß er eine sorgenfreie und äußerlich glänzende Existenz fand, während der Bruder und die übrigen Freunde sich in schweren Sorgen abquälen mußten; eine Frau, die ihn mit den bedeutendsten Köpfen Europa's bekannt machte, die denn aber doch wußte und es mitunter merken ließ, daß sie seine „Protectrice“ war — so nannte er sie selbst, d. h. daß sie ihn erhielt. Zu unseren modernen Begriffen von Manneswürde will das nicht recht stimmen, namentlich bei einem Manne, der bereits eine so bedeutende Rolle gespielt hatte und noch zu spielen berufen war. Und es muß hinzugefügt werden, daß viele Zeitgenossen ähnlich empfanden. Nach dem Berichte Fr. Schlegel's, der seinen Bruder noch in demselben Winter in Coppet besuchte, schreibt Dorothea: „Wilhelm soll sanfter geworden sein, die Staël schreibt das ihrer Erziehung zu —

wie viel Frauen haben ihn nun schon erzogen? Eigentlich wird er aber nur wie eine Springfeder einmal von dieser, dann von jener Seite zusammengedrückt; hört der Druck einmal auf, so fährt die Springfeder wieder ganz natürlich aus einander." Aehnlichen Urtheilen begegnen wir mehrfach, es ist aber hinzuzufügen, daß August Wilhelm selbst sich durchaus nicht gedrückt, sondern im Gegentheil sehr behaglich fühlte. Ende 1804 nahm ihn Frau v. Staël nach Italien mit, wo sie sich fast ein Jahr aufhielt und wo sie ihre „Corinna" concipirte. Das artistische Interesse war bei Schlegel bei weitem nicht so stark als bei W. von Humboldt, den er in Rom aufsuchte. Ueberhaupt entdeckt man wenig Spuren einer Rückwirkung dieser Reise auf seine Bildung. Desto stärker wurde er durch den Umgang der Frau v. Staël beeinflußt, der Alles umfaßte, was gegen Napoleon frondirte, an der Spitze B. Constant.

Das erste Symptom dieser Einwirkung ist ein Brief an Fouqué, 2. März 1806, worin er zeigt, daß die phantastische Art, wie bisher die Romantiker die Poesie aufgefaßt, aufgegeben werden müsse, daß es jetzt darauf ankomme, den sittlichen Kern der Nation zu treffen. Oeffentlich spricht er das aus in einer Recension der Gedichte seines Bruders, September 1807, wo er zwar die frühere Richtung für die Zeit, in der sie eintrat, aus Opportunitätsgründen entschuldigt, nun aber eine entschiedene Umkehr verlangt: die Poesie solle das deutsche Nationalgefühl wecken und — das war wenigstens zwischen den Zeilen zu lesen — damit an der künftigen Befreiung arbeiten. Böswillige legten diese Ermahnungen so aus, als predige er Rückkehr zur katholischen Kirche. Davon war keine Rede, aber schwerlich hatte er damals über den bevorstehenden Uebertritt seines Bruders, von dem er offenbar wußte, das harte Urtheil, welches er später aussprach; ja die Hinneigung zu Oesterreich, die den factischen Uebertritt vermittelt, hat er erst bei ihm angeregt.

Um Weihnacht 1807 führte ihn Frau v. Staël nach Wien. Unterwegs blieben sie acht Tage in München, wo er seine ehemalige Frau, jetzt Frau Professor Schelling, besuchte; vor drei Jahren, als sie noch in Würzburg waren, hatte er es vermieden. Caroline schreibt: „Schlegel war sehr gesund und heiter, die Verhältnisse die freundlichsten und ohne alle Spannung. Er und Schelling waren unzertrennlich."

In Wien hielt Schlegel vor einem vornehmen Publicum die Vorlesungen über dramatische Kunst, die ihn, als er sie später drucken ließ, zu einer europäischen Berühmtheit machten. Vielleicht hat das Buch im Auslande noch mehr gewirkt als in Deutschland, wo die Anerkennung Shakspeare's und Calderon's, sowie die geringere Schätzung der Franzosen keine Paradoxie mehr waren. Ein Jahr vorher hatte er es gewagt, den Löwen in seiner Höhle am Bart zu zupfen: er hatte in französischer Sprache die „Phädra" des Racine gegen die des Euripides herabgesetzt, und so heiß der Zorn der Franzosen gegen den frechen Ausländer aufloderte, die kleine Schrift that doch als Vorbereitung der späteren romantischen Schule ihre Wirkung.

Auf der Rückkehr in Dresden, Mai 1808, traf er mit seinem Bruder zusammen, dem er Empfehlungen für die vornehmen Wiener Kreise mitgab. Gentz, der mit der Staël eine Art Verhältniß anknüpfte, fand ihn „sehr verändert, sehr cultivirt, gesellig, gesprächig, gewandt."

Die Hauptberichterstatter aus den späteren Jahren sind Oehlenschläger, Zacharias Werner und Chamisso, die sich längere Zeit in Coppet aufhielten; ein werthvolleres Zeugniß ist das Buch der Frau v. Staël über Deutschland, an welchem Wilhelm doch einen sehr bedeutenden Antheil hatte. Bekanntlich wurde das Buch October 1810 eingestampft und Frau v. Staël mußte binnen 24 Stunden Paris verlassen. Aus jenen Tagen berichtet Chamisso: „Der zierliche A. W. Schlegel erweist uns wahre Freundschaft, seine glatten Formen haben mich zur ausgelassensten Freiheit begeistert. Er meinte, er werde wohl fortan noch deutsch dichten, aber in Prosa solle man doch trachten, allgemein verständlich zu sein, und französisch schreiben. Er ist Meister des Stils in dieser canaillösen Sprache. Uebrigens ist er dick und fett, und speist nur bei Very. Sein Unwille gegen die Schlegelianer ist jetzt aufs höchste gestiegen und ich muß lachen, daß er doch seinen Namen zu dem Unfug hergeben muß." — Einige vortreffliche Kritiken sind aus dieser Zeit über Ariost, über den Titurel und über Winckelmann.

Das Stillleben in Coppet wurde durch

den russischen Krieg unterbrochen. 23. Mai 1812 reiste Frau v. Staël, heimlich mit einem gewissen Rocca vermählt, um an der Befreiung Europa's mitzuwirken, mit Schlegel nach Rußland, wo A. W. Schlegel in die Politik gezogen wurde: Frau v. Staël empfahl ihn an Bernadotte, den Kronprinzen von Schweden, den er 1813 als Cabinetssecretär nach Deutschland begleitete und für den er die Proclamationen schrieb. Als der Krieg beendet war, kehrte er wieder nach Coppet zu seiner Freundin zurück und blieb daselbst bis zu ihrem Tode, 14. Juli 1817. Im folgenden Jahre erhielt er eine Professur an der neu gegründeten Universität Bonn, wo er bis an seinen Tod, 12. Mai 1845, blieb. Er hatte sich jetzt fast ausschließlich auf das Studium der indischen Sprache geworfen, dessen wissenschaftliche Begründung in Deutschland sein Verdienst ist, obgleich die erste Anregung von seinem Bruder ausgegangen war. Seine Kritiken über Jakob Grimm und Niebuhr werden zwar diesen Männern in keiner Weise gerecht, sind aber aus ernster und gewissenhafter Forschung hervorgegangen. Mehr und mehr hatte sich Schlegel von aller Mystik losgesagt, und wie er in der Religion nach seinem eigenen Eingeständniß zu dem alten früher so hart verspotteten Deïsmus zurückkehrte, so wurde er in seinem Geschmacke und seinem wissenschaftlichen Urtheile Classiker und Rationalist fast bis zur Einseitigkeit.

Als Schriftsteller hat Schlegel nicht ganz das erreicht, wozu er befähigt gewesen wäre; zur vollkommenen Meisterschaft brachte er es nur in der poetischen Uebersetzung. Seine eigenen poetischen Versuche waren im Grunde nichts weiter als Formübungen. Als Kritiker und Literarhistoriker hätte er der erste Meister werden können; er besaß Alles dazu, ein offenes Gefühl für das Schöne in jeder Form, ein scharfes Auge für die Feinheiten eines Kunstwerks und für seine historischen Beziehungen eine gründliche Kenntniß der Geschichte, philologischen Geist im höheren Sinne, und für die philosophische Bewegung wenigstens so viel Verständniß, als er das, was deutlich gedacht und ausgedacht war, auch deutlich nachzudenken verstand. Daß er sich verführen ließ, einer literarischen Partei oder vielmehr Coterie zu dienen, hat nicht nur die Gerechtigkeit seines Urtheils öfters beeinträchtigt, sondern häufig seine von Natur klaren und exacten Anschauungen getrübt. Als es ihm gelungen war, dies Trübe loszuwerden, hatte er zur Darstellung nicht mehr die nöthige Elasticität. Er hat keine reine Darstellung seines Wissens hinterlassen, und was seine Einwirkung auf die Tagesliteratur betrifft, so war sie eben so oft verwirrend als aufklärend; er ist nicht ein Erfinder, nicht ein Denker ins Große wie Herder, aber er hat vor Herder den Vorzug eines correcten und präcisen Ausdrucks, und darum ist das Positive, was er geleistet, ein festerer Besitz des Volkes geworden.

Er hatte Alles, was zu einem vortrefflichen Kritiker und Literarhistoriker gehört, nur eins nicht: die Festigkeit des Charakters. Sein Bruder nennt ihn mit Recht einen Anempfinder, und bei seinem oft heftigen, polternden, herrischen Wesen heben alle seine Freunde, wenn sie ruhig urtheilen, die übergroße Weichheit seines Gemüths hervor. Ein gutes, treues, redliches Herz, ließ er sich alle Augenblicke mißbrauchen, auch da, wo es gegen seine Pflicht war, sich mißbrauchen zu lassen. Sein Leben ist kein freudiges zu nennen. Die erste Hälfte hat er in einer lärmenden Geselligkeit, die doch nur den Schein des entschiedenen und zusammenhängenden Thuns hatte, zugebracht, die andere — nach einem zweiten, kurzen, gründlich mißlungenen Heirathsversuche — völlig einsam. Er hat sich dadurch nicht zur Misanthropie verführen lassen, dazu hatte er keine Anlage: vielleicht hätte ein wenig Anlage dazu ihm eine bessere Haltung gegeben. Aber er hat durch seine Vereinsamung den Spott von Leuten erregt, die tief unter ihm standen, und erst allmälig wird ihm wieder eine billige und einsichtige Anerkennung zu Theil.

Eleonore Prochaska.

Von

Wilhelm Petsch.

Als 1863 für unser Deutschland die Jubelfeier des Heldenjahres 1813 kam, da traten auch die Bürger des Städtchens Dannenberg in der Provinz Hannover zusammen und bildeten ein Comité, das die Aufgabe er-

hielt, nach Kräften Geld zu sammeln, um dem Heldenmädchen aus Potsdam, das auf dem St.-Annen-Kirchhofe zu Dannenberg ruht, ein dauerndes Monument zu errichten und aus dem Ueberschusse bei der Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig, also am 18. October 1863, eine „Prochaska-Stiftung" ins Leben zu rufen, welche die Zinsen ihres Capitals für verdienstvolle, arme Veteranen, sowie deren Wittwen und Waisen spende.

Der patriotische, schöne Plan gelangte zu seiner Ausführung. Schon zwei Jahre später, 1865, konnte das schlichte Denkmal feierlich enthüllt werden. Es ist eine Sandsteinpyramide von elf Fuß Höhe. Sie trägt auf ihrer Westseite die Inschrift:

Eleonore Prochaska,
als freiwilliger Lützow'scher Jäger genannt
August Renz,
geb. Potsdam, 11. März 1785,
tödtlich verwundet in der Schlacht (!) bei der Göhrde am 16. September 1813,
gestorben in Dannenberg am 5. October 1813,
mit militärischen Ehren hier bestattet
am 7. October 1813.

Auf der Ostseite steht zu lesen:

Sie fiel, verwundet im Schlachtengewühle,
mit dem Ausrufe:
„Herr Lieutenant, ich bin ein Mädchen!"

Wenn wir von der störenden Bezeichnung, daß ein unbedeutendes Gefecht jenes gewaltigen Jahres zweimal eine „Schlacht" genannt wird, absehen, so müssen wir die Pietät anerkennen, welche patriotische Herzen trieb, dem Mädchen ein äußeres Denkmal zu setzen, dem Friedrich Rückert in seinen Liedern ein unvergängliches errichtet. Dies Ehrengedicht Rückert's lautet:

Auf das Mädchen aus Potsdam, Prochaska.

Ich müßte mich schämen, ein Mann zu heißen,
Wenn ich nicht könnte führen das Eisen,
Und wollte Weibern es gönnen,
Daß sie führen es können.

Wer ist der Gesell', so fein und jung?
Doch führt er das Eisen mit gutem Schwung.
Wer steckt unter der Maske?
Eine Jungfrau, heißt Prochaske!

Wie merkten wir's nur nicht lange schon
Am glatten Kinn, am feineren Ton?
Doch unter den männlichen Thaten,
Wer konnte das Weib errathen?

Aber es hat sie getroffen ein Schuß!
Jetzt sagt sie's selber, weil sie muß.
Wundarzt, geh' bei Leibe
Nicht unsanft um mit dem Weibe!

Zum Glück traf Dich die Kugel nicht eh'r,
Als bis Du Dir hattest g'nügliche Ehr'
Erstritten in Mannesgeberden —
Jetzt kannst Du ein Weib wieder werden!

Doch ich müßte mich schämen, ein Mann zu heißen,
Wenn ich nicht wollte können führen das Eisen,
Und wollte Weibern es gönnen,
Daß sie führen es können!

Ihren Heldentod schildert uns von Allen ihr Kampfgenosse Dr. Friedrich Förster, der Freund Theodor Körner's, in seiner „Geschichte der deutschen Befreiungskriege 1813 bis 1815" am besten, indem er einen Auszug seines Tagebuches mittheilt. Da heißt es:

„Bei der Verfolgung der Tirailleurs, welche sich, als wir sie aus dem Walde vertrieben hatten, nach den Anhöhen zu ihren Kanonen und Infanteriemassen zurückzogen, erhielt ich einen Schuß in den rechten Oberarm. Da mir dies einen jener schmerzlichen Mißtöne entlockte, wie man sie bei solchen Veranlassungen unwillkürlich auszustoßen pflegt, so eilte mein Nebenmann in der Schützenlinie, der Maler Kersting, herbei, mich zu verbinden. Damit er die Kugel aus der Wunde herausdrücken konnte, hieß er mich niedersitzen, wozu sich als geeigneter Sitz die Trommel eines todt an der Erde liegenden französischen kleinen Rataplan darbot. Bald versammelten sich noch eine Anzahl Freunde, und als die Operation glücklich vollbracht war, versuchte ich, um zu probiren, ob meine Armröhre ganz geblieben, die Trommel zu schlagen. Da dies nicht zum besten gelang, nahm mir der Jäger Renz die Trommel aus der Hand und wirbelte mit großem Geschicke darauf herum.

„Du verstehst aber auch Alles!" rief ein Anderer ihm zu. „Du schneiderst, kochst, wäschst, singst und schießest, wie Keiner es besser versteht, und nun bist Du auch noch Tambour!" — „Ein Potsdamer Soldatenkind muß sich auf Alles verstehen!" sagte Renz, und trommelte lustig weiter, so daß die kleine Schaar, welche ihm folgte, als ob wir Soldaten spielten, bald auf fünfzig bis sechzig Mann anwuchs. So waren wir lustiger Dinge über die ebene Haide bis zum Fuße der vor uns liegenden Hügelkette marschirt, als wir oben Kanonen auffahren, abprotzen und ein heftiges Feuer auf die zurückziehende Cavallerie eröffnen sahen.

„Nun hört aller Spaß auf!" rief Renz, und schlug den Sturmmarsch. Von einem Commando und Erwägung dessen, was zu

thun sei, war nicht die Rede. Mit wüthendem Hurrahgeschrei drangen wir in ungeordneten Haufen mit Büchsen, Wenige nur mit Bajonettgewehr, den Hügel hinan.

„Hier erfuhr ich zum ersten Male die furchtbare Wirkung einer vollen Kartätschenladung in einen dichtgeschlossenen Haufen auf etwa hundertfünfzig Schritte Entfernung. Das stürzte, sprengte, stob und flog aus einander, Jammergeschrei und Hurrah übertönten und übertäubten Eins das Andere, aber mein tapferer Renz schritt noch immer vorauf und schlug Sturm auf seiner Trommel. Die aus einander gesprengte Schaar schloß sich in verdoppeltem Sturmschritt wieder zusammen; es galt nur noch einen beherzten Anlauf, und wir waren der Batterie so nahe, daß die Kugeln über uns weggehen mußten. Da warf ein zweiter Schuß seinen zerschmetternden Hagel in unsere Reihen — unser tapferer Trommelschläger stürzte neben mir, krampfhaft hielt er den Zipfel meines Ueberrockes fest und rief mit jammervoller Stimme: „Herr Lieutenant, ich bin ein Mädchen!"

„Ohne darauf zu achten, riß ich mich los; nur wenige Schritte noch, und wir standen in der Schanze!

„Mir war plötzlich bei dem Jubeltanze um das eroberte Geschütz der Hülferuf unseres armen Trommelschlägers wieder ins Gedächtniß gekommen, und nur dunkel schwebte mir vor, daß Renz mich mit den Worten festgehalten: „Herr Lieutenant, ich bin ein Mädchen!" Ich stürzte zurück nach der Stelle, wo ich noch manche andere Freunde hatte fallen sehen. Um Renz fand ich einen unserer Aerzte beschäftigt — eine Kartätschenkugel hatte ihm den Schenkel zerschmettert. Man hatte ihm den beklemmenden Waffenrock geöffnet: der schneeweiße Busen verrieth in pochenden Schlägen das jungfräuliche Heldenherz. Kein Laut der Klage kam über ihre Lippen, um die noch sterbend ein beseligtes Lächeln schwebte. Das heldenmüthige Mädchen war Eleonore Prochaska, einundzwanzig Jahre alt, aus Potsdam gebürtig. Unter unsäglichen Leiden, welche sie standhaft und mit Ergebung ertrug, verschied Eleonore am 5. October in Dannenberg."

Ein Bericht aus Dannenberg vom 7. meldet: „Heut Morgen wurde die Leiche der in der Schlacht (!) an der Göhrde verwundeten Eleonore Prochaska zur Erde bestattet, welche als Jäger im Lützow'schen Freicorps unerkannt ihren Arm aus reinem Patriotismus der heiligen Sache des Vaterlandes geweiht hatte. Gleich einer Jeanne d'Arc hat sie muthvoll gekämpft den Kampf für König und Vaterland. Trauernd folgten dem Sarge, der von ihren Waffenbrüdern getragen wurde, das hannoversche und russisch-deutsche Jägercorps, der Oberst Graf Kielmannsegge, nebst sämmtlichen Offizieren. Der königlich preußische Grand maitre de la Garderobe, Minister und außerordentlicher Gesandter, Graf de Groote, hatte sich ebenfalls eingefunden. Eine dreimalige Gewehrsalve rief der vom Sturm des Krieges geknickten Lilie den letzten Gruß nach in das Grab."

Der Oberjäger W. H. Ackermann berichtet in seinen „Erinnerungen eines Lützower Jägers aus der Lüneburger Haide," daß „zugleich viele Frauen sie zu Grabe begleiteten."

Weitere Ergänzungen finden wir in dem Buche: „Geschichte des Lützow'schen Freicorps von Ad. S., ein Beitrag zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814." Da heißt es:

„Unter den Verwundeten befand sich Eleonore Prochaska, einundzwanzig Jahre alt, aus Potsdam gebürtig, welche als freiwilliger Jäger im Jägerdetachement des ersten Bataillons stand, und deren Geschlecht, da sie von großer Gestalt und schlankem Wuchse war, bis zu diesem Tage unerkannt blieb. Sie gehörte zu den Vordersten, bis sie ein Schuß durch den linken Schenkel zu Boden streckte."

Am 16. September wurde sie schwer verwundet, am 5. October starb sie — mithin mußte sie neunzehn volle Tage auf dem Schmerzensbette zubringen. Daß ihre Kameraden sie einstimmig, wahrscheinlich nach ihrer eigenen Angabe, einundzwanzigjährig nennen, während sie bereits achtundzwanzig und ein halbes Jahr alt war, ist der Heldin nicht als Eitelkeit auszulegen. Sie mußte sich möglichst jung nennen, um als Mann den Mangel des Bartes und die feine Mädchenstimme zu bemänteln.

Stellen wir nun die genauesten Daten ihres Lebens zusammen!

Ihr vollständiger Name lautet: Maria Christiane Eleonore Prochaska. Sie wurde am 11. März 1785 geboren. Ihr Vater war ein Unteroffizier des zweiten Garde-

bataillons, das in Potsdam seine Garnison hatte. Die Mutter hieß ebenfalls Eleonore und war eine geborene Hubert. Die Jugend des Potsdamer Soldatenkindes war keine freudenvolle. Als sie sieben Jahre alt war, 1792, marschirte ihr braver Vater ins Feld, an den Rhein, gegen das französische Revolutionsheer; die Mutter blieb mit den vier Kindern daheim in Potsdam. Eleonore war das zweitälteste Kind der Familie; sie hatte einen älteren Bruder und zwei jüngere Schwestern. Es mochte allerdings der Frau ein Schweres sein, ihre vier Kinder und sich ehrlich zu ernähren, als ihr der Mann fehlte, aber Hunderte von Frauen haben dennoch in ähnlicher Lage mit Aufopferung ihre Mutterpflichten erfüllt. Frau Prochaska war eine schlechte Mutter. Hierfür spricht in beredtester Weise eine Thatsache: die vier Kinder wurden nach zwei Jahren, am 4. August 1794, der Mutter abgenommen und fanden Aufnahme im großen königlichen Waisenhause, obgleich sie keine Waisen waren, sondern beide Eltern noch lebten. Diese Ausnahme ist auffallend; deshalb findet sich auch im Register der Anstalt die Bemerkung, daß die Mutter die Kinder vernachlässigt habe.

Unter diesen Umständen war die neunjährige Eleonore gewiß beklagenswerth. Sie wurde drei Jahre später, Michaelis 1797, obgleich sie erst zwölf Jahre und sieben Monate alt war, im Waisenhause eingesegnet. Obgleich Prochaska katholisch war, wurden die Kinder auf sein Verlangen evangelisch erzogen. Die jüngste Schwester starb im Waisenhause, als sie sieben Jahre alt war.

Unterdessen war der Vater aus dem Feldzuge heimgekehrt. Er ließ sich nun, ein „ausrangirter Unteroffizier“ zu Potsdam nieder, bezog seine kleine, höchst unbedeutende Pension und ertheilte Unterricht in der Musik. Der brave Mann forderte sogleich nach seiner Heimkehr seine drei Kinder aus dem Waisenhause zurück. „Ich bin in der Lage, meine Kinder selbst ernähren und erziehen zu können,“ sagte er mit Stolz. October 1797 erhielt er sie zurück.

Nun begann für die Tochter eine freudigere Zeit. Sie führte dem fleißigen Vater als kleine Hausfrau die Wirthschaft und wurde in Mußestunden seine Schülerin, indem sie die Flöte blasen lernte. Die Mutter war gestorben. Von früh an auf sich selber angewiesen, gelangte Eleonore auf diese Weise zu früher Selbständigkeit. Der Vater war bei seinem Stundengeben fast den ganzen Tag aus dem Hause — so führte denn Eleonore das Regiment in demselben.

Später trennte sie sich von dem Vater und vermiethete sich als Köchin. Die Gründe dieses Schrittes sind nicht zu ermitteln. Ob sie sich mit dem Vater gestritten und überworfen, ob sie in ein dienendes Verhältniß trat, dem Vater die Last zu erleichtern, da nun die jüngere Schwester herangewachsen war, das ist nicht zu beantworten. Ich glaube das Letztere.

Obgleich durch ihr ganzes Leben und Wesen ein männlicher Zug geht, der sonst den Frauen fremd ist und auch keineswegs zu ihrem Vortheil dient, so finden wir doch überall Berichte, welche den Charakter und das Betragen unserer Heldin loben. Auch als Köchin wußte sie sich die volle Zufriedenheit ihrer Herrschaft zu erwerben. Ein solches Zeugniß stellt ihr Fräulein Karoline Schulze aus, welche für die Specialgeschichte Potsdams manch schätzenswerthen Beitrag geliefert hat. Dies Zeugniß theilt der Major und Strafanstaltsdirector a. D. Schelowsky in seinem Aufsatze „Eleonore Prochaska, das Heldenmädchen von Potsdam“ mit, der im dritten Theile der „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams“ (S. 137—143) enthalten ist.

Fräulein Karoline Schulze sagt aus:

„Eleonore Prochaska diente als Köchin 1810 bei meinem Oheim, Hofbaurath Manger, der damals im Manger'schen Erbenhause, Brauerstraße Nr. 8, wohnte. Im Juni des gedachten Jahres waren die Verwandten meiner Eltern zu deren silberner Hochzeitsfeier mehrere Tage hier anwesend versammelt. Eines Tages waren wir zu einer Familienfestlichkeit zu meinem Oheim eingeladen. Hier wurden einige scherzhafte Vorstellungen von meinem Oheim ausgeführt; bei einer hatte Eleonore Prochaska eine Rolle übernehmen gemußt.

„Ihr sittlich anständiges Verhalten rühmte meine Tante stets und theilte uns auch mit, daß sie, die Prochaska, in Mußezeit die Flöte geblasen habe. Sie war großer Gestalt, wohl gebaut und ganz angenehmer Physiognomie, trug sich nach damaliger Sitte, und stets mit Kopfbedeckung, ein ihrem Stande nach sauberes Häubchen.

„Ich war damals sechzehn Jahre alt und erinnere mich ihrer ganz genau, denn jene von ihr übernommene Rolle machte einen unvergeßlichen Eindruck auf mich.“

Nachdem Andere uns über unsere Heldin so Vieles berichtet haben, wollen wir sie selber sprechen lassen. Ihr erster Soldatenbrief lautet:

„Aus meinem ersten Bivak 1813.

Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir noch etwas ganz Neues zu erzählen, worüber Du mir aber vorher versprechen mußt, nicht böse zu sein. Ich bin seit vier Wochen schon Soldat! Erstaune nicht, aber schelte auch nicht; Du weißt, daß der Entschluß dazu schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, die mir vorwarfen, ich sei feige, da Alles um mich her entschlossen ist, in diesem ehrenvollen Kriege mitzukämpfen. Da wurde mein Entschluß unumstößlich fest; ich war im Innern meiner Seele überzeugt, keine schlechte oder leichtsinnige That zu begehen, denn sieh nur Spanien und Tyrol, wie da die Weiber und Mädchen handelten! Ich verkaufte all mein Zeug, um mir eine anständige Mannskleidung zu kaufen, bis ich Montirung erhalte; dann kaufte ich mir eine Büchse für acht Thaler, Hirschfänger und Czako zusammen drei und einen halben Thaler. Nun ging ich unter die schwarzen Jäger; meiner Klugheit kannst Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe. Ich habe nun noch die große Bitte, daß Du es Vatern vorträgst, so vortheilhaft wie möglich für mich. Vater wird mir nicht böse sein, glaube ich, denn er erzählte ja selbst Skizzen von den Spanierinnen und Tyrolerinnen, wobei er meinen Entschluß deutlich auf meinem Gesichte lesen konnte. Ich habe aus Vorsicht meinen Namen geändert; wenn Du schreibst, so unterzeichne Dich mit meinem angenommenen Namen als mein Bruder, denn Du weißt, Briefe haben mancherlei Schicksale. Wir exerciren, tirailliren und schießen recht fleißig, woran ich viel Vergnügen finde; ich treffe auf hundertfünfzig Schritt die Scheibe.

Lebe recht wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder. Grüße Vater und Karoline tausendmal, sage ihnen, versichere sie, daß mein Herz stets gut und edel bleiben wird, daß keine Zeit, Schicksal oder Gelegenheit mich zu Grausamkeiten oder bösen Handlungen verleiten, und daß stets mein Herz treu und bieder für Euch schlägt. Mit ewiger Liebe Deine

Leonore, genannt August Renz,
freiwilliger Jäger bei dem Lützow'schen Freicorps im Detachement erstes Bataillon.“

Der viel genannte Jugendschriftsteller W. O. von Horn (Wilhelm Oertel) erzählt das Heldenleben der Prochaska seinen jungen Freunden in dem Buche: „Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege 1813 bis 1815.“ Er berichtet, daß Leonore das väterliche Haus bei Nacht verlassen und auf ihr Bett einen Brief an den Vater gelegt habe, in dem sie Rechenschaft über ihre Flucht gebe und die Verzeihung des Vaters erflehe. Aus dem mitgetheilten Soldatenbriefe des August Renz geht hervor, daß Horn hier mit seiner Erdichtung nicht das Richtige getroffen. Nach ihrem eigenen Feldpostbriefe an den Bruder ist es unmöglich, daß sie selbst brieflich dem Vater ihren Entschluß mitgetheilt, Soldat zu werden.

Ihr letzter Feldpostbrief an den Bruder lautet:

„Das Datum weiß ich nicht, wir haben keinen Kalender, und man merkt gar nicht, wenn Sonntag ist.

Lieber Bruder!

Es ist mir noch immer geglückt, ganz unerkannt zu bleiben; kann ich nicht ein Quartierbillet für mich allein bekommen, so ist gewöhnlich der kleine Arnold von 15 Jahren mein Kamerad. Im Biwack habe ich mein Lager immer allein. Wegen meiner Stimme necken sie mich; da habe ich mich für einen Schneider ausgegeben, die können auch eine feine Stimme haben.

Komme ich nicht wieder zurück, dann sage ich Dir in diesem Briefe das letzte Lebewohl, dann, theurer, guter Bruder, lebe ewig, ewig wohl! Ich kann vor Thränen nichts weiter sagen, als daß ich auch noch im Tode treu und ewig mit Liebe sein werde Deine Dich ewig liebende Schwester

Leonore, genannt August Renz.“

Der wehmüthige Schluß dieses letzten Briefes zeigt, wie weich ihr Herz war, als sie die Ahnung des nahen Todes durchzuckte.

Den erwähnten Aufsatz über das Heldenmädchen von Potsdam von Schelowsky finden wir auch gleichlautend im elften Hefte des dreiunddreißigsten Jahrganges des

„Soldatenfreundes" von L. Schneider. Dieselbe Zeitschrift bringt zu dieser Biographie einige Ergänzungen in dem Artikel „In Reih' und Glied" (sechsunddreißigster Jahrgang, sechstes Heft). Die Aufnahme des August Renz in das Corps der schwarzen Jäger geschah durch den Feldwebel der Büchsenschützen, Herrn von Nostiz, der später sächsischer Minister wurde. Von den besonderen Thaten des August Renz wird hervorgehoben, daß er, bei Lauenburg abgeschnitten, muthig über die in Flammen stehende Brücke der Steckenitz zu den Seinen vordrang und so der Gefangenschaft entlief. Ihr Nebenmann war der alte Mädchen- und Zeichenlehrer Markworth aus Berlin. Ihm entdeckte sie auch zuerst ihr großes Geheimniß, als die Kartätschenkugel ihren linken Schenkel zerschmettert hatte. Wie großes Aufsehen ihr Handeln und Sterben im ganzen Vaterlande verursachte, bestätigt uns die Thatsache, daß Friedrich Duncker, der Geheimsecretär Friedrich Wilhelm's III., während des Wiener Congresses daselbst eine Oper: „Eleonore Prochaska," dichtete, welche Ludwig van Beethoven theilweise in Musik setzte.

Ihr Heldenleben ist vielfach von Dichtern in Poesie und Prosa verherrlicht worden. Wir theilten im Eingange das Lied von Rückert mit; es ist das bekannteste wohl, doch nicht das schönste. Größeren Werth besitzt das Lied von Friedrich Förster, der mit seinem August Renz in Reih' und Glied stand und somit auch als nächster Kamerad den Verlust viel schmerzlicher fühlen mußte. Rückert spricht die Gedanken aus, welche man allgemein empfand: Förster's Lied ist erlebt, spricht unmittelbar. Es schildert uns den Ehrentag des Jägers August Renz höchst lebendig. Die schwarzen Jäger haben es oft nach der Weise des Mantelliedes „Schier dreißig Jahre bist Du alt" gesungen; wir schließen mit demselben unsere Skizze:

Ich hatt' einen braven Kamerad',
Kein tapf'rer war im Feld.
Und galt es, verwegen zu jagen,
Den Feind aus der Schanze zu schlagen:
Wir waren uns treu gesellt.

Ein feines Bürschchen war er noch,
Ein blutjung' Milchgesicht;
Und neckten ihn gute Bekannte,
Dann sang er im hohen Discante:
„Die Schneider sind anders nicht!"

Nie wich er von meiner Seite,
Gefällig und behend;
Er verstand gut zu kochen, zu waschen —
Nun hatt' ich ganze Gamaschen
Und auch ein weißes Hemd.

Bei Lüneburg in der Haiden,
Da liegt ein großer Wald.
„Auf, auf, zum fröhlichen Jagen!
Die Franzosen herausgeschlagen!"
Das Büchslein blitzt und knallt.

Und vor dem Wall da draußen
Empfing uns Kanonengruß.
„Spielt auf, spielt auf zum Tanze!
Ihr Brüder, wir stürmen die Schanze,
Den Feinden zum Verdruß!"

Mein Bürschchen nahm eine Trommel!
„Trum, trum!" so marschirt er voran.
Den Sturmschritt hat er geschlagen —
Wir stürmten ohne Verzagen
Den grünen Hügel hinan.

Und als nun die letzte Salve kam,
Da stürzten sie Mann bei Mann,
Da sank auch mein Kamerad nieder!
„Ach," rief er, „nehmt Euch, Ihr Brüder,
Eines armen Mädchens an!"

Und wenn's mein eig'ner Bruder wär' —
Jetzt vorwärts zu dieser Stund'!
Hurrah! Auf die Schanzen gesprungen!
Ihr Kanonen habt ausgesungen —
Wir stopfen Euch Euern Mund!

Es waren die ersten Kanonen,
Gewonnen von dem Feind.
In dem Pulverdampf inmitten,
Wir haben wie die Kinder d'rauf geritten,
Und haben vor Freuden geweint!

Und, war nun auch der Jubel groß,
Ach, Eins ging mir doch nah!
Wo ist mein Kamerad geblieben?
Es wollt' mich zum Tode betrüben,
Daß ich ihn nicht bei uns sah.

Da unten auf grüner Haide todt,
Da lag eine Jungfrau zart.
Prochaska war sie geheißen —
Das tapferste Mädchen in Preußen!
Sie war mein Kamerad.

Fontane's Krieg von 1866.

Die Schmerzen von 1866 sind jetzt besiegt. Angesichts der Lorbeeren, welche die Krieger des ganzen Deutschlands auf französischen Schlachtfeldern erkämpfen, muß die düstere Erinnerung schweigen, daß die neue Herrlichkeit des Vaterlandes nur durch einen Krieg begründet werden konnte, in dem Deutsche gegen Deutsche standen. Wie die Mutter der Gefahren, Schmerzen und Aengsten der Geburtsstunde vergißt, wenn



sie ihr schönes, viel versprechendes Kind sieht, so gedenken wir nicht mehr der Bangigkeit, die uns bei dem Kampfe Oesterreichs und Preußens befiel und durch den Prager Frieden nicht von uns genommen wurde. Es mußte sein, sagen wir uns, daß Oesterreichs Widerspruch gegen die preußische Führung zum Schweigen gebracht wurde, damit die Deutschen unter dieser Führung wieder zu der Stelle unter den



Völkern emporstiegen, welche sie vor dem dreißigjährigen Kriege eingenommen hatten.

Fontane's Werk erzählt von den Wehen, denen das heutige Deutschland seine Entstehung schuldet. Die Entscheidung fiel in Böhmen, der Krieg im westlichen Deutschland war mit Ausnahme von Langensalza blos ein Nachspiel, das die Bewahrung der

süddeutschen Waffenehre zum Zweck hatte. Bei den Bewegungen der preußischen Armeen in Böhmen entfaltete sich die überlegene Strategie, die wir heute wieder bewundern. Unterstützt durch die Tüchtigkeit der Truppen, die durch alle Grade vom General bis zum einfachen Soldaten die gleiche war, gab sie von vorn herein die sichere Gewähr des Erfolges. Für Fontane war es eine schöne Aufgabe, die großen und einfachen Gedanken dieser Strategie anschaulich zu machen. In einem eigenen Abschnitte: Die Kriegspläne, führt er uns in die Werkstatt ein, in der General von Moltke, alle moralischen und materiellen Factoren in seine Rechnung hineinziehend, seine Pläne entwarf. Der österreichischen Heerführung läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren. Von dem Benedek'schen Kriegsplan, der allgemein getadelt wird, weil er nicht zum Siege geführt hat, sagt Fontane: „Er scheiterte einerseits an unserer großen taktischen Ueberlegenheit, wobei das Zündnadelgewehr eine nicht unwesentliche Rolle spielte, andererseits an jener Fülle von Hemmnissen, die man kurzweg als österreichisches System zu bezeichnen pflegt. An geistigen Fähigkeiten gebrach es der österreichischen Heeresleitung nicht, wohl aber an moralischen, und das gut Angelegte, kühn und klar Gedachte, es ging in erster Reihe zu Grunde nicht an einem Verstoße gegen sogenannte Fundamentalprincipien, sondern es litt Schiffbruch eben am System, an Geheimnißkrämerei und Wichtigthuerei, an Rivalität und falscher Rücksichtnahme, an Mißtrauen und Eigensucht." Der böhmische Kriegsschauplatz findet eine ausführliche Darstellung, die sich hoch über eine gewöhnliche militärische Terrainbeschreibung erhebt und auch den Volkscharakter berücksichtigt. Die detaillirte Kriegsgeschichte beginnt mit dem Feldzuge im Isergebiete und folgt den Begebenheiten bis zur Schlacht von Königsgrätz. Fontane beobachtet das allein richtige System, bei der tief eingehenden Schilderung der Thätigkeit der einzelnen Heeresabtheilungen immer auf ihren Zusammenhang mit dem Ganzen der Operationen hinzuweisen. Durch die häufige Mittheilung von Briefen, die von Offizieren und Soldaten nach den Gefahren geschrieben wurden, verleiht er seiner Erzählung den frischen Eindruck des Selbsterlebten. Ein episches Element tragen die Soldatenlieder hinzu, die vor dem Feind entstanden und die Geschichte eines Regimentes, eines Gefechtes, oder den Tod eines geliebten Führers besingen. Die reiche Illustration (sieben Porträts und hundertvierundsechzig Abbildungen und Pläne in Holzschnitt) ist zugleich eine ungewöhnlich gute. Viele der Holzschnitte, theils militärische Genrebilder, theils Ansichten von Städten oder Landschaften, sind kleine Kunstwerke. Ueberhaupt ist die ganze Ausstattung durch die Verlagshandlung (Berlin, R. von Decker) eine eben so gediegene wie elegante. Der zweite Band wird den Krieg in Böhmen bis zum Ende erzählen, der dritte (oder zweite, denn die zwei ersten Bände werden als Halbbände bezeichnet und gelten zusammen für einen) den Main-Feldzug besprechen.

Literarisches.

Unter den vielen literarischen Gelegenheitserscheinungen verdient die im Verlage von Franz Lipperheide in Berlin herausgekommene Sammlung: „**Lieder zu Schutz und Trutz.** Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870" besondere Aufmerksamkeit wegen der reichhaltigen Sammlung von Originalbeiträgen, welche zum Theil sogar autographirt eingefügt sind, sowie wegen der wirklich schönen Ausstattung des Ganzen. Es mag dahin gestellt bleiben, ob sich die Beigabe von Autographen bei den meisten dieser modernen Dichter rechtfertigen läßt; immerhin ist es einmal etwas Anderes als die ewigen Illustrationen und bildet eine originelle Zierde, durch welche der Käufer außer der Auswahl an zeitgemäßen Gedichten, unter denen viele von bleibendem und hohem Werthe sind, ein autographisches Album erhält, welches schon der Eigenthümlichkeit wegen dazu beitragen wird, die Erinnerung an diese glorreichen und opferfreudigen Tage wach zu erhalten. Der ganze Reinertrag des Unternehmens ist für die Vereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger des gesammten deutschen Heeres bestimmt. Man pränumerirt stets auf drei Lieferungen, die zusammen einen Thaler kosten, was bei der brillanten Ausstattung des Werkes sehr billig ist.



Die deutsche Küche.

Culturstudien

von

Karl Braun-Wiesbaden.

I.

Wie ich an's Kochen kam.

Sie werden mich ohne Zweifel fragen, wie ich dazu komme, die Kochkunst zum Gegenstand meiner Studien zu machen. Es kostet mich einige Ueberwindung, diese Frage zu beantworten. Allein ich schulde Ihnen die Wahrheit. Hier ist die Antwort:

Die Emancipation der Frauen macht riesenhafte Fortschritte. Sie wissen, daß eine berühmte deutsche Schriftstellerin mit dem äußersten Nachdruck verlangt, die deutschen Frauen für wählbar in den Reichs- und Landtag erklärt zu sehen. (Allgemeine Wehrpflicht für das weibliche Geschlecht wird wohl dann auch nachfolgen; denn Wehrpflicht und Wahlrecht sind bei uns ja correlative Begriffe.)

Ich las den Aufsatz, der dies Verlangen ausspricht, kürzlich unserm Präsidenten vor. Sie kennen den eisernen Mann, den nichts aus der Fassung, aus dem Maß und aus der Würde bringt, dessen Stimme und dessen Klingel selbst die stürmischsten Wogen des Parlaments zu beschwichtigen wissen. Aber, als ich ihm dieses Actenstück, diesen Anspruch auf Menschenrechte des weiblichen Volkes, kundgethan, erblaßte er. Schnell wieder gefaßt, schien er zu glauben, ich scherze. Als ich ihm aber die Sache schwarz auf weiß zu lesen gab, murmelte er halblaut: „Da präsidire der Teufel! Was würden sich die aus dem Ordnungsruf machen? Noch weniger als Liebknecht! Die würden immer Alle auf einmal sprechen, wie in der Kaffeegesellschaft!" Er wurde an dem Abende nicht wieder munter; die Abgeordneten Jenny, Fanny u. s. w. gingen ihm im Kopfe herum.

Ich aber sage Ihnen, wenn Die einmal wählbar sind, dann ist's mit uns aus. Von uns wird dann Keiner wieder gewählt. Sie wetteifern mit Dr. Johann Jacoby an Radicalismus und Abscheu vor allen Commissionsarbeiten. Und Versprechungen werden sie den Wählern der Art zu machen wissen, daß der promissorische Riese und Versprech-Virtuos Ferdinand Lassalle gegen sie nur ein Zwerg ist. Sie stechen uns aus.

Dann werden Sie uns von der Kanzel herunter und aus den Gerichtssälen hinauswerfen. Denn das ist ja wahr: mehr Suada, als wir, haben sie schon. Und endlich, da sie ohnehin schon das Hebammengeschäft haben, also in der Ars obstetricia schon dominiren, so werden sie uns die Chirurgie und die Medizin mit Leichtigkeit entwinden. Kurz: wir werden depossedirt, wir Männer.

Und was bleibt uns dann noch? Kinder gebären und ernähren? — Unmöglich!

Flicken und stricken? — Schwierig! Uns putzen? — Geschmacklos! Schriftstellern? — Ja, aber die Damen haben uns ja heute schon alle ernsthaften Fächer weggeschnappt. Sie dociren selbst in Romanen und Briefen Philosophie, Volkswirthschaft, Jurisprudenz, Socialwissenschaft aller Art, aus der Heimath und aus der Fremde.

Ich sehe deutlich vor mir, wie Ihnen, während Sie diese Zeilen lesen, nach und nach das Entsetzliche klar und immer verzweifelter zu Muth wird, wie Sie sich in die Haare fahren, wie Sie nach Luft schnappen und endlich mit Zenturione in Schiller's Fiesco rufen: Spricht da die Hölle oder das Tollhaus?

Ich aber antworte Ihnen in stiller Resignation mit dem schwermüthigen und düstern Verrina:

„Ich geh' zum Andreas!" d. h. ich werde Koch.

Bleibt uns denn, wenn die Herren Damen uns alles Uebrige abgenommen, noch etwas Anderes übrig, als der Kochlöffel und der Bratspieß?

Ich hoffe, ich habe im Obigen ihre Interpellation in befriedigender Weise beantwortet und wende mich jetzt zur Sache.

II.

Deutsche Küche.

Der Graf zu Münster, in der Vorrede zu seinem Kochbuche („Gute Küche." Eine Sammlung von Gerichten für Reiche und Arme, Gesunde und Kranke. Nach dem englischen Dainty dishes der Gräfin zu Münster geb. Lady Harriett St. Clair, deutsch herausgegeben und mit einer Vorrede versehen von Georg Graf zu Münster. Berlin, Verlag von Otto Janke, 1870), erhebt gegen die deutsche Küche folgenden Vorwurf:

„Gebratenes Fleisch giebt es leider in Deutschland fast gar nicht mehr. Im Sparofen gebratenes Fleisch nennt man heut zu Tage so, aber mit Unrecht. Ein wirklich wohlschmeckender und namentlich für den Kranken gesunder Braten läßt sich nur am offenen Feuer, nur am Spieße machen, und das aus mehreren Gründen. Jedes Fleisch, welches einige Zeit vor dem Braten aufgehängt gewesen ist, hat, wenn es nicht sehr vorsichtig behandelt wird, einige Stellen, wo namentlich das Fett nicht mehr ganz frisch ist, wo es anfängt, den ersten Proceß der Verwesung durchzumachen. Stellt man nun ein solches Stück Fleisch in den Ofen, so durchzieht dieses verdorbene Fett das Fleisch, es entwickeln sich Dünste im Ofen, die schädlich auf das Fleisch wirken. Ist der Braten dagegen am drehenden Spieße vor dem offenen Feuer, so schließen sich durch Einwirkung des Feuers die Poren des Fleisches, das Fett fließt nach außen ab, und es hat außerdem die Einwirkung der atmosphärischen Luft einen ganz besonders günstigen Einfluß auf den Braten.

Man ist von der Verschwendung, die früher oft in deutschen Küchen herrschte, wo oft zwei und drei Körbe Holz verbrannt wurden, um eine Schnepfe zu braten, zu dem andern Extreme übergegangen und hat alles offene Feuer aus den Küchen verbannt. — Man kann ebenso gut am Steinkohlenfeuer als am Holzfeuer einen guten Braten machen. Man kann einen ganz schmalen Rost haben, vor dem an einem sogenannten bottle-jack (einer Bratuhr) sich ein Braten mit sehr wenig Kohlen machen läßt. In englischen größeren Küchen wird der Spieß gewöhnlich durch einen sogenannten smoke-jack in Bewegung gesetzt, es werden Flügel im Schornstein durch den Luftzug gedreht.

Mit dieser Bratuhr (bottle-jack) und einer einfachen Blechschüssel zum Untersatz, läßt sich auch sehr gut an jedem offenen Kamine braten. — Ebenso läßt sich eine gesunde, gute Hammelcotelette, welche die kräftigste und leichtest zu verdauende Kost für Reconvalescenten ist, mit dem Drahtrost, der vor den Kamin gehängt wird, am besten und leichtesten bereiten. Aus einem offenen Kesselloche des Herdes lassen sich auf liegendem Roste Beefsteaks und Cotelettes in jeder Küche ohne besondere Vorrichtung machen."

So der Graf zu Münster.

Der von ihm mit Recht so sehr gepriesene Bratspieß, welcher sich jetzt in Deutschland nur noch in Palästen, großen Hotels oder sehr vornehmen, wohl situirten und gut geregelten Privathäusern findet, war früher allgemein herrschend in Deutschland. Erst seit dem dreißigjährigen Krieg ist er verschwunden. Allein schon seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts

beginnen in Deutschland die Spuren des allgemeinen wirthschaftlichen Verfalls, welcher mit Naturnothwendigkeit auch den Verfall der Kochkunst zur Folge hatte. Ich habe den Beginn der rückläufigen Bewegung nachzuweisen versucht in einer Abhandlung betitelt: „Zur Geschichte der wirthschaftlichen Entwickelung Deutschlands in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts“ welche zuerst in Faucher's Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte (Bd. XXVI. und XXVII., oder Jahrgang 1869, Bd. 2 und 3) erschienen und dann auch in der Neuen Folge meiner „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei“ (Berlin, Kortkampf, 1870) Bd. I. S. 258 bis 335 unter der Ueberschrift „So war es vor dreihundert Jahren“ wieder abgedruckt ist. Ich verweise auf diese allgemeine Auseinandersetzung, um hier bei meinem speciellen Gegenstande verbleiben zu können, nämlich bei der deutschen Küche und insbesondere bei deren Bratspieß.

Die Autorität des Bratspießes, welche noch im fünfzehnten Jahrhundert außer Zweifel stand, begann schon Ende des sechzehnten erschüttert zu werden. Wir haben dafür die unzweifelhaftesten Belege.

Bei der Reichhaltigkeit der zu Gebote stehenden Quellen ist es zu verwundern, daß noch Niemand eine gründliche Geschichte der deutschen Küche geschrieben hat. Eines der ersten Bücher, auf welche man in Deutschland die von dem „Gensfleisch vom guten Berg,“ gewöhnlich Guttenberg genannt, erfundene Kunst anwandte, war ein Kochbuch. Dann haben wir ein ebenso ausführliches als lehrreiches deutsches Kochbuch, welches auf der Grenze zweier Jahrhunderte, des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, steht, also an einem, oben bereits als kritisch bezeichneten Wendepunkte.

Das Kochbuch, von welchem ich spreche, bildet den ersten Theil eines Werks, nach damaligen Begriffen eines Prachtwerks ersten Ranges, welches in sechs starken Bänden in groß Quart in der Zeit von 1608 bis 1615 bei Paul Helwig in Wittenberg erschienen ist unter dem Titel: Das Hausbuch des Magister Johannis Coleri (eines Berliner Gelehrten) und von der Hauswirthschaft und allen möglichen mit derselben in Zusammenhang stehenden Dingen handelt, z. B. vom Bierbrauen, vom Backen, vom Bleichen, Viehzucht, vom Wiesen-, Wein- und Ackerbau, Garten- und Waldwirthschaft, von der Gesundheitspflege, von Hausarzneien und Hausapotheken; von dem Dienstbotenwesen, von Meiereien und Vorwerken (hier „Forberck“ genannt), vom Samen- und Säewerk, als Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Erbsen, Wicken, Lein, Hanf, Heidekorn, Linsen, Bohnen, Möhren, Rüben, Zwiebeln, Kohl, Rettig, Knoblauch und wie man alles das vor dem Ungezieser beschützt; von der Viehzucht, namentlich von den Pferden, Ochsen, Kühen, Schafen, Ziegen, Schweinen, von Hunden und Katzen, vom Federvieh, namentlich von Schwanen, Gänsen, Enten, Pfauen (der Pfau galt damals für einen Leckerbissen!), Fasanen, calecutischen und gemeinen Hühnern, Tauben, Bienen u. s. w.; von der Jagdkunst, allerlei wilden Thieren und Wildprets, vom Vogelfang und was dazu gehört, von Fischen und Fischereien, wie man alle diese Geschöpfe Gottes fangen, zähmen, gewöhnen, abrichten und allerlei lehren kann, item von eines Jeden Alter, Natur und Eigenschaften, auch wie man sie zu allerlei Kurzweil, Speisen und Arzneien nützlich gebrauchen kann und soll; von allerlei Wasser und wie man dieselben destilliren soll, von mancherlei Arzneien und Salben und anderen guten Sachen, die ein jeder Hauswirth meist selbst zurichten und machen, auch im Nothfall innerhalb und außerhalb seines Leibes gebrauchen kann, von der abscheulichen Seuche der Pestilentz und deren Behandlung oder cura, und schließlich ein „Quodlibet von allerlei gemeinen Sachen zuzurichten, da ansonsten ein Hauswirth täglich mit dem Pfennig danach schicken muß.“

Ich habe absichtlich in Obigem einen Theil der sehr weitläufigen, mit reizender Abwechslung, roth und schwarz gedruckten Titel der zweiten Auflage der sechs umfangreichen Bände abgeschrieben, um den Appetit des Lesers zu reizen. Er wird den Versuch, sich mit diesem Werke, das er überall in den älteren öffentlichen Bibliotheken findet, bekannt zu machen, gewiß nicht bereuen. Er findet da die vollständigste Schilderung, wie unsere Vorfahren vor mehr als drittehalb Jahrhunderten gewirthschaftet, gelebt und sich erlustiret

haben; und er kann dann selbst seine Vergleichungen machen, in welchen Dingen wir vorgeschritten und in welchen wir zurückgegangen sind. Dabei darf er jedoch nicht vergessen, daß zwischen Damals und Heute der dreißigjährige Krieg und der ganze Wirrwarr der centrifugalen, nach Fremdherrschaft hindrängenden Territorialwirthschaft, nebst all ihren unseligen Folgen (die sich nicht auf die Politik beschränkten, sondern auch die Haus- und Küchenwirthschaft in Mitleidenschaft zogen) in der Mitte liegen, und daß das wirthschaftliche Leben in Deutschland seinen neuen Aufschwung erst wieder gewonnen mit Errichtung des Zollvereins, welcher letzterer durch Gründung des Norddeutschen Bundes seine nöthige Vervollständigung, Garantie und Consistenz erhielt. Coler betont ausdrücklich in der Vorrede, daß er nicht sein Werk „aus anderen und namentlich aus fremdländischen Büchern zusammengeraspelt, sondern Alles aus dem rechten Buch der Natur und aus der täglichen Erfahrung in deutschen Landen entnommen habe. Denn, sagt er, ich bin hier auf deutschem Boden, bei den frommen und redlichen Deutschen; mit denen will ich reden und handeln; und was Gelehrte aus fremden Landen in ihren Büchern und Schriften lehren, das will sich offt allhier bei uns in Deutschland nicht schicken; denn sie haben dort einen andern Himmel, Luft, Wasser und Erde, als wir haben; und sie wissen Aecker, Weinberge, Wiesen, Gärten und andere Dinge nach ihrer Art anders zuzurichten, denn wir; darumb wollt' sich's oft nicht schicken, wenn man ihnen sollte nachfolgen."

Der erste Band von Coler's Hausbuch enthält auch das Kochbuch. Er ist dem Freiherrn Bernt von Arnim, kurfürstl. brandenburgischem Geheimen Rathe, Marschalk und Landvogt in der Uckermark, Erbsassen auf Bötzenburg gewidmet, dem Ahnen des jetzigen Reichstags- und Herrenhausmitgliedes Grafen Adolf von Arnim-Boitzenburg. Der Specialtitel dieses ersten Bandes heißt: „Erster Theil, darinnen begriffen und ausführlich erkläret ist, wie ein Hauswirth, nachdem ihn Gott der Allmächtige mit Gütern gesegnet, nächst Gott ferner selber seine Nahrung anstellen, auch fruchtbarlich genießen und gebrauchen soll, alldiweil in solchem angezeigt wird, wie ein Hauswirth erstlich sein Gesinde wohl regieren soll, hernach von allerlei Sachen zur Haushaltung gehörig, als von Brauen, Backen, Bleichen, Weinbergen, Gärten, Holzung, Ackerbau, Viehzucht, Jagden, Fisch- und Vogelfang, endlich von einer Haus-Artzenei oder Hausapotheken vor den gemeinen Mann. Itzow auf's Neu übersehen, corrigiret und mit nützlichen Marginalibus (Inhaltsnoten am Rande) auch ordentlichen Registern verbessert."

Das Werk ist mit zahlreichen und für den damaligen Stand der Technik vortrefflichen Holzschnitten geziert. Das Titelbild des ersten Bandes ist dreitheilig, wie ein Altargemälde mit Flügeldecken: links Land-, Haus- und Forstwirthschaft nebst Viehzucht, letztere repräsentirt durch ein riesiges Vorstenthier; rechts ein großer, schön gewölbter Weinkeller, worin ein Küfer mit Auffüllen eines Stückfasses beschäftigt ist; in der Mitte die Küche: ein geräumiges Gemach mit gewölbter Decke, ein großes Fenster mit viel kleinen runden Scheiben; eine lange „Anrichte" (Buffet), darunter Schränke, darüber ein Schüsselbrett, mit prahlend aufgestelltem blinkenden Küchengeschirr; in der Mitte ein kolossaler Herd mit offenem Feuer, darüber ein Bratspieß mit einer Vorrichtung, welche das Fett aufgießt, Alles gedreht von einem keuchenden Hunde; im Gegensatze zu letzterem sitzt die Köchin ruhevoll auf einem bequemen Lehnstuhl, die Beine über einander geschlagen und die Arme gekreuzt, gut gekleidet, die Haare in ein weißes Tuch eingeschlagen. Es wäre zu wünschen, unsere deutschen Küchen von Heute sähen alle so behäbig und appetitlich aus, wie diese da vor zweihundertzweiundsechzig Jahren.

Allein während das Titelbild eine holzschnittliche Verherrlichung des Bratspießes bildet, wird diese segensreiche Institution in den letzten Sätzen des ersten Theiles mit Worten in Zweifel gezogen. Ich will diese Stelle des Gräflich Arnim-Boitzenburg'schen Kochbuchs zur Vergleichung mit dem Gräflich Münster'schen hierhersetzen. Sie lautet (Seite 191 u. ff.) so:

„Beschluß.

„Dies sei nun also genug vom Kochen gesagt. Wer weiter in einer Stadt oder in einem Lande etwa ein sonderlich gutes Gericht antrifft, Der mag auch dies hierin noch verzeichnen. Denn auch das Kochen

ist nachgerade schier eine unendliche Kunst (ars longa, vita brevis) geworden, die Niemand auslernt, sondern daran man weiter und immer weiter lernen muß. In Summa heißt es: Spartam nactus es, hanc orna, d. h. Worauff sich Einer begiebt, da muß er sein Leben lang nachgehen, und je mehr und mehr drinnen lernen. Denn die Weltkinder denken ihren Sachen immer weiter nach und will ein Ding immer ein anderer besser machen, und Ruhm vor einem anderen haben und behalten. Es ist uns genug, daß wir nur etwas von einem Dinge melden, und gleichsam sedes ordinarias materiarum setzen und machen, daß ihm ein fleißiger Hausvater immer mehr dazu zeichnen und in seinem Haushalten darnach desto besser fortkommen kann. Man pflegt sonsten zu sagen: ländlich, sittlich, ein jeglich Land hat seine Arten und Compendia, wie man's nur an den Braten sieht, denn an etlichen Orten braten die Menschen so, an anderen so. Da muß man mit Unkosten einen Bratenwender halten, der die Braten am Spieße beim Feuer stets umdreht, und geschieht solches mit großer Ungelegenheit. Denn da gehen Unkosten auf den Wender, Unkosten auf's Holz und Kohlen, Unkosten und Schaden auf die Materien, denn darnach der Braten gewendet wird, darnach wird er auch gahr, wenn er bisweilen stille hält und sich dann wieder durch einen raschen Schwung des Spießes regieren läßt, so brät er ihn an einem Ort gar, am andern ist er noch halb roh, oder schleudert den Braten gar ab, wenn er mürbe oder gar ist, daß er in die Asche fällt. Da verbrennet und verderbet man viel Bratpfannen, das Gesinde frißt oder dunket in Abwesenheit der Frauen das Fett aus, und wird bisweilen der Bräter mit großer Gefahr seiner Gesundheit schier so gahr als der Braten. An etlichen Orten braten die Hunde, so dazu gewöhnet sein, da sie im Rade laufen, und also den Spieß mit dem Braten umdrehen. An etlichen Oertern hat man sonderliches Bratzeug mit Gewicht und Rädern (Jack), da bisweilen der Zeug so viel kostet, als die Braten, die man innerhalb einem ganzen Jahr damit braten möchte. An etlichen Oertern hat man Bratröhren in den Oefen, darin man die Braten in eine Pfanne setzt und vornen ein Blech vorschiebt. Das ist wohl eine feine Art, sonderlich im Winter; aber es giebt in den Stuben einen starken Geruch oder Gestank, den nicht ein Jeder in seinem Kopf vertragen kann. An etlichen Oertern heitzen die Becker am Sonntag früh den Backofen, darein setzen sie die Braten in einer Pfannen, welche von den Nachbarn häufig hingebracht werden. Da kann man seinen Braten mit zwei oder drei Pfennig gebraten bekommen, ohne alle weiteren Schaden und Unkosten. Also geschieht's auch oft in andern Sachen, als mit dem Bleichen der Leinwand, da sind die Schlesischen Weiber viel behender drauf als andere, können auch viel weißer bleichen, denn andere, davon an seinem Ort weiter Bericht geschehen soll.

„Es hüte sich aber ein Jeder fleißig vor den Speisen, welche der Donner getroffen oder berühret hat. Denn der Donner hat eine giftige, schädliche Sucht an ihm (an sich), durch welche die angerührten Dinge vergiftet werden."

Soweit Coler's Hausbuch.

Was den Bratspieß anlangt, so bin ich mit dem Grafen Münster völlig einverstanden. Wer nur einmal in England am Spieß gebratenes Ochsenfleisch und in Italien am Spieß gebratenes Geflügel gegessen hat, der kann nicht leugnen, daß wir in Deutschland mit unsern Sparöfen und unsern Bouillontöpfen sehr auf dem Holzweg sind, sowie, daß es Zeit wäre, diese Reminiscenzen an die schlechte und elende Zeit des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts abzuthun und zu den glorreichen Traditionen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts zurückzukehren, unter welchen, was die Hauswirthschaft anlangt, der Bratspieß eine der ersten Stellen einnimmt. Die Einwendungen, welche der ehrsame Magister Coler wider den letzteren vorbringt, sind veraltet. Der Fortschritt der Technik hat sie überwunden. Wer daran zweifelt, der gehe nur z. B. in Berlin in den Palazzo Strousberg, Wilhelmsstraße Nr. 70, und lasse sich dort den smoke-jack zeigen.

Was dagegen des Grafen Urtheil über die deutsche Küche anlangt, so kann ich ihm nicht durchweg beistimmen.

Er rühmt an der englischen Küche die Solidität des Rohstoffs und die Reinheit und Redlichkeit der Zubereitung, an der französischen die Feinheit, Schmackhaftigkeit und Sorgfalt der Appretur und die

Mannigfaltigkeit der Zuthaten, an der italienischen die geschickte Anwendung guten Oels, die Chocolade, das Eis, den Maccaroni, an der russischen die Pasteten, die Fische, den Thee, die in Zucker eingemachten Früchte.

Dann fährt er fort: „Die deutsche Küche ist leider nicht die beste und ganz entschieden die der Gesundheit am wenigsten zuträgliche;“ und dann folgt ein langer Anklageact wider die deutsche Kochkunst. Wenn mich die letztere als Angeklagte zu ihrem Defensor wählte, so würde ich ihr folgenden Vertheidigungsplan vorschlagen:

Zwei Anklagepunkte, den Sparofen und den Bouillontopf, würde ich zugestehn. Alles schlechtweg ableugnen, ist immer eine unkluge Politik, oder mindestens ein großes Wagniß. Vertheidigen lassen sich diese beiden Punkte nicht, wohl aber entschuldigen mit dem wirthschaftlichen Verfall Deutschlands, dem dreißigjährigen Kriege und alle dem Elend, was auf ihn gefolgt ist. Da unsere Köche und Köchinnen die schlechte Politik glücklicherweise nicht zu verantworten haben, so können ihnen hier „mildernde Umstände“ nicht verweigert werden; und wenn sie ernstlichst Besserung versprechen, dann kann die Begnadigung nicht ausbleiben.

Hinsichtlich der übrigen Anklagepunkte aber würde ich auf das allerentschiedenste rathen, „Nichtschuldig“ zu plädiren und sogar den Versuch zu machen, den Spieß (nämlich den der Vertheidigung, nicht den Bratspieß) herumzudrehen und als Angriffswaffe zu gebrauchen. Ich würde behaupten, daß der Graf zu Münster die eigentliche Volksküche in Deutschland, oder wenn ich so sagen soll, die „bürgerliche Küche“ (welche bei uns besser ist, als in denselben Schichten in England, Frankreich und Italien, von Rußland gar nicht zu reden!) vielleicht nicht hinreichend kennt, und daß seine Verurtheilung nur zutrifft auf die Küche gewisser Hotels und solcher vornehmer Häuser, wo man Alles der Dienerschaft überläßt, die Küche aber insbesondere einem „Chef de cuisine“ und sonstigen kosmopolitischen fahrenden Leuten, welchen deutsche Art fremd ist.

Doch statt mich in allgemeinen Reflexionen zu erschöpfen, will ich gleich in die Details gehen.

III.

Norddeutsche Küche.

Wenn ich von der norddeutschen Küche spreche, so meine ich damit vorzugsweise die des niedersächsischen Stammes.

Die deutsche Küche hat nämlich nicht blos ihre gemeinsamen nationalen Eigenschaften, sondern auch solche, welche einem jeden Stamme eigenthümlich sind; und auf diesem Gebiete sind einmal wirklich die sonst so viel berufenen und verrufenen berechtigten Eigenthümlichkeiten beinahe eben so viele Tugenden.

Freilich der flüchtige Reisende in Deutschland, namentlich wenn er die Geschichte der deutschen Nation und ihrer alten Cultur entweder gar nicht oder nur oberflächlich kennt, weiß und merkt von Alledem gar nichts. Er rutscht von Eisenbahnstation zu Eisenbahnstation; er wird auf jeder Station, wo er verweilt, mittelst eines Fuhrwerks in das bekannte, mit Recht oder Unrecht mit einem Sterne decorirte Hotel befördert, wo man ihn in eine Zelle einsperrt, die man, nach der Analogie eines Löffelfutterals, ein „Menschenfutteral“ nennen könnte; und an der Table d'hote und im Coupé der Bahn findet er nur Menschen, die ebenso langweilig und unwissend sind als er selbst; dann zieht er den unvermeidlichen Bädecker aus der Reisetasche und läuft, wo möglich mit Beihülfe eines Lohndieners, oder irgend eines anderen versimpelten Menschen, Spießruthen durch Sehenswürdigkeiten, wovon drei Viertel überhaupt nicht werth sind gesehen zu werden, das wirklich interessante letzte Viertel aber keinen Eindruck mehr macht, weil der geistige Magen überladen ist, oder weil sich das Perceptionsvermögen bereits abgestumpft hat, oder endlich, weil überhaupt die nöthigen Gaben und Gnaden fehlen, um richtige Eindrücke zu empfangen.

Gleichwohl kehrt der oberflächliche Reisende* (diese Species hat Yorik bei seiner Classification vergessen) quasi re bene gesta mit äußerster Selbstzufriedenheit nach Hause zurück. Er hat sein Pensum abgelaufen;

* Besondere Kennzeichen: liebt, in Ermangelung von Selbstvertrauen, sehr, sich als Stangen'scher Leibeigener an Gesellschaftsreisen zu betheiligen. Es ist aber besser mit Verstand, als mit Stangen zu reisen.

er hat Alles, was er gesehen hat oder gesehen zu haben glaubt, in seinem Bädecker angestrichen; und wenn er Abends im Familienkreise oder in der Stammkneipe sitzt (beim Norddeutschen findet in der Regel das Erstere, bei dem Süddeutschen das Letztere statt), dann steht ihm der Mund nicht still. Er erzählt von seinen Reisen, d. h. er erzählt, was im Bädecker steht.

Zuweilen erlaubt er sich sogar ein Urtheil über die Küche an den verschiedenen Orten, wo er war.

Der arme Ignorant, er weiß wirklich nicht, daß er unterwegs überall nur eine einzige Sorte von Küche genossen hat, nämlich die Hotelküche, welche sich je nach Beschaffenheit des Wirthes und des Hauses qualitativ und quantitativ wohl unterscheidet, aber virtuell auf dem ganzen europäischen Continent an den Touristen-Heerstraßen überall die nämliche ist, wie denn überhaupt die modernen Hotels, mögen sie in Paris oder Constantinopel, in St. Petersburg oder Madrid liegen, einander so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern.

Und auf der andern Seite weiß jener Ignorant wieder viel zu viel. Er kennt die 27 bis 30 deutschen Länder und Ländchen und deren Grenzen, während dies in Betreff der Küche vollkommen gleichgültig ist. Denn so wenig wie ein Hase die Landesgrenze respectirt und drüber hinausläuft, ohne an Legitimation, Heimathschein, Unterstützungswohnsitz oder Naturalisation zu denken, so macht's auch die Kochkunst, welche man in ihren örtlichen Tugenden und Untugenden jedoch nur dann kennen lernt, wenn man die Stallfütterung der kosmopolitischen Hotels durchbricht und sich auf freie Weide der bürgerlichen Küche begiebt.

Lernt man in dieser Art die deutsche Küche kennen, dann wird man finden, daß auch in ihr die vier großen deutschen Stämme die entscheidenden Eigenthümlichkeiten und Grenzen abgeben.

Diese vier großen Stämme sind: die Schwaben, die Baiern, die Franken und die Sachsen. Unter den letzteren, — das muß ich zur Vermeidung von Mißverständnissen schon hier betonen — darf man sich aber bei Leibe nicht die Bevölkerung des Königreichs Sachsen und der sächsisch-thüringischen Kleinstaaten denken. Letztere ist nicht „sächsisch," vielmehr stammt diese Bezeichnung nur von den Dynasten. Land und Leute sind da vielmehr thüringischen Stammes, und zwar nach Westen, nach der preußischen Provinz Hessen-Nassau zu, mehr mit fränkisch-chattischen, nach Osten zu mehr mit slavischen Elementen zersetzt. Die Sachsen als deutscher Stamm sitzen im Norden und zwar vorzugsweise im Nordwesten, in Westfalen, Hannover, den Elbherzogthümern. Man nennt sie jetzt „Niedersachsen" zum Unterschied von den als „Obersachsen" bezeichneten Einwohnern des Königreichs und vormaligen Kurfürstenthums Sachsen.

Beide Begriffe: das jetzige Land genannt „Königreich Sachsen" und der alte deutsche Stamm der Sachsen werden vielfach mit einander verwechselt, — sogar von sehr berühmten Leuten, wie z. B. von Napoleon I. In einer 1806 erlassenen Proclamation an das Kurfürstenthum Sachsen, welches damals von der Bundesgenossenschaft mit Preußen zu der mit Frankreich überlief, um sich mit dem rheinbündlerischen Helotenthum und der Königskrone beglücken zu lassen, sagt Napoleon: „Die Preußen haben versucht, Euch zur Anerkennung einer Oberherrschaft (richtiger eines Bündnisses wider die französische Fremdherrschaft) zu zwingen, welche Euch aus den Reihen der Nationen streichen würde. Die Manen Eurer Vorfahren, die so tapfer unter König Wittekind gefochten, würden sich darüber entrüsten." Bekanntlich hat nun aber Wittekind (richtiger: Witte-King) mit den Wettinern, und Niedersachsen mit Kursachsen nicht das Geringste zu schaffen. Auch bildet das letztere durchaus keine „Nation."* Man distinguire also!

Die Verwechslung der Kursachsen und der Niedersachsen auf dem Gebiete der

---

* Darüber, ob die Kursachsen oder Königlichen Sachsen eine „Nation" sind, hat merkwürdiger Weise noch vor Kurzem, nämlich am 4. Februar 1870, in der zweiten Kammer des Königreichs Sachsen ein sehr erbitterter Streit stattgefunden zwischen dem Abg. von Einsiedel, der es behauptete, und dem Abg. Leistner, der es bestritt. Vgl. das sehr amüsante und empfehlenswerthe Büchlein „Heiteres und Pikantes vom letzten Sächsischen Landtage" (Dresden, C. Heinrich. 1870). Wir ersehen aus diesen Verhandlungen, daß die sonst doch so höflichen Sachsen unter sich in der politischen Debatte ganz furchtbar boshaft und grob sind.

Kochkunst könnte leicht von verhängnißvollen Folgen sein. Denn es sind diametral entgegengesetzte Systeme.

Die Küche des Niedersachsen zeichnet sich aus durch die Güte des Rohstoffs und durch eine solide Massenhaftigkeit, welche auf Künsteleien und bloß äußerliche Reizmittel mit Verachtung herabsieht. Ueber die vegetabilischen Stoffe herrschen hier die animalischen Nahrungs- und Wärmungsmittel vor. Die erste Rolle spielt das Fleisch. Und dieses Fleisch ist gut. Denn das Vieh geht viel auf freier Weide. Es ist aber bekannt, daß das Fleisch, und namentlich das Ochsenfleisch, bei freier Weide unendlich an Kraft, Feinheit und Geschmack gewinnt, im Vergleich zu der Stallfütterung. Die Holländer, welche sich auf dergleichen verstehen, essen deshalb das in den Poldern und Marschen frei gemästete Vieh selbst, das in den Ställen mit den Abfällen der großen Brennereien von Schiedam u. s. w. aufgefütterte schicken sie den Engländern. Neben dem Fleisch macht sich das Schmalz bemerklich. Der Norden speist überhaupt weit fetter als der Süden und Westen von Deutschland. Ein westdeutscher Schriftsteller aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs erzählt uns von Lanzknechten aus der Mark Brandenburg und hebt als bemerkenswertheste Eigenschaft an ihnen hervor, daß sie den rohen Schinken und Speck ohne Brot essen und zuweilen sogar noch fingerdick mit Butter bestreichen, weil er ihnen sonst nicht fett genug ist. Im fränkischen Lande dagegen ißt man zum Brot entweder Butter oder Käse, aber nie beides zugleich. Als ich, von einer norddeutschen Universität zurückgekehrt, Letzteres in meiner fränkischen Heimath that, erregte ich allgemeinen Unwillen. Obst und Gemüse macht sich im Norden weniger bemerklich. Auch die Mehlspeise spielt in dem protestantischen Norden keine Rolle. Das Hamburger Rauchfleisch kann als würdiger Repräsentant der niedersächsischen Küche gelten. Freilich sind in einzelnen Gegenden die Tugenden derselben in den armen und elenden Zeiten nach und seit dem dreißigjährigen Kriege verloren gegangen. In Hannover z. B. wird, im Verhältniß zum Reichthum des Landes, hin und wieder auffallend schlecht gegessen, in einzelnen Gegenden namentlich auch von den wohlhabenden Bauern. Man vergleiche nur einmal die Küche derselben mit der der Pfälzer Bauern. Letztere steht unendlich höher. Gut gekocht wird in Meklenburg und theilweise in Pommern. Weiter östlich im Norden findet man manchmal auffallende Anklänge an die ostfränkische Küche, was mit Sicherheit darauf schließen läßt, daß hier massenhafte fränkische Einwanderung stattgefunden hat. (Aehnlich wie sich solche auch auf dem Harz, mitten unter den Niedersachsen, sehr deutlich aus Lebensweise, Mundart u. s. w. erkennen läßt.)

Ich will nur ein Beispiel anführen. Die Bürger der Stadt Elbing in Westpreußen, welche berühmt ist durch die mehr als unerhörte Behandlungsweise, welche ihr unter dem Ministerium Westphalen-Manteuffel zu Theil ward, sprechen einen höchst eigenthümlichen Dialekt, welcher in allen wesentlichen Stücken mit dem, welcher in der, viele hundert Meilen weit entfernten, weiland kurhessischen Stadt Fulda herrscht, übereinstimmt. Wie kommt das?

Fulda liegt in fränkischen Landen. Sein Dialekt, obgleich ebenfalls fränkisch, unterscheidet sich sehr wesentlich von dem der rings umliegenden anderen fränkischen Städte und Gauen, und zwar so, daß man früher in dem kurhessischen Landtage, und sogar jetzt noch in dem preußischen, den Abgeordneten für Fulda unter den übrigen fränkischen und hessischen Stämmen sofort an der Mundart herauskennt.* Die Mundart von Fulda hat nämlich eigenthümliche Vocale und Diphthonge und sonst allerlei Schnarren und Härten und alterthümliche Wendungen; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier, in dieser alten Bischofsstadt, die in ihren Erinnerungen an den heiligen Bonifacius anknüpft, sich der Dialekt früher entwickelte und feststellte, sich aber, da Fulda, früher Mittelpunkt der dortigen Cultur, später bei Seite geschoben und zu einem Landstädtchen degradirt ward (das jedoch jetzt wieder durch eine Eisenbahn neue und glückliche Impulse erhält), auch früher versteinert hat, während er sich in den angrenzenden

* Er heißt Heerlein und hat bei dem Beschlagnahme-Gesetz eine sehr charakteristische Schutzrede für den Kurfürsten gehalten. Als der letztere 1866 depossedirt ward, sagte man in Kurhessen:
„Den Herren sind wir los.
Das Herrlein ist geblieben."

Gauen im Fluß erhielt und sich immer mehr modernisirte.

Wir hätten also in Fulda den alten fränkischen oder altfränkischen Dialekt, wie ihn unsere Vorfahren vielleicht vor 500 und mehr Jahren sprachen. Einen ganz ähnlichen Charakter hat der fränkische Dialekt der hannoverischen Bergleute im Harz und der westpreußischen Bürger in Elbing. Es ist aber bekannt, daß eine vom Mutterlande oder vom Mutterstamme getrennte Colonie in ihrer Sprache die ältere Form conservirt, welche sie anderwärts verliert. Das Berliner Französisch z. B., das ein wenig scharf und hart klingt, hat offenbar seinen Ursprung in der ältern Aussprache, welche die Refugié's und Hugenotten importirt und conservirt haben. Man vergleiche auch das Holländische und Friesische im Verhältnisse zu den angrenzenden plattdeutschen Dialekten.

Hand in Hand mit diesen sprachlichen Wahlverwandtschaften gehen überall auch die der Küche, und es lohnte wahrlich der Mühe, beide in ihrem Zusammenhange zu verfolgen. Man würde häufig aus diesen lebendigen Urkunden mehr Wahres und Neues erfahren als aus den todten.

Es giebt eine Art Gebäck aus Hefenteig, in Schmalz gebacken mit Confitüren im Innern. Man nennt es hier Pfannkuchen, „Kräppel" in Hessen und Thüringen, „Krapfen" in Bayern. Dieses Gebäck nun heißt in Berlin „Nürnberger Pfannkuchen." Bei uns am Rhein aber heißt es „Berliner Pfannkuchen." Offenbar haben wir es von Berlin, und Berlin hat es von Nürnberg bezogen, wo es noch originaliter, aber wieder unter einem andern Namen, existirt. Sollten es wohl die Köche und Zuckerbäcker der Hohenzollern aus Nürnberg nach Berlin mitgebracht haben? Auch das ist dann ein „Monumentum Zollerianum." Wäre es nicht ein würdiger Gegenstand historischer Forschung? Ich weiß wenigstens Fällen, in welchen die letztere eine Unmasse von Fleiß und Scharfsinn auf weit unwichtigere Dinge verwandt hat, z. B. darauf, in welchem Hause zu Frankfurt am Main der Dichter Klinger geboren ist und welches „Wappen" er geführt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Geschichte der Stadt Rom. Auf Veranlassung Maximilian's II., Königs von Baiern, von Alfred v. Reumont. Drei Bände. Berlin, v. Decker'sche Hofbuchdruckerei, 1867—1870.

Ein großartiges Werk liegt vor uns, ein Werk von der höchsten Bedeutung und Wichtigkeit, in welchem wir die Bewältigung eines unermeßlichen Materials bewundern, dessen äußerer Umfang aber so beispiellose Verhältnisse angenommen hat, daß der Recensent fast vor seiner Aufgabe zurückschrickt. Wir haben es hier nämlich mit vier kolossalen Bänden zu thun (nominell sind es drei, aber der dritte enthält zwei Abtheilungen, jede einen starken Band für sich bildend), deren jeder einzelne an Umfang einem selbständigen Geschichtswerke gleichkommt. Die Geschichte der Stadt Rom ist beinahe die Geschichte der Welt und umgekehrt konnte die Weltgeschichte, wenigstens in manchen ihrer Perioden, fast für eine Geschichte der Stadt Rom gelten, denn sowohl das alte classische, wie das spätere päpstliche Rom übten, mehr als irgend eine andere Stadt auf Erden, weltbeherrschenden Einfluß aus. Dennoch aber war das Unternehmen nicht ohne Wichtigkeit, wenn auch eine außerordentlich schwierige Aufgabe, die Einzelgeschichte der weltbeherrschenden Stadt aus der allgemeinen Geschichte der von ihr zuerst mit der Macht des weltlichen, dann mit der des geistlichen Eroberers beherrschten Welt auszutrennen.

Etwas Aehnliches hatte schon früher Gregorovius, der beste Kenner des italienischen Mittelalters unter den Lebenden, unternommen und zwar für die Geschichte Roms zur Zeit der Entwicklung der weltlichen Macht und des Glanzes des Papstthumes, seines temporären Verfalles und seines Wiederaufschwunges nach der Beendigung der Baronenfehden des Mittelalters. Gregorovius' umfangreiches und gediegenes Werk wird nun freilich durch das oben angekündigte keineswegs überflüssig gemacht. Als die wichtigste Quelle für die Geschichtsforschung des römischen Mittelalters wird es stets unentbehrlich bleiben, aber der gewöhnliche gebildete Leser wird kaum im Stande sein, das unermeßliche Material, das ihm da geboten wird, einigermaßen zu durchdringen und seinem Geiste auch nur oberflächlich einzuprägen.

Auch für die classische Periode der römischen Geschichte war früher schon etwas Aehnliches versucht worden und zwar durch das interessante Werk des Franzosen Ampère „Histoire romaine à Rome."

Die Thatsache, daß das Erscheinen dieser beiden historischen Specialwerke, einem wirklich ge-

fühlten Bedürfnisse nachkommend, mit lebendigem Interesse und Beifall aufgenommen wurde, beweist wohl hinreichend, daß der Wunsch, eine Einzelgeschichte der weltbeherrschenden Stadt neben der allgemeinen Geschichte der von ihr beherrschten Welt zu besitzen, in dem gebildeten Publicum lebhaft vorhanden war. Namentlich die vielen Deutschen, welche alljährlich nach der historisch-interessantesten Stadt Europa's ihre Schritte lenkten, empfanden lebhaft das Bedürfniß, ein Werk zu haben, welches ihnen die verschiedenen Geschichtsperioden der von ihnen besuchten Weltstadt im Gesammtbild veranschaulichte, und das namentlich auch der Kunstgeschichte Roms, der Entstehung seiner classischen und mittelalterlichen Denkmäler, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und die verschiedenen Phasen der Entwicklung, der Blüthe, des Verfalls und der Restauration der schönen Künste ausführlicher ins Licht setzte, als es in den allgemeinen historischen Werken möglich war. Unter diesen Deutschen befand sich auch einer der aufgeklärtesten Fürsten unseres Jahrhunderts, der leider zu früh verstorbene Maximilian II., König von Baiern. Mit den zahlreichen früheren historischen und culturgeschichtlichen Werken Herrn von Reumont's wohl bekannt, und von dessen Kennerschaft sowohl in der antiken als der modernen Kunst Italiens unterrichtet, wußte er, daß Niemand geeigneter sein könne, ein solches Werk wie das vorliegende in Angriff zu nehmen und auszuführen, und übertrug ihm deshalb das schwierige Unternehmen.

Herr von Reumont hat seine Aufgabe glänzend gelöst. In seiner Behandlung der classischen Periode Roms (welcher der erste Band gewidmet ist) bewundern wir die Meisterschaft, mit welcher er den richtigen Weg zwischen der historischen Hyperkritik, welche, gleichsam das Kind mit dem Bade ausschüttend, fast das ganze hohe Alterthum Roms in Abrede stellt, und zwischen der fabelgläubigen Kritiklosigkeit eines Rollin einzuhalten wußte. Auch gehört er nicht zu jenen Phantasten, welche wie Ampère das Rom vor Romulus wieder construiren zu können vermeinen, noch zu jenen Ehrenrettern, wie Merivall und Stahr, die uns die bei Tacitus und Sueton so schwarz geschilderten Herrscher weiß waschen wollen. Seine historische Kritik ist überall eine gemäßigte, von vorgefaßten Meinungen freie. Auch in der Papstgeschichte freuen wir uns über seine verhältnißmäßig große Unparteilichkeit, was um so anerkennungswerther, als Herr von Reumont nicht nur als einer der eifrigsten, sondern auch — wir reden aus Erfahrung — exclusivesten Katholiken bekannt ist. Eine so völlig vorurtheilsfreie Beurtheilung der Schattenseiten des Papstthums, wie von einem Protestanten, dürfen wir freilich von einem Manne wie Reumont nicht erwarten. Wo jedoch unser Verfasser am meisten zu Hause ist, das ist die Geschichte des modernen und jüngstvergangenen Roms. Hier erkennen wir die Meisterschaft des Verfassers „der römischen Briefe eines Florentiners" wieder, jenes Erstlingswerkes des jungen Diplomaten, an das sich eine lange Reihe späterer Schriften über Italien anschließt, eine lange Reihe vorzüglicher schriftstellerischer Leistungen, deren Schlußstein und Krönung gleichsam das gegenwärtige Werk bildet, das wir hiermit allen Freunden der Geschichte aufs wärmste anempfehlen.

Duell und Ehre. Roman von Melchior Meyr.

M. Meyr läßt nicht nur den Dichter und den philosophischen Schriftsteller neben einander hergehen, auch in seine Bücher über Gott und sein Reich und über die Unsterblichkeit hat die gestaltende Kraft der Phantasie hineingewirkt, und in mehreren Romanen, wie „Vier Deutsche," „Ewige Liebe" hat die Darlegung seiner Ideen einen breiten Raum eingenommen. Diesmal ist es ihm vortrefflich gelungen, beide Elemente in einander zu arbeiten, eine spannende, erschütternde Erzählung zu geben und aus der Handlung selbst die Betrachtung erläuternd und beleuchtend hervorgehen zu lassen. Es ist die große Frage von Sein und Schein, von Innerlichkeit und Aeußerlichkeit, die uns entgegentritt; nicht blos die wahre und die falsche Ehre, auch die Liebe, die mit dem sinnlichen Reiz und die mit dem Adel der Seele anhebt, entwickeln sich in anziehenden Lebensbildern vor uns, und das Böse muß am Ende dem Guten dienen, indem es dasselbe zur Kraftentfaltung und zur Entscheidung zwingt. Es ist der Vorzug Meyr's, daß er stets auch Charaktere zeichnet, an denen der Leser seine Freude hat, indem der Dichter seine Ideale in ihnen ausprägt; es ist seine Eigenheit, gründlich zu motiviren, und wenn der gewöhnliche Leser meint, daß er darin zu weit gehe, zu lange auf die packenden Conflicte warten lasse, der sinnige wird sich bald sagen, daß nur so das rechte Licht für die tragischen Kämpfe und deren Versöhnung gewonnen wird. Die Ideen, welche der in unserem Romane mitwirkende Philosoph darlegt, und durch die er in die Handlung eingreift, wo ein allseitig aufklärendes Wort nothwendig ist, sind von der Art, daß sie auch Gemüth und Gewissen befriedigen; daneben aber glüht und wallt in dem eigentlichen Helden der Erzählung ein Zorneseifer, der unserem Herzen wohlthut, und das führt zu einer Kühnheit im Handeln und Denken, die uns den Blitz begreiflich macht, welcher plötzlich zerschmetternd hervorbricht und die Atmosphäre reinigt.



Neuestes aus der Ferne.

Freiherr von Maltzan.

Sind auch Deutsche in allen Welttheilen als Entdecker aufgetreten, so ist Afrika doch vorzugsweise das Feld, auf dem der deutsche Forschungsgeist sich betheiligt hat. Unter den neuesten Afrikareisenden unserer Nation nimmt Freiherr von Maltzan eine hervorragende Stellung ein. Vor nahe zehn Jahren begann er seine Reisen, die in erster Linie Zwecken der Archäologie und Epigraphik galten. Damals besuchte er die algierischen Provinzen Algier und Oran und widmete der noch ganz arabischen Stadt Masuna im Daragebirge seine besondere Aufmerksamkeit. Von Marokko, in das er einzudringen suchte, lernte er blos die Küstenstädte kennen und ging nach einem Aufenthalt in Spanien zum zweiten Male nach Algier. Er gelangte von Biskara bis Tuggurt und folgte dann in Tunis dem Netz von römischen Heerstraßen und Städten. Im Jahre 1858 konnte er endlich seinen nie aufgegebenen Plan eines Eindringens in Marokko ausführen. Unter dem Schutz eines Heiligen kam er in die Hauptstadt und hatte beim Kaiser eine Audienz, nach der er freilich im Judenviertel seinen Aufenthalt angewiesen erhielt. Als Moslem aus Algier verkleidet, pilgerte er nach Mekka und konnte in seiner Maske die Kaaba wie die übrigen Heiligthümer studiren und sich mit allen Gebräuchen der Pilgerfahrt bekannt machen. Seine nächsten Untersuchungen galten der Insel Sardinien, die eine Menge phönizischer, karthagischer und ägyptischer Alterthümer besitzt. Im October 1868 ging er dann noch einmal nach Tunis und leistete der phönizischen Epigraphik wesentliche Dienste. Neuerdings gab er die Beschreibung der Reisen Adolf von Wrede's heraus und gedenkt demnächst Arabien zu bereisen, um die östlich von Hadhramaut gelegenen Gebiete von Mahrah und Garah der europäischen Wissenschaft zu erschließen.

Die Sunderbunds.

Der elegante Dampfer, der nach Calcutta fährt, muß seinen Weg durch eine Wildniß nehmen, die man in solcher Nähe einer Hauptstadt kaum für möglich halten sollte. Es sind die Sunderbunds, ein Labyrinth von Niederungen, Schlamm- und Sandinseln, Salzwasserseen, Flüssen und Buchten, das in der Regenzeit überschwemmt wird und einen endlosen See darstellt. Die wenigen Gegenden, die bewohnt werden, kennzeichnen sich durch ihre Reisfelder, übrigens ist Alles ein Sumpfdickicht, bewohnt von zahllosen gefährlichen Thieren, Tigern und Hutschlangen (Cobra di Capello), Skorpionen und Moskiten. Die Sunderbunds nehmen einen Theil des Ganges-Delta's ein. Man glaubt zu wissen, daß sie früher in einem besseren Zustande gewesen seien, und erzählt von Städteruinen, die in ihrem jetzt unerreichbaren Innern verborgen seien. Die Einwohner hätten sie verlassen, setzt man hinzu, von Seeräuber-Einfällen vertrieben, und durch Sturmfluthen wäre dann der heutige Zustand herbeigeführt worden. Oldham,

Präsident der asiatischen Gesellschaft von Bengalen, hat in seiner Jahresadresse diesen Ansichten widersprochen. Er verficht die Ansicht, daß die Veränderungen und Verwüstungen, die in den Sunderbunds eingetreten sind, der natürlichen Wirkung des fließenden Wassers zugeschrieben werden müssen. Ein großer Strom, der durch eine Fläche seinen Lauf nimmt, erhöht nach und nach sein Bett, sprengt zuweilen seine Ufer und überschwemmt und verwüstet dann seine tiefer liegenden Umgebungen. Es entsteht nun ein neues Bett und dieser Proceß wiederholt sich in verschiedenen Theilen der Fläche. Sagt man sich, daß die Sunderbunds am Ausflusse des Hughly, Brahmaputra und anderer großer Ströme liegen, so kann man sich ihren wüsten Zustand leicht erklären, ohne daß man besondere und ungewöhnliche Katastrophen zu Hülfe zu nehmen braucht. Die Ruinen von Städten und Dörfern, von denen man spricht, existiren wirklich und liegen an Canälen, die früher mit süßem Wasser gefüllt waren, in die aber nach und nach Salzwasser eindrang, so daß die Menschen nicht mehr leben konnten. Die Ueberschwemmung der Sunderbunds hat bisher den westlichen Theil derselben getroffen und wird hier bald ihr Ende erreichen. Diese Gegenden werden nämlich durch die Niederschläge, welche die Flüsse auf ihnen zurücklassen, höher und höher. Hat dieser Proceß noch eine kurze Zeit fortgedauert, so wird der östliche Theil der Sunderbunds überschwemmt und entvölkert werden.

Neue Weltstraßen.

Die nach der Landenge von Darien ausgeschickte Expedition der Vereinigten Staaten ist mit der Nachricht zurückgekehrt, daß dort eine für einen Canalbau benutzbare Linie nicht aufzufinden sei. In der Union hat man dieses Resultat sehr ruhig aufgenommen und sich vielleicht im Stillen darüber gefreut. Ein mittelamerikanischer Canal würde von allen anderen Nationen mitbenutzt werden können, während die projectirten Eisenbahnen von Meer zu Meer ganz in nordamerikanischen Händen sind. Man beabsichtigt deren zwei, eine nördliche und eine südliche. Vorläufig erregt die letztere, als die wichtigste und bereits gesicherte, unser Interesse allein. Die Unternehmer haben die Concession erlangt und die Linie festgestellt. Die Vermessungen, die der General W. J. Palmer in den Jahren 1867 und 1868 ausführte, wurden sorgfältiger gemacht, als bei der Pacific-Bahn. Die Linie wird von Schneefällen fast gar nicht gefährdet und führt zum Theil durch sehr reiche Landstriche. Sie läuft auf dem fünfunddreißigsten Breitengrade fast gerade von Westen nach Osten durch Californien, Arizona, Neumexico und das nördliche Texas, verbindet sich bei Albuquerque in Neumexico mit der Kansas-Pacific-Bahn, die von St. Louis nach Denver in Colorado läuft, und schließt sich bei Schrewport in Louisiana an das Eisenbahnnetz dieses Staates an, das mit Vicksburg in Mississippi in gerader Linie verbunden ist. Zwischen der letzteren Stadt und den Hafenplätzen Charleston und Norfolk besteht die bequemste Verbindung. Die Union betreibt den Bau dieser Bahn, um einen nationalen Kitt zu bekommen, der die Süd- und Golfstaaten, insbesondere aber die Staaten am Stillen Meer mit dem Ganzen zusammenhält. Der jetzige Generalpostmeister Creswell sprach dieses Motiv aus, als er auf einem Festessen der Ueberzeugung Ausdruck gab, „daß diese transcontinentalen Eisenbahnen, wenn sie vollendet seien, die Republik wie eiserne Bänder zusammenhalten würden, und daß keine politische Convulsion jemals stark genug sein könne, um den Osten vom Westen zu trennen.“ Man scheint in Washington früher befürchtet zu haben, daß die jenseitigen Küstenstaaten sich einmal unabhängig erklären und Mexico an sich heranziehen könnten. Drüben wird die neue südliche Linie in San Diego münden. Sie ist um dreihundert englische Meilen kürzer als die fertige, in San Francisco mündende, Pacific-Bahn. Der Ausgangspunkt San Diego, der zugleich ein guter Hafen ist, hat den weiteren Vortheil, den Sandwichsinseln näher als San Francisco zu sein. Den Postdienst auf dem Stillen Meer besorgt jetzt schon eine nordamerikanische Gesellschaft und nach der Vollendung der südlichen Bahn könnte leicht ein nordamerikanisches Verkehrsmonopol entstehen. Die englische Post nach Neuseeland und Sydney geht nicht mehr über Suez, sondern über Newyork, San Francisco und Honolulu. Es wird dabei eine Ersparniß von zwölf

Tagen erzielt, denn über Suez braucht man volle zwei Monate und über San Francisco nur achtundvierzig Tage.

Der canadische Landtag hat den Bau einer Concurrenzbahn, eines Canada-Pacific-Railway, beschlossen. Sie wird von der canadischen Grand-Trunk-Bahn zur Mündung des Fraser-Flusses hinüberführen, hat aber den Nachtheil, auf der atlantischen Seite keinen eisfreien Hafen zu besitzen, so daß die europäischen Schiffe im Winter den nordamerikanischen Hafen Portland benutzen müssen.

Türkische Fortschritte.

Die liberalsten Gesetze können keine Wirkung üben, wenn das Volk, für das sie erlassen werden, in Unwissenheit und Rohheit versunken ist. Ein gutes Erziehungssystem allein kann die Grundlagen für einen staatlichen Neubau schaffen. In der Türkei hat man dies eingesehen und neuerdings zwei Maßregeln ergriffen, von denen die eine noch über das Unterrichtswesen hinausgreift. Wir meinen die Einführung von Vorlesungen über türkisches Recht in Constantinopel. Die Zuhörer werden aus den niederen Beamten der Gerichtshöfe bestehen, bis die Facultät der Rechtswissenschaft, die man beabsichtigt, ins Leben getreten ist. Dann werden die reactionären Ulema's, die jetzt, mit dem Scheik ul Islam an der Spitze, die Rechtslehrer sind, die studirende Jugend an wissenschaftlich gebildete Professoren abtreten müssen. Durch diesen letzteren Fortschritt wird die von langer Hand vorbereitete und theilweise erreichte Emancipation der Civilverwaltung von den feindseligen Ulemas vollendet werden. Die zweite der neuen Maßregeln ist die Ausschreibung von Preisen für gute Schulbücher in türkischer Sprache. Der höchste Preis — achthundert Thaler — ist für eine türkische Sprachlehre ausgesetzt. Die Regierung hat elf erste und elf zweite Preise bestimmt und fordert Schulbücher über Moral, Biographie, Geographie, Geschichte, Dichtkunst, Sprachlehre, Rechtschreibung, Lesen und Schreiben. Der niedrigste Preis beträgt immer noch zweihundert Thaler. Dem Ganzen liegt das Streben zum Grunde, die Schulen zu nationalen zu machen und das alte, auf das Arabische gestützte System zu beseitigen. Die geschichtlichen, poetischen und biographischen Werke der türkischen Literatur können jetzt populär werden. Das Volk kannte nichts als die Balladen, Märchen und losen Streiche des türkischen Eulenspiegels Karagüs, die es in den Kaffeehäusern von den Erzählern hörte. Die Werke der Nationaldichter und Historiker kamen über die Bibliotheken der Großen nicht hinaus. Die türkische Sprachlehre Fuad Pascha's kann jetzt in die Massen eindringen.

Südafrikanische Diamantenfelder.

In der englischen Besitzung auf der Südspitze von Afrika ist ein Diamantenfieber ausgebrochen und äußert sich ebenso wie vordem das californische und australische Goldfieber. Es ist eine Völkerwanderung eingetreten, an der alle Stände theilnehmen. Die Diamantenfelder liegen am Vaalflusse, der hier bei gewöhnlichem Wasser eine Breite von vierhundertfünfzig Fuß hat, in der Nähe des deutschen Missionsortes Pniel. Von Graham's Town erreicht man sie mit einem Ochsenwagen in sechsundzwanzig Tagen. Sowohl die Transvaalsche Republik als die Orange-Freistaaten machen Anspruch auf das Souveränetätsrecht über die Gegend, aber die Diamantengräber erkennen ein solches Recht nicht an und sind so zahlreich und wohl bewaffnet, daß sie keinen Angriff zu fürchten brauchen. Durch ein mit hohem Grase bewachsenes, wellenförmiges Land nähert man sich dem Diamantenbezirke, in dem Basalte und Kiesel in großen losen Haufen liegen. Unmittelbar am Flusse wachsen Bäume, Akazien und schöne Pappeln. Die Diamanten, neben denen Achate und Granaten, weiter oben auch Rubinen, vorkommen, wurden zuerst an der Oberfläche gefunden. Jetzt muß man in dem harten Boden tief graben, um sie zu finden, und es gehört besonderes Glück dazu, wenn man nicht trotz schwerer Arbeit schlechte Geschäfte machen will. In den letzten drei Monaten sind über tausend Diamanten gefunden und mit den beiden englischen Postdampfern edle Steine im Werthe von zehntausend Pfund Sterling nach Europa geschickt worden. Bei Pniel findet man die größten Diamanten, die aber selten rein sind, weiter oben kommen kleine, dreikaratige Diamanten vom schönsten Wasser vor.

Russische Industrie.

Die nationale Industrieausstellung in Petersburg hat Gelegenheit zur Beurtheilung des Standpunktes geboten, den Rußland im Gewerbewesen erreicht hat. Im Allgemeinen ist fremder Einfluß sehr bemerklich geworden, am meisten deutscher, weniger englischer, am wenigsten französischer. Bei den Möbeln namentlich machte sich ein eigener Geschmack kaum bemerkbar. Die wenigen wirklich schönen Stücke, die den russischen Stil zur Schau trugen, waren nach Zeichnungen von Akademikern für kaiserliche Villen ausgeführt worden. Eigenthümlich sind die lackirten Geräthe, die sich auf eine räthselhafte Weise von Japan über Rußland verbreitet und bei den mittleren Classen eingebürgert haben. Für Schnitzmöbel haben die Russen ein ausgesprochenes Talent. Der Reichthum Rußlands an schönem Gestein war auch auf der Ausstellung wahrzunehmen. Den ersten Rang nahmen die Malachitarbeiten ein, die gewöhnlich nur zum Belegen verwendet werden. Denselben Gebrauch macht man vom Lapis Lazuli, während die Jaspisarten und ein dunkelblaugrauer Porphyr mit röthlichen Flecken massiv benutzt werden.

Bei den Geweben hat das Zollsystem zur Entwickelung der Industrie geholfen und in einzelnen Zweigen die Einfuhr aus dem Auslande bereits unnöthig gemacht. Die Baumwollenindustrie, die im Anfang ungesund war, hat jetzt ihre volle Berechtigung erlangt, seit Rußland im Kaukasus, in der Krim, in den Gegenden am Don und neuerdings auch in Taschkend und Turkestan selbst Baumwolle zu bauen angefangen hat. Große Spinnereien und Webereien bestehen in Petersburg, Moskau und den Gouvernements Wladimir und Rjäsan. Die Fabrication der türkischrothen Cattune, deren Verbrauch ein enorm großer ist, wird durch die Vortrefflichkeit der Marena, des kaukasischen Krapps, begünstigt. Wolle ist eines der bedeutendsten Erzeugnisse Rußlands, doch war die Ausstellung des Rohproducts nur gering, während Wollmanufacte von vielen Ausstellern eingeschickt waren. Die Wollspinnereien vergrößern sich von Jahr zu Jahr, hervorragend sind die Fabricate aus Livland und Finnland. Seide gewinnt man jetzt im ganzen südlichen Rußland, die glänzendste und feinste im Kaukasus, in Taschkend und Turkestan. Vielleicht ersteht in Rußland, für dessen Bevölkerung die Seidenzucht eine Lieblingsbeschäftigung geworden ist, ein zweites Südfrankreich. Die Seidenmanufacturen haben sich seit 1867 verdoppelt und erzeugen gegenwärtig Werthe von mehr als acht Millionen Rubeln. Eine wesentliche Bedeutung für diese Industrie gewinnen die kirchlichen Gewänder in Gold, Silber und Seide. Man kann diese Kunstwebereien als das Beste bezeichnen, was Rußland liefert. Sehr bedeutend ist in Rußland die Hanf- und Leinenindustrie, wenn auch weit mehr Rohstoff ausgeführt, als in Rußland verarbeitet wird. Für die Leinenmanufactur sind die Gouvernements Pskow, St. Petersburg, Riga, Jaroslaw, Finnland und Wologda die Hauptorte. Die Hanfindustrie hat in den Gouvernements Twer und St. Petersburg ihre Hauptsitze aufgeschlagen. In diesen beiden Gewerben kann Rußland ein Uebergewicht erlangen und braucht bei seiner Productionsfähigkeit für Hanf und Leinen keine Concurrenz zu fürchten.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 74 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 170.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

November 1870.



Minatka.

Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Viertes Capitel.

Es sind keine Gebirge, nein, nur stattliche Hügelgruppen, die Berggelände, zwischen denen die Neiße hinfließt. Fragt die alten schlesischen Riesenwächter drüben, die gerade im Osten wie weiße Nebelgestalten am Horizont aufsteigen und mitleidig auf die schwächlichen Grenzcollegen herunterblicken — ihre Würde und ihr Alter erlaubt ihnen nicht zu lächeln, sonst thäten sie es gewiß bei Eurer Frage. — Fragt den unruhigen, hastigen, vorwärtsschnellenden Strom, der sich vor Jahrtausenden seinen Weg durch sie hingebrochen und ihn unermüdlich immer weiter minirt und verbreitert und verbessert; fragt Bäume, Thiere und Menschen (die Böhmen auf dieser und die Lausitzer auf der anderen Seite) Alle werden Euch übereinstimmend sagen, daß es nur wellenförmige, langgedehnte Bergkuppen sind, die nur selten eine herablassende Wolke leutselig mit der Sohle berührt, wenn sie ihr Sturmroß besteigt, um hinüber zum Nebelcongreß der Schneekoppe zu jagen (wie Könige ehemals den Nacken ihrer Vasallen bei festlichen Zusammenkünften als Steigbügel benutzten), daß der Schnee auf ihnen schon im April schmilzt und nicht vor dem November wiederkehrt, daß sie überhaupt Parvenüs sind, die sich unter dem stolzklingenden Namen des „Lausitzer Gebirgs" in die Reihen der uralten, böhmischen Grenzgebirgsaristokratie eingeschlichen.

Wollt Ihr es indeß ganz genau wissen, so fragt Wenz. Es giebt keinen Menschen in der Welt, der es Euch besser sagen könnte als Wenz Wlatka. Er kennt jeden von ihnen einzeln und ist persönlich mit

ihm befreundet. Er ist bei jedem zu Gast gewesen und hat Morgen-, Mittag- und Abendbrod bei ihm erhalten, er hat stets den kühlsten, krystallhellsten Trunk bei ihm bekommen, hat bei jedem übernachtet und sorglos geschlafen und buntfarbige Träume von ihm als Gastgeschenk empfangen, und doch wird auch Wenz, wenn er Euch zärtlich versichert hat, es sei ein schönes freundliches, liebes Bergland, hinzufügen, daß es sich mit seinem Namen ein wenig brüste, denn ein Gebirge sei es eigentlich doch nicht.

Und er muß es wissen. Wen Ihr fragt, wird Euch sagen, daß Wenz es wissen muß. Ihr könntet daraus schließen, daß Jeder, den Ihr fragt, ihn kennt, und Ihr hättet nicht Unrecht. Jeder würde über Eure Frage lächeln und ihn seit fünf, seit zehn, seit fünfzehn, seit zwanzig Jahren kennen (je nachdem wie alt der Jeder selbst ist), aber kennen würde er ihn sicherlich. Selbst das kleine Kind, das eben zu laufen beginnt und seine ersten Studien damit anfängt, sich, noch halb auf allen Vieren, auf den staubigen Weg hinauszukollern und erwartungsvoll bis an die Straßenbiegung hinaufzusehen, um die Wenz herumkommen muß, wenn der lang erharrte Karren mit den bunten Bildern wieder da sein soll, für den der Vater am letzten Geburtstag den neugeprägten Groschen in die thönerne Sparbüchse gesteckt hat. Selbst die blinde Großmutter, der er sächsisches Garn für die einzige Beschäftigung, welcher ihre zitternden Hände noch obliegen können, mitbringt, erkennt ihn schon von weitem am Schritt; selbst der Taube versteht an der Lippenbewegung die lustigen Lieder, die Wenz singt und antwortet ihm stumm verständlich mit den freudig oder kummervoll aufleuchtenden Augen — Alle kennen Wenz Wlatka und haben ihn gern und freuen sich auf sein Kommen.

Am meisten aber die Jünglinge und Männer auf den Dörfern, die sich dicht um ihn drängen, sobald er erscheint und ihm vertraulich nach der Reihe die Hand drücken und ihn, so lange sie irgend können, zu halten suchen. Doch Wenz hat nicht lange Zeit zu rasten und muß eilig weiter, denn er soll noch ganz hinauf mit seinen Sachen bis Prag und in vierzehn Tagen wieder zurück in Dresden sein, um neue Tücher und Bänder, Bilder und ländliche Schmucksachen einzuhandeln, welche die umherstehenden Frauen und Mädchen neugierig auf seinem Karren ausbreiten und mit begehrlichen Blicken messen, da sie wissen, daß Wenz sie ihnen häufig um Spottpreise (er sagt, der überhand nehmenden Concurrenz vorzubeugen) überläßt. Während dessen redet er hastig mit den Männern und ruft Mienen, Augen und Fingerspitzen seinen Lippen zur Hülfe, an denen sie aufmerksam hängen, und dann packt er seinen Karren wieder auf, wirft den ledernen Tragriemen um die Schulter und trabt eilig seines Wegs, immer am Bett der Neiße hinauf. Durch andere Dörfer und an isolirten Häusern vorüber, wo er stets seine helle, klingende Stimme vernehmen läßt: „Wenz, der Hausirer; Wenz, der Kärrner, der böhmische Wenz!“ bis die Bewohner hervorkommen, und er eilig, wenn er seinen Zweck erreicht, weiterzieht, über die Märkte kleiner, sonnenheißer Flecken und Landstädte, auf denen mittagsschläfrige Steinbrunnen plätschern und Alles todt und ausgestorben scheint. Dann wischt Wenz sich den Schweiß von der Stirn, stellt den Karren unter den Schatten des Brunnens (es giebt gewiß, der bösen Zeit zum Trotz, Keinen im Städtchen, der ihm etwas aus dem bekannten Kasten fortnähme) und geht, hastig wie immer, zu den schweigsamen Häusern seiner Kunden hinauf, bringt Briefe und erhält Briefe, die er immer sorgfältig in einer ganz wunderbar unsichtbaren Futtertasche seines Wammses aufbewahrt, und dann, nachdem er kaum ein paar von den Bissen, die ihm gewaltsam aufgenöthigt worden, unzerkaut verschluckt hat, wieder an den letzten Häusern vorbei, weiter, weiter: „Wenz, der Hausirer, der Kärrner, der böhmische Wenz!“ immer die Neiße hinauf, unermüdlich thätig für das Blühen seines Geschäftes.

Dann wird der Fluß, der ebenso hastig, ebenso rastlos gegen Norden eilt, wie jener nach Süden, kleiner und schmäler, ein dünnes Flüßchen, ein winziges Bächlein, und wo es ein silberklarer, sprudelnder Quell wird, hört das Thal auf, und das Berggelände zieht sich ziemlich steil auf allen Seiten gerade in die Höh. Doch unverdrossen schiebt Wenz seinen Karren den steinigten, wenig betretenen Pfad empor, jetzt langsam, gleichmäßig, ohne innezuhalten, bis er wieder aus dem dichten Kie-

fernwald hervor auf den einsamen Heiderücken des Passes kommt, von wo die Quellen nach der anderen Seite in die Zuflüsse und Nebenbäche der Iser hinunterrieseln. Dann bleibt er einen Augenblick aufathmend stehen, löst den Riemen ab und blickt, auf den Karren gestützt, in das jenseitige Thal nieder, auf die Häuserschaar, die, wie Kinder um die Knie des Großvaters, um die kleine Hügelkirche gruppirt, tief unten liegt; wie es von hier scheint, ganz dicht neben dem hohen, düsteren, zinnen- und erker-bewachsenen Gebäude unter ebenso hohen dichtästigen, blätterschüttelnden Ulmbäumen. Dann sagt er: „Lodron-Schloß."

Es war Niemand auf der öden Hochheide, der es hören und sich über den eigenthümlichen Ton und das Mienenspiel der Lippen, wie sie es aussprachen, wundern konnte. Wie die mittelgroße, stämmige Figur so unbeweglich jetzt dastand, boten ihre Züge (die man nun deutlicher zu unterscheiden vermochte, da sie den breitkrämpigen, spitzen Filzhut auf den Karren geworfen) für den Beschauer wenig Aehnlichkeit mehr mit ihrem früheren Ausdruck dar. Die Grundlinien können sich natürlich nicht verändern, und darin war es noch immer das wetterbraune, ländlich derbe Gesicht wie sonst; aber die schlangenhafte Lebendigkeit der Muskeln, die schlaue Beweglichkeit, das possenhaft Gauklerische, Vagabondenhafte war daraus gewichen und hatte einem sinnenden Zug von beinahe düsterer Schwermuth Platz gemacht. Es war ein feiner, träumerischer Zug, der dem derben, männlichen Gesicht ganz merkwürdig stand und den man nicht darauf erwartet hätte, auch wenn man wußte, daß er auf seine Heimath dort unten hinabblickte, in der er seit mehreren Wochen nicht gewesen.

Was ist ihm seine Heimath? Die Landstraße ist es. Hat er in den Hütten da drunten eine Mutter, oder ein Weib, oder Geschwister, oder Kinder, auf deren Wiedersehen er sich freut? Nein, Niemand. Er hatte einst etwas derart, aber es liegt längst drüben unter der dünnen Grasnarbe, über die der Nachtwind streicht, vergessen, vermodert, von den Kaiserlichen zerhackt. Hat er eine Hütte da drunten, in der jene dereinst gewohnt und in der er sein Haupt zur Ruh legen zu können sich freut, um von ihnen zu träumen und im Traum zärtlich die Todten aus der dumpfen Höhlung heraufzuholen und sich liebreich an sie zu schmiegen? Ja, er hatte sie einmal (sein Auge ruht jetzt gerade auf der Stelle, wo sie gestanden), aber die Wallonen haben sie geplündert und angezündet und man hat die verkohlten Trümmer fortgeschafft, über die der Nachtwind hinstrich. Seine Heimath ist die Landstraße, seine Familie seine Kunden in Dorf und Stadt; er ist Wenz, der Hausirer, der Kärrner, der Gaukler, der Possenreißer, der Landfahrer, der Zeitungsträger, der Luftspringer, der Vagabond, der wandernde Pickelhäring, der harmlose, lustige, närrische Allerweltswenz.

Ja, das war er, man erkannte es jetzt wieder an seinem Gesicht, wie er den breitkrämpigen Filzhut aufsetzte und den Riemen überwarf. Er war Alles, man erkannte es sogar an seinem Schatten, der possierlich hinter ihm den holperichten Berg hinuntertanzte und ganz dieselben Manöver mit dem widerspenstigen, bald heimtückisch ausgleitenden, bald plötzlich stockenden und wie ein stätisches Pferd aufprotzenden Karren anstellte, wie das Original selbst. Immer schneller ging es hinunter, jetzt wieder durch schattigen Tannenwald, wo das Rad knisternd über die braunen Nadeln, die den Boden bedeckten, hinrollte, und jetzt über die freie Halde, wo Häuser und Kirche und Schloß wieder, aber viel näher, auftauchten, durch den tiefen Sandweg des Stoppelfeldes und schräg in die Mitte der großen Allee hinein, an der Außenseite der Bäume entlang, die freudig mit den halbentlaubten Zweigen zusammen murmelten, als hofften sie, der Wunderkarren möge auch eine neue Lebenstheriak wider den Herbst für sie enthalten, und gerade auf das Schloß zu: „Wenz, der Hausirer, Wenz, der böhmische Wenz!"

Er zog den spitzen Hut tief von dem krausen Haar herab, wie das schöne Antlitz von Ihro Gnaden sich wieder wie gestern nachlässig aus dem Erkerfenster, vor dem noch immer die Ulmenblätter vorüberschwebten, herauslehnten. Es that das ganz zufällig und hatte jedenfalls den Ruf nicht vernommen, denn sonst würde es sich gehütet haben, die Augen in dem Moment hinauszurichten, wo sie durch den Anblick der gemeinen Persönlichkeit des Hausirers verletzt wurden. Es schrak auch sichtlich bei seiner Erscheinung zusammen und hob

die linke Hand wie abwehrend etwas in die Höh (worüber Wenz, der gerade hinaufschaute, so in Schrecken gerieth, daß er den Hut mit der Krämpe nach unten zu Boden fallen ließ); dann wendete sich Ihro Gnaden — just wie der Hut gefallen war — mit geröthetem Angesicht ab und ins Zimmer zurück zu Sr. Gnaden, der von dem Flugblatt, das er in der Hand hielt, aufsah und fragte:

„Wer schrie da, meine Liebe?"

Sie hatte es nicht gehört und auch nichts gesehen. Sie blickte noch einmal hinaus, da Se. Gnaden es enschieden gehört hatte, und sah immer noch nichts. Ja doch, ein Mensch mit einem Karren, sie glaubte ein Hausirer.

Se. Gnaden sagte: „Eine gemeine Stimme," aber sie hatte zum Glück nichts davon gehört und außerdem bereits vergessen, daß sie etwas da draußen gesehen, da sie nicht an so gemeine Dinge denkt. Sie nahm ebenfalls ein Flugblatt vom Tisch und las, und Se. Gnaden las auch wieder (es war in Wien gedruckt und Se. Gnaden hatte eine ganze Mappe davon mitgebracht); doch es langweilte sie, den Anekdotenanhang und die Berichte über Pariser Moden zu lesen, und es empörte sie, wenn die protestantischen Rebellen vor einem halben Jahr in dem politischen Theil einen Vortheil über die Kaiserlichen errungen. So warf sie das Blatt wieder auf den Tisch und erhob sich und trat wieder ans Fenster. (Die gemeine Erscheinung wird jetzt doch verschwunden sein? Jawohl. Sie trabte jetzt drüben gerade auf die Häuser zu, an dem neuen Verwalter vorüber, der von ihnen herkam, und begrüßte ihn ebenfalls mit tief herabgezogenem Filzhut, was Jener kaum mit einem kurzen, gleichgültigen Kopfnicken erwiederte — beleidigen Sie Ihre Augen doch nicht länger, gnädige Frau.) Und sie empfand jetzt plötzlich zum ersten Mal, daß die Luft draußen für die Jahreszeit mild und warm sei und daß es ihrer Gesundheit zuträglich sein könne, vor der Mittagsstunde noch einen Spaziergang in der Allee zu machen. Auch Se. Gnaden fand dies nicht unangemessen (die Gutsuntergebenen sind schon bei ihrem frühzeitigen Mittagsmahl beschäftigt, so daß keine gemeine Begegnung für Ihro Gnaden zu befürchten ist) und er stand auf und bot seiner Gemahlin den Arm — es war kaum zu merken, daß ihre Zähne bei der Kundgabe seiner Absicht sich in ihre rothen Lippen einpreßten — und führte sie durch den Corridor und die Steintreppe hinab über die Vorhalle in den sonnigen Spätherbsttag unter die gelben, flatternden Blätter der Allee hinaus.

Der Verwalter hob zufällig den Kopf aus seinen Gedanken in die Höh. Er bemerkte die gnädige Herrschaft und schritt auf sie zu, indem er das Barett in der Hand hielt, sobald er unter den Schatten der Ulmen trat. Es kam augenscheinlich ein kalter Wind mit durch die Allee und die Sonne verkroch sich hinter einer dunkeln Wolke.

„Guten Morgen, Herr Lissov."

Herr Lissov hatte nichts derart gesagt, er war zu ehrerbietig dazu. Er wird nur gefragt und antwortet dann, wie in den Audienzen der Könige. Er hatte an Sr. Gnaden vorübergehen wollen und Se. Gnaden hatte die Güte gehabt, ihn mit einem Wink anzuhalten.

Ja, er hat die Gutsuntergebenen im Allgemeinen beobachtet. Einen zufriedenstellenden Eindruck? Ja, den haben sie auf ihn gemacht, d. h. in der Mehrheit. Ausnahmen? Nein, er ist noch nicht im Stande, sie aufzuzählen, doch er fürchtet, daß es dazu kommen wird. Namen? Nein, er will sie (so weit er sie nennen könnte) lieber noch verschweigen, da er durchaus hofft, sich getäuscht zu haben.

Ob er den Förster besucht? — „Ja." — Und das kleine Mädchen dort gesehen? — „Ja." Und die Leute ihm gefallen? — „Ja — — —"

Er blickte, wie er dem Wortlaut nach ganz gleich antwortete (nur in dem Ton, mit dem es gesagt wurde, lag etwas Zögerndes, das immer mehr zunahm) an Sr. Gnaden vorüber, wie es schien aus Verlegenheit, und gerade auf das Haar von Ihro Gnaden, für die er durchaus nicht existirte, und die mit den Augen umherglitt, als suchte sie einen Grund, der ihr das Stehenbleiben ihres Gemahls erklärlich mache. Sie hatte das Gesicht von ihm abgewendet und that es noch mehr bei den Fragen von Sr. Gnaden; dann plötzlich fuhr sie zuckend zusammen und warf den Kopf herum, daß die Diamantaugen zornige Strahlen über Herrn Lissov hinblitzten und über seine bloße Hand, die lang=

sam von ihren weichen, seidenen Locken herunterglitt.

Er verbeugte sich sehr demuthsvoll und bat um Verzeihung. Er hielt die Kreuzspinne noch zwischen den Fingern, die sich von dem niedrigen Ulmenast gerade auf das Haar von Ihro Gnaden niedergelassen. Es war sehr respectswidrig, aber er war bei dem plötzlichen Anblick verwirrt und glaubte, die Spinne sei ein giftiges Insect, und der Schreck trieb ihn zu der raschen Handlung.

Se. Gnaden sagte, es sei wenigstens ein ekelhaftes Insect, ein gemeines Thier, und Herr Lissov habe Recht gethan, Ihro Gnaden von seiner Berührung fern zu halten. Er ist auch hierin mit Herrn Lissov zufrieden, wie in Bezug auf die von ihm abgestatteten Berichte. Es ist sein Wille, mit Güte und Strenge zu verfahren, je nach dem Benehmen und Charakter der Betreffenden; unter jeder Bedingung aber auf seinem Gute den revolutionären Geist, der sich hier und da in Böhmen durch Verbreitung von Irrthümern über die Lage der kaiserlichen Sache wieder zu regen beginne, vollständig zu unterdrücken. Herr Lissov wird scharf Acht geben, ob sich solche Unruhstifter im Gutsbezirk von Schloß Lodron finden. Herr Lissov kann jetzt gehen.

Und Herr Lissov ging, mit zwei abermaligen tiefen Verbeugungen (von denen die eine völlig nutzlos gemacht wurde) und er behielt wiederum das Barett in der Hand, bis die gnädige Herrschaft, die langsam ihren Spaziergang fortsetzte, seinen Augen durch die Stämme verdeckt ward. Dann blieb er bewegungslos stehen und blickte ihnen nach, nur die Finger der Hand, mit denen er die Kreuzspinne von dem Haar von Ihro Gnaden genommen, regten sich leise hin und her, als suchten sie irgend ein Gefühl der Erinnerung zurückzurufen und es mit einem anderen zu vergleichen, und in seinen Augen fixirte sich der schnelle, unwillkürliche Ausdruck, mit dem er vorhin den zornigen Diamantaugen begegnet, als dächte er, sie hätten eine Aehnlichkeit mit anderen Augen, wie das weiche, seidene Haar mit anderem Haar — — — und wie er es denkt, kann der Tod drüben an der dämmernden Kirchenwand nicht höhnischer über die Schulter des blühenden Weibes heraufgrinsen wie er.

Es war schon etwas früher geschehen, ungefähr um die Zeit, wo Herr Lissov die Kreuzspinne aus dem Haar von Ihro Gnaden nahm, aber die Freude glänzte noch ebenso hell aus allen Gesichtern, als im Augenblick, da es geschah. Ebenso hell noch auf dem der hübschen Frau vor dem Epheuhäuschen, als wie sie zuerst mit einem fröhlichen Ruf von der Bank aufsprang und gar nicht Acht mehr auf den kleinen Strumpf gab, der schon beinahe fertig an ihren Nadeln hing, sondern beide Hände der untersetzten Gestalt entgegenstreckte, die den Karren auf der Straße stehen ließ und bei ihrem Anblick schnell auf sie zueilte. Ebenso hell noch in dem braunen Gesicht des böhmischen Wenz, der die beiden Hände in den seinigen verschlungen hatte und kopfnickend gerade in die lieben, klaren Augen hineingesehen; ebenso hell auf dem der kleinen Minatka, die noch schüchtern neben der hübschen Frau gestanden und dem Manne mit den häßlichen Augen nachgeblickt und die dann plötzlich aufgesprungen und sich jubelnd an den Kittel des Hausirers geklammert, der ihr mit der Linken (während die Rechte noch immer die der Frau festhielt) zärtlich das weiche, seidene Haar streichelte. Ganz anders als die dürre Hand, die es vorher gethan, obgleich diese lange nicht so fein und weiß war wie jene, und auch Mil (in dessen Augen die Freude auch ebenso hell lag wie in allen anderen, obgleich er noch ab und zu unwillkürlich knurrte und den Kopf nach der Richtung wendete, in der Herr Lissov verschwunden) auch Mil hatte durchaus nichts dagegen, sondern erregte eine gewaltige Zugluft mit dem buschigen, unermüdlich wie ein Perpendikel auf und ab gehenden Schweif und drängte sich mit dem ganzen Leibe dicht an Wenz heran und leckte dankbar die derbe Hand, die liebkosend auf den Locken seiner Gebieterin ruhte.

Doch nun zog die Frau hastig die Hand aus der seinen (nicht aus Scheu, o nein, sicherlich nicht) und sagte: „Aber Du wirst hungrig sein, Wenzeslaus; Polti kommt erst gegen Abend zurück, und wir hätten bis dahin mit dem Essen gewartet, doch Du bist natürlich hungrig."

Er antwortete gutmüthig lachend: „Natürlich," als ob er hier zu Hause wäre, und hielt die hübsche Frau gar nicht zurück, wie sie eilfertig in die Thür hineintrat, sondern hockte im Sande vor der kleinen

Minatka hin und spielte mit ihr. Mit ihr und mit Mil, und mit Mil und ihr, daß die Kleine immer lustiger in die Hände klatschte und die kurzen Arme um seinen kräftigen Nacken schlang und er ihr seine Lippen ganz leise, ganz ehrerbietig auf die weiße, unschuldige Kinderstirn legte.

Dann griff er plötzlich in sein Wams und in die wunderbare, durchaus ungewöhnliche Tasche hinein, von der kein Mensch auf Erden je geahnt hätte, daß sie vorhanden sei, und zog ein dünnes Päckchen, in Papier eingeschlagen, hervor. Das wickelte er sorgfältig ab, während das Kind mit großen Augen ihm neugierig auf die Finger schaute — ein Blatt, noch ein Blatt, nun war es da und glitzerte im Sonnenlicht. Ein ganz kleines, goldenes Medaillon an einer zierlichen seidenen Schnur, die er dem Mädchen um den Nacken hing (thu' es nicht, Wenz, Du solltest es lieber nicht thun, Wenz), das ihm noch immer erstaunt zusah und das glänzende Ding scheu mit den Händchen befühlte. Dann sagte er freundlich:

„Das schenkt der Oheim Dir, Minatka, Du weißt, der schöne, freundliche Onkel da drüben hinter den Bergen, den Du noch nicht kennst."

„Ach, der gute Onkel Franz? Warum kommt er nicht einmal mit Dir, Onkel Wenz?"

„Er kann jetzt nicht, Minatka."

„Kann er denn nie?"

Es flog wieder ebenso unerwartet wehmüthig über das derbe Gesicht als vorhin auf der Haide, da es sich auf Schloß Lodron herabgeneigt. Aber es war nur ein hastiger Schatten, den er schnell von der Stirn abstreifte, und antwortete:

„Das hoffen wir, mein Kind, daß er bald kommt und dann immer bei Dir bleibt. Hast Du den Onkel Franz denn recht lieb, Minatka?"

Sie drehte das Medaillon zwischen den Fingern und erwiederte: „Ja" und setzte dann schüchtern hinzu:

„Aber Euch habe ich doch viel lieber, Mama und Papa und Großpapa und Dich, und wenn ich Onkel Franz erst kenne, da will ich ihn auch gern so lieb haben."

Dann trat die hübsche Frau wieder ganz bepackt aus der Thür, mit Brot und Käse auf dem einen und Bier und kaltem Wildpret auf dem andern Arm und das Kind hüpfte ihr fröhlich entgegen und sagte: „Sieh, Mama, von Onkel Franz." Auch Wenz kam mit an den Tisch heran und nahm der Frau das Medaillon aus der Hand. Er setzte den Nagel auf den Rand und drückte vergeblich darauf; endlich sprang die obere Seite ab, und es war statt deren ein ganz winziges aber deutlich erkennbares Bild eines Mannes, nur bis zur Brust, da, mit hellblauen Augen in dem männlich ernsten Gesicht und schönem kastanienbraunen Haar (unwillkürlich glitt der Blick der Beschauenden auf den Kopf des kleinen Mädchens herab, das zu ihnen aufschaute, aber nichts von dem Inhalt gewahrte) dann klappte sie die Kapsel wieder zu, die fest einschnappte, und sah Wenz fragend ins Gesicht.

Er nickte mit dem Kopf und sagte leise:

„Es ist ihm jetzt sehr ähnlich; er ist auch nicht jünger geworden. Aber mich däucht männlich schöner als früher, trotz allem Gram. Wie wird sie sich darüber freuen." Die Frau schüttelte nachdenklich die Stirn: „Es wird schwer halten, der Graf ist gestern zurückgekommen und sie muß behutsamer sein als je."

„Gewiß, es war auch nicht so gemeint. Aber es ist noch ein Medaillon da und ein Brief dabei."

Er deutete, wie er es sagte, auf die wunderbare Tasche und ihre bedenklichen Züge klärten sich auf. Sie fragte nur noch kurz: „Wie?" und er meinte, das finde sich, er bleibe die Nacht hier, da er mit Polti nothwendige Dinge zu besprechen habe. Außerdem wisse sie, daß er gekommen sei und werde ihm schon Gelegenheit geben.

Und nun wollte er essen, mit vielem Appetit essen, und setzte sich an den Tisch. Und die hübsche Frau war so glücklich, daß er es that und daß es ihm schmeckte, als ob es ihr eigener Mann wäre, und bediente ihn und schenkte ihm wieder ein und füllte sich sogar das andere Glas bis zur Hälfte an, damit sie mit einander anstoßen könnten, wobei sie sich lächelnd bedeutungsvoll in die Augen sahen.

Aber die Sonne kann ebenso gut am blauen Himmel verborgen bleiben, als daß Wenz da ist. Der lustige Wenz, der tolle, närrische Wenz, der Pfeifer, der Kunststückmacher, der Allerweltswenz. Man weiß es schon im ganzen Dorf, daß Wenz da ist. Die Buben haben seinen Karren gesehen

und erzählen es andern Buben, und alle laufen nach Haus und sagen es ihren Eltern. Und die Eltern verlassen sofort ihre Beschäftigung und eilen heraus, ja sie stehen vom Mittagstisch auf, legen Messer und Gabel hastig bei Seite und folgen den Buben, die vorauf jubeln und sich lärmend um den geheimnißvollen Karren am Wege drängen, während ihre Väter und erwachsenen Brüder auf die Bank vor dem Epheuhäuschen zuschreiten und Wenz die Hand schütteln und vertraulich mit ihm reden.

Auch von den der Kirche am nächsten gelegenen Häusern jenseits des Baches kamen die Leute; aber sie hielten sich gruppenweise zur Seite und nur hin und wieder reichte auch einer von ihnen Wenz nachlässig die Hand entgegen und erkundigte sich, ob er ihm dies und das mitgebracht? Wenz indeß bemerkte nichts von dem Unterschied und war gegen Alle gleich freundlich und antwortete Jedem gleich schnell auf seine Frage. Und er hatte Manches unterwegs gehört (obgleich er selbst sich durchaus nicht für Politik interessirt; was gehen die Kaiserlichen oder die Protestantischen sein Gewerbe an?) und theilte es den Neugierigen mit. Er war, als er zuletzt in Prag gewesen, an dem Palast vorübergegangen, der für den großen Herzog von Friedland, Albrecht von Waldstein, den ehemaligen Günstling Sr. Majestät des Kaisers (Gott erhalte ihn!) neu aufgebaut wurde. Er hatte den großen Feldherrn auch selbst gesehen (den Einzigen, den der Kaiser hatte, während die Rebellen jetzt viele tüchtige Leute besitzen); er ist lang und hager mit kurzen, fast rothen Haaren und gelbem Gesicht und fuhr in einer sechsspännigen Carrosse (der Kaiser kann sie nicht schöner haben) über die Brücke von St. Nepomuk, und dann kamen andere, ebenso glänzende Wagen mit Gefolge, und goldbetreßte Bediente zur Seite überall, grad' als ob's ein König oder Kurfürst des Reiches sei.

Ja, er kommt viel hin und wieder und vernimmt Manches dabei. In Dresden sprachen sie eifrig von den Schweden und ihrem kühnen Anführer, der im Anfang des Sommers über die Ostsee gekommen und in Pommern und der Mark Brandenburg festen Fuß gefaßt. Die kaiserlich Gesinnten in Kursachsen waren besorgt, sie möchten bis dahin vordringen, ja man sagte, der Kurfürst Johann Georg selbst sei unschlüssig und zweifelhaft, was in solchem Falle zu thun sei. Auch in Siebenbürgen gab es wieder Unruhen und der Bethlen Gabor rüstete aufs Neue gegen den Kaiser. Der Krieg aber tobte jetzt hauptsächlich im Norden, an der Ostsee unter Conti und Tilly und Pappenheim, die sich auf der andern Seite wider den Herzog Christian Wilhelm von Braunschweig zu wehren hatten, den Sohn des vorigen Herzogs, dessen Bild auf dieser Münze zu sehen ist, die er (Wenz) zufällig in Dresden jetzt erhalten.

Er griff in die Tasche und zog ein kleines Goldstück heraus, das er mit einem kaum bemerkbaren Seitenblick dem Nächststehenden in die Hand gab, der es aufmerksam beschaute und wieder dem Nächsten fest in die Hand gab, bis es die Reihe der Männer (aber nur derjenigen diesseits des Baches) durchwandert hatte und in die Hände des Aussenders zurückkam, der es nachlässig wieder in die Tasche steckte, nachdem er es mit der Vorderseite einen Augenblick über sich den Entfernteren zu gehalten. Es war ein kleines Stück nur, aber mit einem scharf geschnittenen Kopf darauf und der Jahreszahl 1622 darunter, und wie er es so hielt, konnte Niemand etwas anderes von der Rückseite gewahren, als den Eichenkranz, der rund umherlief. Doch wer es wußte, vermochte es vielleicht in den Augen derer zu lesen, die sie der Reihe nach betrachtet und es in jedem zu finden, ohne Ausnahme, daß darauf gestanden: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind."

Aber was gehen Wenz eigentlich solche ernste Dinge an, den lustigen, närrischen Wenz, den Pfeifer und Grimassenschneider, auf den man sich in den Dörfern schon tagelang vorher freute, weil man so von Herzen über seine Possen und Liedertollheiten lachen kann, vorzüglich wenn er seine breite Klapppfeife aus dem Sack hervorholt und ergötzliche Volksweisen darauf bläst, zu denen die Dirnen sich lachend im Kreis drehen können, oder schnurrige Stücke, die er selbst in Reime gebracht hat, ebenso komisch und kurzathmig wie die quickenden Triller seiner Pfeife selbst.

Ja, da war sie, die wohlbekannte, messingene Pfeife, und Alles drängte sich erwartungsvoll um ihn zusammen, wie er mit gewichtigen Blicken präludirte, bis er so roth im Gesicht ward, wie die blanken

Kupfergeschirre auf dem Küchenbörd der Frau Försterin, und allerlei possirliche Bewegungen mit der Hand und den Beinen dabei machte, als wollte er weglaufen und doch wieder umsehen und wieder laufen, bis er wie erstarrt stehen blieb, die Augen krampfhaft zukniff und den Kopf auf die Seite legte, als müsse er sterben. Dann nahm er graziös die Pfeife aus dem Mund, räusperte sich, schnalzte mit den Lippen, machte eine tiefe Verbeugung vor den Versammelten, stemmte den rechten Arm auf die Hüfte und sagte:

„Erlauchte, hochgeborne Herren, ehrenfeste und getreue Anwesende, auch tugendsame Frauen und Jungfrauen, die gern erstere werden möchten —"

Es lief ein Kichern durch die Reihen, das ihn unterbrach, und die Mädchen steckten lachend die Köpfe zusammen, während die Männer gleichgültig dreinschauten oder noch mit ernsten Blicken leise unter einander flüsterten.

„Höret denn die absonderliche und wunderbare Historia, so von Augenzeugen über ein neu in Spanien entdecktes Giftgewürm, das Chamäleon genannt, wahrheitsgetreu berichtet wird, die wohl Eurer Aufmerksamkeit ganz insonderlich werth ist."

Er streifte dabei, innehaltend, mit den Augen über die Menge hin, auch in die Gesichter der redenden Männer, die ihn wieder anblickten und sogleich ihr Gespräch abbrachen und aufmerksam näher traten. Dann pfiff er und sang dazwischen:

Das Chamäleon ist kommen
Aus spanischem Land,
Und den Weg hat's genommen
Ueber Flandern und Brabant.
Tiri — di — di, di — di, di, di —

Ueber Frankreich ist's kommen,
Klein war's im Beginn,
Durch die See ist's geschwommen,
Allüberall hin.
Tiri — di — di, di — di, di, di —

Ist's herübergebrochen
Ueber Donau und Rhein,
Ist's geschlichen, gekrochen
Bis nach Böhmen hinein.
Tiri — di — di, di — di, di, di —

Die Männer schienen immer mehr Interesse an dem Liede zu gewinnen, denn das letzte Flüstern hörte auf und machte schnellen Blicken Platz, die bei dem Worte „Böhmen" hin und wieder flogen, dann fuhr Pfeife und Gesang fort:

Nun schleicht's durch die Länder,
Nun kriecht es ins Haus;
Hat verschied'ne Gewänder,
Gar verschieden sieht's aus.

Bald dunkel, bald helle,
Bald schwarz und bald weiß,
Mit wechselndem Felle,
Doch dasselbe Geschmeiß.

Sein Kleid ist oft bunter
Als das herbstliche Laub —

Der Singende raschelte dabei mit dem Fuß durch die herbstlichen Blätter, neben denen er stand —

Doch immer darunter
Begierde nach Raub.

Doch immer zum Ritzen
Der Stachel bereit,
Und Gift zu verspritzen
Im arglos'sten Kleid.
Tiri — di — di, di, di — di, di, di — di, di —

Wer ist's, der im schwarzen Kleid mit den weißen Spitzen darüber arglos herantritt, und vor dem die Leute drüben von der Kirche, die den äußersten Kreis bilden, respectvoll zurückweichen und ehrerbietig die Köpfe entblößen?

Nein, er will nicht unterbrechen und ihr Vergnügen nicht stören; er sah sie nur von fern zusammenstehen und hörte Musik. Er ist ein Freund von Musik (wie sie auch sein mag) und will einige Augenblicke theilnehmen (aber ganz ohne zu hindern), weiter nichts.

Wenz hatte inne gehalten und mit einem raschen Blick (so rasch, daß er selbst den spähenden, häßlichen Augen entging), den fremden Ankömmling überflogen. Er schien zu zaudern und sah fragend in die Gesichter der ihm zunächst Stehenden, die trotzig in ihrer Stellung verharrt und kaum an dem Hut gerückt hatten. Er sah noch weiter und über ihre Köpfe weg, als ob er hastigen Auges den Himmel musterte, bis an die Schloßallee hinab, von der zwei Figuren, ein Herr und eine Dame, langsam herauf und auf die Versammlung zukamen. Dann machte er eilig eine noch tiefere Verbeugung als zuerst und rief: „Das Chamäleon, Ew. Gnaden — Präludium:"

Tiri — di — di, di — di, di, di —

Es kriecht in die Hütten
Und setzt sich zum Schmaus,
Es nistet sich mitten
Hinein euch ins Haus.

Es strickt sich mit schlauen
Gezischen ums Ohr,
Es kirrt euren Frauen
Das Herzblut hervor.

Mit schmeichelnden Tönen,
Mit tückischem Laut
Trennt's euch von den Söhnen,
Vom Bräutigam die Braut —"

Tiri — di — di, di — di, di, di —

Der Himmel interessirte ihn sehr, denn er blickte abermals hastig empor; auch die beiden Figuren waren fast um die Hälfte des Weges näher gekommen. Die Menge indeß bemerkte sie nicht, da sie ihnen zum Theil den Rücken wendete, zum Theil in dumpfes Schweigen versunken stand. Nur der Herr Verwalter blickte halb erstaunt, halb forschend auf den Sänger, welcher der armen Amphibie in seinem improvisirenden Eifer so unerhörte und lächerliche Beschuldigungen zur Last legte; doch schien dieser die Verachtung seiner Gelehrsamkeit nicht zu empfinden, da er die Pfeife nochmals an die Lippen setzte:

Tiri — di — di, di, di — di, di, di —

Dann sang er weiter:

Es scheut keine Thränen,
Es kennt keine Rast;
Fort frißt's mit den Zähnen,
Was es einmal gefaßt.

Was gefaßt es, muß sterben,
Drum seid auf der Hut:
Denn es will nur Verderben
Und nährt sich von Blut."

Tiri — di — — —

Doch er brach plötzlich ab und drängte sich eilig durch die verwundert ausweichenden Zuhörer hindurch, die ihm nachgafften und jetzt schleunig alle die Hüte von den Köpfen zogen und in solcher Hast den beiden Figuren, die unbemerkt bis dicht an sie herangekommen waren, Platz machen wollten, daß eine allgemeine Verwirrung entstand. Nur Wenz (o der lustige, der närrische Wenz, der so viel in der Welt herumgekommen ist, bei Groß und Klein) hatte seine Fassung behalten und machte seine drei tiefen Verbeugungen, wobei er jedesmal mit der Spitze seines Filzhutes die Erde abstäubte, und rief (mit einer Keckheit, die den Meisten ganz unbegreiflich scheint):

„Wenzeslaus, Ew. Excellenz. Der böhmische Wenz, Ew. Erlaucht. Wenz Wlatka, dem Ew. hochgräfliche Gnaden erlaubt haben, ab und zu mit seinem Karren auf Gut Lodron vorzusprechen, Wenz, der Pfeiffer, Ew. Durchlaucht, der gerade im Begriff steht, ein ganz neues Prager Lied über den pfälzischen Vagabonden vorzutragen. Wenz ist selbst ein Storger, ein Landfahrer und gleich und gleich gesellt sich gern."

Tiroi — do—i — do—i
Tiroi — do—i — do—i

Das Eis kommt im Winter
Und im Winter der Schnee,
Doch der Frühling dahinter,
Der sagt ihm: Ade!

Und es hilft ihm gar wenig,
Denn der Lenz bläst ihn weg —
Ach, armer Winterkönig,
Deine Schneekron' ist Dreck."

Tiroi — do—i — do —

Doch Se. Gnaden winkte ihm mit der Hand und unterbrach ihn. Se. Gnaden verabscheute den ehrvergessenen Usurpator ebenso sehr und wünschte, daß derselbe seine Treulosigkeit an Sr. Majestät (dem Familienoberhaupt der Kurfürsten) unter der Hand des Henkers gebüßt haben möchte. Aber Se. Gnaden kann nicht vergessen, daß er aus hochedlem Blut entsprossen ist, über das nur Standesgenossen ein Urtheil zusteht. Se. Gnaden muß deshalb solche Schmähgedichte (wenn sie auch noch so gut gemeint sind und durch die ihnen zu Grunde liegenden Gefühle erfreuen) im Munde des Volkes auf das Entschiedenste mißbilligen. Se. Gnaden ist mehr als „gut" und herablassender gegen seine Untergebenen als je, die er nach so langer, durch seine Verpflichtungen gegen Se. Majestät veranlaßter Abwesenheit, da er sie gerade hier versammelt sah, die Absicht hatte zu begrüßen. Allein Se. Gnaden muß derartige Gesänge tadeln. Se. Gnaden nimmt Antheil an den Vergnügungen seiner Gutshörigen, bei denen sie sich von ihrer Arbeit erholen; er ist durchaus nicht so streng, daß er ihnen nach Vollendung derselben solche Erholungen versagen sollte, aber sie müssen ihrer Stellung gemäß sein. Se. Gnaden wird ihnen gern die Freude bereiten — wenn Ihro Gnaden nicht zu sehr abgeneigt ist — ein anderes, passendes Lied in ihrer Gegenwart mit anzuhören.

Wenz war sehr unglücklich, sich, nicht den Unwillen, aber das Mißfallen von Sr. Gnaden zugezogen zu haben. Er bat

ihn um Verzeihung, da er sich das selbst hätte sagen müssen (nur nicht so wohlbegründet, so einleuchtend, so unwiderleglich wie Se. Gnaden), doch er ist nur ein närrischer, lustiger Kauz, ein alberner Tropf, der nicht so weit zu denken vermag und seinen innersten Gefühlen leicht einen ungeziemenden Ausdruck leiht. Er streifte auch über die schweigsamen, fast düster auf ihn hinblickenden Gesichter der Untergebenen und bat sie um Entschuldigung, daß er es gethan. Er wird jetzt ein ganz anderes Lied singen, um den höchst unpassenden und Unzufriedenheit erregenden Eindruck zu verwischen, den das vorige erregt (Se. Gnaden sind so gütig, es mit anhören zu wollen) und es wird durchaus nicht politischer Natur sein (was für das Volk, sei's wie es wolle, immer unschicklich ist), sondern ein altes, schlichtes Volkslied, zu dem er eine neue Weise erdacht hat.

Sein Gesicht ward auch ganz, ganz anders, wie er es mit gedämpfter, klagender Stimme begann, und alle Gesichter rund umher wurden es, und nur manchmal seufzten sie verstohlen auf, wie er sang:

Und kämst Du noch einmal, ein bettelnd Kind,
Im flatternden Röckchen gegangen,
Er höb wieder an seine Brust Dich geschwind,
Und küßte Dir Lippen und Wangen.

Er küßte vom Mund Dir den schmerzlichen Hauch,
Vom Aug' Dir die Thräne, die süße;
Er küßt' die verbrannten Hände Dir auch,
Die nackten, bestäubeten Füße.

Er küßte Dich auf den Königsthron,
Wenn ihm die Krone verliehen:
Er küßte Dich und wollt' keinen Lohn,
Als vor der Bettlerin knieen — —

Es war todtenstill in der Runde geworden, wie die letzten Worte verhallend darüber hinsummten, nur die Augen redeten, die sich dankbar zu dem Sänger aufschlugen, als vibrirten seine Töne noch in ihnen nach, und fast aussahen, als suchten sie ihrerseits jetzt bei ihm Vergebung und bäten ihm einen Verdacht ab, den sie vorhin verschwiegen.

O es ist evident, es ist ein gutes und zufriedenes Volk, das sich weit mehr für eine schlichte Liebesweise interessirt, die gar nichts mit dem eroberten, verarmten Böhmen und seinem vertriebenen Wahlkönig zu thun hat, als für politische und aufregende Gesänge. Ein gutes Volk, ein vernünftiges Volk.

Se. Gnaden bemerkte es mit Vergnügen und freut sich, das vernünftige Volk durch seine (und Ihro Gnaden's) Anwesenheit beglückt zu haben. Er ist auch dies seiner Stellung schuldig, obwohl es keine angenehme Pflicht ist, die sie ihm (und noch peinlicher Ihro Gnaden, die nicht mit den gemeinen Verhältnissen des Lebens in Berührung zu kommen braucht) hierdurch auferlegt. Aber die hohe Vernunft von Ihro Gnaden vermag auf Augenblicke über ihren gerechten Stolz den Sieg davonzutragen. Sie (und ihr Interesse) ist eins und dasselbe mit Sr. Gnaden; sie ist seine andere, noch viel feinere und vornehmere rechte Hand, die in ihrer Art dasselbe thut, was sie die seine thun sieht. Se. Gnaden drückte dem männlichen Theil seiner Gutsbevölkerung Beifall aus, Ihro Gnaden that es dem weiblichen. Sie wählte sich mit zarter Vorsicht die noch am wenigsten gemein erscheinende Persönlichkeit des Kreises aus (Se. Gnaden fand, daß es wirklich ein ganz hübsches, niedliches Weib sei, mit dem Ihro Gnaden ein paar Worte wechselte), und sie war ebenso leutselig, ebenso herablassend (in ihrer Art), wie Se. Gnaden selbst. Ja sie geruhte sogar (nein, Sie täuschen sich nicht, Herr Lissov, obgleich Ihre weitgeöffneten Augen mir andeuten, daß es Ihnen so ungeheuer scheint, wie mir selbst — aber, bedenken Sie, es ist nur einmal im Jahr vielleicht) sie geruhte sogar, ihre feine, weiße, aristokratische Hand, von der sie noch dazu den Handschuh abgezogen, auf die braunen Locken des kleinen Plebejermädchens zu legen, das an ihre Mutter geschmiegt dastand (ist es nicht dasselbe Kind, nach dem ich mich gestern Abend auch erkundigte? O wie leicht, wie tactvoll fühlt Ihro Gnaden stets das Richtige, Passende heraus!) und sie ließ die zarten Finger spielend um die kleinen Wangen gleiten und — doch, wie, das sah Se. Gnaden nicht; nur die häßlichen Augen gewahrten es, obgleich sie gar nicht mehr darauf gerichtet waren — preßte sie heftig um den schmalen, lockigen Nacken — — —. O wie gütig, wie unendlich herablassend war (nach dem Beispiel von Sr. Gnaden) Ihro Gnaden. Sie lächelte beinah', wie sie die Mutter fragte: „Wie heißt die Kleine?" und jene erwiederte demüthig: „Minatka, Ew. Gnaden" und dann lächelte sie wieder und hielt immer noch die Hand auf dem braunen, seidenweichen Haar und sagte:

„Soll ich Dir etwas schenken — Minatka?"

Welchen Zwang muß Ihro Gnaden sich auferlegen, so unendlich weich und zärtlich (selbst die Mutter könnte es nicht liebevoller) den Namen des kleinen, plebejischen Kindes auszusprechen. Alle waren erstaunt über diese Güte; es that ihnen wohl, man las es auf den Gesichtern, und dies erhöhte das Wohlwollen, mit dem Se. Gnaden auf diesen herablassenden (einmal jährlichen) Vorgang blickte. Auch die Augen des böhmischen Wenz ruhten gespannt darauf, und seine Ohren sogen begierig den Ton der Frage ein, als trügen auch sie ihn zum Herzen hinab.

Doch nein, es ist nur ein gemeines, ein häßliches, eigennütziges Interesse, das er an ihr nimmt. Sein einziger Gedanke ist der Vortheil, den er aus dem günstigen Umstand zu ziehen vermag, denn er sprang auf und riß den Deckel hastig von dem Kasten seines Karrens ab — die Buben und Mädchen drängten sich neugierig hinzu und gafften in die Wunderwelt hinein — und dann breitete er erwerbsüchtig seinen Trödelkram vor Ihro Gnaden und dem kleinen, freudig in die Hände klatschenden Mädchen aus. Rohe, vielfarbige Bilder von fürchterlichen Schlachten, wo nur rothe und blaue Kleckse aus einem nebelgrauen Einerlei hervorstachen, welches den Pulverdampf darstellte — wüthende Tiger, die mit blutigen, lechzenden Zungen gegen bunte Riesenschlangen kämpften — seidene und wollene Tüchelchen — Bänder — und wieder Bilder kleinerer Art, auf denen langweilige Gesichter mit einer wunderlichen, farblosen Helle umgeben waren — Spielzeug und Nadelbüchsen — Salben wider Otternbiß — löschpapierene Anekdotenblätter von vorvorjährigem Datum — Soldatenschachteln — Wachslichter — Holzpuppen — tausend namenlose Schnurrpfeifereien — Alles wirr durcheinander und Alles von so vielen Händen schon befühlt und abgegriffen und Alles so plebejisch und gemein, daß es unbegreiflich schien, daß Ihro Gnaden das schmutzige Bild selbst in die Hand nahm, das Wenz ihr hinreichte, (freilich, sie hält ihr feingesticktes Taschentuch darunter, um die allernächste Berührung zu vermeiden), und daß sie noch einmal (ebenso weich und zärtlich), fragte:

„Minatka! Willst Du das, Minatka?"

Sie mußte die Kleine wohl zweimal bei Namen rufen (und wenn es ihr noch so schwer ward, den ganz unchristlichen, barbarischen Namen auszusprechen), da diese (natürlich) nichts von der Gemeinheit der vor ihr ausgebreiteten Gegenstände empfand und sie eifrig mit den kleinen Fingern durchmusterte. Auch niederbeugen mußte sie sich, wenn sie den niedrigen (und niedrig geborenen) Augen das Bild zeigen wollte, das sie in der Hand hielt — o pfui, wie ungeschickt diese gemeinen Kinder sind; das plumpe Mädchen hatte in seiner Hast sich nicht einmal in Acht davor genommen, mit seiner Stirn die zarten Wangen von Ihro Gnaden, wie sie sich leutselig herabneigten, zu berühren. Aber Ihro Gnaden wollte sich heute durch keine Rohheit abschrecken lassen und blieb (welch ein Beispiel ihrerseits jetzt wieder für Se. Gnaden) gebückt neben dem Kinde stehen, das fast unter ihren Armen bis an ihre Brust durchkroch (seltsamerweise sah die Mutter es lächelnd an, ohne es ihr zu verweisen; aber so gemeines Volk hat kein Gefühl für die Grenzen des Schicklichen, auch wenn es äußerlich sich recht hübsch ausnimmt) und das Bild betrachtete, das ein tropisches Jagdstück vorstellte, auf dem bethürmte, erdfahle Elephanten wie Bodenschwämme aus dem hohen, erbsengrünen Dschunglgras hervorwuchsen, während der orangegelbe Löwe mit seinem Schweif merkwürdig dorthin verirrte Palmen umpeitschte und brüllend den fürchterlichen Rachen so weit aufriß, daß man noch deutlich — wie Kreideflecken auf Zinnober — die Zähne, die den ganzen Hals hinunter besetzt hielten, gewahren konnte. Und das Kind war so wenig blöde (als ob ihm schon je eine ähnliche Ehre widerfahren wäre) und lachte und deutete mit dem Finger auf das köstliche Farbengemengsel und Ihro Gnaden sagte:

„Ja wohl, der Löwe, Minatka. Der Elephant, Minatka. Die Jäger im Thurm, Mitnatka. Nicht wahr, Minatka? Willst Du es, Minatka?"

Minatka sagte: „Ja, gern," und hob den Kopf in die Höh, daß die rosenrothen, duftigen Kinderlippen gerade unter und nur wenige Zoll entfernt von denen Ihrer Gnaden sich befanden, und es hatte ganz den Anschein, als dächten sie, sie müßten Ihro Gnaden zum Dank für das Geschenk

küssen. Es mag das im Hause ihrer Eltern und in sonstigen Häusern, wo es Kinder giebt, Gebrauch sein; aber Ihro Gnaden hat keine Kinder und kennt solchen Gebrauch nicht und sie war so entsetzt über diese Zumuthung, daß sie vor Verwirrung sich kaum zu bewegen vermochte, sondern ihre Lippen noch immer denen des Mädchens, das die seinen langsam höher hob, gegenüber verharren ließ. Man sah ihre Verwirrung nur in ihren Augen, die sich starr in die der Kleinen tauchten; doch nun kam ihr die Besinnung zurück und sie richtete sich plötzlich auf (obgleich sie es jetzt nicht mehr vermeiden konnte, daß ihre Lippen bei der Bewegung über das Haar des zudringlichen Kindes hinstreifen mußten) und trat zu Sr. Gnaden zurück, indem sie das Bild achtlos vor sich hin warf und das gestickte Tuch — auch schnell, aber sorgfältiger, nein, das sieht das häßliche Auge ebenfalls nicht — in die Tasche ihres Atlaskleides zurücksteckte.

Ja, jede Herablassung muß ein Ende nehmen und sie hat es wieder einmal für ein Jahr abgethan. Man sah es ihren Augen an, daß sie glücklich darüber war, doch nur kurz. Denn jetzt wurden sie schon wieder vornehm und vereist und diamanten und ruhten theilnahmlos auf Allem. Auf der Umgebung, auf der hübschen Frau, auf dem Kinde. Bis übers Jahr — vielleicht dann wieder — wenn Se. Gnaden es wünschen sollte. Früher gewiß nicht.

Was noch? Die Bilder, welche die Kleine sich ausgesucht, haben einen Preis? Wie konnte sie daran denken, daß ihre Gnade, sie an sich zu nehmen, nicht Bezahlung genug sei! Wie kann sie überhaupt an etwas so Gemeines denken?

Aber Wenz war unverschämt genug, daran zu erinnern. Er that es natürlich nicht Ihro Gnaden gegenüber; doch er sagte es dem Kinde und so laut, daß Alle, daß auch sie es hören mußte.

„Zwei von den Bildern kosten einen Groschen, Kind,“ sagte er, „für wie viele reicht Dein Spartopf aus?“

Fast konnte man glauben, daß Ihro Gnaden erröthete (es konnte nur über die Schamlosigkeit dieser Bemerkung in ihrer Gegenwart sein), denn sie wendete sich hastig zu Sr. Gnaden und Se. Gnaden (der ebenfalls sich mit so gemeinen Gegenständen, wie Geld es ist, nicht befaßt) winkt Herrn Lissov. Und Herr Lissov zog einige Groschen aus der Tasche und warf sie verächtlich (ganz mit dem Gesichtsausdruck von Ihro Gnaden) dem Hausirer hin, der jetzt erst — wieder zu spät — seinen Mißgriff bemerkte und mit verlegener Miene die hingeschleuderten Münzen einsteckte.

O der gemeine, der rohe, gefühllose Wenz, der gar keine Empfindung für die unschätzbare Ehre hat, die ihm erwiesen, und schmutziges Geld vorzieht.

Nein, er war es nicht, nicht ganz. Er fühlte wenigstens, daß er eine Entschuldigung für sein täppisches Benehmen vorbringen müsse — er griff hastig wieder nach seiner Pfeife und spielte und sang:

> Ich hab' nicht Geld, ich hab' nicht Gut,
> Bin nur ein armer Geselle;
> Doch Mancher, der auf Polstern ruht,
> Wär gern an meiner Stelle.
>
> Ich hab' nicht Haus, ich hab' nicht Feld,
> Nicht Namen, Rang und Ehre;
> Doch Mancher wohl in weiter Welt
> Möcht', daß er ich jetzt wäre.
>
> Könnt schauen er in das schöne Aug';
> Das weiche Haar umfangen;
> Und einmal nur mit flücht'gem Hauch
> Berühren Stirn und Wangen.

O der leichtsinnige, respectwidrige, närrische Wenz, der schon bei der dritten Strophe vergessen hatte, was er mit der ersten gewollt, und unbekümmert um die Anwesenheit der hochgräflichen Herrschaft, seinem Liede gemäß die schmucke Dirne, die neben ihm stand, um den Hals faßte und trotz ihrem Sträuben auf Stirn und Wangen küßte — o pfui —

Der Tölpel, der, wenn er einmal einen (so weit es bei so gemeinen Creaturen möglich ist) günstigen Eindruck gemacht hat, ihn gleich wieder durch seine Unschicklichkeit zerstören muß — pfui —

Nein, Ihro Gnaden hatte das Uebernatürliche leisten wollen und geleistet, aber sie konnte es nicht mehr ertragen. Der Anblick dieser Rohheit überstieg ihre Kräfte. Sie hatte sich noch während der ersten beiden Strophen zu beherrschen vermocht, doch bei der letzten wendete sie sich empört ab. Ihre Hände, ihr Antlitz, ihr Körper zitterten so krampfhaft, daß sie aller Würde und vornehmen Bewußtseins vergaß und Se. Gnaden hastig mit sich fortzog — sie hätte allein gehen müssen, wenn er sie nicht führte, denn fort mußte sie aus dieser Um-

gebung — und dann rang sie nach Luft und sagte stammelnd:

„O wie abscheulich, wie gemein —"

Und Se. Gnaden erwiederte: „Gewiß, meine Liebe, und ich danke Ihnen, daß Sie es um meinetwillen so lange ertragen;" und dann schritten sie wieder auf die Allee zu und die Herablassung für dies Jahr war beendigt.

Fünftes Capitel.

Die Sonne hatte wieder dem Monde Platz gemacht, und er blickte ebenso unumwölkt auf Böhmen herab, wie sie es den schon kurzen Herbsttag hindurch gethan. Dichter wollen wissen, sie hätten dereinst zusammen gelebt und sich zärtlich geliebt, doch Schicksalswille habe sie getrennt, und sie müßten jetzt vor den Augen der Welt mit vornehmem, gleichgültigem Antlitz dastehen und dürften sich nie einander nähern, während sie in einsamer Sehnsucht sich verzehrten und, sobald sie den beobachtenden Blicken entrückt, mit bitteren, verstohlenen Thränen ihr Geschick und ihre Trennung beweinten.

Dichter erfinden gar Manches, das in der Wirklichkeit nie vorkommt. Es ist vorzüglich Einer unter ihnen (und trotz alledem ist es der Größte von allen) der seine Farben so seltsam, so widersprechend mischt, daß die Sinne der Betrachtenden sich gar häufig entrüstet von ihnen abwenden, da sie, mit tiefem, durchdringendem Verständniß begabt, das Unnatürliche greifbar darin zu demonstriren vermögen. In seinen zahllosen Werken — und jede Art, jede Gattung der Poesie umfassen sie; Tragödien wie Possen, Roman und Idylle, Lehrgedicht und Dithyrambe, Wahnsinn und Vernunft, und Alles oft dicht durcheinander gewirrt und eng zusammengedrängt — in ihnen schildert er das Größte und das Gemeinste, das Einfachste und Unerklärlichste. Wie der Weber am Webstuhl sitzt er und läßt die Spule geschäftig auf und ab laufen und zu bunten Mustern die Fäden verwirken. Hohe, edle Gestalten wirkt er in das nie endende Gewebe; er ist ein echter Dichter, und den Grundstoff aller seiner Schöpfungen bilden die überall gleichmäßig sich hindurchziehenden Fäden der Liebe und des Hasses. Nur die Farbe unterscheidet sie, wie schwarz und weiß; oft aber gehen sie verschwimmend in einander über, und kein Auge, nur das Herz vermag zu sagen, wo jene aufhört, wo dieser beginnt. Und so sitzt er rastlos und webt seine phantastischen Zauberbilder aus ihnen. Die Liebe reiner, tiefempfindender Herzen webt er und daneben andere, heftige, glühende Liebe, die nicht in Flammen ausbrechen darf, doch unter der Asche glimmt und versengt und verkohlt. Und allmählig webt er ihren Faden um, daß er andere Farbe annimmt; jetzt verschwindet sein Weiß, jetzt beginnt er sich zu dunkeln, tiefer und tiefer, und jetzt ist er schwarz wie die Nacht, wie der glühende Haß, wie rachebrütendes Verderben. Und rund umher webt er es um den lichten Punkt, bis es wie dicht verstricktes Gespinnst darüber liegt, und dann webt er rothe Flecke hinein, roth wie glühend anklagende Schläfe, wie besinnungslose Wuth, wie heimliche, grausenerregende Blutstropfen — — —

Aber er rastet nicht und webt andere Gestalten daneben. Lachende, närrische Gesichter, die possenhaft die Mundwinkel verzerren, während verstohlen die Kehle sich zusammenschnürt und die nach Innen rollende Thräne hinabschluckt. Ernste, würdevolle, nie bewegte Züge, unter denen das hohle Narrenthum verborgen liegt. Dann schnellt er hastiger die Spule und mischt buntfarbige Fäden dazwischen zu unbedeutenderen, kleineren Figuren, die sich wirr durch einander drängen. Aber es ist immer noch derselbe Grundton, über dem sie heraufschimmern; es ist schlichte, herzliche Liebe, die an kräftigen, starken Lippen hängt; sie ist's im schmutzigen Gewand, doch sie ist's auch hier noch, wie sie mit den kleinen, lüsternen Augen aus feistem Gesicht auf die rothen Lippen hinüberschielt; sie ist's in den weißen, schmächtigen Armen, die sich zärtlich um den klugen, zottigen Kopf festklammern. Sie ist's in anderer Art, aber sie ist es.

Und sie ist's in den derben, braunen Gesichtern hüben und drüben. Ihr Gegenstand ist sehr verschieden, doch sie ist's. Liebe überall — und zwischen ihnen überall die schwarzen, umstrickenden Fäden — die einst weiß waren wie sie.

Scheltet nicht den Weber, dessen seltsame Muster wir euch vorlegen. Nicht den großen Dichter, dessen Linien wir mit schwachen Händen nachziehen. Ihr müßtet euch selbst

schelten, denn ihr selbst habt Theil an seinen glühendvereisten, närrischschluchzenden, widersinnigen, unnatürlichen Gebilden; jede Regung eures Herzens verwebt sich als dünnes, abschattendes Fädchen in das große Gewirk, das die Erde umspannt, daran als rastloser Weber der größte Dichter sitzt — das Leben.

Und wenn Ihr es nicht glaubt, so laßt es Andere glauben. Hegt Ihr nicht das Bedürfniß, Eure Freude und Euren Schmerz in die stummen Züge der Dinge, die Euch umgeben, zu übertragen, so verkümmert nicht Anderen den Trost, den sie darin finden. Laßt ihr Glück dadurch erhöhen, ihre Trauer mildern und besänftigen. Laßt das schöne, ernste Frauenantlitz, wie es sich gerade jetzt unbeachtet durch die einsame Nacht, zu der bleichen, leuchtenden Scheibe emporhob — laßt es träumen, auch jene verzehre sich in heimlicher Sehnsucht nach dem hohen Gemahl, den sie einst zärtlich geliebt, von dem herber Schicksalsschluß sie getrennt. Laßt es glauben, auch jene, die jetzt so vornehm glänzend herabblickt, weine bittere, brennende Thränen, wenn ihre Nacht erscheint, und laßt diesen Wahn Balsam in die schmerzlichen Thränen mischen, die von dem schönen Antlitz auf den zerknitterten Brief und auf das kleine, glitzernde Medaillon, das geöffnet an ihren Lippen ruhte, hinabrollten.

Ja, sie erblickt viel seit Anbeginn der Welt, die blasse, verschwiegene Luna. Nicht mehr vielleicht als ihr stolzer, tagbeherrschender Gemahl, aber sie schaut tiefer hinab in die geheimsten, verschlossensten Winkel, die sich scheu dem Sonnenstrahl entziehen und, jener geheimnißvollen Blume gleich, nur ihrem träumerischen Lichte sich öffnen. Sie erschaut, was der Nachtwind hört, und wie er bewahrt sie es in ihrem Gedächtniß; dann theilen ihre Blicke in stummer, verständlicher Sprache es mit. Und Liebende verstehen sie, wenn sie ihnen von anderen Liebenden redet, die vor Jahrtausenden so glücklich und hoffnungsreich waren wie sie, und schließen sich fester ans Herz.

Der lautlose Wanderer, der tagscheue Wege verfolgt, erschrickt, wie sie ihm Kunde zuwinkt von nächtlichen Thaten Anderer, die durch sie verrathen. Träumerischer von ihrem Licht umflossen, reichen sich Männer die Hand, die in tiefer Nacht unbelauscht gesessen, zukunftsinnend, mit ernstem Wort, mit bewegtem Herzen des Vaterlandes Geschicke, die Hoffnungen ihrer Brust erwägend.

Sie traten jetzt gerade aus der schmalen, dem Kirchhof zugewandten Hinterthür des kleinen Epheuhäuschens hervor, die es gethan. Der große Hund, der seine niedliche Spielgenossin bereits seit Stunden verloren, stand zwischen den beiden Männern, wie sie hart am Eingang wieder innegehalten und durch die schöne, mondhelle Nacht über die stillen Dächer bis an die Berggelände hinausblickten. Alles lag so tageslicht bestrahlt; man erkannte drüben auf den Gipfeln jede einzelne Baumkrone, die sich im Nachtwind leise hin und her bewegte. Auch auf dem Schloß lag der volle Mondenglanz, und doch war es das Einzige, was auch jetzt düster erschien. Düster wie bei Regenwetter, wie im Sonnenschein, wie immer. Die beiden Männer hatten es sich ebenfalls wieder sagen müssen, wie sie darauf hingeblickt. Sie hatten es sich schon unendlich oft gesagt; doch es war zu auffallend, der Gedanke drängte sich immer wieder von selbst voran, so oft man es ansah. Jeder mochte jetzt seinen eignen Gedanken weiter nachhängen und sie fortspinnen; aber Beider Blick blieb auf die alten Zinnen geheftet und gleiches Schweigen umfaßte sie.

Nur Milosch interessirte Schloß und Mondenlicht weniger. Er war bis ans Ende der Hauswand gegangen und blickte auf den leeren Weg, der zur Kirche hinaufführte. Es schlug jetzt langsam Mitternacht von der Anhöhe herüber; das mochte es sein, was seine Aufmerksamkeit erregte, denn er spitzte lauschend die zottigen Behänge und witterte nach dem Bach hinüber in die Luft. Dann begann er mit leisem, dumpfem Ton zu knurren.

„Was ist, Mil!“ sagte Wenz, der ihm näher stand, den Blick von dem Schlosse auf den Hund ablenkend. Bei dem Klange der befreundeten Stimme drehte der Hund, mit dem zottigen Schweif wedelnd, den Kopf und kam zögernd heran; aber er behielt den Blick auf den Bach hin gerichtet und knurrte trotz der Hand, mit der Wenz ihn liebkoste, fort. „Was mag der Hund haben, Polti?“ fragte dieser noch einmal.

Der Förster hatte bis jetzt nicht Acht darauf gegeben und seine Gedanken ver-

folgt. „Er wird einen Wolf wittern, der sich nächtlich aus den Sudeten herübergeschlichen," antwortete er. „Wir haben in der Nähe keine, aber im Herbst fangen sie ihre größeren Wanderungen an."

Doch Wenz hatte sich zu dem Kopf des Hundes, der starr in die Ferne hinüberblickte, herabgebeugt, und folgte den Augen desselben. „War da nicht etwas Schwarzes, was über den Steg huschte?"

Auch der Förster heftete seine Augen jetzt dorthin. „Nein, es ist der Schatten von der Pappel, die sich bewegt; Du siehst, auf und ab. Ruhig, Mil! Wollen wir zu Bett gehen, Wenzeslaus?"

Doch Mil will nicht ruhig sein und Wenz noch nicht zu Bett gehen, obwohl er nur kurze Rast zu machen und in der Morgenfrühe schon seinen Weg nach Prag fortzusetzen gedenkt. Er sagte, er wolle noch ein wenig spazieren, er sei daran gewöhnt, wenn er hierherkomme; nur einen Gang drüben über die Anhöhe. Der Förster nickte ohne zu antworten mit dem Kopfe. Er versteht die Bedeutung der Worte, die eine andere ist, als Fremde sie darunter vermuthen würden. Wenz' Haus hat droben gestanden, seine Frau und seine Kinder dort gewohnt. Es wächst jetzt nur Gras über die Stelle, auch über den letzteren; aber die Stelle ist Wenz lieb und er besucht sie stets einmal, wenn er kommt. Gern bei Nacht und am liebsten allein; er setzt auch gleich hinzu: „Warte nicht auf mich, Leopold, sondern geh zu Bett, ich komme bald zurück und schließe die Thür. Milosch bleibt so lange auf dem Flur; gute Nacht, Polti."

Der reichte ihm herzlich die Hand und wünschte das Gleiche, während Wenz langsam den fast tageshellen Weg hinaufwanderte. Dann pfiff der Förster Mil, der noch immer knurrte, nur jetzt mehr in der Richtung, wo die Kirche oder das Pfarrhaus stand, und Mil folgte zögernd und oft den Kopf wendend und sprang an seinem Herrn auf, wie dieser ihm den Kopf streichelte und lächelnd sagte:

„Möchtest du dem Wolf zu Leibe, Mil?"

Der Hund stieß einen dumpfen, freudigen Laut aus und machte wieder einen Sprung ins Freie, aber nun befahl der Herr streng: „Herein, Milosch!" und er kam mit gesenkten Ohren heran und hinein und die Thür schloß sich hinter ihm.

Während dessen wanderte der Andere langsam den Weg entlang. Er verfolgte die Richtung, welche er dem Förster bezeichnet; aber es war, als hätte er noch ein anderes Interesse daneben, denn er hielt nicht die Mitte der Straße, sondern suchte sich im Schatten der Gegenstände zu bewegen, die ihren Rand bildeten. Im Schatten der Bäume, des Gesträuches, das sich ab und zu daran entlang zog, der dazwischen verstreuten Häuser. Er that dies mit ebenso unverkennbarer Sorgfalt, wie die Gestalt, die jetzt etwa auf vierzig Schritt Entfernung vor ihm in gleicher Weise die Anhöhe zu erreichen suchte. Diese Gestalt war ganz schwarz und man sah sie vielleicht deshalb gerade deutlich, weil sie noch dunkler war als der tiefe Schatten, in dem sie dahinschlich. Doch mochte sie auch jede Farbe jetzt annehmen können, die sie wollte, Wenz hatte sie einmal gesehen und mit den Augen gefaßt und sie entrann nicht mehr aus ihnen. Nicht wie sie sich lautlos von der Hauswand, an der sie einen Augenblick spähend inne gehalten, ablöste und hurtig, ihrer früheren Bewegung zuwider, über den mondhellen Raum sich wieder unter dem Schatten des nächsten, vorspringenden Daches verbarg. Nicht im tiefsten Baumdunkel, nirgends, nicht einen Moment. Er folgte ihr ebenso unhörbar und stand, wenn sie stand und schritt mit ihr vorwärts. Weshalb? Er weiß es nicht; er thut es instinctiv, denn er fühlt, daß es gut ist, daß es vielleicht sehr wichtig sein kann, wenn er es zu thun vermag. Jetzt schleicht die Gestalt die Anhöhe hinauf, an dem großen Steinhaus vorüber — nein, nicht vorüber — was ist das?

Die Gestalt hatte inne gehalten und leise an die geschlossene Fensterlade des Hauses geklopft, die sich eine Secunde später öffnete; dann kam ein unverständliches Wispern herüber. Was wollte sie dort? War sie am Ziel?

Nein, nicht am Ziel, denn die Lade schloß sich wieder und das Geflüster verstummte. Statt dessen öffnete sich einige Augenblicke später die Hausthür und eine wohlbeleibte Figur trat geräuschlos zu der ersteren heraus. Das heißt ihre Fußtritte waren lautlos und die Angel drehte sich vorsichtig ohne verrätherischen Klang; aber sie trug etwas auf der Schulter, das im Momente des Umwendens gegen die Thürflügel

schlug und einen klirrenden Ton gab. Die erste Gestalt machte ein Zeichen zur Behutsamkeit und zog den zu weit Hervorgetretenen in den kargen Dachschatten zurück, denn zugleich blitzte ein heller Lichtreflex wie von Metall von der Schulter des Letzteren auf und warf schimmernde Strahlen über den einsamen Weg hinab.

Dann wanderten beide Gestalten weiter, die Anhöhe empor, auf die Kirche zu. Wie eine Schlange ringelte die dünne, schmächtige sich lautlos vorauf; die andere, dicke, folgte hinterdrein, zuerst mit sichtlicher Anstrengung, Geräusch zu vermeiden, aber bald keuchend unter der doppelten Mühwaltung der Last und der Vorsicht, so daß die Schlange sich häufig umwendete und Ermahnungen zurückzischte. Und dann hatten sie den Kirchhof erreicht.

Wenz mußte jetzt zurückbleiben, denn der Kirchhof lag im vollen Licht, nur die Kreuze und Grabsteine warfen ihre kurzen Schatten ins hohe Gras hinunter. Desto deutlicher unterschied er die beiden anderen Gestalten, die sich nirgends mehr im Dunkel zu halten vermochten. Die dünne, bewegliche, die noch immer um einige Schritte voraus war — er hatte sie erst kurz, erst seit heute gesehen, aber desto mehr über sie gesprochen. Sie erregte sein, sie erregte das Interesse Aller im höchsten Grade, mit denen er verkehrte. Auch eine ungewisse Furcht, eine bedenkliche Erwartung. Es mochte in ihrem Aeußern liegen; doch so viel war gewiß, sie flößte Niemandem Zutrauen ein, ebenso wenig wie die andere Gestalt es je gethan, die sie begleitete. Diese war Allen bekannter, leider seit manchem Jahr, und Wenz ebenfalls. Nicht als ob er die Kirche häufig betreten, in denen sie sich an Sonn- und Werkeltagen ex officio gegen die offenbaren und noch mehr gegen die heimlichen Ketzer ereiferte. Wenz befand sich selten an Feiertagen in seinem Heimathsdorf, und wenn der Zufall dies auch einmal fügte, so führte sein Weg ihn bei Tage doch nicht leicht auf die Anhöhe, wo die Kirche stand. Es wäre Sr. Ehrwürden wahrscheinlich gelegener gewesen, wenn Wenz seine Besuche dort im Sonnenlicht, statt um Mitternacht, zu machen gepflegt; wenigstens heute. Aber Wenz kennt Se. Ehrwürden doch recht gut. Er kennt ihn so gut, daß ihm unwillkürlich ein altes Sprüchwort in den Sinn kommt, das nicht zu Gunsten desjenigen, der da nächtlich mit Sr. Ehrwürden umgeht, plaidirt. Freilich nur von Hörensagen; von dem alten Ralph, von Leopold, von dessen kleiner, hübscher, resoluter Frau. Es sind dies ganz gottlose Leute, die verworfensten im Dorf, wie Se. Ehrwürden heut Morgen derselben Persönlichkeit, die ihn jetzt begleitet, geklagt hat; aber Wenz ist verstockt genug, ihnen zu glauben. Er glaubt dem alten Ralph, daß Se. Ehrwürden dem Grafen gegenüber ein gesinnungsloser, kriechender alter Heuchler ist, dem nichts heilig, am wenigsten die Religion, die er vertritt. Der seine Hand bereitwillig zu jeder Büberei hergeben würde, die ihm Vortheil und Auszeichnung eintrüge. Er glaubt dem Sohne des Alten, daß Se. Ehrwürden auf manche Meile in der Runde nicht Seinesgleichen an Habgier, Falschheit und scheinheiliger Miene, dies alles zu verbergen, findet. Daß er unter dem Vorwand des Glaubens fortwährend bemüht ist, die Leute diesseits wie jenseits des Baches gegen einander aufzustacheln, um von beiden möglichst fetten Gewinn für seine Pfründe einzusaugen. Ja, er glaubt sogar (obgleich die hübsche Frau es immer nur mit Lachen, als unendlich komisch, erzählt), daß Se. Ehrwürden nicht nur an himmlischer, sondern auch an irdischer Genußsucht, Völlerei und Schlemmerei ebenfalls Seinesgleichen sucht. Und die gottlose Frau lacht immer stärker, wenn sie hinzufügt, daß sie als ein armes sündhaftes Menschenkind einmal mit ihrer kleinen Hand den Augen (oder dem darunter befindlichen Gesichtstheil) des würdigen Seelenhirten von den verbotenen Früchten des Paradieses den Weg zum himmlischen Heil habe deuten müssen. Se. Ehrwürden könnten auf Wenz mit einer kleinen Version ebenfalls das Sprüchwort anwenden: „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, was Du glaubst.“

Aus allen diesen Gründen interessirte Wenz sich nicht so sehr für Se. Ehrwürden, als dafür, daß Se. Ehrwürden sich um Mitternacht in Begleitung der andern Gestalt und mit dem sichtbaren Bestreben, Licht zu vermeiden und kein Geräusch zu veranlassen, auf dem Wege zur Dorfkirche befand. Dies Interesse ward noch erhöht dadurch, daß er jetzt deutlich gewahrte, was Se. Ehrwürden auf der breiten

Schulter trug, oder vielmehr getragen hatte. Denn wie die beiden Gestalten an dem Portal eingetroffen waren, hatte die letztere die Gegenstände herabgenommen und sie an die Wand gelehnt, wo sie jetzt ungehindert im Mondenlicht blinkten. An einem jeden dieser Gegenstände war Eisen befindlich und zwar in so bedeutendem Umfang, daß es wohl zu begreifen war, wie Se. Ehrwürden unter ihrem und seinem combinirten Gewicht zu keuchen begonnen hatte. Da war eine Schaufel, eine Axt, eine Brechstange. Es waren noch einige kleinere Geräthschaften, die Se. Ehrwürden auf den Boden gelegt, während er mit der rechten Hand in die große Talartasche hinabgriff, und die ebenfalls einen Metallglanz um sich verbreiteten. Wenz hatte sich hinter einen Grabstein geduckt und sah Alles. Er sah die ungeduldige Bewegung des Andern, wie der Seelenhirte vergeblich überall in seinem Gewande umhertastete. Endlich hatte er gefunden, was er gesucht — wieder ein hastiger Eisenschimmer — und ein anfänglich leise klirrendes, dann dumpf knarrendes Geräusch tönte über die Stille des Friedhofs hin. Zugleich verschwand die weiße, mondbestrahlte Fläche, vor der die beiden Figuren gestanden, und machte einer schwarzen Oeffnung Platz, von der ihre dunklen Körper kaum mehr bemerklich abstachen. Nur das Metall der Geräthschaften, die Se. Ehrwürden wieder auf die Schulter lud, blitzte noch einmal auf. Er hatte nur die Brechstange, die Axt und die kleineren Dinge vom Boden genommen und war damit in der Oeffnung verschwunden; sein Begleiter jedoch, der hinter ihm hineinschritt, faßte sorgsam die übrigen Werkzeuge zusammen, auf denen noch immer der Reflex des Mondes schimmerte, und trug sie ins Innere der Kirche. Dann knarrte, von drinnen geschlossen, die Angel vorsichtig wieder zu und Alles war todtenstill und bewegungslos auf dem tageshellen Friedhof, wie zehn Minuten zuvor.

Nur Wenz hob jetzt achtloser den Kopf hinter dem Grabsteine hervor und blickte gespannt hinüber. Es war fast auf seinem Gesicht die Frage zu lesen, ob sie die Thür von Innen verriegelt haben möchten oder nicht? Es war eine Nebenfrage, denn die andere, die von Anfang an darauf gestanden: „was dort vorgehe?" überwog noch immer. Sie hatte auch noch immer keine Antwort erhalten, als daß es etwas sehr Geheimes und darum sehr Interessantes sein müsse, das in Erfahrung zu bringen sehr wichtig sei. Dies lag in jeder seiner lautlosen Bewegungen, mit denen er jetzt wie eine Eidechse, fast auf die Erde gekauert, von Grab zu Grab schlüpfte, bereit, bei jedem verdächtigen Geräusch von der Kirchenthür her, wieder spurlos in dem hohen Riedgras hinter einem Gruftstein zu verschwinden. Es war noch ein ziemlicher freier Zwischenraum zwischen dem letzten Stein und dem Portal, auf dem ein plötzliches Oeffnen der Thür keinen Versteck dargeboten hätte, und er verharrte unschlüssig in seinem letzten Schlupfwinkel und lauschte. Die Stille war jetzt wieder unterbrochen; nicht auf dem Friedhof, aber aus der Kirche selbst ertönte ein unterdrücktes, monotones Geräusch. Es war ein dumpfes Klirren, wie von Eisen, das vergeblich einen Stein zu heben suchte. Er hörte es und sein Ohr hing daran, aber sein Auge folgte nicht mehr der Richtung, aus welcher der Schall kam, sondern es ruhte erwartungsvoll ängstlich auf der dunklen Wolke, die sich langsam hinter dem waldigen Bergrücken heraufdrängte. Es war eine schwere Wolke, aus der hin und wieder blaue Flammen aufzuckten, und der Sturm mußte ihr auf dem Nacken sitzen und sie peitschen, denn ab und zu knurrte er schon dumpf durch die Föhren drüben auf der Kuppe, daß man sah, wie die Wipfel rauschend ineinander schlugen — aber für Wenz zog sie unendlich langsam. Mit Windeseile flogen die Schatten über breite Schluchten und warfen sich wie Riesenmäntel über wunderliche groteske Felsgesichter, die im Mondlicht geisterhaft aus der Ferne zwischen den dunklen Wäldern hervorstarrten; doch für Wenz krochen sie noch immer, obgleich sie schneller vorwärts schritten, als der Schall, als das schnellste Geschoß, als der Blitz, da sie mit einem Schlage Berge verhüllten und Tag in Nacht verwandelten. Nur der Gedanke ist noch schneller, die Hoffnung, mit der Wenz sie herbeiwünscht. Nun gleiten die ersten, weißen Flöckchen über die helle Scheibe, die sich noch immer glänzend und siegreich hervordrängt; aber es liegt schon wie grauer Spinnwebschleier über den Kreuzen und Steinen. Noch ein kurzer Kampf

und der Schatten kommt heran. Er zieht über Schloß Lodron und die Zinnen sind in Nacht verschwunden; nun über die Hütten drunten, Dach um Dach — nun fliegt er den Berg hinan, und Wenz fliegt empor, als peitsche auch ihn der Sturm aus dem Grabe herauf, der um die Kirche zu heulen und zu tosen beginnt und sich in dem Portal fängt und winselt, und tiefe Finsterniß liegt ringsum.

Es war nur ein einziger winziger Punkt, der erhellt blieb. Auf ihn waren Wenz' Augen gerichtet, wie er die Kirchenthür geöffnet — sein Herz klopfte freudig, als sie dem Druck dumpf knarrend nachgab, aber das Brausen und Poltern des Sturmes übertäubte das Geräusch — und wie er jetzt lautlosen Schrittes an der Wand entlang glitt. Die beiden Gestalten, die vor ihm in die Kirche eingetreten, wendeten ihm den Rücken; doch auch wenn sie es nicht gethan, waren sie zu sehr von ihrer Beschäftigung in Anspruch genommen, als daß sie den Schatten gewahren sollten, den das matte Licht der Blendlaterne hier und da verschwindend an die Wand malte. Die schmächtigere Figur hielt sie in der Hand und stand neben der anderen über einen Grabstein gebeugt, den die letztere mit einem Brecheisen noch immer vergeblich aus dem Boden zu heben suchte. Es war eine anstrengende Arbeit und der Schweiß rann ihr von der Stirn; dann hielt sie erschöpft inne und keuchte: „Es geht nicht, der Stein muß mit Teufelskunst hineingerammt sein — uf!“

Der Andere lächelte spöttisch und erwiederte: „Versuchen Sie doch noch einmal, Herr Pfarrer; es ist in Ihrem Interesse, nicht in meinem,“ und der Angespornte griff wiederum nach der schweren Hebstange und stemmte sie in die Fuge — jedesmal, wenn das Metall klirrend auf den Stein aufklang, schlich Wenz unhörbar um einen Schritt vorwärts — aber wiederum legte er das Eisen kraftlos zurück und sagte athemlos: „Es ist unmöglich, Herr Lissov; ich dächte, wir ließen den Stein liegen und suchten nur die Inschrift darauf unleserlich zu machen.“

Dabei stieß er, gewissermaßen als Illustration, wie er seine Gedanken auszuführen beabsichtigte, die Spitze der Stange auf die Mitte des Steins, daß ein Stückchen zersplittert abflog und er lachend hinzufügte:

„Sehen Sie, jetzt ists schon nur mehr Franz von odron — dron — ron —“

Es war wohl nur der Wiederhall des aufschlagenden Eisens gewesen, der kreischend an der Wand entlang lief; aber es klang so eigenthümlich, wie ein halberstickter Zornschrei, daß Beide sich unwillkürlich zugleich umwendeten und ins Dunkel hineinstarrten. Die Blendlaterne warf ungewisse, flackernde Streiflichter über die Pfeiler und Bilder, daß es Se. Ehrwürden etwas zu überlaufen anfing und er sich willenlos das Werkzeug aus der Hand nehmen ließ.

„Nein, das ist Grabschändung,“ hatte der Verwalter hastig gesagt, „geben Sie mir das Eisen.“ Es war nicht recht bestimmbar, welchen Begriff das Gewissen Sr. Ehrwürden mit den Worten verband. Ob er bisher beide Dinge gleich erachtet hatte und ihr anderes Vorhaben ebenso sehr dafür gehalten? Jedenfalls blickte er Herrn Lissov etwas verblüfft ins Gesicht, auf dem es indeß noch weniger bestimmbar sich aussprach, ob die Absicht seines Begleiters, ihr Unternehmen aufzugeben, oder die Ausführung des neuen Planes sein Mißfallen am meisten erregte. Was sich jedoch nicht bezweifeln ließ, war, daß seine Hand das Hebwerkzeug geschickter anzuwenden verstand, als sein Vorgänger. Man hatte Mühe zu glauben, daß diese langen, weißen Finger, die so dünn aus den gefälteten Manschetten hervorkrochen, so viel mehr Kraft besäßen, als die plumpen Arbeitsfäuste von Sr. Ehrwürden. Und doch war es so, denn das schwere Eisen glitt wie eine bewegliche Schlange zwischen ihnen auf und ab; es stemmte sich hier ein und dort; es lockerte, es brach und dann hob es, von der einen Hand geführt, die dicke Granitplatte empor, welche die andere in Empfang nahm und wie spielend an die Wand lehnte.

Se. Ehrwürden hielt jetzt die kleine Laterne und seine Aufmerksamkeit war sehr getheilt. Sie war sehr in Anspruch genommen von seinen Bemühungen, mit denen er das Licht gegen die überall hereinströmende, wirbelnde Zugluft schützen mußte. Er hörte den Regen jetzt draußen in schweren Strömen auf das Dach herniederrasseln und es war eine Art fröstelnd unbehaglichen Gefühls, das ihn dabei zu übermannen begann und ihn im Stillen

wünschen ließ, er läge sicher geborgen drüben hinter den festen Steinwänden seines Pfarrhauses, in den Flaumfederkissen der Gänse und Enten seiner dankbaren Beichtkinder. Das Gefühl minderte sich auch nicht, wenn er auf seinen Begleiter blickte, dessen Kraft und Gewandtheit ihm unheimlich zu werden anfing, als hätte derselbe sein halbes Leben mit Todtengräberarbeit verbracht. Es lag auch entschieden etwas davon in der Art, wie dieser jetzt mit der Schaufel die schwarze Erde, die unter dem Stein sichtbar geworden, abhäufte, bis die Kanten eines ebenso schwarzen, schon äußerlich halb vermorschten Sarges zum Vorschein kamen, auf dem die Stöße des Grabscheites einen dumpfen, polternden Ton verursachten. Dazu roch es faul und vermodernd aus der Tiefe, daß Se. Ehrwürden kaum die Luft mehr zu athmen vermochte, und wieder im Stillen dachte, der Andere müsse eine Art Wehrwolf sein, der selbst zu Zeiten vermodert im Grabe liege und deshalb an solche Verwesungsdünste gewöhnt sei. Er hatte es schon eine Weile bei sich überlegt; endlich wagte er es auch wieder, laut zu denken und bemerkte, daß es ja nur auf den Stein ankomme und daß der Sarg und sein Inhalt durchaus gleichgültig sei, da er unkenntlich bliebe und jedem Beliebigen angehören könne. Aber Herr Lissov hörte nicht auf die wohlgemeinte Bemerkung, sondern griff als Antwort wiederum nach der Brechstange, die er unter den jetzt völlig freigelegten Sarg schob und womit er denselben etwas in die Höhe hob.

„Leicht, sehr leicht," murmelte er dabei zwischen den spitzen Zähnen, die sich, erwartungsvoll wie die Augen, aus den blassen Lippen hervordrängten. Dann faßte er die Axt, die bisher unbenutzt an der Wand gelehnt. Der Pfarrer hielt mit unruhiger Hand das Licht und blickte mit dummen, sich vergeblich, den Sinn dieser Mühe zu errathen, anstrengenden Augen drein — wie das Beil sich blinkend hob und vollwuchtig mit dröhnendem Schlag auf den Sargdeckel niederfiel. —

Aber es war ein anderes, ein unerwartetes Getöse, das als Echo wiederkehrte. Wie ein Echo von tausend solchen Schlägen, die zu gleicher Zeit geführt worden. Es kam von den Bergen, aus der Luft, vom Thal; es rollte und prasselte und knatterte über dem Kirchendach zusammen, daß selbst die Hand, welche die Axt geführt, überrascht auf dem klaffenden Holzdeckel ruhen blieb, so erwartungsvoll auch die Augen sich schon in die Ritze hineingebohrt.

„Ein Gewitter um diese Zeit, eine tolle Nacht, ganz wie für unsern Zweck eingerichtet."

Doch das Gesicht, das sich unruhvoll dabei in die Rückseite der Kirche umgeblickt, strafte die Zuversicht der Worte Lügen. Denn diese waren sicher und fast scherzend gesprochen, während Se. Ehrwürden sich gar keine Mühe gab, das Zittern der seinigen zu verbergen, die schlotternd zwischen seinen Lippen hin und her flogen, wie das Licht zwischen seinen Fingern. „Ja, eine fürchterliche Nacht, Herr Lissov — eine Nacht, von der Gerede geht, daß die Todten aus ihren Gräbern —"

Er spricht nicht aus, und die wieder gehobene Axt trifft ihr Ziel nicht, sondern fällt dröhnend auf die Steinplatte neben dem Sarg. Auch die Laterne ist aus den Händen des Pfarrers dorthin gefallen, und der Docht verglimmt in der feuchten Modererde.

„Wer stört meine Gebeine?" hatte eine dumpfe, drohende Stimme gerufen. Sie kam windverweht durch die Kirche, wie vom Gewölbe, wie aus der Luft und aus der Erde zugleich. Der Sturm hatte irgendwo eine von den hohen Spitzbogenscheiben eingedrückt und winselte durch die Oeffnung. Dazu tiefe Nacht umher.

Nein, nur einen Moment war es Nacht, wie die Leuchte klirrend am Boden zerbrach. Im nächsten Augenblicke flammte ein anderes Licht auf, ebenfalls wie aus Himmel, Erde und Luft zugleich, und übergoß mit blau blendendem Schein jeden Pfeiler, jede Nische, jedes alte Bild an der Wand. Es war kaum eine Secunde vergangen, seitdem die Worte aus dem Dunkel verklungen, und die beiden nächtlichen Störer hatten sich gewendet und starrten athemlos in die Nacht.

Da tritt er aus der Finsterniß, im blauen, magischen Reflex löst er sich ab von der Wand und kommt auf sie zu. Mit den fleischlosen Kiefern und den leeren Augenhöhlen, wie er da drunten in dem Sarg liegen muß, den die Axt zu schänden im Begriff stand — und dann ist's, als klapperten die Knochen im Wind, wie sie sich

heranbewegen und die dürre Hand ausstrecken —

Ein doppelter Schrei des Entsetzens, übertönt von einem noch viel gewaltigeren, viel näheren, unheimlicheren Krachen, als rollten tausend Todtengebeine mit ihren Särgen polternd aus der Tiefe empor, und der nächste Blitz zeigte die Kirche verödet. Dann flog die Thür klappernd im Wind, und wie aufgescheuchte Gespenster hasteten zwei schwarze, flatternde Gestalten den Friedhof hinab. Hinter ihnen drein zuckten wie Verfolger die blauen Flammen; sie krochen ihnen wie Schlangen auf dem Boden nach, sie huschten über das hohe Gras, aus dem sie die Kreuze und Grabsteine wie ebenso viele dräuende Schattengestalten heraufreckten, sie überstürzten sich, wie die dicke, kläglich wimmernde Figur, die von Hügel zu Hügel rollte und fiel und sich triefend wieder erhob und wieder stolperte, bis sie das Kirchhofthor erreichte, durch welches die andere Gestalt lange vor ihr wie der Sturmwind, wie ein abergläubischer, angstgepeitschter Verbrecher verschwunden.

Nur die Ursache dieser Hast stand noch droben unter dem Kirchenportal und blickte ihnen nach. Es ist Wenz, der Nachtwanderer, der Bauchredner, der alle Stimmen nachzuahmen weiß, die er einmal gehört, sogar die, welche lange mit ihren Besitzern eingesargt sind. Er kann den Tod ins Leben rufen, und es ist natürlich, daß in abergläubischer, gewaltsamer Zeit solch plötzliches Auferstehen noch mehr erschreckt als in anderer. Es ist nicht befremdend, daß es sogar Macht über feste, entschlossene Gemüther bekommt, die sich nicht gefürchtet haben, um Mitternacht allein zwischen Gräbern zu wandern und Gruftsteine aufzuheben.

Doch es ist auch nicht die Verwunderung darüber, die auf Wenz' Gesicht liegt. Es ist ein anderer nachdenklicher Zug, der einen Gedanken zu erreichen sucht, welcher vor ihm aufläuft und bald hier bald dort ist, so daß er nicht weiß, nach welcher Seite er denselben verfolgen soll. Er hat den nächtigen Flüchtlingen eine Weile nachgeschaut, dann den innen befindlichen Riegel vor die Thür geschoben und sich beim Schein der Blitze durch die Kirche auf die Stelle zugetastet, wo vorher die beiden Anderen gestanden. Der Tod grinste noch immer ab und zu im bläulichen Licht von der Wand herab, aber Wenz sah ihn gleichgültig an und bekümmerte sich so wenig um ihn, als ob er ihm schon tausendmal und weit furchtbarer ins Gesicht gesehen. Er bückte sich nieder und hob die am Boden liegende Laterne auf, deren Kerze er mit Hülfe eines aus der Tasche gezogenen Feuerstahls wieder entflammte. Dann trat er auf das geöffnete Grab zu.

Es lag ebenso, wie Jene es verlassen. Der halb vermorschte Sarg war bloßgelegt und der Deckel fast gesprengt. Ueber der Gruftstätte an den Pfeilern blickten aus verstäubten Goldrahmen geharnischte Gestalten mit aufgeschlagenem Visir und andere mit breiten Kragen über dem schwarzen Gewand neugierig auf Wenz und das geöffnete Grab hernieder. Sie schienen zu erwarten, daß er es mit den Geräthschaften, die er jetzt ebenfalls vom Boden genommen, schließen und der Ruhe zurückgeben würde, und es war, als rollten sie in der trüben Beleuchtung zornig die Augen unter den buschigen Brauen, wie er die Schneide der Axt, gerade wie sein Vorgänger, in die Fugen des Sarges stemmte, daß der Deckel zu stöhnen begann und mit dumpfem Krachen aufsprang. Sie müssen denken, daß ein Grabschänder den anderen vertrieben, um sich müheloser seiner Beute zu bemächtigen. Man wird dem Verstorbenen werthvolle Kleinodien mit in den Sarg gelegt haben; Ringe vielleicht mit kostbaren Steinen, die der freche Nachtwandler hastig von den vermoderten Fingergerippen streift.

Ja, er griff hastig nach den Steinen, die in dem nun völlig geöffneten Sarge zur Schau lagen. Nur waren es keine Diamanten, sondern grau verwitterte Sandsteinbrüche, die neben einander geschichtet die Höhlung ausfüllten, aber er hob sie bis auf den letzten heraus, als wäre jeder einzelne von unberechenbarem Werth. Es blieb nichts übrig in dem Sarg, wie sie verschwunden, und die gemalten Augen darüber, deren Zorn einem unverkennbaren Staunen Platz gemacht hat, sehen immer eifriger auf die wundersame Arbeit herunter.

Sie folgen Wenz jetzt auch nach, wie er sich mit dem kleinen Licht entfernte und schnellen Schritts in den Hintergrund der Capelle neben der Sacristei ging, wo ein dunkler Gang in eine dumpfluftige Kammer

hinabführte. Er hatte auch dorthin einige von den Eisengeräthschaften mitgenommen und man hörte eine Weile ein klirrendes Geräusch, ähnlich wie man es vorher vernommen, als die ersten Ankömmlinge allein in der Kirche zu sein geglaubt. Dann kam Wenz langsamer zurück als er fortgegangen. Die Kerze, die er in ihrem Behälter künstlich an seiner Brust befestigt hatte, war nicht weit vom Erlöschen und warf einen zitternden Schein auf den Gegenstand, den er sorgsam in den Armen mitschleppte. Und die Bilder recken die Augen weiter und weiter, denn sie müssen glauben, es sei der Tod, den er von der Wand abgelöst und widerstrebend mit sich an das offene Grab fortzieht. Man hörte die Knochen an einander klappern, als rängen sie mit ihm und der Schädel mit den langen, vorgestreckten Zähnen fiel bei jedem Schritt wider die Brust des Trägers, wie um ihn zu packen. Doch Wenz ist stärker als das Gerippe und läßt es nicht. Näher und näher kam er seinem Ziel, und dann packte er den Tod und warf ihn furchtlos in den leeren Sarg, dessen Deckel er kraftvoll wieder über ihm zuschlug.

„Im Tod sind wir uns alle gleich," sagte er aufathmend, „und der Knecht leistet die Dienste des Herrn." Sein Blick fiel auf die Laterne, die schon leise zu knistern begann, und er drückte den Sarg etwas in die feuchte Erde zurück, wie er zuvor gelegen, und raffte die aus demselben aufgehäuften Steine sorgsam auf. Ab und zu ging er eilig durch die Kirche vor die Thür, deren Riegel er wieder zurückgeschoben, und warf seine Last rechts und links in die Nacht hinein über den Friedhof, auf dem die Steine sich mit schollerndem Gruß zu anderen zu gesellen schienen, deren Gesellschaft sie Jahrtausende lang angehört. Endlich war der letzte verschwunden und der Träger lehnte die Geräthschaften an den Stein zurück. Die Axt lag auf dem vorblickenden Sarg, als ob sie ziellos einer plötzlich abgelenkten Hand entsunken, und daneben auf dem Boden das erloschene Licht, das einen letzten Streifschimmer über die alten Pfeilergemälde geworfen, deren Gesichter nicht nachdenklicher zu sein vermögen, als das von Wenz es während seiner seltsamen Arbeit gewesen. Auch die Kirchenthür stand weit geöffnet, nur war die Finsterniß zu tief, um es wahrzunehmen, und es war außerdem Niemand mehr da, der es bemerken konnte. Es war Alles genau ebenso in der Kirche, wie es der erste grelle Blitz des Unwetters gezeigt. Nur der Tod bedroht Niemanden mehr, denn er liegt jetzt wirklich im Grabe und der Sargdeckel ist über ihm geschlossen.

Oder sah man ihn ebenfalls nur nicht mehr, weil die Kerze ausgebrannt und die Blitze aufgehört zu leuchten? Und wird er mit der Morgenhelle wieder da sein, um lauernd behutsam sein Grabeshandwerk hinter dem Rücken derer fortzusetzen, die er sich als Beute erlesen?

Für diesmal hatte Wenz ihn besiegt. Instinctiv hatte er das Leben gegen den Tod vertheidigt, aber der Letztere hat viele Zugänge, durch die er sein Ziel neu verfolgen und erreichen kann. Wenz weiß es, und das ist's, was seine Stirn seit etwa einer Stunde so nachdenklich gemacht hat. Er hat gewiß bewiesen, daß er nicht furchtsam ist; es muß also etwas Anderes sein, das ihm jetzt die kalten Tropfen auf diese nachdenkliche Stirn treibt.

Es muß die Frage sein, die er auf dem Wege von der Kirche bis an das kleine Epheuhäuschen im Kopfe umherwälzt, und die er nicht beantworten kann. Sie klänge fast wie die große Frage der Menschheit seit Anbeginn aller Dinge, die nie gelöst worden, wenn es wahrscheinlich wäre, anzunehmen, Wenz beschäftige sich nächtlich mit Problemen abstracter Philosophie. Allein er spricht es auch nicht im gebräuchlich schleppenden Kathederton. Er murmelt es nur immer noch unruhig, fast ängstlich vor sich hin: „Was will der Tod von den Lebendigen?"

Er that es noch, wie er leise die Hinterthür des Försterhauses öffnete und in den Gang trat, auf dem Milosch sich knurrend aufrichtete. Aber auch Mil erkannte an den Worten nur den Freund des Hauses, an dem er schmeichelnd in die Höhe sprang, und wußte auf die nachdenkliche Frage so wenig Antwort als Wenz Wlatka selbst.

Sechstes Capitel.

Auf Regen folgt Sonnenschein, sagt ein altes Wort, das über die Veränderlichkeit der Dinge philosophirt, und ebenso unabänderlich folgt der erstere auch auf den

letzteren. Vorzüglich im Herbst, wo er zeitgemäß erscheint. Die Natur liebt die schroffen Uebergänge nicht und bekümmert sich nicht darum, ob etwa die Menschen sie zeitweilig lieben. Sie zeugt ihre Dünste mit der Sonne und verwandelt sie in Regen, eh sie mit kaltem Hauch dreinfährt und die Tropfen als Schloßen und Schnee winterlich an die Scheiben wirbelt.

Die Nebel haben lange genug als Vorbereitung über Böhmen gelegen; nun regnet es.

Es regnet überall im ganzen Königreich; kein Fleck, der trocken wäre. Wasser überall, wo Menschen sind und wo keine sind. Wasser, das von Bergen herunterschießt und durch enge Thäler fortrollt. Wasser, das über Wiesen läuft und sich bis in die Spuren des Schiebkarrens verliert, dessen Rad langsam durch die feuchte Erde vorwärts quiekt. Wasser, das sich auf verdorrte Tannenzweige am Wege legt und sie niederbiegt und auf den breitkrämpigen, spitzen Filzhut des Karrenschiebers träufelt und weiter auf seinen Rock und auf den Wachstuchüberzug vor ihm hinunter — Wasser, Wasser, Wasser überall.

Wasser auch als Pfütze vor der Thür der Dorfschenke, wo er seinen Karren anhält, und in Trögen, die zum Trocknen an die Lehmwand gelehnt sind, und in kreisrunden Furchen auf den Steinen vor ihr, die das Sprichwort ausgewaschen hat. Wasser auch in der Suppe, die auf dem Heerde aus dem zerbrochnen Topfe brodelt, und in der blauen, perlartig schimmernden Milch und in dem Wein, den der Wirth hastig beim Anblick des eintretenden Gastes aus dem abgelegenen Keller heraufholt. Wasser sogar in den Augen der bleichen, schmächtigen Frau, die fröstelnd am Heerde sitzt und das kleine, wassersüchtige Kind an die Brust drückt — Wasser, Wasser, Wasser überall.

Wasser endlich in der Stimme, die dankend eilig wieder die ärmliche Schwelle verläßt und mit dem ächzenden Karren zwischen den triefenden Dorfdächern hinauftrabt, immer mit dem Rufe: „Wenz, der Hausirer, Wenz, der Kärrner, der böhmische Wenz!“ Weiter über neue Felder, die von Nässe dampfen und durch die der Weg sich weithin kenntlich wie ein mattglänzender Grabenspiegel hinzieht — weiter, immer weiter, bis an die dunklen, engen, abschüssigen Gassen von Prag, die wie ebenso viel schäumende Nebenflüsse in das Hochwasser der Moldau hinabmünden.

Ja gewiß, ein regnigter Tag. Aber mehr ein Tag, um in einer Postkutsche durch kleine Landstädte zu fahren und auf dem holprichten Pflaster aus dem Halbschlaf gerüttelt zu werden und an begossenen Kirchthürmen vorüberzurasseln, die auf kleinen ausgestorbenen Märkten stehen, und Citronenschalen nachzusehen, die auf strömenden Rinnsteinen treiben, schneller als der Postwagen, um dann wieder hinauszupoltern, an den letzten Häusern vorbei, zwischen langweilige, mürrisch aussehende Zäune und Sandwüsten und an Bäumen vorüber, auf denen ruppige Krähen sich glatt zu machen suchen, und durch schmutzige Dörfer, wo zerlumpte Buben aus der Schule herausströmen, und hinein in Durchfahrten, wo dicke Wirthe dem Postillon etwas zurufen, und wieder heraus durch Schlagbäume, die sich geisterhaft von selbst öffnen, während es immer noch regnet, regnet, regnet.

Oder ein Tag, um auf einem Landgute zu sitzen und in die Felder hinauszusehen und den Regen an die Fenster schlagen zu hören und zu sehen, wie es dämmernd und dämmernder wird, und wie die Mühle aufhört sich zu drehen und allmälig Alles verschwindet und trübe Lichter vergeblich sich durchzuarbeiten suchen durch den Nebel, und wieder auslöschen und wieder da sind, und es immer noch regnet, regnet, regnet.

Oder auch ein Tag, um nur auf die Tropfen zu hören, die methodisch auf das Brett vor dem Fenster herabfallen. Und zu denken, wie diese hierhin und jene dorthin ziehen — jetzt noch so dicht beisammen und doch in ihren Zielen so endlos weit. — —

Die Tropfen fielen gleichmäßig auf alle Fensterbretter von ganz Böhmen und ebenso auf die des Zimmers von Schloß Lodron, in welchem Graf Ferdinand und seine Gemahlin an verschiedenen Seiten saßen und in die Dämmerung hinausblickten. Sie fielen hier nicht auffälliger, aber sie nahmen einen merkwürdigen Verlauf durch die eigenthümliche Lage des Schlosses. Obgleich dieses sich verhältnißmäßig im Thal befand, lag es doch immerhin sehr hoch,

denn es lag auf einem langgestreckten Sockel, der eine Wasserscheide bildete. Und seltsam, wie der Hügel die Wasserscheide des Thales bezeichnete, so bildete das Schloß, das Zimmer, in dem sich jetzt gerade die Bewohner befanden, die des Hügels. Es war spaßhaft, die Tropfen, die vor den Augen der Gräfin herabrannen, flossen in die Moldau, in die Elbe, gen Norden, während an den Scheiben ihres Gemahls vorüber die Wasserpartikelchen nach Süden zogen, der Donau, der Kaiserstadt zu.

Herr Lissov, der auf den Ruf des Grafen vor einigen Augenblicken, geräuschlos wie immer, eingetreten ist, macht diese spaßhafte Bemerkung, die außerordentlich geeignet scheint, an so trüben Tagen wie heute die unwillkürlich nachdenklich gestimmten Gedanken aufzuheitern. Aber Graf Ferdinand hat es vorher gesagt, Herr Lissov ist ein Arzt der Seele wie des Körpers, ein Mensch von seltener Begabung, für den es wirklich Schade ist, daß er einer so niedrigen Race, wie der Bürgerstand sie bildet, angehört. Eine höchst treffende Wahrnehmung, eine unendlich komische Beobachtung — „nicht wahr, meine Liebe?"

Doch die Liebe Graf Mérek's hatte nichts vernommen. Sie hatte während der komischen Beobachtung des Verwalters zu ihrem Fenster hinausgeblickt, und keine Ahnung davon gehabt, daß hinter ihr im Zimmer gesprochen werde. Jetzt hörte sie die Frage ihres Gemahls und wendete sich langsam um. Es war ganz Dämmerung im Gemach, auch der Schein des verlöschenden Kaminfeuers fiel nur bis an den Saum ihres Gewandes. Es war, als kröche es mit rother Zunge über den Boden bis dorthin und küsse ihn ehrfurchtsvoll, ohne den Muth zu haben, sich weiter an ihr emporzuheben. So lag ihr Gesicht für Jeden, der nicht Katzenaugen besaß, völlig im Dunkel, aber man hörte es ihrer Stimme an, daß ein wenig Unsicheres, Erwartungsvolles darin lag. Es war natürlich, da sie nicht vernommen hatte, um was es sich handelte, und gezwungen war, etwas zögernd nachzufragen.

„Herr Lissov machte mich aufmerksam, daß zwischen Ihrem und meinem Sitz sich eine Scheide befindet, meine Liebe," wiederholte der Graf, noch immer sichtlich vergnügt über das Sinnvolle dieses komischen Gedankens, „d. h. wenn Ihre Gedanken und Sympathien so mit den Tropfen vor Ihrem Fenster fortwanderten, wie die meinigen hier mit diesen."

Der Gedanke war so erlustigend, es war ein so erheiternder Spaß, die Gedanken der Gräfin könnten mit den sich bildenden Wellchen nordwärts ziehen, an ketzerischen, sicherlich bald von kaiserlichen Truppen dem Boden gleich gemachten Städten vorüber und durch Rebellenlager wandern und Gott weiß was für tausend unmögliche Dinge mehr begehen —

Diese Vorstellung hatte etwas so unwiderstehlich auf die Lachmuskeln Sr. Gnaden Wirkendes, wie es lange nicht vorgekommen, und er wiederholte ebenfalls noch einmal, daß nur ein Mensch von der bedeutenden Befähigung, von der köstlichen Phantasie Herrn Lissov's eine so amüsante Idee hervorzuzaubern vermöge — „nicht wahr, meine Liebe?"

„In der That, Herr Lissov ist von außerordentlicher Scharfsichtigkeit."

Die Antwort war diesmal viel schneller, fast sogleich gegeben, und die wohlwollende Ironie derselben, die auf den Scherz einging, war unverkennbar. Nur konnte Ihro Gnaden selbstverständlich die Herablassung nicht so weit treiben, auch den dazu gehörigen ironischen Ton anzunehmen. Es war Schade, denn der Scherz litt darunter, und die Worte klangen so düster und ernst, als ob die Sprecherin sich erst gerade von ihrer buchstäblichen Wahrheit überzeugt habe, während Graf Ferdinand dies doch allein zu thun vermochte, und es auch in diesem Augenblick zu seiner größten Befriedigung that.

In der That, Herr Lissov war, ohne jegliche Ironie, von außerordentlicher Scharfsichtigkeit. In der kurzen Zeit, die er auf dem Gute zugebracht, hatte er sich die befriedigendsten Einblicke in die Verhältnisse erworben. In alle, ihm war kein einziges verborgen geblieben — gar keines, nicht der Schatten eines einzigen.

Es fiel ein verglimmendes Scheit in dem Kamin zusammen und erhellte mit flüchtigem Schimmer die Gesichter. Herr Lissov hatte die letzten Worte nicht lauter und nicht betonter gesprochen als die übrigen. Er hatte nur, gewissermaßen zur Nachhülfe derselben, seine Augen auf den flackernden Schatten geheftet, der von irgend einem Gegenstande über die Stirn der Gräfin

Wenla fiel. Dann war es wieder dunkel geworden und er fuhr in seinem Bericht, zu dem Se. Gnaden ihn zu sich beschieden hatte, fort.

Er hatte sich vorhin des Ausdrucks „befriedigend“ bei der Besprechung der Gutszustände bedient. Die Aeußerung bedurfte einer Randbemerkung. Befriedigend allerdings zum Theil, und zwar außerordentlich. Zum Theil jedoch nur durch die Anwesenheit wohlwollender und pflichtgetreuer Männer, die es für ihren Lebensberuf erachten, die nicht befriedigende, ganz durchaus nicht befriedigende Minderheit der Gutsunterthanen auf die richtigen Wege zurückzuführen. Auf die Wege der Loyalität und Religion, von denen sie in halsstariger Weise — aber hoffentlich nicht alle gleich unverbesserlich — abgewichen. Man wird energische Mittel anwenden müssen, das Uebel im Keim zu ersticken und zur Verhütung weiteren Umgreifens gänzlich auszurotten.

„Ich habe Ihnen Vollmacht übertragen, Herr Lissov,“ antwortete Se. Gnaden mit einem Seufzer, „und werde dieselbe vor meiner Abreise schriftlich bestätigen.“ Der Seufzer galt nicht dem Verwalter, sondern den von diesem erwähnten Rädelsführern, insofern sie als gefährdetes Gutseigenthum zu betrachten waren. Es war eine böse Zeit für den Besitzer von Capitalien in Fleisch und Blut, und der Seufzer wiederholte sich mehrfach, wie der Verwalter respectvoll aber unbeirrt in seiner Vorstellung fortfuhr.

„Es ist um so mehr zu bedauern,“ sagte er mit der gelassenen Stimme des pflichtgetreuen Berichterstatters, „als sich unter diesen Rädelsführern Leute befinden, die der Herr Graf — und Ihro Gnaden,“ setzte er mit einer Richtungsveränderung des Kopfes hinzu, die man in der Dunkelheit nur an dem stärker aus andere Fenster gelangenden Klange der Worte wahrnahm — „eines besonderen Wohlwollens gewürdigt haben. Man erkennt auf den ersten Blick die Motive edelster Art, die zu dieser beklagenswerthen Täuschung Anlaß gegeben. Es scheint in der That bei flüchtiger Beobachtung — und wie wäre es möglich, daß so hochgestellte und vielfach in Anspruch genommene Persönlichkeiten mehr denn solche auf untergeordnete Creaturen verwenden könnten — als ob dieselben eines so auszeichnenden Vertrauens sich würdig bewiesen. Leider ist es Schein, und dasselbe hat die Unwürdigsten getroffen. Sie sind gerade diejenigen, von denen das Schlimmste zu gewärtigen, und man muß ihr Haus als die Brutstätte der gegen Kirche und Staat gerichteten Umsturzbestrebungen bezeichnen.“

Graf Ferdinand haßt nichts mehr als das Wort „Umsturz.“ Er fürchtet es nicht, es ist ihm nur verächtlich. Er weiß, wen die namenlosen Andeutungen des Verwalters anschuldigen, und ist bei solcher Sachlage keinen Moment zweifelhaft, welche Maßregeln zu ergreifen sind. Aber in seinem Herzen war ein Fleck, den dies trotzdem schmerzlich berührte. Zunächst allerdings, daß er von derartigen Geschöpfen getäuscht worden, mehr noch, daß auch seiner Gemahlin dasselbe begegnet. Er verharrte, diesen Gedanken nachhängend, in demselben Schweigen wie die andere hochgestellte Persönlichkeit im entgegengesetzten Fenster des Zimmers. Nach dieser Pause, in der er eine Antwort erwartet zu haben schien, fuhr der Verwalter in seiner traurigen Berichterstattung fort. Er hatte zunächst eine Erkundigung einzuziehen, die allerdings nicht in augenblicklicher Verbindung mit dem Voraufgegangenen stand, denn er fragte:

„Erinnern Sie sich vielleicht, Herr Graf, wann der letzte Hexenproceß auf diesem Gute geführt worden?“

Die Antwort erfolgte unmittelbar, doch nicht von der Seite, woher sie nach der Richtung der Stimme erwartet worden. Ein leiser, unwillkürlicher Schrei kam vom andern Fenster herüber und es war noch eben hell genug um wahrzunehmen, daß die Gestalt, die bisher regungslos vor demselben gesessen, sich mit einer heftigen Bewegung aufgerichtet und einen hastigen Schritt auf den Fragsteller zu gethan hatte.

Graf Ferdinand stand ebenfalls auf. Die Unterbrechung war ihm nicht unwillkommen, da seine Unfähigkeit, die gestellte Frage zu beantworten, ihn an die unwürdige, geschichtliche Thatsache erinnerte, daß Schloß Lodron sich nicht von jeher im Besitz der gräflich Mérek'schen Familie befunden. Er richtete deshalb, mehr aus diesem Grunde als aus wirklicher Befürchtung, die hastige Gegenfrage an seine Gemahlin:

„Was ist Ihnen, Wenla? Ich glaube, Sie riefen, meine Liebe?“

Ein plötzlicher Windstoß hatte den Regen heftiger als sonst an die Scheiben gepeitscht; das war Alles. Außerdem zog es stark durch die Fugen, die für den Winter besser geschlossen werden müssen. Sie war deshalb aufgestanden, um sich mehr ins Innere, an den Kamin zu begeben. Herr Lissov sprang hinzu und rückte den hohen Sammetfauteuil dicht an die Kohlen, die er auf das Bemerken des Grafen, daß es in der That kalt im Zimmer sei, mit einem eisernen Stabe aufschürte und durch Hinzuwerfen von Tannenscheiten neu anfachte.

Mittlerweile hatte Graf Ferdinand sich gesammelt und die Nothwendigkeit, Nachforschungen über den berührten Gegenstand anzustellen, erkannt. Er wird das drüben in dem Gemach thun, welches er das Studirzimmer des Schlosses nennt, und zündete zu dem Behuf am aufflackernden Kaminfeuer ein auf dem Tische bereitstehendes Licht an und ging. Herr Lissov wollte ihm folgen, doch Graf Mérek winkte ihm zurück.

„Sie haben ein ebenso vortreffliches Erzählungs- als Beobachtungstalent, Herr Lissov,“ sagte er, „unterhalten Sie meine Gemahlin, bis ich das Betreffende gefunden.“

Es war das die höchste Ehre, die dem Verwalter seit seiner Ankunft widerfahren, und die Stirn desselben näherte sich vor dem Aussteller dieses Lobes noch um einen halben Fuß mehr dem Boden, als sie es je gethan. Wie er sich wieder emporhob, hatte sich die Thür geschlossen und die kurze Helle war mit dem Licht aus dem Zimmer verschwunden. Nur das Kaminfeuer flackerte höher auf und warf rothe Streiflichter über das seidene Gewand, das aus dem Sammetfauteuil herabfloß, und ab und zu bis an das schöne, ruhige Gesicht hinauf, das sich mit der Hand nachdenklich auf die Lehne des Sessels stützte.

Ob es auf den letzten Vorgang nicht Acht gegeben, es schrak dennoch leicht zusammen und suchte sich mit einer schnellen Hebung aus dem Kreis des Flammenscheins zu entfernen, wie die Stimme des Verwalters ehrerbietig hinter ihr sagte:

„Befehlen Sie, daß ich Licht anzünde, Frau Gräfin?“

„Nein,“ antwortete sie schnell. Es konnte auffällig erscheinen, daß ihr hellbeleuchtetes Gesicht durch jene Bewegung plötzlich fast unsichtbar, wenigstens nicht mehr erkenntlich geworden war, und sie setzte erläuternd hinzu:

„Die Augen schmerzen mir heut Abend, so daß schon die Flammen mich belästigen.“

Herr Lissov setzte den bereits ergriffenen Armleuchter auf den Tisch zurück. „Der Herr Graf hat meine geringen ärztlichen Kenntnisse mit der Fürsorge für etwaige Fälle unzureichenden Gesundheitszustandes betraut,“ sagte er, respectvoll sich dem Sessel nähernd. Er hatte dabei die Hand ausgestreckt, fast als habe er die Absicht, die der schönen Frau zum Behuf irgend einer ärztlichen Untersuchung zu erfassen, aber er ließ sie, bevor dies unverkennbar geworden, zurückfallen.

„Es ist unnöthig, ich weiß selbst, was nützt und was schadet,“ erwiederte die Gräfin, und der ärztliche Rathgeber trat mit einer Verbeugung zur Seite. Es kostete die Erstere sichtliche Ueberwindung, ihn aufzufordern, sich neben sie zu setzen, doch er bemerkte es nicht und rückte mit einer abermaligen Verbeugung den Stuhl, hinter dem er stand, an den Kamin und schlug mit dem Schüreisen spielend in die knisternden Holzklötze hinein.

Graf Ferdinand und seine Gemahlin bilden nur eine Persönlichkeit von gemeinschaftlichem Interesse. Man weiß das muthmaßlich im ganzen Königreich Böhmen, aber gewiß weiß es jedes Stück von dem Capital aus Fleisch und Blut, welches den Werth vom Gute Lodron ausmacht. Am besten weiß es Herr Lissov. Seine außerordentliche Scharfsichtigkeit hatte es ihm am ersten Tage gesagt. Es konnte also jedenfalls kein Thema geben, das interessanter für Ihro Gnaden wäre, als dasjenige, welches drüben im Bibliothekzimmer die Aufmerksamkeit ihres Gemahls so außerordentlich in Anspruch nahm. Herr Lissov fuhr demgemäß, da ihm die dienstliche Aufgabe geworden war, die Frau Gräfin zu unterhalten, in der zwischen ihm und dem Grafen abgebrochenen Unterredung fort. Er schlug, wie gesagt, mit dem Schüreisen in die Gluth und sprach dazwischen.

„Es wäre sehr betrübt,“ sagte er langsam, und es war, als fühlten die Lippen jedesmal, ehe sie ein Wort hervorließen, noch einmal nach, ob es gerade so geartet

sei, wie sie es für wünschenswerth hielten, „es wäre sehr betrübt, wenn man gezwungen wäre, zu solchen Mitteln Zuflucht zu nehmen.“

„Zu was für Mitteln, und wer zwingt, Herr Lissov?“ antwortete die Gräfin, sichtlich zerstreut. Der Bericht, den dieser vorhin ihrem Gemahl abgestattet, war offenbar längst aus ihrem Gedächtniß entschwunden, und er mußte, wenn er ihr die Sachlage begreiflich machen wollte, denselben wiederholen. Er that das naturgemäß in anderer Weise, als er es dem Grafen gegenüber gethan, der genauer mit den Verhältnissen vertraut war. Er mußte der Gräfin ein Bild von den Leuten entwerfen, um die es sich handelte. Es ist die Försterfamilie des Gutes, Mann und Frau. Sie haben auch ein Kind, ein Mädchen von etwa zehn Jahren. Genau das Alter zu bestimmen, ist nicht möglich, da es nicht hier geboren worden. Für dies Kind muß man hauptsächlich besorgt sein, daß es nicht durch den bösen Vorgang der Eltern mit verderbt werde; obgleich es wenig Aehnlichkeit mit ihnen besitzt, so wenig, daß man es gar nicht für die Tochter der beiden Leute halten würde, wenn man nicht um seine Abstammung wüßte. Es ist ein allerliebstes Mädchen mit so feinem Gesichte, so seidenem Haar — jeder Wohlgesinnte im Dorfe beklagt das Geschick der kleinen Minatka.

Wie scharfsichtig Herr Lissov überall ist.

„Minatka,“ entgegnete Ihro Gnaden vornehm, „ich glaube, mir ist, als erinnerte ich mich — neulich — drüben,“ und sie hob nachlässig einen ihrer weißen Finger und deutete flüchtig über die Schulter, ungefähr in der Richtung des Försterhäuschens hinüber.

„Sie besitzen ein bewundernswerthes Gedächtniß, gnädige Frau,“ erwiederte Herr Lissov bestätigend, „es ist dies kleine, unartige Mädchen, gegen das Sie sich so wohlwollend bewiesen, und daß sich dafür so unschicklich betrug, daß es Sie beinahe geküßt hätte.“

Es war begreiflich, daß Ihro Gnaden sich dieses letzten Umstandes nicht erinnerte, obwohl der scharfe Nachdruck, den der Sprecher darauf gelegt, bei der constatirten Scharfsichtigkeit desselben darthat, daß er unzweifelhaft stattgefunden. Es war deshalb für sie auch keine Unart — außer der unvermeidlichen, schon durch die plebejische Geburt begangenen — vorhanden gewesen, und es erschien eigentlich überflüssig, dies ausdrücklich zu bemerken. Trotzdem that die Gräfin es, und die Antwort ging sichtlich aus dem Bemühen hervor, Herrn Lissov ein Zeichen zu geben, daß sie seinen Auseinandersetzungen gefolgt sei.

„Es ist die Natur der Kinder,“ versetzte sie, „die sich überall gleich bleibt. Die Natur versteht sich nicht auf Rangunterschiede, allein dessen ungeachtet ist die Natur gut, da sie instinctiv Zuneigung zu der wohlwollenden Gesinnung einflößt und vor denen, die mit feindlichen Absichten nahen, warnt.“

Herr Lissov lächelte und überflog die vor ihm sitzende Gestalt hastig mit den Augen, als ob Ihro Gnaden von sich selbst gesprochen. Etwa als ob sie selbst solch ein Kind wäre, dessen gute Natur sie vor den schlimmen Anschlägen eines Andern warnte. Doch in ihrem Gesichte lag nichts, das eine derartige Deutung zuließ. Eben so wenig als sie daran zu denken schien, daß Graf Ferdinand eine solche Natur, die keine Empfindung der von Gott und dem Kaiser angeordneten Rangverschiedenheit besitzt, gemein nennen würde.

Auch Herr Lissov widersprach nicht, im Gegentheil er stimmte zu und verstärkte sogar. Er hatte ebenfalls die Entdeckung gemacht, daß die Kindernatur selten auf Irrwege leite, und es giebt davon die merkwürdigsten Beispiele, die er, der vielfach in der Welt umhergezogen und die Kinder liebt, gesammelt. Kein vages Gerede, wie Mütter, die selbst an ihren Kindern hängen, es gern wiedererzählen, sondern Thatsachen. Thatsachen, welche die Stimme des Blutes bezeugen, über die man oft gespottet, und die sich doch gerade in diesen Zeitläufen, die wundersame Trennungen hervorbringen, aufs unwiderleglichste documentirt. Er erinnerte sich eines seltsamen Falles, wo eine vornehme Frau durch die Umstände gezwungen war, sich ihres Kindes gleich nach der Geburt desselben zu entäußern und es fremden Leuten von niederer Herkunft anzuvertrauen, die es als das ihrige erziehen mußten. Und dennoch —

Allein das flüchtige Interesse, das Ihro Gnaden an dieser Conversation genommen, war bereits vorüber und es war unverkennbar, daß die Bewegung, mit der sie

ihren Sessel noch weiter vom Kamin fortrückte, die Absicht hatte, dieselbe abzubrechen.

Herr Lissov verstand es und seine Wachslippen schlossen sich automatisch; man hörte, wie die Zähne hinter ihnen den begonnenen Satz kurz abbissen und den Rest für gelegenere Zeit aufbewahrten. Er machte ungefähr den Eindruck eines Schützen, der die bereits angezogene Sehne bei einer plötzlichen Wendung des Wildes herabgleiten läßt und sich geduldig wieder auf den Anstand hinter das Gesträuch zurückkauert. Aber so behutsam es geschehen, das Wild ist unruhig geworden und ahnt die Gefahr. Es sieht die Augen des Verfolgers zwischen den Blättern hervorlugen und der siegesgewisse Pfeil blitzt ihm aus ihnen entgegen.

Eine Secunde trafen die Augen in der flackernden Beleuchtung zusammen und maßen sich, dann gebot der Anstand Herrn Lissov, die seinen abzuwenden. Es war sehr still in dem weiten Gemach, nur der Regen tropfte draußen methodisch fort an die Fenster. Manchmal schlug der Wind ihn in volleren Strömen an die Scheiben — drinnen mochten die Gedanken so hin und wieder irren, hier von hastigem Herzklopfen umhergepeitscht, dort gleichmäßig, unablässig auf dasselbe Ziel niederfallend, fortarbeitend, aushöhlend, unterminirend. Doch Niemand hörte sie, Niemand sah sie, und für die alten Ahnenbilder herrschte tiefer Friede in Lodron-Schloß.

Aber der Tropfen fällt gleichmäßig, unablässig. Er übereilt sich nicht und stockt nicht, nur fällt er nicht immer auf dieselbe Stelle, sondern rinnt auf und ab und beginnt seine Arbeit bald hier, bald dort. Und es ist um so schlimmer, weil sie nicht weiß, von woher er im nächsten Augenblicke kommen wird.

Sie fühlte, es war derselbe Tropfen, der auf ihr Herz fiel, wie die dünne Stimme vor ihr gleichgültig wieder aus dem Dunkel herübertönte:

„Es ist eine schlimme Zeit, gnädige Frau; man empfindet es auf allen Gebieten, in allen Richtungen. Der Zeit ist nichts mehr heilig und unantastbar, der Tod so wenig als das Leben. Die vorige Nacht hat ein betrübendes Beispiel geliefert, wie auch bei uns in größter Nähe die Gottlosigkeit unter dem Deckmantel der Finsterniß umherschleicht und die verruchten Hände an das Geweihte legt."

Der Tropfen löste sich zitternd ab, wohin wird er fallen? Auch ihre Stimme zitterte, wie sie leise nach dem Orte fragte, an dem das Verbrechen begangen.

„Eine schwere Missethat, gnädige Frau, man hat mit Gewalt die Kirchenthür geöffnet und ein Grab erbrochen."

„Ein Grab?"

„Das Grab des früheren Besitzers dieser Herrschaft, Franz von Lodron's —"

Er hatte begonnen, als ob er weiter reden wollte, aber er hielt plötzlich inne. So plötzlich, als ob die unerwartete lautlose Stille, in der man jeden Athemzug zu vernehmen mochte, in seiner Absicht gelegen. Doch er hatte sich verrechnet, die Gewißheit ist besser als der Zweifel, und wie der Tropfen gefallen, hatte das Zittern aufgehört. Ihro Gnaden wußte eben so wenig von dem Grabe wie von dem Inhaber desselben, aber sie war über die ruchlose That empört und fragte mit vernehmlicher Stimme, zu welchem Zwecke das Verabscheuungswerthe geschehen sei?

„Es ist nur zu muthmaßen, daß die Räuber Kostbarkeiten in der Gruft gesucht."

„Und gefunden —?"

„Man hat den Sarg mit Axthieben zertrümmert gefunden, gnädige Frau," entgegnete Herr Lissov nachlässig, „die Grabschänder müssen gestört worden sein, denn sie ließen ihre Werkzeuge neben der erbrochenen Gruft zurück."

Der Sprecher hatte keine Antwort auf die Frage gegeben und machte wieder eine Pause. Doch Ihro Gnaden war zu sehr über den Vorfall entrüstet, um sich bei dem kargen Berichte beruhigen zu können. Es war vielleicht etwas unvorsichtig, daß sie nochmals fragte, was man denn gefunden. Denn Herr Lissov schien die Frage nicht zu verstehen und erst auf die dritte Wiederholung antwortete er, man habe gefunden, was man in allen Särgen unterschiedslos finde, ein Skelet, das jedem andern gleich sehe, und von dem man nicht zu beurtheilen vermöge, ob es Kostbarkeiten besessen oder nicht.

Trotz der unzweifelhaften Unbestimmtheit, die in dieser Erwiederung lag, erschien Ihro Gnaden durch dieselbe befriedigter als durch die frühere. Es brauchte nicht

mehr so still zu sein, um ihren Athemzug vernehmen zu können, sie empfand ein entschiedenes Wohlgefallen an der Umsicht des neuen Verwalters und fuhr in herablassenderem Tone als sonst fort:

„Besitzt man eine Ahnung, wer der Thäter sein mag?"

„Es sind unfraglich mehrere, wahrscheinlich zwei," versetzte Herr Lissov. „Auf zweien ruht der Verdacht," fügte er noch einmal bei und schlug abwechselnd mit dem Mittel- und dem Zeigefinger seiner rechten Hand auf die Lehne des Sessels, auf dem er saß, als wäge er die Verdachtsgründe der beiden gegen einander ab. Endlich streckte er sie zusammengeschlossen neben einander aus und die leichenhaften Finger stachen unheimlich, wie zwei weiße Grabsteine, von dem dunkeln Sammetüberzuge ab.

„Ich habe dem Herrn Grafen meinen Verdacht noch nicht mitgetheilt," fuhr er langsam fort, „weil ich weiß, daß der Undank es ist, der ihn am meisten betrübt, und es ist Undank, schwarzer Undank, der hier Strafe erfordert und leider auch Sie, gnädige Frau, schmerzlich berühren wird, so weit niedrig gestellte Leute überhaupt ein derartiges Gefühl zu erregen im Stande sind."

Aber Ihro Gnaden war nicht so scharfsichtig wie Herr Lissov, obgleich sie viel feinhöriger war und den Fall jedes Tropfens, auch des letzten, vernahm, und sie begriff nicht, inwiefern das begangene Verbrechen sie anders, als in ihrer allgemein menschlichen Empfindung zu berühren vermöge. Der Verwalter mußte deshalb sagen, daß sein Verdacht, wiewohl es ihm äußerst schwer werde, es auszusprechen, sich gegen den Förster drüben in dem Epheuhäuschen — ja, Sie haben Recht, gnädige Frau, der Sohn des alten Ralph und der Vater des kleinen Mädchens, von dem wir vorhin sprachen — daß der Verdacht sich gegen diesen und einen Genossen desselben, der sich gestern hier aufgehalten, wende, einen Herumtreiber und Gaukler, den Ihro Gnaden singen gehört, der böhmische Wenz genannt. Und so dringend war der Verdacht, daß die beiden Leichensteine sich jetzt völlig, wie zum Transport bereit, aufrichteten und unbeweglich verharrten, bis die Gräfin nach einer kurzen Pause erwiederte:



„Man wird untersuchen, nicht wahr?"

„Gewiß wird man untersuchen, gnädige Frau, sobald der Herr Graf den Befehl dazu erlassen. Aufs sorgfältigste, doch auch aufs strengste. Derartige Beispiele erwecken die Befürchtung, daß der Geist des Ungehorsams und der Zügellosigkeit, der die menschliche Gesellschaft ringsumher zu zerrütten droht, sich auch hierher zu verpflanzen im Begriff steht, und es ist durchaus erforderlich, ein abschreckendes Exempel zu statuiren. Zudem handelt es sich hier obendrein um die Rettung einer Seele, eines jungen, hoffentlich von der Verderbtheit seiner Eltern noch unberührten Gemüths — eben wiederum jener kleinen Minatka," fügte Herr Lissov erläuternd bei, da die Augen Ihrer Gnaden sich während seiner letzten Worte mit einer sonderbaren Starrheit auf ihn gerichtet hatten, und als ob er heimlich weiter summirte, zog er den zusammengebogenen vierten Finger aus der Handfläche hervor und streckte ihn zu den übrigen.

Der Wind war zum Sturm geworden und peitschte auf der einen Seite den Regen so heftig und plötzlich an die Fenster, daß Ihro Gnaden entsetzt auffuhr und mit zitternder Hand sich an der Sessellehne festklammerte, während auf der anderen Seite der Tropfen langsam fiel, unablässig, Schlag auf Schlag, immer weiterbohrend, einwühlend, untergrabend.

„Sie sind ebenso besorgt für das geistige wie für das körperliche Wohl der Ihnen Anbefohlenen, Herr Lissov," antwortete Ihro Gnaden. Sie hatte es mit äußerster Anstrengung hervorgebracht, und es hatte nicht den Anschein, als ob sie noch etwas beizufügen beabsichtigte oder im Stande sei, es zu thun. Allein sie war auch jedenfalls der Mühe überhoben, einen Versuch zu diesem Zwecke anzustellen, da die Thür sich dicht neben ihr öffnete und Graf Mérek mit einem Lichte und einem Fascikel von Schriften auf dem Arme wieder hereintrat. Er legte die Papiere mit befriedigtem Ausdruck auf den Tisch, aber auf die der Gräfin abgewandte Seite desselben, als ob er sie möglichst entfernt von darauf verzeichneten Aussagen und Geständnissen gemeiner Persönlichkeiten zu halten beabsichtigte, während sich in Herrn Lissov's Zügen das Bewußtsein der Pflichttreue spiegelte, mit der er an den Tisch trat und seine Finger von den vergilbten Blättern Besitz ergreifen ließ. Auch auf dem bräun-

lichen Grunde derselben hatten seine weißen Finger noch immer etwas von lebendigen Leichensteinen, die ein Blatt nach dem anderen umschlugen und sich darauf legten, zum Beweis dafür, daß der Inhalt derselben gerädert, geviertheilt, zu Asche verbrannt, in die Winde gestreut, jedenfalls gründlich ausgestorben und vollkommen kalt sei. Es waren das alles Personen, welche den lang verstorbenen Vorwesern von Sr. Gnaden auf Gut Lodron denselben Aerger bereitet und den nämlichen Undank bewiesen hatten, wie die Leute drüben in der Häusergruppe um das Försterhaus es ihm jetzt wiederholten, und die er mit zu großer Milde behandelte, da so verdorbenen Creaturen gegenüber nur das Verfahren zum Ziele führt, wie es in diesen über die Hexenproceduren in Lodronschloß geführten Protocollen niedergelegt worden. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß Diejenigen, welche sich wider die Gebote Gottes in einen Pact mit dem Teufel begeben, zugleich der irdischen Obrigkeit Trotz entgegenzusetzen geneigt sind, wie es andererseits als völlig gerechtfertigt anzusehen ist, staatliche Rebellen zugleich im Verdacht eines satanischen Contractes zu halten und sie der Hexentortur zu unterwerfen.

Herr Lissov entwickelte diese philanthropischen Grundsätze mit einer Gründlichkeit, die seinem Scharfsinn, und einer behenden Leichtigkeit, die seinem rhetorischen Talent Ehre machte, indem er von Zeit zu Zeit ein Blatt umschlug und seine Finger gewissermaßen als Belege darüber gleiten ließ. Natürlich nur für Se. Gnaden, denn Ihro Gnaden hatte sich von Anbeginn vornehm abgewandt und saß theilnahmlos in ihrem Sessel, der nur manchmal, als wollte er es dem alten Gebälk draußen im Sturm, aber ohne Grund, nachmachen, leise in seinen Fugen rüttelte und krachte. Doch Graf Ferdinand nickte befriedigt zu den Auseinandersetzungen seines Verwalters, den er reichlich dafür besoldet, Kenntnisse zu besitzen, die ein vornehmer Mann — ohne behaupten zu wollen, daß sie geradezu eine gemeine Eigenschaft seien — zu erwerben durch die Verpflichtungen seiner Geburt verhindert ist.

Als Illustration zu diesen Gedanken, mit welchen Graf Mérek als etwas Selbstverständliches und ohne jeglichen Anflug von Ueberhebung Herrn Lissov's Bemerkungen beantwortet hatte, trat Ralph mit einem großen, viereckig zusammengelegten Briefe ein, den er Sr. Gnaden mit einer Verbeugung überreichte. Er fügte hinzu, daß der Courier, welcher ihn überbrachte, nur auf eine Erwiederung harre, um sogleich nach Wien, von woher er gekommen, zurückzukehren.

Wie Graf Mérek einen flüchtigen Blick auf das Schreiben und das Siegel, mit dem es geschlossen, geworfen, ging eine Veränderung in seinem Gesichte vor. Er gab Ralph mit einer fast ungestümen Handbewegung den Auftrag, die dicken Wachskerzen des in der Zimmermitte herabhängenden vergoldeten Kronleuchters anzuzünden, und wartete mit sichtlicher Ungeduld, bis sein Befehl vollstreckt war. Es war ohne Frage bereits hell genug, um im äußersten Winkel des Zimmers die feinste Schrift deutlich lesen zu können, aber auf Graf Ferdinand's Gesicht prägte sich unverkennbar die Ansicht aus, daß die Würde und Bedeutung dieses Briefes eine Beeinträchtigung erleide, wenn nicht auch die letzte Kerze des gräflichen Kronleuchters ihren Glanz darauf herabgieße. So wartete er, bis auch diese entflammt worden; dann winkte er dem auf fernere Befehle harrenden Ralph, zu gehen, und entfaltete mit sorgfältiger Schonung des kaiserlichen Siegels das Schreiben.

Seine Augen ruhten lange darauf, obwohl es nur wenige Zeilen enthielt, wie Herr Lissov, trotzdem, daß er die Augen beharrlich niedergeschlagen hielt, aus der Ferne wahrgenommen. Er bemerkte auch die Ueberraschung in Graf Ferdinand's Augen, obgleich dieser sich zu jeder Zeit erinnert, daß es eine der Cardinaleigenschaften eines Staatsmannes ist, niemals überrascht zu scheinen und sein Erstaunen deshalb sorgfältig verbarg. Als er den Inhalt des Schreibens zum fünften Male herabgelesen, hielt er noch eine Weile an der eigenhändigen Namensunterschrift des Kaisers inne. Dann wendete er das Blatt mehrmals in der Hand, damit auch die Ahnen des Mérek'schen Hauses der Ehre theilhaftig würden, die Schriftzüge Seiner Majestät zu begrüßen, zu deren Vorfahren sie in ähnlichem Verhältniß gestanden, wie Graf Mérek zu Ferdinand II.

„Ich werde noch diese Nacht reisen, meine Liebe," versetzte Graf Ferdinand endlich,

indem er das werthvolle Document in seiner Brusttasche barg. „Sie haben meine Absichten in Betreff der Verwaltung des Gutes völlig verstanden, Herr Lissov, und ich übergebe Ihnen während meiner durch einen wichtigen Befehl Sr. Majestät benöthigten Abwesenheit die Vollmacht, in meinem Namen zu verfügen."

Es ist keine Erniedrigung, selbst für den Höchsten, vom Kaiser einen Befehl zu erhalten. Wer es nicht wissen sollte, fühlte es an der Weise, mit der Graf Ferdinand das Wort aussprach. Sogar die Diener des Kaisers sind, so lange sie einen Auftrag desselben vollstrecken, gewissermaßen geheiligte Persönlichkeiten, so daß es ebenfalls keine Schande für den Höchsten ist, sich persönlich nach ihrem Befinden und ihren Bedürfnissen zu erkundigen. Graf Mérek wird es thun — sich selbst zu dem kaiserlichen Courier hinabbegeben — und Herr Lissov für das Uebrige, was nöthig ist, Sorge tragen.

Mit der letzten Andeutung verließ der Erstere das Zimmer. Er pflegte leicht und hofmännisch aufzutreten, aber es war, als ob in dem Briefe, den seine Brusttasche bewahrte, eine besonders leichte, in die Höhe strebende Luftart enthalten sei, die ihren Träger emporhob und seinen Schritt fast über den Boden hinschweben ließ. Ja sogar, als ob dieselbe einen wohlthätigen Einfluß auf die Kerzen des Kronleuchters geübt, begannen dieselben, sobald sich die Thür zwischen ihnen und dem autographischen Beweise der kaiserlichen Gnade geschlossen, düsterer zu brennen und der Sturm, der ebenfalls respectvoll innegehalten, erhob sich aufs neue und peitschte den Regen stärker an die Fenster.

Der Verwalter stand noch an den Tisch gelehnt und hielt den Blick auf die Thür geheftet, durch welche der Graf verschwunden. Man sah, daß seine Stirn einen Gedanken verfolgte, der ihm zu entweichen drohte. Er war so in denselben vertieft, daß er vergaß, daß noch Jemand außer ihm in dem Zimmer geblieben, und leise zwischen den Lippen ein Wort hervormurmelte. Plötzlich schrak er zusammen, denn seine Augen, die achtlos umherliefen, trafen auf den forschenden, fest auf ihn gehefteten Blick der Gräfin. Er verbeugte sich hastig und machte, die Hand nach den Papieren auf dem Tische ausstreckend, eine Bewegung, sich zu entfernen. Aber sie trat schnell auf ihn zu und legte die ihre entschlossen auf die Blätter.

„Ich werde einsame Stunden haben, wenn mein Gemahl mich verläßt," sagte sie, „und ich glaube, diese Papiere werden sie mir verkürzen."

Die Hand des Anderen bewegte sich unschlüssig; er hatte seine sonstige Sicherheit verloren.

„Meine Pflicht," stotterte er.

Ihro Gnaden streckte die Rechte nach einer Glocke und klingelte hastig.

„Ihre Pflicht ist zu gehorchen, Herr Lissov," erwiederte sie gebieterisch. Die Thür öffnete sich und Ralph trat ein.

„Tragen Sie diese Papiere auf mein Zimmer," befahl sie dem Diener. Eine Secunde trafen sich die Augen der Gräfin und des Verwalters und maßen sich. Dann wiederholte dieser stumm seine Verbeugung und ging.

Die Gräfin blieb aufgerichtet am Tische, bis die Thür sich geschlossen, dann sank sie kraftlos in den Sessel zurück. Sie sagte: „Ralph," doch ihre Lippen zitterten, daß sie nicht weiter sprechen konnte. Der Alte trat näher und blickte sie besorgt an.

„Ralph," wiederholte sie, „wohin reist der Graf?"

Er schüttelte den Kopf.

„Der Herr Graf sind geheim in Staatssachen."

Sie zuckte ungeduldig die Achsel.

„Wann reist er?"

„Er hat befohlen, den Wagen um drei Uhr in Bereitschaft zu halten."

„Ich muß vorher zu Deinem Sohne, Ralph; sag' ihm, daß er mich um Mitternacht erwartet. Ist Wenzeslaus noch da?"

Der Diener machte eine Geberde des Schrecks. „Liebe gnädige Frau, Sie dürfen nicht gehen —"

Sie unterbrach ihn: „Ich muß." Er hob warnend und als ob ihm ein Recht zustände, ihr zu versagen, was sie begehrte, die Hand und erwiederte: „Ich habe ihm versprochen —"

Die schöne Frau zog hastig ein Medaillon hervor, das sie auf der Brust verborgen trug. „Und er befiehlt Dir," sagte sie — „Ralph, bist Du auch rebellisch — bist Du loyal geworden, Alter?"

Doch als Antwort stürzten ihm Thränen aus der Wimper. Er beugte sich nie-

der und drückte die Lippen zärtlich und ehrerbietig zugleich auf das kleine Bildniß. Es war dasselbe, mit dem drüben die kleine Minatka gespielt, das Wenz ihr vom Onkel Franz mitgebracht. Derselbe schöne Mann mit hellblauen Augen und kastanienbraunem Haar, in fremder soldatischer Tracht. Es waren zwei gleiche und doch unendlich verschiedene Seufzer, mit denen die beiden Gestalten, die das Medaillon zwischen sich hielten, das Miniaturgemälde betrachteten. Der Alte nickte jetzt stumm mit dem Kopf.

„Du hast mir nicht gesagt, was Wenzeslaus mitgebracht, Ralph," brach sie das Schweigen.

Er machte eine mißmuthige Miene. „Die Schweden stehen noch immer am Rhein; es wird Alles bleiben, wie es war."

Ein bitterer Zug überflog das stolze Frauengesicht. „Dein Gedächtniß ist kurz, Ralph," erwiederte sie; „vergiß nicht, was ich Dir heute Abend befohlen."

Sie wendete sich ab und winkte, allein er blieb mit der Starrköpfigkeit eines alten Dieners stehen. „Mein Haar ist grau und darum bin ich bedächtiger und vorsichtiger als die Jugend," sagte er. „Ich weiß, daß er kommen wird, aber ich weiß auch, was auf dem Spiel steht, und daß ein Augenblick den schweren Gewinn von Jahren verlieren kann."

Ihre letzten Worte hatten fast zornig geklungen, nun waren sie wieder weich und fast wie leidenschaftlich liebevoll. Sie faßte seine Hand und umklammerte sie mit der ihrigen.

„Nein, Du bist treu, Ralph; ihr alle seid treu und unglücklich wie ich. O, es ist eine Zeit, Ralph, die schaudern macht, denn sie zwingt die Besten, wider die Gebote Gottes und der Menschheit zu thun. Mir ist's manchmal, als wollte die Schuld mich erdrücken, als müßten sie einen Rächer aus der Nacht heraufbeschwören —"

Sie brach schaudernd ab und sah ihn angstvoll starr an, wie sein treues Gesicht ihr Muth in die Augen zu blicken suchte. Ihre Lippen bewegten sich kaum, und sie kämpfte mit sich selbst, aber flüsterte es dennoch fast unhörbar:

„Kennst Du den neuen Verwalter, Ralph, den der Graf uns zugeführt hat?"

Er fuhr leise bei der unerwarteten Frage zusammen und ein sonderbarer Ausdruck lag in seinen Augen, wie er sie ängstlich forschend auf seine Herrin wandte. „Mir ist manchmal, als ob ich ihn gekannt, doch wenn ich suche —"

Sie stieß es schrill aus ächzender Brust hervor: „Was will er? Wer ist er? Warum kommt er und hetzt mich wie ein Wild —?"

Der Alte machte eine so plötzliche Bewegung mit der Rechten, als ob er ihr die Lippen gewaltsam schließen wolle, während seine Linke über die Schulter auf die Thür zu deutete. Diese öffnete sich gleich darauf und Graf Ferdinand kehrte zurück. Ralph nahm, dem ihm vorher gewordenen Auftrag gemäß, die Papiere, fragte, ob Ihro Gnaden noch etwas zu befehlen habe und ging.

„Die Dienerschaft soll sich zur Ruhe begeben, damit ich nicht im Schlaf gestört werde," rief der Graf ihm nach. „Ich werde nicht lange Ruhe haben."

Er schritt einige Male im Zimmer auf und nieder. Die Gräfin hatte sich abgewandt, um die Aufregung, in der sie sich bei seinem Eintritt befunden, zu verbergen. Ihr Gesicht war von krankhafter Blässe, ihre Lippen zitterten noch wie convulsivisch. Endlich hielt Graf Mérek vor ihr inne und fuhr, als ob seine Gedanken bisher bei dem letzten Wort, das er gesprochen, verweilt, fort:

„Ich fürchte, daß wir überhaupt hier nicht lange Ruh mehr haben werden, Wenla. Es sind schlimme Nachrichten aus Wien. Die Schweden sind am Rhein siegreich, Frankfurt hat capitulirt. Was aber für uns am bedrohlichsten, ist, daß der Kurfürst von Sachsen offen vom Kaiser abgefallen und ein Heer unter Graf Arnheim's Befehl rüstet —"

Er blickte verwundert auf. Seine Zuhörerin hatte einen Schrei und ein seltsames Wort ausgestoßen, daß ihm wie „endlich" klang. Er wußte nicht, was dasselbe bedeuten solle, und dachte nach, welchen tieferen Sinn es habe. Dabei ruhten seine Augen — nicht argwöhnisch, keineswegs, warum sollten sie? — aber aufmerksam auf ihrem Gesicht. Sie faßte sich rasch und wiederholte etwas verwirrt:

„Endlich; es ist besser —"

Was war besser? Graf Mérek wußte es jetzt. Ja, es war besser, einen offenen Feind zu haben, als einen versteckten. Bes-

ser einen Feind, den man nicht mehr schont, weil man ihn immer noch zu gewinnen, zu begütigen hofft, sondern ihn angreift, vernichtet, zertrümmert. Besser das Schlimmste zu wissen, als immer zu fürchten, zu bangen, immer zwischen Angst und Hoffnung zu schweben.

Es ist doch merkwürdig, wie die Gedanken des gräflichen Paares auf allen Gebieten übereinstimmen. Jedes Wort, dem er Ausdruck geliehen, ist ihr aus der Seele gesprochen, er muß es gewahren. Er ist ein Mann und mehr Herr über seine Mienen, gemäßigter in seinen Geberden als eine Frau. Sonst hätte er die Hände ebenso auf die Brust gepreßt, als er sagte, wie gut es sei, das Schlimmste zu wissen; das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung hätte sich ebenso deutlich in seinen Zügen gespiegelt. Aber er ist ein Mann, der Alles besonnen erwägt. Der die Furcht keinen Einfluß auf sein Handeln gewinnen läßt. Der weiter denkt, als ein der großen Verhältnisse ganz unkundiges Weib, und sie deshalb durch ein Wort wieder zu beruhigen vermag, wenn es auch seine Pflicht war, ihr von der — natürlich nur augenblicklich — ungünstig scheinenden Sachlage Mittheilung zu machen.

Graf Ferdinands Brust ist ein Grab für Alles, was der Kaiser, das Familienoberhaupt des deutschen Adels, in dieselbe hineinlegt. Wenn jedes Wort ihm mit einer Million bezahlt würde, würde er Niemandem Eins anvertrauen. Doch seine Gemahlin ist, im besten Sinne zu verstehen, Niemand für ihn. Es ist, als spräche er mit sich selbst, denn die Brust von Ihro Gnaden ist ebenfalls ein Grab aller Geheimnisse, zu welchem Niemand den Schlüssel besitzt als er.

Außerdem war es erforderlich, um sie vollständig über den Schreck, den er ihr hatte einflößen müssen, zu beruhigen. Er fügte deshalb, doch so leise, daß es nicht bis an die nächste Wand drang, hinzu, daß er den Courier mit einem neuen Pferde versehen, weil derselbe nicht nach Wien zurückgekehrt, sondern sofort wieder nach der Lausitz aufgebrochen, um dem General Tiefenbach den Befehl zu überbringen, mit seinem Heere gegen Dresden vorzurücken und sich der sächsischen Hauptstadt und der Person des Churfürsten zu bemächtigen, ehe dieser vollständig zur Gegenwehr gerüstet sei. Es war dies allerdings nur eine Absicht, ein Gedanke bis jetzt, allein es war ein kaiserlicher Gedanke und seine Ansprüche, ihn bereits als ausgeführt zu betrachten, ebenso groß, als ob er schon vollzogen worden.

Graf Mérek hatte wieder hin und her zu schreiten begonnen und berechnete die Erfolge, welche den kaiserlichen Waffen in nächster Zeit bevorstanden. Ihro Gnaden folgte ihm mit den Augen; sie hatte eine Frage auf den Lippen, die sie auszusprechen zögerte. Wie er bei einer seiner Wendungen nochmals auf sie zukam, brachte sie es langsam hervor:

„Sie reisen ebenfalls nach Sachsen, Ferdinand?“

Doch es giebt Dinge, die nur Gott, der Kaiser und Graf Mérek wissen. Es ist das eine Trinität, in die selbst Ihro Gnaden nicht aufgenommen zu werden vermag. Graf Ferdinand zweifelt, ob die Gemahlin Seiner Majestät an diesem Geheimniß Antheil hat. Wenn dies der Fall wäre, hielte er die seinige vielleicht für gleich berechtigt, in dasselbe eingeweiht zu werden. Allein da hierüber keine Gewißheit zu erlangen ist, so ziemt es ihm nicht, Muthmaßungen zu hegen und die an ihn gerichtete Frage deshalb am besten als nicht geschehen zu betrachten.

Demzufolge sagte Se. Gnaden, daß er vielleicht längere, jedenfalls unbestimmbare Zeit abwesend sein würde, daß er jedoch beruhigt fortreise, da keine naheliegende Gefahr zu befürchten sei und er sie und das Gut unter der vortrefflichen Obhut Herrn Lissov's zurücklasse, dem er eine genügende Vollmacht, bei etwa vorkommenden schwierigen Fällen in seinem Namen zu handeln, ausstellen werde. Er näherte sich bei den letzten Worten seiner Gemahlin und fügte, indem er sie ceremoniell auf die Stirn küßte, hinzu, daß er sie bitte, sich nicht durch seine Abreise in ihrer Ruhe stören zu lassen, da er Alles vor Beginn des Tages zum Aufbruch angeordnet habe.

Die Gräfin erhob sich und geleitete ihn an die Thür. Er hatte dieselbe bereits geöffnet, als er sich noch einmal umwandte und der Zurückbleibenden ins Gesicht blickte. Seine Züge waren weniger vornehm und ihrer Würde bewußt als vorher, fast lag etwas wie ein trüber Schatten darüber, als er ihre Hand faßte und leise sagte:

„Wenla, der Auftrag, den ich im Namen Sr. Majestät vollziehe, häuft neue Ehre auf uns und unser Haus. Wer wird der Erbe derselben sein?"

Die Hand, die er gefaßt, lag kalt und starr in der seinen und fiel, als er sie ließ, wie leblos an der Seite des schönen Weibes herab. Seine Stirn runzelte sich, wie er mit härterem Tone fortfuhr:

„Ich weiß, daß Sie die Verpflichtungen, die unser Contract Ihnen auferlegt, gehalten haben, Wenla. Sie haben die Würde meines Hauses repräsentirt, und ich danke Ihnen. Doch ich dachte, die Zeit würde Ihren Widerstand überwinden. Ich dachte, Sie selbst würden empfinden, daß Sie unrecht gethan, mich zu verpflichten, Sie nur vor der Welt als mein zu betrachten. Ich fordere nichts von Ihnen, was Ihre Natur nicht gewährt. Ich danke Ihnen, daß Sie keine Zärtlichkeit von mir begehrt haben, die ich nicht besitze und die unserem Stande auch nicht ziemt. Aber ich bin unlöslich an Sie geknüpft, Wenla, und ich muß von ihnen verlangen, was mir Niemand als Sie gewähren kann, einen Erben meines Namens, meiner Güter, der Ehre meines Geschlechts. Ich will es, Wenla. Vergessen Sie meine Worte nicht und denken ihrer bei meiner Rückkehr."

Er begleitete das letzte Wort mit einer kurzen Verneigung seines Kopfes und schritt rascher, als er es zu thun pflegte, durch den langen Corridor auf sein Schlafzimmer zu. Die Gräfin war an der Schwelle stehen geblieben und starrte ihm nach, bis die Thür sich seltsam vor ihren Augen zu drehen begann. Sie wandte die Stirn, und auch der Kamin hob und senkte sich, und die alten Ahnenbilder an den Wänden schwankten durch einander und winkten mit den Eisenhandschuhen und bewegten die Lippen. Und auf allen lag dasselbe Wort, das sie immer wiederholten, lauter und leiser, kalt, ernst, drohend, höhnisch, immer dasselbe Wort. Und die Lichter des Kronleuchters begannen einen feierlichen Rundtanz, als ob sie es hörten und sich der Prophezeihung desselben freuten — besinnungslos streckte das verstörte Weib die Hand nach den Quadern des Kamins und stützte mit den Fingern, die starr an dem glatten Stein niederglitten, ihren Körper, der langsam mit leisem Wimmern in dem Momente neben dem erlöschenden Feuer zusammenbrach, als Se. Gnaden drüben am Ende des Corridors die Thür seines Schlafgemaches mit dumpf das alte Schloß durchhallendem Krachen schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mai in Belgien.

Von

Ida von Düringsfeld.

Es ist in diesen Blättern bei Gelegenheit des Festkalenders aus Böhmen vom Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld eine gedrängte Schilderung der Maifestlichkeiten in Böhmen mitgetheilt worden, vielleicht dürfte daher eine ähnliche vom Mai in Belgien nach dem Calendrier Belge desselben Verfassers nicht ohne ein gewisses Interesse der Vergleichung sein.

Das Pflanzen des Maibaumes oder „Mais" geschieht in Brabant auf den öffentlichen Plätzen, vor den Capellen und Statuen der Jungfrau, vor den Pfarren und den Häusern angesehener Personen, endlich auf Kreuzwegen. In Aerschot und anderen Orten der Campine vor den Schulen. In Ypern vor den Thüren aller seit dem 15. April verheiratheten jungen Frauen, welche dafür im Laufe des Sommers einen Ball im Freien geben müssen. In der Umgegend von Brügge, wo, ebenso wie in Verviers, der 1. Mai ein Umziehtag ist, bekommen neue Nachbarn einen Maibaum, wofür sie sich durch ein „fovi," d. h. eine kleine Collation bedanken. In den Dörfern zwischen Wareghem und Iseghem ist gewöhnlich der 3. Mai der Tag, wo die mit Kränzen, Blumen und Flittern geputzten Maien vor den Kreuzen und Marienbildern an den Wegen und auf den Plätzen gepflanzt werden, am 1. ziehen die Armen mit bekränzten Birkenzweigen und Mailiedern von Haus zu Haus. Im östlichen Flandern an der holländischen Grenze sammeln die jungen Leute unter einem besonderen Maigesange Eier, in der Gegend von Enclov thun es die sonntäglich gekleideten Kinder, am Arm ein Körbchen, das durch Werg zu einem Nest umgewandelt ist, in der Hand ein Bündel dreieckiger farbiger Papierfähnchen, dabei singen sie:

Ik plantte mynen Mei
En ik brak er myn ei.
En de dovijer viel uit myn schale.
Vrouwken, wilde my geen ander eiken geven?
Ik zal uw dochterken niet halen.
Schiet diep in den nest,
De zwart hoenderkens leggen best,
De witte niet min,
Schiet er tot over den kop den ellenbogen in.
Vrouwke, van de neste
Langt er van de beste,
Langt er zeventiene,
'k zal ze wel verdienen,
'k zal er mêe naer huis gaen
En in myn moederkens koekebakpanneken slaen.*

In den Ardennen endlich sammeln die jungen Mädchen eine Collecte für den „Marienmonat," denn unter diesem Namen wird der Juni in ganz Belgien gefeiert, und zwar wird diese Feier als so wichtig betrachtet, daß man zu Antwerpen jedes Jahr eine eigene Commission ernennt, um die Verzierungen der Kathedrale und der unzähligen Marienstatuen an den Straßenecken zu berathen und anzuordnen. In Mecheln wird die Hanswyckkirche reizend geschmückt, die umliegenden Landgemeinden bringen in Procession große Kerzen und gewaltige Sträuße an, die ersten Gemüse nicht nur, sondern auch Lämmer und Geflügel werden der Jungfrau dargebracht und vom Pfarrer dankbar genossen, in den Frauenklöstern empfängt die Oberin kleine Geschenke, welche ihre Nonnen an einen prächtigen Maibaum hängen, der im Refectorium aufgeputzt wird. In Brüssel ist kein Kind, arm oder reich, welches nicht am 1. Mai Notre-Dame de la Chapelle mit eigenen Händen einen Blumenstock brächte, in Ath errichten die Kinder der Jungfrau kleine Altäre in den Schlafzimmern, in Mons werden jeden Abend um acht vor den Marienbildern in einigen Straßen Litaneien gesungen.

Die Maien für die Mädchen werden auf mannigfache Art gepflanzt. In Limburg bekommen die, welche sich eines guten Rufes erfreuen, einen bebänderten Zweig von Lorbeer, Tanne oder Birke an ihre Thür, die, bei denen das Gegentheil stattfindet, einen Strauß von Petersilie. Bei Aerschot sehen die sitzengebliebenen Mädchen ihr Schicksal durch einen abgestorbenen Baumstamm dargestellt, welchen man ihnen unter einem Charivari vors Haus setzt, denen, welche noch so glücklich sind, jung zu sein, wird unter Musik ein hoher laubreicher Baum gepflanzt. Musik und Flintenschüsse begleiten auch das Setzen der officiellen Maibäume, welches fast überall mit dem Schlage der Mitternacht vor sich geht. Heimlich dagegen klettern in einigen Orten der Campine die jungen Leute auf die Dächer. Die, unter denen tugendhafte Mädchen ruhen, werden mit „Maipalmen," d. h. mit Buchsbaumzweigen verziert, die, welche den Schlaf mädchenhafter Schuld oder Unbeständigkeit beschirmen, müssen die Schmach in Gestalt von „Boddeventen" zwar nicht tragen, aber doch mit ansehen, indem diese in Mannskleider gesteckten Strohfiguren auf einer Stange vor den Schlafkammern der unglücklichen Mädchen paradiren, welche sich die allgemeine Mißbilligung zugezogen haben. Den jungen Leuten, welche nach reichen Partien jagen, werden auf gleiche Weise „Boddewyven," wörtlich „Lumpenfrauen," octroyirt. Eine ähnliche Scheuche bestraft in der Gegend von Brügge die Unbeständigkeit eines Mädchens oder eines Burschen, und der Weg zu der Wohnung des Gegenstandes, welcher sie oder ihn zur Untreue bewogen hat, wird mit Werg bestreut, was man „die Kröte tragen" nennt. Vor den Thüren Derjenigen, die dem Sprüchwort: „Mai-ee, boos-ee" (Mai-Ehe, böse Ehe), Trotz geboten und sich im Mai verheirathet haben, pflanzt man Maien. In Ath heißt die Strohpuppe, welche ein im Laufe des Jahres Mutter gewordenes Mädchen andeutet, wunderlicherweise Mahomet. In Spaa drücken die Burschen ihre Gefühle durch Tafeln aus, welche sie an die Maien heften, und worauf Reime wie folgende zu lesen sind:

Mai de chêne,
Je vous arène (aime).

Mai de care (noyer),
Je vous adore.

---

* Ich pflanzte meinen Mai
Und ich zerbrach mein Ei,
Und das Dotter fiel mir aus der Schaale.
Frauchen, willst mir kein ander Eichen geben?
Ich werde Dein Töchterchen nicht holen.
Greif tief ins Nest,
Die schwarzen Hühnchen legen am besten,
Die weißen nicht minder,
Greift bis über den Ellbogen hinein.
Frauchen, vom Neste
Langet das beste,
Langet mir siebzehn,
Ich will sie wohl verdienen,
Ich will sie nach Hause tragen
Und sie in Mutters Eierkuchenpfanne schlagen.

Mai de bois,
Je vous hais.

In Flandern werden Tafeln, auf denen die sämmtlichen Jahressünden der jungen Mädchen verzeichnet sind, an die Hausklingeln gebunden.

Die Fackeltänze der Frauen finden längst nicht mehr statt, auch die Kraminjons, d. h. die allabendlichen Mairunden in den Straßen von Lüttich nehmen mehr und mehr ab. In Lier wurde früher unter der Krone getanzt, nämlich unter einer Krone von Laub, Blumen und Papiercocarden, welche an einem straff gespannten Seile über jeder Straße schwebte. In Venloo tanzt am Maiabend jedes Viertel um seinen Mai, welcher mit Wachskerzen, deren jedes junge Mädchen eine bringen muß, glänzend erleuchtet wird. Auch noch an vielen andern Orten tanzt man am Vorabend des Maitages um den Maibaum.

Ebenso haben sich hier und da noch einige mystische Gebräuche erhalten. Kreuze werden an die Hausthüren gemacht, Erlenzweige über die Stallthüren gehängt. Ein Kranz von Epheu erwirbt dem Mädchen, das ihn trägt, die Liebe des erwünschten Jünglings, Blumenkronen, welche von Frauen, die umsonst Kinder erwarten, in Antwerpen am Maiabend an eine gewisse Steinfigur gehangen werden, die man für Fro oder Frigg hält, verschaffen die ersehnte Fruchtbarkeit.

Von den vielen Festlichkeiten, welche sonst nicht nur am 1. Mai, sondern während des ganzen Monats gefeiert wurden, sind noch einige Processionen übrig geblieben. Die, welche zu Russon in der Hesbaye stattfindet, ist gewissermaßen, was man in Blämisch-Belgien einen Ommegang nennt. Es erscheinen bei ihr St. Evermaire, welcher im Walde von Russon, damals Ruth, den Märtyrertod erlitt, Hacco, der Bandit, welcher ihn im Schlafe erschlug, sechs Begleiter des Heiligen, zweiundfünfzig berittene Mitbanditen und endlich die beiden Bedeaux des Kirchspiels, welche durch ziegel- oder schuppenartig aufgesetzte Epheublätter, mit denen ihre dicht anliegende Kleidung, sowie ihre hohen Mützen bedeckt sind, in Wilde verwandelt, auf dem Wege zur Kirche vermittelst ungeheurer Keulen die Polizei ausüben und zugleich als Clowns dienen. Nach dem Gottesdienste wird das Martyrium auf einer großen Wiese gesungen, „tragirt" und dann der Tag von Mördern und Opfern lustig im Cabaret beschlossen.

Am 3. ist zu Assche das Fest des Kreuzes, welches aus der Erle gemacht ist, die, fast abgestorben, sich mit neuen Blättern bedeckte, als eine geraubte Hostie in ihren hohlen Stamm verborgen ward. Nach Borght bei Grimberghe wird in die Kirche von St. Sauveur gegen Fieber, Kopfschmerz und Taubheit gepilgert. In Brügge wurde sonst die Procession des heiligen Blutes begangen, welches Thierry von Elsaß 1150 aus Jerusalem mitbrachte und der Stadt schenkte, jetzt ist sie auf den ersten Maimontag verlegt. In Wenduine hingegen verehren die Fischer noch immer das Kreuz, welches an der Stelle, wo das Dorf Alt-Wenduine versunken sein soll, aus dem Meere gezogen wurde.

Am 7. ist zu Huy die Procession von St. Domitian, der als Bischof von Mastricht durch seine Gebete einen für Huy äußerst beschwerlichen Drachen tödtete. Bei der Capelle von Notre-Dame de la Sarthe, welche von ihrer Höhe herab die malerische Maasstadt beherrscht, findet jeden ersten Maimittwoch ein Markt, in der Capelle von St. Brie oder Brigitte bei Fosses in der Diöcese von Namür jeden ersten Maisonntag ein eigenthümlicher Gebrauch statt. Es finden sich nämlich eine Menge Bäuerinnen, jede mit einem Zweige, ein, den sie auf dem Wege gepflückt hat, der Pfarrer segnet diese Zweige von der Kanzel herab ein, in dem Augenblicke, wo er sie mit Weihwasser besprengt, schlagen die Frauen, welche sie erhoben halten, sie rasselnd an einander, und das Alles wiederholt sich so oft, wie die Kirche sich füllt. Diese Zweige dienen zum Berühren und Heilen kranker Kühe.

An demselben Sonntage pilgert man von Löwen nach Scherpenheuvel, am Sonntage nach dem 3. ist zu Edelaer in Ostvlandeln das Fest U. l. F. zum Kirschbaum, am vierten Sonntage nach Ostern zu Mecheln zweimal Messe zu Ehren des „Guten Schächers."

Sint-Job am 10. giebt Veranlassung zu einer recht eigentlichen Frauenkirmeß in Dambrugge, etwa eine Viertelstunde von Antwerpen. Der kleine Weiler besteht fast gänzlich aus Herbergen und Krügen, und vom Morgen bis zum Abend während der

ganzen zehn Tage, welche die Kirmeß dauert, sieht man in den Straßen Frauen aus dem Volke, welche tanzen, singen, Schnarren drehen, Bier trinken und Plattfische und Pfeffernüsse essen. „Sint-Job ist unsere Kirmeß," sagen sie, und nicht nach Sint-Job können, wäre für sie eine ernsthafte Prüfung. Die Antwerpener Dienstmädchen bilden förmliche Associationen, von denen jede einzelne für den gesammelten Ertrag der Küchenabfälle einen großen Wagen miethet, um auf Sint-Job gemeinschaftlich nach dem „Damm" zu fahren. In Courtrai zieht alle Welt nach dem eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Dorfe Heule, um drei Tage lang dem Heiligen „zu dienen" und und Paptaerten, flache Kuchen von Reismehl, zu essen. In Brüssel begnügt man sich am Sonntag nach Sint-Job nach dem nahen Dorfe Carloo zu ziehen und dort den heiligen Hiob in seiner Capelle wider Melancholie, Verwundungen und Geschwüre anzurufen.

Vom 11. heißt es:

S'il pleut le jour de Saint-Gengoul,
Les porcs auront de glands leur soûl.

Am 13., St. Servatius, fahren in einigen Dörfern in Braband, welche ihn zum Patron haben, die Bauern mit Kälbern auf Schubkarren nach der Kirche, zu deren Bestem sie dann vor der Kirchthür versteigert werden und zwar manches Kalb mehr als einmal, indem die Käufer es ihrerseits der Kirche verehren. Der feierlichen Procession, die nach der Versteigerung stattfindet, folgen die jungen Bauern und Knechte auf Pferden, die mit Blumen und Bändern geschmückt sind, nachdem sie dreimal die Kirche umritten haben.

Am 15. beginnt in Gheel die Octave der heiligen Dymphna, während welcher die Verrückten, denen, wie bekannt, Gheel zu einem gesunden und gesuchten Aufenthalte dient, neunmal täglich unter dem Grabmale der Heiligen durchkriechen, oder andere Personen an ihrer Stelle durchkriechen lassen. Die jungen Mädchen schmücken sich gern mit Blumen, die zu Ehren der heiligen Dymphna geweiht worden sind.

Am 17. feiern zu Mecheln die Schneider ihren Patron, St. Bonifacius, der 19. heißt, nach St. Ives, den die Advocaten früher als den ihrigen feierten, noch heute das „Advocatenfest."

Regnet es am 25., an St. Urban, so rechnet man in Lüttich und in Löwen nur auf wenig Trauben mit ungleichen Beeren.

Geschlossen werden die Maifeste damit, daß man mit Musik zu den verschiedenen Maibäumen hinzieht, sie in Stücken schlägt und anzündet. In der Umgegend von Diest werden bei dieser Gelegenheit die jungen Leute in den Häusern, vor denen sie am 1. des Monats den Mai setzten, gastlich bewirthet.

Die deutsche Küche.

Culturstudien

von

Karl Braun-Wiesbaden.

IV.

Sächsische und Thüringische Küche.

Doch zurück zu den verschiedenen Küchen der einzelnen großen Stämme des deutschen Vaterlandes. Die kursächsisch-thüringische Küche also ist in Vielem das Gegentheil der niedersächsisch-norddeutschen. Es thut mir leid, es sagen zu müssen (allein ich fühle mich in so wichtigen Angelegenheiten zu rückhaltsloser Offenheit verpflichtet), sie ist unter den verschiedenen in Deutschland herrschenden Kochsystemen das mindest gute. Ja, ich bin geneigt, um nach dem Grundsatze: „Solamen miseris socios habuisse malorum" meinem Verdict alles Herbe und Verletzende zu nehmen, es auszudehnen auf die ganze nördliche Seite des mittleren Deutschlands, welche geographisch von der südlichen in Thüringen getrennt wird durch den sogenannten „Rennsteig." Letzterem, der seit Alters Franken und Thüringer von einander getrennt, kommt in historischer und ethnographischer Beziehung eine viel größere Wichtigkeit zu als dem viel beschriebenen und durchforschten „Limes Romanus" oder Pfahlgraben im südwestlichen Deutschland. Allein da dieser römischen und ersterer nur germanischen Ursprungs ist, so hat jener den Vorzug in den Augen derjenigen unter unseren Gelehrten, welche sich durch eine einseitige philologisch-classische Bildung auszeichnen. Das nur beiläufig.

In Mitteldeutschland macht von Obigem nur der lotharingische (linksrhei-

nische) und fränkische (rechtsrheinische) Westen bis in das Gebiet der Chatten hinein eine Ausnahme. Im Uebrigen wird das Essen schlechter, je weiter man nach Osten kommt. In Marburg z. B. speist man schon schlechter als in Wetzlar (wo sich das „Herzogliche Haus" auszeichnet), und in Gotha wieder schlechter, als in Marburg. So geht es weiter bis zu Sachsen und Schlesien hinein; in der letztgenannten preußischen Provinz wird es aber allerdings wieder bedeutend besser, aber nur da, wo man in der Küche auf österreichische und namentlich auf Wienerische Anklänge und Reminiscenzen stößt. Denn nächst Hamburg hat — das muß selbst ein enragirt nationalliberal gesinnter Norddeutscher Bundesstaatsbürger zugestehen — in ganz Deutschland Wien die beste Küche. Sie beruht von Haus aus auf einer soliden deutschen Grundlage, namentlich baierischen, aber zum Theil auch fränkischen und schwäbischen Stammes. Dann aber hat sie, da Wien in weit eminenterem Grade, als dies bei Berlin gegenüber Preußen und Norddeutschland der Fall ist, trotz aller centrifugalen Tendenzen der sogenannten „historisch-politischen Völker-Individualitäten" in allen Fragen der Cultur (und dazu gehört auch die Küche) den ganz unzweifelhaften Centralpunkt der Monarchie bildet, aus der Küche aller der zahlreichen, mehr oder minder cultivirten Völker, welche das habsburgisch-lotharingische Scepter unter sich vereinigt, nach dem Wahlspruch „Prüfet Alles und das Beste behaltet" sich alles Gute, das sie fand, mit Geschmack und Sorgfalt annectirt, jedoch so zurechtgemacht und veredelt, daß es in dem deutschen Kochsystem seine richtige Stelle findet. Gestehen wir es nur ohne Neid und Rancüne ein: In der Kochkunst ist Wien der guten Stadt Berlin unendlich überlegen, etwa so wie ein seit Alters reiches und vornehmes Haus einem eben erst emporgekommenen. Im reifen Alter weiß man die Freuden der Tafel zu würdigen. In der Jugend macht man sich gar nichts daraus. Dort sind Epikuräer, hier Spartaner.

Die Beschaffenheit der Küche in Mitteldeutschland und namentlich in Thüringen und Sachsen hat vielleicht auch ihre politischen Gründe. Diese Gegend ist von Haus aus nicht reich. Sie hat im Laufe der Geschichte viel leiden müssen. Sie war oft der Schauplatz langer und schlimmer Kriege. Die sächsische Regierung hat in früheren Zeiten ihr Ländchen zuweilen furchtbar ausgesogen. Man denke nur an August den Starken, an den Grafen Brühl und an das „galante Sachsen." Die Bevölkerung ist von Haus aus intelligent und fleißig. Unter dem Druck der so eben angegebenen Verhältnisse aber wurde sie ein wenig klein- und engherzig, vielleicht geizig, jedenfalls sparsam und genügsam; denn sonst könnte sie kaum noch bestehen, geschweige denn etwas vor sich bringen. Unter solchen Umständen aber gedeiht die edle Kochkunst nicht. Auch wurde Thüringen, dieses wahre Herz Deutschlands, von den anderen mächtigen deutschen Stämmen von Alters her nicht gut behandelt. Sie schüttelten es hin und her und machten es Einer dem Anderen streitig.

Ich beschränke mich auf diese Andeutungen. Während die niedersächsisch-norddeutsche Küche das Fleisch, das Fett, das Substanzielle, Massenhafte, Solide, Klare, Unvermischte liebt, zieht die kursächsisch-thüringisch-mitteldeutsche Küche das Obst und das Gemüse, das Leichte, das Kleine, das Niedliche und das Durcheinander vor.

Man denke sich einmal ein fleischfressendes obotritisches Ungeheuer aus Mecklenburg nach dem Feld- oder Waldschlößchen bei Dresden verzaubert. Setzt ihm einmal ein Döppchen Bier oder Butterbemmchen, nur dem bewaffneten Auge erblickbar, vor; oder gar ein Schälchen Blümmches-Koffie, und seht dann, welches Gesicht er dazu schneidet: dann habt Ihr ein anschauliches Bild der Gegensätze.

Was den „Blümmches-Koffie" in Sachsen anlangt, so habe ich mich an Ort und Stelle erkundigt, woher er seinen Namen hat. Unter den verschiedenen Les- und Erklärungsarten scheint mir folgende die wahrscheinlichste. Die Kaffeetassen in Sachsen haben noch das alte holländische Format. Man nennt sie auch wie in Holland, nämlich die Obertasse „Koppchen" und die Untertasse „Schälchen." Auch pflegt man dort noch den Kaffee aus der Obertasse in die Untertasse zu gießen und aus letzterer mit der ganzen Breitseite des Mundes behaglich zu schlürfen. Auf der Basis der Untertasse, des Schälchens, sind blaue oder

rothe Blümchen eingebrannt und diese Blümchen sieht man, wenn man trinkt, durch den Kaffee durchschimmern; denn der Kaffee ist dünn. Deshalb nennt man ihn Blümches-Koffie. Ich kann für die Richtigkeit dieser Ableitung nicht einstehen, wohl aber dafür, daß dieser Koffie stets und ausschließlich aus reinem und unverfälschtem Surrogat besteht.

Will man noch ein anderes Bild des Contrastes, so vergegenwärtige man sich den höflichen Eisenacher Commerzienrath Schwofel, mit dem weißen Hut, und als Gegensatz zu ihm seine robusten Mecklenburger Reisegefährten in Fritz Reuter's „Reise nach Constantinopel."

Der kursächsisch-thüringischen Küche fehlt der Stil. Oder wenn sie einen hat, dann ist es der reine *Barockstil*. Giebt es wohl etwas Widersinnigeres als die dortige *Bierkaltschale*? Doch ja, es giebt, aber doch nur in Kursachsen. Es führt den schönen Namen „*Broihahn mit Musicke.*" Dieser Name jedoch ist lieblich im Vergleich zur Sache. Es handelt sich nämlich um ein schlechtes moussirendes Bier, das mittelst Rosinen, Korinthen und Zucker noch schlechter gemacht wird. Höchst merkwürdig ist die Neigung der thüringischen Küche, sauer, süß und bitter durcheinander zu mengen. Salat mit *Essig und Zucker* gilt für eine Delicatesse. *Sauere* Gurken und *süßes* Compott ißt man gleichzeitig von demselben Teller.

Aehnliche Gewohnheiten herrschen auch in Berlin, woraus ich schließe, daß diese Capitale des norddeutschen Bundes eigentlich einen mitteldeutschen Charakter hat und daß der ursprüngliche Stock der Bevölkerung zum größeren Theile mit den Askaniern aus Thüringen gekommen ist. Entsprechend seiner schneidigen, verdrießlichen, kritisch-negativen Richtung zieht aber der Berliner doch unter allen Umständen das Sauere vor. „Sauer macht lustig," sagt er und läßt sich selbst durch die Cholera nicht abhalten, Unmassen sauere Gurken zu verspeisen. Die Saison morte nennt er die Zeit der saueren Gurken oder richtiger: Die sauere Gurkenzeit. Sehr lustig ist er aber trotzdem nicht.

Ich muß indessen ein für allemal Verwahrung dagegen einlegen, daß man meine Observationen generalisire, ohne Ausnahmen zu gestatten. Letztere giebt es überall; und ich habe z. B. in Berlin bei Hiller und in Leipzig bei Dähne schon so gut gespeist, wie nur bei den frères Very, oder den frères Provenceaux in Paris, dem Ristoratore Reale in Neapel oder sonst wo. Von wohl geregelten hervorragenden Privathaushalten ganz abgesehen.

Ich spreche immer nur von dem Durchschnitt und den Massen, und kann dabei eben so wenig die hervorragenden einzelnen Größen berücksichtigen, als auch das, was unter aller Kritik ist.

Als Regel kann man feststellen, daß an der Ostsee und der Nordsee und überhaupt auf der norddeutschen Tiefebene, einerseits, und an den Alpenabhängen und Alpenausläufern, sowie auf der süddeutschen Hochebene im Ganzen massenhafter und substanzieller gegessen wird. Es scheint eben, die Seeluft gleich der Alpenluft zehrt mehr als die Zephyre der lieblichen mitteldeutschen Gebirge.

Etwas Gutes habe ich noch in der thüringischen Volksküche gefunden. Es ist eine Art von Würsten, welche auf Jahrmärkten und Volksfesten auf offenem Roste unter freiem Himmel gebraten werden und bei deren Zubereitung die atmosphärische Luft einen gleich günstigen Einfluß zu üben scheint wie beim Spießbraten. Die Hauptheimath solcher Würste ist aber im südöstlichen Franken, namentlich aber in Nürnberg, wo das „Wurscht-Glöckli" und das „Wurscht-Herzli" (im Herzli-Gäßle) mit Recht beliebte Wallfahrtsorte für Freunde edler Wurschtigkeit und Durschtigkeit bilden.

Ich vermuthe daher, daß jene thüringischen Würstlein, die ich namentlich vor Jahren einmal in Rudolstadt in vortrefflicher Qualität gegessen habe, über den Rennsteig herüber aus dem Frankenlande gekommen.

V.

Fränkische Küche.

Ich habe Sie das vorige Mal in der Küche von *Nord-* und *Mitteldeutschland* herumgeführt. Sehen wir uns nun im Westen, Süden und Südosten um bei den edlen Stämmen der *Baiern*, welche wir in Altbaiern und Deutschösterreich, der *Alemannen* und *Schwaben*, welche wir im Elsaß, in Württemberg, einem Stück



Baiern und einem Stück Baden finden, und der Franken, welche noch willkürlicher in verschiedene Staaten und Stätchen zerrissen sind. Sie fragen mich nach den Grenzen des heutigen Sitzes des fränkischen Stammes. Sie sind schwer zu ziehen. Er geht allmälig im Norden in die Westfalen, im Osten in die Thüringer, im Süden in die Alemannen über. Kassel im Norden, Fulda und Bamberg im Osten, Nürnberg, Augsburg und Karlsruhe im Süden, dürften noch als innerhalb der Grenzen liegend zu betrachten sein. Man findet Franken in folgenden Territorien: in den preußischen Provinzen Rheinland, Westfalen, Hessen-Nassau, in dem Großherzogthum Hessen, in dem nördlichen Württemberg, in dem westlichen Baiern und dem nördlichen Baden.

Ich kann Ihnen aber ein unfehlbares Zeichen mittheilen, woran Sie, als Mann des Nordens, erkennen, ob Sie die Grenzen des deutschen Frankenlandes überschritten haben. Sie wissen, daß die attischen Mädchen Lasten auf dem Kopfe zu tragen pflegten, namentlich thaten sie dies bei den Festen der Götter mit jenen Körben, worin sich die Opferinstrumente und sonstigen heiligen Gefäße befanden. Die antike Sculptur hat hiervon ihre Kanephoren oder Korbträgerinnen entlehnt, wie ihre Karyatiden von den Frauen der griechischen Stadt Karya, welche als Trägerinnen besonders schwerer Lasten bekannt waren. Sie erinnern sich gewiß auch an die Süditalienerinnen, in deren Adern ja griechisches Blut fließt, und zwar besseres als in denen der jämmerlichen Unterthanen des Georgios Basileus, welche sich mit Unrecht als Hellenen bezeichnen. Denn sie sind Slaven und incliniren deshalb auch zu Rußland. Sie haben mir selbst oft erzählt, wie Sie die Grazie bewundert haben, mit welcher die Frauen in Italien eine schwere Amphora mit Wasser auf dem Kopfe tragen, oder sie vielmehr balanciren, ohne sie jedoch nur mit einer Hand zu berühren.

Ich rufe diese classischen Reminiscenzen an, gegenüber Denjenigen, welche jene Gewohnheit oder Art zu tragen ordinär finden. Sie ist auch die des fränkischen Stammes. Die Frauen der mittleren und der ärmeren Classen tragen hier alle ihre Lasten, den Zuber mit Wasser, das Bündel mit Wäsche, die gesammelten Futterkräuter, mit derselben graziösen Kraft und Sicherheit auf ihrem eigenen Kopfe, wie weiland die Damen in Karya. Wer das für häßlich hält, den verweise ich einfach auf die beiden Karyatiden vom Erechtheum in Athen, deren Originale sich in London und Athen, und von welchen sich treue Nachbildungen im Museum zu Berlin, griechischer Saal, 40 und 41, befinden. Auch bei diesen beiden Figuren findet sich auf dem Haupte zunächst ein weicher Wulst, welcher den Geräthschaften als Unterlage und dem Kopfe als Sicherheitspolster dient.

Eines solchen Wulstes, oben zwei Zoll dick, rund, in der Mitte ein Loch, bedienen sich zum Tragen auch die fränkischen Frauen. Man nennt ihn dort Kitzel; wie er bei den alten Hellenen hieß, haben unsere Gelehrten wohl schwerlich ermittelt. Sei dem aber wie ihm wolle, jedenfalls ist diese Art zu tragen in Deutschland dem fränkischen Stamm eigenthümlich; und ich behaupte, daß dadurch die weibliche Figur gehoben, auf keinen Fall aber so schwer beeinträchtigt wird, als durch das Schleppen schwerer Lasten auf dem Rücken.

Das Tragen auf dem Kopfe bedingt auch die Kopftracht. Sie muß oben flach sein; und so tragen denn, so weit die fränkische Zunge klingt, die Frauen auf dem Lande ein plattes „Mützchen“ vorn kurz abgeschnitten und hinten, am Hinterhaupte, mit Schleifen verziert, oder ein einfaches Kopftuch, das sich stets durch blendende Weiße auszeichnet und einem frischen Gesicht sehr gut läßt. Die bairischen Bauerweiber dagegen tragen entweder große Grenadiermützen von Pelz, oder schwarze Kopftücher mit riesenhaften Schleifen vorne.

Ich hoffe, nun können Sie sich in Betreff des Frankenlandes einigermaßen orientiren, und gehe daher zur Charakteristik der fränkischen Küche über.

Der fränkische Bauer in der bairischen Rheinpfalz hat eine Redensart, die, wenn ich nicht irre, den Versen eines der zahlreichen dortigen Local- und Dialektdichter entnommen ist und lautet:

„Der Mensch hat 'en Mage, (Magen)
Un nitt umesunscht.“ (umsonst.)

Dies beherzigend, pflegt der Franke den Magencultus. Während die niedersächsische Küche die kräftigste, ist die fränkische die

feinste. Dazu kommt, daß das Frankenland das Weinland ist. Im Rheingau, am unteren und am mittleren Rhein, an der Bergstraße, in der hessischen Pfalz, in der bairischen Pfalz, überall wächst Wein in Hülle und Fülle:

„Zu Bacherach am Rhein,
Zu Hochheim an dem Main,
Zu Würzburg auf dem Stein,
Da wächst der beste Wein."

sagte man früher. Der Spruch ist jedoch nicht ganz zutreffend. Denn der Wein, welcher in Bacharach wächst, ist nur sehr mittelmäßig. Dagegen war dort lange Zeit ein Hauptstapelplatz der Rheingauer Weine und daher ist der Vers entstanden. Jetzt hat auch der Handel aufgehört. Bacherach ist im dreißigjährigen Kriege zerstört worden. Man kann von ihm wie von Venedig sagen: Es liegt nur noch im Lande der Träume. Es ist nur noch eine malerische Ruine einer großen Vergangenheit. So stoßen wir in der deutschen Culturgeschichte bei jedem Schritt und Tritt auf Trümmer. Und wenn wir fragen, wer ist die Ursache, dann ist stets die Antwort: Unsere individualistische Zersplitterung, unser Hang zu Streit und Zank untereinander, unsere innere Zwietracht genährt von den kleinen Dynasten, von unseren juristischen Theologen und unseren theologischen Juristen und sonstigen Scholastikern. Und wenn man unsere heutigen Zeitungen liest, dann muß man leider gestehen, diese Race von Leuten, welche um eines Sparren oder um eines vermeintlichen kleinen Profites halber das Ausland zu Hülfe rufen, ist noch nicht ganz ausgestorben in Deutschland. Exempla sunt odiosa.

Dagegen sterben leider im fränkischen und schwäbischen Lande immer mehr die Weintrinker aus. Statt jener wohlgenährten Leute mit den blitzenden Augen und den lieblich gerötheten Wangen, jener Männer, denen nichts fehlt und deren einzige Krankheit das hohe Alter und dann höchstens noch ein wenig Podagra bildet, sieht man immer öfter das blöde Auge und den hängenden Schwabbelbauch des Biertrinkers. Diese Zunahme des Bierconsums hat jedoch ihre natürlichen Ursachen und läßt sich nicht ändern.* Die Weincultur steigt. Die Pflege der Weinberge und die Behandlung der Weine im Keller wird mit jedem Tage sorgfältiger und rationeller. Wer z. B. die Weinproduction in der bairischen Pfalz, wie sie vor dreißig Jahren war, und wie sie jetzt ist, mit einander vergleicht — ich habe hier namentlich die Weine auf der Haardt im Auge, insbesondere z. B. Güter, wie des Herrn Jordan, Mitglieds des Zollparlaments — der wird zugeben müssen, daß auf keinem Gebiete der Landwirthschaft die Fortschritte größer und handgreiflicher sind. In Folge dieser gestiegenen Cultur wird der Wein natürlich immer besser. Die

* In älteren Zeiten, wo man noch den Köhlerglauben an die Allmacht polizeilicher Ge- und Verbote hegte, wehrte man sich in Weinlanden auf Leben und Tod gegen das Bier. Man verbot solches zu brauen oder gar zu trinken. Der Magistrat der freien Reichsstadt Reutlingen, die zwischenzeitig vom Königreich Württemberg annectirt wurde, beschloß Anno 1697, „in allewege die Sudelei des Bierbrauens ein für allemal abzuthun." Allein es half nichts. Die Bierbrauer rächten sich dadurch, daß sie dem Reutlinger Wein allerlei Schlechtes nachsagten. Leider nicht immer mit Unrecht. Mehr als zwanzig Jahre nach jenem Verbote brachten sie folgende Geschichte auf: Zu dieser Zeit passirte „Prinz Eugen der edle Ritter" die Stadt Reutlingen. Der Lorbeer seiner Türkensiege stand in vollster Blüthe. Die Stadt beschloß, ihn festlich zu empfangen. Nach damaliger Etikette mußte der Bürgermeister an der Spitze der Väter der Stadt dem Ehrengast bis vor das Thor entgegengehen und ihm einen silbernen Pocal voll des besten Weins, den die Stadt in ihrem Weichbild producirt, überreichen. Der Gast mußte diese Gabe Gottes in einem Zug leeren und behielt dann den Pocal als Geschenk. Alles das ging in bester Ordnung vor sich, genau nach dem Programm. Als aber Prinz Eugen den Pocal ausgetrunken und wie üblich die Nagelprobe damit gemacht hatte, da seufzte er tief und sprach: „Lieber will ich noch einmal Belgrad stürmen, als wieder solches Zeug trinken." Noch heutigen Tags ist es gefährlich, in Reutlingen auf diese Geschichte auch nur anzuspielen. — Als die Frankfurter 1848 dem Reichsverweser entgegengingen, da hatten sie ein anderes Malheur. Sie hatten den Pocal bereit, auch die Flaschen mit Wein, aber keiner hatte einen Pfropfenzieher. Sie konnten also den Wein nicht aus den gut verkorkten Flaschen in den Pokal bringen. Erzherzog Johann wartete auf die Ueberreichung des Pocals. Niemand wußte sich zu helfen; es gab eine Stockung, eine Pause voll peinlichster Verlegenheit. Da hatte der Senator X. einen guten Einfall. Er stürzte auf den Reichsverweser zu, machte eine tiefe Verbeugung und flötete mit süßester Stimme: „Verzeihe Se, kaiserliche Hoheit, hawwe Sie vielleicht en Stoppezieher?" Beide Geschichten mögen erfunden sein. Aber sie sind beide ben trovate und verdienen deshalb, auf die Nachwelt zu kommen.

Mißjahre werden seltener. Und selbst in den Mißjahren wird das Product immer noch anständig bezahlt; denn, wenngleich sauer, ist es doch noch immerhin sehr weinhaltig und so geht es dann nach Holland, nach Hamburg, nach Magdeburg, nach Stettin — Gott weiß wohin noch — um mittelst Blaubeeren und Gall'scher Künste in feinen Bordeaux verwandelt zu werden, welchen unsere lieben deutschen Brüder im Norden mit höchstem Behagen vertilgen, weil, wie sie sagen, „der Rheinwein ihnen doch etwas gar zu sauer ist."

Außerdem hat in Folge der Annäherung zum Freihandel, welche durch die westeuropäischen Handelsverträge inaugurirt worden ist, der Markt außerordentlich an Ausdehnung gewonnen. Beides, die steigende Güte des Products und die zunehmende Erweiterung des Marktes, haben die Nachfrage und folgeweise die Preise der Art gesteigert, daß selbst in Weinlanden der Wein dem gemeinen Manne immer unzugänglicher zu werden beginnt. Und da der Franke den Schnaps nicht liebt (derselbe ist in der That auch sehr schlecht dort, während er auf niedersächsischem Boden sehr gut ist), so ist er mit fliegenden Fahnen von dem ewig jungen und heitern Bacchus zu dem dicken und dummen Gamrinus, bekanntlich einem Niederländer („Gambrinus, der das Bier erfand, war Herzog von Flandern und Brabant") übergelaufen. Das ist, wie gesagt, keine Verbesserung, aber es läßt sich nicht ändern: die schöne Zeit, wo wir Franken unsere schönen Weine alle selbst tranken, ist vorbei und kehret niemals wieder.

Neben dem Bier hat sich der fränkische Stamm schon lange Zeit mit Eifer auf den Kaffee geworfen, den man dort wie in Kursachsen aus kleinen holländischen „Schälchen" und zwar ebenfalls mit Vorliebe aus der Untertasse schlürft, während er in Norddeutschland aus größeren Tassen und im Süden, namentlich in Baiern, in Gläsern servirt wird. Auch das Wort selbst hat einen verschiedenen Accent, je nachdem es im Osten und Norden oder im Süden und Westen ausgesprochen wird. Dort sagt man „Käffe" und hier „Café." Auch die Schrift ist verschieden.

Im Frankenlande hat man wirkliche Café-Häuser nach demselben Zuschnitt, wie in Frankreich und Italien, überhaupt im Süden und Westen Europa's. In Norddeutschland sieht man zwar auch häufig die Inschrift „Kaffee-Haus;" wenn man aber hineingeht, findet man entweder eine Bierhöhle oder eine Conditorei, oder wie man im Fränkischen sagt „einen Zuckerbäcker." In der That liebt der Niedersachse Zuckersachen und Liqueure, während man im Süden und Westen dergleichen als alberne Näscherei betrachtet.

Der Kaffee ist im Fränkischen das Familiengetränk. Bei Familien-Fêten, Kirchweihen (dort Kirmes oder Kerb genannt), sammelt sich Jung und Alt um den riesenhaften Kaffeekessel. Derselbe wird auf einer Art von kleinem Schlitten auf den Tisch geschoben, damit man den Schlitten vorn ein wenig niederkippen und so ausschenken kann. Anders läßt sich das Ungeheuer nicht handhaben. Dazu erscheinen dann Kuchen aller Art, in ungeheurer Menge und je nach dem Stande der Wohlhabenheit, auch kaltes Geflügel und eingemachte Früchte. Das Obst ist dort sehr edel und die Bevölkerung besitzt eine große Geschicklichkeit im Einmachen von Früchten, von welcher jede wohlhabende Haushaltung für sich einen reichlichen Gebrauch macht. Auch wird viel ausgeführt. Ebenso ihre Kuchen machen die Familien selbst, und das Haus gleicht allemal vor den Feiertagen einer großen Teig- und Backstube. Ich habe schon gesagt, daß man im Westen und im Süden nicht so fett speist wie im Norden. Neben der Butter spielt eine aus Obst gekochte Substanz, welche man Kraut oder Honig nennt, z. B. Birnen-Honig, Zwetschken- (Pflaumen-) Kraut, eine Hauptrolle; man streicht sie auf das Brot, wie man es im Nordosten mit dem Syrup thut. Das Krautkochen ist eins der lustigsten Familienfeste. Sobald das Obst eingeheimst ist, wird der größte Kessel (in der Regel der Waschkessel) gescheuert und gefüllt mit ausgekernten Zwetschken; dasselbe Obst, welches man in Berlin „Pflaumen" nennt, während man am Rhein wieder unter Pflaumen etwas ganz anderes versteht, nämlich ein kleines, nicht längliches, sondern rundes, blaues Steinobst. Diese Zwetschken werden gekocht und je mehr sie zusammenkochen, desto mehr neues Rohmaterial wird zugeschüttet. Die Procedur dauert Tag und Nacht durch. Je steifer die Masse wird, desto kräftiger

muß mit einem riesigen hölzernen Instrumente darin gerührt werden, damit nichts anbrennt. Die ganze Sipp- und Nachbarschaft versammelt sich dazu, theils um Hülfe zu leisten, theils um Kurzweil zu treiben. Ist „das Kraut gar,“ so wird es herausgeschöpft und in hohe Milchtöpfe gefüllt. Auch bekommt Jeder, der geholfen „den Versuch,“ ähnlich wie man beim Schlachten des Familienschweines den Nachbarn „Metzelsuppe“ schickt. Ist dann Alles fertig, dann steigen die Jungen in den Kessel, lecken ihn aus und kratzen sich die Reste ab. Das „Kraut“ hat eine schöne dunkle braunrothe Farbe und man kann den Mädchen schöne Schnurrbärte damit machen.

Correlat mit dem Krautkochen ist das Schweinschlachten in fränkischen und schwäbischen Landen. Es versteht sich dort beinahe von selbst, daß jede ordentliche Familie für ihren Hausbedarf im Winter ein Schwein schlachtet, oder auch mehrere; je nach Bedarf. Kann sie nicht selbst mästen, dann kauft sie. In einem nassauischen Landstädtchen, wo ich in meiner Jugend Advocat war, beschäftigte ich unter Andern einen alten Schreiber auf meinem Bureau. Dieser würdige Familienväter überreichte mir eines Tags, als er bei Schluß der Geschäftsstunden das Bureau verließ, mit sehr ernsthafter Miene einen Brief. Dann ging er. Ich öffnete mit Neugierde die Depesche. Sie war von ihm selbst geschrieben und unterzeichnet und lautete:

„Hochwohlgeborener, insonderheit hochverehrtester Herr und Principal!

Sintemal eine jede ordentliche Familie für die nunmehro bevorstehende kältere Jahreszeit schlachten muß, so wäre auch ich Gehorsamst-Endesunterzeichneter wohl gesonnen, mir ein fettes Sau-Ding zu kaufen, besitze auch allbereits alles zu diesem Zwecke Erforderliche, mit alleiniger Ausnahme des Geldes. Derohalben wollte ich Euer Hochwohlgeboren submissest gebeten haben, mir zu obgemeldetem Zwecke auf meinen allerdings erst am Ersten kommenden Monats zu Verfall gelangenden Gehalt einen Vorschuß von“ u. s. w.

Ich glaube keinen besseren Beleg für die Selbstverständlichkeit des Schweineschlachtens anführen zu können, als die obige ebenso rührende als unwiderstehliche Bitte. Einer Schilderung der Einzelheiten dieses erhabenen Familienfestes glaube ich mich überheben zu dürfen. Jeder Deutsche von Geschmack weiß Uhland's „Metzelsuppen-Lied“ auswendig; und darin ist das Wesentliche enthalten. Nur noch Eins will ich anführen. Wenn das Schlachten zu Ende geht, wird frischer Schweinespeck, sogenannter Quellspeck mit Brot und Salz gegessen. Das schmeckt sehr gut, und von Trichinen hat man dabei nie etwas vernommen. Sie scheinen überhaupt dem südwestdeutschen Schwein nicht eigenthümlich zu sein. Kommt dann Fastnacht heran, so werden in dem Schmalze des Schweines die schmackhaften „Fastnachts-Kräppeln“ gesotten, die auch ein specifisch fränkisches Gericht sind.

Obgleich der Kaffee im Fränkischen eine so große Rolle spielt, so ist er doch dort wie überhaupt im mittleren Deutschland schlechter als im Norden und Süden; im Süden wird er immer besser, je mehr man sich Italien mit seinem „piccolo nero“ nähert. Für die Frauen im Süden und Westen bildet der Kaffee ein Lebenselement. Heute bei der Frau Kreisgerichtsdirector, morgen bei der Frau Geheime Forstrath, übermorgen bei der Frau Obermedicinalrath, bei der Frau Steuercommissar und der Frau Forstaccessist und wie die, besonders in den Kleinstaaten grassirenden närrischen Titel alle heißen mögen, — Titel, die dem Manne zukommen, aber vor Allem von der Frau geführt werden. Bei diesen weiblichen Kaffegesellschaften (Herren sind strengstens ausgeschlossen) geht es hoch her; eine einzige Gesellschaft kostet die Frau Forstaccessist den zehnten Theil des Diensteinkommens ihres Mannes. Dafür wird dann die Familie das ganze Jahr durch schlecht genährt.

„Was scheert mich Mann, was scheert mich Kind?
Ich trage weit besseres Verlangen.
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind.
In den Kaffee wird täglich gegangen!“

singt die Frau Forstaccessist mit Heinrich Heine's beiden Grenadieren. Es ist eine bitterböse Sitte, diese in Süd- und Westdeutschland herrschende Trennung von Mann und Frau und die sich daraus ergebende Auflösung der Familie, wie sie namentlich in den Beamtenkreisen vorkommt. Der Mann in die Kneipe, die Frau in die Kaffeegesellschaft; und da der Beamte den Tag über auf dem Bureau sitzt, so ist er meistens in seiner Stammkneipe viel besser

zu Hause als bei sich und seinen Kindern. Die Frauen aber isoliren sich und gehen im Kaffeeklatsch unter. Man kann nicht leugnen, daß im Norden in der Regel (Ausnahmen natürlich statuire ich immer und sogar sehr zahlreiche Ausnahmen) die Frauen gebildeter sind und einen höheren Rang in der socialen Ordnung einnehmen als im Süden von Deutschland.

In einigen Gegenden von Franken kommt als Getränk noch der Cider in Betracht, oder wie er in Frankfurt a. M. genannt wird: der Eppelwai — ein Stoff, vor dem ich hiermit einen jeden ehrlichen Christenmenschen ernstlich gewarnt haben will. Sein Consum nimmt seit einigen Jahren, selbst in Frankfurt ab. Diese Stadt ist überhaupt, so sehr dies einige freche Schreier, welche dort die außerordentlich weiche und widerstandsunfähige Bevölkerung terrorisiren, leugnen, in einem merkwürdigen Aufschwung begriffen. Sie ist durch Natur und Lage zur Hauptstadt der fränkischen Lande bestimmt und wird nunmehr, da sie aus der Isolirung erlöst ist, diese Aufgabe auch erfüllen. Sie hatte 1865 etwa siebzigtausend Einwohner, wovon mehr als die Hälfte sogenannte Permissionisten, d. h. nur geduldete Fremdlinge waren. Jetzt herrscht dort Zugfreiheit und in wenigen Jahren wird die schöne Stadt statt siebzigtausend wenigstens hundertfünfzigtausend Einwohner zählen.

Die fränkische Bevölkerung nascht gern Kuchen und sonstiges Gebäcke. Es giebt deshalb dort eine Menge verschiedenartiger Brote, Semmel, Wecke u. dergl., wie Kipfl, Kringel, Kranz, Hörnle u. s. w. Oft hat sogar jedes einzelne Städtchen darin seine aparte Specialität. Wenn die Taunusbahn auf der nächsten Station hinter Frankfurt hält, hört der reisende Fremdling von Dutzenden jugendlicher Stimmen rufen: „Bubenschenkel! Bubenschenkel! Bubenschenkel g'fällig?" Sein Staunen über diesen merkwürdigen Ruf wird sich legen, wenn er sieht, wie die Rufer im Streite eine frische, große, bilaterale Semmel anbieten, in welcher man zur Noth wohl, mit Zuhülfenahme eines hohen Grades von Phantasie, die wider einander gelegten Schenkel eines feisten Jungen zu erkennen vermöchte. In einem anderen Landstädtchen nennt man ein eigenthümliches Gebäck „Todtenbein" und dieser abschreckende Name verhindert es nicht, bei Jung und Alt beliebt zu sein.

Das Essen aus Liebhaberei (nicht aus Hunger), welches zwischen dem Naschen und dem pflichtmäßigen, regulären Essen in der Mitte steht, ist eine besondere Eigenthümlichkeit der Franken. Er nennt es „Knuspern" oder „Knuschbere." Sein Gegensatz heißt „Acheln." Letzteres Wort ist hebräischen Ursprungs. Es besteht überhaupt ein auffallender Zusammenhang zwischen den deutschen Juden und dem deutschen Stamme der Franken. Ich habe bei allen Juden im Auslande, welche entweder von Geburt deutsch sprachen, oder es später gelernt hatten, den fränkischen Dialekt angetroffen; und wenn man bei ihnen deutsch mit fränkischem Dialekt spricht, halten sie Einen für einen Juden. Ich sprach eines Abends in Rom im Theatro Marcello mit meinem Reisegefährten deutsch in rheinisch-fränkischer Mundart. Alsbald legte sich von hinten eine Hand auf meine rechte Schulter und in mein linkes Ohr schallte die höfliche Anfrage: „Erlaawe Sze, verzeihe Sze; Sze szayn gewiß aus Frankford (Frankfurt a. M.)?"

Umgekehrt hat auch die fränkische Volksmundart eine Menge hebräischer Worte in mehr oder weniger corrumpirter Form recipirt. Der Franke sagt statt „die ganze Sippschaft": die ganze Kafruße. Statt „er hat für seinen Acker nur ein Lumpengeld, nur ein Bettel erlöst;" sagt er: „er hat nur ein Bachinum dafür kriegt" u. s. w.

Es mag daher rühren, daß die fränkische Gegend die erste in Deutschland war, wo sich Juden ansiedelten. Sie kamen mit den Römern. Die Merowinger und Karolinger beschützten sie. Ludwig der Fromme erließ ein Capitulare zu ihren Gunsten. Dasselbe ist nicht bis auf uns gekommen, wohl aber die dagegen gerichteten Declamationen eines gleichzeitigen fanatischen Bischofs Agobard von Lyon, welcher blutige Thränen darüber vergießt, daß in Zukunft (nach dieser kaiserlichen Judenordnung) die Hebräer nicht mehr um ihres Glaubens willen gemartert und hingerichtet werden sollen.* Die Juden von Worms

* Siehe Otto Stobbe, die Juden in Deutschland während des Mittelalters, Braunschweig, Schwetschke, 1866, pag. 197, Anmerkung 3. — Waitz, Verfassungsgeschichte II. S. 177. — G. Wolf, Geschichte der Juden in Worms, Breslau,

behaupteten sogar, ihre Vorfahren seien daselbst schon vor der Kreuzigung Christi ansässig gewesen, und genossen in Folge dessen allerlei kaiserliche Privilegien.

Noch heute leben der fränkische Bauer und der jüdische Händler in guter Eintracht in dem Dorfe zusammen, und der Letztere ist seit achtundvierzig vollberechtigter Gemeindebürger. Eines Tags kommt Hann-Jost zu seinem Nachbar Eli und trifft diesen und seine Familie bei Tisch; die Juden führen dort eine leckere, süße und fette Küche. Eli lädt den Hann-Jost ein, mitzuessen oder vielmehr richtig ausgedrückt „mitzuacheln." „Geachelt hab' ich zu Haus schon," sagt Hann-Jost, aber knuschbern kann der Mensch immer noch ein bischen." Dann setzt er sich zu Tisch und knuschbert mit so kolossaler bäuerlicher Consumtionskraft, daß Eli und die Seinen in größter Gefahr sind, leer auszugehen. Eli räuspert sich wiederholt laut und vernehmlich, und als auch das nichts hilft, spricht er endlich mit patriarchalischer Ironie zu dem Bauern: „Nachbar Hann-Jost, ich will Euch was sagen, in Zukunft macht's lieber umgekehrt, knuschbert zu Hause und achelt bei mir."

Wie die niedersächsische Küche mit der englischen, so ist die fränkische mit der französischen verwandt, aber durchaus nicht identisch, wie Letzteres der Graf zu Münster irriger Weise vorauszusetzen scheint.

Auch die fränkische Küche liebt nicht das Massenhafte. Sie setzt die Rücksicht auf die Güte des Rohstoffes nicht außer Augen, aber ihr Hauptschwerpunkt ruht doch in der sorgfältigen Zubereitung, in der liebevollen kochkünstlerischen Detailbehandlung. Ich möchte fast sagen in der Decoration und Verschönerung, in der Mache, ja in der Täuschung, wenn das nicht wieder zu viel gesagt wäre, und an jene Wette erinnerte, welche Talleyrand, als er Gesandter in London war, mit einem Viscount S. entrirte.

Beide hatten treffliche Köche und wetteten miteinander: Jeder sollte dem Anderen ein Räthsel aufgeben, d. h. ein Gericht vorsetzen, das vortrefflich schmecke, ohne daß man die Substanz errathen könne. Der Viscount fing an; er verlor; die feine Zunge Talleyrand's schmeckte den Urstoff heraus und benannte ihn richtig. Talleyrand folgte. Es war ein wundervolles Essen, kleine duftige Bröckchen, so dünn wie ein Bohnenblatt in einer bezaubernden Sauce, die Bröcklein leicht und vergänglich, wie Baisers, und doch von einer gewissen animalen Consistenz und Belebtheit. Der Viscount rieth die ganze Windrose der Kochkunst durch. Alles vergeblich. Er bekannte sich besiegt und bat Talleyrand, das Räthsel aufzugeben.

Der Rohstoff waren: Abgelegte Glacéhandschuhe, sorgfältig gereinigt, aufgetrennt, gelockert, gewässert, gebäht, geschwellt, zerschnitten.

Das Uebrige hatte die Kunst gethan und die Sauce. Die Sauce, und namentlich die Bratensauce, ist auch das Kriterium der fränkischen Küche. Sie ist in jedem guten fränkischen Hause vortrefflich. Der alte Herr Lang aus dem „Russischen Hofe" in Bad Schwalbach, ein Kenner ersten Ranges, der über Kochen und Essen reiflich nachgedacht, pflegte mir als Resultat seiner fünfundachtzig Jahre lang fortgesetzten Studien mitzutheilen: „Geben Sie Acht auf die Bratensauce! Wo die gut ist, können Sie sich ruhig niederlassen; ist sie aber schlecht, dann ist auch alles Uebrige schlecht; dann stehen Sie auf, greifen Sie zu dem Stab und schütteln Sie den Staub von ihren Schuhen." Und er hatte Recht, wenigstens in fränkischen Landen.

Auch die Gemüse sind nirgends so schmackhaft bereitet als auf fränkischem Boden, namentlich weiß man hier besser mit dem Fette Maß zu halten als auf nordischer Erde.

Wenn mich nicht die Liebe zu meiner Heimath schon allzu weitschweifig hätte werden lassen, so würde ich die Abhandlung über die fränkische Küche schließen mit einem ausführlichen Capitel über — die Würste, deren ich schon einmal bei Gelegenheit der Thüringer und Nürnberger Küche gedacht habe.

Die große Mission, die Nation mit guten Würsten zu versehen, haben zwei Stämme übernommen, nämlich die Sachsen (d. h. die Niedersachen) für den Norden und die Franken für den Süden.

Das Gebiet der Würste ist auch dasjenige oder vielmehr das einzige, auf wel-

---

Schlatter, 1862. — Schaab, Geschichte der Juden von Mainz. Mainz, 1855.

chem bisher die Stadt Frankfurt a. M. die von der Vorsehung in ihre Hand gelegte Führung des fränkischen Stammes nicht gänzlich verkannt hat. Wäre die Politik der Republik Frankfurt und die des Frankfurter Bundestages nur halb so gut gewesen wie die „Frankfurter Würstchen," — wir hätten vielleicht uns und Ihnen das Jahr Sechsundsechzig sparen können.

Sie erinnern sich, wie der alte Ehren-Pastor Lavater, der den Menschen ihren Charakter an der Nase absehen wollte und zu diesem Zwecke Silhouetten sammelte, wegen dieser seiner sogenannten „Physiognomik" verspottet wurde. Lichtenberg sammelte, statt solcher von menschlichen Köpfen, Silhouetten von Sauschwänzen und prophezeite aus deren Beschaffenheit, Windungen und Schwingungen, wie die Mettwurst ausfallen werde, welche dereinst der Träger dieses letzten Ausläufers des Rückgrats liefert.

In ähnlicher Weise könnte man sagen, daß sich bei den beiden vorzugsweise mit der Wurstmission betrauten deutschen Stämmen, dem niedersächsischen und dem fränkischen, der Stammescharakter in der Wurst ausdrückt. Die Braunschweiger Mettwurst (sie hat die früher berühmtere Göttinger überflügelt und bildet einen Hauptexportartikel) und das Frankfurter Würstchen haben Vieles und zwar viel Gutes miteinander gemeinsam. Nur ist die erstere ebenso consistent und klobig, wie letzteres leicht und schwellend. Die große niedersächsische Wurst wird roh gegessen; das kleine Frankfurter Würstchen wird flüchtig in stark siedendes Wasser getaucht. Jene repräsentirt die Kraft, diese die Eleganz. Noch vor dreißig Jahren war die Mettwurst auf niedersächsisches, das Frankfurter Würstchen auf fränkisches Gebiet beschränkt. Vor zehn Jahren schon hatte die erstere ganz Norddeutschland, das letztere ganz Süddeutschland erobert; in Mitteldeutschland theilten sie sich in die Herrschaft. Heute ist jedes der beiden Producte verbreitet, „so weit die deutsche Zunge **klingt**," richtiger: „**schmeckt**."

Die Würste der Schwaben und Baiern sind schlecht. Dafür haben die Baiern wieder die Biermission und haben Norddeutschland mit ihrem Gerstensaft überschwemmt und sogar die süd- und mitteldeutschen Weinländer erobert. Seit etwa fünf Jahren macht ihnen freilich Wien eine gefährliche Concurrenz. Indeß die Wiener und Schwechater sind Stammesgenossen der Münchener. Denn die Deutschösterreicher sind Bajuvarier gleich den Altbaiern.

Alles ist offenbar auf interterritoriale Arbeitstheilung eingerichtet und das Ganze ist als wirthschaftliche Einheit gedacht mit Theilung der Geschäfte und Vereinigung der Kräfte. Man sieht überall, wie die verschiedenen Factoren streben, sich mit einander auszugleichen und wie „die Eimer auf- und niedersteigen."

Aehnlich wie für die Wurst, ist Frankfurt am Main, wenn auch nicht die Productionsstätte, denn doch der Stapelplatz für den fränkischen Käse. Ich meine jenen kleinen und wohlschmeckenden Handkäse, welchen ein gelehrter Freund als caseus manualis domesticus classificirte und der auch in Berlin schon als „Frankfurter Käschen" einen gangbaren Artikel bildet. Er ist in der Regel stark mit Kümmel gewürzt, wie dies früher im Süden bei vielen Dingen Sitte war. In Schwaben hat man noch sein „Kümmich"-Brot (Kümmelbrot). Der Baier und Tyroler backt Onisbrot, mit Anis gewürzt, und am Rhein bestreut man wenigstens noch die Oberfläche der Fastenbretzel fleißig mit Kümmel.

Ueber die Käsewirthschaft in Deutschland hat mein geistreicher nassauischer Landsmann, der Culturhistoriker W. H. Riehl in München, in seinem trefflichen Buche „Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild." (Stuttgart und Augsburg, Cotta, 1857) sehr lesenswerthe Betrachtungen angestellt. Er constatirt zunächst, daß in Mitteldeutschland kleine, im Norden an der See und im Süden an den Alpen dagegen sehr große Käse gemacht werden, und weist daran nicht nur den Gegensatz zwischen Hand- und Fabrikarbeit, sondern auch der individualistischen Zersplitterung des menschlichen Sinnes und des Grundes und Bodens im mittleren Deutschland, auf der einen und des geschlossenen Besitzes und des Massenbewußtseins im Süden und Norden auf der anderen Seite auf.

Es ist höchst charakteristisch, daß Frankfurt am Main, der Sitz des äußersten individualistischsten Particularismus, zugleich auch der Sitz des allerdiminutivsten Handkäses ist.

Erwähnenswerth ist auch noch der Eierkäse, ein vortreffliches Essen, das namentlich die chattischen Bauern gut zu bereiten verstehen. Man macht ihn aber auch im Norden.

Der Käse, welchen der Norden unter dem Titel „Schweizer Käse“ consumirt, ist gut deutsch. Er kommt aus dem baierischen Allgäu, das zugleich den Zollparlamentsabgeordneten Dr. Völck producirt hat. Gerade in Folge dessen, daß Norddeutschland der beste Markt für sein Hauptproduct ist, war das Allgäu bei allen Krisen, welche Deutschland seit der Zollvereinskrisis von 1863/4 und der Frankfurter Fürstentagskomödie von 1863 durchgemacht hat, stets national und zollvereinlich gestimmt. Erst bei den letzten baierischen Wahlen hat auch dort die archaistisch-hieratisch-patriotische Partei gesiegt und zwar mit Hülfe des weiblichen Geschlechts. Dem letzteren wurde die Alternative zugestellt: Entweder Sicherung des norddeutschen Käsemarktes, aber auch ebenso unzweifelhafte Aussicht auf ewige Höllenstrafen, oder die Möglichkeit einer Gefährdung des Absatzes nach Norden, aber Garantie der ewigen Glückseligkeit. Da zogen die frommen Weibchen natürlich das Letztere vor und siegten bei der Wahl.

Die Production der großen Käse nach Holländer und Schweizer Format ist Fabrication. Man unterscheidet verschiedene Arten, verschiedene Jahrgänge und dergl., aber innerhalb dieser großen Kategorien sind die einzelnen Stücke einander gleich. Ganz anders bei dem kleinen fränkischen Handkäse. Hier treten jene Kategorien zurück. Dagegen tritt das Individuum in den Vordergrund. W. H. Riehl sagt: „Er wird nicht blos mit der Hand gemacht, sondern es heischt auch eine ganz besonders glückliche Hand, daß er gut gerathe, und es giebt Virtuosen und Genies dieser glücklichen Hand.“ Am Mittelrhein ist unter dem Volke die Meinung allgemein verbreitet, daß, je böser die Frau, desto besser der Handkäse, den sie macht, und ich habe in einzelnen Fällen dieses populäre Dogma bestätigt gefunden. Jedenfalls aber bewegt sich der dort herrschende häusliche Ehrgeiz in der Richtung, daß die Meisten sich eher den Ruf einer bösen Sieben gefallen lassen als die Nachrede schlechter Handkäse.

In dem baierischen Allgäu nimmt der Ehrgeiz wieder eine andere Form an. Ich wurde dort eines Tags durch einen Freund bei einem reichen Bauern eingeführt. Derselbe ließ uns alle seine Reichthümer und Herrlichkeiten bewundern. Das beste aber kam zuletzt: das war die große Käsekammer. Sie hatte siebzehn Jahrgänge, jeden mit verschiedenen Sorten, im Durchschnitt drei. Wir mußten alle diese Sorten und Jahrgänge, d. i. 17 × 3 = 51 Gattungen durchkosten. Eine Art von Herkulesarbeit. Wir brachten es fertig, aber ich gestehe, daß ich doch lieber in einem Rüdesheimer Keller ein paar Dutzend Jahrgänge Rheingauer probire.

Ueber das Wechselverhältniß zwischen Käse und Wein herrschen bei der Bevölkerung der deutschen Weinbaudistricte verschiedene Ansichten je nach der Lage, Beschaffenheit und Güte der Weinberge und des Weines. Ich muß hier zunächst die Differenz zwischen vinum bonum und vinus bonus erläutern; — eine Nomenclatur und einen Unterschied, welchen jeder Rheingauer versteht, auch wenn er sonst kein Latein kann.

Bekanntlich waren am Rhein die ersten intelligenten Weinproducenten Mönche, namentlich Bernhardiner und Cistercienser. Sie hielten nicht nur auf einen guten Wein, sondern auch auf ein schönes Geläute. Je mehr sie für den ersten einnahmen, desto mehr konnten sie für das letztere anlegen. So kam es, daß, wo guter Wein war, die Kirchen ein schönes, klangvolles, majestätisches Geläute hatten. War er aber schlecht, dann bimmelten auch die Glocken spitz, blechern und klanglos. Man sagte daher, die schönen Glocken läuteten:

Bonum vinum — vinum bonum!

die schlechten aber:

Bonus vinus — vinus bonus!

Denn für schlechte Glocken und schlechten Wein
Paßt auch nur ein schlechtes Latein.

In den Districten des bonus vinus nun liebt man den Käse zum Wein. Denn er setzt die Zunge in einen Zustand künstlicher Aufregung, in welchem auch der mittelmäßige Wein gut schmeckt. Man kann darauf dem Spruch:

Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helena in jedem Weibe,

fast analoge Anordnung geben.

In den auserwählten Gegenden der großen und guten Weine, in dem gelobten Lande des vinum bonum, verachtet man den Käse, weil er die Zunge und den Gaumen „demoralisirt,“ d. h. unzuverlässig für die Weinprobe macht.

Wer vor letzterer Käse ißt oder bei derselben Tabak raucht, gilt für einen Barbaren und Hyperboräer.

Und das von Rechts wegen.

(Schluß folgt.)

Berühmte Liebespaare.

Neue Folge.

Von

F. von Hohenhausen.

II.

Die Winterkönigin und der tolle Herzog von Braunschweig.

Fille et femme de Roi sans bien et sans couronne
Je suis de mon époux le sort trop inhumain.
Sans en être attendri mon père m'abandonne
Mais la Hollande m'ouvre et sa bourse et son sein.

Mit diesem Motto — eine ganze Lebensgeschichte in vier Zeilen — findet man in den historischen Kupferstichsammlungen das Bild der schönen Winterkönigin, Elisabeth von Böhmen, Gemahlin Friedrich's V., des Pfalzgrafen, der, um einen einzigen Winter König zu sein, ein fürstlicher Bettler wurde!

Elisabeth's Lebensgeschichte war der Roman ihres Jahrhunderts; ihre Abstammung von der schönen unglücklichen Maria Stuart, deren Frauenreiz sie geerbt hatte, lenkte schon frühzeitig Aller Augen auf sie. Ihre Vermählung mit einem deutschen Fürsten, ihre Verwickelung in die Kriegshändel, ihre kurze Königswürde und besonders ihr wilder Paladin, der tolle Halberstädter, Herzog Christian von Braunschweig, der ihren Handschuh am Helm als Talisman trug, verliehen ihrer Persönlichkeit für alle Zeiten einen hochromantischen Reiz.

Schon in zarter Kindheit wurde sie in England eine politische Größe; die Protestanten erhofften in ihr eine zweite Elisabeth und die Katholiken gedachten sie zu rauben, in ihrem Sinne zu erziehen und dann auf den Thron zu setzen, indem sie ihren Vater stürzen wollten, durch die sogenannte Pulververschwörung, die jedoch zum Nachtheil der Katholiken ausfiel. Die Folge davon war, daß Elisabeth nur um so strenger in den Formen der englischen Kirche erzogen wurde; einer ehrenwerthen protestantischen Familie, der des Lord Harrington, Baronets von Exon, übergeben, lebte sie fern vdn der Welt nur ihrem Unterricht und kam sehr selten zum Besuch an den Hof ihrer königlichen Eltern. Die Königin, eine geborene Prinzessin von Dänemark, war eine vergnügungssüchtige, herzlose Frau, welche Thierhetzen und andere wilde Lustbarkeiten liebte. Prinzessin Elisabeth wurde deshalb wohl absichtlich fern von ihr gehalten und kehrte auch immer mit Vorliebe in die Abtei Combe, den Rittersitz ihres Erziehers, zurück. Ein liebliches Idyllenleben, beglückt durch holde Mädchenfreundschaft mit Lucie Harrington und Anna Dudley, führte sie dort bis zum Jahre 1612, wo man an ihre Vermählung mit Friedrich V. dachte.

Elisabeth war erst sechzehn Jahre — geboren am 19. August 1596 — als sie dem Verlobten entgegengeführt wurde, der ihr Leben so mächtig umwandelte.

Die Verbindung war von der protestantischen Partei in England und Deutschland eifrig betrieben worden; der Empfang des jungen Freiers, er war nur einige Tage älter als die Braut, überstieg an Jubel und Pracht alle Erwartungen. Nur die ehrgeizige Mutter der Prinzessin war unzufrieden, sie meinte, eine Königskrone sei das Geringste für ihre Tochter und fragte sie höhnisch, ob sie denn gern hören würde, wenn man sie „meine liebe gute Pfalzgräfin“ nennen müßte.

Aber Elisabeth fühlte gleich eine herzliche Neigung für ihren Freier und war hocherfreut, als am 27. December 1612 die feierliche Verlobung vollzogen wurde; die Königin wohnte jedoch derselben nicht bei. Am 13. Februar 1613 fand die Vermählung statt und die Chroniken jener Zeit können nicht genug Worte finden, um die Pracht derselben zu schildern. Uns interessirt nur die schöne Braut, die in weißem Atlas, reich mit Silber gestickt, erschien, eine goldene Krone auf dem herabwallenden schwarzen Haar. Sie soll bei der Trauung heiter gelacht haben, was man

für ein böses Omen ihres späteren Lebens ansehen wollte.

Die Reise in die neue Heimath glich einem Triumphzuge. Schon in Holland wurde das junge Paar mit Ehren überhäuft; im Haag blieb Elisabeth einige Tage allein zurück, weil der Pfalzgraf ihren feierlichen Empfang in Heidelberg vorbereiten wollte. Sie folgte ihm dahin in einem offenen Wagen underschleiert sitzend, was gegen die damalige Sitte verstieß, aber ihrer Schönheit und Lieblichkeit allgemeine Bewunderung eintrug.

Man nannte sie die „Perle von England" und über die Festlichkeiten zu Heidelberg wurden wahre Wunderdinge erzählt. Die Kosten derselben machten jedoch den Ständen der obern und untern Pfalz einigen Verdruß und dem jungen Paare manchen Feind. Indessen lebte es in ungetrübter Heiterkeit und Liebe unter dem Schutze des regierenden Vormundes, des Pfalzgrafen von Zweibrücken. Der minderjährige Herrscher widmete sich nur seinem Vergnügen, er ging auf die Jagd, gab große Gastmahle, empfing hohe Gäste — Heidelberg galt nächst Wien für den glänzendsten Hof — und baute die Schlösser von schönen Gärten umgeben, die noch jetzt als Ruinen die Phantasie der Beschauer zu entzücken vermögen. Noch während seiner Minderjährigkeit wurde Friedrich Vater, denn 1614 gebar Elisabeth ihren ersten Sohn, bei dessen Taufe fast alle Fürsten Europa's vertreten waren. Die Gestirne sollten dem jungen Erben die glänzendsten Loose geweissagt haben. Er wurde allerdings noch Kronprinz von Böhmen, starb aber früh. Uebrigens wurde Elisabeth Mutter von dreizehn Kindern, deren Erbtheil die unglücklichen Eltern in traurigster Weise aufs Spiel gesetzt haben.



Christian, Herzog von Braunschweig.

Am Ende des Jahres 1614 ward Friedrich mündig und trat mit politischer Bedeutung in die Reihe der deutschen Fürsten ein. Man warf von protestantischer Seite

das Auge auf ihn und bestimmte ihn zum Anführer der Parteien. Namentlich traten Moriz von Oranien und der Herzog von Bouillon mit ihm in eifrigen politischen Briefwechsel. Seine junge Gemahlin nahm lebhaften Antheil daran und befeuerte seinen Ehrgeiz beständig noch mehr, während seine würdige Mutter, eine Tochter Wilhelm's von Oranien, mit trüben Ahnungen in die Zukunft sah und ihn zurückzuhalten suchte von allen politischen Unternehmungen. Als ihre Ermahnungen fruchtlos blieben, verließ sie trauernd das schöne Heidelberg und zog sich nach Kaiserslautern zurück, wo sie ein frommes und wohlthätiges Leben führte. Aus ihren Memoiren hat die Geschichte des Winterkönigthums ihre glaubwürdigsten Quellen geschöpft.

Als am 19. August 1619 die Böhmen den Kaiser Ferdinand II. der böhmischen Krone für verlustig erklärten, wurde Friedrich V. von der Pfalz durch fast einstimmige Wahl zum König von Böhmen erklärt. Er zauderte mit der Annahme, denn die Dornen dieser Krone, die Kriegsgefahren und Zwistigkeiten mit allen Fürsten, schwebten ihm wohl deutlich genug vor Augen.

Er erbat sich schriftlich den Rath seiner Gemahlin, die ihm in freudiger Ueberraschung, aber mit erzwungenem Ernst antwortete: „Weil Gott Alles leitet und ohne Zweifel auch dieses geschickt hat, so stelle sie ihrem Gemahl anheim, ob er die Krone annehmen wolle, sie sei für diesen Fall bereit, dem göttlichen Rufe zu folgen und dabei zu leiden, was Gott verhängen werde, ja alle ihre Kleinodien und Alles, was sie sonst habe, zum Opfer zu bringen."



Elisabeth, Königin von Böhmen.

Ihre Feinde bezweifelten die Echtheit dieses ernst gehaltenen Briefes, und behaupteten, sie habe den rohen Ausspruch gethan: „Da ihr Gemahl den Muth gehabt hätte eine Königstochter zu freien, so möge er nun auch den haben, sie zur

Königin zu machen. Sie wolle lieber mit einem Könige Sauerkraut essen, als mit einem Pfalzgrafen schwelgen." Man hat diese Lüge lange geglaubt, obwohl sie historisch vollständig widerlegt ist.

Als Friedrich die Erklärung seiner Annahme der Krone unterzeichnen wollte, schüttete er in der Aufregung statt der Sandbüchse, das Dintefaß darüber, ein Umstand, den die Chronikenschreiber ganz ernsthaft berichten als deutliches Zeichen für das Mißlingen des ganzen Unternehmens.

Im September 1619 zog Friedrich mit seiner Gemahlin und großem Gefolge von seinem herrlichen Schlosse Heidelberg fort, das er nie wiedersehen sollte.

Als Kaiser Ferdinand die Königswahl Friedrich's erfuhr, rief er ärgerlich: „Die Böhmen sind närrische Leute!" Dann aber griff er gleich zu ernsten Maßregeln und nahm dem neuen Könige die Kurwürde und die Pfalz, um sie an den Herzog von Baiern zu verschenken, der fortan sein treuester Bundesgenosse ward. Das neue Herrscherpaar saß indessen vergnügt auf dem schwankenden böhmischen Throne und ließ sich die patriotischen Huldigungen seiner neuen Unterthanen gefallen. Die junge Königin empfing die schönsten Geschenke von den angesehenen Bürgersfrauen von Prag zu ihrer bevorstehenden Niederkunft: eine Wiege von Ebenholz mit reicher Vergoldung und ein „Trühelein" mit Edelsteinen besetzt für die Kinderwäsche. Auch hundertfünfzig schwere Ducaten in silbernen Schalen erhielt sie aus anderen Städten zum Geburtstag des nachmals als wilder Parteigänger bekannt gewordenen Prinzen Rupprecht, der am 26. December 1619 das Licht der Welt erblickte.

König Friedrich reiste zur Huldigung in Begleitung vieler Edlen von Prag nach Mähren und Schlesien, er wurde in Brünn und Breslau mit wahrhafter Freude empfangen und schrieb seiner Gemahlin sehr glückliche Briefe darüber.

Diese weilte unterdessen in Prag und empfand eine trauervolle Ahnung für die kommenden Ereignisse. Die Kriegswolken verdichteten sich immer mehr; die erwartete Hülfe von ihrem königlichen Vater in England blieb gänzlich aus, worüber sich Elisabeth ganz besonders grämte, denn im Hinblick auf dieselbe hatte sie ihrem Gemahl die Annahme der gefährlichen böhmischen Krone stets angerathen. Die Schlacht am weißen Berge 8. November 1620, die Friedrich mit den Seinen, trotz persönlicher Tapferkeit, verlor, vernichtete das kurze Königthum, das allerdings nicht viel länger als einen Winter gedauert hatte.

Unter großen Bedrängnissen entfloh Friedrich mit seiner Gemahlin aus Prag und wendete sich zuerst nach Breslau. Von dort feuerte er seine Getreuen an, den Krieg fortzusetzen. Elisabeth wollte ihn durchaus nicht verlassen und schrieb ihrem Vater, daß sie lieber mit ihm untergehen wolle. Ueberhaupt muß hier zur Widerlegung aller Romanschreiber und Dramatiker, die Elisabeth's Lebensgeschichte mißbrauchten, ausdrücklich gesagt werden, daß sie ihren Gemahl aufrichtig und innig geliebt hat, so wie auch er ihr treu ergeben war. Das flüchtige Königspaar wendete sich nach Frankfurt an der Oder und Friedrich schrieb demüthig an seinen Schwager den Kurfürsten Georg Wilhelm, ihm einige Zimmer in Küstrin oder Spandau anweisen zu lassen, wo seine Gemahlin ihr sechstes Wochenbett halten sollte. Folgender Spottvers wurde auf dies Ereigniß gemacht:

> In meiner Noth verlaß mich nicht,
> Ich hab' mich mit der Kron' verstiegen,
> Mein Weib laß in dem Kindbett liegen.

Die Verschiedenheit der Parteien zeigt sich in den verschiedenen Versen am deutlichsten. Ganz gleichzeitig wurde die Winterkönigin, die man hier verspottete, von anderer Seite hochgefeiert:

> So, wenn in innerer Schönheit Strahl
> Der Herrin Bild ergänzte, traun
> An Hoheit Königin und durch Wahl,
> Sag' mir, mußt Du in ihr nicht schau'n
> Den Stolz und Preis von allen Frau'n?

Man verstattete ihr den Aufenthalt in Küstrin, wo es bitter kalt war und die Zimmer kahle Wände hatten. Der Kurfürst Georg Wilhelm erklärte zudem noch laut, daß ihm der Besuch sehr lästig und kostspielig sei. Es entstand sogar Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, Elisabeth's Zimmer war nur dadurch zu erwärmen, daß es über der Küche lag. Unter so traurigen bettelhaften Verhältnissen wurde der Prinz Moriz geboren, während kaum ein Jahr früher sein Bru-

der Rupprecht in Prag in Purpur und Gold gebettet war. Schon nach drei Wochen begab sich Elisabeth nach Berlin, wo sie im Schlosse einige bessere Zimmer erhielt.

Kaiser Ferdinand machte dem Kurfürsten von Brandenburg Vorwürfe, daß er seinem Feinde Schutz gewähre, und der unglückliche Böhmenkönig mußte verkleidet aus Berlin entfliehen. Er ging zuerst nach Braunschweig, von dort nach Holland, wohin ihm seine Gemahlin folgte.

In diesem Zeitpunkt sah wahrscheinlich die Winterkönigin zuerst den Herzog Christian von Braunschweig von Angesicht, nicht auf ihrer Fluchtreise in Schlesien und auch nicht in Braunschweig, wie einige Geschichtschreiber fälschlich angegeben haben.

Sein Interesse für die flüchtige Königin und berühmte Schönheit war dagegen unzweifelhaft vor der persönlichen Bekanntschaft lebhaft angeregt. Herzog Christian war der Bruder des regierenden Herzogs von Braunschweig und hatte als solcher das Bisthum Halberstadt erhalten, weshalb er in den Chroniken oft der tolle Halberstädter genannt wurde. Er war Rittmeister in holländischen Diensten und hatte sich schon durch seine Verwegenheit ausgezeichnet, eh' er sich zu den Fahnen Friedrich's gesellte. Als er Elisabeth zuerst sah, nahm er ihren Handschuh, heftete ihn an seinen Helm und schwur, ihn nicht eher abzunehmen, als bis er sie wieder auf den böhmischen Thron gehoben hätte. Er hielt seinen Schwur in anderer Weise, als er dachte; der Thron ward nicht wieder errungen, aber der Handschuh ist auch wirklich nicht abgenommen worden. Man zeigt noch heute die Rüstung des tollen Herzogs mit dem Frauenhandschuh und der Devise „tout pour Dieu et pour Elle!“

Er war erst zweiundzwanzig Jahre alt, als er Elisabeth kennen lernte, sie war fünfundzwanzig.

Die Geschichte hat Beide zu einem berühmten Liebespaare gestempelt und ihr Verhältniß ist allerdings ein Nachklang der Huldigungen aus der Zeit der Troubadours, aber keine gegenseitige Liebe verband sie. Christian stürzte sich in wilde Kämpfe zu Ehren seiner Dame, er ließ die Länder plündern, die er durchzog, und bewahrte ihr auch keineswegs eine fleckenlose Treue. Elisabeth nahm die Dienste ihres Paladins an und befeuerte ihn durch huldvolles Wesen zu immer neuer Kampflust, aber sie gab ihm nicht ihr Herz und hing ihrem Gemahl mit unverbrüchlicher Reinheit an. Die Auszeichnung, welche sie dem jungen Herzoge gewährte, war auch einer treuen Gattin durchaus anpassend, denn die größte, der er sich rühmen konnte, bestand darin, daß sie ihm eine Pathenstelle bei ihrem siebenten Kinde schenkte. Es war eine Tochter, die in Holland geboren wurde und zugleich aus Dankbarkeit für den Schutz dieses Landes den Namen Hollandesa neben dem des Herzogs empfing.

Der tolle Herzog Christian führte nur drei Jahre den verzweifeltsten Krieg für seine Dame; als es ihm nicht gelang, ihr die Krone wiederzuverschaffen, trachtete er wenigstens danach, ihr das schöne Heidelberg wiederzugewinnen. Aber er verlor die entscheidende Schlacht im Lönerbruch in Westfalen, als er sich schon Sieger glaubte, durch den Abfall seines Bundesgenossen des Grafen Mansfeld. Er entfloh nach Holland, wo er, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, 1623 gestorben ist.

Elisabeth's Gemahl zog als Hülfe flehender Fürst noch fast zehn Jahre umher und starb erst 1632 zu Mainz; sie selbst fand eine dauernde Zufluchtsstätte in Holland, wo sie auf einem kleinen Landsitz mit tausend Gulden monatlichem Unterstützungsgeld der gutmüthigen Mynheers lebte. Doch kam sie damit nicht aus und hatte stets eine große Schuldenlast. Ihre Töchter blieben bei ihr, bis sich die schöne geistreiche Sophie mit dem Kurfürsten von Hannover vermählte und die Aeltermutter Friedrich's des Großen wurde. Eine andere Tochter ward Abtissin des Damenstiftes zu Herford in Westfalen und eine dritte, Louise, eine talentvolle Malerin, entfloh heimlich aus dem mütterlichen Hause nach Paris, wurde katholisch, lebte abwechselnd in der Welt und im Kloster, führte aber einen anstößigen Wandel.

Elisabeth hat sich im späteren Alter, wie man mit ziemlicher Gewißheit annimmt, heimlich vermählt, mit Lord Craven, einem emporgekommenen englischen Schneiderssohn. Sie starb 1662.



Historische Entwickelung der Weltansicht.

Von

Heinrich Eggeling.

Außer den Fragen nach dem Urgrund der Dinge und dem Ewigen hat kein anderes Problem der Erkenntniß so lange die Menschen beschäftigt, kaum ein anderes so lebhaft ihr Interesse erregt als jenes, welches im Anblick des Sternenhimmels gegeben ist. Den Bau des Weltalls, den Lauf einzelner Gestirne und den des gesammten Sternenheeres zu verstehen — das ist das Problem, welches den erwachenden Menschengeist fesselte, ihn Lösung auf Lösung versuchen ließ, bis die Erkenntniß in dieser Richtung nunmehr so weit vollendet ist, daß sie nicht mehr der Berichtigung, sondern nur noch der Vervollständigung bedarf. — Wir wollen im Folgenden versuchen, in historischer Entwickelung zu zeigen, wie der menschliche Geist von der ersten unvollkommenen Auffassung des Weltgebäudes sich allmählich zu der wahren Lösung des Problemes erhob. Hierbei beschränken wir uns auf die Angabe der für die Ausbildung der Ansicht vom Weltgebäude entscheidenden wissenschaftlichen Thatsachen.

Nur flüchtig werden wir ferner die gewaltigen Veränderungen in der ganzen Vorstellungsweise der Menschheit berühren, welche durch jene Wandlungen in der Vorstellung vom Weltenbau hervorgerufen wurden.

Es kann nun selbstverständlich nicht unsere Absicht sein, nach einer annähernd vollständigen Auseinandersetzung aller überhaupt aufgestellten Ansichten vom Weltgebäude zu trachten. Verfolgen wir den Lauf der Geschichte einer Wissenschaft im Einzelnen, so zeigt sich uns keineswegs ein gleichmäßig steter Fortschritt zu der Erkenntniß der Wahrheit. Wir sehen, wie einzelne Männer von hervorragendem Genie ihrer Zeit voraneilen, mit ahnendem Geist Wahrheiten aussprechen, welche von ihren Zeitgenossen nicht verstanden, verworfen, in den darauffolgenden Jahrhunderten vergessen und erst spät wieder erkannt und allgemein angenommen werden. Und so finden wir in Zeiten des entschiedenen Fortschritts einer Wissenschaft bedeutende Geister gegen die neuen Vorstellungen zu Gunsten alter Irrthümer auftreten; sie drängen auf längere oder kürzere Zeit die neuen Ideen zurück und befestigen wiederum irrthümliche Vorstellungen, welche die Wissenschaft schon überwunden hatte.

Ueberblicken wir dagegen den Entwickelungsgang einer Wissenschaft im Ganzen, so entziehen sich unserem Auge die einzelnen Hemmungen und Rückschritte, und es tritt uns der allmälige Fortschritt zur Erkenntniß der Wahrheit klar entgegen. Es soll unsere Aufgabe sein, den allmäligen Fortschritt in der Erkenntniß des

Weltgebäudes darzulegen, wie ihn die Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes zeigte.

Wir unterscheiden hier im Wesentlichen drei Stufen der Ausbildung menschlicher Ansichten vom Weltgebäude:

1) Die unmittelbar aus der sinnlichen Wahrnehmung stammende Ansicht.

2) Das kugelförmige Weltall mit der Erde im Mittelpunkt.

3) Die schrankenlose Welt.

Als charakteristisch für die aus der Sinnesanschauung stammende Ansicht wähle ich jenes Bild, welches uns die ältesten griechischen Dichter von dem Weltall entworfen.

Auf der flachen vom Okeanos rings umflossenen Erdscheibe ruht das metallene Himmelsgewölbe; unter ihr dehnt sich in gleicher Tiefe der Tartaros aus, in welchem der verstoßene Chronos sammt den Titanen eingekerkert ist. Außerhalb dieses Weltalls ist Chaos. Im Innern der dicken Erdscheibe befindet sich der vom Hades beherrschte Todtenbezirk, zu welchem im Westen, nahe bei der Einströmung des Okeanos selbst sich der Eingang befindet. In den westlichen Fluthen des Okeanos liegt das selige Eiland Elysion, wo die Lieblinge des Vater Zeus unsterblich leben. Den Mittelpunkt der runden Erdscheibe bildet der hohe Berg Olympos, auf dessen Gipfeln über den Wolken Zeus und die übrigen Götter in verschiedenen Palästen wohnen. Hier wölbt sich der Himmel am höchsten. Ueber der Erde ist Dunstluft gelagert, worauf die Unsterblichen gehen können, darüber der Aether, die reine Luft. Helios und Eos, die Gottheiten der Sonne und des Tages kommen im Osten jenseit Kolchis aus dem Okeanos durch ein Himmelsthor, fahren über die Dunstluft hinweg und entfernen sich durch ein anderes Thor an dem im Westen liegenden Atlas. Von hier führt sie ein Wunderschiff auf dem Okeanos um Norden zurück zu ihren Wohnungen am östlichen Sonnenteiche.

Annähernd gleiche Bilder vom Weltall finden wir in den ältesten Ueberlieferungen aller Völker. Die ebene Erde ist vom Meer umflossen; auf ihr ruht das Himmelsgewölbe, das z. B. in der esthnischen Schöpfungssage aus Stahl, in dem germanischen Mythus aus dem Schädel des Urriesen Ymir geschaffen ist. An diesem Gewölbe sind die Sterne, leuchtende Funken befestigt, oder dasselbe hat Oeffnungen, durch welche man in den jenseits hellen Raum blickt. Dieses Weltall finden wir bei jedem Volke je nach seiner Mythologie belebt.

In ähnlicher Weise bleiben die Bilder, welche die griechischen Philosophen vom Weltenbau entwerfen, vermischt mit mancherlei mythologischen und religionsphilosophischen Vorstellungen. Seit Thales, der Weise von Milet, um 600 v. Chr. die Jonische Schule stiftete, tritt in Griechenland in den folgenden Jahrhunderten jene Reihe von philosophischen Schulen auf, in denen der Anfang zur wissenschaftlichen Entwickelung unserer Gedanken gemacht, und die ewige Grundlage für alle menschliche Wissenschaft gelegt wurde. Aber so groß und so bedeutend die Männer dieser Schule waren, es entging ihnen jene einfache Methode der Erfahrungswissenschaften, welche erst etwa zwei Jahrtausende später entdeckt wurde, und deren allgemeine Herrschaft uns das Leben der neueren Zeit brachte. Es fehlte eben noch jene scharfe Sonderung der Gedanken, welche in den Erfahrungswissenschaften keine andere Erklärung duldet, als solche, welche aus der Beobachtung selbst entnommen; jene bedeutendsten Männer, jene Lehrer der Menschheit, Plato und Aristoteles, mischen noch stets religionsphilosophische Ideen als Erklärungsgründe in die aus der Beobachtung der Thatsachen stammenden Erkenntnisse.

Aller Fortschritt menschlicher Erkenntniß des Weltenbaues ist geknüpft an die Entwickelung der Astronomie und der damit eng zusammenhängenden mathematischen und physikalischen Wissenschaften. Seit den ältesten Zeiten wurden sowohl von den Völkern Asiens, namentlich den Chinesen, Indern und Chaldäern, als von den Aegyptern astronomische Beobachtungen fleißig angestellt und gesammelt. Diese Beobachtungen, hauptsächlich gerichtet auf den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, hatten bei den dem Sterndienst ergebenen Völkern theils eine religiöse Bedeutung, theils auch den praktischen Zweck der Zeiteintheilung für Regelung der Geschäfte und Anordnung der Feste.

Diese Beobachtungen lernten die griechischen Philosophen auf ihren Reisen nach Aegypten und Asien zum Theil kennen,

und sie entwarfen nun aus reiner Speculation ihre Weltgemälde, in denen auch der Versuch gemacht wurde, die beobachteten Bewegungen der Himmelskörper zu erklären. Diese Bilder vom Weltall sind in den verschiedenen philosophischen Schulen verschiedene, ja derselbe Mann entwirft auch wohl mehrere; in ihren Grundzügen stimmen sie jedoch überein.

Ich wähle zur Charakterisirung dieser Stufe der Ausbildung der Ansichten vom Weltenbau jenes vom Eudoxus im vierten Jahrhundert v. Chr. ausgebildete System, so wie es uns vermischt mit Ansichten der Pythagoräer und anderer philosophischer Schulen vom Aristoteles überliefert ist. Diese Weltanschauung ist, abgesehen von einigen Modificationen durch die Alexandrinische Schule, stehen geblieben bis zur Auffindung des wahren Weltsystemes.

In der Mitte des Weltalls ruht die kugelförmige Erde. Ueber dieser bildet das Wasser das Meer; darüber wölbt sich der Luftkreis und dann der Feuerkreis, dessen Erscheinungen Blitz, Meteore, Kometen und die Milchstraße sind. Dieser Feuerkreis reicht bis zur Mondbahn, hier beginnt die Aetherwelt der Gestirne. Es folgen aufwärts die Sphären der sieben Planeten: Mond, Mercur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn. Jenseits des Saturn umschließt die Fixsternsphäre das kugelförmige Weltall. Unter den Sphären haben wir uns durchsichtige Hohlkugeln zu denken, an welchen die Gestirne befestigt. Diesen Sphären ward eigene Bewegung zugeschrieben, und aus den Bewegungen der Sphären wurden diejenigen der Gestirne zu erklären versucht. Am äußeren Rande der Fixsternsphäre thront die Gottheit, die ewige, unveränderliche Ursache der ewigen Bewegung des Fixsternhimmels. Unter dem Monde ist die Welt des Unvollkommenen und Veränderlichen. Der Bezirk des Aethers ist der Ort der vollendeten Kreisbewegung.

Aristoteles unterscheidet nämlich drei Arten von Bewegungen: die Bewegung *zur* Mitte (das Sinken des Schweren), die *von* der Mitte (das Aufsteigen des Leichten) und die *um* die Mitte (die Kreisbewegung). Die letztere allein kann ewig dauern; sie ist mithin die vollendete, und in ihr geschehen die Bewegungen der Gestirne. Wir werden nachher sehen, wie dieses Aristotelische Vorurtheil für die Kreisbewegung zu den verwickeltsten Constructionen führt, um die Bewegung der Himmelskörper zu erklären.

Es ist schon erwähnt, daß jenes Weltgemälde des Eudoxus einen Versuch enthielt, die beobachteten Bewegungen der Himmelskörper zu erklären. Es ist dieses überhaupt der erste Versuch einer Erklärung jener Erscheinungen nach geometrischer Construction. An einem einfachsten Beispiele wollen wir zu zeigen versuchen, wie Eudoxus sich die Sache dachte. Am auffallendsten sind zwei Bewegungen des Mondes; diejenige, welche ihn mit dem gesammten Sternenheer in vierundzwanzig Stunden einmal von Osten gegen Westen um die Erde führt; dann zweitens diejenige, welche ihn in siebenundzwanzig Tagen einen Umlauf unter den Sternen von Westen gegen Osten vollenden läßt. Eudoxus erklärt auf folgende Weise, wie diese beiden Bewegungen dem Monde zugleich zukommen können: Der Mond wird durch zwei Sphären bewegt; die eine, an welcher er befestigt, dreht sich um ihre Axe in siebenundzwanzig Tagen einmal von Westen nach Osten und führt also den Mond in dieser Zeit einmal unter den dahinterstehenden Fixsternen herum, auf deren Grunde uns die Bewegung erscheint. Ohne diese Bewegung zu stören, führt aber die umschließende Sphäre des Fixsternhimmels den Mond mit allen Gestirnen in vierundzwanzig Stunden einmal von Osten gegen Westen um die Erde.

Auf solche Weise wurden auch die beobachteten verwickelteren Bewegungen der Sonne und der Planeten durch die Zusammensetzung der Bewegungen solcher in einander geschachtelten Hohlkugeln, deren jede eine eigene Bewegung hat, erklärt.

Diese sehr gezwungene Erklärungsweise mußte ganz haltlos werden, sobald die vermehrte und feinere Beobachtung immer neue Unregelmäßigkeiten in dem Lauf der Wandelsterne erkannte.

Folgen wir dem Lauf der Geschichte, um zu sehen, was die folgende Zeit an der gewonnenen Ansicht vom Weltgebäude änderte.

Nach dem Tode Alexander's des Großen ward sein Feldherr Ptolemäus Soter Beherrscher Aegyptens. Er machte die erst neu gegründete, schnell emporgewachsene Stadt Alexandria zu seiner Residenz. Aegypter, Phönizier, Juden, Libyer und Grie-

chen aller Stämme und Länder wohnten hier unter einander. Alexandria, bald der Mittelpunkt des Welthandels, ward durch die Ptolemäer zum Sitze griechischer Bildung gemacht.

Schon Ptolemäus I. versammelte um sich viele griechische Gelehrte und legte den Grund zu jener später so berühmten Bibliothek. Sein Sohn und Nachfolger Ptolemäus Philadelphus stiftete das Museum. Hier war die reichste Bibliothek, hier ein bedeutendes Observatorium, hier wurden Jahrhunderte lang sämmtliche Wissenschaften gepflegt, und von hier erhielten sie einen Anstoß, welcher die Epoche der Ptolemäer zu einer der glänzendsten in der Geschichte des menschlichen Geistes machte.

Neben den mathematischen und physikalischen Wissenschaften verdankt insbesondere die Astronomie dieser alexandrinischen Schule die wesentlichsten Fortschritte. Ausgerüstet mit besseren mathematischen Kenntnissen und vollkommeneren Instrumenten stellten bedeutende Männer während vier bis fünf Jahrhunderten auf jenem Observatorium Beobachtungen an, welche alle früheren an Genauigkeit bei weitem übertrafen. Es wurde hier zuerst jenes Netz von Kreisen über die scheinbare Himmelskugel gelegt, welches allein gestattet, wissenschaftlich zu beobachten, und dessen wir uns noch heute bedienen, um die Lage eines Sternes an der Himmelskugel oder die Lage eines Ortes auf der Erde nach geographischer Breite und Länge zu bestimmen. Aristarch von Samos gab hier um 260 vor Chr. eine richtige Methode an, die Entfernung der Sonne von der Erde zu bestimmen, wenn auch ihm diese Bestimmung, wegen der immer noch großen Unvollkommenheit der Instrumente, nur sehr unvollkommen gelang. Er erkannte die unvergleichlich große Entfernung der Fixsterne und rückte dadurch die Grenzen des Weltalls bedeutend hinaus. Eratosthenes bestimmte wenige Jahre später mit annähernder Genauigkeit die Größe der Erdkugel. Die wichtigsten und feinsten Beobachtungen über den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, über die Unregelmäßigkeiten in ihren Bewegungen verdanken wir jenem bedeutendsten Astronomen des Alterthums Hipparch von Nicäa, welcher von 165—125 vor Chr. Vorsteher des Alexandrinischen Museums war. Er unternahm zuerst auch die Lösung der wichtigen Aufgabe, die Sternörter in möglichster Vollständigkeit zu bestimmen. Claudius Ptolemäus, welcher um 125 nach Chr. am Museum zu Alexandria arbeitete, hat uns den reichen Schatz der Beobachtungen der alexandrinischen Astronomen überliefert. Die Ansicht vom Weltgebäude, welche Jene auf dem Grunde der erweiterten mathematischen Kenntnisse und der angestellten Beobachtungen entworfen hatten, ist von der Nachwelt das Ptolemäische System genannt worden; denn die einzige gründliche Kenntniß derselben verdankt man dem Almagest des Ptolemäus, welches Buch das astronomische Lehrbuch des nächsten Jahrtausends blieb.

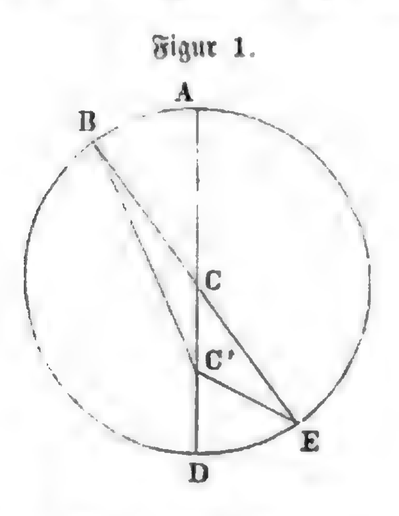
Bis auf die richtigere Vorstellung, welche Aristarch über die Entfernung der Fixsternsphäre hinzubrachte, blieb, wie schon bemerkt, das Weltgemälde im Wesentlichen so stehen, wie es die griechischen Philosophen entworfen: Um die ruhende Erde kreisen die sieben Wandelsterne, Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn, deren Ordnung durch die Länge ihrer Umlaufszeiten bestimmt ist; das Ganze umschließt die feste Fixsternspäre. Indessen gab der Alexandriner Ansicht vom Weltgebäude eine ganz andere Erklärung für die Erscheinungen der Planetenbewegung. Auf diese müssen wir noch einen Blick werfen.

Die gründlicher und feiner beobachteten Unregelmäßigkeiten in dem Laufe der Planeten trieben zu neuen Erklärungsversuchen; dabei leitete das Vorurtheil der griechischen Philosophen für die gleichförmige Kreisbewegung. Schon Plato hatte den Astronomen das Problem gestellt, durch eine Combination gleichförmiger Kreisbewegungen die Planetenbewegung so zu erklären, daß man die Lage eines solchen in Voraus bestimmen könne. Dieses Problem ist in dem Ptolemäischen System in einer Weise gelöst, welche in der That mit einer der Beobachtung jener Zeit entsprechenden Genauigkeit die Vorausbestimmung der Planetenörter gestattete.

Zweierlei Art von Unregelmäßigkeiten waren zu erklären. Die Beobachtung hatte nämlich gezeigt, daß die Wandelsterne an verschiedenen Stellen ihrer Bahn eine verschiedene Geschwindigkeit besitzen, was offenbar bei einer vom Mittelpunkt aus beobachteten gleichförmigen Kreisbewegung nicht stattfinden kann; bei dieser müssen uns die

in gleichen Zeiten zurückgelegten Wege stets gleich groß erscheinen. Der Kreis um C (Fig. 1) sei die vorausgesetzte Bahn der Sonne; AB sei der Weg, welchen die Sonne während eines Tages im Sommer zurücklegt, DE derjenige gleiche Weg, welchen die Sonne ein halbes Jahr später während eines Tages durchläuft. Steht nun die Erde in C, so müssen, da die Winkel ACB und DCE gleich sind, uns die Wege AB und DE auch gleich groß erscheinen. Das ist aber nicht der Fall. Der Weg DE, welchen die Sonne im Winter während eines Tages zurücklegt, erscheint in der That größer als der Weg AB, welchen die Sonne im Sommer, während eines Tages durchläuft. Wie war nun diese sogenannte erste Ungleichheit zu erklären?

Figur 1.

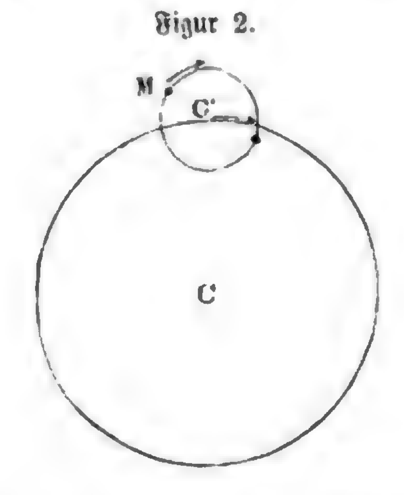


Es giebt dazu nur zwei Möglichkeiten. Entweder muß man die gleichförmige Kreisbewegung fallen lassen, oder man muß den Standpunkt des Beobachters, die Erde, aus dem Mittelpunkt jener kreisförmigen Bahn rücken. Diesen Weg schlugen die Alexandriner ein. Steht die Erde in C' anstatt in C, so wird von dem Beobachter der Bogen AB unter dem Winkel AC'B, der gleiche Bogen DE aber unter dem größeren Winkel DC'E gesehen, mithin wird DE größer als AB erscheinen, das heißt, die Sonne wird im Winter eine größere Geschwindigkeit zu haben scheinen, als im Sommer.

Auf solche Weise erklärten die Alexandriner die erste Ungleichheit durch sogenannte excentrische Kreise. Die Beobachtung hatte noch eine zweite Unregelmäßigkeit in der Bewegung der meisten Wandelsterne dargethan. Der Mars z. B. läuft keineswegs in steter Weise von West nach Ost unter den Sternen fort; nachdem er eine Zeit lang diese Bewegung gehabt, wird dieselbe langsamer, dann bleibt der Mars stehen und schlägt nun die entgegengesetzte Richtung von Ost nach West ein. Abermals nach einiger Zeit bleibt er stehen und beginnt nun von neuem seinen Lauf nach Osten. So beständig hin- und herschwingend kommt er jedoch in bestimmter Zeit einmal von Westen gegen Osten unter den Fixsternen ganz herum. Wie war nun diese räthselhafte, zickzackförmige Bewegung zu erklären. Die Alexandriner construirten auf folgende Weise:

Der Kreis um C (Fig. 2) sei der Weg, welchen wir den Mars von West nach Ost in bestimmter Zeit vollenden sehen. Der Einfachheit wegen wollen wir annehmen, die Erde stehe in C; wir lassen also die

Figur 2.



durch die erste Ungleichheit geforderte Excentricität außer Acht. Die Alexandriner lassen nun den Mars um einen Punkt der Peripherie des Kreises um C, etwa um C' in einem kleinen Kreise schwingen. Der kleine Kreis um C' heißt der Epicykel, der Kreis um C der deferirende Kreis. Nehmen wir C' als ruhend an, so wird ein Umlauf des Mars um C', von der Erde in C aus gesehen, als ein einmaliges Hin- und Hergehen vor den dahinterstehenden Sternen erscheinen. Nun aber läuft C' gleichförmig von Westen nach Osten um C, währenddessen M beständig um C' schwingt. Es ist offenbar, wie diese Construction genau der beobachteten Bewegung des Mars entspricht: die Bewegung im Epicykel erklärt den Rücklauf des Mars, die Bewegung im deferirenden Kreise stellt seinen Umlauf unter den Fixsternen dar. Die Epicykel dienten den Alexandrinern zur Erklärung der sogenannten zweiten Ungleichheit, des Rücklaufes der Planeten, wie die

excentrischen Kreise zur Erklärung der ersten Ungleichheit.

Wir konnten hier nur die Grundzüge der von den Alexandrinern versuchten Constructionen angeben. In ihrer weiteren Ausführung werden dieselben außerordentlich verwickelt; neue Epicyklen mit verschiedener Neigung der Bahnebenen wurden erforderlich, um die beobachteten Erscheinungen möglichst getreu zu construiren, und um eine Vorausberechnung der Planetenörter zu ermöglichen, für welche die Beobachtung der Geschwindigkeiten, der Umlaufszeiten in den Epicyklen und den deferirenden Kreisen Anhaltspunkte gaben. Der Scharfsinn ist außerordentlich bewundernswerth, welcher bei diesen Versuchen, die Wirklichkeit mit geometrischer Construction und mit Rechnung zu erreichen, aufgewandt wurde!

Länger als ein Jahrtausend blieb das Ptolemäische System bestehen. Die astronomischen Arbeiten dieses Zeitraumes sind stets darauf gerichtet, die beobachteten Erscheinungen jenem System unterzuordnen oder dieses nach jenen zu modificiren.

Werfen wir zunächst einen flüchtigen Blick auf die Geschichte dieser Zeit, um zu sehen, an welchen Stätten die Wissenschaft gepflegt wurde.

Die Alexandrinische Schule lebte, wenn auch nur in matten Zügen und ohne eigentlich selbständige Arbeit, fort, bis die Nachfolger des Propheten von Mekka Aegypten eroberten. Es ist bekannt, wie die Horden der Wüste, die gesammelten reichen Schätze der Wissenschaft zerstörend, in unglaublich schnellem Siegeslauf den Halbmond von Indien bis nach Marokko und über Spanien ins Abendland trugen, wo Karl Martell ihr weiteres Vordringen verhinderte. Als die Araber von dem wilden Treiben des Krieges ausruhten, erblühte unter ihnen ebenso wohl ein reicher Handelsverkehr, der bald zum Welthandel wurde, als ein lebendiges wissenschaftliches Interesse. Bagdad, Bokhara, Samarkand, Kairo, Cordova und viele andere Städte des arabischen Reiches wurden Pflanzstätten der Wissenschaften. Hier ward jener Funke glühend erhalten, der durch die Araber ins jüngere Europa gebracht, angefacht durch die vor den wilden osmanischen Schaaren aus Constantinopel nach Italien fliehenden griechischen Musen jene helle Fackel der Wissenschaften entzündete, in deren Lichte unser Leben gedieh.

Mit neuen und sehr vervollkommneten Instrumenten hatten die Araber fleißig den Himmel beobachtet. Sie hatten in den Bewegungen der Weltkörper neue Unregelmäßigkeiten entdeckt, oder Abweichungen der beobachteten Oerter von den berechneten wahrgenommen. Es bedurfte der Annahme vieler neuer Epicyklen, auf daß Construction und Berechnung mit der Beobachtung zusammenstimmten. So wurde denn die Construction immer verwickelter und die Bewegungen der Planeten durch ein solches Gewirr von Kreisen erklärt, daß Alphons X. von Castilien seinen Astronomen, welche ihm die Sache deutlich machen wollten, antwortete: „Hätte Gott mich um Rath gefragt, so sollten die Dinge in besserer Ordnung sein!“ Dieser Fürst, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, war einer der Ersten, welche im Abendlande die Astronomie begünstigten.

Mit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert brach in Italien der helle Tag an, welcher die lange Nacht tiefer Unwissenheit, die auf dem Abendlande geruht, ablöste. Die mittelalterliche Scholastik hatte von den alten Schriftstellern fast nur den Aristoteles gekannt und diesen nicht im Original. Jetzt aber wandte man sich mit großem Eifer den classischen Studien zu. In den Klöstern lagen reiche Schätze des römischen Alterthums vergraben. Sie wurden an das Licht des Tages gebracht und auf den gegründeten Hochschulen zu Bologna, Padua, Florenz und andern Städten Jedermann zugänglich. Aus Constantinopel brachten die Griechen neue Wissensschätze hinzu; sie lehrten insbesondere in Italien Plato und Aristoteles kennen. Von Italien aus verbreitete sich ein gleiches auf das Studium der Alten gerichtetes Streben über die angrenzenden Länder, vorzüglich nach Deutschland. Ueberall erwachte der Sinn und Eifer für jegliche Wissenschaft.

Sowohl das erwachende Interesse an der Schifffahrt, deren Fortschritte an die richtigere astronomische Kenntniß gebunden, als jener von den Arabern überlieferte Aberglaube der Chaldäer, daß man aus dem Stande der Gestirne das Schicksal der Menschen zu erkennen vermöge, und manche andere Umstände trieben die Geister beson-

ders auch zum Studium der Astronomie und der verwandten Wissenschaften. Es galt hier zunächst, die Kenntniß der Alten ganz wieder zu erwerben.

Das große Verdienst, die astronomischen Kenntnisse der alexandrinischen Schule, reich durch eigene Beobachtungen vermehrt, dem Abendlande gebracht zu haben, gebührt Georg Peurbach, welcher Mitte des 15. Jahrhunderts Lehrer an der Universität zu Wien war, und seinem größeren Schüler Regiomontan. Dieser wählte nach Peurbach's Tode Nürnberg zu seinem Aufenthaltsorte. Nürnberg, durch reichen Handel, durch den Gewerbfleiß seiner Einwohner, durch Anstalten für Wissenschaft und Kunst schon die Metropole deutscher Bildung, ward durch Regiomontan für längere Zeit insbesondere zum Hauptsitz der mathematischen und astronomischen Bildung gemacht. Das hohe Ansehen, in welchem Regiomontan bei den reichen Patriciern Nürnbergs stand, erhielt unter ihnen mehrere Generationen hindurch ein lebendiges Interesse für mathematische und astronomische Studien. Ihrer Fürsorge und dann den vortrefflichen Instrumenten aller Art, welche die mechanischen Werkstätten Nürnbergs lieferten, verdanken Mathematik und Astronomie die wesentlichsten Fortschritte. Die hier gesammelten astronomischen Beobachtungen waren auch von bedeutendstem Einfluß auf die Entwicklung der Schifffahrt und auf jene großartigen geographischen Entdeckungen am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.

Während dieses ganzen Zeitraumes blieb die wiedergewonnene Ansicht der Alten vom Weltgebäude als unantastbar bestehen. Die Bewegungen der Wandelsterne erklärte man sich theils nach der Sphärentheorie der griechischen Philosophen oder nach den geometrischen Fictionen der Alexandriner.

Mit dem Beginn der neuen Zeit aber, wenige Jahre nach der Entdeckung Amerika's, führte ein Mann, während jene gewaltige Umwälzung auf kirchlichem Gebiete sich vollzog, in stiller Zurückgezogenheit Untersuchungen aus, die eine totale Revolution in der Ansicht vom Weltgebäude und in dem ganzen geistigen Leben der Menschen zur Folge hatten.

Copernicus, geboren 1473 zu Thorn an der Weichsel, studirte in Krakau Mathematik und Astronomie, lernte und lehrte dann sechs Jahre lang in den größeren Städten Italiens. In der sorgenfreien Stellung eines Domherrn von Frauenburg, abgeschlossen von der Welt, errichtete er in einer langen Reihe von Jahren sein astronomisches System, welches, gegründet auf die Annahme der Bewegung der Erde, in Widerspruch mit allen bis dahin gültigen Ansichten stand. Auf dem Todtenbette im Jahre 1543 erhielt Copernicus das erste Exemplar seines in den Nürnberger Werkstätten gedruckten Buches: „De revolutionibus corporum coelestium“ (Ueber die Umwälzung der himmlischen Körper). — Jetzt, wo ein Jeder schon in der Kindheit lernt, daß die Erde sich bewege, wo einem Jedem, der sich um diese Sache bekümmert, die Thatsache der zweifachen Bewegung der Erde unzweifelhaft feststeht, — ist es in der That schwer, sich eine richtige Vorstellung von der Kühnheit und der Geistesschärfe des Mannes zu machen, welcher zuerst diesen Gedanken faßte und darnach das Bild vom Weltall veränderte! Es bedurfte der Wiederholung einer Arbeit von Jahrtausenden! Die Erkenntniß, welche in jenen gewonnen war und in deren Besitz man sich vollkommen sicher geglaubt, wurde mit der Annahme der Bewegung der Erde über Bord geworfen. Es war erforderlich — sollte die neue Lehre zur Geltung kommen — die beobachteten Erscheinungen aus der gewagten Annahme nicht allein ebenso gut, sondern besser, als es die frühere Lehre that, zu erklären.

Die Bewegung der Erde ließ sich nicht direct beweisen, aber sie widersprach der Anschauung der Sinne, und sie war gerade entgegengesetzt den Ansichten des Aristoteles und Ptolemäus, an deren Autorität Niemand zu zweifeln gewagt hatte. Es war schon vor Aristoteles in der Pythagoräischen Schule von einer Bewegung der Erde die Rede gewesen. Philolaos legte in seinem Bilde vom Weltbau der Erde eine tägliche Bewegung bei. Diese war indessen keine Achsendrehung, sondern eine fortschreitende Bewegung um das in der Mitte des Alls befindliche Feuer, den Herd des Weltalls. Um diesen kreisen nach ihm auch die Wandelsterne und die Fixsternsphäre in verschiedenen Zeiten. Aristoteles und Ptolemäus aber hatten ausdrücklich den wiederholt auftauchenden Gedanken an eine

Bewegung der Erde verworfen. Die Gründe, welche sie für die Unbeweglichkeit der Erde anführten, ruhten auf einer grundfalschen physikalischen Anschauung und Lehre; nichtsdestoweniger waren dieselben der späteren Zeit vollgültig. Indem Copernicus von neuem die Bewegung der Erde annahm, brach er mit der physikalischen Lehre der Alten und legte den Keim zur neuen Physik. Wie weit man zu seiner Zeit von dem Gedanken an eine Bewegung der Erde entfernt war, zeigt sich recht deutlich in dem Spott eines Schülers des Regiomontan, welcher zehn Jahre vor dem Erscheinen des Copernicanischen Werkes schrieb: Einige der Alten hätten die Erde wie an einen Bratenwender umgedreht, damit sie von der Sonne könne gebraten werden.

Es läßt sich nicht nachweisen, wie Copernicus auf die Vorstellung von der Bewegung der Erde kam. Einige wollen behaupten, daß dieselbe durch die Ueberlieferungen von der Lehre der Alten in ihm angeregt sei. Wäre dieses der Fall, so würde sein Verdienst keineswegs dadurch verkleinert. Denn einmal war vor ihm nur von einer täglichen Bewegung der Erde, niemals aber von ihrer jährlichen Bewegung um die Sonne die Rede gewesen. Dieser Gedanke ward jedenfalls vom Copernicus ganz neu hinzugebracht. Ferner war Copernicus der Erste, welcher die Annahme von der Bewegung der Erde über die Bedeutung einer bloßen Idee hinaus erhob, welcher diese Idee erst fruchtbar machte, indem er geometrisch zeigte, wie sich die Bewegungserscheinungen der himmlischen Körper aus jener Annahme erklären lassen.

Apelt weist in seiner „Reformation der Sternkunde" nach, daß nicht der Mangel an Uebereinstimmung zwischen astronomischer Rechnung und astronomischer Beobachtung, sondern daß wesentlich ein philosophisches Interesse den Copernicus zur Auffindung seines neuen Weltsystemes trieb. Des Aristoteles' Bild vom Weltall war ein vollständig harmonisches. Dasselbe wurde auch zu des Copernicus Zeit noch von den Philosophen für das einzig richtige gehalten. Diese Harmonie in der Anordnung des Weltalls war aber vollständig gestört durch die Annahme der excentrischen Kreise und der Epicyklen, welche das astronomische Interesse erforderte. Des Copernicus' gerader Geist war betroffen von der Willkürlichkeit in den Annahmen für die Erklärung der himmlischen Bewegungserscheinungen und der Verwirrung der Kreise, deren man sich dazu bediente. Er suchte eine Anordnung, wodurch, wie er sagt, „die Hauptsache, die Gestalt des Weltalls und eine bestimmte Symmetrie der Theile gefunden würde." „Durch keine andere Anordnung," sagt er weiter, „habe ich eine so bewundernswürdige Symmetrie des Universums, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte, die Sonne, die ganze Familie kreisender Gestirne lenkend, in die Mitte des schönen Naturtempels, wie auf einen königlichen Thron gesetzt."

Sein Bild vom Weltall ist im Kurzen folgendes:

Die Sonne ruht in der Mitte des kugelförmigen Weltalls. Um dieselbe bewegt sich in gleichförmiger Kreisbewegung der Merkur in drei Monaten. Weiter kreisen um sie in immer weiteren Abständen die Venus in neun, die Erde in zwölf Monaten, der Mars in zwei, Jupiter in zwölf und Saturn in dreißig Jahren. Die Erde dreht sich in vierundzwanzig Stunden einmal um ihre Axe; um sie wiederum kreist der Mond in einem Monat. Diese Planetenwelt ist von der festen Fixsternsphäre umschlossen, die unbeweglich wie die Sonne, und in solcher Entfernung, daß in Vergleich zu ihr die Erdbahn nur ein Punkt ist.

Mit großem mathematischen Genie leitete Copernicus die beobachteten Bewegungserscheinungen aus seiner Annahme der bewegten Erde her. Es ist leicht ersichtlich, wie viel einfacher diese Erklärungen waren als diejenigen, welche das Ptolemäische System gab. Es war nur eine scheinbare Bewegung, welche das gesammte Sternenheer in vierundzwanzig Stunden um die Erde führte; sie erklärte sich einfach aus der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Axe. Ebenso waren die jährliche Wanderung der Sonne unter den Fixsternen und die Rückläufe der Planeten, für deren Erklärung das Ptolemäische System die Epicyklen einführte, nur scheinbare Bewegungen, welche einfach aus dem jährlichen Laufe der Erde um die Sonne folgten. Auf die Angabe der feineren Ausführungen im Copernicanischen Systeme müssen wir hier verzichten. So unumstößlich

gewiß die von Copernicus aufgestellte Weltordnung ist, so fehlerhaft war seine Theorie der Planetenbewegung, welche die folgende Zeit bald überwand. Copernicus war befangen in dem Aristotelischen Vorurtheil, daß die Bewegungen der Himmelskörper allein gleichförmige Kreisbewegungen sein können. Dadurch ward er genöthigt, für die Erklärung der Bewegungserscheinungen auch wieder zu excentrischen Kreisen und Epicyklen seine Zuflucht zu nehmen. Erst Kepler's bewundernswürdiges Genie befreite von diesen die Ansicht vom Weltgebäude.

In Bezug auf astronomische Berechnung leistete das Copernicanische System nicht mehr als das Ptolemäische. Nicht mit größerer Genauigkeit vermochte er die Oerter der Planeten im Voraus zu berechnen, als die Anhänger des Ptolemäischen Systems. Der Grund hiervon lag darin, daß Copernicus für seine Berechnungen sich desselben Fundaments bediente, welches schon die Alexandriner besaßen. Die Vorausberechnung der Planetenörter stützt sich auf eine genaue Kenntniß der Fixsternörter. Hipparch hatte, wie schon oben bemerkt, um 130 vor Chr. einen Fixsternkatalog angelegt, welcher zum Theil wenigstens durch des Ptolemäus Almagest überliefert wurde. Dieses Verzeichniß der Oerter von tausendundzweiundzwanzig Sternen, welche mit sehr unzureichender Genauigkeit festgestellt waren, bildete zu Copernicus' Zeit noch immer das brauchbarste Fundament für die Berechnung der Planetenörter. Um zu einer genügenderen astronomischen Theorie zu kommen, bedurfte es eines sichereren Fundamentes der Beobachtungen und einer richtigeren Erkenntniß der Gesetze der Planetenbewegung. Ersteres lieferte Tycho de Brahe, letztere fand Kepler.

Die Copernicanische Lehre rief eine gewaltige Bewegung der Geister hervor. So klar und einfach sie war, ein so harmonisches Bild vom Weltall sie auch entwarf, so erregte sie doch leidenschaftlichen Streit. Es war das ganz natürlich. Die Copernicanische Hypothese hatte die bisher im Mittelpunkte der Welt ruhende Erde hinausgeworfen in eine Reihe gleicher Körper, mit denen sie eine fortwährende Wanderung durch den weiten Weltenraum vollführt. Jene forderte damit nicht allein eine totale Umänderung der bisher gültigen astronomischen Lehre, sondern ebenfalls eine gänzliche Umsetzung der religiösen Ideen, welche im engsten Zusammenhange mit der bisherigen Ansicht vom Weltgebäude standen. Von beiden Seiten, der alten Astronomie und der mit der Aristotelischen Philosophie eng verbündeten Theologie ward die neue Lehre erbittert bekämpft. Man wähnte wirklich die religiösen Wahrheiten gefährdet, während es nur einer Umsetzung der Vorstellungen bedurfte, an welche die menschliche Erkenntniß die religiösen Ideen knüpfte.

Indessen brach sich die neue Lehre bald Bahn trotz aller Hindernisse, welche ihr Aberglauben und Vorurtheil entgegensetzten. Zuerst fand sie ihre rüstigsten Vertreter unter den Protestanten, vor Allen in den Professoren der Mathematik zu Wittenberg, Rheticus und Reinhold. Ein protestantischer Professor Michael Mästlin zu Tübingen überlieferte ein halbes Jahrhundert später die neue Lehre dem jungen Kepler und Galilei, welche die mächtigsten Förderer derselben wurden. Ehe wir uns jedoch zu den Thaten dieser Männer wenden, müssen wir der Wirksamkeit eines Mannes unsere Aufmerksamkeit zuwenden, der nicht mit Unrecht der Hipparch der neueren Astronomie genannt ist, und ohne dessen voraufgegangene Thätigkeit die Entdeckungen Kepler's nicht möglich gewesen wären.

Tycho de Brahe, ein dänischer Edelmann, begann seine Studien im Jahre 1562 zu Leipzig. Auf Wunsch seines Vaters sollte er Jurisprudenz studiren. Indessen seine Neigung trieb ihn zur Astronomie, deren Studium er, von außergewöhnlicher Begabung unterstützt, mit seltenem Eifer oblag. Verschiedene Reisen in Deutschland brachten ihn mit den vorzüglichsten Astronomen seiner Zeit in Verbindung. Er hatte schon den Entschluß gefaßt, ganz nach Deutschland überzusiedeln, als der König Friedrich II. von Dänemark ihm die Insel Hween im Sunde zum Geschenk machte und ihn königlich ausstattete, damit er ungestört den astronomischen Beobachtungen obliegen könnte. Auf jenem Eilande erbaute Tycho de Brahe ein großartiges Observatorium, die Uranienburg. Dasselbe war mit außerordentlicher Umsicht und sehr zweckmäßig eingerichtet. Es barg eine große Bibliothek und die kostbarsten astronomi-

schen Instrumente, welche zum Theil nach Tycho de Brahe's eigenen Angaben construirt waren. Hier in stiller Zurückgezogenheit beobachtete Tycho de Brahe, unterstützt von tüchtigen Schülern, welche er heranzog, während einundzwanzig Jahren unausgesetzt den Himmel. Als erstes Erforderniß erschien ihm für seine weiteren Forschungen ein richtigeres Verzeichniß der Fixsternörter, welches denn nach ganz neuen Principien ungleich genauer als in allen früheren Versuchen geschaffen wurde. An diese Beobachtungen reihten sich dann andere in Betreff der Sonne und der Planeten; alle wurden in Tagebüchern und Jahrbüchern verzeichnet. Es kann uns hier nicht das astronomische System des Tycho de Brahe interessiren, welches, obwohl zur Verbesserung des Copernicanischen Systems unternommen, doch nur ein Rückschritt war. Aber einen unvergänglichen Dienst leistete Tycho de Brahe der Astronomie mit jenem Schatze von Beobachtungen, welcher das Mittel zu Kepler's wichtigen Entdeckungen wurde.

Johannes Kepler, geboren 1571 im Würtembergischen, war eine jener seltenen, urkräftigen Naturen, die durch kein Mißgeschick gebeugt werden können. Trotz vielfacher Verfolgungen, trotz harter Schicksalsschläge aller Art, trotz der drückendsten Nahrungssorgen während seines ganzen Lebens, blieb er unausgesetzt mit seinen ernsten Arbeiten beschäftigt, durch welche er der Wissenschaft Dienste leistete, die ihn zu einem Stern erster Größe unter den hervorragendsten Geistern des Menschengeschlechts machen. Begabt mit einer lebendigen Phantasie, ausgerüstet mit einem rastlosen Fleiße, der um so mehr stieg, je mehr sich die Schwierigkeiten häuften, gelang es ihm zuerst, den Weg der exacten Naturforschung zu betreten und der Natur die unwandelbaren Gesetze der Planetenbewegung abzufragen. Wir vermögen hier nicht dem bewegten Leben und dem Gange der Arbeiten Kepler's zu folgen. Er hatte schon im Jahre 1596 ein astronomisches Werk über den Bau der Welt geschrieben, welches er auch dem sehr bekannten Tycho de Brahe geschickt hatte. Dieser erkannte wohl Kepler's bedeutendes Genie daraus und forderte ihn 1599 auf, nach Prag zu kommen, um an seinen Arbeiten Theil zu nehmen. Dorthin hatte Kaiser Rudolf Tycho de Brahe nach dem Tode Friedrich's II. von Dänemark berufen. Kepler folgte der Aufforderung Tycho de Brahe's im Jahre 1600 und erhielt eine kleine Anstellung an der neugegründeten Uranienburg zu Prag, in welcher er elf Jahre verblieb. Tycho de Brahe verstarb hier schon 1601, und Kepler ward nun Erbe jenes unermeßlich werthvollen Schatzes von Beobachtungen, welchen Jener während seines Lebens gesammelt hatte. Gestützt auf diese wies Kepler nach, daß die Bahnen der Planeten nicht Kreise seien, sondern mehr oder weniger längliche Eilinien, Ellipsen. So befreite er das Copernicanische System von seinen willkürlichen Annahmen, von den excentrischen Kreisen und Epicyklen, und er vernichtete für immer jenes so alte Vorurtheil für die Kreisbewegung. Jene scheinbaren Unregelmäßigkeiten in der Bewegung der Planeten, ihre ungleichen Abstände von der Sonne, desgleichen ihre verschiedenen Geschwindigkeiten an verschiedenen Stellen ihrer Bahn ergaben sich ganz folgerichtig aus der Natur ihrer wirklichen Bahn, welche Kepler kennen lehrte. Zu der wahren Gestalt der Planetenbahnen fand er ferner mit seltener, mit divinatorischer Gabe die Gesetze, nach welchen die Planeten sich in denselben bewegen.

Gleichzeitig mit ihm machte Galilei in Italien entscheidende Entdeckungen auf diesem Gebiete. Das durch Zufall damals entdeckte Fernrohr ward durch Galilei's Hand sehr vervollkommnet. Dieses eröffnete ihm eine ganz neue Welt von Erscheinungen. Es ließ die Berge und Thäler des Mondes, die Axendrehung der Sonne erkennen; es zeigte, daß der Jupiter von vier Monden umkreist würde, ein Abbild gleichsam der von den Planeten umkreisten Sonne; in dem Nebel der Milchstraße wurden einzelne Sterne sichtbar; während die Planeten wirklich als größere und kleinere Scheiben erschienen, so wurden die Fixsterne, welche das unbewaffnete Auge in verschiedener Größe sieht, durch das Fernrohr ohne Unterschied als leuchtende Punkte gesehen. Als Kepler diese Beobachtungen erfuhr, ward es ihm klar, daß die Fixsterne ebenso viel Sonnen seien, von Planetensystemen umgeben wie die unserige. Die letzte Schranke des Himmels war durchbrochen, die Idee von einer krystallenen Fixsternsphäre für immer verbannt.

Es ward klar, daß das Himmelsgewölbe nicht wirklich, sondern nur scheinbar bestand. Jenes sternenbesäete Gewölbe, hinter welchem der fromme Glaube den glanzumstrahlten Thron des Ewigen und die Heimath der Seligen gesucht hatte, war verwandelt in eine öde, unendliche Wüste, in welcher, durch unermeßliche Räume getrennt, die Sonnen mit ihren Planeten schweben.

Die neue Ansicht vom Weltgebäude und die neue Erklärung der beobachteten Erscheinungen fanden durch die schnell fortschreitende astronomische Beobachtung vielfache Bestätigung. Indessen bedurfte es noch gewaltiger Arbeit der Geister, um der neuen Lehre jenen Grad der Gewißheit und Ausbildung zu geben, welchen sie heute besitzt, und um sie zur vollendetsten wissenschaftlichen Erkenntniß überhaupt zu erheben. Wir können hier nur in flüchtigen Zügen andeuten, worin jene Arbeit bestand, und müssen uns darauf beschränken, nur die bedeutendsten Männer zu nennen, welche an derselben theilnahmen.

Das bloße Erfassen der Erscheinungen und die Deutung ihres Verlaufes, ja auch die Erkenntniß des in demselben herrschenden Gesetzes genügen der Wissenschaft noch nicht. Ihr Ziel ist, auf den letzten erkennbaren Grund der Erscheinung hindurchzudringen und von diesem aus das ganze Gebiet der Erscheinungen zu überblicken und zu beherrschen.

Infolge anhaltender Beobachtung, Jahrtausende hindurch angestellt, hatte man nach und nach eine richtigere und vollständigere Erkenntniß der himmlischen Erscheinungen gewonnen; wir haben gesehen, daß vielfache Versuche gemacht wurden, den Zusammenhang derselben zu deuten. Kepler gelang es, für die Erscheinungen der Planetenbewegung die richtige Deutung zu geben; er fand nicht nur ihre Bahn, sondern auch die Gesetze, nach welchen die Bewegung in derselben verläuft. Welches aber war der Grund all dieser Bewegungserscheinungen? Man hatte zuvor kaum darnach gefragt; Diejenigen, welche es thaten, setzten geistige Wesen als bewegende Ursachen. Noch Kepler hatte den Gedanken ausgesprochen, daß entweder den Planeten bewegende Geister innewohnen müssen, welche sie in ihren Bahnen erhielten, oder daß es einen solchen großen bewegenden Geist in der Mitte, d. h. in der Sonne geben müsse, welcher die Bewegungen der Planeten verursache und lenke. Die menschliche Erkenntniß strebte hinaus über diese ebenso willkürliche als unzureichende Annahme geistiger Wesen als bewegende Ursachen in der Natur. Es galt, den wirklichen Causalzusammenhang der Erscheinungen zu erkennen. Hierin führten vor Allem weiter die Untersuchungen Galilei's über den freien Fall und den Fall geworfener Körper. Indem er die Gesetze dieser Bewegungen fand, enthüllte er einmal die Natur der Schwerkraft und das Gesetz ihrer Wirkung, und er ward zugleich der Begründer einer ganz neuen Wissenschaft, der Mechanik oder reinen Bewegungslehre, welche die Grundlage der gesammten Physik ist.

Die Anwendung dieser Wissenschaft auf die Erscheinungen der Planetenbewegung führten den Engländer Newton zum letzten erkennbaren Grund der himmlischen Erscheinungen — und darüber hinaus zur Gesetzgebung für die Naturwissenschaften überhaupt. Nach Galilei machte sich besonders der Holländer Huyghens um die Mechanik verdient, indem er die Gesetze der Centralbewegung enthüllte. In England war vornehmlich durch Baco's Philosophie das Interesse für die Naturwissenschaften erregt, und es war demselben zugleich durch jene der richtige Weg der Forschung gewiesen. Gestützt auf Huyghens' Belehrungen versuchten dort viele Männer von hervorragendem Geiste, das große Problem zu lösen, die Bewegungserscheinungen der himmlischen Körper aus Centralkräften zu erklären.

Isaak Newton fand die Lösung! Er zeigte, indem er zuerst ganz neue Methoden der Rechnung erfand, welche die Auflösung des Problems erforderte, daß der Sonne wirklich eine Kraft beiwohnen müsse, welche die Planeten in ihren Bahnen erhalte. Aus der bekannten Gestalt der Bahnen leitete er mit eminentem mathematischen Talente das Gesetz her, nach welchem jene Kraft wirken müsse, und umgekehrt aus jenem Gesetz wieder die Gestalt der Bahnen, in welchen sich die Körper, unter der Einwirkung jener Kraft und eines einmal erhaltenen seitlichen Anstoßes bewegen können. — Die Gesetze, welche Kepler aus den Beobachtungen gefunden hatte, waren jetzt mit mathematischer Gewißheit dargethan. — Indessen war noch

die Frage zu lösen: von welcher Art und Natur ist jene Kraft, welche die Trabanten an die Planeten und diese an die Sonne fesselt? — Newton gab auch hierauf die gewisse Antwort. Galilei hatte das Gesetz der Schwerkraft, d. h. der Anziehungskraft der Erde enthüllt. Newton wies nun mit aller mathematischen Strenge nach, daß dieselbe Kraft, welche die Körper auf der Erde schwer macht, und welche die Erscheinungen des Falls bestimmt, auch den Mond in seiner Bahn erhält. — Dieser Nachweis leitete Newton hinüber zum letzten erkennbaren Grund der himmlischen Bewegungserscheinungen überhaupt, er erhob ihn zum Grundsatz der allgemeinen Gravitation!

Die gleiche Kraft, welche die Körper auf der Erde an dieselbe fesselt und den Mond in seiner Bahn erhält, schreibt, von der Sonne aus thätig, den Planeten ihre Bahnen vor. Dieselbe Anziehungskraft wirkt überhaupt zwischen je zwei materiellen Theilen im Weltenraume nach dem von Newton aufgefundenen Gesetze. — Alle magischen, geheimnißvollen Kräfte, welche bisher die Gestirne durch ihre Bahnen führen sollten, lösten sich auf in die eine, wohlbekannte Kraft, die irdische Schwere. Alle jene verwickelten Bewegungserscheinungen der himmlischen Körper, welche die Beobachtung zeigte, ließen sich auf mathematischem Wege in vollkommener Strenge aus jenem Grundsatz der allgemeinen Gravitation herleiten und nicht beobachtete im Voraus bestimmen. Newton selbst löste viele dieser Aufgaben, und es folgten ihm hierin die größten Mathematiker der folgenden Zeit, unter denen vor Allem Laplace und Gauß zu nennen sind. Die Arbeiten dieser Männer haben den Mechanismus des Weltgebäudes bis auf die kleinsten Unregelmäßigkeiten erklärt. So ist die theoretische Astronomie nach dem Newton'schen Grundsatze bis zu dem Grade der Vollendung ausgebildet, daß man allen Erscheinungen innerhalb des Planetensystems mit der Rechnung zu folgen vermag, ja! es ist bekanntlich geschehen, daß Leverrier den Ort eines bis dahin noch nie gesehenen Planeten allein aus den beobachteten Einwirkungen desselben auf den benachbarten Planeten durch Rechnung bestimmte.

In der gleichen Weise ist die beobachtende Astronomie mit Riesenschritten fortgegangen. Vermittelst der ausgezeichneten Instrumente, welche die weiter ausgebildete Physik lieferte, gelang es, die feinsten Bewegungserscheinungen der Gestirne zu beobachten und mit Sicherheit zu messen. Die Wahrheit der Copernicanischen Lehre ward auch auf dem Wege der Beobachtung unzweifelhaft dargethan. Eine große Anzahl neuer die Sonne umkreisender Planeten ward entdeckt. Viele Beobachtungen der erscheinenden Kometen ließen erkennen, daß diese wunderbaren Gäste am Himmel ebenfalls der Gravitationskraft der Sonne gehorchen. Aus weiten Himmelsfernen stürzen sie zu ihr hinab, gehen mehr oder weniger nahe an ihr vorüber und entfernen sich wieder von ihr. Manches ward über ihre Natur klar, so daß das Geheimnißvolle, Furchterregende ihrer Erscheinung verschwand. — Auch in der gegenseitigen Stellung der Fixsterne, welche man stets für unveränderlich gehalten hatte, zeigte die neue Beobachtung eigene Bewegungen. Hierdurch ward man zu jener Vermuthung geführt, daß, wie die Trabanten um die Planeten und diese mit jenen um die Sonne kreisen, so auch Millionen und aber Millionen Sonnen sich um einen Mittelpunkt drehen, dieser Mittelpunkt mit anderen ähnlichen Mittelpunkten von Sonnensystemen wieder um einen Centralpunkt und so fort. Indessen bleibt hierin bis jetzt noch Alles Vermuthung; nur vieltausendjährige Beobachtungen können weiter führen.

Herschel's Riesenspiegelteleskop und die verbesserten dioptrischen Fernröhre drangen in die tiefsten Tiefen des Weltenraumes. Der Nebel der Milchstraße war aufgelöst in unzählbare Sterne; aber es erschienen neue Nebel am Himmel; bessere Fernröhre lösten auch diese wieder in Sterne auf und ließen abermals Nebel mannigfacher Gestalt erkennen.

So ist denn die Kenntniß des Weltgebäudes in den drei Jahrhunderten seit der Reformation der Sternkunde durch unsäglich mühevolle Arbeit vieler bedeutendster Männer aus fast allen Nationen Europa's unglaublich schnell gefördert. Unter den Heroen des Geistes, welche sich in dieser Richtung Verdienste erwarben, glänzen hell die Namen der Astronomen deutscher Nation, als: Gauß, Olbers, Bessel, Encke, Mädler, Argelander u. v. A. Die Arbei-

ten dieser Männer reihen sich dem Besten an, was jemals von Männern anderer Nationen zur Ausbildung der menschlichen Erkenntniß des Weltgebäudes gethan ward.

Es gelingt nun nicht mehr, in der früheren Weise ein Bild vom Weltall zu entwerfen. Die Einheit desselben ist verloren, der Rahmen verschwunden, in welchen frühere Zeiten dasselbe zu fassen vermochten. Nach jeder Richtung dehnt sich die Welt in unendliche Weiten, erfüllt mit Sternen, deren Menge durch die Zahl nicht erreichbar ist. Einer derselben ist unsere Sonne. Um sie kreisen, in sich umschließenden Bahnen, die acht größeren Planeten Mercur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun und eine große Anzahl kleinerer Planeten, deren Bahnen zwischen der Marsbahn und der Jupiterbahn liegen. Wie unsere Erde von einem Trabanten, dem Mond, so werden der Jupiter von vier, Saturn von sieben und Uranus von sechs Trabanten umkreist. Der der Sonne nächste Planet, Mercur, ist um acht Millionen, unsere Erde um zwanzig Millionen, und der äußerste Planet, der Neptun, um mehr denn sechshundert Millionen Meilen von der Sonne entfernt. Mercur vollendet seinen Umlauf in achtundachtzig Tagen, die Erde in einem Jahr und der Neptun in nahezu hundertsechsundsechzig Jahren.

Die Bahnen der Planeten werden mannigfach durchschnitten von Kometen, deren Zahl unbestimmbar ist. Alle diese Körper werden durch die anziehende Kraft der Sonne in ihren Bahnen festgehalten; aber dieselbe reicht viel weiter hinaus. Der entfernteste uns bekannte Planet steht mehr denn dreißig Mal so weit von der Sonne, als unsere Erde. Das Gebiet der überwiegenden Anziehungskraft der Sonne reicht aber vielleicht auf hunderttausend Erdweiten hinaus. Die der Sonne nächsten Fixsterne stehen um mindestens zweihunderttausend Erdweiten von ihr ab. Diese Entfernung, welche wir eine Sternweite nennen wollen, bildet den Maßstab für alle weiteren Bestimmungen. Nach Herschel's Angaben bildet die Sonne mit etwa zwanzig Millionen anderen Sonnen eine Gruppe im Weltenraum, das Milchstraßensystem. Die Form desselben ist etwa die einer Linse; unsere Sonne steht dem Mittelpunkt derselben nahe. Der größte Durchmesser dieses Weltsystems beträgt nach Herschel tausendfünfhundert bis zweitausend Sternweiten. Getrennt durch ungemessene Weiten von unserem Milchstraßensystem liegen zerstreut im Weltenraume andere ähnliche ungeheure Zusammenhäufungen von Sonnen, welche dem gut bewaffneten Auge als Sternhaufen oder noch als unauflösbare Nebel erscheinen. Viele Tausende von Jahren gebraucht der Lichtstrahl, um aus jenen Himmelstiefen zu uns zu gelangen, wiewohl er doch zweiundvierzigtausend Meilen in einer Secunde zurücklegt. Menschlicher Einbildungskraft sind diese unendlichen Räume und endlosen Zeiten weit überlegen. Der Gedanke daran bringt Vernichtung aller Erdengröße, ja aller Größe, welche die menschliche Phantasie zu fassen vermag. Unsere Muttererde erschien uns wohl groß, — und doch wird sie vom Jupiter kaum, vom Saturn schon gar nicht mehr gesehen; sie ist ein Stäubchen in den Strahlen der Sonne. Aber die Sonne dünkt uns groß mit all ihren Planeten und dem Gebiet ihrer Anziehungskraft, das auf hunderttausendmal zwanzig Millionen Meilen hinausreicht; — vom nächsten Fixsterne aus erscheint die Sonne als ein verschwindend kleines Pünktchen! Ja selbst die Größe unseres Weltsystems, das viele Millionen Sonnen enthält, verschwindet, wenn wir uns hinausversetzt denken auf eine Sonne eines andern Milchstraßensystems; von dort wird das unsrige nur noch als ein kleiner, matter Nebel erscheinen. Gegen das Unendliche wird Größtes dem Kleinsten gleich, — Beides verschwindet!

Ueber dieses Gefühl verschwindender Kleinheit erhebt uns aber der Gedanke, daß des Menschen Geist aus den Andeutungen zitternder Lichtstrahlen das ewige Band zu erkennen vermochte, welches jene Weltkörper aneinander fesselt, und das unwandelbare Gesetz, welches alle Veränderungen unter ihnen regiert.

Werfen wir noch einen flüchtigen Rückblick auf den Gang der Betrachtung! Der Menschheit in ihrer Kindheit erscheint die Erde als die flache, meerumflossene Scheibe, auf deren Rande das Himmelsgewölbe ruht. Ueber ihr in der reinen Luft bis hinauf zum Himmelsgewölbe sind die Wohnungen der Götter. Unter der Erde ist das Reich des Schattens, — fern im Meer die Insel der Seligen.

Wohl geographische Entdeckungen und Himmelsbeobachtung zerstören dieses Bild vom Weltall. Der zu klarem Denken erwachte Verstand entwirft nun jenes neue Bild mit der kugelförmigen, ruhenden Erde in der Mitte des Weltalls, welches umflossen und begrenzt ist von der festen Fixsternsphäre. Ueber anderthalb Jahrtausende bleibt dieses Bild vom Weltall bestehen. Da in der menschlichen Vorstellungsweise eine scharfe Trennung des Geistigen und Körperlichen noch nicht vollzogen ist, so gewinnt ein jeder Theil des abgeschlossenen, einheitlichen Weltalls zugleich eine geistige Bedeutung, je nach den herrschenden ethischen und religiösen Vorstellungen. — Das nach der Mitte sinkende Schwere ist gleichbedeutend mit dem Schlechten, das zum Lichte aufsteigende Leichte entspricht dem Guten. Unter dem Monde ist die Welt der Trübsal, darüber die Welt des Lichtes durch die Sphären der wandelnden Gestirne hinauf bis zur höchsten Fixsternsphäre, dem Sitze der ewigen Gottheit.

Am schönsten und vollendetsten finden wir jene kosmische Ansicht ausgeführt in Dante's göttlicher Komödie. In der Mitte des Weltalls, dem Mittelpunkt der Erde, sitzt der gefesselte Lucifer. Von der Oberfläche der bewohnten Halbkugel der Erde führt trichterförmig zu ihm hinab die Hölle, in deren verschiedenen Stockwerken die abgeschiedenen bösen Menschen ihre Strafen erdulden; die Tiefe bezeichnet zugleich den Grad der Schlechtigkeit und der Strafe. Auf der unbewohnten Halbkugel erhebt sich, gerade Zion gegenüber, aus dem weiten Meere allein der Berg des Fegefeuers, auf dessen Spitze das irdische Paradies liegt. Ueber der Erde stellen in aufsteigender Linie die Sphären der Gestirne zugleich die Stufen der Vollkommenheit der Abgeschiedenen dar, bis hinauf ins Empyreum jenseits der Fixsternsphäre, wo in unendlichem Lichtglanz die Heiligen sich des Anschauens Gottes erfreuen.

Copernicus rückt die Erde aus der Mitte der Welt, hinein in die Reihe von Geschwistern, mit denen sie um die Sonne in geschlossenen Bahnen kreist. Kepler lehrt uns diese Bahnen kennen und findet das Gesetz, nach welchem die Planeten sich in denselben bewegen. Das Fernrohr zerbricht die letzte Schranke des Weltalls, die feste Fixsternsphäre; es eröffnet die unendlichen Weltenräume und läßt uns jene unzählbaren flimmernden Pünktchen als Sonnen ähnlich der unsern erkennen.

Fragend blickt der gläubige Mensch hinaus in diese grenzenlose Welt der Gestirne und sucht seine ewige Heimath. Wo ist die Insel der Seligen, wo jener Himmel, den der fromme Glaube hinter dem sternfunkelnden Gewölbe suchte? — Wohin kommen wir einst?

Gar Vielen gefällt der Traum, daß wir nach dem Tode auf einen anderen Stern versetzt ein neues Leben führen werden, um nach abgemessener Zeit wieder eine Wanderung durch viele Millionen Meilen nach einem andern Stern anzutreten. Indessen diese rastlosen Wanderungen von Stern zu Stern sind eitle Spiele der Phantasie. Diese, so wenig als andere ähnliche, können uns jenen Frieden geben, welchen wir in unseren Hoffnungen auf ein Jenseits erwarten. Unser Glaube sucht das Jenseits nicht unter dem unzählbaren Sternenheer, sondern da, wo keine Erde und kein Himmel mehr ist. Der grenzenlose Raum birgt nicht des Geistes wahres Wesen, — in ihm finden wir nicht des Geistes ewige Heimath!

Wir vermögen diese neue festgegründete Ansicht vom Weltall, dem unendlich ausgedehnten, in all seinen Theilen bewegten, — nicht mehr in früherer Weise unseren religiösen Ideen zu Grunde zu legen. Ist hierdurch schon eine Trennung unserer religiösen Vorstellungen von unserer wissenschaftlichen Erkenntniß der Außenwelt geboten, so ward diese auf das strengste geboten durch Newton's große Entdeckung, welche nicht allein die Astronomie zu einem vollendeten Vorbild für alle Wissenschaft erhob, sondern zugleich einer jeden wissenschaftlichen Erkenntniß der Welt Ziel und Weg bestimmte. Newton fand die wahre Ursache der himmlischen Bewegungserscheinungen in einer der Materie innewohnenden Anziehungskraft. Indem er aus dem Gesetze dieser Kraft alle Erscheinungen streng mathematisch abzuleiten lehrt, ist die Mechanik des Himmels begründet.

In dem Grundsatz der allgemeinen Gravitation war die Astronomie hindurchgedrungen auf ein einfaches Grundverhältniß der Materie, aus welchem alle hierher gehörigen Erscheinungen erklärt werden können, das selbst aber einer weite-

ren Erklärung weder fähig noch bedürftig ist.

Und das ist die Aufgabe und das Ziel aller erklärenden Naturwissenschaft, in ihren Erklärungen der Erscheinungen zurückzugehen bis auf solche einfachen Grundverhältnisse der Materie. So löst sich vor dem Auge der Wissenschaft die ganze Welt der Erscheinungen auf, in das Spiel von, der Materie innewohnenden Kräften, welche nach unwandelbarem Gesetze wirkend, die Körper unter einander verknüpfen und die Veränderungen der Materie bedingen.

Bis jetzt ist es zwar der Wissenschaft nur in einzelnen Fällen gelungen, die Grundkräfte der Natur und die in dem Wechsel der Erscheinungen waltenden Gesetze aufzufinden; aber alle die weiten Arbeiten der Wissenschaft, welche auf die gründliche und allseitige Erforschung der Phänomene gerichtet sind, werden mehr und mehr dahin führen, überall das nothwendige Naturgesetz zu entdecken, welches in der Flucht der Erscheinungen herrscht. Mit derselben Strenge, mit welcher unsere Wissenschaft den Lauf der Gestirne, den Wechsel von Ebbe und Fluth, das Fallen des Steines und viele andere Erscheinungen erklärt, — mit derselben Strenge wird einst die vollendete Wissenschaft alle Erscheinungen, alle Veränderungen in der Welt der Materie als Wirkungen mechanischer Kräfte, welche nach unabänderlichem Gesetze wirken, erklären. Nicht etwa bloße Vermuthung oder kühne Hoffnung geben diese Aussicht, sondern die Organisation des menschlichen Erkenntnißvermögens berechtigt zu derselben.

Wir können diese Betrachtung nicht schließen, ohne die sich unabweislich aufdrängende Frage nach dem Verhältniß der Wissenschaft zur Religion, wenn auch nur flüchtig, zu berühren. Es scheint nach dem über die Fortentwickelung der wissenschaftlichen Erkenntniß Gesagten, als ob diese zur religiösen Betrachtung der Welt in unauflösbarem Widerspruch stehe. Und in der That verlieren die Menschen gar oft über ihre wissenschaftliche Erkenntniß die höhere Beurtheilung der Dinge nach den Ideen des Glaubens. Indessen wer Einsicht in die Organisation des menschlichen Geistes gewonnen hat, dem ist es klar geworden, daß die Gebiete des Wissens und des Glaubens fest gegründet in der Natur des menschlichen Geistes liegen, ohne einander auszuschließen. Beiden, Wissen und Glauben, kommt Wahrheit zu; einem jeden in der ihm eigenen Beziehung.

Die wissenschaftliche Erkenntniß ist die Art, wie der menschliche, an die Sinne gebundene Geist, gemäß der ihm eigenthümlichen Formvorstellungen die Welt erkennt. Diese Vorstellungen, welche der Geist herzubringt, bringen Einheit und Verbindung in die bunte Mannigfaltigkeit sinnlicher Wahrnehmungen.

Jene obersten Naturgesetze, welche unserer ganzen Erkenntniß der Welt zu Grunde liegen, sind eben solche dem Geiste angehörige Formvorstellungen; an sie ist deshalb alles Wissen um die Natur unzertrennlich gebunden.

So steht unsere wissenschaftliche Erkenntniß und die durch sie begründete Weltansicht gerechtfertigt — fest gegründet in ihren Ansprüchen an Wahrheit da! — Indessen es gilt Paulus Wort: „Alles Wissen ist Stückwerk!“ Mit unserm Wissen um die Dinge dringen wir nicht hindurch auf ihr wahres Wesen. Nichts Beständiges kennen wir da draußen, — Alles in ewigem Wechsel, in fortwährender Bewegung; wir finden dort keine unbedingte Ursache, sondern eine jede wirkende Ursache ist als solche selbst wieder bedingt, — in endloser Reihe läuft rückwärts die Reihe der Ursachen, — vorwärts die Reihe der Wirkungen! — und endlich, die Welt stellt sich uns nicht dar als ein Ganzes, als ein Vollendetes, sondern unvollendet, unvollendbar dehnt sie sich räumlich wie zeitlich ins Unendliche. Aber diesem Wissen gegenüber macht sich im Geiste die unabweisliche, zwingende Forderung geltend nach dem selbständigen, bleibenden Wesen, nach der absoluten Ursache, nach dem Vollendeten! Unser Wissen kann diese nie erreichen, weil es an jene Formvorstellungen gebunden ist, welche unserer Erkenntniß den Stempel des Unvollendbaren aufdrücken.

Hier setzt der Glaube ein! Aus der Tiefe des menschlichen Geistes entspringen gegenüber der Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit des Wissens die Ideen des Glaubens. Unauslöschlich leben sie in jedes Menschen Geiste; nur mangelhafte und einseitige Bildung vermag ihre Wahrheit zu verkennen.

Während der menschliche Geist im Wis-

sen gemäß der ihm eigenen Formvorstellungen die Welt erfaßt, erhebt er sich im religiösen Glauben zu einer höheren Ansicht der Dinge. Das wahre Wesen und die ewige Ordnung der Dinge vermag der Mensch nicht in wissenschaftlicher Erkenntniß zu erfassen, zu ihnen erhebt ihn allein der Glaube.

Der Einheit des geistigen Lebens entsprechend, liegt vermittelnd zwischen beiden Gebieten des Glaubens und des Wissens noch ein drittes, das Gebiet der Ahnung, vermittelst welcher der Geist die endlichen Erscheinungen auf die ewigen Ideen bezieht.

Ueberall da, wo die Erscheinungen der Natur, Werke der Kunst, oder geistige Größe in uns die Ideen des Erhabenen und Schönen erwecken, sind uns Lichtblicke gestattet hinein in die Welt des Ewigen. Wenn der Anblick des sternfunkelnden Himmelsgewölbes oder des grenzenlosen Meeres, der anmuthige Wechsel von Berg und Thal oder die blühende Wiesenflur, — vor Allem wenn die Erscheinung wahrhaft sittlicher Größe, die Erscheinung wahrer Schönheit geistigen Lebens in unserer Brust jenes unaussprechbare Gefühl der Sehnsucht erwecken, — da erhebt sich der Geist ahnend zu den Ideen des Ewigen, deren wahre Bedeutung uns erst vollendet klar sein wird, wenn mit dem leiblichen Tode jener Vorhang fällt, der jetzt unserer Erkenntniß das Ewige verbirgt.

Spectralanalyse und Praxis.

Von

August Vogel.

Als eine große folgenreiche That des Lichtes tritt uns neuester Zeit die Spectralanalyse entgegen; seit der verhältnißmäßig kurzen Zeit ihres Bestehens hat sie, wie die Photographie, welthistorische Bedeutung erlangt. Wir haben durch sie nicht nur eine lange Reihe neuer Elemente kennen gelernt, welche in der Folge für die Technik nicht geringe Wichtigkeit versprechen, — sie hat uns die wichtigsten Aufschlüsse ertheilt über die Natur der entferntesten Himmelskörper, es ist ihr gelungen, die entlegensten Theile des Weltraumes in den Kreis unserer exacten Forschung zu ziehen. Aber nicht allein auf wissenschaftliche Resultate beschränkt sich die Spectralanalyse, auch in die Technik direct tritt sie ein als nützliche Gehülfin. Wie bekannt, hat die spectralanalytische Untersuchung der Hochofengase die interessantesten Anhaltspunkte für die richtige Erkenntniß des Eisenhüttenprocesses geboten. Und nun ist ihr jüngster Zeit noch ein neues Feld der ersprießlichsten Thätigkeit eröffnet worden. Sie liefert nämlich heutzutage einen erwünschten Beitrag zur Charakterisirung chemischer und pharmaceutischer Präparate. (Stoddart, Pharm. Journ. a. Trans. September 1869.)

Es ist nicht der Gegenstand jener merkwürdigen Arbeit, der wir hier im Allgemeinen auszugsweise folgen, die hellen Linien von brennenden Körpern zu erklären, sondern nur auf die Bilder aufmerksam zu machen, welche verschiedene Lösungen im Spectralapparate darbieten. Werden bestimmte Lösungen mittelst des Prismas betrachtet, so lassen sie anstatt eines Theiles durchgehenden Lichtes dunkle Streifen, „Absorptionsstreifen," erscheinen. Diese Streifen sind constant und geben jedem einzelnen Präparate ein eigenthümliches Spectrum. Die meisten Lösungen werden durch große Verdünnung, wie man zu sagen pflegt, durchsichtig; dies ist jedoch nur vergleichungsweise richtig. Selbst Luft und Wasser berauben das Sonnenlicht einzelner seiner Strahlen während seines Durchgangs durch diese Medien. Je gefärbter die Lösung, um so bestimmter ist die Wirkung. So läßt z. B. eine ammoniakalische Lösung von Kupfervitriol die rothen und violetten Strahlen durchgehen, absorbirt aber die übrigen. Eine ammoniakalische Nickellösung absorbirt die violetten, gestattet aber den blauen und rothen den Durchgang. Eine Lösung von Schwefelcyaneisen läßt nur die gelben und rothen Strahlen passiren, während die grünen, blauen und violetten gänzlich absorbirt werden. Viele Körper geben fast farblose Lösungen, zeigen jedoch sehr starke Absorptionsstreifen, wie die Salze von Didym, Mangan, Hämatin und Cruorin. Die absorbirende Macht von flüssigen Spectren erklärt die blaue Färbung entfernter Gegenden und die grüne von tiefem Wasser.

Die Resultate, welche bis jetzt in dieser Richtung mit der Spectralanalyse erzielt

wurden, sind außerordentlich zahlreich. Es mögen von denselben nur wenige besonders auffallende hervorgehoben werden. Die Spectren einzelner Präparate, wie der Tinctur von Hyoscyamus, Cannabis, Lobelia, sind außerordentlich schön und können eben so gut wie die Mineralsalze als Muster- und Schaustücke dienen. Mikrospectroskopische Beobachtungen versprechen bei der Entdeckung von Verfälschungen einen hohen Werth zu bekommen, denn die Spectren sind immer verschieden und es giebt kaum ein ganz gleiches Spectrum von zwei verschiedenen Artikeln. Die geringste Abweichung kann bemerkt werden, wenn man vermittelst eines zweiten Prismas zwei Spectren neben einander stellt. Eben so wenig kann bezweifelt werden, daß die Anwendung des Mikrospectroskopes bei analytischen Untersuchungen von höchster Bedeutung ist. Zwar läßt sich nicht erwarten, daß jede Mischung die einzelnen Bestandtheile nach ihren individuellen Eigenthümlichkeiten durch das Spectrum erkennen lasse, jedoch ist dies in einzelnen Fällen in der That der Fall. So kann z. B. Coccionella in Cardamom- und Chinatinctur sofort aufgefunden werden. Der Farbstoff des Blutes läßt seine besonderen Streifen erscheinen, auch wenn er mit Cochenille versetzt ist. Die Spectralanalyse kann im Thone mit Sicherheit die verschiedenen Oxydationsstufen des Eisens bestimmen, so wie sie im Veilchensaft die Beimischung von Lakmus oder rothem Mohnsaft erkennbar macht. Ja das Spectrum einer Tinctur von den Blättern eines zweijährigen Hyoscyamus unterscheidet sich vollkommen von dem einer Tinctur aus einer einjährigen Pflanze. Wie weit geht hiernach schon die Spectralanalyse über die gewöhnliche Anwendung mit Reagentien hinaus! Offenbar sind wir hier auf dem Wege, bisher nicht geahnte Resultate zu erzielen. Wenn uns die Spectralanalyse in der That zu unterscheiden gestattet, ob ein- oder zweijährige Blätter zu einer Tinctur verwendet worden, warum sollte es nicht gelingen, die so lange gesuchten aber nicht gefundenen Unterschiede zwischen künstlichen und natürlichen organischen Präparaten zu entdecken. Wir sind, wie bekannt, im Stande, z. B. Harnstoff künstlich herzustellen, welcher von dem aus dem Harne direct gewonnenen sich in seinen physikalischen und chemischen Eigenschaften nicht unterscheidet. Wer mag behaupten, daß es der Alles durchdringenden Spectralanalyse nicht doch noch möglich werde, auch hier Unterschiede zu finden? Und wollen wir noch einen Schritt weiter gehen, sollte es der Spectralanalyse nicht gelingen, über so manche räthselhafte Wirkungen, wie sie uns in den Mineralwässern entgegentreten, dereinst Aufschluß zu geben? Wir können uns vorläufig von der notorischen Heilwirkung so mancher Mineralquellen keine richtige Vorstellung machen. Es giebt heiße Heilquellen, welche so arm an Mineralbestandtheilen sind, daß man nicht diesen, sondern nur ihrer natürlichen Wärme die erprobte Wirkung zuschreiben kann; nach unserem heutigen Standpunkte muß es aber doch gewiß ohne Einfluß auf die Wirkung sein, ob ein Wasser geheimnißvoll durch unterirdische vulcanische Feuer oder in der Küche auf dem Herde erwärmt wurde. Dies ist doch für den Effect eben so gleichgültig, als es auf den Geschmack eines hart gesottenen Eies ohne Einfluß bleibt, je nachdem das Wasser über einer Weingeistflamme oder auf Kohlenfeuer zum Sieden gebracht worden. Sollte nicht die Spectralanalyse — sie, die sogar das Verborgenste durchdringt — auch hier einmal eindringen? Das Licht, welches in der Spectralanalyse zum ersten Male als Reagens zur Anwendung gekommen, ist empfindlicher als alles Andere, was uns bisher in dieser Richtung zu Gebote stand. So sehen wir denn das prismatische Farbenspectrum — und dieses ist und bleibt doch immer der ursprüngliche Ausgangspunkt aller weiteren spectralanalytischen Untersuchungen — erobernd eintreten in die Gebiete der Praxis und Technik; möge diese friedliche Waffe des menschlichen Geistes noch viele Siege erringen.

Die

Steppengebiete Nordost-Afrika's.

Von

Robert Hartmann.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen zeigten uns die Treiber die frischen Fährten der „gemalten Wildhunde“ der Steppe, welche ihr Lager und unser Zelt in verwichener Nacht um-



Canis pictus und Dama-Antilopen. — Capparis sodada, Sarcostemma viminale. Bejudah-Steppe.

kreist hatten. Es sind Eindrücke von je vier Zehen, ähnlich den gespreizten Fährten des Wolfes. Das sind also die Urheber des nächtlichen Spectakels gewesen. Der gemalte Hund (Canis pictus), Kelb-es-Semech, d. h. schöner Hund der Beduinen, Tekkula der Abyssinier, ist ein echtes Raubthier der Chalen. Er erreicht die Größe eines guten Fleischerhundes, hat eine stumpfe Doggenschnauze, sowie lange und breite, emporstehende Ohren. Sein isabellfarbenes Fell ist mit in Anordnung und Anzahl sehr wechselnden weißen, schwarz eingesäumten Flecken und Binden gezeichnet, die sich manchmal in angenehmer Weise von einander sondern, manchmal unordentlich in einander fließen. Auf seinen ziemlich langen, übrigens sehnigen Beinen trottet dies Geschöpf, Dogge, Wolf und Hyäne in sonderbarer Mischung, bei Tag und Nacht, einzeln und rudelweise umher, von Dongola bis zum Senegal, Zambesi und Gariep, greift Gazellen und auch größere Antilopen an, würgt gelegentlich aber auch Esel, Schafe, Ziegen und junge Rinder. Sonderbarerweise wiederholt sich in der Bejudah wie im Caplande die Angabe, daß der Semechhund den Rindern gerne die Schwänze abbeiße. Das Thier ähnelt übrigens in seinem sonstigen Gebahren vielfach unserem Wolfe. Wie dieser, wagt es sich, vom Hunger getrieben, auch wohl an vereinzelte Menschen. Jung eingefangen, läßt es sich ganz gut zähmen und scheint auch von Aegyptern und, nach Livingstone's Zeugniß, von Balala der Kalahari schon früher zur Jagd abgerichtet worden zu sein.

Die hyänenartigen Fleischfresser sind in diesen Steppen durch zwei Arten vertreten. Durch die kleinere gestreifte, welche jedoch südlich vom 17. Grad nördlicher Breite allmälig der größeren, gefleckten weicht. In manchen Gegenden des Taka und am Senegal kommen beide neben einander vor; im Sennar findet sich mehr letztere. Beide Arten sind zwar feige, fallen aber immer durch ihr abscheuliches nächtliches Geheul und durch ihre unersättliche Raubsucht lästig. Schafe, Ziegen und Esel sind vor ihren Angriffen niemals sicher. Andererseits wieder machen sie sich durch Vertilgung von Aesern, Abfällen und Effluvien ganz nützlich.

Ein unverwüstlicher Räuber der Steppen ist ferner auch der schlanke Fachad oder Gepard (Cynailurus guttatus), jene schön gezeichnete Katze, die in Bau und Naturell Manches mit den Hunden gemein hat und deren Jagdeifer die Hindus und Perser so vortheilhaft zum Antilopenfange auszubeuten wissen, eine Kunst, die übrigens auch die alten Aegypter und Abyssinier geübt zu haben scheinen. In den Chalen von Sennar und Kordufan erscheinen auch Löwen und Panther, welche Thiere übrigens noch weit mehr den Hochwald lieben, der doch ihre eigentliche Heimath bleibt.

Sehr charakteristische Bewohner dieser Gegenden sind viele antilopenartige Wiederkäuer. In den Chalen Kordufans, namentlich um die Berge Dejus und Araschgol, am mittleren Weißen Nil und im Süden Sennar's, zwischen dem Guleberge und dem Sobat, bemerkt man diese Thiere zu recht großen Herden vereinigt. Und dennoch kommt deren Anzahl wohl niemals jenen fast fabelhaft zu nennenden Schwärmen gleich, welche die Ebenen im Westen von Natal und der Delagoabai bevölkern. In der Bejudah existiren neben der Gazelle (Antilope dorcas) die uns schon aus der nubischen Wüste bekannten Addax, die Leucoryx, die Dama. In den Steppen der Homran in Sennar finden sich ferner der Tetal (Antilope bubalis), die Difasa, (Antilope ellipsiprymna) und, wie auch um die Berge der Funje, die stattliche Meremri (Aegoceros equina) mit krummen Ziegenhörnern, endlich die Sömmeringsantilope. Vom Sobat her streifen zwischen die Funjeberge an den Khuar hin und nach dem Blauen Flusse zu kleine Rudel der weißohrigen Antilope (Antilope leucotis). Die Steppe längs des weißen Niles und die Rohrbrüche am Gazellenflusse werden von großen, kräftigen Repräsentanten der Familie bewohnt, wie Antilope megaloceros, Antilope ellipsiprymna, Antilope caama, Antilope oreas, Antilope decula, Antilope sylvatica, Antilope Spekei, Antilope senegalensis u. s. w. Der anmuthige Springbock (Antilope euchore), dem Leser südafrikanischer Reiseschilderungen wohl bekannt, dringt angeblich bis in diese Gebiete vor. Aber selbst das gesprenkelte Gnu (Antilope Gorgon) und das Zebra fehlen dem gestaltenreichen Naturgemälde der Steppen von Süd-Sennar und der südlichsten Kullas nicht.

Zu den alleranmuthigsten Erscheinungen

der afrikanischen Steppen gehört ohne Zweifel die Giraffe. Selten streift sie von Kordufan in die südliche Bejudah, in Sennar und am Setit dagegen zeigt sie sich ziemlich häufig. Sie liebt vorzugsweise dickbuschige Steppenpartien, welche ihr reichlichere Nahrung an Akazienlaub gewähren und bei nahender Gefahr ihre Flucht decken.

An einem schwülen Juniabende lagern wir an einer vegetationsarmen Stelle der zwischen Blauem Nile und Guleberge gelegenen Chalah in den Zelten von Abu-Rof-Beduinen. Die Sonne birgt sich im Westen und Nacht umdunkelt die Fläche. Laut zirpen die Grillen, in der Ferne ertönt das unangenehme Concert der in diesen Gegenden so häufigen Dibs oder Schakale. Im Südosten zuckt Wetterleuchten mit jener Pracht der phosphorescirenden, das Licht fast secundenlang ausstrahlenden Blitzsäulen, wie sie dem Tropengebiet so eigen. Zwischen den Mattenzelten kauern die Nomaden, neben ihnen die Neger unserer Militärbedeckung.

Nach genossenem Abendbrot — Brust der Nashorngans und gekochter Reis — entschlummern wir unter der luftigen Decke der Beduinenzelte. Nächtlich herabrieselnder Regen weckt mich, die Zeltdächer beplätschernd und unter dieselben hineinfegend. Ich höre Getrampel, wie von einer vorüberziehenden Reiterschwadron. Darauf wecke ich einen der neben mir schlafenden Soldaten und erfrage seine Ansicht über die Ursache des Geräusches. Sein Ohr zur Erde neigend, versichert er, das Getrampel rühre von sehr großen Thieren, Elephanten oder mindestens doch Giraffen, her, die gerade ihren Zug nach dem Flusse richteten. Unmittelbar darauf taumelt er wieder zurück und schnarcht gleich einem nächtlicher Weile sich tummelnden Flußpferde. Elephanten zeigen sich hier in der That nicht selten, besonders zur Regenzeit, wo sie öfters vom Blauen zum Weißen Flusse herüberwechseln. Cailliaud, wir und noch andere Reisende bemerkten in d i e s e r Gegend häufig Fährten derselben.

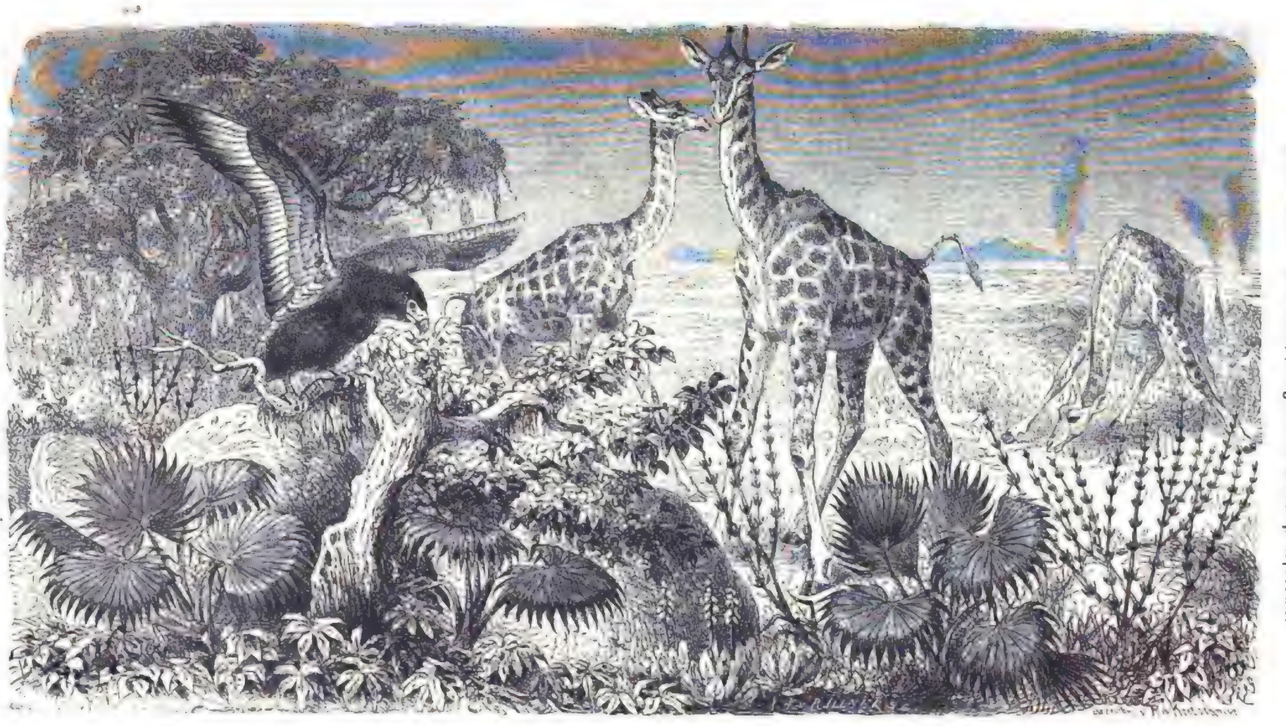
Auch die V o g e l w e l t der Steppen bietet sehr vieles Interessante dar. Herrlich erscheint der Gaukelaar (Helosarsus ecaudatus), einer der schönsten Raubvögel, wenn er seine so auffällige, so kühne Luftturnerei vollführt, jene unvergleichliche Mannigfaltigkeit seiner Flugbewegungen entwickelt, die Brehm und Gurney so gut geschildert haben. Die langohrigen Steppenhasen, Spring- und Rennmäuse fallen ihm in Menge zur Beute. Auf hohen Hejeligs horstet der Raubaar (Aquila rapax), ein ebenfalls schönes, lebhaftes Thier. Letzterer gesellt sich, wie schon Brehm ganz richtig angeführt, gelegentlich zu den Leichenmahlen der Geier und Raben. Die Raben sind hier hauptsächlich durch eine hübsch weiß und schwarz gezeichnete, mit einem Metallanfluge versehene Art (Corvus scapulatus) vertreten. Ihr schwarzweißes Kleid und ihre possirlichen Bewegungen erinnerten mich von Weitem an unsere heimische Elster, wogegen ihr kräftigerer Bau mehr derjenige eines Kolkraben. Diese Thiere lesen Kamelen, Rindern und Antilopen die Zecken vom Körper ab, eine Arbeit, die im Sennar auch noch andere Vögel übernehmen. Zuweilen gewahrt man auch den sonderbaren Secretärvogel (Gypogeranus serpentarius), der, auf seinen Stelzbeinen gravitätisch einherschreitend, den beschopften Habichtskopf zierlich wendend, seine in kleinen Säugethieren, Reptilien und Kerfen bestehende Nahrung aufsucht.

An offenen Stellen ist auch der große Trappe (Otis arabs), dessen Männchen den stattlichen Federmantel über den Hals und Vorderrücken trägt, nicht gar selten. Sein Fleisch gilt als ungemein schmackhaft. Seinen Aufenthalt theilt auch ein bogenschnäbliger Ibis (Ibis Hagedash), schmutzig-weiß, mit metallisch glänzenden Flügeln. Wird dieser Vogel aufgescheucht, so stößt er ein sonderbares, dem eines geängstigten Schafes ähnliches Geschrei aus. Der von Brehm mit Recht so genannte „Wüstenläufer“ (Cursorius isabellinus) ergötzt durch höchst munteres Wesen. In Sennars Steppen trifft man auch die stets beweglichen Lappenkibitze. Flughühner von verschiedenen Arten gehören zu den gemeinen Erscheinungen. Ueber den Buschwäldern Ost-Sudans streicht die schöne abessinische Mandelkrähe hinweg und in jenen Steppen, die unfern des Blauen Flusses sich ausbreiten, jagt der rothe Bienenfresser (Merops nubicus) nach Insecten, während die buschreicheren Binnensteppen dieser Region ein Verwandter, der niedliche Zwergspint (Merops erythropterus) belebt.

Sehr anziehend ist das V o g e l l e b e n in Nähe einer wasserreicheren Fulah, eines



Geparden. Westliche Bejudah-Steppe.



Steppe am Fuße des Senchberges in Sennar. — Giraffen und Gaukeladler. — Grewiabaum, Ficusstrauch, Rogerien u. s. w.

Regentümpels. Da gewahrt man Hunderte und Tausende von Wad- und Schwimmvögeln, daneben noch Raub-, Sing-, Lauf-, Tauben- und Hühnervögel in beschränkterer Zahl. Morgens und gegen Abend ist das Bild stets am lebendigsten. Der gefräßige Schmarotzermilan kreist mit seinem ewigen unausstehlichen Gekreische über dem Weiher oder spreizt, auf einem Felsblocke ruhend, den Gabelschweif. Klaffschnäbel, mit dem beinahe schuppenähnlichen Gefieder, schwarzhalsige Reiher, weiße Kuhreiher, Abdimstörche, spornflüglige Gänse mit abenteuerlichen Auswüchsen am Schnabel, sowie verschiedenerlei Enten flattern, stehen, stelzen und wackeln da schreiend und quäkend durch einander. Auch läßt sich wohl an solchen Orten der kahlhalsige Marabustorch sehen, ein Tyrann unter den Vögeln, denn blitzschnell beigebrachte Hiebe mit seinem mächtigen Schnabel machen ihn, den gravitätischen, gefräßigen und ungemüthlichen Inhaber des zierlichsten Damenschmuckes, unter seinen Classengenossen sehr gefürchtet. Frösche, Taumelkäfer, Libellenlarven, Millionen von Puppen der Federmücken, Widderhornschnecken und Teichmuscheln gewähren dieser Vogelgesellschaft zugleich Imbiß.

(Fortsetzung folgt.)

Trapezunt,

die Kaiserstadt am pontischen Gestade.

Schilderungen längst vergangener Zeiten treten oft in so märchengleicher Schönheit vor unseren Blick, daß wir sie leicht mehr für Schöpfungen lebhafter Phantasie halten würden, wenn nicht der Ernst der Geschichte uns dieselben als Wahrheit verkündete, uns die heftigen Erschütterungen berichtete, welchen jene beglückenden Zustände unterliegen mußten. So ist es mit dem Schicksal von Trapezunt, der einst glänzenden Hauptstadt eines schnell aufblühenden und vergänglichen Reiches, an der südöstlichen Küste des Schwarzen Meeres.

Frühzeitig ward das pontische Gestade von den seefahrenden Griechen besucht und colonisirt. Wie Missionarien der Humanität, drangen sie in alle Buchten und Meeresbecken, und ihre Thätigkeit, ihr Fleiß verwandelte, unterstützt von den günstigsten Naturverhältnissen, das Land in einen Garten, während sie zugleich bildend auf die Bewohner desselben einwirkten. Reiche Handelsstädte entstanden, aus denen die Erzeugnisse Asiens Europa zugeführt wurden. Unter diesen Städten Sinope und Trapezunt. Doch war Kleinasien so wiederholt der Schauplatz blutiger, grausam geführter Kriege, daß ein bleibendes Gedeihen friedlicher Bestrebungen nicht stattfinden konnte. Als sich späterhin die römische Herrschaft auch über die pontischen Küsten ausbreitete, waren viele Theile des Landes so schwach bevölkert, daß die Römer einen neuen Zufluß von Einwohnern für nöthig hielten. Julius Cäsar sandte allein achttausend römische Bürger nach Sinope und anderen Städten. Römische Baukunst, römische Bildung und alle Vortheile und Nachtheile römischer Sitte wurden in jene Gegenden verpflanzt. Trapezunt war wegen seiner Weltstellung am äußersten Winkel des Schwarzen Meeres den Römern während ihrer Kriege mit den Parthern und mit Armeniern als Waffenplatz von großer Wichtigkeit und deshalb stark befestigt, deshalb von vielen Kaisern sehr begünstigt. Unter Kaiser Valerian traf die reichgewordene Stadt der Raubüberfall einer Gothenflotte. Die Gothen, welche in Thracien eingedrungen waren, bedrohten bald die pontische Küste. In einer dunkeln Nacht bei Trapezunt landend, erstiegen sie die unbewachten Mauern, plünderten und mordeten nach Barbarenart. Ein großer Theil der Bevölkerung unterlag dem Schwerte. Die rüstigsten Männer wurden an die Ruderbänke der Galeeren geschmiedet, ein Theil der Frauen als Sclavinnen fortgeführt. Mit unermeßlicher Beute kehrten die Gothen an den Bosporus zurück. Im Laufe der Zeit scheinen sich wieder bessere Zustände gestaltet zu haben. Das Christenthum, schon in den ersten Jahrhunderten in Kleinasien verbreitet, erhielt bald, trotz mannigfacher Verfolgungen, eine feste Stellung seiner Kirche. Als das große Römerreich sich in ein Ost- und Westreich spaltete, zeigte das oströmische, nun das byzantinische Reich genannt, sehr bald Spuren seines einstigen Verfalles. Unter wiederholten Kämpfen gingen die Provinzen in Kleinasien verloren bis auf Trapezunt, dessen starke Befestigung und beschwerliche

Gebirgszüge ernsteren Widerstand möglich machten. Bei den grauenvollen Palastrevolutionen in Byzanz, in denen Kaiser Manuel, aus dem Stamme der Comnenen, ermordet wurde, traf seine Familie ein gleiches Schicksal. Nur ein Knabe von vier Jahren, Alexis, der letzte Sprößling der Comnenendynastie, wurde gerettet und nach Kolchis gebracht. Dort, zum Manne herangereift, sammelte er, in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren, ein Heer, mit dem er Trapezunt belagerte, welches bald mit dem ganzen Küstenstrich bis Amasis ihm zufiel. Im Jahre 1204 ward Alexis I. der Stifter des Trapezuntischen Kaiserthums, welches von Kolchis bis Sinope reichte, und machte Trapezunt zu seiner Residenz. Diese Periode der christlichen Herrschaft Trapezuntischer Kaiser erzeugte zwar in der Residenz ein neues Leben, verjüngte die Industrie, den Handel, die Kunst und selbst einige wissenschaftliche Zweige, brachte auch den Bewohnern temporären Reichthum, aber der Mangel an großen Charakteren und der Kampf mit äußeren, fortwährend drohenden Gefahren, stellten sich einer großartigen Entwicklung hemmend entgegen. Doch von ungemeiner Schönheit muß die Stadt gewesen sein, groß ihr Glanz und der Umfang ihrer Bauwerke. An dem amphitheatralisch sich erhebenden Gestade, im gesundesten Klima, rings von blühendem Gartenlande umgeben, in dessen Mitte die Stadt mit ihren Palästen, Kuppeln und Thürmen sich stolz erhebend, schien sie den Heranschiffenden wie die Königin des Pontus. Ihre aufsteigende Erhebung war in der Kaiserzeit mit vielen Kirchen, Thürmen, Säulengängen, Marktplätzen und prächtigen Wohnungen geschmückt. Am Meere entlang waren lange Häuserreihen der Kaufleute und Schiffer, dann erhob sich immer glänzender die Stadt mit der Akropolis. Der Kaiserpalast der Comnenen mit der Schatzkammer und den Archiven stand hoch über derselben. Eine hohe Treppenflucht führte zu dem innersten goldenen Palast, hinauf zu dem großen Kaisersaale, mit weißen Marmorplatten getäfelt, mit den Bildern und Wappen der Comnenen geziert, von weißen Marmorsäulen getragen, und von Audienzzimmern, von Balconen, Galerien, Terrassen umgeben, die von allen Seiten die entzückendste Aussicht auf Land, Gebirge, Meer und Stadt darboten. Die Umgebungen waren Lusthaine, reich bewässert, blumige Wiesen, Gärten, Olivenhaine, Rebhügel. In den Vorstädten lagen Klöster und milde Stiftungen auf den reizendsten Punkten vertheilt. In den nahen Wäldern wuchs die Kastanie, der Nußbaum, die Weinrebe, die schönsten Laubdächer bildend, Dickichte von Cypressen und Myrthen zwischen ihnen. Die Weinberge gaben die köstlichsten Früchte, Citronenbäume blühten das ganze Jahr hindurch. Die Thäler waren voll frischer Quellen, die Wiesen und Hügel voll Blumenschmuck, die Haine voll Rosengebüsch und Nachtigallenschlag. Der Lobredner jener glänzenden Periode war Cardinal Bessarion, geboren zu Trapezunt im Jahre 1395, der das Jammerschicksal seiner Vaterstadt nur kurze Zeit überlebte. Ihm war die Heimath ein Paradies mit allen Schätzen der Erde, bis es durch Barbarenhand in den Schauplatz der Verwüstung verwandelt wurde. Er nennt eine Menge von Lustschlössern, die zu allen Jahreszeiten den lieblichsten Aufenthalt darboten. Unter diesen waren auch glänzende Prachtpaläste. Die Früchte des Landes gehörten zu den edelsten Arten. Auch der Menschenschlag war durch seine Schönheit berühmt. Die Töchter des Landes waren die schönsten ihres Geschlechts und die Prinzessinnen des Hofes, deshalb von so vielen Fürsten gesucht, mußten oft der Politik zum Opfer dienen. Sie wurden nicht nur an den byzantinischen Hof vermählt, sondern auch an viele Fürsten des Kreuzheeres, sowie an Könige der Lazen und Abasen; sogar ein Enkel Timur's erhielt die Hand einer Trapezuntischen Fürstin. Despina Chatan, die Tochter des Kaisers Johannes IV., die Gemahlin des Turkomanenfürsten, wie die Prinzessin Eudoxia, Tochter Alexis' III., Gemahlin des Kaisers Johannes Paläologus zu Constantinopel, galten im ganzen Oriente als die größten Muster der Schönheit ihrer Zeit. Viele Fürstensöhne des Orients und Occidents, glänzende Ritter und Hofleute bildeten an diesem glänzenden Hofhalte mit ihrer Pracht und ihren Liebesabenteuern einen Hauptstoff mannigfacher Rittergeschichten und Romane bei den Morgen- und Abendländern, unter denen der Roman des Genuesen Marini, gestorben 1610, für die Kenntniß des damaligen Lebens in Trape-

zunt als einer der lehrreichsten und berühmtesten angegeben wird. Seit den Durchzügen der Kreuzfahrer durch die Länder des Orients, bemächtigten sich die italischen Seefahrer, vor Allem Venetianer und Genueser, des Verkehrs. Die Genueser waren am vertrautesten mit dem Leben am kaiserlichen Hofe, wie am meisten betheiligt an dem lebhaften Handelsverkehre. Der reichste Strom der kostbarsten indischen Waaren ergoß sich über Trapezunt, das nebst Caffa und Tana in der Krimm und am Tanais die drei großen Stapelorte waren, wohin Seidenzeuge aus China, Gewürze und Edelsteine aus Indien, Perlen aus Persien und Ceylon, und andere Kostbarkeiten gingen. Getreide kam aus dem taurischen Chersonesus, Zeuge aus Cilicien, Tücher aus Italien und Flandern, Glas- und Stahlwaaren aus Deutschland und Venedig. Die vielen Fremden aus Asien, Afrika und Europa waren auf dem Bazar Trapezunts durch Sprache, Trachten, Religion und Sitte leicht zu unterscheiden, berichtet Cardinal Bessarion. Die Genueser und Venetianer nahmen die erste Stelle unter den Fremden ein. Ihnen wurden viele Rechte eingeräumt. Auf den bedeutendsten Handelswegen waren Schutzcastelle zur Sicherung der Karawanenzüge errichtet. Die Bewohner von Trapezunt hatten große Geschicklichkeit in Anfertigung gestickter Kleider, in Seidengespinsten und buntfarbigem Zeuge. Die Belustigungen der Reichen des Landes waren Land- und Wasserfahrten, ritterliche Uebungen, Schauspiele, das Schachspiel u. s. w. Die Hof- und Cabinetsprache soll bis ins vierzehnte Jahrhundert, nach Aufzeichnungen in den Archiven und Urkunden, ein gutes Griechisch gewesen sein. Cardinal Bessarion war einer der hauptsächlichsten Mitbeförderer der wieder auflebenden griechischen Literatur in Italien, wohin er nach dem Sturze seines Vaterlandes geflüchtet war. Die Volkssprache war ein Gemisch verschiedener Nachbarsprachen, doch mit griechischer Unterlage. Die Großcomnenen ehrten die Wissenschaften. In der Palastbibliothek befanden sich, nach Angabe der Palastchronik, sehr viele werthvolle Manuscripte, die länger in dem Palast zu Trapezunt erhalten blieben, weil der Bau, in welchem sie enthalten waren, der Zerstörung dadurch entging, daß er lange die Residenz des jedesmaligen Erbprinzen des Großsultans blieb. Die Liberalität der Großcomnenen zeigte sich in mancher großmüthigen Unterstützung an Gelehrte ihrer Zeit, die sie auf Reisen ins Ausland schickten. Mathematik, Astronomie, auch Astrologie wurden von ihnen gefördert. Der kriegerische Geist, den der jugendliche Kaiser Alexis nach Eroberung seines Reiches auch durch Siege über Nachbarvölker bekundete, scheint sich sehr bald verloren zu haben. Die reichen Gaben des Glückes hatten Ueppigkeit, Schwelgerei und damit die Verderbtheit der Sitten, die sicheren Vorgänger späteren Verfalles, herbeigeführt. Die Intriguen des Hofes, die Schwäche der Regenten, der oftmalige Zwang, erniedrigende Bündnisse und Verschwägerungen mit den sie umgebenden barbarischen Fürsten einzugehen, als augenblickliche Nothwehr, sowie die fortwährenden Angriffe der Seldschucken, Perser und Mongolen boten zwar viel Romantisches, aber wenig Erhebendes für den Fortschritt der Geschichte der Menschheit dar. Die Kriegsmacht der Kaiser versank, und nicht durch Macht, sondern durch Klugheit, List und Tractate, durch politische Bündnisse und Verschwägerungen mußte die Herrschaft innerhalb ihrer Meeres- und Gebirgsumschlingung zu erhalten gesucht werden. Die glänzende Hofhaltung, der Reichthum an Naturerzeugnissen und der bedeutende Handelsverkehr war mehr eine Verdeckung politischer Schwäche, die dann endlich einem mächtig anstürmenden Feinde erliegen mußte.

Durch Mahmud II. ward nach der Eroberung von Constantinopel auch der Trapezuntische Kaiserthron umgestürzt. Das ganze Kaiserhaus ward in die Gefangenschaft nach Constantinopel abgeführt und dort in den Kerkern vernichtet. Das Schicksal von Trapezunt war nach der Eroberung höchst traurig. Nur die Hefe des Volkes blieb in harter Dienstbarkeit zurück. Die schönsten jungen Leute wurden unter die Janitscharen, die Frauen in die Serails gesteckt, die Anderen ins Elend getrieben. Ein schneller Tod war das mildeste Schicksal für die Unglücklichen. Türkische Besatzung lag in der Stadt. Die schönsten Landhäuser erhielten die Befehlshaber der Truppen. Mahmud blieb den ganzen Winter in Trapezunt. Die letzten Spuren des Christen- und Griechenthums wurden zer-

stört und entwürdigt. Mit Ausnahme des Kaiserpalastes ward der bedeutendste Theil der Stadt zu einer Trümmerstätte.

Jetzt ist der Name Trapezunt in Tarabuzun, d. i. die Türkenstadt, umgewandelt. Die feste Hafenstadt erhielt durch Mahmud eine ganz militärische Bevölkerung. Die Lage war dem Sultan zu wichtig, um sie in Ruinen zu lassen. Von hier aus wurden die Kriegsflotten gegen die Krimm ausgerüstet. Das Gebiet wurde zum Paschalik erhoben. Es wurden Moscheen und Elementarschulen angelegt. Man suchte den Handel und die Gewerbthätigkeit wieder zu heben, wiewohl man gegen die Christen eine strenge Absonderung behauptete. Der Botaniker Tournefort, welcher im Jahre 1201 Trebisonde besuchte, fand die Stadt umfangreich, doch mehr Gärten als Häuser. Die Mauern von den Trümmern anderer Gebäude aufgeführt. Macdonald fand 1813 die Küste weniger verwildert, die Bewohner, ein Gemisch der verschiedensten Volksstämme. Southgate, britischer Consul in Trapezunt, berichtet 1837, daß der früher fast erstorbene Handelsverkehr sich wieder etwas erneut habe und einen neuen Impuls durch die Dampfschifffahrt erhielt. Im Jahre 1836 erschien der erste Dampfer mit englischer Flagge. Die Donauschifffahrtsgesellschaft erweiterte bald alle diese Beziehungen. Erst der Dampfschifffahrt schien es vorbehalten, durch Handelsbeziehungen mit Armenien, Persien und Syrien, das Völkerleben an den Pontusgestaden wieder anzuregen und wenigstens die ersten neuen Vorschritte des Verkehrs und der Industrie hervorzurufen. Die Kaufleute von Trapezunt, welche früher fünfzehn Monate brauchten, um die Messe in Leipzig zu besuchen, konnten nun in vierunddreißig Tagen über Constantinopel und Wien ihre Geschäfte in Leipzig vollführen, und dann in zwanzig Tagen wieder zu Hause sein. Auch die Liverpooler Gesellschaft ließ durch Schraubendampfer die Fahrt unternehmen, und so werden durch die Alles entwickelnde Zeit die Erzeugnisse der mit den reichsten Productionskräften gesegneten inneren Ländermassen im Westen Kleinasiens, welche so lange keinen Ausweg finden konnten und deshalb werthlos bleiben mußten, nun dem Heimathslande wie der europäischen Welt mehr zu Gute kommen. Die Städte Sinope, Smyrna, Trapezunt, Constantinopel treten dadurch mit Athen und Triest, sowie mit Alexandrien in lebhaften Verkehr. Zwei glänzende Eigenschaften hat das Schwarze Meer: seine beinah überall gleiche Tiefe, und daß es fast ganz frei von Klippen und Sandbänken ist. Seine Gefahren sind, wie bei allen eingeschlossenen Meeren, die furchtbaren Nebel und Orcane, die in der stürmischen Jahreszeit das Meer in seinen Tiefen aufwühlen. Doch sind sie mit der Dampfschifffahrt nicht unüberwindlich. Im Sommer und den guten Monaten Frühjahrs und Herbstes ist das Meer ruhiger und von Nebeln weit freier.

Die Lage von Trapezunt ist wundervoll, doch macht die Stadt einen melancholischen Eindruck. Die Stätten des ehemaligen Glanzes sind mit den kolossalen Trümmerhaufen bedeckt und, parkähnlich, von dem üppigsten Pflanzenwuchs überzogen. Das Innere der Häuser, oder vielmehr ihre Höfe, bieten durch den Schmuck der Myrthen, Lorbeer- und Rosengesträuche, Weinrebe und des Epheu einen lieblichen Anblick dar. Von dem Fruchtreichthume nur ein Beispiel. Der Reisende Fallmereier berichtet, daß in guten Jahren eine Rebe gegen zweihundert Pfund Trauben Ertrag gebe. Die Granate wächst als Feldbaum, mit ihren wundervollen Blüthen prangend. Ihre Wälder sind zur Blüthezeit von entzückendem Ansehen. Die Feige ist von schöner Art. Es ist ein solcher Reichthum von Kernobst, daß man die Südostküste von Asia minor wohl als das Vaterland des besten Obstes, zumal der Birnen und Kirschen, nehmen kann. Doch sind sie im wilden Zustande minder schmackhaft als bei etwas Pflege. Aprikosen, Pfirsiche und die gute Kastanie wachsen wild, wie der Weinstock, und werden bei geringer Cultur erst wohlschmeckend. Die Reben schlingen sich an den höchsten Bäumen hinauf. Leinenwaare wird von vorzüglicher Schönheit gewebt, fast seidenartig, und wird nach Constantinopel verführt, vorzüglich in den Harem des Sultans. Den Folgen des jüngsten mörderischen Krieges der Westmächte gegen das pontische Reich Rußlands wird zum Theil ein Fortschritt des orientalischen Aufschwunges verdankt. Eine der schönsten, inhaltreichsten Halbinseln der Erde ist der civilisirten Welt doch theilweise wieder erschlossen, und es ist zu hof-

fen, daß der gegenseitige Gewinn des Verkehrs noch bedeutendere Erfolge in der Zukunft mit sich führen wird. Viel ist zu thun, ehe die Wege gebahnt und all die Schwierigkeiten überwunden werden, die jetzt noch hemmend dazwischen liegen, doch wie einst Griechenland durch seinen europäischen Einfluß humanisirend auf Asien einwirkte, dürfen wir es von der Neuzeit hoffen. Kleinasien ist ein Juwel, das nur die Hand und den Sinn des Menschen bedarf, um sich paradiesisch zu entfalten.

Fort Yuma am Colorado.

In den Tagen der spanischen Entdeckungen und Eroberungen ertheilte Antonio von Mendoza, Vicekönig von Neuspanien, einem seiner Offiziere, Fernando Alarchon genannt, den Befehl, „ihm das Geheimniß des Golfs von Californien zu bringen." Er hatte den richtigen Mann gewählt, denn Alarchon war tapfer und beharrlich. Als er die Spitze des Golfs erreichte, kam er zwischen so gefährliche Sandbänke und Strömungen, daß seine Leute umkehren wollten. „Da Ew. Excellenz mir befohlen hatten, Ihnen das Geheimniß des Golfs zu bringen," sagt er in seinem Bericht an Mendoza, „so konnte mich nichts abschrecken, weiter vorzudringen. Ich befahl also meinen beiden Lootsen, Boote zu nehmen und mit dem Senkblei in der Hand das beste Fahrwasser zu ermitteln. Ich folgte ihnen auf dem Wege, den sie einschlugen, doch dauerte es nicht lange, so saßen meine drei Schiffe so fest im Sande, daß keins dem andern helfen konnte. Ich war in großer Gefahr, denn das Verdeck meines Admiralschiffs stand oft unter Wasser, und wenn nicht eine große Woge gekommen wäre und uns wieder aufgerichtet hätte, so würden wir alle ertrunken sein. Die beiden anderen Schiffe befanden sich auch in schlimmer Lage, aber da sie kleiner waren und nicht so tief im Wasser gingen, so geriethen sie nicht in solche Gefahr. Nun gefiel es Gott, die Schiffe bei der Rückkehr der Fluth wieder flott zu machen. Mit großer Mühe arbeiteten wir uns weiter, indem wir uns bald rechts, bald links wendeten, um im richtigen Fahrwasser zu bleiben. So gelangten wir an das Ende des Golfs und fanden dort einen mächtigen Fluß, mit einer so gewaltigen Strömung, daß wir kaum gegen sie ansegeln konnten."

Fernando Alarchon hatte den Befehl des Vicekönigs ausgeführt, den Colorado entdeckt und dem Golf von Californien sein Geheimniß entrissen. Nach seiner Reise, die in das Jahr 1542 fällt, wurden aber seine Entdeckungen wieder vergessen und Untercalifornien fast zwei Jahrhunderte lang für eine Insel gehalten. Die Jesuiten Kino und Sedlmayer ermittelten zwischen 1698 und 1701 die Wahrheit wieder und richteten zwischen den Missionen in Obercalifornien und der californischen Halbinsel eine Verbindung zu Lande ein. Die nächste Fahrt nach Alarchon in die Mündung des Colorado hinein machte noch später ein dritter Jesuit, Pater Consag, mußte aber bald umkehren, da die Strömung zu reißend war. Eine Aufnahme dieser gefährlichen Golfgegend verzögerte sich bis zu unserm Jahrhundert. Lieutenant Hardy von der englischen Marine führte sie in der Mitte der zwanziger Jahre im Auftrage einer Perlenfischerei-Gesellschaft aus. Die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, erhellen aus der Thatsache, daß sein Schiff einmal auf die Küste geworfen und erst nach acht Tagen wieder flott wurde. Die große Gewalt, mit der Ebbe und Fluth in diesen Gewässern auftreten, fiel ihm nicht so auf, wie die eigenthümliche Erscheinung, daß zwischen beiden keine Ruhepause liegt. „Im Colorado giebt es kein stilles Wasser," sagt er. „Die Ebbe läßt das Wasser noch abfließen und schon stürmt die Fluth mit dem Rauschen einer canadischen Stromschnelle wieder heran."

Fernando Alarchon fuhr im Colorado fünfundachtzig Leguas aufwärts. Vor einem Gebirge machte er Halt, da die senkrechten Felsen, welche den Strom hier einschlossen, das Ziehen seiner Boote am Tau unmöglich machten. Diese Stelle war ohne Zweifel der allen Trappern wohlbekannte canon, der über fünfzig deutsche Meilen weit fortläuft und blos an zwei bis drei Punkten überschritten werden kann. Unterwegs zog Alarchon fleißig Nachrichten über Land und Leute ein. Man sagte ihm, daß

der Fluß aus weiter Ferne komme, doch die Quelle wußte Niemand ihm anzugeben. Er erfuhr auch, daß viele andere Ströme in ihn fielen. In allen Gegenden, durch die er kam, trieben die Eingeborenen Maisbau. Sie brachten ihm Maiskuchen und Mezquite-Brot, das sie wahrscheinlich aus dem Mehl der Mezquite-Bohne bereiten. Weizen und unsere Bohne waren ihnen unbekannt. Alarchon zeigte ihnen Beides und sie wunderten sich sehr. Die Mezquite-Bohne wird noch von den heutigen Indianern in Californien und von den Pimas am Gila benutzt. Auch Baumwolle glaubte Alarchon zu bemerken, doch sah er nirgends baumwollene Kleider tragen und zog daraus den Schluß, daß die Kunst des Spinnens und Webens den Indianern unbekannt sei.

Auf seiner Flußfahrt gelangte Alarchon auch an den Punkt, wo der Gila in den Colorado fällt. An dieser Stelle gründete Garces gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts eine Mission, die aber von den Indianern, welche den Glaubensboten erschlugen, zerstört wurde. Die Spuren der Gebäude sind noch zu sehen, nur die Kirche ist verschwunden, da man die Steine zum Baue des nordamerikanischen Forts Yuma, welches dicht neben der ehemaligen Mission steht, verwendet hat. Man errichtete dieses Fort nach dem Abschluß des Friedens mit Mexico zum Schutze der Grenze, die ganz nahe ist, und legte eine Besatzung von zweihundert Mann hinein. In der ersten Zeit war die Versorgung der Mannschaften sehr kostspielig, da sie von der californischen Seestadt San Diego aus ganz zu Lande erfolgte. Später legte man Gärten an, trieb etwas Ackerbau und verschaffte sich manche Bedürfnisse von den Indianern.

In architektonischer Beziehung ist Fort Yuma sehr unbedeutend. Es liegt auf einem hohen Vorgebirge zwischen dem Gila und dem Colorado und gewährt eine weite Aussicht. Gegen Norden blickt man über eine Strecke von achtzehn deutschen Meilen bis zu einer Gebirgskette hin, deren Gipfel die mannigfaltigsten und phantastischsten Formen annehmen und Kuppeln, Minarets oder Pyramiden gleichen. Einer dieser Berge, der vom Fort Yuma am meisten ins Auge fällt, hat den Namen des Schornsteinfelsens bekommen. Die beiden Flüsse verleihen der Gegend Lebendigkeit. Der Gila ist an seiner Mündung fünfzig Ellen breit, der Colorado hat die zehnfache Breite. Er strömt schnell — bei mittlerem Wasserstande fünf Viertelmeilen (deutsche) in der Stunde — und hat viele Krümmungen, so daß man, wenn man ihn befährt, vom Fort Yuma bis zum Golf von Californien einen Weg von beinahe dreißig deutschen Meilen zu machen hat. Sein Thal ist zwischen einer Stunde und einer Meile breit und mit Weiden und Baumwollenbäumen bewachsen. Die Hochebenen, die sechzig bis siebzig Fuß über dem Flusse liegen, sind bloße Wiesen. Früher ist das Thal besser angebaut gewesen als jetzt. Man bemerkt noch die Reste alter Canäle, die zur Bewässerung dienten. Nach den mächtigen Baumstämmen zu schließen, die in dem gut bewässerten Boden entstanden sind und jetzt auf der Erde liegen, ist diese Cultur älter als die spanische Mission.

Die Yumas, die dem Fort zunächst wohnenden Indianer, haben den Amerikanern mehrmals zu schaffen gemacht. Eine deutsche Meile unterhalb des Forts liegen die Trümmer einer kleinen Befestigung, die ihre Erbauer Fort Defiance, etwa durch unser mittelalterliches „Trotzer" zu übersetzen, nannten. Hier spielte nach der Entdeckung der Goldfelder eine kleine, übrigens selbstverschuldete Tragödie. Die Yumas, die Herren dieses Landes, hatten an jenem Punkte eine Fähre angelegt und verdienten mit dem Uebersetzen von Nordamerikanern, die über den Gila nach Californien gingen, und mit Auswanderern aus Sonora viel Geld. Da erschienen Nordamerikaner, vertrieben die Indianer, bemächtigten sich der Fähre und bauten ihren Trotzer. Die Sache ging so lange ohne Störung fort, bis ein gewisser Gallantin, muthmaßlich ein entlaufener Verbrecher aus einem der alten Staaten, das Geschäft übernahm. Er schröpfte die Auswanderer und mißhandelte die Indianer. Eines Tages kam er mit einer Ladung Branntwein von San Diego zurück und gab seinen Gefährten ein Fest. Die Indianer hatten sich herangeschlichen und warteten, bis ihre Peiniger betrunken waren. Nun stürzten sie mit geschwungenen Keulen herbei und erschlugen Gallantin und seine vierzehn Gefährten. Drei Nordamerikaner waren draußen mit Holzfällen beschäftigt gewesen und kehrten gerade

zurück. Sie sahen das Gemetzel, ergriffen die Flucht und stießen auf eine Gesellschaft Mexicaner, durch die sie gerettet wurden. Ein Jahr später ermordeten die Yumas an der Fähre, ohne von Jemand beleidigt zu sein, einen ganzen Zug Auswanderer. Sie mischten sich unbewaffnet unter die Nordamerikaner, rissen auf ein gegebenes Zeichen schwere Holzscheite aus dem Feuer und erschlugen Alles, was Leben hatte. Solche Tragödien haben in diesen Gegenden oft gespielt und werden sich fortsetzen, bis die große Pacificbahn mit ihren Verzweigungen den Weißen eine so zweifellose Uebermacht verschafft hat, daß der Indianer sie im Innersten fühlt und Frieden hält.



Fort Yuma am Colorado.

Römische Skizzen.

Von

M. J. Lindau.

Auf den Bergen.

Seit Vollendung der Eisenbahn nach Albano und weiter, sind die Ausflüge in das Albanergebirge wesentlich erleichtert worden und man kann in einem Tage ausführen, wozu man sonst drei bis vier Tage brauchte. Aber trotzdem bleibt die Fahrt im offenen Vetturin durch die Campagna, immer das näher und näher rückende Gebirge im Auge, allezeit vorzuziehen, ganz abgesehen davon, daß ein italienischer Eisenbahnwagen nach meiner Meinung zu den Gegenständen gehört, dessen man sich nur im Nothfall bedienen darf. Aber nachdem ich bereits einmal die Fahrt nach Frascati mit Vetturin zurückgelegt hatte, wählte ich diesmal das schnellere Fortkommen mit Dampf und erkaufte mir damit einige genußreiche Tage. Zwar kann man es auch hier nicht umgehen, die Ueberreste alter Zeiten zu verfolgen, sich durch das „hier stand einst“ und „das war einst“ eines Cicerone oder eines archäologisch angehauchten Eseltreibers historisch anregen zu lassen, aber die Natur mit ihren Reizen bleibt in Frascati und Umgegend, fast mehr als in und um Tivoli, doch immer der liebliche und zunächst fesselnde Vordergrund, so viel auch Frascati selber mit seinen zahlreichen reizenden Villen der ordnenden und schmückenden Hand der Kunst und des Geschmacks verdanken mag, so wenig man vielleicht auch berufen sein mag, die volle Schönheit und Anmuth dieser Gegend zu beurtheilen, wenn man sie im Winter, statt im vollen Schmuck des Frühlings sieht.

Die Fahrt von Rom nach Frascati nimmt nicht viel über eine halbe Stunde in Anspruch. Die Bahn läuft von Porta Maggiore aus längs der Acqua Felice bis zur Porta Furba, einem Bogen dieser Wasserleitung, durchschneidet von hier längs der Via Appia die Campagna in gerader Richtung nach dem Gebirge, zweigt sich dann von der nach Neapel führenden Hauptbahn in gerader Linie auf Frascati ab und führt uns, am Fuße der Höhe aufsteigend, alsbald mitten unter grünende Oliven. Der Zug hat uns mit rücksichtsloser Schnelligkeit durch einen der interessantesten Theile der Campagna geführt, hat uns längs der Via Appia nur einen flüchtigen Blick auf die Gräbertrümmer dieser berühmten Straße und auf die aus Vignen emporragenden Trümmer riesiger Rundbauten gestattet, und uns nur einen Augenblick Zeit gelassen, des gedrückten Christenvolkes der ersten Jahrhunderte zu gedenken, das unterhalb dieses heidnischen Todtenfeldes mit seinem verfallenen Prunke in weit verzweigten Gängen seinen Todten jene stillen prunklosen Ruhestätten ausgegraben, deren Denkmäler und Geheimnisse die Pietät unsrer Zeit mehr und mehr ans Licht zu fördern sucht. Die Eisenbahn durchschneidet dieses Terrain, wie ein schwarzer vernichtender Federstrich ein vollgeschriebenes Blatt classischer Meditationen!

Von der Station aus fahren Omnibus zur Stadt hinan. Frascati entstand erst Ende des zwölften Jahrhunderts, nachdem das oberhalb gelegene Tusculum zerstört worden war, und hat daher fast gar keine antiken Ueberreste aufzuweisen. Ich glaube, auch die beiden Dome der Stadt, von welchen der ältere aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt, und mehrere alterthümliche Gebäude, anscheinend aus derselben Zeit, werden von den Fremden kaum beachtet werden. Man weiß von Haus aus, daß das kleine Städchen nur durch die reizenden Villen, von welchen es umgeben ist, sich auszeichnet, und nimmt daher sogleich seinen Weg zu diesen. Frascati ist für die Römer und für die Fremden eine bevorzugte Villegiatura und eine Wanderung durch die prächtigen schattigen Gärten seiner Villen und seine nicht durch düstere neidische Mauern gesperrte parkartige Umgebung läßt uns auch im Winter das süße Behagen ahnen, das der Sommer bieten muß, wenn man bei den sprudelnden Fontainen und unter dem kühlen Schattendach der Villa Aldobrandini oder der Villa Conti die von einer glühenden Sonne übergossene Campagna überschaut und sich dabei der Wohlthat dieser Sommerfrische doppelt bewußt wird. Die Villa Aldobrandini war auch mein erstes Ziel, als ich die Höhe der Stadt erreicht hatte. Sie ist ihres Palastes und ihrer Parkanlagen wegen die schönste all dieser Villen und wurde von den Nepoten Clemens' VIII., also im sechszehnten Jahrhundert, wie es heißt nach Angaben des Domenichino, erbaut und ein-

gerichtet, kam aber später in den Besitz der Borghese. Ihrer schönen Aussichtspunkte wegen heißt sie vorzugsweise Frascati's Belvedere und wer im römischen Lande die Natur nicht ohne Beimischung classischer oder historischer Luft genießen will, der kann in den schattigen Gängen und Gründen dieser Villa mit ciceronianischen Schatten peripatetisch über die Atheniſche Weisheit der tusculanischen Questionen verhandeln, denn auf der Stelle dieser und einer benachbarten Villa soll einst Cicero's berühmtes Landhaus gestanden haben. Wohl kann man, wenn man diese Villen durchwandert, von welchen einige als Sommerfrischhäuser vermiethbar sind, sich einer Anwandlung von Sehnsucht nach italienischem Frühlingsschmuck nicht erwehren, aber es grünte und blühte hier auch mitten im sogenannten Winter allenthalben so üppig, Rosen, Veilchen und Laurus sprossen so duftig, die Vögel sangen und zwitscherten so geschäftig, daß man nur hier und da, wo der Blick die laublosen Zweige eines nordischen Baumes erspähte oder eine weitere Aussicht über die gelbe öde Campagna sich aufthat, des Winters sich bewußt ward. Aus der Villa Aldobrandini wanderte ich nach der Villa Falconieri, die man als das älteste Lustschloß der modernen Villenstadt bezeichnet. Die Gänge des Gartens sind tief schattig, aber etwas verwildert. Die Villa selber wurde wie der gleichnamige Palast in Rom (der einst die berühmte Gemäldegalerie des Cardinals Fesch barg) von Francesco Barronimi erbaut, scheint aber nur noch zu Miethwohnungen für Sommergäste benutzt zu werden. Noch öder und verlassener erscheint die Villa Mondragone, die ebenfalls den Borgheses gehört und mit einer dritten Villa dieser reichbegüterten Familie durch eine schöne Allee verbunden ist. Aber trotz der offenbaren Vernachlässigung, der man das großartige Gebäude und den Park dieser Villa überläßt, denke ich mir doch, daß es gerade hier in diesen etwas verwilderten Laubgängen, wo man die Natur frei walten und schalten läßt, im Sommer ganz besonders lieblich und romantisch sein muß. Freilich sollte man hier in diesem Lande, wo man es überall vor Augen sieht, was die Zeit aus den stolzesten Werken der Menschenhand gemacht hat, an den ersten Anzeichen des Verfallens, die uns an irgend einem schönen Werke der neueren Zeit entgegentreten, kein Wohlgefallen finden, und doch liegt ein unbeschreiblicher Zauber in dem ersten Aufjubeln der Natur, wenn sie dem Drucke aristokratisch gemessener Ordnung entschlüpfend, wie ein schäumender Bach, den man eine Zeit lang zu irgend welchem Betriebe benutzt hat, frisch und kräftig wieder in das ureigene Bett springt und mit dem Rauschen ihres Freiheitliedes das stille Seufzen verfallenden Gemäuers übertäubt.

Ehe ich auf halbem Wege nach Tusculum die Villa Mondragone betrat, hatte ich in einer schlichten Osteria mein Frühstück eingenommen. Der Wirth stand an seinem erhöhten Kochherd und erläuterte ein paar Landleuten, die an einem plumpen Tisch saßen, wie ein Professor von seinem Katheter herab, eben eine politische Frage, denn ich vernahm bei meinem Eintritt eben noch den im Kirchenstaate ziemlich verpönten Namen des Königs von Italien, der allerdings in Frascati eine Villa besitzt. Sobald der Wirth aber meiner ansichtig wurde, unterbrach er plötzlich seinen Vortrag mit einem verbindlichen Gruße und mit einer Empfehlung seiner „Salsiccie,“ mit deren Zubereitung er eben an der Schmorpfanne beschäftigt war. Ich nahm meinen Platz an einem Tische dem Eingange zunächst und hatte alsbald meine Foglietta und meine Portion von Saucissen vor mir, deren Anpreisung ich gar nicht ungerechtfertigt fand. Allerdings gehört schon ein nicht geringer Grad von Eingewöhnung in römische Verhältnisse dazu, um in einer solchen verräucherten Osteria und angesichts der Form, in welcher uns hier die culinarischen Genüsse geboten werden, irgend etwas genießbar und schmackhaft zu finden. Wer mit Ansprüchen hier eintritt, die in Salons, Hotels und feinen Cafés großgezogen sind, wird vor lauter empfindlichem Nasenrümpfen nicht zum Genießen kommen. Ich für meinen Theil finde in der Halsstarrigkeit oder Treue, womit diese Kneipen ihre Urthümlichkeit bewahren, als wollten sie nur mit den Trümmern verschwinden, in welche sie sich zum Theil eingenistet haben, eine gewisse Romantik, die mir die materiellen Genüsse manchmal mehr würzte, als der erzwungene Prunk der Hotels und Cafés, die sich allenthalben in Europa mehr und mehr nach einem und demselben Muster gestalten. Ich hatte nur eben erst mein

Frühstück begonnen, das ich aber in Anbetracht seiner Reichlichkeit und der vorgerückten Zeit im Stillen sogleich zum eigentlichen Pranso aufrücken ließ, als einer der ländlichen Mitgäste an mich herantrat und mit all der gewinnenden und gewinnsüchtigen Freundlichkeit eines Italieners, der uns seine (zu bezahlenden) Dienste anbietet, meine Bekanntschaft mit der Frage zu machen suchte, ob der „Signor Inglese" eines Führers nach Tusculum oder eines Maulthieres nach Grotta Ferrata bedürfe. Es kann für einen Deutschen keine Beleidigung sein, für einen Engländer gehalten zu werden, trotz Hamilton und Mehew, wenn es aber darauf ankommt, gewisse an einen solchen Irrthum sich knüpfende ausschweifende Begriffe von der Beschaffenheit meines Beutels zu berichtigen, pflege ich die Verhandlung mit der Beseitigung des Mißverständnisses zu beginnen und mich als einen Deutschen zu offenbaren. Es kommt zwar manchmal vor, daß die verminderte Aussicht auf ungewöhnlichen Lohn Diesen und Jenen veranlaßt, den Calabreser, den er zuvor demüthig in den Händen zerquetscht hat, wieder auf den struppigen Kopf zu setzen, aber ich habe auch nie ein Verlangen nach der Demuth, die bezahlt sein oder betrügen will. Aber der Mann, der sich mir vorgestellt hatte, war kein römischer Bummler; es lag in seinem Gesichtsausdrucke schon ein Anflug von dem Ernste eines Bergvolkes, das redlich und strebsam arbeitet, nichts von der hungernden und lungernden Beweglichkeit und dem lauernden stechenden Blicke der schlauen Augen römischen Lazaronithums. Es hätte daher, um mich für den Mann einzunehmen, nicht der Vermittlung des Wirthes bedurft, der ihn mir als „tutto sicuro" empfahl. Ich sagte ihm, daß ich für Tusculum kaum eines Führers bedürfen möchte, daß mir aber den nächsten Tag für den Weg nach Grotta Ferrata und Albano ein Maulthier mit Führer ganz angenehm sein würde. Natürlich versicherte er mich, daß ich hierzu gerade an den rechten Mann gekommen sei und daß der Wirth im „Hotel de Londres" mir eben nur ihn empfohlen haben könnte, und nachdem ich für mäßigen Preis mit ihm handelseinig geworden war, versprach er nicht nur am nächsten Morgen zur frühesten Stunde am Hotel zu sein, sondern mich von nun an auch nicht mehr von meiner Seite. Da ich mich ihm für den ganzen nächsten Tag anzuvertrauen gedachte, war es mir schließlich gar nicht unlieb, daß er mir schon jetzt Gelegenheit gab, ihn etwas genauer kennen zu lernen und auszuforschen, und als wir uns am Abend trennten, schien er mit der Aussicht auf den nächsten Tag eben so zufrieden zu sein wie ich mit meiner Wahl.

Von der Villa Mondragone aus ist man nach kurzer Wanderung an den Ueberresten der Mauern, die vielleicht einst das alte Tusculum, einen der ältesten Ursitze des latinischen Stammes, umgaben. Denn wer weiß, was von den wenigen wüsten Trümmern, welche die Stätte des alten Tusculum bezeichnen, der alten latinischen Gauburg, oder der später zur Kaiserzeit daraus entstandenen Villenstadt oder jenem mittelalterlichen Tusculum angehört, das zu der Zeit, als Friedrich Barbarossa auf seiner vierten italienischen Heerfahrt gegen Rom heranzog, unter dem damaligen tusculanischen Grafen Rinaldo mit den Deutschen unter dem Oberbefehl des Erzbischofs Rainald von Cöln und des Erzbischofs Christian von Mainz gemeinsame Sache machte und am 30. Mai 1167 die weit überlegenen Römer nahe bei der Stadt in einer blutigen Schlacht, einer zweiten Schlacht von Cannä, besiegen half. Es war der letzte Athemzug der alten romfeindlichen Stadt; als sie vierundzwanzig Jahre später abermals zum Widerstande gegen Rom sich erhob, wurde sie von den Römern erstürmt und zerstört. So liegt sie nun seit mehr als sieben Jahrhunderten in Trümmern. Man zeigt uns die Stätte des alten Forum und unmittelbar daneben die Ruine eines Theaters, den besterhaltenen Ueberrest des alten Tusculum, den Lucian Buonaparte, der ehemalige Besitzer einer nicht weit von hier gelegenen, jetzt dem Könige Victor Emanuel gehörigen Villa, von Schutt reinigen oder ausgraben ließ. Ein Eseltreiber in der malerischen Tracht der Albanesen, der sich mit seinem Thiere an einer Mauer gelagert hatte, und ein nahe dabei sitzender Reisender, der sein Skizzenbuch mit der Zeichnung einiger Trümmer bereicherte, waren die einzige Staffage der öden Stätte und außer uns vielleicht die einzigen lebenden Wesen auf dem classischen Pflaster, auf welchem ein Cato laufen lernte, der letzte Römer von antikem Schrot und Korn, der

die Kraft seines Lebens daran setzte, gegen die Schatten zu kämpfen, welche dem Verfall des Reiches vorangingen.

Mein Führer suchte sich mir durch allerlei historische Andeutungen zu empfehlen, ja er berief sich für einige seiner Angaben sogar auf die Autorität des Cavaliere de Rossi, des Vorstehers der für die Ausgrabungen und Erhaltung der römischen Katakomben eingesetzten Commission, den er aber jedenfalls mit Herrn Pietro Rosa, dem „Conservateur du Palais des Césars,“ dem gelehrten Leiter der kaiserlichen französischen Ausgrabungen auf dem Palatin, verwechselte, der durch seine archäologischen Wanderungen, die er mit Freunden der Geschichte, der Kunst und Natur zu unternehmen pflegt, überall in der Campagna bekannt ist. Ich hatte aber heute nun einmal mehr Stimmung für bloßen Naturgenuß, die durch meine Wanderung durch die Villengärten mehr und mehr bestärkt worden war. Ich ließ daher meinen Führer ruhig reden, ohne ihm besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, wenn er mir aus den mageren Spuren eines Unterbaues ein Tempelgebäude zu vergegenwärtigen suchte. Mein Blick erhob sich vielmehr alsbald zu dem Gipfel des Berges, welchen einst die alte Arx gekrönt hatte, deren wenige Mauerüberreste kaum noch von dem Gestein des steil sich erhebenden Felsens zu unterscheiden sind. Endlich waren wir oben und die Aussicht, die sich hier darbietet, ist der eigentliche Ziel- und Glanzpunkt dieser tusculanischen Wanderung und verdiente in ihrer heutigen schönen Beleuchtung in reichem Maße den Ausruf entzückter Befriedigung, womit ich, in der Absicht, sie recht gründlich zu genießen, auf dem alten Gemäuer Platz nahm. Es war mir, als ließen die Oliven und Cypressen des unten liegenden gartengleichen Geländes zu dem Felsenthrone, auf welchem ich saß, einen lieblichen Opferduft emporsteigen, den mir aber mein Führer alsbald wesentlich beeinträchtigte, indem er, neben mir sich niederlassend, ein Stück Brot und eine aus der Osteria entführte „Salsiccia“ aus der Tasche seiner abgenutzten Sammtjacke hervorzog. Man übersieht fast ganz Latium, rechts der stolze vereinsamt emporragende Soracte, links der Monte Cavo, der albanische Berg, der ehrwürdige Grabwächter des alten Latiums, als Angelpunkte der lang sich hinziehenden Bergkette. An den Abhängen, theilweise aus grüner Waldung hervorschauend, das Kloster von Monticelli und das alte Tibur, ein Theil von Frascati's Villen und Gärten und weiter zur Linken Grotta Ferrata, Marino, der mittelalterliche vielfach bekämpfte Stammsitz der Orsini, und Castel Gandolfo, die päpstliche Sommerresidenz. Unterhalb dehnt sich die Campagna aus, südwärts bis zu den stillen pontinischen Sümpfen, westwärts bis zum Meere hin, nach verschiedenen Richtungen durchschnitten von den nährenden Saugadern, die Rom in das Gebirge streckt, den langen stolzen, hier und da malerische, fast tempelartige Ruinen bildenden Arkadenreihen seiner Aquäducte, und allenthalben auf den Gipfeln der wellenförmigen Hügel, die das Gelände durchziehen, mit den Trümmern eines Mausoleums oder einer mittelalterlichen Veste geschmückt, für das profane Auge ein Bild der Einförmigkeit, für den denkenden Beschauer aber ein aufgeschlagenes Buch von tiefernstem Inhalt, das immer aufs neue fesselt. Endlich Rom selber, weit umspannt von dem Riesengürtel der aurelianischen Mauer, überragt von Kuppeln oder hochstrebenden Trümmern und vor Allem von der Kuppel des St. Peter, deren Kreuz von der sinkenden Sonne beleuchtet, in demselben Goldglanz zittert wie der glänzende Streifen des Meeres am fernsten Horizont.

Als ich nach langer genußreicher Rast mich endlich erhob, bemerkte ich, daß auch der Reisende, der unten gezeichnet hatte, zur Arx emporgestiegen war. Es war wieder ein Engländer und indem wir uns näher ins Auge faßten, erkannten wir uns gegenseitig als alte Bekannte aus dem Cafe Greco. Wir hatten dort oft genug neben einander unser Frühstück eingenommen, ohne uns näher zu kommen, als daß wir zuweilen „Galignani's Messenger“ von einander erbeten hatten. Hier in der Einsamkeit waren wir mit einmal so vertraut, daß wir uns gegenseitig mit einem Händedruck begrüßten und nachdem wir noch das alte tusculanische Amphitheater betrachtet hatten, über Villa Ruffinella nach Frascati zurückgingen und im Hotel gemeinsam unser „Supper“ verzehrten. Als ich später noch einmal vor die Pforte des Albergo hinaustrat, um bei Mondschein noch eine kurze Wanderung durch die Stadt zu machen,

bemerkte ich, daß unsere beiden Führer gleichsam als Ehrenwache noch immer vor der Thüre campirten und noch einige Nachbarn um sich versammelt hatten. Zwei übernachtende Fremde sind in dieser Jahreszeit wahrscheinlich eine nicht ganz gewöhnliche Erscheinung in Frascati, so überfüllt der Ort während der eigentlichen Saison auch sein mag; denn ich hörte, indem ich an den Leuten vorüberging, sehr eifrig von den „due Inglesi" reden und erkannte daraus, daß ich durch mein freundschaftliches Zusammentreffen mit dem echten Engländer trotz meines Protestes in der Osteria nun doch wieder zum Inglese geworden war.

Um keine Stunde des ohnedies noch kurzen Tages zu verlieren, war ich am andern Morgen schon mit Tagesanbruch wieder reisefertig und indem ich mein Frühstück einnahm, klingelte vor der Thür bereits mein Maulthier. Als ich bald nachher hinaustrat, wurde mir noch eine besondere Ueberraschung, denn ich erblickte neben meinem Führer auch den des Engländers, dessen Thier bereits mit einem kleinen Reisesack, einer Mappe und einen Feldstuhl bepackt war und in demselben Augenblicke noch mit einem kleinen Korbe beschwert wurde, aus dessen Oeffnung die umflochtenen Hälse einiger Fogliette hervorschauten. Alsbald erschien auch der Engländer und erklärte mir, daß er noch gestern Abend Veranstaltung getroffen hätte, mit mir zu gleicher Zeit aufzubrechen und daß er mich nach Grotta Ferrata, nach dem Albanersee und nach Albano begleiten würde, wenn ich nicht vorzöge, die Partie allein zu machen. Da ich in ihm eine höchst liebenswürdige Persönlichkeit kennen gelernt hatte, begrüßte ich natürlich seinen Vorschlag mit aufrichtiger Freude. Eine Viertelstunde später klepperten wir durch die Porta S. Pietro zur Stadt hinaus. Man kann sich einen Begriff von der Schnelligkeit unserer Thiere machen, wenn ich erwähne, daß einer jener Buben, die wie der Vogel Strauß all ihre Blößen unsichtbar gemacht zu haben glauben, wenn sie ihren Kopf in einen unförmlichen, spitzen und breitrandigen Hut vergraben, so lange vor uns hertanzte, bis er von uns beiden den ersehnten Bajocco erlangt hatte. Der Weg führt an der schönen Villa Conti vorüber, die sich durch ganz besonders sorgfältige Erhaltung auszeichnet, denn sie gehört längst nicht mehr dem alten Geschlechte, dessen Namen sie trägt und das dem Stuhle Petri vier Päpste gab, sondern dem Fürsten Torlonia. Zwischen Olivenbäumen führt dann der Weg zur Straße hinab, zieht sich dann wieder aufwärts, wo er sich alsbald in einen duftigen Wald verläuft und dann in eine schöne Allee ausmündet, die uns unmittelbar nach Grotta Ferrata bringt. Der ganze Weg läuft wie durch einen Park mit den anmuthigsten landschaftlichen Abwechselungen und wir hatten unsern Eselritt bald mit einer in der köstlichen Morgenfrische höchst erquicklichen Fußwanderung vertauscht, während unsre Führer mit den klingelnden Thieren als Gefolge hinter uns herzogen.

Grotta Ferrata ist ein kleiner Marktflecken mit einer ansehnlichen Abtei, beide wohlbekannt durch Domenichino's herrliche Fresken vom heiligen Nilus und durch die im Frühjahr und im Herbst hier stattfindenden Jahrmärkte, die als Festtage, an welchen sich die Bewohner des Gebirges und namentlich auch die schönen Albaneserinnen in ihrem malerischen Costüm zeigen, viele Künstler und Fremde aus Rom herbeizuziehen pflegen. Heute war der Ort ziemlich still, um so feierlicher klang das Geläute des Klosterglöckleins, das bei unsrem Einzuge eben zu läuten begann, um die Mönche vom Orden des heiligen Basilius zum Gebet zu rufen. Die Abtei hat ein festungsartiges Ansehn, da sie während der Kämpfe der römischen Barone vielfach zu leiden hatte und in Folge dessen zu ihrem eigenen Schutze mit Mauern und Gräben umgeben ward. Ihre Gründung aber führt in eine ziemlich traurige Epoche deutscher Kaiserzeit, auf den Ausgang des zehnten und Anfang des elften Jahrhunderts zurück, wo Otto III., der letzte Sprosse aus dem sächsischen Kaiserhause sein jugendliches Leben daran setzte, den römischen Imperator zu spielen statt ein deutscher König zu werden. Otto hatte 996 als Jüngling von fünfzehn Jahren die erste Heerfahrt nach Italien unternommen und seinen jugendlichen Vetter Benno, des Herzogs von Kärnthen Sohn, als Gregor V. auf den erledigten päpstlichen Stuhl gesetzt, aber die Nothwendigkeit einer Züchtigung der wieder aufgestandenen Slawen hatte den Kaiser bald wieder

nach Deutschland zurückgerufen, und während seiner Abwesenheit hatten die Römer unter der Leitung des Consuls Crescentius (dessen Haus man in Rom noch jetzt in einer als Stall benutzten Ruine zeigt) den verhaßten deutschen Papst wieder vertrieben und den Bischof Johann von Piacenza zum Papst erwählt. Bald aber war Otto, das bedrängte Vaterland seinem Schicksal überlassend, wieder auf dem Wege nach Rom. Es war Ende Februar des Jahres 998 als er hier wieder einzog, um seinen Freund und Vetter wieder einzusetzen und an Johann und Crescentius grausame Rache zu üben. Die Geschichte erzählt von scheußlichen Grausamkeiten, womit Otto, vielleicht auf Anstiften Gregor's V., sein jugendliches Gewissen beschwerte, um in unglückseliger Verblendung das Gebäude seiner Herrschaft auf dem Boden der Furcht und des Schreckens zu gründen. Johann wurden Augen und Zunge ausgerissen und die Nase abgeschnitten und der in der Engelsburg belagerte und endlich bezwungene Crescentius mit seinen Anhängern unter allerlei Mißhandlungen enthauptet und seine Gemahlin Stephania entehrt. Die Kunde von diesen Greueln drang auch in das stille Kloster Vallis Lucis bei Gaeta und der fast hundertjährige griechische Abt desselben, der im Morgen- und Abendlande wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit berühmte Nilus, machte sich auf nach Rom, um vor dem Kaiser und Papst die Stimme der Menschlichkeit zu erheben. Seine Rede soll zwar den Kaiser zu Thränen gerührt haben, dennoch aber ließ er es geschehen, daß Gregor den verstümmelten Johann schließlich noch verkehrt auf einen Esel setzen und durch die Straßen Roms treiben ließ, worauf der fromme Nilus voll tiefer Betrübniß und Entrüstung nach seinem Kloster zurückkehrte. Später aber kam er, wie es heißt, auf Otto's Veranlassung nach Rom zurück und gründete das Basilianerkloster zu Grotta Ferrata, wo die ihm und dem heiligen Bartholomäus geweihte Capelle mit Domenichino's Fresken (welche Scenen aus dem Leben der beiden Heiligen darstellen) eine Wallfahrtstätte für Künstler und Kunstfreunde geworden ist. Nilus starb in Grotta Ferrata, wie eine alte Inschrift der Klosterkirche berichtet, „im Jahre 6513 nach der Erschaffung der Welt." Die Fresken, deren Ausführung dem Domenichino auf Empfehlung seines Lehrers Annibal Carracci übertragen wurde und die man ihm hoffentlich besser bezahlte, als den trefflichen Hieronymus, den er für die Franciscaner von Ara Coeli malte, sind nächst diesem Werke und den Evangelisten in der Kirche St. Andrea della Valle, sowie der cumäischen Sibylle in der Galerie Borghese die hervorragendsten Leistungen dieses Meisters, den man in einer der Fresken vom heiligen Nilus in der Gestalt eines Knappen, der dem Kaiser bei der Zusammenkunft mit dem Heiligen das Roß hält, persönlich kennen lernen kann. Unser Besuch in der Capelle war nur ein flüchtiger; die Fresken waren uns Beiden bereits bekannt und obgleich sie schön genug sind, um wiederholt zu fesseln, so war doch unser Verweilen eigentlich nur eine Rast, da es nicht in unserer Absicht liegen konnte, den gesuchten Naturgenuß eines flüchtigen Tages durch ein Vertiefen in Kunstwerke zu schmälern. Die Kirche selber hat wenig von dem ursprünglichen Bau erhalten; sie wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zum großen Theil neu erbaut und nur die Vorhalle und das Portal zeigen noch Spuren mittelalterlichen Ursprungs. Eine alte griechische Inschrift über der Thür ermahnt den Eintretenden, den Staub der Sinne abzuthun, damit das Opfer seiner Andacht vor dem Herrn Gnade finde. Mein englischer Begleiter hatte große Lust, von dem alterthümlichen Portal der Kirche eine Skizze aufzunehmen, aber er wollte mir nicht zumuthen, die Ausführung dieses Planes abzuwarten, tröstete sich mit der beneidenswerthen Aussicht auf eine Muße gebende Villegiatur in Frascati für den nächsten Sommer und trabte bald nachher mit mir wieder weiter.

Unser nächstes Ziel war das auf einer Höhe unterhalb des albanischen Berges gelegene Städtchen Marino. Auch dieser Ort gehört wie Frascati, Albano, Rocca di Papa und Ariccia zu den bevorzugten Villegiaturen der Römer. Die latinischen Uransiedler besetzten und bebauten das Albanergebirge als natürliche Veste ihrer Machtentwickelung, für das moderne Römerthum ist dieses Gebirge mit seiner gesunden Luft und seinen frischen Quellen eine Veste gegen die aria cattiva der Ebene. Der Weg nach Marino führt immer am

Bergabhange hin; malerische Vignen wechseln mit freien Stätten, die, reizende Blicke nach oben und nach unten öffnend, zur flüchtigen Rast einladen. Das eintönige Klingeln unsrer Maulthiere wurde auf solchem Wege und in solcher Landschaft zur lieblichen Musik, die nur einmal durch das aus der Ebene wie ein fernes Echo heraufklingende Pfeifen einer Locomotive wie von einem grellen Mißton zerschnitten wurde. Man wandelt auf dem Boden der dunklen Urgeschichte Latiums, wo die Schatzgräberkunst der Archäologie allenthalben verklungene Namen untergegangener Ortschaften wieder zu Tage zu bringen sucht. Hier umgrenzen einzelne alte Mauerspuren die Stätte einer verschwundenen Stadt; ein Mönch, der an einer Ruine ausruhte und der uns von da an eine kleine Strecke weit das Geleit gab, nannte uns den Namen des uralten latinischen Ortes, dessen Stätte man in diesen Trümmern erkannt haben will, aber er ist wie in der Geschichte, so auch in meinem Gedächtniß wieder verklungen, und dort in das waldige Thal, fast unmittelbar unterhalb, verlegt man den Quell der Ferentina, die Dingstätte der latinischen Eidgenossenschaft. Die Bundesstätten des ganzen altlatinischen Bundes lagen im Hauptgau von Alba nahe bei einander. Auf dem Gipfel des Berges von Alba, dem stolzen Monte Cavo, erhob sich, mit seinen weißen Marmorsäulen weit ins Land hineinschauend, der Tempel des latinischen Gottes, Jupiter Latiaris, der als ehrwürdigstes Denkmal uralter Zeit, allen Zeitstürmen trotzend, die längst untergegangene Metropole jenes Bundes, Albalonga — die Mutter jenes Roms, das jetzt ebenfalls in Trümmern liegt — um Jahrtausende überdauert hat und erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts gewaltsam zerstört wurde, um mit seinem Marmor die Kirche und das Kloster zu schmücken, die jetzt jener Gipfel trägt. Dort oben feierte der altlatinische Bund an einem bestimmten Tage im Jahre das latinische Fest mit Stieropfern und Opferschmaus, das sich als ein von den römischen Consuln als Andenken an die unter Tarquinius Superbus bewirkte Vereinigung der Latiner und Römer gefeiertes Fest bis in die spätere Zeit erhalten hat; dort unten aber in dem waldigen Thale am Quell der Ferentina versammelten sich die ernsten Vertreter der latinischen Stämme, um Recht zu pflegen und Recht zu sprechen und die Streitigkeiten der Gaue unter einander zu vergleichen.

Marino ist ein ziemlich ansehnliches Städtchen. Es war im Mittelalter, wo seine Geschichte beginnt, im Besitze der Orsini, kam aber nach langen und heftigen Streitigkeiten und Kämpfen in den Besitz der Colonnas, die es noch besitzen. Die bedeutendsten Namen dieser alten Familie knüpfen sich an Marino; es war der Lieblingsaufenthalt Martin's V., in welchem die Colonnas den Gipfelpunkt ihrer Macht und ihres Ansehens erreichten, und die Geburtsstätte der schönen und bewunderten Vittoria Colonna. Auch hier erregte unsre kleine Karawane bei den auf der Straße sich herumtreibenden Leuten einiges Aufsehen, namentlich da wir vor einer gewöhnlichen Trattorie Halt machten, um unseren Führern und ihren Thieren die nöthige Rast zu gönnen. Die Esel lagerten sich auf die Erde, die Führer neben sie an der Mauer, während wir selber aus dem ziemlich dunklen Innern des Wirthshauses einige Sitze herausholten und die sich uns darbietenden Straßenbilder beschauten, in welchen man allenthalben die Originale jener Scenen aus dem italienischen Volksleben erkennt, die in dem Studios der deutschen Künstler in Rom eine bevorzugte Rolle spielen. Freilich läßt das Werktagsleben dieser Bergstädtchen die Farben der malerischen Tracht ihrer Bewohner nicht so frisch und harmonisch, die Gesichter nicht immer so frisch und anmuthend, das Haar der Frauen nicht so glänzend und wohlgepflegt erscheinen, wie all' dies der Pinsel oder ein römischer Festtag, der das Landvolk herbeizieht, oder auch eine zufällige Versammlung von Modellgestalten an der spanischen Treppe in Rom uns vorführt. Aber die ausdauernde Treue, womit dieses Volk im Allgemeinen seine Tracht, seine Lebensweise, sein Gebahren und seine Gebräuche bewahrt, mögen Andere darin einen Hinweis auf geistigen Stillstand erkennen, hat für das Gefühl und die Phantasie etwas ungemein Anmuthendes. Italienische Genrebilder, die vor mehr als einem Menschenalter gemalt sind, können noch heute als frisch aus dem Leben gegriffen gelten.

Wenn man in Marino die Hauptstraße, den Corso, durchwandert und den nicht

unbedeutenden Dom besucht hat, giebt es kaum noch etwas zu sehen; der Hauptreiz des Ortes ist seine überaus malerische Lage und der Genuß derselben blieb uns treu, als wir von hier wieder aufbrachen und einen herrlichen, an reizenden Aussichtspunkten reichen Weg nach dem Albanersee verfolgten. Endlich lag er vor uns, der prächtigste Edelstein des Gebirges, der düster-romantische und hinsichtlich seiner landschaftlichen Umgebung doch auch unvergleichlich liebliche Lago di Alba! Und hier will ich aufhören zu beschreiben. Ich glaube, es giebt mannigfache Beschreibungen des Albanersees und seiner Umgebungen, aber indem wir an seinem Ufer gelagert, sein Bild auf uns einwirken ließen, erkannte ich, daß keine von all diesen Schilderungen eine Ahnung von seinem geheimnißvollen Zauber zu geben vermag. Die bewachsenen Uferabhänge lassen nichts mehr von den alten Lavaströmen erkennen, die sich von hier und Marino aus weit hinaberstreckten und noch heute einen Theil des Pflasters der Appischen Straße bilden, aber der Gedanke, daß man am Rande eines ungeheuren erloschenen Kraters steht, läßt die weite, durch eine geheimnißvolle Macht unruhig bewegte Wasserfläche wie ein großes Leichentuch erscheinen, das die Natur mit milder Hand über das entstellte Antlitz eines in mächtigen Zuckungen mit dem Tode ringenden Riesen geworfen hat, und es scheint, als könnte sich jeden Augenblick wiederholen, was vor mehr als zweitausend Jahren — als die Römer Veji belagerten — geschah, wo dieser See mitten in einem heißen trocknen Sommer plötzlich und in unerklärlicher Weise zu ungewöhnlicher Höhe emporstieg und die Römer — der Sage nach durch einen delphischen Spruch, der das Ablassen des Wassers mit der Eroberung von Veji in Verbindung brachte — zum Bau des merkwürdigen Abflußcanals, des sogenannten „Emissario“ veranlaßte, der noch heute zu den bewundernswürdigsten Bauwerken der alten Römer gehört.

Wir genossen mit Muße den reizenden Blick auf Castel Gandolfo vor uns und auf das Franciscanerkloster Pallazuola zur Linken und manchen fesselnden Punkt und verfolgten dann den Weg nach dem Städtchen Castel Gandolfo, das mit dem prächtigen päpstlichen Sommerpalast, hier mit der Aussicht auf den See, dort mit dem weiten Ausblick nach dem Meere, mit seiner schönen von Bernini erbauten Kirche und mit seinen Villen uns so lange fesselte, daß ich schließlich kaum noch einen Augenblick zu verlieren hatte, um nach Albano und von dort hinab zur Eisenbahn zu gelangen, wo mich der letzte Zug dieses Tages nach Rom zurückführen sollte. Als wir Albano erreichten, ertönten bereits aus der Stadt und von da und dort aus den Bergen die Glocken zum Ave Maria und ich hatte von der Stadt aus bis hinab zur Station selbst mit dem Vetturin fast noch eine Stunde Weges. Als ich am Hôtel de la Poste in Albano von meinem Reisegefährten mich verabschiedete und von meinem Maulthiertreiber das herzlichste „buon viaggio, Signore“ empfangen hatte, machte Ersterer den letzten Versuch, mich zu veranlassen, mit ihm in Albano zu bleiben und nächsten Tags nach Rocca di Papa und zum Gipfel des Monte Cavo hinanzusteigen. Ich konnte leider seinem Wunsche nicht genügen, da ich für den andern Tag in Rom erwartet wurde, wohl aber nahm ich mir vor, an einem der nächsten sonnenhellen Tage von Rom aus unmittelbar nach Albano zu fahren und das Land von dem Gipfel aus zu überschauen, wo sich einst die Marmorsäulen des latinischen Jupiters erhoben.

Literarisches.

Von Leopold von Sacher-Masoch erschienen im Cotta'schen Verlage mehrere Bände, welche die Anfänge eines größeren Novellencyklus, „**Das Vermächtniß Kains**,“ bilden. Die bedeutendste Novelle dieser Sammlung ist jedenfalls „Don Juan von Kolomea,“ den Lesern der „Monatshefte“ vom ersten Abdruck her bekannt. Sehr schön und tiefsinnig ist auch „Marzella oder das Märchen vom Glück.“ Aus diesen beiden Novellen sieht man, was der Dichter kann, aus anderen blickt sein großes Talent leider verzerrt und fratzenhaft hervor, so daß man sich mit Bedauern, zuweilen sogar mit Widerwillen abwenden muß. — Von echt poetischem Geiste durchweht ist die schon vor einiger Zeit erschienene Erzählung: „**Frau Holl's Brautschleier**,“ von Clotilde v. Schwarzkoppen, der Dichterin der reizenden kleinen Liedersammlung „Aus grünen Zweigen,“ die bei Trowitzsch und Sohn in Berlin anonym erschien.



Gioachimo Rossini.

Studie

von

La Mara.

Wie die eine Blume des Sonnenlichtes, die andre des Schattens bedarf zu ihrem Gedeihen, so treibt der eine Genius im Schimmer des Glücks, der andre im Dunkel der Schmerzen seine edelsten Früchte. Gioachimo Rossini war einer jener Erstern, Glücklicheren. Kaum gab es je ein schattenloseres Dasein als das seine, und wer nennte die Muse, die sonnigere Klänge hienieden gezeugt? Italischer Erde freilich ist er entstammt, unter italischem Himmel ward er geboren und groß gezogen, und südliche Ueppigkeit und Schönheitsfülle ist ihm, wie selten einem Andern in gleichem Maße, zu Gute gekommen. Er war ein Auserwählter unter den Auserwählten. An seiner Wiege haben die Grazien gestanden und ihn zu ihrem Liebling auserkoren; sie haben ihm lächelnd ihre Gaben auf den Weg gestreut und ihn freundlich eingeführt in das Leben, dessen Ernst und Bitterkeit er in minderem Grade empfunden als die meisten Sterblichen.

Verschwenderisch ausgestattet mit einer Phantasie, wie sie in solchem Reichthum nur den romanischen Völkern verliehen scheint; voll leidenschaftlicher Gluth des Empfindens, die gleichwohl durch eine feine Anmuth in Schranken gehalten ward, die nirgends ein Zuviel, nirgends ein ans Unschöne grenzendes Uebermaß duldet; voll sichern Schönheitssinns und scharfen Geistes, voll jener Süße und Formenweichheit, die, von mittägiger Sonne gezeitigt, sich unwiderstehlich in unser Herz schmeichelt, hat er von oben her Alles empfangen, was ihn zum Künstler von Gottes Gnaden stempelte. Dürfen wir uns wundern, wenn der goldene Melodienstrom ihm unversieglicher entquoll als je einem Andern, den Einzigen, Mozart, nur ausgenommen? Auch unter seinen Landsleuten, so viel des Schönen wir ihnen danken, ist Keiner, der ihn an genialer Begabung überragte. Keiner auch hat in schmelzenderen Weisen gesungen und uns mit holderem Reiz Sinn und Seele umstrickt. Dankbarer aber auch, als sie es dem schaffenden Musiker gegenüber zumeist zu sein pflegt, hat ihm die Welt die Gaben gelohnt, mit denen er ihren Neigungen so freundlich entgegenkam und sie so sanft in süße Illusionen wiegte. Noch Keinem hat sie begeisterter zugejubelt und bereitwilliger Keinem die Pforten des Ruhmes geöffnet. In rascherem Siegeslauf hat noch kein Gewaltiger sich die Länder und Völker der Erde unterworfen, als die Melodien des italienischen Meisters sich die gebildete Welt zu eigen machten, und tyrannischer ward sie noch nimmer beherrscht als von dem friedlichen Zauber dieser Töne. Wie in Frankreich, so verstummte auch in Deutsch-

land die vaterländische Muse vor der Allgewalt der welschen Kunst, oder sie zog sich doch von der Bühne in den Concertsaal zurück. Und doch war dies zur Zeit, da Beethoven noch nicht aufgehört hatte, seine unsterblichen Werke zu schaffen, da Karl Maria von Weber uns seine urdeutsche Oper schenkte. Die dem Beethoven'schen Genius immanente Gedankentiefe und geheimnißvolle Erhabenheit freilich eröffnete sich dem Verständniß der Masse mit minderer Leichtigkeit als die leichtgeflügelte Kunst des italischen Maestro, und selbst der volksthümliche Weber — der, das dem Deutschen eigenthümlichste Element seinen Tönen einbildend, unsrer Gesangsbühne, im Gegensatz zur Universalität der classischen Oper, zuerst eine specifisch nationale gab, — verstand es nicht, seinen Landsleuten eine ähnliche Begeisterung abzugewinnen, sie in einen ähnlichen Taumel des Entzückens zu versetzen, als Jener.

War es gleichwohl ein Wunder, wenn die schmeichelnde Weise des Ausländers auch dem für fremde Vorzüge nur zu empfänglichen Deutschen gefälliger dünkte als die tiefsinnige Poesie seiner eigenen Tondichter, wenn das heitere Evangelium von der Genuß- und Empfindungsseligkeit der Musik, als dessen Apostel Rossini erschien, allenthalben feurige Bekenner fand? Lächelndes üppiges Behagen strömten seine Schöpfungen aus, wie sie aus innerstem Behagen hervorgegangen; ihr Genuß war ein leichter, müheloser, wie ihr Entstehen ein müheloses gewesen. Und Genuß war ihm das Losungswort, das Wesen und Ziel aller Kunst. Wie die Oper einst ihren Ursprung nicht im Verlangen nach dramatischer Wahrheit, sondern nach Genuß gefunden, so griff Rossini nun darnach zurück; das, was geniale Schöpferkraft und ästhetische Speculation inzwischen aufgebaut, was Gluck und Spontini, Mozart und Beethoven zu hoher und höchster Blüthe entwickelt, mit leichtem Sinn negirend, oder doch ignorirend; allein das sinnlichste Element der Musik, die Melodie in höchster Virtuosität ausbildend. Galt ihm die Tonkunst überhaupt nur als Darstellungskunst der Empfindung, so erhob er nun die Melodie, als den eigentlichsten Ausdruck derselben, zum Hauptinhalt der Oper, dem er alles Uebrige absolut unterordnete. Alles eingehendere Organisiren der Form bei Seite lassend, concentrirte er sein Genie auf den Cultus der Melodie, und begnügte sich damit, die einfache ihm überlieferte Form mit dem hinreißenden Strom seiner wahrhaft berauschenden Cantilene zu erfüllen.

Somit begab sich Rossini von vornherein jeglicher Einwirkung auf die Entwickelung der Oper im dramatischen Sinne. Der große declamatorische Stil hat in ihm nach deutschen Kunstbegriffen — mit Ausnahme seines Tell — keinen Vertreter gefunden, auch wenn der Vorwurf des Nichtcharakteristischen, oder gar Charakterlosen ihm nur in beschränktem Grade zur Last gelegt werden darf. Im Gegentheil offenbart er immerdar einen ganz bestimmt ausgesprochenen Charakter, der zugleich ein ausgeprägt nationaler blieb: die dramatische Begabung des im Uebrigen so reich gesegneten Volkes der Italiener aber ist und bleibt eben von Alters her eine geringe. Vorwiegend lyrisch angelegt, entbehren auch seine Opern des großen dramatischen Zuges; mehr aus einzelnen schönen und dankbaren Concertstücken reihen sie sich zusammen, als daß sie jenen einheitlichen, sich lebendig aus sich herauserzeugenden Organismus bildeten, der unsern modernen Kunstanforderungen entspricht. Vergebens suchen wir in ihnen die vertiefte Innerlichkeit, die individuelle Wahrheit, die Wort und Ton zu innigster Gemeinsamkeit eint und den einen zu dem verklärten Träger des andern erhebt, und wenn auch der Ausspruch Wagner's: „Mit Rossini starb die Oper" gleich manchem andern Wort des genialen aber innerlichst verbitterten Meisters auf die Spitze gestellt erscheint, so bleibt es doch eine nicht anzuzweifelnde Thatsache, daß die dramatischen Werke des Italieners keinerlei ideellen Fortschritt über den bereits gewonnenen Standpunkt hinaus wahrnehmen lassen.

So gering aber der Einfluß Rossini's auf die Entwickelung des musikalisch-dramatischen Kunstwerks im Allgemeinen, um so epochemachender stellt er sich im Besonderen, im Verhältniß zu der Bühne seines Volkes dar. Sehen wir von Cherubini und Spontini, als von den mehr im deutschen und französischen Stil und nach classischen Vorbildern schaffenden Meistern ab, so bezeichnet Rossini's Wirken einen nicht zu verkennenden Schritt über das von seinen

Landsleuten auf diesem Gebiet bisher Geleistete hinaus; ja wir dürfen ihn schlechthin als den Schöpfer und weitaus genialsten Vertreter der modernen italienischen Oper betrachten. Was Bellini, Donizetti und Verdi und die Kleineren alle nach ihm hervorgebracht, sind nur die Früchte einer Nachblüthe, die er ins Leben gerufen. Freilich haben sie Manches eingebüßt von dem Zauber der ersten Frische und Unmittelbarkeit, der genialen Unwiderstehlichkeit, die seine Schöpfungen athmen. Melodie, Gesang ist Alles, was Rossini schreibt, jeder Ton lächelt sich mit unwiderstehlicher Gewalt in unser Herz hinein, und dankbarer und zärtlicher hat kein Künstler die Menschenstimme zu behandeln gewußt, als er, dessen Vaterland eben Italien, die alte Heimath des Gesanges und der Sänger, war. War somit die Melodie in ihrer Absolutheit zum Hauptinhalt der Oper geworden, so ward nun der Sänger zum Hauptträger derselben, ja um dieses Letzteren willen allein schien die Oper überhaupt zu existiren. Selbstverständlich genug, daß sich die also Bevorzugten dem Componisten um so völliger ergaben, als er ihre Aufgaben mit Zierrathen aller Art verschwenderisch zu schmücken und zu brillantiren wußte. Selbstverständlich auch, daß die Instrumentalkünstler sich nicht unempfindlich gegen eine Schreibweise erwiesen, die ihnen, bei nur geringem Kraftaufwand, große Wirkungen sicherte. Selbverständlich, daß der Dichter dem Musiker die mäßigen Anforderungen dankte, die er an seine dramatische Begabung stellte. Selbstverständlich endlich, daß die Welt ihn vergötterte, der ihr Genuß ohne Anstrengung, Anregung ohne Aufregung, Sinnenreiz ohne Seelenerschütterung bot. Mochten auch hier und dort einige Trivialitäten mit unterlaufen, mochte auch das Kunstideal dieses Meisters sich weit entfernt zeigen von der Reinheit und Hoheit desjenigen, das die Seele unserer großen deutschen Künstler erfüllte: man vergab es ihm gern, dessen Uebermuth so liebenswürdig, dessen Grazie so fein, dessen Phantasie so glänzend, dessen Empfinden so allgemein verständlich war.

So führte Rossini Jahrzehnte hindurch den Herrscherstab über die gesammte musikalische Welt. Dann freilich kam eine Zeit, wo der ernste deutsche Geist, zu neuem Selbstbewußtsein sich emporringend, sich aufbäumte gegen die fremde Gewalt, wo man einen nur zu offenen Blick gewann für die doch größtentheils durch seine Nationalität bedingten Schwächen des großen Mannes, und mehr als billig des alten Wortes vergaß, das man als den Wahlspruch seines Wirkens bezeichnen könnte: Leben und leben lassen. Vielleicht war dies die natürliche Reaction, mit der sich jegliches Ueberschreiten des rechten Maßes hienieden rächt: genug, sie brachte der Welt das nöthige Gleichgewicht wieder, uns Heutigen aber den Vortheil einer klaren Erwägung der Verdienste und Mängel des Meisters, und der Bedeutung, die ihm für Vergangenheit und Gegenwart, wie für alle Zukunft gebührt.

Am 29. Februar 1792 wurde Gioachimo Rossini zu Pesaro in der Romagna geboren. Er trat unter bescheidensten äußeren Verhältnissen in die Welt. Sein Vater, Giuseppe Rossini, der einem ehedem angesehenen, nun aber herabgekommenen Luganer Geschlecht entstammte, bekleidete zu gleicher Zeit das Amt eines „Tubatore“ oder Stadttrompeters mit demjenigen eines Schlachthausaufsehers. Leider ward ihm jedoch Amt und Brot entzogen, nachdem er, durch sein feuriges Temperament verleitet, an den republikanischen Regungen allzu begeisterten Antheil genommen, die sich während der Besetzung des Kirchenstaates durch die Franzosen (1796) auch in Pesaro verbreiteten. Als man ihn in Folge dessen 1798 sogar seiner persönlichen Freiheit beraubte und in Haft legte, faßte sein Weib, Anna geborene Guidarini, durch die Noth gedrängt, den muthigen Entschluß, die ihr vom Himmel verliehene Gabe einer wohlklingenden Stimme und eines sicheren Gehörs zum Vortheil ihres Kindes auszunutzen und während der Gefangenschaft ihres Mannes die Fürsorge für ihrer Beider Lebensunterhalt auf sich zu nehmen. Wirklich bot sich ihr auch, trotz allen Mangels musikalischer Vorbildung, in Bologna ein Engagement als Sängerin für eine jener kleinen Opernbühnen dar, wie sie in der Romagna von Stadt zu Stadt, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt wandern. Freilich mußte sie sich während dieser Excursionen von ihrem Liebling trennen und die Sorge für seine erste Erziehung befreundeten Händen anvertrauen.

Der Obhut eines Garkochs ward Gioachimo nun übergeben; die Wahl der Lehrer aber, die ihm die Elemente der Schulbildung sowie die Anfangsgründe der Musik beibringen sollten, fiel so unglücklich aus, daß sich des lebhaften Knaben alsbald eine heftige Abneigung gegen das Lernen und die Zucht der Schule bemächtigte. Trotz seines ungewöhnlich geweckten und empfänglichen Geistes war und blieb er lässig und zerstreut beim Unterricht; ja als sein Claviermeister Prinetti die seltsame Forderung an ihn richtete, sich für die Tonleiter nur zweier Finger zu bedienen, brach er endlich in offene Widersetzlichkeit aus und erklärte trotzig, daß er mit der Musik nun gar nichts mehr zu schaffen haben möge. Sein Vater jedoch, der mittlerweile seiner Haft ledig geworden und als Hornist in das Orchester der Bühne eingetreten war, welcher seine Frau angehörte, war nicht geneigt, diesen seinen Wünschen zu willfahren. Obwohl selbst der Lehrer, dank einer dreijährigen Erfahrung, jegliches Talent bei seinem Schüler in Abrede stellen zu müssen glaubte, behauptete doch Giuseppe Rossini unerschütterlich eine entgegengesetzte Meinung und als weder Bitten noch Drohungen bei dem Sohn Gehör finden wollten, nahm er zu einem Radicalmittel seine Zuflucht und gab den Widerspenstigen zu einem Grobschmied in die Lehre. Diese Cur zeigte sich heilsam und nach Verlauf einiger Tage bereits offenbarte der bisher so widerwillige Kunstjünger eine plötzliche Neigung zu den Tönen.

Mit Fleiß und Eifer setzte Gioachimo nun seine Studien unter Führung eines ungleich tüchtigeren Meisters, des Dottore Angelo Tesei in Bologna, fort; während Babini, ein vorzüglicher Tenorist, sich als erfahrener Bildner seiner Stimme späterhin noch besondere Verdienste um ihn erwarb. Seine künstlerische Begabung zeigte sich auch von nun an als eine außer allem Zweifel stehende, wahrhaft glänzende. Als zehnjähriger Knabe schon war er im Stande, seine schöne Sopranstimme, als gesuchtester Solosänger der Stadt, bei den Kirchenaufführungen zu verwerthen. Die wenigen Paoli, die er sich damit verdiente, halfen seine Eltern unterstützen und wenigstens theilweise die Einbuße ersetzen, die sich durch ein Halsleiden der Mutter, das sie zum Verlassen der Bühne zwang, in den Einkünften der Familie peinlich fühlbar machte. Elf Jahre alt betrat er in der Rolle des Adolfo in Paer's Camilla auch zum ersten Male die Bühne; doch blieb dieser erste Versuch der einzige seines Lebens. Dagegen wußte er sich bald in anderer Weise dem Theater nützlich zu machen, indem er seinen Vater auf dessen Wanderzügen begleitete und sich, als fertiger Clavierspieler und geborener Capellmeister, binnen Kurzem zum Dirigenten und Maestro al cembalo — der nach italienischer und früher allgemein gebräuchlicher Sitte die Opern vom Clavier aus leitete — emporschwang. Dabei zeigte er sich ernst und gewissenhaft, jedes künstlerische Vergehen unnachsichtig rügend, und sein Biograph Azevedo, dessen Angaben wir im Wesentlichen folgen, erzählt beispielsweise, wie er die Würde seiner Kunst wahrend, einmal (in Sinigaglia 1806) dem Impresario des Theaters, Marchese Cavalli, mit jugendlichem Freimuth gegenübertrat und seinen Principien Anerkennung zu erzwingen wußte. Sein wachsender Ruf als Virtuos auch trug ihm im Jahre 1806 die Wahl zum Dirigenten der Academia dei Concordi, einer musikalischen Dilettantengesellschaft in Bologna ein, bei welcher Gelegenheit er unter Anderem Haydn's Jahreszeiten zur Aufführung brachte. Selbst zu eigenem Schaffen fühlte er Lust und Muth und nachdem er seinem Vater die Fertigkeit auf dem Horn mit Leichtigkeit abgelauscht, schrieb er eine Anzahl Duetten für dies Instrument, die der häuslichen Kurzweil zu dienen bestimmt waren. Vermittelst seiner Talente erwarb er sich die Gönnerschaft des Cavaliere Giusti aus Lucca, eines vermöge seines Geistes und Wissens in Bologna hochangesehenen Mannes. Dies ward für ihn in sofern von Werth und Bedeutung, als derselbe ihn vor Allem auf dem Gebiet der Literatur heimisch zu machen und nach Kräften zu ergänzen suchte, was der Knabe mit dem geregelten Gang einer systematischen Bildung entbehrt hatte.

Der sich bei Gioachimo inzwischen einstellende Stimmwechsel hauptsächlich veranlaßte ihn, seinen bisherigen praktischen Studien eine gründliche theoretische Basis zu geben, und so trat er am 20. März 1807 in das berühmte Lyceum zu Bologna ein, um daselbst des Unterrichtes des Padre Stanislao Mattei — eines Schülers des

Padre Martini — im Contrapunkt theilhaftig zu werden. Daneben noch lernte er bei Cavedagni das Cello und die Violine, auch seine Uebungen auf dem Pianoforte setzte er fleißig fort. Leider nur entsprach der gewählte Professore Mattei in allzugeringem Maße den Bedürfnissen einer so genial gearteten Natur, wie derjenigen Gioachimo's, und eben so wenig als Jener Diesem ein lebendiges Interesse für die ihm in schulgerechter Pedanterie vermittelten Regeln und Gesetze der strengern Kunstformen abzugewinnen verstand, vermochte der im Zwang der Scholastik gereifte Meister sich in die Individualität des Schülers einzuleben, der, voll üppiger Jugend und Lebenskraft, nach eigenster freier Bethätigung derselben auf einem heitereren Kunstgebiet sehnsüchtig verlangte. Das strenge Gefüge der Fuge besonders war ihm von Anbeginn verhaßt und die einseitige Uebung des Verstandes, die es forderte, ließ sein reges Phantasie- und Empfindungsleben leer und unbefriedigt. Ungleich förderlicher dagegen, als die unter akademischem Zwang widerwillig vollbrachten Compositionsübungen, ward für ihn die Beschäftigung mit den Meisterwerken der altitalienischen wie der deutschen Tonkunst, welche ersteren sich ihm durch die reiche Bibliothek der Anstalt erschlossen, während die Generosität eines Musikfreundes ihm auch die Letzteren zugänglich machte. Mit besonderer Vorliebe studirte er die Werke Haydn's und Mozart's und eine größere Anzahl ihrer Quartette setzte er aus den Stimmen in Partitur. Er selbst sprach es später aus, daß der lebendigen Kunst Mozart's ein größerer Antheil an seiner Künstlerschaft gebühre, als der todten Wissenschaft seines Lehrmeisters Mattei, der ihm, ob seiner feurigen Verehrung des deutschen Genius, scherzend den Beinamen „il tedeschino“ gab.

Gleichwohl verkannte man im Lyceum keineswegs die hervorragende Begabung des Zöglings und betraute den sechzehnjährigen Jüngling mit der Composition einer Cantate: eine Aufgabe, mit der man alljährlich den besten Schüler der Anstalt auszuzeichnen pflegte. Sie ward als Erstlingsarbeit des jungen Künstlers im August 1808 unter dem Namen: „Pianto d'armonia per la morte d'Orfeo“ gelegentlich eines Concertes unter allseitigem Beifall zur Aufführung gebracht. Eine von einem Liebhaber in Ravenna bestellte Messe für Männerstimmen, ein nach Vorbild der Zauberflöten-Ouvertüre gearbeiteter Orchestersatz, eine Symphonie für großes Orchester und mehrere Quartette für Streichinstrumente componirte er im darauffolgenden Jahre. Auch schrieb er auf Anregung einer Gönnerin, der Mutter einer vielgenannten Sängerfamilie Mombelli, eine Reihe von Chören, Arien und Ensemblestücken, die durch diese zur Partitur zusammengestellt, die erste Oper Gioachimo's bildeten, die unter dem Titel „Demetrio e Polibio“ einige Jahre später (1811) durch die Mombelli's auch wirklich auf dem Teatro Valle in Rom in Scene ging.

Nach nur anderthalbjährigem Aufenthalt im Lyceum verließ Gioachimo dasselbe wieder, um eine seinen Neigungen entsprechendere Richtung zu verfolgen. Taub für die Wünsche Mattei's, der die Talente seines Schülers der Cultur der kirchlichen Formen zuzuwenden bemüht war, strebte er vielmehr, nachdem er aus dem Mund des Lehrers vernommen, daß die bisher von ihm gesammelten Kenntnisse zur Composition profaner Musik wohl ausreichten, mit Vorliebe fortan einer Sphäre zu, die er vermöge seines natürlichen Instinktes als die ihm eigenste erkannte. Hatte er doch von frühester Jugend an im Elternhause eine mit den Elementen der Bühnenwelt zu vielfältig versetzte Lebensluft eingeathmet und selbst zu lange mit jener in nächster Beziehung gestanden, um den Lockungen widerstehen zu können, auf ihren Bahnen weiter zu wandeln; um so mehr, als sie ihm am ehesten Aussicht auf materiellen Gewinn eröffneten, den er schon um seiner Eltern willen erstreben mußte. Seine Verbindungen mit dem schon erwähnten Marchese Cavalli erneuend, der ihm einst halb scherzend ein Textbuch und eine Bühne versprochen, empfing er durch dessen Vermittelung nun in der That Beides, und bereits im Herbst 1810 erschien die einactige komische Operette: „La cambiale di matrimonio“ mit Beifall auf dem San-Mosè-Theater in Venedig. Sie brachte dem jugendlichen Componisten ein Honorar von 200 Franken, das er, voll Freude über diesen Erstlingserfolg, in der ihm eigenthümlichen Gutherzigkeit zum größten Theil seinen Eltern sandte. Nach seiner

Rückkehr nach Bologna entstand 1811 seine für Esther Mombelli geschriebene Cantate „Didone abbandonata,“ sowie eine zweite Opera buffa: L'equivoco stravagante, die im Teatro del Corso zu Bologna im Herbst jenes Jahres vor die Oeffentlichkeit kam. Schon das nächstfolgende Jahr aber gab ein Zeugniß des unversieglichen Melodienborns, der in immer klareren Fluthen seiner Phantasie entströmte: nicht weniger als sechs Opern gab es das Dasein. L'inganno felice, Il cambio della valigia, Ciro in Babilonia (die erste Opera seria des Meisters), La scala di seta, La pietra del paragone und L'occasione fa il ladro brachte Rossini sämmtlich beifallgekrönt im Laufe von zwölf Monaten zu Venedig, Ferrara und Mailand zur Darstellung. Mit dem vorletztgenannten Werk feierte er in der Scala zu Mailand seinen ersten Triumph auf einer der angesehensten Bühnen seines Vaterlandes: er war bedeutsam genug, ihm bei dem Vicekönig Eugen von Italien die damals selten gewährte Gunst der Befreiung vom Militärdienst auszuwirken.

Festen sichern Muthes schritt er nun vorwärts auf der Ruhmesbahn, unbekümmert um die kleinlichen Eifersüchteleien, mit denen die verschiedenen Bühnen sich um seinen Besitz stritten, ja voll jugendlichen Uebermuths im Vertrauen auf seinen Stern selbst ein tolles Wagniß nicht scheuend, als es galt, jenen eine ernste Lehre zu geben. Der Impresario des San-Mosè-Theaters in Venedig, Cera nämlich, der — kraft eines jener landesüblichen Contracte, welche den Operncomponisten unter völlige Botmäßigkeit des Directors zu bringen bestimmt sind, — Rossini gänzlich in seinen Händen glaubte, vernahm kaum von einem anderweitigen Engagement des Letzteren für das Fenice-Theater, als er sich empfindlich an ihm zu rächen beschloß. Er übergab ihm, der sich verbindlich gemacht, jeden von ihm beliebten Text in Musik zu setzen, zu diesem Ende ein Libretto, dessen Jämmerlichkeit dem Tondichter von vorn herein einen glänzenden Mißerfolg garantirte. Ohne jegliches Bedenken indessen ging Rossini auf den ihm gewordenen Auftrag ein und im Carneval 1813 ging „Il figlio per azzardo“ wirklich über die Bretter von San Mosè. Wohl niemals aber lauschte ein Publicum einer ähnlichen Travestie in Tönen, einer gleichen Combination musikalischer Tollheiten und Extravaganzen. Noch niemals zuvor trieb ein Tonkünstler in muthwilligerem Spiele sein Wesen, als hier Rossini, wo es ihm galt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. So mußten die Violinisten unter Anderem im Allegro der Ouverture zu Beginn jeden Tactes mit dem Bogen auf das Notenpult schlagen, und was dergleichen Uebermuthes mehr war. Unter stürmischer Opposition nur ward das Werk zu Ende gebracht und es blieb für immer bei jener ersten Vorstellung. Das Publicum, das die Absicht des Autors nicht ahnte, glaubte sich genarrt und beleidigt und versäumte nicht, seine Mißstimmung darüber an den Tag zu legen; so daß Rossini selbst im Stillen fürchtete, man werde seinem bald darauf im Fenice-Theater erscheinenden Tancredi den übelverstandenen Scherz entgelten lassen. Er wagte es in Rücksicht dessen nicht einmal, beim Beginn der ersten Aufführung desselben gegenwärtig zu sein. Erst als nach beendigter Ouverture das Haus von jubelndem Applause wiederhallte, nahm er seinen Dirigentenplatz am Pianoforte ein, um ein Zeuge des sich immer steigernden Entzückens zu sein, in das seine Töne die versammelte Menge versetzten.

Der Erfolg des Tancred war ein ungeheuerer, wie die Kunstgeschichte demselben nicht allzuviele Beispiele zur Seite zu stellen vermag. Er erhob Rossini mit einem Schlag zum Liebling seines Volkes, nicht allein zum ersten, sondern zugleich auch zum populärsten Tonschöpfer der bella Italia. Vom Norden bis zum Süden trug der Volksmund seine holden Melodien; sie klangen weiter und weiter auch jenseits der Alpen in unaufhaltsamem Siegeslauf, und allenthalben erschlossen sich ihnen bereitwillige Ohren und begeisterte Herzen.

Verwundert fürwahr schütteln wir in Erinnerung dessen heute das Haupt, unvermögend einen Enthusiasmus zu begreifen, wie er jenen Tagen frisch und lebenswarm entströmte. Veraltet und verbraucht, selbst nichtssagend und trivial dünkt uns so Vieles, was unsern Voreltern einst maßloses Entzücken abgewann, und unserm kühleren kritischen Blick erscheint gar Manches als seines Reizes entkleidet, was zur Zeit seiner Jugendblüthe verführerisch gewirkt. Ein halbes Jahrhundert freilich

pflegt nicht spurlos vorüberzugehen am Menschenwerk und das Unsterbliche nur altert nicht. Wer aber möchte unter uns Deutschen dem Tancred noch heute ein ewiges Leben zu verheißen wagen? In der Geschichte der Kunst aber gebührt ihm ein Platz für alle Zeiten: denn er ist ein Markstein in Rossini's künstlerischer Existenz. Nicht allein für das Schaffen des Künstlers, zugleich für eine gesammte neue Kunstepoche ist der Tancred zum Wende- oder vielmehr Ausgangspunkt geworden. Hatte Ersterer sich bisher mit bequemem Behagen innerhalb des alten Schematismus bewegt und seine Tongebilde dem gewohnten Rahmen folgerecht eingefügt, so begann er nun freier zu schalten und zu walten und das steife Formenwerk der alten Opera seria hier und dort ein wenig zu beschneiden, um es den Ansprüchen der Gegenwart an Genuß und Unterhaltung angemessener zu gestalten. Das gebräuchliche end- und farblose Recitativ kürzte er erheblich ab und durchflocht es wechselsweise mit melodischem Zierwerk; auch führte er nach Art der Opera buffa öftere Ensemblesätze ein, wies den Instrumenten einen etwas vermehrten Antheil an und erhöhte den Reiz des Ganzen durch eine piquantere Harmonik, als sie von seinen vaterländischen Kunstgenossen bisher angewandt worden war. Wie aber Rossini's Kunst ihrer ganzen Art und Natur nach eine mehr äußerliche als innerliche, mehr sinnliche als seelische ist, so entbehrte sie auch von Anbeginn jener zwingenden Kraft innerster Nothwendigkeit und Wahrhaftigkeit, die dem aus Menschenhand Hervorgegangenen allein den Stempel des Ewigen aufdrückt. Nur auf dem ihm eigensten Feld, der Opera buffa, bewährt sich Rossini als ein guter Psycholog und Charakterzeichner; wo er einen heroischen Aufschwung nimmt, gebricht es ihm — außer in seinem Tell — zumeist an plastischer Gestaltungskraft, an Sicherheit der Gewalt in Darstellung der Contouren: ein Mangel, für den uns auch die üppigste Farbengebung und die reichste Ornamentik zu entschädigen nicht im Stande sind. Die charakteristische Wahrheit, die individuelle Bedeutsamkeit gilt ihm hier gering, so gut er sich dort auf dieselbe versteht. Nicht aus den mannigfaltigen Stimmungen und Situationen der Dichtung erwächst und bedingt sich ihm die musikalische Inspiration; die eine entsteht vielmehr in so völliger Unabhängigkeit von der andern, daß er einen beliebigen Text einer beliebigen Melodie unterzulegen und den ersten — wie er dies bei mehreren seiner Opern thatsächlich bewiesen — auch ohne Schaden mit einem neuen zu vertauschen vermag. Darum sind die Träger seiner Gesänge auch nicht Charaktere, sondern Typen, die trotz der Verschiedenartigkeit ihres Costüms sich doch im Grunde wie ein Ei dem andern gleichen und dadurch seinen heroischen Opern eine so große Familienähnlichkeit verleihen, daß die Kenntniß der einen zugleich auch die der übrigen in sich schließt. Das vereinzelte Auftauchen eines declamatorischen Accentes und individuellen Colorits (wie in den Recitativen der Amenaide und des Tancred: Di mia vita infelice und Dove sono, dem Duett: Fiero incontro etc.), selbst häufige Anklänge an den alten Liebling unseres Volkes, den ewig jungen Mozart (das Ideal Rossini's, mit dem er manche äußere Aehnlichkeit gemein hatte), können den Mangel jeden bewußten Strebens nach Verschmelzung oder nur Assimilirung des dichterischen und tonlichen Gehaltes nicht aufwiegen. An der reinen Klangschönheit sich erfreuend, findet der Schöpfer des Tancred in der absoluten Melodie volles Genüge, ist ihm die Tonsprache nur ein mehr oder minder heitres Spiel mit den Tönen. Zu dem Begriff derselben als solche, zu dem Begriff des Tons als der verklärten Verkörperung einer bestimmten Idee, eines bestimmten Gefühls, ist er nirgends hindurchgedrungen. Die Zeit und Nation, in deren Mitte er lebte, freilich begehrten es nicht anders und das poesiereiche Volk der Italiener vergaß alle dichterischen Anforderungen, um in rein musikalischem Genusse schwelgerisch aufzugehen. Der Operndichter sank zur völligen Null herab. Der sinnloseste Text war gut genug, um der göttlichsten Kunst zum Träger zu dienen. Mochten Wort und Ton immerhin in grellem Widerspruch zu einander stehen, es kümmerte keinen der fanatischen Verehrer des Maestro; „Di tanti palpiti, di tante pene" klang es von tausend Lippen wieder, und volle Befriedigung fand die Welt im Genuß der üppigen Melodie.

Wer jedoch möchte dem leichtlebigen Sohn des Südens gegenüber eine allzu schwere Anklage erheben, wenn auch er bei jenem

mühelos errungenen Triumph ein frohes Genüge fand? Wenn es ihm bequemer dünkte, dem Dichter aus dem eigenen Ueberfluß Glanz und Farben zu leihen, statt sie bei diesem für seine Töne zu borgen? Und wenn die Natur selbst es versäumte, sein Gemüth mit gleicher Freigebigkeit auszustatten, wie seine Phantasie — was Wunder, wenn ihm die Scala der Seelentöne immerdar eine minder heimische Welt geblieben?

Wie gut Rossini das Publicum kannte, für welches er schrieb, das erhellt hinlänglich schon aus dem Tancred; er kennzeichnet klar das auf den Effect gerichtete Streben seines Autors. Rossini will gefallen; er kokettirt mit dem Publicum und wenn es ihm nicht gelingt, dasselbe auf den Schwingen seines mächtig einherrauschenden berühmten Crescendo mit sich fortzureißen, so umgaukelt er es sanft mit den luftigen Gewinden seiner Fiorituren, mit denen er seine Cantilene in blendendem Ueberfluß zu umhüllen liebt. Weil aber eine höhere Gerechtigkeit es fordert, daß nur das durch die Kraft der Wahrheit Gezeugte wahr bleibt bis an's Ende, daß nur dem der innersten Seele in heiligem Drange Entsprungenen eine dauernde Lebensfähigkeit innewohnt, so hat auch Rossini, all' seinem Genie zum Trotz, diesem ewigen Gesetze verfallen müssen. Jenes Aeußerliche, blos auf eine schöne sinnliche Erscheinung Abzielende eben ist es gewesen, was seine Werke frühzeitig altern ließ. Nur der Barbier und der Tell blühen noch heute in erster, unverwelklicher Jugendfrische, weil an ihnen sein ganzer inwendiger Mensch warmen, lebendigen Antheil genommen.

Es war jedoch nicht der Mangel an Innerlichkeit, was dem zu nationaler Bedeutung emporsteigenden Künstler als Streitobject durch die Kritik entgegengehalten ward. Vielmehr bekämpfte man die mancherlei Nachlässigkeiten, deren er sich in der Factur schuldig gemacht, und unduldsam lehnten sich die Vertreter der alten Richtung gegen die Berechtigung der von dem jungen Kunstgenossen praktisch verfochtenen neuen Principien auf. Gerechte und ungerechte Angriffe drangen seit dem Succeß seiner pietra del paragone von allen Seiten auf ihn ein und fanden endlich selbst in der den alten Padre Mattei umgebenden Stille ein Echo. Voll Besorgniß, daß sein Zögling, dessen Neigungen ihm schon ehedem bedenklich erschienen, sich falschen Bahnen zuwenden könne, schrieb er ihm im Tone väterlicher Mahnung: „Halt ein, Unglücklicher, Du entehrst meine Schule!" Meister Gioachimo aber antwortete ihm im Hinblick auf den nicht eben reichen materiellen Jahresgewinn von 1800 Franken, der ihm für seine sechs Opern zu Theil geworden:

„Hochverehrter Lehrer, haben Sie Geduld; sobald ich nicht mehr genöthigt bin, des lieben Brotes wegen fünf oder sechs Opern jährlich zu liefern, und die Manuscripte noch naß zum Copiren zu schicken, ohne sie auch nur ein einziges Mal wieder durchzulesen, werde ich mir Mühe geben, Musik zu machen, die Ihrer würdig ist."

Unbekümmert um die Anfeindungen der Kritik verfolgte Rossini indessen seinen Weg. Nach populärem Erfolg allein ging sein Trachten; in vollständigstem Maße sah er sein Ziel erreicht und keine Kritik der Welt mehr vermochte ihm dasselbe streitig zu machen. Wenige Monate später schon fügte seine binnen achtzehn Tagen componirte und im Theater San Benedetto zu Venedig aufgeführte „Italiana in Algeri," eine Opera buffa liebenswürdigster Art, neue Lorbeeren zu den bereits erworbenen. Dann schien das dem Meister bisher so holde Glück sich plötzlich treulos von ihm abwenden zu wollen. Seine beiden 1814 für Mailand geschriebenen Opern „Aureliano in Palmira" und „Il Turco in Italia" fanden, ebenso wie sein zu Beginn des nächstfolgenden Jahres in Venedig aufgeführter „Sigismondo," eine äußerst laue Aufnahme, und im Unmuth darüber lieh Rossini den Anerbietungen des reichen Barbaja, des vielvermögenden Impresario der neapolitanischen Theater San Carlo und del Fondo, ein um so bereitwilligeres Ohr.

Ein Jahresgehalt von 12,000 Franken nebst einem Antheil an den Einkünften der von Barbaja gleichfalls gepachteten Spielbank waren die Bedingungen, unter denen Rossini im Sommer 1815 nach Neapel übersiedelte. Er übernahm angesichts derselben die Verpflichtung, jene beiden erwähnten Opernbühnen zu leiten und für jede derselben alljährlich ein neues Werk zu liefern. Noch im selben Herbst dirigirte er zu San Carlo — der ersten Bühne Italiens — seine „Elisabetta, regina d'Inghilterra," ein Werk, auf dessen Vollendung

er um so ernsteren Fleiß verwendete, als er sich der Mißgunst wohl bewußt war, mit der seine dortigen älteren Kunstgenossen Paisiello und Zinzarelli auf ihn, den jungen Meister, herabblickten. Letzterer erließ, als Director des Conservatoriums, sogar ein Verbot der Lectüre Rossini'scher Partituren und drohte seinen Zöglingen dankte. Sie, die er später zu seiner Gattin machte, übte einen bedeutungsvollen Einfluß auf sein Schaffen. In ihr erblickte er das Vorbild der Heldinnen vieler seiner Opern; im Gedanken an sie empfingen jene Leben und Gestalt; ja ihre Vorliebe und Begabung für das ernste Genre bestimmte ihn sogar, seiner Natur entgegen, sich demselben nun



Gioachimo Rossini.

mit der Strafe der Ausstoßung, falls sie dasselbe überschritten. Erst eines königlichen Befehles bedurfte es zur Widerrufung dieser feindseligen Maßregel.

Das Debut der „Elisabeth" war indessen, aller gegnerischen Machinationen ungeachtet, ein glänzendes: ein Resultat, dessen nicht geringsten Theil Rossini der ebenso schönen als genialen Primadonna von San Carlo, Signora Isabella Colbrand, häufiger zuzuwenden. Elisabetta war das erste Werk, darin sich Rossini auch bei Begleitung des Secco-Recitativs des vollen Streichquartetts bediente und darin er die Coloratur ausschrieb, deren Ausführung bisher dem Geschmack der Sänger überlassen geblieben. Die ursprünglich dem Aureliano angehörende Ouverture dieser Oper, sowie das Allegro einer Cavatine des ersten Actes sind durch Einfügung in

ein anderes Werk des Meisters unsterblich geworden. Die Erstere dient dem Barbier noch heute als Einleitung und aus Rosinens vielgesungener „Una voce“ hören wir die feurigen Rhythmen jenes Allegro heraus.

Nachdem ein neues Erzeugniß seiner Feder: „Torwaldo e Dorliska,“ das Rossini im December desselben Jahres im Teatro Valle zu Rom vor das Licht der Lampen schickte, eine nur mittelmäßige Wirkung erfahren, ging am 5. Februar 1816 das Meisterwerk der Opera buffa: „Il barbiere di Seviglia“ als leuchtender Stern am Kunsthimmel auf. Ungünstige Auspicien begleiteten jedoch sein erstes Erscheinen. Dem Direktor des Teatro della Torre Argentina in Rom gegenüber hatte Rossini sich für ein Honorar von 400 Scudi verbindlich gemacht, jeden von diesem gewählten Text auch in kürzester Frist in Musik zu setzen, alle etwaigen von den Sängern gewünschten Abänderungen daran vorzunehmen, die Proben und ersten Vorstellungen persönlich zu leiten, wie endlich bei Nichterfüllung einer dieser Bedingungen eine beträchtliche Conventionalstrafe zu zahlen. So, ihrer Würde und Hoheit entkleidet, war die Kunst jener Tage in ihrer eigensten Heimath zum Handwerk und Geschäft herabgesunken. Auf Bestellung hin mußte der Genius schaffen, nicht der eigenen Inspiration durfte er gehorchen, sondern, ein Sklave der Directoren und Sänger, der flüchtigen Laune Jener fröhnen. Welch' unverwüstliches Genie, das selbst derartige Fesseln nicht zu beengen, nicht zu lähmen vermochten! — oder auch welch' conventioneller Geist, der die Last jener Fesseln nicht empfand, da er aus dem wohlgefüllten Speicher seiner Phantasie, nicht aus dem tiefen Schachte seiner innersten Seele zu schöpfen gewöhnt war!

Und nicht allein der Impresario des Argentina-Theaters, vielmehr noch die römische Censur sorgte dafür, daß die dem Componisten gewährte Frist möglichst eingeschränkt ward. Von all' den Libretto-Entwürfen, die der Erstere dem Spruche der Andern unterbreitete, fand kein einziger die Zustimmung der strengen Richter und erst, als die Zeit bereits auf das Aeußerste drängte, als der Carneval schon vor der Thür stand, ertheilte die Behörde dem Lustspiel Beaumarchais', das einst auch Paisiello's Musik zum Sujet gedient, ihre Genehmigung. Da indessen dringendste Eile geboten war, um die Oper noch während des Carnevals, der einträglichsten Zeit des ganzen Jahres, zur Aufführung zu bringen, quartirten sich der Componist und der Verfasser des Textbuches, Sterbini, sammt dem Copisten und dessen Gehülfen gemeinsam in einem Hause ein. Aus der Hand des Einen ging die Arbeit unmittelbar in die des Andern über. Noch naß überkam Rossini die einzelnen Blätter der Dichtung, um seine Partitur bruchstückweise in gleichem Zustand dem begierig harrenden Abschreiber zu überliefern. Binnen dreizehn Tagen war das ganze Werk vollbracht — der Maestro hatte im Laufe derselben sein Zimmer nicht verlassen.

Leider ließ der Gedanke an Paisiello, dessen Eifersucht als Componist einer gleichnamigen Oper er fürchtete, Rossini der gelungenen Arbeit kaum froh werden. Zwar versäumte er nicht, sich sowohl in einem Briefe an diesen selbst, als auch öffentlich in der Vorrede zu dem Textbuch, vor jedem Verdacht eines beabsichtigten Wettkampfes mit dem verehrten Künstler bescheidentlich zu verwahren; auch führte er in gleicher Rücksicht, sein Werk zuerst unter dem Titel: „Almaviva, ossia l'inutile precauzione“ in die Welt ein. Die Freunde des alten Meisters aber vereinigten sich nichtsdestoweniger mit den Feinden des jüngeren zu gemeinsamem Spiele, um denselben zu Falle zu bringen, und ehe noch der harmlose Barbier auf den Brettern erschien, war sein Untergang schon eine beschlossene Sache. Ein seltsamer Unstern fügte es überdem, daß zu der feindseligen Stimmung gegen den Componisten die allgemeine Mißliebigkeit des Dichters sich gesellte. Einige unglückliche Zufälligkeiten vollendeten noch das Maß, um das ebenso leicht zu schrankenlosestem Enthusiasmus, wie zu den ungezügeltsten Mißfallsbezeigungen hingerissene italienische Publicum zu leidenschaftlichen Ausbrüchen letzter Art zu veranlassen. In förmlichen Oppositionsstürmen machte sich die Stimmung des Auditoriums Luft; kaum daß man der großen Arie der Primadonna ein flüchtiges Gehör schenkte, kaum daß die Sänger ihre Partie in dem wüsten Lärm zu Ende zu bringen vermochten. Rossini selbst behauptete in der ihm eigenen unerschütterlichen Seelenruhe seinen Dirigenten-

platz, bis die letzte Note verklungen, und als nach beendigter Vorstellung mehrere seiner Freunde ihn in seiner Wohnung aufsuchten, um ihm Theilnahme und Trost zuzusprechen, fanden sie den vermeintlich Darniedergeschmetterten bereits in tiefem Schlummer.

Als am folgenden Abend die Oper wiederholt werden sollte, erlangte ihr Autor vom Theaterunternehmer die Vergünstigung, sich bei Leitung derselben durch einen Anderen vertreten zu lassen. Er fürchtete eine Wiederholung jener ersten Scenen und fühlte um so weniger Neigung, sich derselben auszusetzen, als das Urtheil seiner Landsleute sich nicht gegen das Kunstwerk, sondern vielmehr gegen die Person des Künstlers selber zu richten pflegt. In dieser Absicht der Aufführung fern bleibend und eben in heiterem Geplauder in seinem Zimmer auf und niedergehend, hörte er es plötzlich auf der Straße unter seinen Fenstern laut und lauter werden. Der Tumult steigerte sich und schon glaubte er, daß es seine Gegner bis zu einer öffentlichen Demonstration gegen ihn treiben wollten, als Manuele Garcia, der berühmte Sänger und Verehrer Rossini's, in Begleitung einiger Andern, mit der Freudenbotschaft bei ihm eintrat, daß der Barbier „alle stelle“ gegangen und das begeisterte Publicum, voll Verlangen, die erlittene Unbill zu sühnen und dem „divino maestro“ persönlich seine Huldigungen darzubringen, vor der Thür seiner harre, um ihn im Triumph nach dem Theater zu geleiten. Unter endlosem Jubel und Evviva ward die Vorstellung in der That unter Direction des Componisten zu Ende gebracht, und in den Himmel gehoben sah er sich heute, den man Tags zuvor, ohne Rücksicht auf seinen berühmten und verdienten Namen, an jener selben Stätte unbarmherzig ausgepfiffen.

Vielfältiges Aufsehen erregte dieser plötzliche Temperaturwechsel im römischen Publicum, und nur um so schneller stieg das Werk, das ihn veranlaßt, in der Gunst der Italiener empor. Wie sehr aber auch gebührte dieselbe einer Schöpfung, die an schalkhafter Grazie, an coketter Eleganz und unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit nirgends ihres Gleichen findet! Frischere, süß duftendere Blüthen denn diese hat selbst die blüthenreiche italische Kunst nimmer zeugen können und auch in den Kunstgärten anderer Völker gedieh bisher nur eine einzige verwandter Art: Mozart's Figaro. An Ursprünglichkeit und sprudelnder Lebensfrische, an Frohmuth und herzgewinnender Naivetät gar manchen Zug mit einander theilend, trägt jedes dieser beiden Werke gleichwohl die Signatur seiner Nationalität erkennbar an sich, und wenn das eine sich von dem andern durch eine gewisse classische Innerlichkeit, durch jenen idealgemüthvollen Grundzug auszeichnet, wie er dem deutschen Kunsterzeugniß unausbleiblich anhaftet, so hat dieses vor jenem wiederum den Reiz des Pikanteren, südlich Anmuthvolleren, des Geistreicheren und Funkensprühenden voraus. Mozart's Genius erwärmt uns; Jener blendet vielmehr; Dieser gewinnt uns, Jener reißt uns durch die Gewalt seines Feuers hin, und wenn der aller Träumerei abholde Pesareser Meister uns die reine gesunde Wirklichkeit in ungeschminkten Farben vor Augen führt, läßt uns der Deutsche in dem milden Reflex seines rosigeren Lichtes die verklärtere Weltanschauung ahnen, die seine Seele erfüllt. Der Frohsinn unsres Volkes ist eben seiner Natur nach ein anderer als der der Italiener; er würde an Anmuth verlieren, wollte er sich bis zu einer Ausgelassenheit steigern, wie Jener sich, Kraft der ihm eingeborenen Grazie, ihr ohne Wagniß hingeben darf. Unsere Heiterkeit hat nichts von jener rückhaltlosen Unbefangenheit, die den Kindern des Südens eignet, und um so reiner und edler unsere Freuden sind, um so gewisser erheben sie sich auf jenem ernsteren Hintergrund, aus dem allein die specifisch deutsche Eigenschaft: der Humor, hervorzugehen fähig war. Witz und Esprit, ungebundene Fröhlichkeit, ein leidenschaftliches Genießen und Erschöpfen des Augenblicks ist es nicht, was wir unter uns gemeinhin finden; in dem Einen sind die Franzosen, in dem Anderen die Italiener unsere Meister. Unsere Kunst ist dessen Zeuge. Oder ist es nicht eine andere Lust, die uns aus der Opéra comique, eine andere, die uns aus der Opera buffa, und wieder eine andere, die uns aus der komischen Oper entgegenlächelt? Da ist es der blitzende Esprit, dort der listig-graziöse Uebermuth; hier der Humor, der die heiteren Conflicte spinnt und löst. Eine Opera buffa, wie der Italiener sie sich schuf, wird darum auch niemals unserem heimischen

Boden als natürliche Pflanze entwachsen, während sie dem italienischen Volksgeiste als ureigenthümlichste Blüthe entkeimte. Ein ungleich getreueres Spiegelbild seines Empfindens und Genießens, seines Charakters und Wesens, als die conventionelle Opera seria, enthüllt uns die lebenathmende Schöpfung der Buffa; darum erscheint es in eben dem Maße, als Rossini sich als ein echtes Kind seiner Heimath darstellt, erklärlich, wenn sein Naturell sich mit lebhafter Vorliebe der letztgenannten Gattung, als dem specifischen Kunsterzeugniß derselben, zuneigte. In Cimarosa, dem von ihm viel studirten und geschätzten Meister, sein Vorbild und seinen Ausgangspunkt suchend, schritt er jedoch auch über dessen berühmte „Matrimonio segreto“ noch um ein beträchtliches Stück Weges hinaus und stellte in seinem von jugendlicherem Pulsschlag durchströmten Werke ein bleibendes Muster dieser Art auf. Wie fein erscheint hier die Zeichnenkunst des Maestro, dem man die Gabe der Charakteristik so häufig rund abgesprochen! Freilich hat er sie auch in keiner seiner übrigen Leistungen mit gleichem Glück geübt wie hier, wo er selbst mit seinem Herzen so lebendigen Antheil an Musik und Handlung genommen, daß mehr als einer der Beurtheiler des Componisten zu der Annahme gelangte, dieser habe sich selbst in der Figur seines Figaro ein unsterbliches Porträt schaffen wollen. Fleisch und Blut, unverwüstliche Jugend und Lebensunmittelbarkeit haben hier die Gestalten seiner Phantasie gewonnen und in Menschen, in unser Mitgefühl unwillkürlich herausfordernde Menschen haben sich mit einem Male die bleichen Typen verwandelt, die ob ihrer Seelenlosigkeit uns bisher nur ein kühles Interesse abzunöthigen im Stande waren. Ein köstlicher Schwung, eine hinreißende Beweglichkeit erfüllt das Ganze, in gefälligem Wechsel schlingt sich das bunte Spiel der Töne durch einander und gipfelt in der reizvollen Wirkung der Ensemblestücke.

Für die unzerstörbare Lebensfähigkeit des liebenswürdigen Werkes haben fünf Jahrzehnte, die darüber hinweggegangen, bereits ein gültiges Zeugniß ausgestellt. Nicht nur die italienische, auch die französische und deutsche Bühne haben es sich längst zu eigen gemacht und erblicken in ihm eine Perle ihres Repertoires. Eine ähnliche Popularität hat sich unter all den zahlreichen ferneren Erzeugnissen des Künstlers außerhalb seines Vaterlandes kein zweites zu erringen gewußt, und wenn wir Rossini in der ganzen Liebenswürdigkeit seines Wesens uns vergegenwärtigen wollen, in der er sich unsere Sympathien am widerstandslosesten erschmeichelte, so ist es das Bild seines Barbiers, das uns als das wahrhaftigste Widerspiel seiner Individualität unzweifelhaft vor die Seele tritt. Was er weiter auf diesem Gebiete geleistet, hat die hier erreichte Wirkung nicht zu steigern, geschweige denn zu überbieten vermocht, so viel des Schönen im Einzelnen es immerhin enthalten mag. Und er hörte nicht auf, vielfältige Gaben auszustreuen aus dem Füllhorn seiner Phantasie, das an Unerschöpflichkeit kaum seines Gleichen zu finden schien. Noch im Juni desselben Jahres (1816) führte er im Teatro del Fondo zu Neapel bei Gelegenheit der Vermählung der Herzogin von Berry eine große Cantate „Teti e Peleo“ auf; kurz darauf folgte im Teatro dei Fiorentini die einactige Opera buffa: „La gazetta.“ Noch im selben Herbst aber ging eine bedeutungsreichere Composition mit pomphafter Ausstattung über die Bühne von San Carlo: „Othello.“ Mit dem Genius Shakspeare's trachtet sich hier der des leichtfüßigen Musikers zu verbinden: daß sich aber Beide nicht zu wahrhaft harmonischem Bunde zu einen vermochten, wen möchte dies Wunder nehmen? Zu jener herzerschütternden Tragik, wie sie der Seele des englischen Dichters entsprungen, konnte der Pesareser seine Saiten nicht stimmen; seine Kunst verstummte, wo es die äußersten Höhen und Tiefen menschlichen Empfindens wiederzuklingen galt. So ist es zum Theil eine Mesalliance, in der sich die beiden Nationalitäten begegnen. Erst im dritten Acte rafft sich der Tondichter zu tragischeren Accenten empor, wie er sie in den beiden vorhergehenden Acten nur in sehr vereinzelten Momenten anklingen ließ; nun erhebt er sich zu dem vollen Umfange der Größe, die ihm innerhalb der Grenzen seiner Natur überhaupt gestattet ist, und plötzlich erfaßt von der poesievollen Gewalt seines Stoffes leiht er seinen Tönen die glühenden Farben des Südens und gießt, was ihm nur immer an Pathos und Ausdrucksgewalt, an Leidenschaft und Kunst

der Charakteristik zu Gebote steht, über diese Scenen aus. So der von düsterster Schwermuth getragene Gesang des Gondoliere: „Nessun maggior dolore," so die Scene Desdemona's und Emilia's, die Romanze: „Assisa a piè d'un salice," das Gebet: „Deh calma, oh ciel" und ein Theil des großen Duettes zählen zu dem Empfindungsreichsten, was Rossini's Feder entflossen. Leider zeigt der Schluß wiederum ein beklagenswerthes Herabsinken von der gewonnenen Höhe und macht die Ungleichheit der Ausführung peinlich fühlbar, die den meisten Partituren des in genialer Sorglosigkeit producirenden Tondichters als Makel anhaftet. Dessenungeachtet haben sich die größten Gesangskünstler mit Vorliebe dem Othello zugewandt, und wie einst Isabella Colbrand, so haben auch die Pasta und Malibran als Desdemona ihre höchsten Triumphe gefeiert; wußte doch auch Garcia in der Wiedergabe der Titelrolle eine so dämonische Leidenschaft zu entfalten, daß seine Tochter während der betreffenden Scene allen Ernstes für ihr Leben zitterte. Wie wenig trotz alledem die tragische Poesie des Stoffes dem Geschmack der Italiener zusagte, davon zeugt beredt genug der Umstand, daß man den in Neapel gewonnenen Erfahrungen zufolge bei der Inscenirung in Rom den Schluß in eine rührende Versöhnungsscene umänderte, zu deren Ende sich das Ehepaar in die Arme stürzte, um die wiedergefundene Harmonie in einem Duette zu beglaubigen.

Als die künstlerischen Ergebnisse des Jahres 1817 sind die Opern: „Cenerentola," „La gazza ladra," und die als semiseria aufgeführte „Armida" zu bezeichnen. Wie dem sieben Jahre früher entstandenen gleichnamigen Werke Nicolo Isouard's liegt auch dem erstgenannten das alte Zaubermärchen vom Aschenbrödel zu Grunde; nur ward dieses von der Hand Rossini's, der keinerlei romantische Neigung und Begabung in sich fühlte und überdem der mechanischen Kunstfertigkeit seiner Landsleute mißtraute, seines phantastischen Zaubers entkleidet und in die nüchternere Sphäre der Alltagswelt versetzt. Einige Stücke aus der Pietra del paragone, dem Turco in Italia und der Gazetta wurden in dasselbe aufgenommen, dem von Anbeginn der wärmste Empfang von Seiten der Römer zu Theil ward, und das man in Frankreich nicht anstand, selbst dem Barbier an Werth gleich zu stellen. Glänzendere Triumphe noch waren der „diebischen Elster" in der Mailänder Scala beschieden. Drei Monate hindurch ward dieselbe fast täglich wiederholt und von demselben Publicum in die Sterne erhoben, das drei Jahre früher den Aureliano und den Turco mit kühler Gleichgültigkeit an sich vorübergehen gesehen. Von unserem heutigen Repertoire ist auch dies Werk fast spurlos verschwunden und nur die Arie „Di piacer mi balza il cor" hilft noch hier und dort als Bravourstück einer Sängerin eine gelegentliche Lücke in den Concertprogrammen ausfüllen.

Mit der Aufführung seiner bedeutungsleeren Armida auf dem nach dem Brande vom April 1816 wieder neuerbauten San-Carlo-Theater feierte der lorbeergekrönte Componist im September 1817 seine Rückkehr nach Neapel. Aus der langen Reihe künstlerischer Gebilde, die er während der nächsten Jahre (1818 bis 1820) ins Leben rief: „Adelaide di Borgogna," „Mosè in Egitto," „Adina ò il califfo di Bagdad," „Riccardo e Zoraide," „Ermione," „Odoardo e Cristina," „La donna del lago," „Bianca e Falliero," „Maometto secondo" und mehrere Cantaten, ist nur das Gedächtniß dreier auf unsere Tage gekommen. Nur „Mosè," „La donna del lago" und „Maometto" haben ein mehr als ephemeres Dasein gefristet. Das Gebet aus Ersterem, zu dessen Schaffen Rossini nur der kurzen Zeit von zehn Minuten bedurfte, nennt man noch immer unter den beliebtesten Erzeugnissen des Künstlers, und einer der Zeitgenossen und Biographen desselben, von Stendhal, erzählt, daß er nie in seinem Leben einen ähnlichen Beifallsjubel als nach dieser Preghiera vernommen habe. Die Vollendung des Ganzen, das gleich dem Maometto späterhin eine wesentliche Umgestaltung erfuhr, geschah binnen zwanzig Tagen; doch soll auch Carafa einiger Antheil an derselben gebühren.

An die Composition des zuletzt genannten Werkes, so wird uns berichtet, ging Rossini nur voll innersten Widerstrebens. Der Verfasser des Textes, Herzog von Ventignano, stand in dem schlimmen Rufe eines „Gettatore;" der Maestro aber hatte, trotz seines scharfen Geistes, zu viel von dem Aberglauben seines Volkes in sich auf-

genommen, um sich der Furcht vor dem gefährlichen Einflusse einer solchen Genossenschaft entziehen zu können. Vergebens wandte er sich mit der Bitte um Enthebung des lästigen Auftrages an Barbaja: er mußte sich, durch sein Engagement gebunden, den Forderungen desselben fügen, und nur unter unaufhörlicher Wiederholung des Zeichens der „Corni," das der Sage zufolge den Zauber des bösen Blickes bannen soll, ward die unheimliche Arbeit zu Ende gebracht.

Eine ungewöhnlich lange Pause trat nach Vollendung des ebengedachten Werkes im Produciren unseres Künstlers ein. Vielleicht, daß die im Juli 1820 zu Neapel ausgebrochene Revolution ihm die Lust am Schaffen raubte; sahen sich doch die sonst nur den Freuden des dolce far niente hingegebenen Neapolitaner nun von ernsteren Situationen in Anspruch genommen. Ihn selbst aber fanden politische Interessen von jeher theilnahmlos; widerwillig kehrte sich sein conservativer Sinn vollends von jeglicher revolutionären Bestrebung ab. Als völlig untauglich zu militärischem Dienst, schickte man ihn von der Nationalgarde wieder heim, deren Uniform er nothgedrungen angelegt. Um so geneigter folgte er gegen Ende des Jahres einer Aufforderung des Banquiers Torlonia nach Rom, um für das diesem zugehörige Apollo-Theater die Oper: „Matilde di Chabran" zu schreiben, welche später in „Corradino" umgetauft wurde. Während des Carnevals 1821 — unter Mitwirkung Paganini's an der Spitze des Orchesters — aufgeführt, erneuerte sich der alte noch immer nicht beschlossene Kampf zwischen Freunden und Gegnern des Componisten dergestalt, daß es sogar zu Thätlichkeiten zwischen beiden Parteien kam. Die Cantate: „La riconoscenza," sowie die Oper „Zelmira" waren die letzten Früchte Rossini's, die unter der Sonne Neapels reiften. Mit ihnen nahm er am 21. December 1821 Abschied von San Carlo.

In der österreichischen Kaiserstadt, der von den Elementen des Südens am meisten durchdrungenen und mit seinen Neigungen am wärmsten sympathisirenden unter den vornehmsten Städten Deutschlands, hatte sich Barbaja einen neuen fruchtbaren Boden für sein Unternehmen gesucht, als die an der bisherigen Stätte seines Wirkens ausgebrochene Revolution und das Verbot der von ihm gepachteten einträglichen Spielbank die Wurzel desselben untergraben. Dahin folgte ihm (1822), gleich der übrigen Gesellschaft, Rossini, nachdem er das künstlerische Band, das ihn seit Jahren mit Isabella Colbrand verknüpft, zu einem ehelichen erhöht und befestigt hatte. Die „Zelmira" eröffnete eine glänzende Reihe von Vorstellungen seiner Opern im Kärnthnerthor-Theater. Die ersten Künstler Italiens waren die Interpreten derselben und bildeten, Isabella Colbrand an ihrer Spitze, ein Ensemble, wie es in ähnlicher Vollkommenheit selten gehört worden ist.

Ein Rausch des Entzückens überkam das für derartigen Genuß nur zu empfängliche Wien. Die erste Gesellschaft, die kaiserliche Familie und der Hof voran, beeilte sich, dem sangreichen Italiener die schmeichelhafteste Aufnahme zu Theil werden zu lassen: Rossini war der Held des Tages geworden. Noch verschwenderischer fast, als in seinem begeisterungslustigen Heimathlande, flossen ihm die Huldigungen zu. Man sang und spielte, sah und hörte, dachte und träumte nichts Anderes als den „Schwan von Pesaro," den König der Melodie. Kaum daß er nach Schluß der Saison in Bologna im Kreise der Seinen eine kurze Erholung gefunden, als ihn eine Einladung des Fürsten Metternich gelegentlich des dort tagenden Congresses nach Verona rief. Er dürfe als Meister der Harmonie nicht fehlen, wo man beschäftigt sei, sie wieder herzustellen, so schrieb ihm der Letztere, und der geschmeichelte, in den Künsten des Hofes nur zu erfahrene Künstler, der sich des eigenen Glanzes gern freute, indem er sich im Glanze der ihm allezeit wohlgeneigten Großen und Mächtigen sonnte, ward der gefällige Zeitverkürzer Derer, die über das Wohl und Wehe der Völker zu Rathe saßen. In seiner Cantate: „Il vero omaggio," die im Teatro dei Filarmonici zur Aufführung kam, brachte er ihnen die melodische Ovation seines Genius dar. Nicht ohne Unlust einem Auftrage des Fenice-Theaters entsprechend, zwang er sich alsdann die Vollendung einer Oper ab. Sie ging im Februar 1823 als „Semiramide" daselbst in Scene: das letzte jener reichen Zahl von Werken, die Rossini der heimischen Bühne gewidmet. Verletzt

durch den abweisenden Empfang eines Auditoriums, dessen bevorzugtester Liebling er einst gewesen und unter dessen Gunst sich sein junger Ruhm ehedem entfaltet, kehrte er dann im Gefühl des seiner Oper widerfahrenen Unrechts und des eigenen Unverstandenseins der Heimath den Rücken.

Ein Engagement der italienischen Oper, für die er eine Composition, „La figlia dell' aria," übernommen, sollte ihn in Begleitung seiner Gemahlin zunächst nach London führen. Auf der Reise dahin berührte er Paris und faßte, von der frischen Lebensströmung daselbst lebhaft angemuthet und mit Huldigungen aller Art begeistert bewillkommnet, den Entschluß, sich später dauernd hier niederzulassen. Auch in der englischen Hauptstadt harrte seiner ein glanzvoller Empfang. König Georg IV. ließ ihm, als kaum sein Fuß den Boden Britanniens betreten, durch den Grafen Lieven die Botschaft entbieten, er zähle darauf, der erste Engländer zu sein, der ihn begrüße. Er, an der Spitze der Aristokratie des Landes, versäumte nicht, den berühmten Gast mit Ehren und goldenem Lohn zu überschütten. Er musicirte selbst häufig in seiner und der Herzogin von Kent Gesellschaft und sang mit ihm, der als ausgezeichneter Pianist, wie als Baritonist und als pikanter Unterhalter die stolze Zierde jeden Salons war, seine Duette. Obschon durch den Bankerott des Theaters, das ihn gerufen, in seinen Erwartungen auf einen reichen Gewinn getäuscht, eröffneten sich dem gefeierten Componisten doch durch Veranstaltung von Concerten und seine Mitwirkung bei Soiréen so reiche Erwerbsquellen, daß er in London den Grund zu seinem sehr bedeutenden Vermögen legte. Eine Summe von 175,000 Francs war das Ergebniß eines dreivierteljährigen Aufenthaltes daselbst; sie überstieg den Ertrag seiner ganzen bisherigen schöpferischen Thätigkeit.

Zu günstigem Zeitpunkte kehrte Rossini nach Frankreich zurück. Hatte es hier, dank den Bemühungen einer einflußreichen Gegnerschaft, längerer Zeit bedurft, bevor sein Name sich Bahn gebrochen, so hatte doch der vornehmlich durch Garcia's Energie erzielte Erfolg des Barbier ihn endlich mehr und mehr populär gemacht und ihm die Liebe des Volkes zugeführt. Der Gegenstand der begeisterten Verehrung der Pariser trat er nun in ihre Mitte. Ob auch von seinen Berufsgenossen, wie Cherubini, Boieldieu, Herold, Auber mit mehr oder weniger zweifelhaften Gesinnungen, von Paer und Anderen sogar mit offenen Feindseligkeiten willkommen geheißen, sollte er doch unter ihnen bald eine zweite Heimath finden: das Jahr 1824 brachte ihm die Ernennung zum Dirigenten der italienischen Oper zu Paris. Nur anderthalb Jahr jedoch blieb er im Besitz dieser Stellung. Dann mochte sich selbst die Gunst des Ministers La Roche-Foucauld nicht länger dagegen verblenden, wie wenig die Leitung des genialen Componisten der vordem so blühenden Anstalt zum Heile gereiche. Man enthob ihn der Theaterverwaltung wiederum und ließ ihm unter dem Titel eines premier compositeur du roi et inspecteur général du chant en France auch fernerhin einen Jahresgehalt von 20,000 Francs ohne weitere Verpflichtung beziehen, als für die königliche Oper zu schreiben.

Unter den Gaben, mit denen er dieselbe beschenkte, steht die letzte seiner italienischen Opern der Zeit nach voran: „Il viaggio di Reims, ossia l'albergo del giglio d'oro." Mit ihr feierte er die Krönung König Karl's X. Sie ward im Juni 1825 unter Mitwirkung auserlesenster Kräfte und von lautem Beifall begleitet auf dem Théâtre italien aufgeführt, um, da sie als Gelegenheitscomposition ein nur momentanes Interesse beanspruchen konnte, zum größten Theile später in den „Comte d'Ory" überzugehen. Ein Jahr darauf (im October 1826) veröffentlichte er „Le siège de Corinthe," eine französische Bearbeitung des „Maometto II." Sie gewährt ein interessantes Zeugniß des läuternden Einflusses, den die Berührung mit der fremden Nationalität auf Rossini geübt. Zu offenen Blickes, um sich dem Verständnisse für die Vorzüge und Eigenart Anderer zu verschließen, empfand er alsbald die Rückwirkung der neuen und geistig erweiterten Welt, die ihn umgab. Die große Oper, die zu jener Zeit noch die Traditionen einer Gluckschen Glanzepoche als kostbarstes Eigenthum bewahrte, ward auch für ihn das, was sie schon für mehr als einen seiner Vorgänger gewesen: ein Tempel, daraus ihm eine reinere Erkenntniß floß. Er fühlte, daß es noch ein höheres Kunstideal gebe, als das einer schönen Sinnlichkeit, und die

Gleichgültigkeit gegen den Ausdruck, gegen das geistige Wesen der Töne begann von ihm zu weichen. Doch nur allmälig vollzog sich in ihm jene Umwandlung; erst in leisen, wenn auch deutlich erkennbaren Spuren tritt sie in der Belagerung von Korinth zu Tage, um sich in den ferneren Werken des Meisters fortzusetzen und in seiner letzten dramatischen Schöpfung zu vollenden. Die in der „Semiramis“ sich noch schmarotzerhaft in den Vordergrund drängende, den ruhigen Fluß der Melodie überwuchernde Coloratur erscheint hier auf ein bescheideneres Maß beschränkt; das Recitativ, das sich dort im Verhältniß zum „Tancred“ nur um ein Geringes charakteristischer gestaltete, vertieft sich hier und steigert sich zuweilen — wie beispielsweise in der Scene des Hieros — zu wirklich lebensvollem Ausdruck. Auch die Harmonik weist einige bisher noch nicht von ihm gebrauchte Wendungen auf; die Instrumentation ward dergestalt vervollständigt, daß selbst der in dieser Beziehung nicht eben empfindliche Berlioz sich über die gehäufte Anwendung der Schlaginstrumente beklagt, und durch das Ganze geht etwas von jenem warmen dramatischen Zuge, den die Franzosen ihrem Kunstwerk einzuhauchen verstanden.

Einer ähnlichen Umgestaltung unterwarf Rossini, durch die Erfahrung ermuntert, auch seinen Moses, um ihn im Februar 1827 auf der Académie royal de music den Parisern vorzuführen. Die Aufnahme beider Werke war glänzend. Dem Moses ging im April 1828 „Le comte d'Ory,“ jene schon erwähnte komische Oper voraus, die großentheils aus älteren Bruchstücken zusammengesetzt ward und deren Textbuch Scribe zum Verfasser hat. Sie ist außerhalb Frankreichs wenig bekannt geworden; dessenungeachtet genießt sie innerhalb desselben den Ruf als eins der gelungensten Erzeugnisse des Künstlers.

Am 3. August 1829 endlich ging der „Tell“ über die Bühne der königlichen Oper. Er zeigt seinen Meister plötzlich in einem neuen, reineren Lichte. Edlere Töne entsteigen nun seiner Brust und zu erhabenerem Schwunge stimmt er seine Saiten. Eine große, gewaltige Kluft trennt die früheren Schöpfungen Rossini's von dieser einen, mit der er seine Meisterschaft besiegelte, und was in den letzten derselben nur wie eine Ahnung vorgeklungen, in vollem Accorde hat sich's hier vollendet und ist Wahrheit geworden. Nicht mehr wie sonst der eiteln Kunst des Scheins, einer hehren Muse opfert er nun; zum ernsten Priester der Wahrheit hat er sich verwandelt, der sonst nur den bunten Genüssen des Lebens leichtfertig fröhnte. Seit er im Kunsttempel des fremden Volkes ein lautereres Evangelium in sich aufgenommen, hat sich ihm das bisher gehegte nationale Kunstideal zu einem universelleren erweitert und erhöht. Mit einer durch unkundige Hände (Jouy und Bis) freilich arg verstümmelten, deutschen Dichtung: dem letzten Geistesproducte unseres großen Schiller, verband sich sein melodisches Genie, um — wundersam genug! — in den gewonnenen holden Tönen sein letztes größtes Vermächtniß der Bühne darzubringen. Mit Verwunderung sehen wir den Italiener deutschem Element eine Einwirkung auf das eigene Schaffen vergönnen, die bis auf die äußersten der ihm von der Natur gesteckten Grenzen ausgedehnt scheint. Spuren Haydn'scher und Mozart'scher Vorbildnahme begegnen wir mannigfach, ja in der dramatischen Verlebendigung der Recitative glauben wir hier und dort selbst Gluck'schen Flügelschlag zu vernehmen. In noch höherem Maße aber offenbart der Tell den Einfluß des Volkes, in dessen Mitte und unmittelbarer Berührung er geboren ward. So gesellt sich zu der deutschen Vertiefung und Innerlichkeit — wir verstehen dies dem Ausländer gegenüber selbstverständlich im relativen Sinne — die später besonders durch Meyerbeer cultivirte Lust an der Situation, die effectvolle Gruppirung, die scharfe plastische Ausgestaltung, die jenseits des Rheins ihre Heimath hat. Wie aber der Schöpfer des Tell nicht aufhörte, auch fern der Heimath ein Italiener zu sein, das bekundet jene unnennbare Süße und Weichheit der Form, jene unnachahmliche Grazie, jene zugleich schmelzende und feurige, leidenschaftdurchzuckte Cantilene, jene Meisterschaft einer gesangsmäßigen Stimmführung, wie sie eben nur der Italiener kennt. Schmeichelnder Wohllaut bleibt auch hier, was er singt, und des verführerischen Reizes, mit dem coketten Tändelspiel seiner Coloraturen dem ihm Lauschenden die Sinne zu umgaukeln, hat er sich selbst hier nicht zu entäußern vermocht, wo ihm

ein ernsteres Streben denn je die Seele füllte.

Wie dem aber auch sei und wie wenig wir Deutschen selbst geneigt sein mögen, ihr den Ehrenplatz neben den erhabensten Werken unserer Tonheroen anzuweisen: ihres wohlverdienten Ruhmes wird zu allen Zeiten eine Tonschöpfung gewiß bleiben, bei der die drei musikreichsten Völker der Erde Pathenstelle vertreten. Die Rolle des Arnold z. B., die der Componist von all den Trivialitäten rein zu erhalten wußte, wie sie ihm sonst nicht selten begegneten, gehört zu den dankbarsten und freigebigst ausgestatteten Partien, die wir überhaupt besitzen. Die Duette mit Tell, mit Mathilde, das berühmte große Terzett, die Arie des vierten Actes werden immerdar die freudige Hingabe unserer Sänger wecken. Auch Mathildens Romanze, die Schlußscene des zweiten Actes, die meisten Chöre und der Rütlischwur vor Allem werden, gleich der in sonnigste Farben getauchten, wahre Alpenluft athmenden Ouverture — der vollendetsten des Meisters — als echt schweizerische Stimmungsbilder nimmer eine poesievolle Wirkung verfehlen.

Und dennoch geschah das Wunderbare: nicht ein warmes, freudiges Willkommen, wie er es verdient, bereitete man dem Tell in Paris. Kühl und zurückhaltend — vielleicht in Folge des mangelhaften Textbuches, wie Fétis meint — verhielt sich während der ersten Vorstellungen ein Publicum, das minder vollkommenen Werken des Künstlers dankbar zugejauchzt hatte, und nur gewiegtere Beurtheiler und Kenner, wie vor Allen Boieldieu, wünschten dem Tondichter Glück zu der neuen, ruhmreichen Bahn, zu der sein Genius hindurchgebrochen. Erst als Duprez, der allbeliebte Sänger, als Darsteller des Arnold auftrat, wandte sich die allgemeine Gunst in enthusiastischer Weise einer Oper zu, die noch heute zu den auserwähltesten Lieblingen der Pariser zählt. Während man aber sein Werk mit echt französischer Begeisterung feierte und bald darauf im Foyer der großen Oper sein Bild der Reihe der Unsterblichen einfügte, suchte sich Rossini in Bologna einen stilleren Aufenthalt. Neuem Schaffen trachtete er sich hinzugeben und führte zu diesem Zwecke ein von Jouy verfaßtes Textbuch, dem der Goethe'sche Faust zu Grunde lag, mit sich. Doch wurde weder dieses noch überhaupt eins der fünf dramatischen Werke geschrieben, die er für die französische Bühne binnen Kürze in Aussicht gestellt hatte. Die Hoffnung, ihn auf der neubetretenen Bahn glorreich weiterschreiten und der Welt noch fernere Gaben spenden zu sehen, blieb unerfüllt. Der Tell, die größte und bedeutungsvollste seiner Bühnenschöpfungen, sollte zugleich seine letzte bleiben: mit ihr schloß er seine Ruhmeslaufbahn als Componist, gerade als er im Zenith derselben stand.

Was Rossini dazu vermocht, inmitten der Blüthe seiner Jahre und des Vollbesitzes seiner Kraft vom Schauplatze seines Ruhmes zurückzutreten und, ein müßiger Zuschauer der Arbeit Anderer an der Entwicklung der Kunst, sich jeglichen ferneren Antheils daran freiwillig zu begeben, das ist der Welt ein ungelöstes Räthsel geblieben, so mannigfach man sich auch bemühte, in das Geheimniß desselben einzudringen. Ob es die anfänglich allzu laue Aufnahme seines Meisterwerkes, oder die Verstümmlung gewesen, die dieses nachträglich auf der französischen Bühne erfahren, was ihn der letztern abwendig gemacht; ob ihn — wie Azevedo behauptet — die mit Meyerbeer's Wirken überhand nehmende rücksichtslose Behandlung der von ihm selbst einst so sorgfältig gepflegten Stimme, oder mehr noch eine in pecuniärer Angelegenheit mit der Regierung erhobene Streitigkeit verstimmte — wer mag es endgültig entscheiden? Fétis erzählt in seiner Biographie universelle des musiciens, daß Rossini den drängenden Fragen der Freunde gegenüber stets die gleiche Antwort in Bereitschaft gehalten: „Ein Erfolg mehr würde meinem Ruhme nichts mehr hinzufügen; ein Chute könnte ihn nur schmälern; des Einen bedarf ich nicht und dem Anderen will ich mich nicht aussetzen." Uns dünkt, daß auch wir uns bei jener Antwort bescheiden und dem klaren Urtheil seines Geistes zweifellos vertrauen dürfen, wenn er es vorzog, sich fortan in Schweigen zu hüllen, statt vielleicht den eigenen Ruhm lebendig zu begraben.

Nach Ausbruch der Julirevolution 1830 rief die Sorge für seine durch den Umschwung der Verhältnisse gefährdeten materiellen Interessen Rossini nach der französischen Hauptstadt zurück. Der Sturz der Bourbonen, denen er gedient, drohte

ihm die Pension von jährlich 6000 Francs zu entziehen, die er sich beim Verlassen Frankreichs ausbedungen. Es kam zwischen ihm und der Verwaltung der königlichen Civilliste zu einem Proceß, der erst, nachdem er fünf Jahre gewährt, zu Gunsten des Künstlers entschieden ward, indem er die Verbindlichkeiten der Ersteren auf das Finanzministerium übertrug.

Im Herbst 1836 zog es ihn wieder nach Bologna. Dort vollendete er in stiller Zurückgezogenheit fünf Jahre später sein Stabat mater. Bereits 1832 hatte er die ersten sechs Nummern desselben für einen vornehmen Spanier, Don Varela, geschrieben, die Ergänzung des Uebrigen aber einem seiner Freunde überlassen. Nun fügte er auf Anregung Troupenas', des Unternehmers der „Concerts spirituels" zu Paris, nach Entfernung der fremdem Arbeit, selbst das noch Fehlende hinzu und gab der ganzen Partitur ihre jetzige Gestalt. Nach einem zwölfjährigen Schweigen war es der erste klingende Gruß, den der Künstler wiederum der Welt sandte. Allgemeines Aufsehen erregte sein Erscheinen in den erwähnten Concerten und Alles drängte sich, die Klänge des geliebten Meisters wieder zu vernehmen. Unter endlosen Beifallsbezeugungen wurden sie unzählige Male wiederholt: der ferne Rossini und sein Stabat mater war der Mittelpunkt aller Interessen von Paris. Dennoch verhehlte sich die Kritik auch in Frankreich nicht, was sie später in Deutschland offen aussprach: daß das Werk kein eigentlich kirchliches sei, daß es der wahren Weihestimmung, der tiefinnersten Frömmigkeit entbehre. Selbst Berlioz, der dem Maestro warm ergebene Kunstgenosse, rügt, daß er dasselbe „seiner Gesammtheit nach mehr theatralisch als religiös" gehalten habe. Sehen wir jedoch in Erinnerung dessen, daß es nicht für gottesdienstliche Zwecke geschrieben ward, von dem wenig kirchlichen Stil des Ganzen ab, so bleibt trotz all seiner Weltlichkeit noch genug des Schönen und Ergreifenden für unsere Bewunderung übrig. Die Introduction, das Duett: Quis est homo, der Chor: Eia mater, das Quartett: Quando corpus und die Sopranarie mit Chor: Inflammatus behaupten in zweifelloser Berechtigung ihren Platz unter den edelsten Gaben ihres Schöpfers. Die effectvolle Gruppirung der Stimmen scheint in keinem anderen Erzeugnisse des in dieser Beziehung unerreichten Künstlers übertroffen und der Zauber des melodischen Flusses schmeichelt uns selbst eine nachsichtigere Beurtheilung des geringen Zusammenhanges zwischen Text und Ton ab.

Die wohlthätigste Wirkung aber äußerte die Composition dieses Werkes auf Rossini selbst. Sie gab ihn, der sich seit Jahren kalt und theilnahmlos von der Welt und der Kunst abgewendet, dem Leben zurück. Mit der wiedergewonnenen Thätigkeit kehrte ihm auch die verlorene Kraft und Gesundheit wieder, und ob auch aus seiner stillen Werkstätte wenig hinausdrang auf den Markt des Lebens, er hörte dennoch nicht auf unbelauscht zu schaffen, was und wie ihm sein Genius gebot. Einige spärliche Gaben gönnte er gleichwohl der Oeffentlichkeit. Wie er schon 1834 in seinen Soirées musicales aus zerstreuten Albumblättern eine Reihe von zwölf kleinen Solo- und Ensemblestücken zusammengestellt — wahre Perlen des Salongesangs — so ließ er zehn Jahre später drei Chöre erscheinen: den vielgesungenen „La charité" sammt den Jugendarbeiten „La foi" und „L'espérance." Nur seine Freunde aber wußten, daß er eine große Anzahl von Clavier- und Gesangcompositionen geschrieben, die er mit der ihm eigenthümlichen Selbstironie als „Alterssünden" bezeichnete; und nur im engen Kreise ward eine von ihm componirte „kleine Messe" in den Salons des Grafen Pillet-Will (am 24. April 1865) zu Gehör gebracht.

Politische Agitationen vertrieben ihn gegen Ende des Jahres 1847 wieder aus Bologna, nachdem er sich kurz vorher, nach dem Tode seiner Gemahlin, von der er bereits längere Zeit getrennt gelebt, mit Olympia Pélissier von Neuem vermählt hatte. Er siedelte zunächst nach Florenz über, um nach einer langen Zeit körperlichen Leidens daselbst, endlich seinen bleibenden Wohnsitz wieder in Paris zu nehmen. Hier genas er bald und fand, von einem Kreise enthusiastischer Freunde und Verehrer umgeben, die alte Elasticität seines Geistes, den vielbewunderten liebenswürdigen Spott seiner Laune wieder, der unzähligen berühmten Bonmots das Dasein gab. Einer heiteren Geselligkeit öffnete sich sein Haus: ein gesuchter Sammelplatz der angesehensten Vertreter der

Kunst und Wissenschaft, der materielle und ideelle Genüsse in auserlesenster Feinheit darbot. So hielt die französische Weltstadt ihren Liebling unwiderstehlich in ihren Banden gefesselt bis ans Ende, und als er am 14. November 1868 in mitternächtiger Stunde in seiner Villa zu Passy bei Paris sein an Ruhm und an Jahren reiches Leben beschloß, da klagte sie um ihn als um einen ihrer größten Todten. Tausende — darunter die glänzendsten Namen Frankreichs — versammelten sich, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, als man ihn, nach vorangegangener Trauerfeierlichkeit zu St. Trinité, am 21. November auf dem Père-Lachaise ins Grab senkte, und mit Worten und Tönen und Blumen ohne Zahl feierte man sein Gedächtniß. Dennoch hat man Paris seinen Besitz noch im Tode mißgönnt. Die Heimath forderte ihr Recht, sie wollte den großen Sohn nicht missen und gedachte ihm zu Santa Croce in der Hauptstadt des jungen Königreichs Italien ein würdiges Grabmal zu errichten. Nur an der Abgeneigtheit der verwittweten Gemahlin des Meisters, sich von der Asche dessen zu trennen, deß letztes Wort ihr Name gewesen und der noch sterbend ihre Hand geküßt, scheiterte der Wunsch der italienischen Regierung.

Sein Standbild schmückt schon längst den Hauptplatz von Pesaro und mahnt die Nachgeborenen an ihn, der glorreich einst dieser Stätte entstieg. Die letztwillig von ihm verfügte Gründung eines Conservatoriums daselbst wird ihm neben dem unvergänglichen Gedenken, auch die unvergängliche Liebe seines Volkes sichern, wie er sich durch reiche Stiftungen in Paris auch den Dank seiner Kunstgenossen erworben.

Die Klänge des Meisters aber durchziehen die Welt, indeß er müde schlummert nach dem reichen Tagewerk. Was er vor fremden Augen sorgsam verborgen gehalten, die Frucht jener nach außen hin stummen Jahre, das wird nun lebendig werden. Schon haben Frankreich, Italien, Belgien, Rußland, England, Amerika und Australien, das französisirte Baden-Baden und jüngst auch Wien den Schwanengesang des Schwans von Pesaro, seine kleine Messe gehört, und wie Meyerbeer bei der ersten Aufführung derselben begeistert den Meister und sein Werk gepriesen, so hallt auch jetzt der Ruhm desselben vielstimmig wieder. Noch harren wir Deutschen des Moments, wo es auch unter uns ertönen wird. Ob aber auch die Zeit des Rossinifanatismus bei uns längst einer besonneneren Beurtheilung der Verdienste und Mängel des Künstlers gewichen: mit der unserem Volke eigenen Pietät doch werden wir uns vor einem Werke neigen, das die Hand des Genius gezeichnet.

Literarisches.

W. J. A. Jonckbloet's Geschichte der niederländischen Literatur. Autorisirte deutsche Ausgabe von Wilhelm Berg. 1. Band. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Eine der neuesten Nummern der „Nederlandsche Bibliographie“ kündigt eine neue Volksausgabe der sämmtlichen Werke von Jakob Cats an, und wer Gelegenheit gehabt hat, zu sehen, mit welcher rührenden Verehrung in Holland bis in die einfachsten Bürgerhäuser die Werke dieses beliebtesten Dichters der Nation gehegt werden, der erhält damit zugleich einen Begriff von der zähen Ausdauer, womit dies kleine, aber seine nationale Selbständigkeit hoch haltende Völkchen die Reminiscenzen aus jener Zeit bewahrt, als es noch ein Recht dazu hatte, stolz zu sein auf seinen Handel, seine Colonien und seine politische Weltbedeutung. Längst haben die Fortschritte der geistigen Entwicklung den Standpunkt hinter sich zurückgelassen, auf dem selbst die gebildetsten Geister jener Zeit standen, aber noch immer verehren die Holländer ihren Cats und ihren Vondel als classische Vorbilder, ähnlich wie die Franzosen das Zeitalter des großen Ludwig in Racine und Corneille nie überleben und es als Verbrechen betrachten, wenn man diese, für ihre Zeit und die Literaturgeschichte hochwichtigen Erscheinungen veraltet und überlebt nennt. Es ist vom größten Interesse, wie der anerkannt beste Literarhistoriker Hollands die Entwicklung der niederländischen Literatur schildert, und man darf mit Spannung der Fortsetzung entgegensehen, nachdem in diesem ersten Bande das Mittelalter und die Rederijker, jene eigenthümlichen Gesellschaften, welche in der zünftigen Behandlung der Poesie den deutschen Meistersängern entsprechen, sehr sorgfältig und mit ebenso viel Klarheit als Kenntniß des Gegenstandes dargelegt ist. Allerdings ist das bekannte Selbstbewußtsein der Holländer überall durchzufühlen. Jenes Mißtrauen und die Besorgniß, daß man ihnen etwas rauben könne, verleitet sie dazu, ihre Berechtigung zu überschätzen, und so ist denn auch

schon in diesem ersten Bande nicht genug betont, wie groß der Einfluß französischer und deutscher Elemente im Mittelalter war, aber wir halten das Urtheil noch zurück und begrüßen vorläufig die Ausgabe des Werkes als eine hochwichtige und dankenswerthe.

Morgenländische Studien von Dr. Hermann Ethé. Leipzig, Fues'scher Verlag, 1870.

Der Verfasser, schon durch seine Uebersetzung von Kazwiny's Kosmographie den Männern der Wissenschaft vortheilhaft bekannt, tritt hier zum ersten Male mit einem in populärer Form geschriebenen Büchlein vor das größere Publicum. Es zerfällt in zwei wesentlich von einander verschiedene Abtheilungen. Die erste giebt uns vier „arabische Novellen und Genrebilder." Dieselben sind zum größten Theil gänzlich frei nach arabischen Quellen bearbeitet und können somit auf Selbständigkeit Anspruch machen. In der ersten Erzählung „Kampf und Sieg" lernen wir das Heldenzeitalter der vorislamitischen Zeit kennen. Die zweite schildert uns eine mit doppelter Bekehrung verbundene Liebesgeschichte, wo erst der Mann seiner Braut zu Liebe Christ, und diese später ihm zu Liebe Mohamedanerin wird.

Eine wahrhaft rührende Erzählung ist die einem maghrebinischen Manuscript der Münchener Bibliothek entlehnte „Mutter und Sohn." Sie versetzt uns zurück in die besten Zeiten des Islam und schildert uns einen jener todesmuthigen Märtyrer des Glaubens, die kein irdisches Motiv zu beseelen schien, und die die wahre Größe des Islam begründeten, einen Jüngling, den die eigene Mutter dem Märtyrertode widmet und der ihm mit Freuden entgegeneilt. Diese Mutter selbst ist ein Symbol jener ersten glaubensfreudigen Zeit. Wie sie ihr Haupthaar hingiebt, um dem Führer der Glaubenskämpfer als Halfter zu dienen, wie sie ihn anfleht, doch ja ihren Sohn nicht deswegen zurückzuweisen, weil er die einzige Stütze einer Wittwe sei, wie sie bei dem Tode ihres Kindes zwar vor Schmerz erblaßt, aber gleich in Lobpreisung Gottes ausbricht, daß er ihn der Märtyrerkrone würdigte, das Alles sind Züge, wie sie nur jene erste heroische Epoche des Islam so kraftvoll und pathetisch aufzuweisen vermag.

Die folgende Erzählung, „Der Beduine und sein Weib," enthüllt uns eine psychologische Seltenheit, die wir bei einem Orientalen am wenigsten suchen. Eine Frau, die sich dem Ehemanne gegenüber spröde erweist, und ein Mann, der sich diese Sprödigkeit gefallen läßt, das sind sonst nicht gerade orientalische Sittenzüge, aber um so willkommener, als sie uns eine sonst nie berührte Seite jenes vielseitigen Seelenlebens der Orientalen aufdecken, das wir gewohnt sind, als nur zu monoton aufzufassen. Aber natürlich konnte die Geschichte nicht so enden, sondern eine schreckliche Katastrophe, aus der die Standhaftigkeit und Liebe des Mannes die Frau rettet, erweicht das Herz der spröden Schönen, die sogar einen Kalifen ausschlägt, um ihrem Mann, von dem man sie gewaltsam getrennt hatte, wieder und diesmal ganz anzugehören.

Die zweite Abtheilung führt uns, mit einer einzigen Ausnahme „Ueber Körper- und Geisteskräfte nach Vorstellung der Araber," in eine der eben geschilderten ganz heterogene Welt ein, sehr verschieden von der nüchternen und doch poetischen, einfach erhabenen Weise der Araber, nämlich in die persische Poesie und den aus Indien stammenden Mysticismus der „Çufis," in einen von dichterischen Blumen und Formen überwucherten Rosengarten von Schiras, in eine Blüthenlese iranischer Phantasiegebilde voll Gluth und Ueppigkeit und doch durchzogen von dem ernsten Hauche des Mysticismus, aber eines Mysticismus, der, streng genommen, nicht zum Islam gehört und als ein Fremdes in denselben hineingetragen wurde. Neben einer Abhandlung über „die persischen Passionsspiele," jene charakteristischsten Gebräuche der Schiiten, der fanatischen Verehrer Aly's und Hossain's, in denen sich ihr ganzer antisunnitischer Secteneifer kundgiebt, erwähnen wir hier vorzüglich des sehr gelungen übersetzten Epos des Schaich Hilâly „König und Derwisch." Unter dem Bilde der so oft in orientalischen Fabeln spukenden Liebe eines Bettlers zu einem Könige, einer Liebe, die viele Episoden durchmacht, bald auf Widerstand stößt, bald auf Abwege zu führen scheint, aber doch endlich belohnt wird und in strahlender Verklärung erscheint, ist das ganze Evangelium des çufischen Mysticismus geschildert, von dem ersten Erwachen der religiösen Liebesflamme bis zum „Fenâ," der letzten Stufe des Mystikers, der Vernichtung des eigenen Selbst und dem gänzlichen Aufgehen in Gott (dem Nirwana des Buddhismus).

So sei denn diese kleine Blumenlese orientalischer Dichtung, die nicht mit Unrecht „Studien" betitelt ist, denn es ist viel Arbeit hier in spielender Form angehäuft, dem Leser freundlichst empfohlen.

Sehr geistvoll und pikant darf man den Roman in Versen: **„Durch alle Wetter,"** von A. F. von Schack (Berlin, Hertz), nennen, in welchem allerlei literarische und gesellschaftliche Richtungen der modernen Welt mit köstlichem Humor und gewandter Formbehandlung gegeißelt werden.



Neuestes aus der Ferne.

Das Leoninische Rom.

Der Stadttheil Roms, den Victor Emanuel dem Papste als allein noch übriges weltliches Besitzthum des heiligen Stuhles anweisen will, ist das an den Vatican grenzende Gebiet. Als Kaiser Aurelian Rom neu befestigte, zog er diese Gegend in den Umkreis der Mauern nicht herein. Hier entstanden nun außer der Peterskirche verschiedene Klöster, Hospitäler, Privatwohnungen und ein ganzes Fremdenviertel, das die linke Seite einnahm. Leo III. begann den Bau von Mauern, vollendete ihn aber nicht, so daß die Saracenen die Peterskirche plündern konnten. Leo IV. nahm nach dem Einfalle der Ungläubigen den Plan seines Vorgängers wieder auf und verschaffte sich mit der Einwilligung des Kaisers Lothar die nöthigen Mittel, indem er die Baukosten auf die einzelnen Städte des Kirchenstaates, alle öffentlichen Güter der Kirche und der Hauptstadt und die Klöster vertheilte. Er führte die Befestigung energisch durch und nach ihm wird der vaticanische Stadttheil das Leoninische Rom genannt. Am 27. Juni 852 wurde die Einweihung der neuen Mauern feierlich begangen. Aus Lagen von Tuff und Ziegelsteinen aufgeführt, hatten sie eine Höhe von vierzig Fuß und eine bedeutende Dicke. An einzelnen Stellen sind sie noch erhalten und von ihren vierundzwanzig festen Thürmen steht noch einer, der dicke runde Eckthurm auf der höchsten Stelle des Vatican, unerschüttert da. Von den drei Thoren der Leoninischen Stadt nahm das eine die Stelle der heutigen Porta di Santo Spirito ein, welche die Leoninische Stadt mit Trastevere verbindet. Ein zweites Thor will man in dem jetzt vermauerten Thor Alexander's VI. wiedererkennen. Die Mauer, die den Umkreis der Leostadt beschreibt, begann bei der Engelsburg, stieg seitwärts am vaticanischen Berge empor, führte im Bogen um die Peterskirche und erreichte bei der heutigen Porta di Santo Spirito die Tiber wieder. Die Leostadt enthält die schönsten Bauten Roms, hat aber eine ungesunde Luft, weshalb sie im Sommer von ihren wohlhabenderen Einwohnern verlassen wird.

Fortschritte der argentinischen Republik.

In Buenos Ayres besteht ein Centralausschuß für Einwanderung, von dem längere Zeit Alles ausgegangen ist, was für die Besiedelung des Landes durch Europäer geschehen ist. In neuester Zeit beginnen die Regierung und die Presse die Vortheile der Einwanderung zu würdigen. In dem Budget für 1871, welches auf sechzehn Millionen Pesos veranschlagt ist, finden sich zweihunderttausend Pesos für die Begünstigung der Einwanderung ausgesetzt. Nach einer vom Centralausschuß veröffentlichten Flugschrift sind in Buenos Ayres in den Jahren von 1860 bis 1870 im Ganzen 150,440 europäische Ansiedler angekommen. Von 6000 im Jahre 1860 hob sich die Zahl im vorigen Jahre auf mehr denn 37,000 und würde in diesem Jahre ohne die Störung durch den Krieg

wohl noch bedeutender geworden sein, da in den ersten fünf Monaten in Buenos Ayres bereits 18,000 Fremde gelandet waren. Im vorigen Jahre wurde der Nationalreichthum durch die Einwanderer, auf jeden Kopf 1000 Pesos gerechnet, um 37,000,000 Pesos vermehrt. Wie immer, kamen die wenigsten Fremden aus Deutschland, die meisten, nämlich 22,420 aus Italien, 7980 aus Frankreich, 3406 aus der Schweiz. Die spanischen Häfen, Genua und Bordeaux führten die meisten Menschen in ihre neue Heimath. Die jetzt versammelten Kammern des Nationalcongresses verrathen einen regen Eifer. Während früher Alles von der Regierung ausging, bringen jetzt die Kammermitglieder eine Menge von Anträgen ein, die sich auf Hafenbauten, Schiffbarmachung von Flüssen, den Bau von Landstraßen, Eisenbahnen und Telegraphen beziehen. Das deutsche Element, das hinsichtlich der Zahl zurück, der geistigen Bedeutung voransteht, macht sich in höchst vortheilhafter Weise geltend. Buenos Ayres soll jetzt einen guten Hafen erhalten. Der Bau von Eisenbahnen und Brücken macht gute Fortschritte und das eiserne Material wird jetzt nicht mehr von England, sondern von deutschen und belgischen Fabriken bezogen. An dem Telegraphen von Buenos Ayres nach Valparaiso in Chile wird von beiden Seiten zugleich gearbeitet. Die früher für unmöglich gehaltene Aufgabe, Waaren nicht auf Maulthieren, sondern auf Wagen über die Cordilleren zu führen, wurde glücklich gelöst. Bereits gingen einundvierzig beladene Wagen auf einer neu entdeckten Straße über das Gebirge. In der Provinz Cordova wurde ein Steinkohlenlager entdeckt, in der gleichnamigen Hauptstadt derselben soll in diesem Herbste eine große Gewerbeausstellung stattfinden. Die Gewinnung von Wolle hat stark zugenommen. Im vorigen Jahre führte Buenos Ayres hundertvierzig Millionen Pfund Wolle aus und außerdem hundert Millionen Pfund Talg und fünfundvierzig Millionen Pfund Schaffelle. Dem Unterrichtswesen wird seit Jahren die größte Aufmerksamkeit gewidmet. „Das ist eine Bedingung," sagt der Präsident Sarmiento in seiner letzten Botschaft, „ohne welche eine wirkliche Republik nicht bestehen kann, und die Bezeichnung Demokratie wird da zum Spotte, wo die Regierung es versäumt, die Bürger zu moralischen und intelligenten Menschen heranzubilden." An der Universität von Cordova werden durchgreifende Veränderungen eingeführt und sieben naturwissenschaftliche Lehrstühle errichtet, die für Deutsche bestimmt sind. In der Hebung des Volksschulwesens zeigt sich die Provinz San Juan am eifrigsten, doch hat man in der ganzen Republik erkannt, wie wichtig es ist, dem alten wilden Gauchothume durch besseren Unterricht ein Ende zu machen. Im vorigen Jahre besuchten 89,976 Kinder die Schulen. In San Juan kommt ein Schulkind auf zehn Einwohner, in Salta, Mendoza, Santiago und Tucuman, den am weitesten zurückgebliebenen Provinzen, eines auf siebenundzwanzig.

Neue Bahnen von Meer zu Meer.

Das Resultat der nordamerikanischen Expedition nach der Landenge von Darien hat die Canalisirungsfrage in den Hintergrund treten lassen. Nach der Angabe der Mitglieder der Expedition würden nicht nur die Kosten ungeheuer sein, sondern auch ein für große Seeschiffe fahrbarer Canaltunnel eine deutsche Meile weit unter dem Gebirge hingeführt werden müssen. In Honduras arbeitet man an einer interoceanischen Bahn und hat bereits eine Strecke von elf deutschen Meilen nivellirt. Sie beginnt diesseits bei Cortez (Puerto Cavallos), dessen Hafen neuerdings verbessert worden ist und durch einen unterseeischen Telegraphen mit Cuba und Jamaika verbunden werden soll. Der jenseitige Endpunkt ist die ausgezeichnete Fonsecabai, die mehrere der besten Häfen der amerikanischen Westküste besitzt. Die Länge der Bahn wird, wenn man die von Squire vorgeschlagene Linie beibehält, hundertachtundvierzig geograph. Meilen (sechzig auf den Grad) betragen. Eine zweite Bahn von Meer zu Meer wird in Guatemala beabsichtigt und von englischen Ingenieuren bereits vermessen. Vorläufig berücksichtigt man blos die Strecke, die zwischen der Hauptstadt Guatemala und dem atlantischen Hafen Santo Thomas liegt. Ein Riesenplan ist der Bau einer Bahn von den Pampas über die Anden nach Chile. Kleine Anfänge der Bahn existiren auf beiden Seiten bereits: in Argentinien von Buenos Ayres bis Chivilcoy, in Chile von Santiago bis Curico. Die Cordillere ist

von Emilio Rosetti und Peña, die im Auftrage der argentinischen Regierung thätig waren, und von Domeyko und Pissis, die von Chile geschickt wurden, untersucht worden. Sie haben eine Linie, die bei dem Vulcan Planchon vorbeigeht, für die vortheilhafteste erklärt. Der höchste Punkt derselben liegt 11,600 Fuß über dem Meere.

Die deutsche Nordpolfahrt.*

Inmitten eines Krieges, der uns mit Lorbeeren überschüttet, sind die Mannschaften der „Germania" und der „Hansa" von ihrer Reise zurückgekehrt. Auch sie haben einen schönen, edlen Kampf gekämpft und wahrlich keinen geringeren Muth bewährt als die Sieger von Sedan und Straßburg. Die deutsche Flagge ist bei ihnen eben so gut aufgehoben gewesen wie die deutsche Fahne bei den Soldaten in Frankreich. Unbesiegt von allem Grimm und aller Tücke der Elemente kehrten sie zurück. Die persönlichen Schicksale der wackeren Männer und die Geschichte ihrer Fahrt lassen wir unberührt, da über Beides ausführliche Berichte bevorstehen, um das Wichtigste des Beobachteten zu besprechen. Ein negatives Resultat haben wir voranzustellen: das Meer vor der Ostküste von Grönland ist einer Nordpolfahrt nicht günstig. Nicht Petermann, der ein Durchdringen weiter ostwärts nach Nowaja Semlja hin befürwortete, sondern Breusing in Bremen hatte diesen Weg empfohlen. Die „Hansa" kam nur bis 74 Grad 46 Minuten nördlicher Breite, die „Germania" bis 75 Grad 31 Minuten. Auf der anderen Seite von Grönland sind die Entdecker weiter gegen Norden vorgedrungen und mehrere von ihnen haben noch weiter gegen den Pol hin Anzeichen bemerkt, wenn auch nicht benutzen können, die auf ein eisfreies Meer in den höchsten Breiten schließen ließen. Unsere wackeren Landsleute sahen, wenn sie Berge der Küste bestiegen, gegen Norden „nichts als Eis." Das Landeis (das am Lande anhängende) war mehrere Jahre alt, das Packeis lag so dicht, daß es eine undurchdringliche Schranke bildete. Ende August entstand schon wieder junges zolldickes Eis, in der ersten Hälfte des Septembers konnten selbst einige heftige Stürme aus Norden auf die träge Masse des alten Eises keine Wirkung mehr ausüben. Auch der Umstand ist für ein Vordringen längs der grönländischen Ostküste ungünstig, daß im Sommer größtentheils Windstille herrscht, so daß man gewöhnlich mit Dampf fahren muß. Bei der Sabine-Insel, wo die „Germania" überwinterte, hatte das neue Eis Mitte October bereits eine Dicke von fünfzehn Zoll erlangt. Anfang December war das Eis einige Fuß dick geworden und die Kälte auf — 23 Grad Reaumur gestiegen. Zu Weihnachten hatte man nur drei Grad Kälte und konnte das Fest bei offenen Thüren feiern. Diese Temperatur trat bei leichten und warmen Südwinden ein, die auf orcanartige Stürme aus Norden folgten. Diese häufigen Schneestürme aus Norden waren die unangenehmste Wettererscheinung. Sie hinderten mehrere Tage hinter einander jede Bewegung im Freien. Der Schnee drang dann in Form eines feinen Staubes durch alle Ritzen und Fugen der vollständigen Ueberdachung, mit der man das Schiff versehen hatte, so daß das Deck an manchen Stellen mehrere Fuß hoch mit Schnee angefüllt wurde. Im Januar nahm die Kälte wieder bedeutend zu, am 21. Februar erreichte sie mit 32 Grad Reaumur unter Null ihren Höhepunkt. Das Nordlicht zeigte sich mehrmals in schönster Pracht, so daß eine Reihe werthvoller Beobachtungen angestellt werden konnte. Das Eis bildete jetzt, so weit das Auge reichen konnte, nur eine einzige weiße Masse.

Das thierische Leben wurde durch Moschusochsen, Rennthiere, Walrosse und Bären vertreten. Im Laufe des Herbstes wurden durch die Jagd über fünfzehnhundert Pfund frisches Fleisch gewonnen und im Winter konnte deshalb beinahe täglich frischer Ochsen- oder Rennthierbraten auf den Tisch gestellt werden. Anfang November zogen sich die Rennthiere und Moschusochsen nach den bessern Weiden im Innern der grönländischen Fjorde zurück und auch die Eisbären wurden nicht mehr gesehen. Die letzteren kehrten zurück, als das Wetter milder wurde, und machten sich in hohem Grade lästig. Sie erklärten das Schiff und dessen nächste Umgebung förmlich in Belagerungszustand, so daß die äußerste

* Der Verleger hofft, bald in der Lage zu sein, den Lesern der Monatshefte eingehende Mittheilungen von interessanten Erlebnissen der ihm persönlich befreundeten Männer der „Germania" und „Hansa" bieten zu können.

Vorsicht angewendet werden mußte, um Unglücksfälle zu verhüten. Obgleich mehrere dieser Thiere geschossen wurden, ließen sie sich doch nicht verscheuchen.

Von den grönländischen Fjorden wurde einer genau erforscht. Er erstreckte sich tief ins Land und hatte eine Menge von Verzweigungen, deren Ende sich nicht absehen ließ. In dem sonst eisfreien Wasser trieben Eisberge, die hier auf der Westküste dadurch entstehen, daß die Gletscher sich gegen die Küste vorschieben und daß ihre Ränder und Spitzen sich von ihnen trennen. Jeder Eisberg ist ein abgebrochenes Gletscherstück. Tiefer im Innern des Landes wurde die Temperatur immer milder, das Wasser immer wärmer und die Landschaft nahm eine Großartigkeit an, wie in den Alpen. „Ein unbekanntes Land," sagt Capitän Koldewey in seinem Berichte, „das wirkliche Innere von Grönland, eröffnete sich immer schöner und imposanter unseren staunenden Augen. Zahlreiche Gletscher, Cascaden und Sturzbäche kamen von dem immer höher und höher ansteigenden Gebirge herunter. Weiter im Norden wurde ein ungeheurer Gletscher entdeckt, der sicher eine große Anzahl von Eisbergen lieferte."

Die wissenschaftlichen Resultate, deren Veröffentlichung wir wohl in Kürze entgegensehen dürfen, werden einen schönen Gewinn für unsere Naturkenntnisse ergeben und dem deutschen Namen neue Ehre machen. Wir dürfen dies mit Bestimmtheit voraussetzen, da wir aus Capitän Koldewey's Bericht sehen, daß jede günstige Gelegenheit zu Beobachtungen benutzt worden ist. Die Mannschaft der vom Eise zerdrückten „Hansa" macht dem deutschen Namen in anderer Beziehung hohe Ehre. Vom 20. October 1869 bis zum 7. Mai 1870, einen langen dunkeln arktischen Winter hindurch hat diese Mannschaft auf dem Eise gelebt und, immerfort vom Tode bedroht, die glänzendsten Beweise der Ausdauer, Zucht und Unerschrockenheit gegeben, durch die unsere Soldaten dem ungerechtesten Feinde der Welt imponiren.

Aus dem russischen Asien.

Indem die Russen immer weiter vordringen, unternehmen sie zugleich Arbeiten, die der Wissenschaft erheblichen Nutzen bringen. Mit großem Fleiße wird an einer Karte des Gebietes von Taschkend gearbeitet, die Ende dieses Jahres in vier Blättern erscheinen soll. Der Telegraph wird binnen Kurzem bis nach Taschkend spielen. Zur Erforschung des Quellengebietes des Seraffschan sind zwei Expeditionen bestimmt, die von Samarkand ausgingen. Der Seraffschan entspringt in einem Alpengebirge etwa unter dem einundvierzigsten Breitengrade, strömt bei Samarkand vorbei und verliert sich zuletzt in einem Steppensee. Die Quellen des Flusses wurden an einem ungeheuren Gletscher, der sich acht deutsche Meilen weit in einer Schlucht herunterzieht, aufgefunden. Ihre Posten haben die Russen jetzt bis auf fünf Tagereisen von Kaschgar vorgeschoben und dort am Nayo ein Fort und eine Brücke gebaut. Die Engländer lassen es an Bemühungen nicht fehlen, ihren Handel mit Centralasien, der durch die Russen bedroht wird, zu erhalten und zu vermehren. Ein großer Erfolg für sie ist die Aufhebung des Durchgangszolles, der in Kaschmir erhoben wurde. Ihr Handel in Leh, dem Zwischenplatze zwischen Kaschmir und Jarkand, hat sich im vorigen Jahre verdoppelt. Da die Zustände in Buchara vollständig zerrüttet sind und Rußland in seinen Theilen von Turkestan noch keine völlige Ordnung hat schaffen können, so nehmen eine Menge centralasiatischer Waaren den Weg nach Indien.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 75 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 171.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

December 1870.



Der Umschwung des Jahres 1870.

Von

Julian Schmidt.

Es ist ein schwieriges Geschäft, über den welthistorischen Werth der Zeit, in welcher man lebt, sich ein unbefangenes Urtheil zu bilden. Gerade die fruchtbarsten Perioden gehen nicht in starken, kühnen Sprüngen vorwärts: es ist eine unablässige geräuschlose Arbeit, deren Wachsthum man kaum merkt, bis dann ein unerwartetes Ereigniß die Veranlassung wird, die Hauptsumme des Errungenen zu ziehen, deren Größe zuweilen überrascht, ja erschreckt. Dagegen wird in sogenannten glänzenden Zeiten, die von Lebenswärme und Lebenskraft überzusprudeln scheinen, gar leicht für dauernd angesehen, was nur eine flüchtig vorüberrauschende Erscheinung ist. So ist von sämmtlichen Zeitgenossen die Periode von 1789 bis 1800 ohne Zweifel überschätzt worden. Die Revolution war gewaltig in ihren Anregungen; sie hat das Herz der Menschen mit Liebe und Haß in einem Umfange und einer Intensivität erfüllt, wie kaum eine andere Periode; aber was sie Bleibendes geschaffen, steht durchaus nicht im Verhältnisse zu ihren Verheißungen. Die Franzosen waren so voll von der Bedeutung ihres Thuns, daß sie, wie Mohamed mit der Hedschra, mit der Einführung der Republik in Frankreich eine neue Aera begannen; sie handelten im guten Glauben, wenn sie damit ausdrückten, die Tragweite der Revolution gehe weit über die Tragweite des Christenthums hinaus, und es sei billig, dem Ehre zu geben, dem Ehre gebühre. Es war eine seltsame Ironie, daß diese neue Zeitrechnung noch vor der Revolution unterging, daß bereits Napoleon, der Vollender der Revolution, sich veranlaßt sah, zur christlichen Zeitrechnung zurückzukehren. Die Revolution hat allerdings ganz Europa kräftig durchgerüttelt, und die künftige Geschichte wird von ihren

Heldenthaten wunderbare Dinge zu erzählen wissen: aber als sie zu Ende ging, fügten sich die aus einander gerissenen Lebensbeziehungen fast überall in der alten Form wieder zusammen, und die Erschöpfung, die auf die übernatürliche Aufregung folgte, ließ die Resultate selbst kleiner erscheinen, als sie in der That waren. Namentlich den Franzosen, den Urhebern der Revolution, die noch immer mit Stolz von den Errungenschaften von 1789 sprechen, würde es schwer fallen, bei den chaotischen Zuständen jener Zeit nachzuweisen, worin ihr Gewinn eigentlich bestehe.

Das Mißlingen dieses großartig angelegten Unternehmens liegt nicht blos in einer Verkettung von wunderbaren Zufälligkeiten, sondern hauptsächlich in einem innern Mangel der leitenden Idee. Graf Bismarck hat vor Kurzem diesen Mangel sehr correct bezeichnet: die französische Revolution hatte die Rechte des Menschen entdeckt, und das ist eine große und unsterbliche That; aber sie hatte vergessen, die Pflichten des Menschen festzustellen, und dadurch gerieth der Bau, den sie in Angriff nahm, so schief, daß das Fundament von Neuem gelegt, die Arbeit von Neuem angefangen werden mußte.

Wo liegt die Grenze des Rechts, das der Staat gegen den einzelnen Bürger beansprucht? Wo die Grenze des Rechts, welches der individuelle Staat gegen die Menschheit im Ganzen behauptet? — Die erste Idee der Revolution war, nach beiden Seiten hin dem individuellen Staate so viel Boden als möglich abzugewinnen. Man hatte bisher nur den Druck des schlechten Staates empfunden, der Einzelne sollte sich nun vom Staate völlig frei machen; die Staaten hatten bisher die freien Völker von einander getrennt, diese Schranken sollten fortan niedergerissen werden, und nicht mehr von Völkern, sondern nur noch von der Menschheit die Rede sein. Beides fand die Revolution bereits in den Ideen vor, und wenn es vom Jesuiten Barruel ein lächerliches Unternehmen war, die ganze französische Revolution den Freimaurern in die Schuhe zu schieben, so hatte er doch insofern Recht, als die praktischen Fehler der Revolution mit den theoretischen der Freimaurerei enge zusammenhingen. Man lese heute, was der gebildetste, kühnste und freieste unter den Freimaurern, was Lessing von den Zwecken seines Ordens aussagte, und man wird einen Mangel an Respect vor den lebendigen Volksindividualitäten darin erkennen, der heute so weit von unserem Gedankenkreise abliegt, daß wir ihn kaum mehr verstehen. Lessing war ein so echter Deutscher, wie es nur je einen gegeben hat, aber zum echten Deutschen gehörte damals gerade dieser Mangel an Respect.

Wenn man unmögliche Dinge fordert, so erreicht man weniger, als man ursprünglich gewollt, ja die Richtung springt oft ins Gegentheil über. Die Revolution wollte den Bürger von den Fesseln des Staates freimachen; und kaum hatte sie angefangen, so sah sie sich um ihrer Erhaltung willen genöthigt, einen solchen Zwang gegen den Bürger auszuüben, eine solche Tyrannei einzuführen, wie sie in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen war. — Warum hat sich Frankreich vierzehn Jahre lang den Despotismus des ersten Napoleon gefallen lassen? Nicht blos, weil er die eitle Nation mit kriegerischem Lorbeer überschüttete, sondern weil sie sich so daran gewöhnt hatte, zum allgemeinen Besten tyrannisirt zu werden, daß sie es gar nicht mehr anders wußte.

Die Revolution predigte das Aufgehen aller individuellen Völker und Staaten in die allgemeine Menschheit. Kein individueller Staat, kein individuelles Volk sollte das Recht haben, sich dieser Pflicht zu entziehen; wer nicht von selbst frei werden wollte, mußte durch Gewalt frei gemacht werden. Frei wurde man durch Bildung, echte Bildung gab es aber nur in dem auserwählten Volke der Franzosen, und die Franzosen hatten ebenso das Recht, ihrer Bildung die Welt zu unterwerfen, als die Welt die Pflicht hatte, sich der französischen Bildung zu unterwerfen, und dadurch in das Heiligthum der freien Menschheit einzutreten. Mit diesem Gedankengange, der uns heute wie eine Geschichte aus Münchhausen vorkommt, ist damals blutiger Ernst gemacht worden, und wie wenig sich die Franzosen in ihrem Vorurtheile seit der Zeit geändert haben, erfahren wir mit Staunen aus Victor Hugo's Manifesten und ähnlichen Schriftstücken, die während dieses Krieges erschienen sind.

Der gegenwärtige Krieg ist also nicht ein Krieg von gewöhnlichem Schlage, wir

dürfen ihn dreist als einen der großen Wendepunkte in der Geschichte der Menschheit bezeichnen. Und gerade in seiner Furchtbarkeit ist er ein Wendepunkt. Die Kriege von 1813 bis 1815 haben die Franzosen nicht bekehren können. Ganz Europa hatte sich gegen sie verbündet, sie erlagen der Uebermacht, und glaubten um so mehr, ihre Nachbarn als Barbaren geringschätzen zu können, da ihnen von den Siegern geschmeichelt, da in ihrer Sprache und unter ihrer Mitwirkung über das Schicksal Europa's verfügt wurde. Jetzt sind die Verhältnisse anders. Die Franzosen sind nicht von Europa geworfen worden, sondern von einem einzelnen Staate, von Deutschland, und ohne Uebertreibung kann man sagen: eigentlich hat Deutschland diesen Kampf gegen halb Europa ausgekämpft. Wären nicht gleich zu Anfang desselben die entscheidenden Siege erfolgt, die Europa in Entsetzen jagten, so hätten wir nicht mit einer Großmacht, sondern wie unter Friedrich dem Großen, mit vier Großmächten zu thun gehabt.

Auch daß der Krieg nicht, wie wir erwarteten, 1867, sondern 1870 geführt werden mußte, erhöht ebenso seine Bedeutung wie seine Furchtbarkeit. Wir waren 1867 den Franzosen in unserer Bewaffnung so entschieden überlegen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Kaiser Napoleon durch rasch auf einander folgende Schläge zu einem Frieden unter mäßigen Bedingungen wäre gezwungen worden. Da im Allgemeinen unter unserem Militär die Ueberzeugung verbreitet war, Frankreich werde es doch über kurz und lang zum Kriege bringen, so waren Viele der Ansicht, man müsse die Luxemburger Affaire zum Losschlagen benutzen: wenn Graf Bismarck dieser Ansicht entgegentrat, und mit Opfern, die ihm von vielen Patrioten sehr verdacht wurden, den Frieden erkaufte, so hat er seine Gründe mit vollkommener Offenheit ausgesprochen. Er glaubte nicht an die absolute Unmöglichkeit der Erhaltung des Friedens, und hielt es für um so ruchloser, Menschenblut zu vergießen, das vielleicht gespart werden könnte, da der französische Krieg doch nur der erste in einer ganzen Reihe sein würde. Wenn er sich in der ersten Voraussetzung geirrt hat, so sucht er nun die zweite Eventualität dadurch möglichst abzuwenden, daß Frankreich auf eine erhebliche Weise geschwächt und dadurch vorläufig unschädlich gemacht wird. Frankreich hat den Zeitpunkt des Krieges gewählt, als seine Rüstungen die denkbar höchste Reife erlangt hatten: daß es nun dennoch, und zwar so furchtbar geschlagen wird, ist für ganz Europa eine Lehre, die es nicht leicht vergessen dürfte.

Frankreich wird zwar nicht, wie Herr Jules Favre behauptet, zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, aber seine unbedingte Präponderanz geht ihm verloren. Es kann sich nicht mehr als den Vertreter der gebildeten Menschheit geberden; es wird bei ihm mit der Republik ebenso aufgeräumt wie mit dem Kaiserthum. Schlagender als bei irgend einem Kriege hat in diesem die ganze Welt erfahren, daß die französische Nation der deutschen an persönlicher Kraft wie an sittlicher, politischer und militärischer Bildung nachsteht. Das Uebergewicht der Waffen war auf seiner Seite, auf unserer der einheitliche Wille und die persönliche Stärke.

Die Stellung, die sich Frankreich seit zwei Jahrhunderten gegen Deutschland gegeben, ist auf immer eingebüßt, und die deutsche Nation, die im vorigen Jahrhundert sich durch ihre Dichter und Denker der Allgewalt der französischen Akademie entzog und ein Bürgerrecht im Reiche der Bildung erwarb, hat sich nun als Staat eine stolze Stellung im Gebiete der politischen Organismen gegeben. Sie hat durch ihren Sieg zugleich beigetragen, einen zweiten Nationalstaat, Italien, von der Hegemonie Frankreichs zu lösen. Das Princip der Volkssouveränetät, wie es die französische Revolution aufstellte, war ein unklares, weil das Volk ohne weiteren Inhalt nur im Gegensatze gegen die Fürsten zur Geltung gebracht wurde; es hat jetzt einen neuen und tieferen Sinn gefunden, da es die politische Souveränetät der Nationen ausspricht. Die frühere Arrondirungspolitik hing mit dem Absolutismus zusammen, dem der Staat nur als eine fürstliche Domaine galt; jetzt wissen wir nicht blos theoretisch, daß der Staat seine wahre Substanz nur durch den nationalen Inhalt gewinnt, sondern wir haben es praktisch gelernt. Je vollkommener die Individualität des einzelnen Staates sich ausbildet, je freier und unbefangener kann der Verkehr der großen Völkerfamilien unter einander

sein. Und daß diese Organisation der Nationalstaaten eintritt in einem Moment, wo der Weltverkehr riesenhafte Dimensionen angenommen, von denen man sonst keine Ahnung gehabt, das eben giebt der großen Bewegung dieses Jahres darum die Bürgschaft der Dauer und Beständigkeit, weil es sie am einseitigen Vorgehen hindert.

Denn wir dürfen nicht fürchten, in denselben Fehler zu verfallen, den wir an den Männern von 1789 tadelten, daß wir die Bedeutung unserer Zeit überschätzten. Im Gegentheil merken wir in der Regel gar nicht, wie groß die Periode ist, in der wir leben. Solche Stöße freilich, wie die von 1866 und 1870, rufen auch die schlaffe Aufmerksamkeit wach, und wir verwundern uns über uns selbst und das, was wir erleben und leisten; aber auch dann entgeht uns, daß die Großthaten der beiden Jahre nur einzelne Ringe in der gewaltigen Kette sind, die durch ihre eigene Schwere ihre Dauer verbürgt.

Schiller hat einmal gesagt: „Der große Moment findet ein kleines Geschlecht!“ und man hat den Spruch oft wiederholt. Im Allgemeinen kann man aber wohl behaupten, daß die Größe des Moments und die Größe der daran betheiligten Menschen sich decken. Auch die großen Menschen wachsen natürlich auf dem Boden ihrer Zeit, und es ist kein Zufall, daß sie kommen.

Unsere Zeit, die gern und fein reflectirt, hat sich über den Zusammenhang zwischen den großen Menschen, die mit genialem Willen die Gedanken des Weltgeistes durchführen, und der stillen Gewalt, die bewußlos in den Instinkten des Volksgeistes sich entwickelt, verschiedene Doctrinen erdacht. Die Extreme werden durch Carlyle und Buckle vertreten. Nach Carlyle machen die großen Menschen Alles. Sie sind die unmittelbaren Abgesandten des Weltgeistes, von ihm inspirirt; was neben ihnen geschieht, ist gleichgültig. Was Schiller im poetischen Uebermuth aussprach, daß wenige Menschen nur zählen, alle Anderen Nieten sind, führt Carlyle im baaren Ernst mit der gemessenen Gründlichkeit eines gläubigen Doctrinärs durch. Buckle dagegen in seiner demokratisch-physikalischen Auffassung der Weltgeschichte betrachtet die sogenannten Großthaten als Schein und Blendwerk, von dem der Fortschritt der Bildung unabhängig sei: sie spielen auf der Oberfläche im schillernden Glanz, aber es geht wenig bleibende Wärme von ihnen aus; im Grunde stören und verwirren sie nur die natürliche Bewegung der Civilisation, die alsbald wieder in ihre Rechte eintritt, wenn das Schattenspiel sich in Nebel aufgelöst hat.

Man muß selber eine große Zeit mit erlebt haben, um die Berechtigung und die Beschränktheit solcher Geschichtsabstractionen zu begreifen. Wir sind in dieser Lage. Wir haben einen von diesen Representative Men in unserer Mitte; wir verkehren mit ihm, als wäre er Unseresgleichen. Was hat Graf Bismarck mit den Ideen und dem Wollen unserer Zeit zu thun?

Wer sich von äußerlichen Redensarten bestimmen läßt, sollte meinen, sehr wenig. Mit einer Paradoxie, wie sie vor ihm noch kaum ein Staatsmann gewagt, im finstern Trotz gegen die berechtigten Vertreter des Volks, hat er 1866 das kühne Unternehmen begonnen, das in der Weltgeschichte eine neue Aera anzeigt. Die folgerichtigen Demokraten werden daraus schließen, das Unternehmen sei verwerflich und nichtig; dagegen wird es auch an Solchen nicht fehlen, die einen neuen Beleg für ihren Cultus des Genius darin finden: sie werden sagen, daß der große Mensch immer gegen den Willen der Masse handelt, unverstanden von ihr und nur der Zukunft verantwortlich. Die Ersten zu widerlegen, ist heute nicht mehr der Mühe werth, aber auch die Zweiten sind im Irrthum.

Es ist wahr, Bismarck hat zuerst wenig Gläubige gefunden, desto mehr Widersacher; die Gründe weiß Jeder. Ist es denn aber blos der Erfolg, was nachher die Stimmung der Menschen umgewandelt hat? Ließen wir Deutsche uns ebenso durch den Glanz des Ruhmes blenden, wie die Franzosen es zu thun pflegen? — Nein, der Erfolg hat uns darum bekehrt, weil sein Inhalt dasjenige war, was wir eigentlich Alle wollten und erstrebten. Wir Alle, die wir überhaupt nachdachten, hatten seit zwanzig Jahren ein Ereigniß wie das von 1866, einen Mann wie Bismarck postulirt, wir hatten es mehr oder minder laut ausgesprochen. Nun ist mit Postulaten in der Weltgeschichte freilich nicht viel gethan, und es geschieht oft genug, wie es diesmal geschah, daß, wenn der Mann erscheint, auf den man gewartet, man ihn nicht erkennt.

Unser Verdienst, daß wir lange gewünscht, was Bismarck durchführte, ist sehr gering, aber es hebt doch wenigstens das beschämende Gefühl auf, daß eine Erscheinung Gott weiß woher gekommen sei, die uns unsern Willen gleichsam erst offenbaren mußte. Die Gedanken hatten sich bis dahin in schwachen Velleitäten ausgegeben; nun kam ein starker Wille, der bildungsfähig genug war, den Gedanken zu erkennen und sich seiner zu bemächtigen. Die Zeit war gekommen, die Frucht war reif, es gehörte nur ein kräftiger Arm dazu, sie abzuschütteln. Wie war von der Vorsehung Alles vorbereitet! was wäre Bismarck gewesen ohne unsern König! was ohne die Reorganisation unserer Armee! was ohne die vorhergehenden großen Umwälzungen, die sich an das Reich des dritten Napoleon knüpften! Man pflegt zu sagen, der König habe bei der Umgestaltung der Armee nur als Techniker verfahren, ohne politische Nebengedanken. Zum Theil ist das wohl richtig. Bei seinem entschiedenen Sinn für Realität mußte er erkennen, daß die preußische Armee im Jahr 1859 das nicht war, was sie zu sein vorgab, und es war die Liebe zur Ordnung und zur Wahrheit, was ihn bestimmte, diesen Schein aufzuheben. Aber man taxirt ihn doch falsch, wenn man ihm die politischen Gedanken abspricht. Wer hat denn 1849 und 1850, der Einzige in den höheren Kreisen, die Bedeutung des Moments für die Neugestaltung Deutschlands richtig erkannt? Wer hat 1859 unter sehr schwierigen Umständen die Richtung fest im Auge behalten, die Preußen einschlagen mußte, um das von der Weltgeschichte ihm vorgesteckte Ziel zu erreichen? — Es war ein anderer Weg als der von 1866, aber auch er konnte zum Ziel führen, wenn die Ausführung dem Entwurf entsprochen hätte. Daß er damals nicht zum Ziel führte, daß Oesterreichs Böswilligkeit das Streben, im Einverständniß der beiden Großmächte Deutschland zu ordnen, vereitelte, das bestimmte gleichsam mit mathematischer Schärfe die Bahn, welche der Erbe der neuen Aera einzuschlagen hatte.

Die Größe des Grafen Bismarck wird dadurch in keiner Weise geschmälert. Denn es kommt nicht blos darauf an, daß die Zeit da ist, sondern daß man Augen hat, es zu sehen, und einen Arm, der geschult ist, dem Auge und der Einsicht augenblicklich zu folgen. Aber es bringt ihn uns menschlich näher. Wir hatten zwar nicht das Geschick, unsern Willen und unsere Ueberzeugung durch Vertreter ausdrücken zu lassen, die sich an dem großen Werk ebenbürtig betheiligt, aber es ist doch unser Wille, den er ausgeführt hat: nicht der Wille dieser oder jener zufälligen Schicht der Gesellschaft, sondern der Wille des bleibenden Volksgeistes, der in unsern Seelen lebt wie in der seinigen.

Und hat er Großes für uns gethan, so kommen wir ihm doch nicht mit leeren Händen entgegen. Aus der stillen Arbeit des Volks, deren Resultate man kaum merkte, weil sie an den Tag gebannt schienen, sind die Verkehrsverhältnisse erwachsen, welche der Neubildung Deutschlands die gewaltigen Dimensionen geben. Durch unser ehrliches und gewissenhaftes Bemühen, das ganze Volk am Staatsleben zu betheiligen, jeden Bürger mit den Pflichten für den Staat zu durchdringen, ist die Form geschaffen, in welcher der Bundesstaat allein ins Leben treten konnte: Graf Bismarck hat die Form weise benutzt, aber er hat sie nicht erfunden, er hat sich erst gegen sie gesträubt und sie bekämpft. Was endlich das deutsche Volk seit einem Jahrhundert in der Wissenschaft und Kunst geleistet, gibt dem äußern Sieg nicht blos die Weihe, sondern das Gepräge der Dauer. Es sind nicht starke und mächtige Barbaren, die das Culturvolk der Franzosen besiegt haben, sondern eine in jeder Richtung der Cultur den Franzosen wenigstens ebenbürtige Nation; in den meisten Punkten, wie wir jetzt wohl ohne Ueberhebung sagen dürfen, ihnen überlegen. Und gerade diese Ueberlegenheit wird uns, wie ich hoffe, befähigen, auch gerecht und billig zu sein. Im sehr natürlichen Groll gegen den furchtbaren Frevel, den die Franzosen gegen uns ausgeübt, sind wir jetzt geneigt, ihnen die Zukunft und die Quelle derselben, die sittliche Kraft abzusprechen: ich glaube nicht daran. Arg freilich sind die Zustände, die uns jetzt entgegentreten, aber Frankreich hat ärgere durchgemacht; es hat sich selbst aus dem Schlamm der Bartholomäusnacht emporgearbeitet, wie wir uns aus dem Schlamm von Jena emporgearbeitet haben. Ein großes Volk geht nicht so leicht zu Grunde; auch Frankreich wird seine berechtigte Stelle

unter den Nationen wieder einnehmen. Aber von seinem Wahn, die erste unter den Nationen zu sein und nach seinen Launen zu bestimmen, was in Europa geschehen soll, wird es gründlich geheilt werden, und es wird vielleicht noch einmal die herbe Arznei segnen, die wir ihm gewaltsam eingeben mußten, um der Herrschaft des Wahnsinns ein Ende zu machen.

Minatka.

Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Siebentes Capitel.

Die Papiere, welche Ralph, dem Auftrag seiner Gebieterin gemäß, auf ihr Schlafzimmer getragen, hatten schon stundenlang unberührt auf dem Tisch neben ihrem Bette gelegen, als diese mit einem Licht in dasselbe eintrat. Sie bot den Anschein einer Nachtwandelnden, die dunklen, weitgeöffneten Augen schienen allein das todte, bleiche Gesicht zu beleben. Doch ihr Schritt war ruhig und sicher, sie öffnete das Fenster und blickte hinaus. Draußen lag schwarze Nacht, der Wind schlug ihr den Regen entgegen. Sie nickte befriedigt und schloß die Vorhänge. Dann setzte sie sich auf einen Armstuhl neben dem Bett und legte müde die Stirn in die Hand.

Ueber ihrem Bett tickte in kostbarem Gehäuse eine schwerfällige Sackuhr, welche die Zeit unter dem Namen eines „Nürnberger Eies" noch als ein Wunderwerk von Zierlichkeit und menschlicher Geschicklichkeit betrachtete. Manchmal hob sie die Lider und schaute auf den breiten Zeiger, der langsam über das plumpe Zifferblatt fortrückte, endlich nahm sie, gewaltsam ihre Müdigkeit bekämpfend, die vergilbten Blätter und schlug sie auf.

Es war ein seltsames, mit lateinischen Floskeln zahlreich untermischtes Manuscript, das sich vor ihr öffnete. Es begann mit einem langen Excurs scholastischer Gelehrsamkeit über die Verschiedenartigkeit der Verträge, welche der Teufel mit menschlichen Wesen abzuschließen gewohnt sei. Gewissermaßen als Motto waren demselben die Worte aus dem 28. Cap. des Jesaias vorgesetzt:

„Wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle einen Vertrag gemacht."

Der jüdische Poet, den sein Volk einen Propheten genannt, mochte trotz dieser Bezeichnung, als er jene Worte am Ufer des Hebron schrieb, nicht geahnt haben, welchen Fluch er in ihnen der spätern Nachwelt vermache. Er würde sie nicht geschrieben haben, wenn er gewußt hätte, wie viel Jammer und herzzerreißendes Elend in ihnen enthalten sei. Wie sein Wort berufen sei, den Wahnsinn im Hirne der Menschheit aufzurütteln, daß jeder Buchstabe sich in Blut und Flammen verwandle, daß die Wollust, die Habgier, der Haß, jede gemeinste Regung des menschlichen Herzens es als Palladium, als Oriflamme vor sich tragen werde, um unter ihrem, durch das Wort der Schrift geheiligten Banner, ihrem Blutdurst, ihrer Gier, ihrer Unmenschlichkeit zu fröhnen.

„Wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle einen Vertrag gemacht."

Nein, sie hatten ihn gemacht, den Bund mit dem Tode und den Vertrag mit der Hölle, deren Namen mit großen Buchstaben aus der Schrift aufglänzten, über welche die schaudernden Augen des lesenden Weibes hinglitten. Zuweilen griff sie mit der Hand an die Stirn, als ob der Verstand ihr zu wanken beginne; dann wandte sie sich mit Entsetzen, dann mit eklem Abscheu zurück. Doch unheimliches Bangen trieb sie, weiter zu lesen, was die geheiligten Väter der Christenheit, die zu Rom die Schlüssel des Himmels verwalteten, in unfehlbarer Weisheit gedacht und verdammt und vollstreckt. Wie Ströme von Blut schoß es ihr aus den gelben Blättern entgegen. Sie starrte auf die Namen Bodinus, Remigius, Delrio und Sprenger, die in großen Zügen von jeder Seite aufblickten, und ihr war, als ob sie sich in bluttriefende Gesichter verwandelten, die mit teuflischem Hohn emporgrinsten und die Finger, mit Marterwerkzeugen bewehrt, nach ihr aufreckten. Sie las nicht mehr, sie horchte in dunkler Angst. Wie Geister vergangener Tage, die aus ihren Gräbern gestört worden, trieb es an ihr vorbei und reichte Gespenstern kommender Zeiten die Hand und umtanzte die Lebendigen in schauerlich spöttischem Reigen. Neben ihr

tickte methodisch der Pendel der Uhr, dem aus dem dunkelsten Winkel des Gemaches das einförmige Klopfen eines Todtenwurms antwortete und accompagnirte. Waren sie alle mit einander verbündet? Ja, ihr war, als müßten sie es alle sein, die Tropfen, der Pendel, der hämische Wurm, und hämmerten auf ihr Herz und in seiner Tiefe Nagel um Nagel den Sarg ihrer Hoffnungen zusammen.

Sie sprang auf und schob mit zitternder Hand die Blätter zurück, als ob eine Schlange aus ihnen hervorzüngle und sie mit lauernden Augen anstiere. Die Schlange, was wollte sie mit ihr? Weshalb kroch sie heran und umstrickte ihr mit glatten, eisigen Schuppen die warmen Glieder? Wie hoch, nach welchem Ziel wollte sie sich ringeln?

Sie hatte Ralph gefragt und Ralph hatte es nicht gewußt. Doch sein Auge war düster geworden, als sie den Namen geflüstert. Auch er hatte gesucht und nicht gefunden, was sie Nacht um Nacht in schreckhaftem Halbschlaf verfolgte und nicht erreichte. Immer stand sie vor ihrem Bett, die hagere, geschmeidige Gestalt mit der wächsernen Larve vor dem Angesicht, aus der nur die brennenden Augen wie Kohlen hervorsahen. Manchmal war ihr, als müsse sie dieselben mit blühenden Wangen umkleiden, die sie einst gekannt, und es kam wie ein Hauch des Lebens über die Gestalt, und sie sprach wilde, glühende, leidenschaftliche Worte, die wie fern verhallendes Echo an ihr Ohr herüberklangen — dann plötzlich riß das Traumgebild grell auseinander, das Fleisch fiel von den verdorrten Schläfen herab und unter der unheimlichen Maske grinste ihr ein Todtenschädel entgegen, in dem nur die Augen in leeren Höhlen fortbrannten und ihr stockendes Herz versengten.

Die Gräfin hatte die Stirn auf ihre den Tisch bedeckenden Arme gelegt, daß ihr schönes Haar das gequälte Haupt verbarg, wie ein gehetztes Reh sich vor dem Verfolger im hohen Grase zusammenbiegt. Sie war entschlafen und athmete unruhvoll; die kleine Uhr ihr zu Häupten hatte Mitternacht verkündet, ohne sie zu erwecken. Jetzt holte auch die große Wanduhr drunten auf dem Flur zu dumpfem, schnarrendem Schlage aus und scheuchte sie aus dem Schlaf. Sie erhob sich ungewiß und lauschte; eintönig rollten die zwölf Schläge durch die tiefe Stille des weiten Gebäudes. Sie schienen das schlafverwirrte Gedächtniß in ihr anzuregen, denn sie erhob sich schleunig und warf einen dunklen Mantel über ihre Schultern, von dessen Rückseite sie eine capuzenartige Hülle über ihren Kopf heraufschlug, daß kaum ein schmaler Theil ihres Gesichtes daraus hervorblickte. Dann faßte sie mechanisch nach einer langen in Dolchform spitz geschliffenen Klinge, die zu Häupten ihres Bettes unter dem seidenen Vorhang verborgen hing, löschte das tief herabgebrannte Licht und trat, behutsam die Thür öffnend, auf den Corridor hinaus. —

Etwa eine Viertelstunde zuvor hatte sich ebenso geräuschlos die Thür des Gemaches geöffnet, das der neue Verwalter des Gutes bewohnte. Herr Lissov hielt eine schmale Wachskerze vor sich hin, die er mit der Hand deckte, um ihre Flamme vor der überall den langen Gang durchsausenden Zugluft zu schützen, vielleicht noch mehr, um ihren in der engen Finsterniß des Corridors doppelt weit reichenden Schein zu dämpfen. Es mußte etwas Wichtiges sein, das ihn antrieb, um diese Stunde die einsamen Gänge zu durchwandeln, denn man sah es in seinem Gesicht, daß er es widerstrebend that. Er blickte vorwärts und zurück, er hielt scheu inne und strich mit der Hand zitternd über die schweißbedeckte Stirn. Dann stand er wie an den Boden geheftet und lauschte, aber mit gebogenem Knie, wie Einer, der bereit ist, zurückzuspringen und sich hinter Schloß und Riegel zu verbergen, wenn sein Ohr einen Laut, einen Schritt, einen Hauch hinter sich vernimmt. Er hatte die Schuhe von den Füßen gestreift und sein Tritt hinterließ keinen Ton. Dennoch starrte er am ängstlichsten auf die Fliesensteine vor sich herunter, als fürchte er am meisten, daß sie es vernehmen, gerade sie einen Verräther aufwecken möchten.

Es sind keine menschliche Ohren, keine lebendige Verräther, die Herr Lissov fürchtet, denn wie er aus dem unbewohnten Theile des Schlosses dem Zimmer näher kommt, in dem Graf Mérek schläft, athmet er auf und seine Haltung gewinnt mehr und mehr die Festigkeit, die ihn sonst auszeichnet. Es ist, als sagten seine Augen, daß er sich jedem Kampf mit Lebendigen

gewachsen fühle, daß er in ihrer Nähe erstarkt und daß es nur das Zusammentreffen mit einem Seinesgleichen, etwa mit dem Manne mit Hippe und Stundenglas, ist, vor dem ihm graut. Er ist nicht weniger vorsichtig, wie er an dem Zimmer des Grafen Ferdinand lauscht und auf das regelmäßige Athmen desselben horcht und dann geräuschlos die Thür öffnet und, das Licht mit der Hand noch dichter verschattend, eintritt. Aber alle Furcht ist aus seinem Gesicht verschwunden; er handelt, als ob solche Wanderungen seinen Beruf ausmachten, schnell, sicher, unbeirrt. Seine Lippen sind so weit geöffnet, wie es nöthig sein würde, wenn Se. Gnaden plötzlich erwachen sollte und sie rasch eine für Ort und Zeit passende Frage an ihn zu richten hätten.

Doch Se. Gnaden erwacht nicht, wie der seltsame Besuch näher tritt und aufmerksam die dämmerhell beleuchteten Züge des Schlummernden betrachtet. Auch nicht, wie Jener die Hand nach dem vor dem Bette liegenden Rocke ausstreckt und in der Brusttasche sucht und das Blatt mit dem kaiserlichen Siegel hervorzieht. Er schlägt es hastig aus einander und überfliegt es mit triumphirendem Blick; dann faltet er es zusammen und schiebt es an den Ort zurück, von woher er es genommen. Doch ein neuer, plötzlicher Gedanke blitzt in seinen Augen auf, denn er bemächtigt sich des Briefes zum zweiten Male und ist im Begriff, ihn in seinem Wamms zu verbergen, wie der Graf sich im Schlummer bewegt und schlafverworren fragt, ob es an der Zeit sei? Herr Lissov steht unbeweglich und verdeckt das kleine Licht so sehr, obwohl die Flamme gegen seine weißen Finger hinaufzingelt, daß kaum wie von erlöschendem Kohlenschimmer ein matter Reflex an die Wand fällt. Dann ist Graf Mérek wieder in festen Schlaf versunken und der nächtliche Besuch verläßt, den Brief in der Hand haltend, das Zimmer ebenso behutsam und unbemerkt, wie er gekommen.

Draußen muß irgendwo vom Winde ein vorher angelehntes Fenster oder eine Thür offen gerüttelt sein, so daß die Zugluft freier hereindringen kann, denn sie winselt durch die langen Gänge und die Kerze flackert heftiger im Winde als zuvor. Herr Lissov hat sich eilig von dem Zimmer des Grafen entfernt, aber je weiter er vorwärts kommt, desto mehr verlangsamen sich seine Schritte. Vorhin am Bette des Schlafenden war Gefahr vorhanden, daß er entdeckt würde, hier ist keine mehr. Wenn ein Auge ihn gewahrte, so hatte das Pflichtgefühl ihn getrieben, das ihm anvertraute Gebäude zu besichtigen, um es vor dem Regen, vor Feuersgefahr, vor Dieben zu behüten — nichts weiter. Allein seltsamerweise beginnt er gerade hier wieder zu stocken und unter den Lidern scheu voraus und zurück zu lugen. Sein Herz klopft fast so laut wie der Todtenwurm vorhin im Gemache der Gräfin, zu dem ein Seitengang von hier hinunterführt, doch es wird jetzt von einem lauteren Geräusch übertäubt, von der Wanduhr drunten, die Mitternacht schlägt. Herr Lissov fährt zusammen und hält, an die Wand gedrückt, inne. Seine Lippen bewegen sich unheimlich, als sprächen sie das Wort „Geisterstunde“ nach innen, und seine Augen sagen, daß man nicht vorwärts gehen kann, wenn das Schnarren des Glockenwerks jeden Laut, jeden Schritt, jeden Hauch, der sich auf dem Corridor regen könnte, übertönt. Es hat schon lange ausgeschlagen, doch er verharrt noch immer in seiner Stellung. Endlich hebt er den Kopf und schleicht zusammengebückt vorwärts bis an die nächste Ecke und blinkt langsam mit den Augen —

War es ein Schatten, der dort an der Wand vorüberglitt? War es der Wiederhall eines Fußes, der wie das Echo eines Lebendigen in der Geisterstunde durch den Gang heraufkam?

Oder ist es die Phantasie, die in seinem Hirn lauert, um ihn zu bethören? Aus welcher die Dichtung die Furien gebildet, weil sie sich an die Ferse des Verbrechers hängt und den Verstocktesten durchschauert, wenn sie ihm aus Finsterniß und Einsamkeit die Schreckbilder seiner That heraufbeschwört.

Ja, es ist die Phantasie, denn Alles ist todtenstill weit umher, nur der Wind winselt in den Gängen, daß er die Hand immer dichter um die Kerze klammern muß, und er schleicht wieder einen Schritt vorwärts. Plötzlich stößt er einen gellen Schrei aus und Licht und Brief entfallen seiner Hand. Es ist eine schwarze Gestalt, die mit weißem Gesicht aus den Steinen heraufwächst und auf ihn zukommt — sie hat

keine Ruhe, weder drüben in dem geschändeten Sarg der Kirche, noch in den düstern Gängen des Hauses, in dem sie aus dem Leben geschieden, und sucht, ehe der Hahn schreit, nach ihrem Mörder.

Und er hört die Schritte über die Steinplatten auf sich zu schlürfen und sinkt besinnungslos, hartaufschlagend zu Boden.

Das Licht glimmt auf der Erde fort und wirft einen schrägen, matten Schein über seinen bisherigen, regungslosen Träger und über die schwarze Gestalt, deren Augen mit unheimlichem Ausdruck auf ihn niederfunkeln. Es liegt ein seltsam irrer Gedanke in ihnen; sie macht eine ungestüme Bewegung mit der Rechten, daß die Capuze auf ihren Nacken herabsinkt, und sie, das bleiche Gesicht von den gelösten dunkeln Locken umringelt, wunderbar an die schöne, tödtliche Jüdin erinnert, die vor dem schlafenden Feldhauptmann der Assyrer stand. Ja, die Aehnlichkeit mit Judith wird dadurch vollendet, daß sie, wie sie über ihn gebeugt steht, die funkelnde Waffe, von der bläuliche, drohende Reflexe über Herrn Lissov's Brust herabfallen, starr und krampfhaft in der Hand hält.

Ein Stoß und es ist vorbei — für immer vorbei, und sie kann aufathmen. Niemand wird einen Schrei vernehmen, niemand sieht es. Das Herz wird einmal zucken, und es ist vorüber, und ein anderes kann wieder zu schlagen beginnen, in Hoffnung, in Sehnsucht, in Liebe. —

Sie faßt das Heft der Klinge fester und nähert sie der Brust des Ohnmächtigen. Ihr Auge sucht auf der Brust desselben umher und fixirt sich starr auf einen Punkt, und Herrn Lissov's Leben schwebt auf der haarscharfen Spitze des Dolches. —

Vielleicht mehr noch auf der noch schärferen ihres Gewissens. Sie hat auch gedacht, daß die Nachwelt Judith's That gepriesen. Aber Holofernes war der Todfeind ihres Stammes und sie erschlug ihn um ihr Volk, nicht um sich. Gott hatte ihn in ihre Hand gegeben — hier war es der Teufel, von dem sie die Nacht hindurch gelesen, wie er an den Menschen herantrete und ihn versuche. —

War es wirklich die Schlange, die ihr Herz umstrickte? Oder war es nur eine Larve, von bösen Geistern ihr in den Weg gewälzt, um sie zu prüfen und sicherer zu verderben?

Nein, sie war nicht Judith. Sie schauderte, und die gehobene Hand fiel kraftlos zurück. Doch mit dem Sieg, den sie über die Einflüsterung des Verderbers davongetragen, kehrte ihr die kluge Besinnung wieder. Behutsam erhob sie sich und ergriff den Brief, der Herrn Lissov mit der Kerze entfallen. Sie betrachtete ihn erstaunt, dann verbarg sie ihn an ihrer Brust und verschwand in der Dunkelheit des Corridors.

Wie sie drunten auf dem Flur den schweren Riegel von der Eichenthür zurückgeschoben, schlug ihr der Regen wohlthuend ins Gesicht und kühlte ihre Schläfen, in die jetzt bei der Rückerinnerung fieberglühend das Blut emporstieg. Es war so finster, daß sie kaum die Hand gewahrte, wenn sie dieselbe über die Augen emporhob; ihr Fuß sank bei jedem Schritte tief in die aufgelöste Lehmdecke des Bodens, doch verfolgte sie unbeirrt ihren Weg, bis ein matter Schimmer vor ihr auftauchte, der ein spätes Licht hinter dicht verhängten Fenstern verrieth. Sie schritt darauf zu, dann hielt ein dumpfes Knurren ihren Fuß an und eine Stimme folgte hinterdrein und fragte: „Wer ist da?"

„Um Gotteswillen, Leopold, hast Du in dem Wetter gestanden und mich erwartet?"

„Still, Milosch! Es ist gut Freund. Ich bin an Schlimmeres gewöhnt, gnädige Frau."

Sie eilte an ihm vorbei unter den schützenden Vorsprung des Hauses; wie er die Zimmerthür vor ihr öffnete, fiel ein behagliches Licht auf den Flur hinaus. Die hübsche Frau des Försters war an dem Tisch beschäftigt, dampfenden Wein in ein zierlich geschliffenes böhmisches Glas zu schütten. Nun setzte sie dasselbe auf einen Teller und hielt es lächelnd der Eintretenden entgegen.

„Gnädige Frau, zuerst —" sagte sie, und blickte ihren Mann an, daß er ihr zur Hülfe kommen solle. „Nicht wahr, Polti?"

„Anna hat Recht, Frau Gräfin," versetzte dieser, indem er der letzteren den schweren durchfeuchteten Mantel von der Schulter nahm. „Sie erkälten sich sonst." Er machte eine so bittende Geberde zu den Worten und seine Stimme klang so besorgt, daß Wenla widerwillig, aber wie ein folgsames Kind, das Glas nahm und es an

die Lippen führte, doch sie setzte es schnell wieder ab und sagte:

„Wir haben keine Zeit zu verlieren; der Graf reist noch in dieser Nacht und Du mußt vor ihm fort, Leopold. Tiefenbach erhält morgen durch einen Courier Befehl, Dresden zu überrumpeln. Du mußt sofort hinüber und den Kurfürsten warnen, der sich offen für unsere Sache erklärt hat."

Gerold stieß einen freudigen Laut aus, dem ein leiserer seines Weibes antwortete. Niemand, der bei Tage an dem Försterhause vorüberging, hätte gemuthmaßt, daß ein Klang aus der tobenden Welt draußen je in dasselbe herüberdringe, oder wenn, daß er solche Aufregung, solche Spannung darin veranlassen könne. Selbst die Hände Anna's zitterten, als sie das Glas jetzt auf den Tisch zurückstellte. Doch war sie die Erste, welche das Nahe nicht über dem Fernen vergaß, denn sie sagte: „Pst!" und deutete auf eine Nebenthür des Zimmers. „Sie schläft."

Das Antlitz der Gräfin fuhr, wie aus einem verworrenen Traum erwachend, in die Höh. Ein Glanz unendlicher Seligkeit überstrahlte ihre Züge und sie stürzte zitternd auf die Thür zu.

„Ich will sie nicht wecken," flüsterte sie, „nein, nicht wecken, nur sehen."

Doch sie bezwang sich noch einmal und wandte sich, den Brief hervorziehend, an der Schwelle zurück. „Die Pflicht vorher, das Herz muß warten, es ist daran gewöhnt," murmelte sie.

Sie trat ans Licht und entfaltete das Schreiben, an dem der Förster mit erstauntem Blick das kaiserliche Siegel maß. Sie schrak zusammen, wie sie die Zeilen überflogen, und preßte die Hand auf die Augen.

„Auch das noch; mir hat es davor gebangt seit der Schlacht bei Breitenfeld, Gott im Himmel!"

Sie winkte Gerold heftig, näher zu treten und zu lesen, doch sie konnte nicht erwarten, bis er geendet.

„Wird er bereit sein? Wird seine Ehrsucht mächtiger sein als sein Stolz? Dann sind wir verloren!"

Sie flüsterte es angstvoll und ihre Augen bohrten sich in Gerold's Miene, um die Gedanken aus seinem Innern herauszulesen. Er zuckte ungewiß die Achsel, dann faltete er das Papier langsam ineinander und entgegnete:

„Der Schwedenkönig hat Tilly geschlagen, er wird es auch mit ihm aufnehmen; ihm widersteht Keiner."

Die Gräfin fiel ihm hastig ins Wort: „Und Jenem widerstand noch Keiner, bis Gott sie mit Blindheit schlug, daß sie ihn, daß er sie verließ."

„Stralsund steht noch heute, obgleich er sich vermaß, es zu stürmen und wenn es mit Ketten an den Himmel befestigt wäre," meinte Gerold lächelnd. Sie hörte nicht darauf und fragte rasch:

„Seit wann ist Wenzeslaus fort von hier?"

„Seit heute Morgen."

„So kann er noch nicht weit sein. Du mußt den Umweg machen und ihn einholen. Er ist auf dem Wege nach Prag und wird Mittel finden, zu erfahren, welche Antwort der Graf erhält."

Der Förster dachte einen Augenblick nach. „Er wollte in Rowensko übernachten, dann ist keine Zeit zu verlieren. Die Nacht ist finster, aber mein Rappe weiß den Weg. Uebermorgen mit Tagesanbruch bin ich in Dresden."

Er ging entschlossen auf die Thür zu, seine Frau sah ihn besorgt an.

„Polti, verläßt Du mich schon wieder?" flüsterte sie, als er an ihr vorüberkam.

Er warf ihr einen bedeutungsvollen Blick zu, der ihr Schweigen auferlegen sollte, aber sie hielt ihn und drängte sich fest an seine Brust, während die Gräfin sich, auf den Fußspitzen schleichend, in das von einer schläfrigen Nachtlampe erhellte Nebenzimmer begab.

„Polti," sagte sie, „Du bist oft von mir gegangen und ich habe gewußt, daß Du wiederkommen würdest und daß Alles gut sei. Aber es ist etwas, das mir sagt, Du solltest diesmal nicht gehen. Ich fürchte mich, Polti, und noch mehr, weil ich nicht weiß und es nicht sagen kann, weshalb."

Sie schluchzte und drückte ihren Kopf fest an sein Herz. Er küßte ihr Haar und antwortete sanft: „Sei nicht thöricht, Anna; ich muß fort. Du solltest Dich freuen, denn es steht wohl um uns. Wir haben elf Jahre geharrt und nun es herankommt, worauf wir gehofft, dürfen wir nicht die Hände zusammenlegen und zagen."

Sie zog ihr Gesicht mit Thränen bedeckt von seiner Brust zurück und sah ihm groß in die Augen. „Du kommst nicht wieder,

Leopold, oder, wenn Du zurückkommst, findest Du mich nicht mehr."

„Du bist furchtsam, Anna, wie Du früher nicht warst. Es wird wieder vergehen, liebes Weib, ich weiß, warum Du es bist."

Er beugte sich noch einmal an ihr Ohr herab und flüsterte:

„Wir müssen eilig sein, daß Dein Kind freie Luft in seinem Vaterlande athmet, wenn es die Welt erblickt, Anna, und heut ist es an mir, das meinige dafür zu thun."

Sie schlang weinend beide Arme um seinen Nacken, aber er löste sich hastig mit einem Kuß aus ihnen und verließ das Zimmer. Die junge Frau blieb auf dem Fleck stehen und schaute ihm nach. Sie horchte, bis sie die Stallthür knarren hörte und das Wiehern vernahm, mit dem das Pferd seinen Herrn beim Eintreten begrüßte. Dann wandte sie sich mit einem Seufzer ab und bewegte sich auf den Zehen an die angelehnte Thür des Nebengemachs, die sie, behutsam das Knarren der Angel vermeidend, öffnete.

Wie sie ihre Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatte und sie in dem engen Stübchen umherschweifen ließ, vergaß sie ihr eigenes Weh, und ihre Brust dehnte sich mitleidig zu einem noch tieferen Seufzer aus. Sie blieb an der Schwelle stehen und schaute auf die kleine Bettstelle, die auf drei Seiten sorgsam mit runden Holzstäbchen umgeben, im Hintergrunde stand. Auf der vierten fehlte das schützende Gitterwerk, davor lag die hohe Frauengestalt zusammengesunken. Sie hielt mit dem Arm den Inhalt des Bettchens umschlossen; wie auf einem Kissen ruhte ihre Wange auf dem runden, zierlichen Arm der kleinen Minatka, der unbekümmert aus dem weißen Deckchen hervorsah.

Aber sie lag regungslos und schlief. Die Müdigkeit hatte sie überwältigt, wie sie die Lider des Wanderers schließt, der nach langem Umherirren die ersehnte Heimath begrüßt. Nur ihr Athem berührte die Wange des neben ihr schlummernden Kindes, das ab und zu, wie in seltsamem Traum, blinzelnd die Wimper öffnete und sie schnell wieder schloß, als ob es etwas gesehen, was ihm Furcht einflöße. Endlich that das kleine Mädchen die Augen weit auf und richtete sie forschend auf die dunklen Haare, die ihre Decke überbreiteten. Sie sagte noch halb im Schlaf: „Mil, bist Du es? Was willst Du, Mil?" Aber der Ausdruck in ihrem Blick ward immer ängstlicher und sie rief leise mit bangender Stimme: „Mama — Mama."

Doch sie brauchte es nur einmal zu rufen, denn kaum war der erste Laut über ihre Lippen gekommen, als die Gestalt, die an ihrem Bette kniete, die Arme um ihren Nacken schlang. Die schöne Frau fuhr aus dem Schlaf empor, als ob es keine Sorge, kein Elend gebe, das sich mit Blei auf die Lider der Bedrängten legt. Als ob der Ruf Todte erwecken und aus ihren Gräbern heraufbeschwören müsse. Sie stammelte: „Minatka, schlafe, mein Kind, schlaf! weshalb wachst Du?" Und sie küßte die träumerischen Kindeslippen, die noch einmal leise „Mama" flüsterten und wieder stille wurden und sorglos wieder entschliefen.

Hinter der jungen Frau, die an die Thür gelehnt, mit feuchten Augen die kleine Gruppe an dem niederen Bettchen betrachtete, ertönte der festere Tritt ihres Mannes, der zur Abreise gerüstet zurückkehrte. Er sagte, noch immer mit gedämpftem Ton, um die kleine Schläferin nicht zu wecken, aber laut genug, daß er das Ohr der Gräfin erreichte: „Es ist Zeit zum Abschied, die gnädige Frau muß sich beeilen."

Diejenige, für welche die Mahnung bestimmt war, zuckte zusammen. Sie warf einen Blick unendlicher Verzweiflung auf das friedliche Bettchen und wandte sich der Förstersfrau entgegen. Aber in der Mitte des Zimmers kehrte sie um und küßte die Hände und Arme wieder, die sorglos wie vorher über der Decke zusammengekreuzt lagen. Dann küßte sie Stirn und Augen und Lippen der schlafenden Minatka und riß sich gewaltsam los und verbarg den Kopf schluchzend an der Brust der jungen Frau.

„Wie glücklich, wie glücklich bist Du, Anna."

„Sie werden es auch bald sein, gnädige Frau, Alle werden es sein," unterbrach Gerold sie tröstend, doch zugleich mit ehrerbietig bestimmter Mahnung, den günstigen Moment nicht unter Klagen zu versäumen. Aus Anna's Augen jedoch strahlte nichts von dem Glück, das die Gräfin ihr zugeschrieben. Sie blickte fast so trostlos wie diese, nur nicht in das friedliche Schlafgemach zurück, sondern auf ihren Mann,

der, in einen dichten Mantel gehüllt, aufbruchbereit neben ihr stand. Draußen vor dem Fenster schnob das am Halfter befestigte Pferd ungeduldig mit den Nüstern. Der Förster streckte seine starke Hand aus und umfaßte zärtlich und fest die seines Weibes:

„Leb wohl, Anna; ich bringe Dir gute Botschaft heim."

Er küßte sie und fuhr, sich losmachend, rasch mit der Hand über die Augen. Jetzt mußte die Gräfin sie stützen. Er flüsterte noch einmal: „Anna, liebes Weib, sei nicht thöricht und mach nicht, daß ich es mit werde," und eilte schnell hinaus.

Sie zog die Gräfin mit sich ihm nach und drängte sich, unbekümmert um den Regen, dicht an das Pferd, das er bestieg. Das Thier schnob freudig nach der bekannten Hand, mit der sie es liebkoste, und sie wiederholte, sich an seinen klugen Kopf lehnend, fast wie sinnverwirrt, immer leise vor sich hin: „Bring' ihn wieder — bring' ihn wieder!"

Die Gräfin hatte noch mit dem Reiter geflüstert. „Wenn Du ihn sehen solltest, Leopold, Dein treues Gemüth, Dein eigenes Herz weiß, was Du ihm zu sagen hast."

Sie reichte ihm die Hand: „Gott sei mit Dir und mit uns." Und noch eine Hand und ein Kuß zu der andern zitternden Gestalt herab, und ein letztes Lebewohl. Dann verschwanden Reiter und Pferd aus dem kargen Lichtkreis des Fensters, und der auf dem weichen Boden kaum hörbare Hufschlag verklang nach wenig Augenblicken im Wind.

Die Gräfin hüllte sich dichter in ihren Mantel und sprach hastig: „Leb wohl, Anna, Dein Mann hat Recht, es wird spät sein und ich muß eilen. Ich vergesse bei Dir, bei ihr die Stunden. Ich will's Dir vergelten, Anna, will's Deinem Kinde vergelten, wenn Deine Stunde kommt. Sag' ihr nichts, sag' ihr, es sei ein Traum gewesen, bis sie aus dem langen Angsttraum, der auf uns liegt, erwacht."

Der Lichtschimmer fiel über die verstörten Züge der Förstersfrau, die noch immer starr in die Richtung blickte, in der das Pferd verschwunden. Wenla kehrte noch einmal freundlich zurück:

„Sorge nicht, Anna, daß Du Dir nicht schadest. Der Schutzengel der Liebe wird mit ihm und mit Dir sein. Aber sei vorsichtig, während Leopold fort ist. Halte Dein Haus verschlossen und hüte Dich und Minatka vor dem neuen Verwalter, den der Graf gebracht. Hörst Du? Hüte Dich vor ihm; es ist nicht Zeit, daß ich Dir sagen kann, weshalb."

Anna sah ihr wortlos nach, bis auch sie nicht mehr sichtbar war. Dann trat sie zurück und schloß die Hausthür. Sie schob noch den Riegel von Innen vor und untersuchte sorgfältig die Vorsetzläden der Fenster, und, scheu umherblickend, verschloß sie jede Zimmerthür, die sie durchschritt, bis sie sich blaß und gedankenverworren an dem Bett zu Boden kauerte, vor dem vorhin die Gräfin gekniet, und die Stirn wie Trost suchend auf der warmen Hand der kleinen Minatka verbarg.

Auch die einsame Nachtwandlerin, die den Weg, den sie gekommen, wieder zurücklegte, hielt drüben vor dem Schloß erschreckt inne. Ein Licht glänzte ihr aus dem geöffneten Flur entgegen und aus den Nebengebäuden klangen Stimmen der Dienerschaft und Pferdegewieher herüber. Der Wagen ward aus der Stallung hervorgerollt, auch im Schlosse selbst bewegten sich Figuren hin und her. Die Gräfin zögerte etwas, doch nur flüchtig; dann drückte sie sich in den tiefen Schatten des Gemäuers und näherte sich vorsichtig dem Thor. Dort wartete sie, bis sie einen Augenblick erhaschte, in welchem der Flur unbelebt war. Eilfertig glitt sie wie ein Schatten über denselben hin und schlüpfte ungesehen die dunkle Vordertreppe hinauf.

Sie hatte fast ihr Zimmer erreicht, als sie oben gegen das Ende des Corridors eine laute Stimme vernahm. Laut war nicht die richtige Bezeichnung, denn es war die Stimme Graf Mérck's, die imposant, gebieterisch, aber nie gemein zu sein vermag, wie jeder laut polternde Ton es ist. Ein plötzlicher Gedanke blitzte in der Gräfin auf und sie näherte sich der Ecke des Ganges, um die sie, vorsichtig sich aus dem Lichtkreis entfernt haltend, hinüberlauschte.

Graf Ferdinand stand vor der geöffneten Thür seines Schlafzimmers. Seine Stirn war erhoben und blickte scharf und forschend auf mehrere Diener, die mit niedergeschlagenen Augen verlegene Geberden machten. Gerade jetzt schimmerte in der Ferne ein Licht auf und Herr Lissov kam

mit einer Kerze auf die Gruppe zu. Er war noch bleicher als gewöhnlich, wenn dies überhaupt als Möglichkeit erschien. Auch sein Anzug war gegen früher vernachlässigt und sein Gesicht bot einen Ausdruck, als ob er nicht so sicher über seine Miene zu gebieten vermöge wie sonst.

Es hatte seinen Grund, naturgemäß. Der Diener, den er damit beauftragt, hatte versäumt, ihn zu wecken, und er war genöthigt sich zu übereilen, da die nächste Pflicht gebot, schleunig zu untersuchen, ob alle Anstalten zur Abreise Sr. Gnaden genügend getroffen seien. Er hatte die Stimme des Herrn Grafen hier vernommen und kam hierher, um etwaige fernere Befehle zu erhalten.

Herr Lissov verbeugte sich nochmals zum Schluß seiner Entschuldigung und Graf Ferdinand nickte zufriedengestellt mit dem Kopf. Es freut ihn, daß Herr Lissov gekommen, denn es ist etwas vorgefallen, das Se. Gnaden sich durchaus nicht zu erklären vermag. Aus der Brusttasche seines Rockes, der an seinem Bette gelegen, ist ein unschätzbares Document, ein kaiserlicher Brief, verloren gegangen. Se. Gnaden hat das Wort „entwendet worden“ auf der Zunge, denn es bleibt schlechterdings keine andere Annahme übrig, da er den Brief vor dem Schlafengehen dort noch einmal selbst gelesen. Aber er ist von so strengem Rechtlichkeitsbegriff, daß er nicht im Stande ist, Jemanden ohne Verdachtsgründe anzuschuldigen und sagte deshalb „verloren gegangen.“ Er kann gegen Niemand im Hause Verdachtsgründe hegen und fragt deshalb Herrn Lissov, was er von der Sache halte.

Herr Lissov verbeugte sich abermals. Er meinte, es sei nothwendig, einen so ernsten Fall einer methodischen Untersuchung zu unterziehen, und erlaubte sich, die Frage an Se. Gnaden zu richten, wer von der Existenz des Briefes Kenntniß besessen?

Graf Ferdinand blickte dem Fragenden ins Gesicht und antwortete: „Niemand.“ Es ist selbstverständlich, daß er den Namen Ihro Gnaden's nicht ausspricht, sondern sie unter diesem kurzen Wort begreift. Und so wiederholt er noch einmal: „Niemand als Sie, Herr Lissov.“

Der Bezeichnete lächelte, als ob ihm ein Compliment gesagt worden. Er erwiederte:

„Verzeihen Sie, Herr Graf, wenn ich — da Sie meinen Rath zu vernehmen gewünscht haben — zu inquiriren scheine. Wenn Niemand als Ihro Gnaden und ich von dem Empfang des Briefes Kenntniß gehabt, so müßte der Verdacht sich natürlich zunächst gegen mich selbst richten und der Untersuchende sich in einen Angeklagten verwandeln. Es ist mir deshalb wohl erlaubt, in eigenem Interesse Ew. Gnaden zu bitten, nachzudenken, ob nicht irgend jemand sonst vielleicht durch Zufall an jener Kenntniß betheiligt gewesen.“

Er hatte lächelnd, als ob er über einen Scherz hinweggleite, begonnen, aber gegen den Schluß nahmen seine Worte den ernsten Ton eines Mannes an, dem es wohl ziemt, selbst wenn er sich in niederer Stellung befindet, dem Höheren gegenüber nicht zu verstatten, auch nur den Schatten eines Verdachtes auf seine Ehre zu wälzen. Graf Ferdinand fühlt sich durch diese freimüthige Aeußerung eines verdienstvollen Dieners nicht beleidigt. Er weiß ihren Antrieb zu schätzen und denkt, der Aufforderung desselben Folge leistend, ernsthaft nach. Dann antwortete er:

„Doch, ich vergaß, auch der alte Diener, auch Ralph wußte darum, da er mir den Brief gebracht.“

Herr Lissov schien indeß diesem Umstand keine besondere Wichtigkeit beizumessen, denn er ging kurz darüber hin und fragte weiter:

„Erinnern Sie sich vielleicht, Herr Graf, wer zugegen gewesen, als Sie den Brief in der Brusttasche verwahrten?“

Es war wieder allein der Niemand; ja doch, auch wieder der alte Ralph, der sich abermals im Zimmer befand. Seltsam.

„Hat Jemand in der Nacht Anlaß gehabt, Ihr Schlafgemach zu betreten?“

„Ja, Ralph; er sollte mich wecken,“ versetzte Graf Ferdinand zögernd.

„Und waren Sie bereits erwacht, als er eintrat?“

Der Graf dachte wiederum nach. Er glaubte, erwacht zu sein und einen Lichtschein im Zimmer bemerkt zu haben. Ja, ihm war, als ob er gefragt, ob es schon an der Zeit sei.

Der Umstand erscheint Herrn Lissov von Bedeutung, allein eine andere Frage noch mehr. Wer hat ein Interesse an der Entwendung des Briefes? Oder wenn Niemand im Schlosse ein solches hat, ist es möglich, daß er Freunde — Verwandte —

besitzt, die ein Interesse daran haben? Herr Lissov kennt den Inhalt des Briefes nicht, doch ein kaiserliches Schreiben scheint durchaus geeignet, die Wißbegier eines Rebellen gegen das bestehende Regiment aufzustacheln. Wenn derartige Rebellen auf dem Gute vorhanden wären — Herr Lissov zog die Stirn entrüstet zusammen. Sie sind in der That mehr als genug vorhanden. Sein Pflichteifer hat sie ausgeforscht und schon öfter traurige Berichte darüber abgestattet. Es unterliegt leider keinem Zweifel, daß der Förster Gerold ein Interesse an der Entwendung des Briefes gehabt. Doch er selbst kommt nicht ins Schloß, nie; außerdem war die Thür von Innen verriegelt. Hat er vielleicht einen Freund oder — Verwandten darin?

Se. Gnaden erwiederte nichts, obwohl sein Gesicht entschieden eine feste Ueberzeugung zu gewinnen schien. Doch ein leiser Ton antwortete dem lauten Gedankengang Herrn Lissov's, der seine Aufmerksamkeit so sehr erregte, daß er plötzlich den Kopf in die Richtung des dunklen Ganges hinaufwandte. Es war wie ein unwillkürlich hervorbrechender Laut des Schrecks, des Zornes, der Verachtung. Aber die Schärfe seiner Augen reichte nicht hin, aus der Lichtblendung das Dunkel zu durchdringen und zu gewahren, wie Ihro Gnaden die Hand gegen die Brust preßte und mit gebogenen Knien lauschte, als wolle sie hervorspringen und ihm das Blatt, das sie unterm Gewande verborgen hielt, ins Gesicht schleudern.

Es war merkwürdig, daß Herr Lissov nichtsdestoweniger lächelte, als ob er dies Alles zu sehen vermöchte. Als ob er fühlte, wie der Haß, die Empörung, der Abscheu ihre Brust durchwoge und in ihrem Herzen koche, und als ob er doch wüßte, sie könne ihn nicht verrathen und werde sich bändigen und schweigend die bitteren Thränen hinabwürgen.

Es war eine Pause eingetreten, die endlich der Verwalter in ruhigem Ton unterbrach.

„Da Sie mich gewürdigt haben, meinen Rath zu verlangen, Herr Graf, so halte ich es, um der Mitdienerschaft willen, ebenso unerläßlich für die Pflicht eines gerechten Sinnes, völlig begründeten, fast zur Gewißheit erhobenen Verdacht auf das strengste zu verfolgen, als —“

Se. Gnaden winkte mit der Hand. „Ralph soll kommen.“

Ein Diener, auf dessen Zügen sich unverhehlte Schadenfreude aussprach, stürzte fort und der Gerufene erschien. Er war eilig die Treppe hinaufgestiegen und athmete erschöpft; Se. Gnaden fixirte ihn mit scharfen, psychologisch forschenden Augen und sagte kurz:

„Sie sind aus meinem Dienst entlassen. Ich würde mich mit dieser Strafe begnügen und Ihr Verbrechen ungeahndet lassen, doch die Wichtigkeit der Sache erheischt, daß eine genaue Untersuchung nach dem Entwendeten angestellt werde, die Herr Lissov in meiner Abwesenheit führen wird.“

Der alte Diener stand bestürzt und sah abwechselnd dem Grafen und den Umstehenden wie fassungslos ins Gesicht. Endlich brachte er ein stammelndes fragendes Wort hervor. Doch Graf Ferdinand winkte ihm nur mit der Hand zu schweigen und schritt würdevoll vorüber, in den Flur hinab. Herr Lissov folgte ihm, in der Entfernung, wie ihm die Diener nachfolgten, und Ralph blieb allein und wie vom Blitz getroffen und betäubt stehen. Er blickte hinter den Verschwindenden drein und griff an seine Stirn, dann legte eine sanfte Hand sich auf seine Schulter und eine Stimme flüsterte in seinem Rücken:

„Es ist Alles wahr, Alter, wenn Du auch umsonst nach dem Grunde forschest. Wir müssen alle daran tragen, es ist nicht anders. Denke, daß Du um meinet-, um seinetwillen leidest und harre aus.“

Der Alte wandte sich, wie von einer Last befreit, um. Alle Verstörung war aus seinem Gesicht gewichen und er wollte dankbar erwiedern; aber die feine Hand verschloß ihm blitzschnell die Lippen.

„Stille, Ralph, ich wache für Niemand als Dich,“ und mit dem Finger auf dem Munde noch einmal Schweigen gebietend, verschwand die Erscheinung in der Dunkelheit des Ganges im selben Augenblick, als drunten der Wagen Graf Mérek's dumpfdröhnend über das holprichte Pflaster des Hofes in die Allee hinaufrollte.

Ein noch kaum bemerkbarer, falber Strich ließ die gen Osten gelegenen Berge vom Horizont abstechen. Der Tag war noch fern, doch Herrn Lissov's Gesicht, der vor dem Thor stehen geblieben und in die beginnende farblose Dämmerung hinüber-

blickte, sagte, daß derselbe für ihn bereits angebrochen sei. Für einen treuen und aufrichtigen Verwalter besitzt der Tag nie zu viel Stunden, und er fängt frühzeitig mit seiner Arbeit an. Er überschlägt, was er bereits gethan, und berechnet, was weiter zu thun ist.

Das Facit der ersten Summe mußte Herrn Lissov befriedigen, denn er verzog die schmalen Lippen zum Schatten eines Lächelns, das ebenso falb über dieselben hinflog, wie der farblose Dämmerstreif, der die Kuppen des Gebirgs umsäumte. Und er wußte nicht einmal, daß er über Nacht einen Mitarbeiter besessen, der sich selbst der Stütze beraubt, die Jener erst wegräumen zu müssen glaubte. Der freiwillig den kräftigen Mann von sich fortgesandt hatte, wie Jener mit kluger List den schwachen Greis entfernt. Hätte er es gewußt, so würde er vielleicht die Lippe noch um einige Linien höher über die weißen Zähne heraufgezogen haben, als er, vorsichtig wie immer, den Weg zu dem steinernen Hause, in welchem Se. Ehrwürden wohnte, einschlug.

Achtes Capitel.

Der Weg, den der einsame Reiter etwa eine Stunde vor der schwerfälligen Kutsche Graf Mérek's eingeschlagen, führte an der Iser hinab. Im Hochsommer nur ein dünner Wasserfaden, den das Pferd, fast ohne daß der Reiter es wahrnimmt, durchschreitet, stürzt sie sich zu günstigeren Zeiten tanzend und schäumend vom Kamm des Gebirges herab, dem sie, oder das ihr den Namen geliehen. Ihre Geschwister, die vom Riesengebirge nordwärts zur Elbe hinaufziehen, thun es ebenso; es liegt in der Familie. Aber während diese ihren Uebermuth nur in der Zeit der lachenden Lebenslust, im Frühling, bekunden, wenn die Schneekoppe ihren weißen Mantel ins Thal hinunterstäubt, füllt die Iser auch im Herbst ihr Bett mit hastigen Strudeln, wenn die weiten Moorbrüche auf dem Kamm des Isergebirges sich wie riesige Bassins mit Regenwasser erfüllen. Dann rollt sie, der trüben Jahreszeit angemessen, ihre schlammgrauen Wellen mit melancholischem Murmeln gen Süden; rastlos biegt sie sich zwischen düstern, tannenbedeckten Bergen hindurch und läßt kaum einen Raum für die elende Landstraße, die einem vom Wilde ausgetretenen Pfad ähnlicher sieht als einem Werk von Menschenhand. Dennoch ist es das, was man um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die große Straße nach der Landeshauptstadt, nach Prag, nennt. Sie setzt jetzt, wie der launische Fluß ihr seine Richtung zu sehr verändert und abermals, als ob er immer noch die Hoffnung nicht aufgegeben, auf näherem Wege das Meer zu erreichen, sich nach Norden emporkrümmt, ihren Weg gerade vorwärts fort, eine Anhöhe hinauf, dann weiter auf dem öden Hochplateau gegen Süden.

Wie der nächtliche Reiter jetzt droben hielt, war der Tag wirklich angebrochen, aber so mürrisch und finster, als ob er nicht gesonnen sei, einen Anspruch auf diesen Namen zu erheben. Der Förster zog die Zügel seines trotz der feuchten Kälte schweißtriefenden Pferdes an und lauschte einen Moment zurück, ob er in der weiten Stille das Rollen eines Wagens hinter sich vernehme. Doch nur der Wind sauste in den regenschweren Tannenzweigen und er ritt eilig weiter. Etwa noch eine Stunde, dann lag in der Senkung ein kleiner, unfreundlich blickender Landort zu seinen Füßen, der den Namen führte, den er in der Nacht der Gräfin genannt.

Rowensko trug unverkennbar den Stempel eines verfallenen Städtchens. Eine Ringmauer umschloß den wenig ausgedehnten Ort oder hatte es gethan, da sie zum größeren Theil zerstört war. Es hatte den Anschein, als ob sie liegen geblieben, wie sie vom letzten Feinde erstürmt worden; die Hand oder die Lust hatte ebenso sehr gemangelt, sie wieder herzustellen, als den beengenden Schutt wegzuräumen. Ein altes, noch erhaltenes Thor, das von allen Seiten umgangen werden konnte, ließ in das Innere hineinblicken, dessen Bauart trotz dem czechischen Namen verrieth, daß die ursprünglichen Gründer nicht slawischer, sondern deutscher Abkunft gewesen sein müßten. Die Straßen mündeten strahlenförmig in eine die Mitte einnehmende Erweiterung, allein diese war nicht nach Art des slawischen „Ringes“ mit Häusern besetzt, um die ein bedeckter Gang herumführte, sondern in deutscher Weise völlig als offener Marktplatz angelegt. Ueberall, wie Gerold durch die nächste

Gasse auf diesen zuritt, zeigten sich die nämlichen Spuren des Verfalls. Hin und wieder traten Lücken hervor, die von zusammengestürzten Häusern gebildet wurden. Sie mußten lange unberührt gelegen haben, denn grüne Moosdecken hatten den verwitternden Steinschutt überzogen und zwischen dem herbstwelken Gras ragten hier und da schwarzverkohlte Giebelbalken auf. Auch von den noch stehenden Häusern trugen die meisten deutliche Anzeichen der Verwüstung, die Niemand zu verlöschen bemüht gewesen und die von kläglicher Armuth oder noch schlimmerer Hoffnungslosigkeit der Bewohner redeten. Und bleischwer und drückend, wie der Himmel über der Stadt, lag die letztere auch auf den Gesichtern, die verstohlen durch die zerbrochenen, nothdürftig verklebten Fenster nach dem morgenfrühen Reiter herausblickten.

Ihre Züge erheiterten sich indeß, sobald sie ihn erkannten, und sie begrüßten ihn freundlich mit leiser, vorsichtiger Bewegung der Hand oder mit zutrauensvollem Nicken des Kopfes, das er ebenso kurz und noch unmerklicher erwiederte. Er ritt geradeswegs die Gasse hinunter auf den Markt. Wie er um die Ecke desselben bog, begann neben ihm aus einem alten, düsteren Gebäude eine Glocke zu tönen. Ihr Klang hatte etwas Schauriges und hallte nebelfrostig über die Dächer, wie das Präludium einer Leichenbestattung. Gleich darauf öffnete sich die dunkle Klosterthür und ein processionsartiger Zug trat hervor. Er bestand aus langen, tiefschwarzen Gestalten, die sonderbar an den neuen Verwalter von Schloß Lodron erinnerten. Es waren nicht feiste Mönche, wie die Vorzeit sie gesehen, denen der Strick sich mühsam um weitbauschende, härene Kutten spannte, während das Morgenlicht mit frischer Spiegelröthe von den gerundeten Backen und glühenden Nasenspitzen wiederglänzte. Der Eindruck, welchen diese Schaar erregte, glich dem des trüben Tages, der verfallenen Stadt. Hagere, scharfe Gesichter, die nicht von heimlichem Lebensgenuß, sondern von finsterer Abtödtung redeten. Nur die Augen liefen schlangenbeweglich im Weiß umher und bohrten sich inquisitorisch in jede Miene der Stadtbewohner, die ihnen begegneten. Es befanden sich nur wenig Menschen auf dem verlassenen Markt, doch wer darauf achtete, konnte wahrnehmen, daß die meisten von ihnen dem Zuge geschickt oder ungeschickt auswichen. Sie wandten sich in Häuser und Nebengassen hinein, oder kehrten direct den gekommenen Weg zurück. Nur Einzelne kreuzten die Procession und warfen sich, dem tiefen Gassenschmutz zum Trotz, ehrerbietig auf die Knie und blieben andächtig liegen, bis die letzte schwarze Gestalt, mit strengem Blick ihre Frömmigkeit musternd, vorüber war.

Noch einmal, wer die Stadt in Augenschein nahm, wußte, daß sie überwiegend deutsch sei, und wer die Einwohner nur oberflächlich in ihren Mienen, ihrem Thun und Treiben beobachtete, konnte nicht in Zweifel bleiben, daß sie ebenso überwiegend aus heimlichen Rebellen gegen das heilige Regiment der Kirche und deren kaiserlichen Schutzherrn bestehen mußten.

Die Natur des Försters entsprach weder der weitreichenden Vorsicht der Ausweichenden noch der Demuth derer, die das Knie bogen; allein, da der Zufall es günstig gefügt, daß er die Thür des Klosters bereits passirt hatte, als der Zug dieselbe verließ, so beschleunigte er, um jeden unnöthigen Conflict zu vermeiden, den Gang seines Pferdes so weit, daß er von jenem nicht überholt wurde. Dabei indeß drehte er sich im Sattel zurück und betrachtete ihn verwundert aufmerksam mit forschenden Augen, so daß er erst vor sich aufblickte, als sein Rappe plötzlich aus eigener Eingebung seinen Schritt hemmte und mit freudigem Gewieher von der Einfahrt eines der am Marktplatz belegenen Häuser anhielt.

Das Haus war einstöckig und gleich den übrigen schlecht erhalten, doch es deutete sich mit einer gewissen Wichtigkeit an, die darin bestand, daß es das einzige Wirthshaus des Städtchens war. Ueber der Einfahrt schaukelte eine verrostete Messingkrone im Wind, die auf einem darunter befindlichen Blechbande mit halb leserlicher Inschrift den Namen des Gasthauses: „Zur böhmischen Krone,“ trug. Es war ein Symbol, das ebensowohl für rebellisch als für loyal gelten konnte, je nachdem man sich unter dem rechtmäßigen Träger dieser Krone den rheinischen Pfalzgrafen oder den habsburgischen Kaiser vorstellte. Dicht neben ihr ragte ein so verdorrter Tannenzweig hervor, daß er fast so viele Winter erlebt zu haben schien, als die unter ihr befind-

liche Anzeige, die, um den Zeitwechsel unbekümmert, zu jeder Stunde den Ausschank von „neuem" Melniker Wein verkündete.

„Ho ho, guter Freund, Euer Gaul scheint hungrig nach Spitzentüchern zu sein," rief ein Mann, der, mit einem Karren vor der Wirthshausthür beschäftigt, dem Reiter den Rücken wendete, während das Pferd desselben ihm zutraulich über die Schulter schnob. Der Förster, der bis hierher nach der Procession zurückgeschaut, drehte sich rasch und erfreut bei der Stimme um.

„Er ist gewöhnt, daß Du ihm etwas Gutes mitbringst, und wenn Du nicht zu ihm kommst, kommt er zu Dir, Wenz," versetzte er.

Allein sonderbarer Weise schien die Freude des Försters durchaus kein Echo bei dem Kärrner zu erwecken. Er war auch nicht überrascht, oder wenn, in ärgerlicher Art, denn er polterte, seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit zuwider, fast grob heraus:

„Ihr scheint mich zu kennen und zu wissen, daß ich mir Manches gefallen lasse, weil ich ein einfältiger Kerl bin, der vom Jocus leben muß. Aber es geht mir doch über den Spaß, wenn Eure Mähre mir meine besten Sachen verdirbt, die mir Niemand bezahlt."

Er wischte ingrimmig dabei von einem Tuch seines offenen Kastens den flockigen Schaum, der von den schnaubenden Nüstern des Thieres darauf gefallen war. Der Andere sah sprachlos auf ihn herunter, doch im selben Augenblick riß Wenz den breitkrämpigen Filzhut eilfertig von der Stirn und murmelte, sich demüthig auf dem regennassen Boden des Marktes in die Knie werfend, zwischen den Lippen:

„Gebenedeit seien auch alle Heiligen, die Fürbitte einlegen bei der Mutter Gottes für mich armen Sünder — gebenedeit — gebenedeit — bittet auch für mich und alle Hochmüthigen, ehrwürdiger Bruder Basilides — gebenedeit —"

Der Anführer der Procession, die jetzt hart an dem Gasthaus „Zur böhmischen Krone" und den beiden Gestalten davor vorüberzog, warf einen wohlwollenden Blick auf den Sprecher, der jedoch, sich verändernd und zornig funkelnd, schnell auf den Reiter abglitt, welcher mit bedecktem Haupt und unbeweglich im Sattel blieb und den Zug mit stolz-finsterem Ausdruck musterte. Seine Augen fürchteten sich nicht vor den Blitzen, welche das gebieterische Gesicht des Bruders Basilides ihm zuschleuderte; dann griff er, instinctiv drohend, nicht an die Mütze, sondern an die kurze, an seiner Seite befindliche Waffe, als jener, den Zeigefinger nach ihm ausstreckend, mit theatralisch donnernder Stimme rief:

„Sehet den Gottlosen! Er wird am lichten Tage stehen und mir trotzen, spricht der Herr. Aber meine Hand ist über ihm und geht mit ihm zu Gericht!"

Er machte eine befehlerisch deutende Bewegung mit der Hand, auf welche hin sich ein halbes Dutzend seiner Nachfolger in fanatischem Eifer aus der Reihe ablöste und auf den Förster zustürzte. Allein bevor sie ihn erreichten, sprang der Karrenschieber wie eine zusammengekauerte Katze vom Boden auf, schwang sich mit einem Satz rückwärts auf die Croupe des Pferdes und schlug dem Reiter behend die Mütze vom Kopf, daß sie weit über den Markt in eine schmutzige Vertiefung hineinflog. Dann schnellte er sich mit schadenfroh-hämischem Gelächter wieder zur Erde, indem er gleichzeitig dem Rappen, als halte er denselben für ebenso strafbar wie seinen Herrn, einen tückischen Stoß in die Weichen versetzte, daß plötzlich das erschreckte Thier mit den Hinterfüßen gegen die herannahenden schwarzen Figuren ausschlug und der nächsten Eingebung folgend, blitzschnell in die Einfahrt der böhmischen Krone mit seinem verdutzten Reiter hineinschoß.

Der Vollbringer dieser ebenso kühnen als gottgefälligen That war demüthig wieder in seine frühere Stellung zurückgekehrt und näselte Gebete zwischen den Lippen fort. Das Auge des Bruders Basilides ruhte sichtbar mit noch größerem Wohlgefallen auf ihm als vorher.

„Deine Frömmigkeit möge Dir vergolten werden, mein Sohn," sagte er, „mit zeitlichem und ewigem Wohl. Ich bin ein unwürdiger Diener des Herrn, aber wenn ich Dein Heil zu fördern vermag, wird es mich freuen, Dich in meiner Zelle zu sehen, wo der Geist der Eitelkeit dieser Welt entsagt."

Wenz bückte den Kopf noch tiefer und küßte den schmutzbedeckten Saum des langen Gewandes, das an ihm vorüberstreifte. Er blieb liegen bis der Zug verschwunden war, dann stand er langsam und sich be-

kreuzend auf, verschloß seinen Karren, drückte den Hut auf den Kopf und trat, achtlos eine Melodie vor sich hinpfeifend, in das Innere des Hauses. Im Hofraum wandte er sich rechts nach dem Stall zu, dessen Eingang in patriarchalischer Weise von zahmem Hausgeflügel aller Art und dazwischen herumlungernden Ferkeln belagert ward. Mit einem eigenthümlichen Schnalzlaut scheuchte er das Federvieh zur Seite und ging auf den Förster zu, der, für sein Pferd Sorge tragend, den Schritt des Kärrners hinter sich vernahm und dem Kommenden mit zweifelndem Ausdruck ins Gesicht sah.

„Hast Du unterwegs ein Stück von Deinem Verstand aus dem Kopf verloren, Wenzeslaus, und plagt Dich der Teufel, vor dem pfäffischen Gesindel Narrenspossen mit mir aufzuführen?“ fragte er endlich ärgerlich.

Es war bewundernswerth und eines tüchtigen Schauspielers würdig, wie treffend Wenz den Ton des Erzürnten anzunehmen und nachzuahmen vermochte, als er antwortete:

„Hast Du so sehr alle Ehrfurcht und Kenntniß der Heiligen verloren, Leopold, daß Du nicht weißt, wie es dem, der sie nicht ehret, schlimm ergehet auf Erden? Und plagt Dich der Teufel, daß Du mir mit Deiner Halsstarrigkeit die Aussicht, selbst in die Gemeinschaft der Frommen aufgenommen zu werden, fast verdorben hättest?“

Gerold starrte ihn mit offenem Munde an. „Du? Wer sind die Kutten? Woher kommen sie? Seit wann sind sie hier? Was wollen sie hier?“

Wenz zuckte die Achseln; dann näherte er sich dem Ohr des Freundes:

„Es sind Brüder von der heiligen Genossenschaft Jesu. Ich habe Euch vorgestern drüben ein schönes Lied von ihnen gesungen; hast Du es vergessen?“

Er sah umher und fuhr mit noch mehr gedämpfter Stimme fort:

„Eigentlich bin ich Dir Dank schuldig und will Deine Mütze in Gold fassen lassen für die guten Früchte, die sie mir getragen. Bruder Basilides hat mich gebeten, ihn in seinem Kloster aufzusuchen. Wenn Du wüßtest, welche Bedeutung sich hinter dem Namen verbirgt, Freund, so würdest Du die Ehre zu schätzen wissen.“

Ein scharfes, kurzes Lachen flog im Gegensatz zu den Worten über seine Lippen; dann machte er auf die Frage, die Gerold unwillkürlich herausstieß, eine ungeduldige Bewegung.

„Wozu? Ich weiß es nicht, aber es kann nützen und ich brauche nur meinen neuen Freunden in die Augen zu sehen, um zu wissen, daß es einmal nützen wird. Ich bin keiner von den großen Kaufleuten, denen der Reichthum von allen Straßen zufließt. Ich bin ein Herumtreiber, der in seinem Karren aufsammelt, was am Wege abfällt, und wenn einmal der Tag der Abrechnung kommt, da weiß ich wohl, daß man mich nur als einen Handlanger, einen armseligen Krämer zur Seite schieben wird; aber ich weiß auch, daß ich nach meinen Kräften gewuchert mit dem kargen Pfunde, das in meine Hand gelegt worden —“

Er brach ab und fuhr hastig mit dem Rockärmel über Stirn und Augen. Dann sah er rasch, wie sich besinnend, auf.

„Was für ein Schwatzmaul bin ich, Polti, und gedankenloser als meine Stiefel. Ich sehe nach den Bergen und stolpere über Kiesel. Weshalb kommst Du? Ist etwas geschehen? Es muß etwas Wichtiges sein, daß Du hier bist. Oder ist es Zufall und hast Du nicht mich gesucht?“

„Nein, Du hast Recht, Wenz, es ist sehr wichtig. Ich bin ein Dumpfkopf, daß ich es so lange vergaß, da es dringend eilt. Die Sachsen haben sich dem Schwedenkönig angeschlossen und Tiefenbach Befehl durch einen Courier erhalten, den Kurfürsten nicht mehr zu schonen. Ich breche sogleich nach Dresden auf, um die Nachricht dorthin zu bringen, und habe nur den Umweg gemacht, um Dich noch einzuholen und Dir zu sagen —“

Doch Wenz ließ ihn nicht ausreden. Er machte einen Sprung vorwärts und packte Gerold's Arm.

„Mensch, sprichst Du Wahrheit,“ stieß er heraus. „Kommt der Tag, kommt er endlich?“

Einen Moment blitzte es in seinen Augen auf, wie ein Diamant im Sonnenstrahl funkelt und unbegreifliches Licht verstreut. Dann tanzte, lachte und schluchzte er närrisch durcheinander. Seine Brust rang nach Luft, und er riß sein Wamms auf und stotterte:

„Sie kommen, sie kommen — reit' nach

Haus, Polti, ich geh' selbst nach Dresden; zum letzten Mal, ich hab's verdient. Wer soll ihnen den Weg weisen, wenn nicht Wenz es thut, der Landstreicher, der Vagabund, der Strömer, der alle Schritte und Tritte kennt im böhmischen Reich!"

Wieder funkeln seine Augen auf, aber es war ein anderer, dunkler Strahl, glühend von Haß, von Leidenschaft, von wildem, namenlosem Rachedurst und seine Stimme ward düster und dumpf und unheimlich, wie er hinzusetzte:

„Wer soll den anderen die Wege weisen, als Wenz, der alle Thränen gesammelt und allen Jammer aufbewahrt, der jede verbrannte Hütte gekannt und jedes vermoderte Gebein — wer sollte ihnen die Wege weisen, die hinaus führen aus dem heiligen böhmischen Reich!"

Der Förster stand verstummt vor der wilden Begeisterung seines sonst so besonnenen Freundes, doch plötzlich horchte er gespannt auf. Ein Wagen war in Rowensko etwas Seltenes, und das ferne Rollen, das er vernahm, rührte unverkennbar von einem solchen her. Er faßte schnell die Schulter des Kärrners und flüsterte:

„Es ist noch etwas übrig, Wenz, das Wichtigste. Du mußt Deinen Weg fortsetzen und eiliger, als Du bisher gethan. Graf Mérek ist kurz nach mir aufgebrochen; ich höre ihn, er muß es sein, wer fährt sonst durch Rowensko? Er wird hier Rast machen, der Weg ist zu anstrengend für die Pferde. Gieb alle Deine Pläne auf und suche, daß Du vor ihm oder mit ihm zugleich nach Prag kommst."

Er legte seine Lippen noch dichter an das Ohr des Hörenden und wisperte eilig einige Worte hinzu, unter deren Eindruck die frohlockenden Züge Wenz' sich mehr und mehr veränderten, bis sie sich zu tiefem Ernst umgestaltet hatten. Doch schnell wurden sie wieder nachdenklich und achteten kaum mehr auf die hinzugefügte Ermahnung des Freundes:

„Du mußt es in Erfahrung bringen, Wenz. Du kannst Alles, Niemand könnte es als Du. Und dann nimmst Du das schnellste Pferd und bringst die Entscheidung nach Dresden."

Man vernahm jetzt das Rollen und Anhalten des Wagens auf dem bunt zusammengewürfelten Pflaster, mit dem der Zugang zur böhmischen Krone mehr erschwert als erleichtert war. Wenz fuhr aus seinem Sinnen auf und machte eine hastig zustimmende Geste.

„Es ist gut; Du kennst die Schlupflöcher der Krone so genau wie ich. Hüte Dich, daß Dich Niemand sieht, mich darf Jeder sehen, der Lust dazu hat."

Er lachte wieder, als ob alle Sorge ihm vom Herzen gefallen; dann wandte er sich noch einmal ernst um und drückte dem Förster die Hand.

„Gott behüt' Dich, Leopold! Wenn wir uns wiedersehen, ist beff're Zeit zum Reden, oder Wenz spricht überhaupt nicht mehr."

Mit hurtigem Satz verschwand er auf einer schmalen Stiege, die dicht nebenan auf einen Bodenraum hinaufführte, und Gerold zog vorsichtig die Stallthür zu und verschloß sie von Innen mit einem vorgeschobenen Riegel.

Graf Ferdinand stieg vor der Hausthür langsam aus dem schwerfälligen Wagen, dessen Tritt der hinzugetretene Wirth niedergeschlagen hatte. Der letztere bot eine stämmige, blondhaarige Figur ohne besonders hervorstechende Züge. Sein Benehmen war wortkarg, und er empfing den vornehmen Ankömmling mit gemessener Höflichkeit, die, von Unterwürfigkeit weit entfernt, weniger die Weise eines Gastwirthes als die eines unabhängigen Mannes, der einem Fremden sein Haus öffnet, darstellte. Natürlich nur für einen etwaigen und glücklicherweise nicht vorhandenen Zuschauer. Denn Graf Mérek würde unter keinen Umständen etwas Derartiges empfinden. Er ist so fest von der Unwandelbarkeit menschlicher Standesverhältnisse überzeugt, daß er, ehe ihm eine solche Muthmaßung käme, die Sonne dem Einfluß eines ihrer Trabanten untergeordnet halten würde. Er blickte auf seine Uhr und deutete dem Kutscher die Minute, in welcher Alles wieder zur Abfahrt gerüstet sein werde; dann folgte er dem voranschreitenden Wirth in das für seltene Standesbesuche eingerichtete Staatszimmer der böhmischen Krone.

Der Kutscher leitete den Wagen in die Einfahrt, strängte die Pferde los und überließ sie an der vollgeschütteten Krippe sich selbst. Darauf ahmte er das Beispiel seines Herrn nach und trat in die seitwärts belegene niedere Schenkstube ein. Es war

frühe Morgenstunde und aus der Leere des nur mit einigen Tischen und Holzbänken versehenen Zimmers kein Schluß auf die mangelnde oder vorhandene Solidität der Bewohner Rowensko's zu ziehen. Nur ein Berufsgenosse des Eintretenden saß in der Ecke stumpfsinnig vor einem übergeschütteten Glase mit wasserfarbigem, aber verdächtig starkriechendem Inhalt. Er trug die landesübliche, der slavischen Bevölkerung eigene Kutschertracht und machte den Eindruck eines täppischen, gedankenfaulen Burschen, dessen einzige höhere Beschäftigung darin bestand, den verspäteten Fliegen, die den Rand seines Glases umsurrten, aufzulauern, ohne indeß geschickt genug zu sein, jemals eine von ihnen zu erhaschen.

Graf Mérek's Kutscher sah flüchtig umher und forderte, sich niedersetzend, mit lauter Stimme auf Deutsch ein Glas Slibowitz. Sein Gesicht trug unverkennbar czechischen Stempel. Die breit hervorspringenden Jochbogen der Backenknochen beengten die zurückliegenden, schmalgeschlitzten Augen, zwischen denen eine kleine aber plattgedrückte Nase sich unschön zur stark abgeflachten und niedrigen Stirn hinzog. Auch sein Accent verrieth den nicht an die deutsche Sprache Gewöhnten.

Doch er kannte das Gasthaus muthmaßlich, in dem er sich aufhielt, und mochte darin einen Grund finden, seine Forderung in deutscher Sprache zu stellen. Er hatte deshalb Anlaß, verwundert aufzusehen, als der einsame Gast sich mit mürrischer Geberde erhob und im plattesten czechischen Jargon erwiederte:

„Ist hier Wirthschaft, miserablige, Kamerad. Warte schon Stunde auf bestelltes Getränk, magenwärmendes, wo bei Naßkälte, verfluchtiger, von Horzitz komme. Will Dir selbst einschenken, Kamerad, und treffs Maß besser als dütscher Wirth, gaunerischer.“

Er klatschte mit der Hand auf seine dicken Lederhosen und holte einen weitbauchigen Steinkrug aus dem offen stehenden Wandschrank, mit dessen Inhalt er ein gewöhnliches Methglas bis an den Rand füllte. In den Schlitzaugen des Andern blitzte es lüstern und verschmitzt auf. Er nahm begierig das große mit Slibowitz gefüllte Glas und stürzte es auf einen Zug hinunter. Sein neuer Kamerad schüttete es sorglich sogleich wieder voll und setzte sich träg zu ihm auf die Bank. Er schwatzte und fragte gähnend über dies und das, von woher Jener komme und wie lange er in Rowensko anhalte? Dazwischen nöthigte er ihn zu trinken und schenkte aus dem unerschöpflichen Krug stets wieder ein, indem er mehrmals mit dummschlauem Lachen dazwischen warf, daß Wirth, dummer, doch nicht sähe, wie viel aus dem Krug getrunken sei, und sichtlich vergnügt war, daß sein Genosse von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugt, dem altczechischen Rechtlichkeitsbegriff, daß die Ueberlistung eines Deutschen sich Lohn im Himmel verdiene, thatkräftig beipflichtete.

Die natürliche Kupferfarbe, welche das Gesicht des gräflichen Kutschers besaß, vertiefte sich immer mehr und sein czechisch angeborenes Mißtrauen verminderte sich, je mehr er die Uebereinstimmung seiner eigenen gemeinen Natur mit der des Andern erkannte. Plötzlich indeß, wie seine Hand zufällig an die Tasche seines Schafwollenwamses gerathen war, stieß er einen grimmigen Fluch aus und hob sich, einen Brief hervorziehend, vom Sitz. Er taumelte indeß schon im nächsten Augenblick so stark nach vorn über, daß er sich an dem Tische halten mußte und, auf das Papier deutend, stotterte:

„Muß ich fort und soll Brief von Verwalter, meinigen, abgeben in Ort. Kann ich nicht lesen deutscher Aufschrift, weil guter Böhm. Kannst Du lesen deutscher Buchstab, verfluchte?“

Eine Secunde schoß aus den Augen des Andern ein Blitz und seine Finger zuckten, als hätten sie die Absicht, Jenem den Brief, wenn er ihn nicht freiwillig gegeben, mit Gewalt zu entreißen. Jetzt aber streckte er gleichgültig die Hand aus und antwortete grämlich:

„Hab' ich gelernt zufällig so viel von Sprache, vermaledeite. Laß sein, Kamerad. Bleib' ich länger und will besorgen Brief. Trink, eh Wirth kommt.“

Er steckte den Brief nachlässig in seine Tasche und betrieb wieder sein altes Geschäft des Gläserfüllens und der Kutscher fiel schwer auf die Bank zurück. Die Trunkenheit begann ihm aus den Augen zu stieren, allein zugleich schien der natürliche Geist des Mißtrauens, mit der den Slawen im Rausch eigenen Händelsucht ver-

bunden, wieder in ihm zu erwachen. Es mochte ihm doch etwas an der Eilfertigkeit, mit der sein Gefährte den Brief an sich genommen hatte, aufgefallen sein, denn er blinzelte ihn argwöhnisch an und lallte:

„Nein, darf ich doch nicht; könnte mir kosten Stelle bei gnädigem Herrn. Hat der Verwalter mir aufgetragen bei fünfzig Prügel, Brief selbst abzugeben in Kloster, mit Namen ich vergessen, an Markt in Rowensko. Muß ich doch wieder nehmen Brief."

Er stand nochmals auf. Der Fremde warf einen schnellen forschenden Blick über sein Gesicht, wie um den Trotz der Betrunkenheit zu messen, dann erhob er sich ebenfalls.

„Hast Recht, Kam'rad," sagte er, „sprichst wie guter Böhm soll. Ist Weg, lumpichter, nicht fünfzig Prügel werth, und will Dir nächsten weisen, daß nachher noch wieder beisamm sitzen und Krug, vortrefflichem, Garaus machen."

Er lachte dumm, als ob ihm der Slibowitz selbst in gleicher Weise den Kopf umnebelt, und schwenkte noch einmal den mächtigen Krug über beide Gläser, daß der kostbare Inhalt die Ränder überfloß und, in einem Strom über den Tisch fortrollend, auf den lehmgestampften Fußboden niedertropfte. Der gräfliche Kutscher packte schnell sein Glas und schimpfte, seine Streitsucht immer weniger bemeisternd:

„Bist ein Tolpatsch, elendiger. Siehst nicht mehr, wohin Slibowitz läuft? Sollt nicht gräflicher Kutscher sich abgeben mit gemeinem Kerl."

Er trank bis auf die Nagelprobe; doch der Andere, statt erzürnt zu sein, ahmte seinem Beispiel nach und lachte gutmüthig:

„Dacht' nur, ist ordentlich naß außen, muß auch ordentlich naß innen sein. Komm, Kam'rad; laß uns zu Kloster, mit Namen, unaussprechlichem."

Er faßte seinen Genossen, der auf die Thür, durch die er eingetreten, zugetaumelt, am Arm.

„Gehn durch die Hinterthür näher, komm schnell, daß wir nicht Zeit, kostbare, verlieren."

Es schien ihm sehr ernst damit zu sein, denn er riß den Widerstrebenden so gewaltsam mit sich fort, daß dieser nichts mehr von der Stimme des Grafen, die vernehmlich im Flur erklang, hörte. Dann führte er ihn einen langen, halbdunklen Gang hinunter, dessen Ende mit einer schweren eichenen Thür abschloß. Er schob mühsam einen vor derselben befindlichen Riegel ab und öffnete sie. Zugleich machte er eine Bewegung zur Seite und ließ den Kutscher vorantreten.

Doch dieser zauderte und hielt mißtrauisch vor dem matten Halblicht, das ihm entgegensah, inne. „Sehr dunkel, wozu so dunkel, wo ich durchgehen soll?" lallte er.

„Es ist nur dunkel in Deinen Augen; der Slibowitz steckt darin," antwortete sein Führer rasch. „Die Laden sind in der Kammer geschlossen, wir sind gleich im Freien; mach' fort."

Allein der Kutscher stemmte sich argwöhnisch zurück. Der Rausch verflog für einen Moment sichtlich in seinen Zügen und er begriff instinctiv, daß die letzten Worte seines Gefährten in anderem Tone gesprochen worden als vorher. Er riß ungestüm seinen Arm los und rief:

„Laß mich, ich will gehen, wo ich will, glaubst Du Kerl, hinterlistiger, daß ich betrunken bin? Ist räuberisches, deutsches Haus hier, wo Du mich 'nein gelockt, und ich schreie, wenn Du —"

„Schweig' und schlaf aus, Trunkenbold, so lang Du magst!" Es war nur ein kurzes Ringen, denn die Arme des unscheinbaren Führers packten die gigantische Gestalt des Kutschers wie eiserne Zangen und schoben ihn über die Schwelle, wo derselbe verschwand, und gleich darauf das Geräusch eines dumpf auf weichen Gegenstand niederschlagenden Körpers aus einiger Tiefe herauf klang. Der Zurückgebliebene warf noch einen Blick in den dunklen, nur oben durch vergitterte Fenster erhellten Kellerraum hinab und schloß eilig die Thür. Der Schweiß rann ihm unter dem tief ins Gesicht gedrückten Filzhut hervor; er riß ihn ab und das braune Haar fiel unverkennbar über Wenz Wlatka's knochig ausgeprägte Stirn.

„Der Bursch hat mehr Mühe gekostet als ich dachte," murmelte er; „dafür hat er mir aber auch etwas eingebracht, woran ich nicht gedacht."

Er griff hastig in die Tasche und holte den Brief hervor, den der Kutscher ihm anvertraut. Seine Miene drückte Mißbehagen aus, als er die Aufschrift überflog, aber dasselbe steigerte sich noch mehr und

zu unverhehltem Aerger, wie er, so schleunig das Papier entfaltend, daß es fast zerriß, den Inhalt musterte.

Der Brief war nicht deutsch geschrieben, wie er geglaubt, sondern lateinisch, und Lateinisch verstand Wenz Wlatka so wenig wie der gräfliche Kutscher Deutsch.

Nur die Unterschrift war ihm verständlich und auch diese nur halb. Er murmelte dieselbe nachdenklich vor sich hin! „Frater Peregrinus —"

„Frater Peregrinus —" er wiederholte es und sah, den Kopf schüttelnd, so tiefsinnig drein, wie ein deutscher Philosoph, der ein metaphysisches Problem zu erhaschen im Begriff steht. Er redete seine Gedanken unbewußt weiter vor sich hin:

Er hat den Brief von dem neuen Verwalter, der ihn ohne Vorwissen des Grafen heimlich an das Jesuitenkloster in Rowensko schickt; der nächtlich Gräber öffnet und Gebeinen nachstört, die noch nie begraben worden. Sollte Herr Lissov aus der Brut des Chamäleons stammen? Was will der Frater Peregrinus als Verwalter in Lodronschloß — was will der Tod von den Lebendigen?"

Schon einmal hatte er die Frage gestellt, ohne daß sie ihm beantwortet worden. „Wer in der Jugend etwas gelernt hätte und wissen könnte, was in dem Brief steht," murmelte er bitter. „Der dummste Schulbub —"

Er schlug wiederum das Blatt eilig aus einander, als ob ihm ein Gedanke komme. „Richtig, das ist Eins, das ich so gut verstehe wie die heiligen und gelehrten Brüder — comes de Waldstein — also der Frater Peregrinus weiß das Geheimniß, das Niemand weiß, auch, und eh' es Tag wird, werden die Sperlinge es auf dem Dach zwitschern, und nur Graf Ferdinand Mérek wird es nicht hören. Aber es ist ein Nachsatz in dem Brief, den Nachsatz muß ich wissen."

Er traf sich derb mit der Faust gegen die Stirn, dann fuhr er auf. „Oho, Wenz, vergißt Du auch über der Taube auf dem Dach den Sperling in der Hand!"

Schnell verbarg er den Brief, drückte den Hut auf den Kopf und eilte den Gang wieder zurück. Als er in die Wirthsstube eintrat, hörte er die Stimme Graf Mérek's den Hausherrn noch lauter als zuvor nach dem Kutscher fragen. Der Wirth antwortete kurz, daß er ihn nicht gesehen, daß derselbe jedoch bis vor Kurzem im Schenkzimmer gewesen. Se. Gnaden war sehr aufgebracht und blickte mehrmals auf die Uhr. Seine Ungeduld ließ ihn sogar vergessen, wie unziemlich es für seinen Fuß sei, über dieselbe Schwelle zu treten, die sein Kutscher — und muthmaßlich noch viel gemeinere Persönlichkeiten vor diesem — berührt. Allein selbst diese Herabwürdigung führte zu keinem besseren Resultate, denn auch Graf Ferdinands Augen vermochten in der leeren Stube nichts als den fremden Fuhrmann zu entdecken, der wieder, gedankenfaul über sein Glas gebückt, in der Ecke dasaß. Allerdings war die Erscheinung Sr. Gnaden eine so imponirende, daß er bei dem Eintritt desselben seine nachlässige Stellung verließ und sich, den Hut von dem Kopf herabziehend, respectvoll erhob. Aber dafür war sein Aeußeres von so entschiedener Gemeinheit, das Haar hing ihm so verwildert, als ob es seit Wochen nicht von einem Kamm berührt worden, über die Stirn, daß Jemand, der vor wenigen Minuten seinen Kopf zum letzten Mal entblößt gesehen, nicht zu begreifen vermocht hätte, wie es überhaupt durch monatlange Vernachlässigung in einen solchen Zustand hätte kommen können. Es war Alles an ihm so verändert, daß selbst der Wirth, der hinter dem Grafen eingetreten war, betroffen die Erscheinung musterte und sich in ihr erst zurechtfinden zu müssen schien. Dann sagte er zu Graf Mérek gewendet:

„Ich habe Ihren Kutscher zuletzt hier mit diesem Menschen im Gespräch gesehen."

Graf Ferdinand ließ den Blick über den in die allgemeine Kategorie Mensch Gebrachten ohne Ironie hingleiten und fragte:

„Weiß Er vielleicht, wo mein Kutscher geblieben?"

Der Angeredete räusperte sich sehr unschicklich und machte einen Kratzfuß. Er räusperte sich nochmals, und die Sprache blieb ihm noch immer in der Kehle stecken. Endlich gelang es ihm, Herr über die Widerspenstigkeit seines Kehldeckels zu werden, und er gab im reinsten oberlausitzer Volksdialekt zur Antwort:

„Euer Gnaden, sähn Se, ich bin ä Kutscher, der uf Prag fahrn dhut, und der Kutscher von Euer Excellenz is auch ä Kutscher und da have mer so, wie Kutscher

dhun, zesamme kesesse, und härn Se, hat er mir viel erzählt von seiner Familie und hat änen Brief aus seiner Dasche keholt und kesagt, daß er für äne Pase von ihm wäre, wisse Se, die hier bei der Stadt wohnen dhut, und daß er meente, er werd' wol die Zeit have, um ihn hinzutrage, und da hat er mir beschriebe, wo seine Pase wohnen dhue, und da have ich ihm kesagt, daß er äne Stunde für den Hinweg brauche werd', ja, und auch äne Stunde für den Rückweg, denn sähn Se, ich weeß es ja genau, weil ich ä Kutscher bin und das Haus von seiner Pase kennen dhue, aber er ist doch kegangen, erst vor äner Viertelstunde, obgleich ich ihm kesagt have —"

Se. Gnaden murmelte etwas für die niedere Hälfte der Menschheit im Allgemeinen nicht Schmeichelhaftes zwischen den Zähnen. Es klang, als ob es ihm angemessen schien, im Gegensatz zu dem Sammelwort, das der Wirth vorher angewendet, sie mit der allgemeinen Bezeichnung „viehisch" zu belegen. Dabei zog er wieder seine Uhr zu Rath und fragte unwirsch:

„Wie lange fährt man nach Prag von hier?"

„Es sind zwölf Meilen," erwiederte der Wirth, „wie die Wege sind, wird man ebenso viel Stunden nöthig haben."

Graf Ferdinand vergaß sich so weit, mit dem Fuße aufzustampfen. „Es wird späte Nacht, eh' wir hinkommen, der Kerl verdiente, in den Bock gespannt zu werden."

Er sah unwillig umher und auf den Wirth: „Ist hier ein zuverlässiger Knecht im Hause, der zu fahren und mit Pferden umzugehen versteht? Ich würde vorziehen —"

Der Angeredete zuckte, ihn unterbrechend, die Achsel. „Es ist keine Zeit darnach, mehr Leute als sich selbst zu unterhalten, und wer bei mir einkehrt, bedarf gemeiniglich keines Kutschers."

Er sagte es in seiner gewöhnlichen, nicht unhöflichen aber selbständigen Weise und schwieg. Doch er schien nichtsdestoweniger im Interesse seines Gastes nachzudenken und ihm ein Gedanke zu Gunsten desselben zu kommen, denn er fügte gleichmüthig hinzu:

„Vielleicht übernimmt dieser Bursche es, Sie nach Prag zu fahren, ich weiß, daß er als guter Kutscher in der Gegend gilt."

Graf Ferdinand fixirte den bezeichneten Gegenstand, der durch die letzte ihm beigelegte Eigenschaft sich — wenigstens für den Augenblick — wieder in etwas von dem im Großen und Ganzen als „viehisch" bezeichneten Auswurf der Menschheit unterschied.

„Will Er mich nach Prag fahren und mir dafür einstehen, daß er den Wagen nicht umwirft?" fragte er.

Der Kutscher war, seinem Aussehen zum Trotz, entschieden ein pfiffiger Bursch, denn er that, als ob nicht Graf Mérek, sondern der Wirth gesprochen, und antwortete zu diesem gewandt:

„Ei ja, einschtehen wollt' ich schon und, wenn Se. Gnaden mir was kutes keben dhäte, nach Brag fahre, denn sähn Se, wenn ich nach Brag fahre, da muß ich Se aber zu Fuß wieder zurück —"

„Es ist gut, ich werde ihm genug geben, sehe Er nach den Pferden, daß wir fortkommen," fiel der Graf ungeduldig ein. Er ging in das Staatszimmer zurück und hüllte sich in seinen Pelz; dann fand er Anlaß, mit der Eilfertigkeit seines neuen Kutschers zufrieden zu sein, denn der Wagen harrte bereits angespannt in der Einfahrt.

„Wenn Er gut so fortmacht, ist es möglich, daß ich Ihn bei mir behalte," äußerte er herablassend. „Sagen Sie meinem Kutscher, wenn er zurückkommt," fuhr er gegen den Wirth fort, „daß er seines Dienstes bei mir entlassen sei und bei seiner Base bleiben könne."

„Sieh' einmal nach ihm, Franz, ob das Heu weich genug gewesen, daß er keinen Schaden genommen," flüsterte Wenz, während Se. Gnaden in die Kutsche stieg, „und dann schimpf' ihn tüchtig aus, daß er in der Betrunkenheit in Deinen Keller gefallen, und nimm Dich meines Karrens an, bis ich wieder vorspreche."

Er schwang sich auf den Bock und knallte fuhrmannsgerecht mit der Peitsche. Der Wagen rasselte über den Markt und der neue Kutscher überschlug vergnügt den Gewinn der letzten Stunde. Er hatte seinen ersten Zweck erreicht, und die Vollblutspferde Graf Mérek's trugen ihn ebenso schnell als ihren Herrn nach Prag; dazu enthielt seine Tasche den mysteriösen Brief des Frater Peregrinus an das Jesuitenkloster in Rowensko.

So vertieft war er in diese Gedanken, daß sein raubvogelscharfes Auge den Reiter, der eilig durch die Gasse ihm entgegenkam, nicht eher bemerkte, als bis derselbe schon vorüber war. Er drehte den Kopf nach ihm zurück, aber gewahrte nur seinen Rücken mehr.

Es hätte Dir auch nichts genutzt, Wenz, sein Gesicht zu sehen. Du hättest doch nicht in seine Tasche hineinblicken, und selbst wenn Du dies vermocht, den Brief, den er darin trug, ebensowenig lesen können als den, welchen deine Brust verwahrt. Du hättest es nicht gekonnt, weil derselbe, an die nämliche Person gerichtet, gerade in der nämlichen Sprache und mit den nämlichen Worten abgefaßt ist, und Du weißt nicht, Wenz, daß die Brüder von der heiligen Genossenschaft Jesu noch schlauer, noch berechnender und vor Allem viel vermögender sind als Du, da sie ihre Pläne niemals auf die Zuverlässigkeit eines Boten allein bauen, sondern mehrere, gleich vereint abgeschlossenen Pfeilen, nach demselben Ziel entsenden.

Und Du ahnst es so wenig wie Se. Gnaden, der in dem Rücksitz des Wagens von böhmischen Felskanten in Träume von unendlicher staatsmännischer Beredsamkeit gewiegt wird, daß der Nachsatz, der Dir so viel Kopfzerbrechen bereitete, schon im Kloster, an dem Du eben vorübergefahren, verstanden worden, und daß der Reiter — diesmal aber ein anderer — der Deine ermüdeten Pferde überholt, den Vordersatz lange vor Dir nach Prag trägt, wo, wenn Se. Gnaden im ganzen Gefühl seiner Wichtigkeit aus dem Wagen steigt, die Spatzen das große Geheimniß zwischen Sr. Majestät und Graf Mérek von den Bäumen zwitschern.

Neuntes Capitel.

Es lassen sich, bei vollständiger Uebereinstimmung im Innern, nicht leicht zwei größere Contraste im Aeußern denken als Herr Lissov und der Pfarrer auf Gut Lodron. Ihre Körper bilden den entschiedensten Gegensatz, wie die Gelüste derselben, aber ihr seelischer Inhalt erscheint von schöner Conformität. Der Erstere verwaltet die irdischen Angelegenheiten seiner Schutzbefohlenen, ohne darum minder für das unvergängliche Heil derselben bedacht zu sein, und der Letztere, dem der schwere Beruf obliegt, das himmlische Wohl seiner Gemeinde zu fördern, vermag dies nicht in einen engherzig beschränkten Kreis zu bannen, sondern sieht sich veranlaßt, seine segensreiche Wirksamkeit fast überall auch auf das weitere Gebiet weltlicher Bezüge hinüberzutragen. So ergänzen sie sich gegenseitig; ja wie die Zähne zweier gezackter Räder greifen sie in einander ein und suchen die eigene Triebkraft durch die des andern zu vermehren. Graf Mérek hatte Recht, wenn er überzeugt war, ruhig seiner diplomatischen Mission in Prag nachgehen zu können, da es unmöglich wäre, seinen Besitz an todtem und lebendigem Capital sorgfältigeren, pflichteifrigeren, vor Allem wachsameren Händen anzuvertrauen, als in denen er ihn gelassen. Er hätte seine Freude daran haben müssen, wenn er gesehen, wie gleich nach seiner Abfahrt sein Verwalter sich zu einer ernsten Conferenz unter das Dach Seiner Ehrwürden hinaufbegab.

Der Letztere lag noch in festem Schlaf, dessen er ebenso sehr zur Erholung von seiner angestrengten geistigen wie leiblichen Thätigkeit des voraufgegangenen Tages bedurfte. Der frühzeitige Besuch war deshalb genöthigt, eine Weile an die wohlverschlossene Thür des Pfarrhauses zu klopfen; endlich, als er sich von der Vergeblichkeit dieses Versuchs überzeugt hatte, wanderte er an die Hinterseite des Hauses und pochte leise an die Fenster des Schlafzimmers, durch welche das Schnarchen des Inhabers zu jederzeitiger Erbauung eines etwa vorübergehenden Gemeindemitgliedes ehrwürdig in die Nacht hinausdrang.

Die Fähigkeiten des Lodron'schen Hirten waren ohne Ausnahme von so gesunder Art, daß es als Widerspruch der Natur erschienen wäre, wenn die Trefflichkeit seines Schlafs ihr nachgegeben hätte.

Herr Lissov setzte sein Pochen verstärkter fort und rief dazu:

„Es ist der Verwalter, Herr Pfarrer; ich störe früh, doch mein Anliegen leidet keinen Aufschub."

Dennoch verging noch eine Weile, ehe sich die Hausthür aufthat, obwohl die würdige Haushälterin sich nicht die Zeit genommen, ihre bloßen und für eine Magd außergewöhnlich kleinen Füße vor der feuchten Kälte der Hausflursteine zu schützen.

Dabei glühten ihre Wangen durch den Eifer aller ihrer Bemühungen von so außerordentlichem Feuer, und es war ihr so wenig gelungen, das muthmaßlich in der Unruhe des Schlafs aufgelöste Haar im Dunkeln in die übliche Ordnung zu bringen, daß selbst Herrn Lissov's Lippen sich vor dem unerwarteten Anblick zu einem Lächeln in die Höhe zogen. Er trat in das Wohngemach, wo die Magd sich mühte, mit dem eilfertig angezündeten dünnen Unschlittlicht eine Lampe anzuflammen; dann kam Se. Ehrwürden, vorsichtig die Thür des Schlafzimmers hinter sich verschließend, in einen langen abgetragenen Chorrock gewickelt, und begrüßte seinen frühzeitigen Gast.

„Josephe," sagte er dann, „der Herr Verwalter wird die Güte haben, mit mir zu frühstücken; zünde Sie Feuer an."

Er folgte ihr mit dem einen Auge, während das andere unverwandt seinen Besuch anstarrte. Der Thron seines Verstandes zerarbeitete sich dabei entschieden in Muthmaßungen über das frühe Erscheinen seines geschätzten Gastes, dem er allerdings in Berechnung der Jahres- und Tageszeit etwas Außergewöhnliches beizumessen nicht unberechtigt war.

Endlich kehrte Josephe zurück und breitete neben der von Sr. Ehrwürden gewöhnlich genossenen Morgenchocolade einen allen Ansprüchen eines hungrigen Magens entsprechenden Imbiß von Brod, Butter, kaltem Fleisch, Eiern und Käse auf dem Tische aus. Der Verwalter folgte der Einladung seines Wirthes und setzte sich ihm gegenüber, aber er that dem bereiteten Mahl weit weniger Ehre an als der Letztere, und schien hinter seinem Kommen noch einen andern Zweck als die Einnahme eines schmackhaften Frühstücks zu verbergen. Er genoß von den Speisen, als ob er sie mit Rücksicht auf ihren für die Erhaltung des Körpers ihnen innewohnenden Werth auswähle, der Hausherr dagegen aß, als ob in dieser Thätigkeit an und für sich ein besonders respectabler Lebensberuf begriffen sei. Se. Ehrwürden kaute mit beiden Backen und Herr Lissov sagte:

„Der Herr Graf ist in der Nacht in einem Auftrag Sr. Majestät des Kaisers abgereist, deshalb habe ich Sie so früh gestört."

„O nicht im Mindesten. Nur in durchaus erfreulicher Weise. Es gewährt ganz andern Genuß für die Gaben, welche die Güte des Herrn uns gewährt, sich ihm in vortrefflichster Gesellschaft dankbar zu beweisen, als allein. Uebrigens ist es nur ein seltsamer Zufall, einer jener Zufälle, wie sie sich manchmal so merkwürdig fügen, daß Sie mich gerade heute noch unvorbereitet gefunden, den mir auferlegten — schweren — Berufspflichten des Tages nachzugehen, da ich sonst, ubi primum illuxit —"

„Der Herr Graf hat mich während seiner — muthmaßlich längeren — Abwesenheit mit der Vollmacht betraut, mancherlei Mißverhältnisse auf dem Gute zu beseitigen," unterbrach Herr Lissov den beginnenden gelehrten Excurs des Hirten.

Dieser erwiederte: „O, natürlich!" und „in welche bessere Hände hätte Se. Gnaden dies Amt zu legen vermocht?" aber zugleich bewegten sich seine Augen über den schwer bedeckten Tisch, als ob er nicht mehr das reine Wohlgefallen an seinem Inhalt empfinde. Das Frühstück und Se. Ehrwürden standen so entschieden in keinem Mißverhältniß zu einander, daß es in den Augen des Verwalters leicht hätte erscheinen können, als seien hier überhaupt keine Mißverhälknisse zu beseitigen.

Dennoch mußte der Verwalter eine derartige Muthmaßung hegen, denn er traf wieder, diesmal indeß mit einer Frage in das Sinnen seines Wirthes hinein:

„Befinden Sie sich ganz wohl, Herr Pfarrer?"

Se. Ehrwürden blickte befremdet auf. Sein eines Auge ruhte noch auf dem Inhalt des Tisches, und es mußte in der That fast als Ironie erscheinen, unter solchen Umständen einen Zweifel an seinem Wohlbefinden zu äußern. Herr Lissov hatte sich offenbar nicht deutlich ausgedrückt und fuhr deshalb fort:

„Ich meine, ob Sie sich völlig wohl fühlen? Ihr Magen z. B. —"

Jetzt war die Ironie so unverkennbar, daß der fälschlich eines üblen Zustandes Verdächtigte die Gabel geräuschvoll auf den Teller fallen ließ und den Sprecher, wie jedes Wortes unfähig, anstarrte. Allein dieser schien sich ebenso wenig um die wortlosen als die wortreichen Unterbrechungen seines Gesellschafters zu bekümmern und vollendete, nur das erste Wort noch einmal wiederholend, seinen Satz.

„Ihr Magen z. B. erscheint mir nicht von der Vortrefflichkeit, der er sich sonst erfreut hat. Der Magen ist der Herd der Verdauung, und es ist nicht abzuleugnen, daß eine Störung derselben eine Beeinträchtigung unseres gesammten geistigen wie körperlichen Wohlbefindens bedingt. Wer aus böswilliger Absicht den Magen eines Menschen schwächt, ist der Feind des Menschen.“

Herr Lissov reihte diese merkwürdigen Sätze mit der Gleichmüthigkeit des Logikers aneinander, der in jedem folgenden zugleich einen Schluß und einen Fortschritt gegen den vorhergehenden erblickt. Sein Zuhörer dagegen war zwar durchaus nicht befähigt, den causalen Zusammenhang derselben zu ergründen, allein einen vielleicht um so tieferen Eindruck machte jeder einzeln verständliche Satz auf ihn, den er mit einem, der Wichtigkeit des behandelten Themas angemessenen, deutungsvollen Seufzer begleitete.

„Da also diese Störung,“ fuhr Herr Lissov fort, „ebensowohl die übelsten und schwersten Folgen nach sich zu ziehen vermag, als ihre Existenz die böswilligste und strafwürdigste Absicht verräth, so bleibt uns als Aufgabe nur die Erforschung der Persönlichkeit, in welcher wir den Keim und die Urheberschaft des bedrohlichen Symptoms zu bekämpfen haben.“

Keine Maschine, deren Beruf in der gleichmäßigen Abhaspelung von Worten bestanden hätte, würde den letzten Satz methodischer, sicherer und deutlicher zu Tage gefördert haben als Herr Lissov, obwohl eine eigenthümlichere Conclusion schwerlich von den umstehenden Wänden vernommen sein mochte. Er mußte die geistliche Logik sehr hoch oder sehr niedrig, jedenfalls indeß in richtiger Weise schätzen, denn der würdige Pfarrer stierte so verblüfft in die Luft, als ob die obige Schlußfolgerung ein ihm noch nie vorgekommener körperlicher Gegenstand sei, der im Begriff stehe, ihm auf die Nase oder einen anderen edlen Theil seines Leibes zu fallen. Er sah jetzt fast selbst wie ein — sehr feistes — Lamm aus, das einen neuen Hirten bekommen, an dessen Weise es noch nicht gewöhnt ist; oder wie ein Dorfbube, der von seinem Schulmeister katechetisirt und da er die vorgelegten Fragen nicht zu beantworten vermag, wohlwollend auf den Punkt hinausgedrängt wird, wo er durch ein einfaches „ja“ oder „nein,“ die ganze Reihenfolge bestätigen oder verwerfen kann.

Der Katechet fragte weiter: „Wen würden Sie zunächst im Verdacht einer so strafwürdigen Intention gegen Ihre Person haben?“

Abermals blieb der Schüler stumm.

„Da eine derartige Absicht nur dem Haß entspringen kann, der Haß gegen einen Geistlichen aber niemals die Person desselben zu berühren vermag, so ist es offenbar, daß er in ihm nur gegen die von ihm vertretene allerheiligste Religion gerichtet sein kann.“

In dieser neuen Conclusion befand sich ein Passus, den Se. Ehrwürden verstand, denn er wiederholte energisch ein Wort desselben: „Niemals — niemals die Person,“ und der Katechet fügte seinem logischen Gerüst ein neues Stockwerk bei:

„Wir haben es demnach mit einem Ketzer zu thun oder vielmehr, da aus der geheimnißvollen Einwirkung auf Ihren Gesundheitszustand eine Verbindung mit zauberischen und höllischen Mächten hervorleuchtet, mit einer Ketzerin, einer Hexe.“

In den Augen des Schülers blitzte ein freudiger Strahl allgemeinen, noch etwas confusen Verständnisses auf. Allein er schwieg noch immer und nöthigte den Katecheten, noch einmal in übersichtlicher Zusammenfassung den ganzen Unterbau zu repetiren, um sein Werk an der Spitze mit einem Alles in sich begreifenden letzten Fragezeichen zu krönen.

„Welche von den Bewohnerinnen des Gutes halten Sie demgemäß für fähig, aus Haß gegen die allerheiligste Religion, ein Bündniß mit dem — salva venia — Teufel abzuschließen, um Ihnen Schaden an Ihrem Leibe zuzufügen, und glauben, daß man verpflichtet sei, Ihnen zum geistlichen Gericht und Erwirkung eines befriedigenden Geständnisses zu überantworten?“

Wer kann es nur sein! Es ist als ob ein Blitz das ehrwürdige Gehirn des Hirten durchleuchtet habe, daß er plötzlich Vordersatz, Nachsatz und Schlußfolgerung in ihrem causalen Zusammenhang zu begreifen im Stande ist. Daß er aufs deutlichste einsieht, wer ihm zu geistlichem Gericht und Erwirkung &c. überliefert werden muß. Er hat es oft gesagt, daß kein verderbteres,

unchristlicheres, gefährlicheres — ja gefährlich in jeder Beziehung — Weib auf dem Gute existirt, aber andererseits besagt das Wort des Herrn, daß wenn ihre Sündhaftigkeit auch weiß wie Schnee sei, er sie doch roth wie Blut —

„Nein umgekehrt," verbesserte Se. Ehrwürden eilig; dem ein blasses Lächeln seines Frühstücksgenossen den begangenen lapsus linguae andeutete, „umgekehrt. Wenn ihre Sündhaftigkeit auch roth wie Schnee —"

Herr Lissov war zart genug, ihm die Erkenntniß seiner zweiten biblischen Irrung zu ersparen.

„Ich habe bereits Sorge getragen, daß in der ganzen Sache mit Schnelligkeit und Ernst verfahren wird," versetzte er nachlässig, „und wir werden noch heute die erforderliche Unterstützung erhalten. Ihre Aufgabe ist es zunächst, weitere Belege und Zeugnisse in dieser gottgefälligen Angelegenheit zu sammeln, damit wir mit strenger Gerechtigkeit den Willen Sr. Gnaden ausführen, der den ketzerischen Geist unter seinen Unterthanen auf das Nachdrücklichste zu ertödten beabsichtigt. Es ist zu muthmaßen, daß die Angeklagte ihre aus der teuflischen Verbindung erwachsene schädliche Kraft auch zum Verderben anderer, durch ihre Frömmigkeit sich auszeichnender Personen angewandt hat, bei denen sich durch Nachforschung ein erbauliches Resultat zu Tage fördern ließe. Jetzt, da wir, ich darf hinzufügen, nicht ohne göttlichen Beistand und Erleuchtung, die Schuldige ermittelt, werde ich Ihnen dieselbe sobald als möglich zu einem vorläufigen Verhör hierher überantworten."

In der That, diese Scharfsichtigkeit war enorm. Herr Lissov hatte den Appetit Sr. Ehrwürden beobachtet und in logisch gegliedertem, unlöslichem Zusammenhang eine schwere gefährliche Verbrecherin entdeckt. Er schien selbst mit sich zufrieden, denn er stand auf und blickte wohlgefällig in den zunehmenden Tag hinaus. Auch dieser gefiel ihm; er war in vortrefflichster Stimmung, nahm seinen Hut und verabschiedete sich. An der Thür klopfte er Se. Ehrwürden auf die Schulter und sagte:

„Schicken Sie Ihre Magd lieber fort, wenn die Verbrecherin zu Ihnen kommt. Man kann nicht wissen, ob der Anblick derselben nicht einen bösartigen Einfluß auf sie üben könnte. Sie wissen ja, das Weib ist ein schwaches Gefäß —"

Er nickte und ging. Se. Ehrwürden blieb zurück, noch wie betäubt von dem logischen Gewicht der verschiedenartigsten Gedanken, die sein früher Morgengast ihm in den Kopf hineingesäet. Er war so in dieselben versunken, daß er einem etwa Vorübergehenden ein merkwürdiges und einem christlichen Pfarrherrn kaum anständiges Schauspiel geboten hätte, denn er schmatzte mit den Lippen und witterte mit den Nüstern durch den frischen Lufthauch wie ein Fanghund über den Bach nach dem Epheuhäuschen hinüber.

In der Mitte zwischen diesem und ihm befand sich jetzt Herr Lissov. Er hielt an und sprach mit ein paar Leuten, die, träg vor ihren Thüren umherschlendernd, den Hut tief vor ihm abgezogen hatten. Allein das scharfe Auge des Verwalters mußte tüchtige Männer unter dem halb servilen halb indolenten Aeußern entdeckt haben, denn er redete eifrig mit ihnen und schien von ihren Antworten außerordentlich befriedigt.

„Wißt Ihr's gewiß?" fragte er noch einmal und beide öffneten gleichzeitig den Mund und versetzten: „Gewiß." Dann fuhr der Größere allein fort:

„Wir war'n bei ihm, Euer Gnaden Herr Verwalter, und klopften an, von wegen das Holz, das wir in'r Früh aus dem Wald holen sollten. Aber Keiner gab Antwort, wir dachten schon, wie sie's oft heimlich haben, sie wär'n allesammt fort über Nacht. Endlich sagte die Frau von Innen durch die Thür mit 'ner ganz furchtsamen Stimme: Wer ist da? Was wollt Ihr? Und dann sagte sie: Mein Mann ist schon weg in den Wald und kommt nicht vor Abend heim; aber macht keinen Lärm mehr, denn mein Kind ist krank und fürchtet sich."

Herr Lissov wiederholte mehrmals: „Gut — gut — Ihr wißt, was ich Euch gesagt." Er maß die beiden Burschen scharf mit den Augen und setzte hinzu: „Ihre Stimme klang furchtsam, sagt Ihr?"

Beide bestätigten es mit dem Kopf.

„Also klang sie verdächtig, als ob sie etwas Heimliches betrieben, bei dem sie von Euch gestört worden?"

Die Burschen sahen sich an, ohne zu antworten. Der wieder in Function getretene

Katechet steckte die Hand nachlässig in die Tasche und zog sie, mit neugeprägten Silbermünzen gefüllt, wieder hervor. Dann fuhr er fort:

„Wenn Euch Jemand sagte: Ihr erhaltet dies, wenn Ihr furchtlos die Wahrheit sprecht, wenn Ihr aber aus Furcht vor dem Ueblen, das Euch Jemand anthun möchte, verschweigt, was Ihr wißt, so sollt Ihr noch heut aus Euren Häusern ohne Heller und Pfennig fortgejagt werden — könntet Ihr dann beschwören, daß die Frau, während ihr klopftet, damit beschäftigt gewesen, ihren Mitmenschen durch teuflische Mittel Schaden zuzufügen?"

Die Gefragten stießen sich mit den Ellnbogen an und blinzelten auf das Geld.

„Euer Gnaden Herr Verwalter —" begann der Größere.

Doch dieser unterbrach ihn nochmals. „Ihr müßt bedenken, daß Ihr es zu einem guten Zweck thut und daß selbst, wenn Ihr falsch schwören solltet, Se. Ehrwürden der Herr Pfarrer Euch von dem Meineid absolviren kann, die Absicht Euch aber jedenfalls als heiliges Werk im Himmel angerechnet bleibt."

„Euer Gnaden Herr Verwalter," wiederholte der Sprecher, „dann können wir's wohl thun."

„Und Eure Frauen und Basen auch?"

„Was wir sagen, Herr, müssen sie auch sagen —"

„Weil es ebenso zu ihrem Besten dient wie zu Eurem," fiel Herr Lissov ein, „natürlich. Vielleicht, — ich sage vielleicht, denn es wäre möglich, daß sich Jemand so verdient machen könnte — ist eine unter ihnen, die einmal gesehen, daß sie Nachts auf einem Stock oder Besen durch den Schornstein hinüber auf die Schneekoppe geritten."

Er sagte das Letztere achtlos, indem er damit beschäftigt war, die Silbermünzen in zwei ungefähr gleiche Hälften zu theilen, die er seinen Begleitern in die Hand gab.

„Das ist für den heutigen Dienst," fügte er bei; „Ihr seid verständige und tüchtige Leute, ich werde Euch öfter beschäftigen. Kommt."

Sie überschritten den Bach; die Augen der beiden Burschen funkelten gierig. „Wartet hier, bis ich Euch rufe," befahl ihr Führer und wanderte allein auf das Försterhaus zu. Die Hausthür war geschlossen, doch unverriegelt und er fuhr zusammen, als sie sich, im selben Moment, wie er die Hand auf den Drücker legen wollte, plötzlich vor ihm öffnete.

Auch die Frau, deren Kopf über der Schwelle erschien, erschrak, daß sie eine instinctive Bewegung machte, dem Ankommenden die Thür wieder entgegenzuschlagen. Doch dieser hatte bereits wie zufällig seinen Fuß vorwärts auf die Schwelle gesetzt, so daß Anna, auch wenn ihr der obige Gedanke gekommen, ebenso schnell einsehen mußte, daß sie ihn nicht auszuführen im Stande sei. Sie starrte mit ängstlichem Ausdruck in das unerwartet vor ihr aufgetauchte Gesicht, das ihr die letzte Warnung ihres nächtlichen Besuchs ins Gedächtniß zurückrief.

Allein es war gewiß kein Grund zu irgend welcher Befürchtung, denn das Gesicht lächelte ihr ebenso entgegen, wie es am ersten Tage, da es sie gesehen, gethan. Er sagte, sein Morgengang habe ihn am Pfarrhaus vorübergeführt und er zu seinem Leidwesen vernommen, daß Se. Ehrwürden sich unwohl befinde. Auch Ihro Gnaden, die Frau Gräfin, betrübe es, um so mehr, da Se. Gnaden in der Nacht verreist sei. Sie wünsche sehr, daß Jemand, der sich ein wenig auf Krankheit und Krankenpflege verstehe, sich zu ihm begebe und nach ihm sehe, da seine Magd in dieser Beziehung durchaus untüchtig sei.

Die Förstersfrau stotterte überrascht einige Worte, die entschuldigend klangen, doch der Verwalter fiel ihr zugleich mit einem Compliment und mit unverwüstlicher Laune in die Rede:

„Sie können Alles, Frau Gerold, Sie sind eine kleine Hexe. In Wahrheit, Sie sind es, alle Leute im Dorf sind davon überzeugt. Nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie nicht zum Herrn Pfarrer gehen und ihm helfen wollen, wird man behaupten, Sie wären an seiner Krankheit schuld und hätten ihn behext."

Der Verwalter lächelte und hob so spaßhaft drohend den Finger dabei, daß sich das hübsche Weib heimlich über ihren Argwohn schalt und völlig die Warnung der Gräfin vergaß. War es nicht ihre Pflicht, der jetzigen Mahnung derselben, die sie ihr durch den Herrn Verwalter kund that, zu folgen? Und war Se. Ehrwürden weniger

ein geistlicher Herr, weil er einmal sich sehr weltlich gegen sie betragen hatte? Oder minder krank, weil er in früherer Zeit frech gewesen? Und von Allem abgesehen, was hatte sie zu befürchten, am hellen Tage, mitten im Dorf —?

Minatka — es fiel ihr plötzlich ein und sie sagte es unwillkürlich:

„Mein Kind — ich kann es nicht allein lassen, es ist Niemand im Hause —"

Herr Lissov denkt an Alles; er hatte auch hieran gedacht. Er meinte zwar, das kleine Mädchen sei schon recht groß und vernünftig und könne für ihre kurze Abwesenheit allein bleiben. Oder sie könne es mit sich nehmen — doch nein, das möchte nicht gut für das Kind sein, man weiß nicht, welche Krankheit im Pfarrhause herrscht. Wenn Frau Gerold sich dort nicht aufhalten und schnell zurückkehren will, so kann er selbst so lange hier verweilen, und seine kleine Freundin, die sich seiner gewiß noch erinnern wird — überwachen.

Bist Du blind, Anna Gerold, daß Du nicht siehst, wie es ihm darum zu thun ist, Dich gutwillig zu entfernen, ohne daß es Aufsehen im Dorf erregt, ohne daß die Kunde, daß man Dich gewaltsam fortgeschleppt, vorzeitig ins Schloß hinüberdringt? Bist Du taub, daß Du die Stimme des Versuchers nicht erkennst, die Dich ins Verderben lockt? Anna Gerold, bewegt es sich unter Deinem arglosen Herzen so freudig, so hoffnungsvoll, daß Du alle Angst des Abschiedes, alle Ahnungen der Nacht vergessen hast?

Ja, Du gehst in Dein Verderben, Du bist zu weltlich gesinnt, Dein Herz ist ganz von irdischer Liebe erfüllt und kennt die himmlische nicht, die Deiner im Hause ihres gottgeweihten Dieners ungeduldig harrt, und wenn Du sie erkannt, wendest Du Dich mit Abscheu von ihr — denn Du bist eine Hexe, Anna Gerold.

Armes Weib, blicke noch einmal nach dem kleinen friedlichen Häuschen zurück, in dem Du so glücklich warst, in dem Du bald noch so viel glücklicher zu werden hoffst. Die himmlische Liebe ist heiß, sie läßt nicht, was sie einmal gefaßt, sie verzehrt, sie lodert in Flammen auf —

Geh' nicht über die Brücke, thu' einen Fehltritt seitwärts — den ersten Deines Lebens — das Wasser ist kühl und der Tod in ihm leicht und bewahrt vor Qualen und vor Schande, Anna. Die Natur tödtet, aber sie martert nicht; das thut der Mensch, thut die Religion der Liebe allein —

Armes Weib, Du gehst —

Herr Lissov murmelte es auch zufrieden zwischen den Lippen: „Sie geht." Er sah, wie sie zwischen den Pappeln um das Pfarrhaus verschwand, dann trat er in das Innere ihrer Wohnung. Er verspricht nichts, was er nicht aufs reichlichste erfüllt, und sein Auge suchte das kleine Mädchen, das seinem Schutz anvertraut worden. Sie saß auf einem Stuhl im Wohnzimmer und betrachtete die herrlichen Bilder, die aus Wenz' Karren in ihre Hände gewandert; es schien, als habe ihr „Spartopf," wie er damals gesagt, für seinen ganzen Vorrath ausgereicht, so überdeckt war der Tisch vor ihr mit den seltsamsten und abenteuerlichsten Papiermalereien.

Herr Lissov trat ein und schritt schnell auf die kleine Minatka zu. Seine Arme machten eine Geste, als ob sie das Kind ans Herz zu drücken, fortzutragen, jedenfalls sofort aufzuheben beabsichtigten. Auch die Kleine, die von ihrem Spiel aufsah, schien diese Absicht zu erkennen, denn sie drängte sich furchtsam an die Stuhllehne zurück und bat: „Nein, nein, ich will nicht mit Dir."

Zwischen die einfachste Absicht und ihre Ausführung tritt jedoch oft etwas Unberechenbares. Es ist kein Mensch im Hause, der sich als Hinderniß dazwischen stellen könnte, aber es kommt doch ein Laut unter dem Tisch von den Füßen des kleinen Mädchens hervor, der es dem Verwalter rathsam erscheinen läßt, bevor er weitergeht, vor sich auf den Boden zu sehen. Dann wölbt sich eine graue Masse in die Höhe, und der dumpfe Ton wird stärker und plötzlich verschwindet Minatka fast, denn Milosch sitzt hochaufgerichtet zwischen ihr und dem unerwarteten Besuch und blickt dem letzteren ohne jede Höflichkeit sehr aufmerksam und unzweideutig ins Gesicht.

Mil hegt entschieden seine eigenen Ansichten über den Charakter des „Onkels mit den häßlichen Augen," wie seine kleine Herrin ihn genannt hat. Er duldet ihn auf der Straße, selbst im Zimmer, ungern zwar, doch er thut es. Er sieht ein, daß der Weltlauf es so mit sich bringt, aber keine Dialektik, selbst die schmackhafteste nicht

vermöchte ihn zu überzeugen, daß der fragwürdige Onkel irgend einen begründeten Anlaß zu einer köperlichen Annäherung an das kleine Mädchen auf dem Stuhl haben könne. Mil ist ein offenbarer Heuchler, denn er legt die Schnauze auf die Knie seiner Herrin und blickt so sanft und ehrlich mit den großen Augen zu ihr auf, als sei er der entschiedenste Optimist, der je in Hundegestalt über irdische Verhältnisse nachgedacht. Ja, er läßt unbekümmert die Wimper fallen, stößt einen tiefen Seufzer aus und schläft. Aber wie Herr Lissov nicht die Hand, nur das Nagelglied seines kleinen Fingers um eine Linie vorwärts bewegt, öffnet Mil schon wieder groß die Augen und sieht ihn mit vollendet pessimistischem Ausdruck an.

Der Verwalter knirschte leise mit den Zähnen und blickte in der Stube umher, als ob er nach irgend einem passenden Gegenstand suche, der ihm zu größerer Respecteinflößung behülflich sein könne. Doch es lag ebenfalls in Milosch' Ideenverbindung, daß der Onkel auch nichts mit dem alten Hirschfänger des Försters zu thun habe, der an einem Ehrenplatz der Wand in Ruhstand versetzt worden, denn er knirschte die Zähne weit geräuschvoller, als Herr Lissov es gethan, aufeinander und deutete durchaus an, daß er demselben zwar jeden Augenblick den Rückweg freistelle, zu jeglicher Vorwärts- oder Seitenbewegung dagegen aufs bestimmteste seine Erlaubniß versagen müsse.

Minatka betrachtete das stumme Schauspiel mit verwunderten Augen, aus denen allmälig die Furchtsamkeit zu entweichen anfing. Endlich lachte sie sogar hell auf und sagte: „Mil, guter Mil."

„Ja, guter Mil," sagte auch Herr Lissov, „laß ihn sich dort in die Ecke legen, Minatka. Sag' es ihm, ich will Dir etwas zeigen."

Allein das lächelnde Ansinnen verfehlte seinen Zweck, denn die Augen des Kindes nahmen ihren ängstlichen Ausdruck wieder an. Sie fuhr schnell mit der kleinen Hand nach dem zottigen Kopf ihres Kameraden und bat: „Nein, Mil, geh' nicht, bleib bei mir, Mil!" Und Milosch schüttelte mit einem heftigen Ruck die Ohren: Nein, gewiß, ich gehe nicht, ehe er geht, und wedelte zugleich mit dem ungeheuren Schweif: Ja gewiß, ich bleibe, so lange er bleibt.

Herr Lissov fügte sich in das Unvermeidliche. Er setzte sich auf einen Stuhl an die andere Seite des Tisches und blickte über diesen hin dem Mädchen ins Gesicht.

Die Kleine war jetzt wieder beruhigt und aufgeräumt und sagte:

„Mein Papa ist früh fortgeritten, willst Du den sprechen? Er ist schon ganz früh fort, in der Nacht, ich bin gar nicht aufgewacht."

„Wohin ist er denn geritten, Minatka?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht."

„Wohl in den Wald?"

„Nein, weiter; sonst hätt' er Mil mitgenommen. Nicht wahr, Mil?"

„Ist denn Jemand gekommen, der ihn abgeholt hat?"

„Ich weiß nicht, Du bist so langweilig, Mil ist mir viel lieber." Sie lachte und suchte zwischen den Bilderbogen herum. „Ich hab' Dich heut Morgen schon gesehen."

„Mich, Minatka?" fragte er.

„Ja, da." Sie zog ein Bild hervor und warf es ihm hinüber.

Er besah es. „Das bin ich nicht, das ist ein Affe, Minatka," versetzte er lächelnd.

„Nein, das bist Du," erwiederte das Mädchen hartnäckig, „aber Deine Augen sind noch viel häßlicher."

Wie geduldig der Onkel war, wie gutherzig er dazu lachte — Mil ist ein entschiedener Verleumder, ein gallsüchtiger Schwarzseher. Kinder sind oft unartig aus Scheu; wenn man sie nicht bestraft, sondern fortfährt, freundlich gegen sie zu sein, legen sie Beides ab. Der Verwalter weiß das und fragte — immer lächelnd — weiter:

„Hast Du das Bild, das mir so ähnlich sieht, auch von der schönen Dame — Du erinnerst Dich doch noch, Minatka, die Dir den Löwen und den Elephanten schenkte?"

Warum knurrst Du nicht, Mil? Jetzt solltest Du knurren! Zeig' ihm die Zähne, Mil, daß er nicht weiter fragt!

„Nein," antwortete das Mädchen, „die sind von Onkel Wenz, die, und die auch." Sie häufte ihre bunten Schätze mit den Fingern zusammen; dann sah sie ihn mit nachdenklichem Kindergesicht an und sagte:

„Kennst Du die schöne Dame? Die hab' ich auch heut Morgen schon gesehen."

Der Onkel fragte: „Wo?“ und blickte mit neugierigem Ausdruck auf die Bilderbogen, aber Minatka schüttelte den Kopf und deutete mit dem Finger in das geöffnete Nebenzimmer. „Nein, da.“

„Im Bett, Minatka?“ Sie nickte. „Du hast also von ihr geträumt?“

„Nein, sie hat mich geküßt, aber ich schlief.“

„Wenn Du schliefst, so kannst Du es ja nicht wissen —“

Minatka hob den Kopf. „Ich weiß es immer, wenn sie mich geküßt hat, auch wenn ich schlafe,“ sagte sie langsam.

Wie der Onkel sich für Kindergeplauder interessirt! Wie er darauf einzugehen weiß! Du solltest knurren, Mil — dummer Mil!

„Kommt die schöne Dame denn oft und küßt Dich, Minatka?“ fragte Herr Lissov weiter.

Doch die Kleine schüttelte wieder einsilbig, wie sie es vorher schon einmal gethan, den Kopf. „Ich weiß nicht.“

„Aber Du hast sie lieb, nicht wahr?“

Sie entgegnete nur: „Ja.“ Allein es glänzte so hell, so sonnenfroh in den Kinderaugen auf, daß es fast war, als reiße draußen das trübe Wolkengeschiebe auseinander und lasse einen wirklichen Sonnenstrahl schimmernd über die niedrigen Wände blinken. Dann setzte sie fröhlich hinzu:

„Hast Du sie auch lieb?“

Was lag in den einfachen Worten, die unbefangen der rothe Kindermund gesprochen, daß sie ihn gewaltsam wie mit unheimlichem Schauer überliefen? Daß ihm war, als drehe sich die Försterstube und das Haus und draußen Schloß und Wald und Berge vor seinen Augen? Daß er aufsprang und die Hand besinnungslos wie in ungeheurem Schmerz an die Stirn preßte, so daß Milosch wieder zu knurren und Minatka ihn wieder scheu mit den Augen zu messen anfing?

Komm jetzt, Wenla! Tritt in die Thür, wenn Du glücklich sein willst, wenn all' Deine Angst, Dein Bangen wie Schatten von Dir abfallen soll! Wenn Deine Thränen sich in Thau, Dein Harren sich in Erfüllung verwandeln soll! Für eine Secunde ist Dein Schutzengel niedergestiegen und hat sich auf die Lippen Deines Kindes gekauert. Und wie er die Lippe regt, da schauert sein ewiges Wort in die Tiefen der Hölle hinab, darin die Geister wohnen, die einst ihm gleich gewesen, und die gefallenen Engel weinen.

Komm, Wenla, komm in diesem Augenblick, eh' die erste Thräne, die seit langen Jahren seinem Auge entströmt — vielleicht die erste seines Lebens — ehe sie niederrollt; ehe er hinausgestürzt ist aus den Wänden, die ihn erdrücken wollen — ehe der helle, hohe, himmlische Funken dessen, was die Engel Liebe nennen, wieder erlischt und die trübe, wilde Gluth ihre Brände darüber lodert, welche die Teufel mit demselben Namen belegen.

Vorüber — zu spät! Das kleine Mädchen saß allein hinter seinen Bilderbogen und blickte verwundert dem Onkel nach, in dessen Augen plötzlich so sonderbar eine Thräne gestanden, daß sie gar nicht häßlich wie vorher, sondern fast zauberhaft schön ausgesehen; und Milosch stand auf und ging bis an die Thür und wunderte sich, wie schnell sein Widersacher sich von ihm entfernt hatte, denn er eilte schon klein und dunkel drüben an der Allee auf das Schloß zu. Dann legte Milosch sich, befriedigt murrend, an die Schwelle und hütete das einsam stehende Haus, in welchem die kleine Minatka als Beherrscherin auf ihrem Stuhl thronte.

Draußen in der Allee rüttelte der Novemberwind die letzten Blätter. Er zauste die schmucklosen, herabhängenden Zweige wirr durcheinander, daß sie in widrigen Tönen um die Stirn des aufgeregten Fußgängers schwirrten und kreischten. Er hörte es nicht, er fühlte nicht, daß hin und wider der Wind ihm die schwanken Reiser über die Schläfen peitschte und sie mit rothen Streifen übermalte. Seine Lippen murmelten die Worte des Kindes nach, vor denen er geflohen wie ein Verbrecher vor dem Anblick der Unschuld, und denen er nicht entrinnen konnte, als ob sie ein Gespenst aus seiner Seele heraufbeschworen, das rastlos wiederholte: „Hast Du sie lieb? Hast Du sie auch lieb —?“

Der Wind schwoll zum Sturm und er schrie gegen ihn auf, wie ein Wahnsinniger: „Wenla — Wenla —,“ Himmel und Hölle rangen in seinen Zügen und verzerrten mit grausamem, unnennbarem Schmerz sein Gesicht. Er wandte sich mit einem Sprunge zur Seite; da lag am Rand des Wegs,

wenige Schritte über das öde Brachfeld, ein trüber, sumpfiger Teich. Verwelktes Schilfrohr stand um ihn her, darüber flatterten die Blätter der Ulmen. Sie versanken in die modernde Tiefe und gaben dem unheimlichen Gewässer ein düsteres unergründliches Aussehen.

Ja, Himmel und Hölle kämpften auf dem Antlitz des Mannes, der sich mit starrem Blick auf die trüb gewellte Fläche hinabbog. Da drunten lag der Himmel, herbsteswelk und freudlos, aber ruhevoll und kühl für das heiße, tobende, höllengequälte Herz. Noch ein Schritt und die lange Flammenpein war vorüber — die Engel jauchzten und der Triumph der Teufel fiel zusammen —

„Wenla — Wenla,“ keuchte er noch einmal aus krampfhaft verschnürter Brust, „hab ich Dich lieb gehabt? Hab ich darum mein Leben vor Deine Füße geworfen, daß Du sie mir aufs Haupt setzen solltest? Hätt' ich um nichts gewacht, geweint, mein Herz zerfressen? Um nichts einen Bund mit der Hölle gemacht, mich in nichts vor der Zeit zu verwandeln?

Ein wilder Schauder durchrüttelte seinen Körper; er sprang entsetzt von dem Rande des Wassers zurück und lachte irrsinnig auf.

„Ich habe gesagt, Du solltest mein werden, ob der Himmel oder die Hölle Dich mir giebt. Ich habe das Angeld mit Blut bezahlt, Du selbst magst bestimmen, wie viel noch fließen muß, bis die Summe voll ist, die Du verlangst.

„Glaubst Du, ich fürchte mich — — vor mir selber —?“

Er lachte wieder, aber höhnisch, schneidend, als Herr über das Spiel seiner Muskeln. Rasch schritt er durch die Ulmenallee ins Schloß zurück; wie er eintrat, war sein Blick unbeweglich, seine Miene gebieterisch, sein Wort herrisch. Er fragte kurz:

„Wo ist Ralph?“

Die Diener wiesen auf das kleine Gemach, das der Alte bisher durch besondere Vergünstigung allein bewohnt hatte. Herr Lissov öffnete es verwundert, er schien erwartet zu haben, daß es leer sei und sein Besitzer sich anderswo aufhalte. Doch der alte Diener saß zusammengebückt auf seinem Bett und hielt die Augen in der Hand verborgen. Wie er aufsah, lag ein wunderlicher, fast irrer Glanz in ihnen, mit dem er den Eintretenden maß.

„Bindet den Dieb und werft ihn in den Thurm,“ befahl der Verwalter, „wir werden morgen mit der Untersuchung beginnen.“

„Ja, in den Thurm,“ wiederholte der Alte, mit dem Kopf nickend, indem er sich willenlos die herbeigeholten Stricke um Hand und Fuß legen ließ; „es ist mein Ehrentag, heut sind's grad' fünfzig Jahr, daß der selige Herr von Lodron mich von der Straße aufhob, wo die Kroaten mich hingeworfen. Ich hab's wohl verdient — mit Ehren — in den Thurm.“

Er ging und seine Wächter folgten, schadenfroh hinter ihm drein grinsend. Es waren dieselben unverkennbar czechischen Physiognomien, wie drüben in Rowensko eine ihren Rausch im Keller des Wirthes zur Böhmischen Krone verschlief. Herr Lissov stand noch einige Minuten nachdenklich in dem verlassenen Gemach. Seine Finger rechneten und seine Lippen bewegten sich fast unhörbar:

„Es ist gut — wenn sie heut nicht will, morgen wird sie müssen —“

Er sah rasch auf, ein Diener trat vom Flur auf ihn zu und sagte: „Herr Verwalter —“

„Was giebt's? Ist Wenla — ist die Frau Gräfin auf ihren Zimmern? Ist sie zu sprechen?“

Der Diener bejahte. „Ich glaube, Ihro Gnaden sind droben.“

Herr Lissov wollte schnell an ihm vorbeigehen, doch ein eigenthümlicher Ton, der von draußen kam, hielt ihn an. „Was war das?“ fragte er.

Der Diener streckte die Hand aus und deutete in die Allee hinab. „Ich glaube, es kommt — ich weiß nicht wer — es scheint —“

Des Verwalters Augen folgten der Fingerrichtung, und ein wetterleuchtendes, sarkastisches Lachen flog über sein Gesicht.

„Die Wölfe wittern Blut, sie kommen, sie kommen,“ murmelte er spöttisch. Dann trat er vor die Thür und entblößte ehrerbietig sein Haupt.

Ueber den gelben Blättergrund der Ulmenallee zog es schwarz und langgestreckt heran. Es war wie eine Schlange, die ihren Riesenleib auf Lodronschloß langsam zuwälzte. Wie Zischen ihrer gespaltenen

Zunge tönte über den Köpfen der Nahenden das Knistern und Rauschen der Gottes- und Heiligenbilder, die den Zug goldfunkelnd und strahlenwerfend überragten. An der Spitze desselben schritt die lange, hagere Gestalt mit dem gebieterisch drohenden Blick, vor dem wenig Stunden zuvor Wenz sich auf dem Marktplatz zu Nowensko in die Knie geworfen und hinter ihr erschallte es in dumpfem, näselndem Chorgesang näher und näher jetzt herauf:

„Salvete, flores martyrum,
In lucis ipso limine
Quos saevus ensis messuit,
Ceu turbo nascentes rosas."

„In nomine patris, frater Basilides —" sagte Herr Lissov, dem Anführer entgegentretend.

Dieser streckte feierlich die Hand nach oben und erwiederte:

„Et filii, frater Peregrinus —"

„Et spiritus sancti," fiel der Chor, sich im Halbkreis um die Beiden aufreihend, ein. Einen Moment blickten diese sich mit stummem Gedankenaustausch in die Augen, dann öffneten sich lautlos die Arme, wie die ersten Jünger der ecclesia militans es gethan, und begrüßten sich mit heiligem Bruderkuß.

Er grüßt euch, dieser Kuß, „ihr Blüthen der Märtyrer, die das wilde Schwert schon an der Schwelle des Lichts gemäht hat, wie der Sturm die erblühenden Rosen bricht."

Er grüßt Euch Alle, die Ihr mit Bildern und mit Träumen spielt, die Ihr Hoffnungen im Herzen und unter ihm liebreich hegt, die Ihr nah und fern seid — Euch Alle grüßt der Kuß der Brüder, wie der Sturm, der die erblühenden Rosen bricht.

(Fortsetzung folgt.)

Caterina Cornaro.

Von

Karl Herquet.

In der Bewunderung fremder Nationen und Staatengebilde haben wir Deutsche von jeher eine hohe Stufe eingenommen. Für Venedig hegen wir schon mehr als Bewunderung. Wir haben dafür einen förmlichen Cultus etablirt, der vorzüglich unsern Novellisten zu Gute kommt. So weiß denn auch jeder Gebildete, selbst wenn er nicht in mondbeglänzter Zaubernacht seine Gondelfahrt auf dem großen Canal gemacht oder bei Florian sein Eis genommen, daß vor dem Marcusdome fast bis zur Höhe der Kreuze sich drei bronzene Standartenträger erheben, von denen einst in besseren Zeiten die Banner dreier unter die Botmäßigkeit der Republik gerathener Reiche flatterten. Bekanntlich waren dies Kreta, Morea und Cypern. Die Art ihrer Erwerbung ist, was die beiden ersteren betrifft, aus der Geschichte hinreichend bekannt. Den Hauptrechtstitel bildeten trockene Geldgeschäfte. Dagegen ruhte auf der von Cypern bis vor Kurzem ein so sonniger Glanz, daß außer einigen, zudem noch rasch getrockneten Frauenthränen sich Alles in Freude und Fröhlichkeit auflöste.

Lange genug hatte die Darstellung officieller Historiographen vorgehalten, als die Tendenz unserer Zeit, überall auf die Quellen zurückzugehen, die Erforschung des venetianischen Staatsarchivs bewirkte. Glücklicherweise konnte diese im ausgedehntesten Maße geschehen. Das von dem Pariser Archivdirector L. de Mas Latrie zu seiner großartig angelegten und leider bis jetzt nicht vollendeten Geschichte Cyperns unter dem Hause Lusignan zu Tage geförderte Material (in drei Bänden zu Paris in den Jahren 1852 bis 1861 erschienen) vertiefte das bisher so sonnige Bild von der Erwerbung Cyperns durch so starke Schlagschatten, daß wir es wohl begreiflich finden, wenn der neueste Historiker der Republik, Romanin, diesen urkundlichen Zeugen gegenüber eine gewisse Verstimmung nicht zu verbergen vermag. Klar und durchsichtig tritt uns nun die ganze Periode, die der Einverleibung Cyperns vorhergeht, wie kaum eine andere der venetianischen Geschichte entgegen und die Persönlichkeit der Titelheldin, Caterina Cornaro, gewinnt nach Entfernung eines falschen Nimbus noch in ungleich höherem Grade an Interesse.

Bekanntlich war die Insel Cypern, früher ein Bestandtheil des byzantinischen Reiches, von Richard Löwenherz auf seinem Kreuzzug 1191 erobert worden und von ihm durch Kauf zuerst auf den Tempelorden, dann an den seines Reichs Jerusalem von Neuem beraubten König Guido

von Lusignan übergegangen (1192). Dieser war der Stifter einer Dynastie, die in ihrer männlichen Descendenz schon 1267 mit Hugo II. erlosch, worauf ein Prinz des Hauses Antiochien, dessen Mutter eine Lusignan gewesen, als Hugo III. den Thron bestieg und den Geschlechtsnamen des bisherigen Herrscherhauses sich beilegte.

Nach dem Aufhören der Kreuzzüge begann die glänzendste Epoche des kleinen Königreichs, dessen Hafenstadt Famagosta der Stapelplatz für den levantinischen Handel wurde. Unter dem ritterlichen König Peter I. (1359 bis 1369), der mit Hülfe eines sogenannten Kreuzheeres sogar Alexandrien eroberte, später aber unter den Dolchen seines gegen ihn verschworenen Adels verbluten mußte, hatte es eine fast künstlich zu nennende Höhe erreicht. Um so tiefer sank es wenige Jahre nachher, als die durch unbedeutende Feindseligkeiten gereizte Republik Genua nicht ohne Verrath Famagosta eroberte (1373) und die Stadt mit zwei Meilen im Umkreis als Colonialbesitz behielt. Indem sie den auswärtigen Handel so lange für sich ausbeutete, bis er gänzlich andere Wege einschlug, sorgte sie dafür, daß Cypern nicht mehr zu Kräften kommen konnte. Eine noch heillosere Zerrüttung aller Verhältnisse trat ein, als einige leichtsinnig heraufbeschworene Kriege mit Aegypten die zeitweilige Gefangenschaft des Königs Janus (1398 bis 1432) und die dauernde Oberherrlichkeit des Sultans zur Folge hatten.

Der Sohn und Nachfolger Janus', Johann II., hatte aus seiner zweiten Ehe mit Helena Paläologa, Enkelin des Kaisers Manuel, nur eine Tochter, Charlotta mit Namen (geboren um 1442). Daneben besaß er von einer Griechin aus Patras einen Sohn Jakob, der ungefähr zwei Jahre älter als seine Halbschwester war. Um nun die Thonfolge ihrer Tochter gegen Jakob zu sichern, ließ die ehrgeizige Königin Helena, in deren Händen bei dem energielosen Charakter des Königs alle Macht ruhte, ihm schon in frühester Jugend die niederen Weihen geben und übertrug ihm hierauf unter dem Protest der Curie das sehr einträgliche Erzbisthum von Nikosia, der Hauptstadt des Landes. Dies hielt jedoch das Volk nicht ab, ihm seine besondere Liebe zuzuwenden, denn er zeigte, als er heranwuchs, die, oft in Wildheit ausartende, Thatkraft eines Lateiners im Verein mit der Verschlagenheit eines Griechen. Dabei war er kräftig von Gestalt und schöngebildet von Angesicht. Nur der stolze lateinische Adel haßte ihn aufs bitterlichste. Dafür lebte er auch mit ihm in fortwährendem Kriegszustande.

Als Johann II. am 26. Juli 1458 die Augen schloß (die Königin Helena war kurz vorher gestorben) und die Krone auf die erst sechzehnjährige Prinzessin Charlotta überging, begannen die Feindseligkeiten des Adels gegen Jakob in erhöhtem Maße, wogegen seine ihm sonst zugeneigte Halbschwester ihn nicht zu schützen vermochte. Wilde Rachepläne im Herzen entfloh er endlich mit einigen Getreuen nach Kairo an den Hof des Sultans Al-Aschraf-Inal, der indeß keine Miene machte, als sein Rächer aufzutreten. Er hatte dazu um so weniger Grund, als Charlotta und ihr erst kürzlich angetrauter Gemahl Ludwig von Savoyen, zugleich ihr leiblicher Vetter — ihr erster Gemahl Herzog Johann von Coimbra war schon ein Jahr nach der Verheiratung (1457) an Gift gestorben — ihm ihre Huldigung und den schuldigen Tribut hatten darbringen lassen. Erst den Einflüsterungen des Eroberers von Byzanz, sowie dem Drängen der beutelustigen Emire zu Kairo gelang es, Al-Aschraf umzustimmen und so wurde im Frühjahre 1460 die Erhebung Jakob's auf den cyprischen Thron beschlossen.

Am 18. September dieses Jahres erschien eine ägyptische Flotte mit Jakob an Bord in der Nähe Famagosta's. Das kleine saraceniische Heer, bald verstärkt durch die von Jakob's Anhang unter dem Versprechen der Freiheit aufgewiegelte Landbevölkerung, jagte dem Hofe von Nikosia einen solchen Schrecken ein, daß er sich ohne Weiteres in die nördlich gelegene Küstenfestung Cerines, oder in der Sprache des Landes Keryneia (Tscherinia) genannt, flüchtete. Jakob war jetzt König. Seine Getreuen, meist catalonische oder italienische Abenteurer, traten in die einflußreichsten Stellen ein und das griechische Volk, das ihn immer als Seinesgleichen betrachtet hatte, war mit dem Tausch nicht unzufrieden. Er belagerte sofort Cerines, wo sich der lateinische Adel mit dem Königspaar ein-

geschlossen hatte, doch erst im October 1463 brachte er es durch Verrath in seine Hände. Die Königin Charlotta hatte vergebens den savoyischen Hof und die italienischen Staaten besucht, um Hülfe zu holen. Zuletzt flüchtete sie sich mit ihrem kleinen Anhang nach Rhodos, wo der Hospitalorden sie gastlich aufnahm. Ihr schwacher Gemahl Ludwig verweilte dort gleichfalls eine Zeit lang, um dann in der Stille eines savoyischen Alpenklosters levantinischen Königsträumen für immer zu entsagen.

Jetzt warf sich Jakob mit aller Macht auf das bisher schon eng cernirte Famagosta und da die Republik Genua bei ihren sonstigen Bedrängnissen den Platz nicht genügend hatte unterstützen können, brachte er ihn schon im Januar 1464 zur Uebergabe. Neunzig Jahre hatten die Genuesen ihn besessen und dabei den einst so glänzenden Handel gänzlich ruinirt.

Voll Selbstgefühl beschloß Jakob, sich nun des noch bei ihm gebliebenen, kleinen ägyptischen Hülfscorps, das sein Ansehen beim Volk gefährden mußte und überdies jetzt mehr zu seiner Beaufsichtigung da zu sein schien, zu entledigen. Er vertheilte die Mameluken in die ausgedehnte Thalebene des Pedias und ließ sie dann durch die freigelassenen Bauern niedermetzeln. Der anfangs im höchsten Grade darüber aufgebrachte Sultan ließ sich zuletzt durch reiche Geschenke besänftigen.

Schon seit Beginn seiner Regierung hatte Jakob, als König der zweite dieses Namens, intime Verbindungen mit Venedig unterhalten, das ihn wahrscheinlich auch in seinen Unternehmungen gegen Genua unterstützte. Ebenso verkehrte er viel mit vornehmen Venetianern, die sich zu Nikosia in Handelsgeschäften aufhielten, und nahm ihre Hülfe in Anspruch. Dazu gehörten vor Allem zwei Brüder aus der reichen, weitverzweigten Familie Cornaro (venetianisch Corner). Der eine, Marco, trieb einen schwunghaften Handel mit Cypern, wo wir ihn zuerst 1449 und dann seit 1458 mehrfach treffen. Von ihm lieh Jakob beträchtliche Summen. Dabei nahm Marco im Staatsdienst hohe Stellungen ein, wie er denn einer der fünf Provveditoren war, die dem Kaiser Friedrich III. bei seinem Aufenthalte zu Venedig die Honneurs zu machen hatten. Später ging er als Gesandter der Republik nach Mailand und Rom. Der andere, Andrea, war, man weiß nicht warum, nach Cypern verbannt worden und hatte dann sogar Dienste bei Jakob genommen. Auch er machte mit ihm Geldgeschäfte.

Ein anderer Zweig dieser Familie, die ihre Abstammung von den altrömischen Corneliern herleitete, in Wahrheit aber von Padua in die Lagune eingewandert war, hatte seit Jahrhunderten reiche Besitzungen in der Levante, namentlich auf der Südküste Cyperns um den Flecken Piskopi. Sie bestanden hauptsächlich in Baumwollen- und Zuckerplantagen. Diesem Zweig entstammte jener Friedrich Cornaro, in dessen Palast am großen Canal (jetzt Palast Campagna-Peccana genannt) der ritterliche Peter I. bei seiner Rundreise an den europäischen Höfen zweimal, 1365 und 1368, und zehn Jahre später die Braut seines Sohnes Peter II., Valentine Visconti, als Gast verweilt hatte.

Wir wissen nicht, was Jakob II. bewog, die Republik Venedig bei seinen Heirathsangelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Genug er befragte im December 1466 die Signorie, was sie von einer Heirath mit Sophia, Tochter des Despoten Thomas von Morea und Nichte des letzten Kaisers von Byzanz, halte, und wandte sich, da er von ihr in seinem Vorhaben bestärkt wurde, nach Rom, wo die Prinzessin unter der Obhut des Cardinals Bessarion lebte. Hier aber erfuhr er eine energische Abweisung und Paul II. erklärte dem cyprischen Abgesandten, daß er, wie schon sein Vorgänger, Jakob so lange für einen Usurpator halten werde, als die Königin Charlotta noch lebe. Die Signorie mochte dies vorausgesehen haben, denn jetzt trug sie ihm Caterina, die schöne, allerdings erst dreizehnjährige Tochter des erwähnten Marco Cornaro (sie war im Jahre 1454 geboren) zur Gemahlin an, die von einer Seite einem levantinischen Fürstengeschlechte entstammte, denn ihre Mutter Fiorina war eine Tochter des Herzogs Nicola Crispo von Naxos und der Valentine Comnena von Trapezunt.

Um die urkundlich festgestellte Initiative des Senats abzuschwächen, hat man später die Erzählung verbreitet, Caterina's Oheim Andrea habe Jakob durch ein reizend gemaltes Miniaturbild auf seine Nichte auf-

merksam gemacht, man braucht sich aber nur die Stellung der Signorie zu ihren Patriciern zu vergegenwärtigen, um zu wissen, daß hier keine Romantik Platz greifen konnte. Auch war Jakob eine sehr realistisch angelegte Natur und gerade in diesem Falle waren diplomatische Rücksichten für ihn besonders maßgebend. Die Sache wurde denn auch von Anbeginn als eine reine Staatsangelegenheit behandelt. Nachdem nämlich Jakob seine Einwilligung zu erkennen gegeben, führte sein Gesandter bei der Signorie, Philipp Mistahel, die weiteren Verhandlungen, die im Sommer 1468 zum Abschluß gediehen.

Am 10. Juli dieses Jahres wurde die reichgeschmückte Braut von vierzig Edeldamen aus ihrem väterlichen Palast am großen Canal (heutzutage Palast Morenigo-Corner genannt) mit der Gondel des Dogen abgeholt und feierlich in den Saal des großen Rathes geleitet. Eine große Volksmenge war zusammengeströmt und drang bis in die Saalthüren. Nachdem die Braut vor den Dogen Cristoforo Moro getreten war, übergab dieser einen benedicirten Ring, den ihm einer seiner Secretäre überreicht hatte, an Philipp Mistahel und dieser steckte ihn im Namen König Jakob's Caterina an die Hand. Hierauf begrüßte man sie von allen Seiten als Königin und der Doge gab ihr das Geleit bis an die Gondel, die sie heimbrachte. Als Mitgift waren 100,000 Ducaten festgesetzt, die zum Theil durch kostbare Steine und Schmucksachen repräsentirt wurden und anderseits auch Forderungen Andrea Cornaro's an Jakob in sich begriffen. Dieser sandte zwar der Signorie eine officielle Danksagung, im Stillen hatte er aber seine Braut bereits aufgegeben und richtete von Neuem seine Blicke auf die Paläologentochter Sophia, wobei er diesmal von einem mächtigen Freund unterstützt wurde.

Jakob's Umgebung bildeten nämlich, wie schon bemerkt, größtentheils Abenteurer, verwegene Gesellen aus seefahrenden Nationen, das grade Gegentheil der verweichlichten, waffenscheuen Cyprioten. Ueberwiegend waren es Catalanen, wie ja auch solche als Piraten in der Levante am meisten florirten, und nichts haßten sie so sehr als die Republik Venedig, bei der sie in Bezug auf Cypern ähnliche Pläne, wie sie Genua früher gehabt, voraussetzten. Um diese zu paralysiren, bahnten sie eine Verbindung Jakob's mit dem ebenso verschlagenen, als Venedig feindselig gesinnten König Ferdinand von Neapel an, der ja gleichfalls catalanischen Stammes war. Dieser unterstützte nun Jakob's Bewerbungen bei der Curie, aber auch er erzielte keinen Erfolg und die Prinzessin Sophia heirathete später den Großfürsten Iwan III. Wassiliewitsch.

Bei ihren ausgezeichneten Verbindungen konnte der Signorie dies nicht lange verborgen bleiben. Sie stellte deshalb unterm 18. Mai 1469 dem König in einem eindringlichen Schreiben vor, daß es gegen seine Ehre und sein gegebenes Wort sei, wenn er, wie ein unglaubliches Gerücht gehe, sich anderweit verheirathen wolle. Seine Verlobung bedeute zugleich die engste Verbindung mit dem venetianischen Adel und möge er ohne Zögern seine Braut abholen lassen. Der Signorie könne nichts Angenehmeres begegnen.

Bald kam sie zur Ueberzeugung, daß sie energischer handeln müsse. Eine eigene Gesandtschaft, an ihrer Spitze Domenico Gradenigo, wurde für Cypern bestimmt (Juli 1469) und sollte dieser dem wankelmüthigen König, mit dem er auch noch ein besonderes Bündniß abzuschließen habe, vorstellen, daß abgesehen von der schreienden Verletzung göttlicher Gebote, enthalten in den Worten der Schrift: „Was Gott vereint hat, soll der Mensch nicht trennen," es ein ewiger Schimpf für die Republik, den gesammten Adel und die Familie der Braut sein werde, wenn er diese jetzt sitzen lassen wolle. „Um den Ohrenbläsern ein für allemal den Mund zu schließen, sei das geeignetste Mittel, die Braut so schnell wie möglich kommen zu lassen."

Am 4. October 1469 wurde auch im Palast zu Nikosia zwischen Jakob und Gradenigo ein Vertrag unterzeichnet, der ein Schutz- und Trutzbündniß stipulirte. Von einer Abholung Caterina's ist darin nicht die Rede, es wird nur bemerkt, daß die Republik sie zu ihrer Adoptivtochter erhoben habe, weshalb sie sich auch später eine Tochter des heiligen Marcus zu nennen pflegte. Sollte sich nun Jakob, was wir nicht wissen, Gradenigo gegenüber mündlich zu einer baldigen Abholung verpflichtet haben, so war es ihm damit nichts weniger als Ernst gewesen, da er in den zwei

nächsten Jahren seine Braut vollständig ignorirte. Daß die venetianischen Geschichtschreiber diese ganze, dem Ansehen und der Würde der stolzen Republik so wenig schmeichelhafte Periode todtgeschwiegen haben, wollen wir ihrem Patriotismus zu Gute halten.

Am 14. Juli 1472 erschienen ganz unerwartet drei cyprische Galeeren am Lido mit dem Auftrag, Caterina an Bord zu nehmen. Was Jakob zu diesem plötzlichen Entschluß bewogen hatte und zwar in einer Zeit, wo venetianische, päpstliche, neapolitanische und Johanniterschiffe unter dem Oberbefehl Pietro Mocenigo's gegen die levantinischen Küstenplätze wütheten und Jakob vertragsmäßig gehalten gewesen wäre, auch seine Galeeren mitwirken zu lassen, ist noch nicht hinreichend aufgeklärt. Indeß wird man kaum fehlgehen, wenn man die Ursache dieser etwas späten Bekehrung in dem Umstande sucht, daß ihm die gewaltigen Rüstungen zur See, die Genua's Oberherr, Galeazzo Maria Sforza, vornehmen ließ und die Jakob gegen sich gerichtet glaubte, nicht geringen Schrecken einjagten. Nur dadurch, daß er sich Venedig gänzlich in die Arme warf, glaubte er sich dagegen hinreichend schützen zu können.

Die Ueberführung Caterina's, die die Signorie möglichst pomphaft zu machen suchte, konnte erst Ende September vor sich gehen. Der Doge Nicolo Trono und der ganze Senat gaben ihr auf dem Bucentaur das Geleit bis zu ihren Galeren am Lido, denen sich noch vier venetianische unter Diedo anschlossen. Zum Repräsentanten der Signorie bei der Heirath war Andrea Bragadino ernannt und ihm ein stattliches Gefolge zugebilligt worden.

Ueber ihre Ankunft in Cypern, die Ende October erfolgt sein mag, und den Empfang von Seiten ihres Bräutigams sind wir leider nicht näher unterrichtet. Daß Caterina wohl im Stande war, einen Mann zu fesseln, wenn er nicht grade aller feineren Bildung entbehrte, dürfen wir als sicher annehmen. Nicht allein besaß die jetzt Achtzehnjährige eine außergewöhnliche Schönheit — sie hatte schwarze glänzende Augen, leichtgelocktes Haar, einen lebhaften Teint und bei mittlerer Statur ein gewisses Embonpoint — ihre Erziehung erhob sie auch über das gewöhnliche Niveau der Frauen ihrer Zeit, was namentlich in ihrem späteren Leben recht glänzend hervortrat. Wir wissen nun freilich nicht, ob ihr neuer Gemahl für geistige Vorzüge besonders empfänglich war und ob er überhaupt einer höheren Bildung sich rühmen durfte. Der ganze Verlauf seiner Jugend und die Umgebung, in der er sich befand, sprechen grade nicht dafür. Dagegen wissen wir, daß er ein überaus leidenschaftlicher Charakter war und eine ausgeprägte Sinnlichkeit besaß, die ihn alle Rücksichten selbst gegen die angesehensten Familien des Landes vergessen ließ. Seine Ausschweifungen hatten ihn schon mehrfach in Lebensgefahr gebracht und bereiteten ihm fortwährend Feinde. Von seinen natürlichen Kindern kennen wir vier bei Namen, unter denen sich zwei Töchter befanden, die seltsamerweise den Namen seiner vertriebenen Schwester Charlotta trugen. Die älteste davon war indeß schon im Frühjahr 1469 gestorben, was Jakob so erschüttert hatte, daß die Signorie in dem obenerwähnten Schreiben vom 18. Mai dieses Jahres ihm officiell ihr Beileid aussprechen zu müssen glaubte. Freilich war auch gelegentlich dieses Todesfalles Andrea Cornaro, Caterina's Oheim, bei Jakob in schwere Ungnade gefallen, die übrigens nicht lange anhielt.

Im Frühjahr 1473 war der Krieg gegen die levantinischen Küstenstädte von den christlichen Flotten unter Mocenigo's Commando mit neuer Kraft aufgenommen worden. Jakob, wahrscheinlich um dem Operationsfeld näher zu sein, hatte seinen Aufenthalt zu Famagosta genommen, während Caterina in der Residenz Nikosia geblieben war. Als er nun eines Tages mit Andrea Cornaro und dessen Neffen Marco Bembo zur Jagd ausritt, befiel ihn eine heftige Unterleibskrankheit, die einen schlimmen Verlauf befürchten ließ. Caterina wurde sofort herbeigeholt: auch Mocenigo erschien auf die Kunde davon mit seiner Flotte und sprach dem kranken König Muth ein, der indeß in der Nacht des 5. Juli 1473 starb. Man nahm allgemein an, daß er Gift bekommen habe, ohne daß bestimmte Verdachtsgründe nachzuweisen wären. Jakob war nur dreiunddreißig Jahre alt geworden und seine Ehe mit Caterina hatte kaum acht Monate gedauert.

In dem kurz vor seinem Tode abge-

faßten Testament hatte er zum Erben des Thrones das Kind bestimmt, das er von Caterina erwartete. Falls dieses jedoch sterben sollte, hatte er zur Succession seine drei illegitimen Kinder, Eugen, Janus und Charlotta berufen, und erst nach deren eventuellem Tode sollte die noch existirende Seitenlinie des königlichen Hauses Lusignan folgen. Der Repräsentant derselben war Klarion (Karl) von Lusignan, ein Vetter Jakob's, mit dem er den gemeinschaftlichen Urgroßvater Jakob I. (1382 bis 1398) hatte. Klarion, ein harmloser Charakter, war im Stillen mehr der vertriebenen Königin Charlotta zugeneigt, weshalb ihm Jakob nie besonders hold gewesen war. Zugleich hatte dieser eine Regentschaft eingesetzt, die meist aus seinen Günstlingen bestand, erklärten Feinden Venedigs. Von Venetianern war nur Andrea Cornaro darin vertreten.

Am 27. August kam das erwartete Kind zur Welt, ein Knabe, der in der Taufe am 26. September den Namen seines Vaters erhielt und sofort als Jakob III. proclamirt wurde. Der Generalcapitän Mocenigo, den der Gang der Dinge auf Cypern weit mehr interessirte als der ganze Seekrieg, seine Flottenoffiziere und der venetianische Resident oder Ballei Pasqualigo verherrlichten den Taufact durch ihre Anwesenheit. Dann ließ Mocenigo eine Abtheilung seiner Flotte zum Schutze Caterina's zurück und segelte nach Modon, um dort zu überwintern.

Bei dem Tode Jakob's befand sich einer seiner Getreuen, der Erzbischof von Nikosia, Luis Perez Fabrices, ein Catalane, dessen Erhebung zu dieser Würde Venedig mit aller Macht bei der Curie zu verhindern gesucht hatte, im Auftrage seines Herrn zu Neapel, um dort eine Verbindung seiner erst sechs Jahre alten, erwähnten Tochter Charlotta mit Alfonso, dem gleichaltrigen, ebenfalls natürlichen Sohne König Ferdinand's einzuleiten, ein Beweis, daß die Beziehungen Jakob's zu Venedig sich ganz außerordentlich gelockert hatten, wofür auch sonst noch starke Indicien vorliegen. Wahrscheinlich beabsichtigte dieser, nach und nach sich gänzlich den Umarmungen der Republik zu entziehen. Der Erzbischof, dessen Bruder zu der Regentschaft gehörte, war auf die Nachricht von dem Tode seines Herrn zurückgeeilt und erschien am 10. November mit zwei Galeren, auf denen sich ein Gesandter Ferdinand's befand, an der Südküste von Cypern. Von da eilte er zu Land nach Famagosta und übergab der Regentschaft ein Schreiben Sixtus' IV., das die Cyprioten zur Wahrung ihrer Selbständigkeit aufforderte, da man dem Papst mitgetheilt hatte, die Venetianer hätten Jakob vergiftet. Dieses Schreiben wurde in den Kirchen verlesen und trug nicht wenig dazu bei, die Gemüther in Gährung zu versetzen.

In der Nacht vom 14. auf den 15. November ertönten zu Famagosta die Sturmglocken, worauf bewaffnete Banden vor dem Palast sich sammelten. Der Kämmerer Rizzo di Marin, Mitglied der Regentschaft, ein Sicilianer von Herkommen und der älteste Günstling Jakob's, dem er schon vor seiner Flucht nach Aegypten treulich gedient hatte, stellte sich an ihre Spitze und drang in den Palast, um nach dem Hofbeamten Paul Zappe und dem Leibarzt Gabriel Gentile, die man für die intimsten Rathgeber der Königin hielt, zu suchen. Die Verfolgten flüchteten sich bis in die Gemächer Caterina's, aber vor ihren Augen wurden sie niedergestoßen.

Als das Sturmläuten Andrea Cornaro aufgeschreckt hatte, suchte er zuerst Schutz bei seinem Landsmann Josephat Barbaro, dem für Persien bestimmten Gesandten der Republik, der zugleich über eine Abtheilung venetianischer Soldtruppen verfügte und diese vor seiner Wohnung aufstellte. Da aber fiel es Andrea bei, daß es unehrenhaft sein möchte, seiner Nichte in dieser bedrohlichen Situation nicht zur Seite zu stehen, trotz Barbaro's Abreden wollte er in den Palast eilen, als ihm die Meldung von dem dort vorgefallenen Mord zukam. Jetzt verlor er den Kopf, wie er denn überhaupt ein schwacher Charakter war, und flüchtete mit seinem Neffen Marco Bembo in die an dem Hafen gelegene Citadelle, wo Nicolo Morabito, ein früherer Günstling Jakobs, commandirte. Dieser ließ sie zwar zum Thore hinein, hielt sie aber zwischen zwei Mauern fest, bis Rizzo di Marin, der nach ihnen suchte, mit seinen Bewaffneten erschien und die beiden Unglücklichen zusammenhieb. Hierauf warf man die Leichen in den Schloßgraben, woraus sie später ein Hausbeamter Andrea's hervorholte, um sie anständig zu beerdigen.

An der Weigerung Barbaro's, die Truppen auf die Schiffe zu schicken, weswegen die Regentschaft fast die ganze Nacht mit ihm unterhandelte, brach sich die Kraft des Aufstandes, der die gänzliche Vertreibung der Venetianer von der Insel hatte herbeiführen sollen. Er schloß damit, daß die Verschworenen nochmals in den Palast eilten und dort vor Caterina die förmliche Verlobung von Jakob's Tochter Charlotta mit König Ferdinand's Sohn Alfonso proclamirten. Letzterem legten sie dann den Titel eines Fürsten von Galilea bei, womit die zukünftige Succession angedeutet werden sollte. Zugleich fanden sie für gut, vor der Königin, Barbaro und dem Ballei Pasqualigo ihre Anhänglichkeit an die Republik zu betheuern, die sie von dem Geschehenen durch einen eigenen Gesandten in Kenntniß setzen wollten. Den Mord Cornaro's entschuldigten sie als einen Racheact der durch seinen Geiz in ihrem Sold verkürzten Truppen.

Durch eine Depesche Barbaro's wurde die Signorie, sowie Mocenigo, der mit der Flotte zu Modon überwinterte, von diesen Ereignissen sofort benachrichtigt. Letzterer sammelte nun alle venetianischen Kriegs- und Handelsschiffe, die sich in den dortigen Gewässern fanden, warb Truppen in Morea und auf den griechischen Inseln und eilte mit Hinterlassung des Befehls, daß jedes venetianische Handelsschiff, welches in einen griechischen Hafen einlaufe, bei Todesstrafe für den Capitän und Verlust der Ladung sich unmittelbar nach Cypern zu begeben habe, der gefährdeten Insel zu. Am 25. Januar 1474 erschien er vor dem Hafen von Rhodos, wo er zu seiner Ueberraschung den Proveditore Soranzo mit sechs venetianischen Galeeren fand. Es war dieser von Famagosta aus den auf einer neapolitanischen Galeere sich flüchtenden Verschworenen nachgesetzt und mit ihnen zu gleicher Zeit in den rhodischen Hafen eingelaufen. Mocenigo forderte nun den Großmeister Orsino auf, ihm die Flüchtigen, unter denen sich Rizzo di Marin und der Erzbischof von Nikosia befanden, auszuliefern, was dieser aber mit Hinweis auf den Charakter der Insel als eines freien, allen Christen geöffneten Landes entschieden abschlug, sowie er schon vorher Soranzo gedroht hatte, bei der geringsten Gewaltthätigkeit gegen die neapolitanische Galeere seine Schiffe in Grund schießen zu lassen.

In Cypern angekommen entließ Mocenigo den größten Theil der Truppen, sowie die requirirten Handelsschiffe und begann die Insel gründlich von Allem zu säubern, was nicht venetianisch gesinnt war. Soweit man noch der Gegner habhaft werden konnte, wurden sie hingerichtet oder eingekerkert und ihrer Güter beraubt, ein Verfahren, welches vollständig den Befehlen entsprach, die von Seiten der Signorie ihm nachträglich zukamen und mit gewohnter Umsicht und Festigkeit gegeben waren. Dabei stellte sie ihm auch bedeutende Geldmittel zur Verfügung. Unter Anderem überließ sie ihm durch Decret vom 26. December 1473 — wie sie überhaupt in der Wahl ihrer Mittel niemals scrupulös war — die Commandanten der beiden Hauptfestungen Famagosta und Cerines, falls diese noch in gegnerischen Händen sein sollten, mit fünftausend, nach Bedürfniß auch mit zehntausend Ducaten für jeden Platz zur Uebergabe zu bewegen oder ihnen eine jährliche Rente von fünfhundert bis tausend Ducaten zuzusichern, eine für die damaligen Verhältnisse sehr hohe Summe.

Die Signorie erachtete jetzt den Moment für gekommen, um die Regierung der Insel selbst in die Hände zu nehmen. Sie bildete deshalb ein Collegium aus drei ihrer Patricier, wovon zwei den Titel von Räthen der Königin und der dritte den eines Proveditore empfing (Juni 1474). Sie wurden auf zwei Jahre bestellt und jeder erhielt ein jährliches Gehalt von zweitausendvierhundert Ducaten, wovon er noch ein Gefolge von acht Personen zu unterhalten hatte. Den beiden Räthen war die gesammte Verwaltung und Justiz, die sie möglichst unter den hergebrachten Formen handhaben sollten, dem Proveditore das Kriegsdepartement unterstellt. Erstere sollten immer dem Hoflager der Königin folgen, Letzterer fleißig die Insel bereisen, um die Truppen und Festungen zu inspiciren. Nichts sollte verrathen lassen, daß neben der Königin noch eine andere Macht bestehe, daher alle Autorität in ihrem und ihres Sohnes Namen ausgeübt werden. Namentlich sollten die Banner des Hauses Lusignan überall aufgesteckt bleiben. In allen wichtigen Angelegenheiten hatten die drei „Rectoren" collegialisch zu beschließen.

Um die Zeit der Einsetzung dieser neuen Regierung konnte Mocenigo die vollständig pacificirte Insel verlassen und die ihm aufgetragene Vertheidigung Skutari's gegen die Türken übernehmen, die er in so glänzender Weise durchführte, daß ihm bald darauf (am 14. December 1474) die Dogenwürde übertragen wurde. Bei seinem Abschiede von Cypern hatte ihm Caterina einen kostbar gearbeiteten Schild und eine seidene Fahne mit den Wappen von Cypern und Jerusalem überreicht.

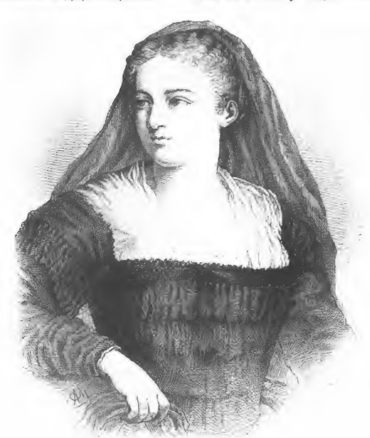
Am 26. August 1474 starb zu Famagosta der jetzt ein Jahr alte Sohn Caterina's, Jakob III., den man, wie es heißt, zu feierlichen Regierungshandlungen herbeizuholen pflegte, wo man dann seine kleine Hand zum Zeichen des Einverständnisses in die Höhe hob. Sein Tod veränderte die Lage noch mehr zu Gunsten der Signorie, machte aber auch die Cyprioten wieder um eine Hoffnung ärmer und war schließlich Veranlassung, daß Caterina's Vater, Marco, die oftmals erbetene Erlaubniß erhielt, seine Tochter zu besuchen. Angeblich sollte er sich zu ihrer Aufmunterung und Tröstung dorthin begeben, in Wahrheit aber sie mehr und mehr auf ihr späteres Schicksal vorbereiten und zwar dadurch, daß er als Vertrauensmann der Signorie die größtmöglichste Eintracht zwischen ihr und dem Rectorencollegium herbeizuführen suche. Gemäß den ihm unterm 11. November 1474 ertheilten, sehr ausführlichen Instructionen sollte er in Modon vier Galeeren zu seiner Reise verlangen und auf Cypern den Rang vor allen venetianischen Beamten einnehmen, damit das Volk sehe, wie hoch die Republik die Königin und die königliche Würde ehre. Es war ihm gestattet, so lange zu bleiben, als er wolle. Wahrscheinlich begleitete ihn seine Gattin Fiorina, denn wir finden sie später längere Zeit bei ihrer Tochter, der ihre Gesellschaft nur erwünscht sein konnte, da ihr Verhältniß zu den Cyprioten immer peinlicher wurde.

Als nämlich nach dem Tode Jakob's III. ein „schlechter Geist“ sich unter ihnen bemerklich machte, ließ die Signorie eine große Anzahl derselben, die meisten von hohem Rang und fast durchgängig treue Anhänger Caterina's, nach Venedig bringen, wo sie theils nur internirt, theils auch wirklich eingekerkert wurden. Die gefährlichsten freilich befanden sich außer dem Bereich der Republik, vor Allen Rizzo di Marin, der jetzt in Neapel agitirte und den König Ferdinand zur Unterstützung einer Expedition gegen Cypern veranlaßte. Sie sollte im Namen der zu Rom lebenden Königin Charlotta unternommen werden, die, wie es scheint, durch Rizzo dahin gebracht worden war, Ferdinand's Sohn, Alfonso, zu adoptiren. Zwar vereitelte die Wachsamkeit der Republik diese Expedition, im Jahre 1476 aber schiffte sich Rizzo mit Don Alfonso nach Aegypten ein, woselbst er unter dem Titel eines neapolitanischen Gesandten bei dem Divan zu Kairo eine feste Stellung einnahm.

Dem Sultan Kaitbei, dem das Treiben der Venetianer auf Cypern nicht behagte, waren diese Gäste keineswegs unangenehm, wenn er auch damals in ein freundschaftlicheres Verhalten zu Caterina und dem Rectorencollegium getreten war. An Rizzo scheint er besonderes Wohlgefallen gefunden zu haben, denn er beachtete das Drängen der auf seine Ausweisung hinarbeitenden Republik nicht, die ihn schon vor seiner Ankunft als denjenigen denuncirt hatte, der die Niedermetzelung der Mameluken im Jahre 1464 veranstaltet habe. Mit Schrecken erfuhr sie Rizzo's Ankunft in der Levante, auf dessen Kopf sie einen Preis von zehntausend Ducaten setzte. Der Generalcapitän Loredano mußte sofort mit zwanzig Galeren nach Cypern aufbrechen, um diesen Agitator zu fangen. Man fand ihn aber weder dort, noch auch zu Rhodos, von wo Loredano mit dem kühlen Bescheid des Großmeisters Aubusson abziehen mußte, daß der Orden sich nicht in die cyprischen Angelegenheiten mische, aber auch Keinem, der auf der Insel ruhig lebe, Herberge verweigern werde. Bald darauf erhielt der Generalcapitän von der Signorie den Befehl, die ganze noch lebende Familie Jakob's II., natürlich die Königin Caterina ausgeschlossen, also seine Mutter Marietta und seine drei natürlichen Kinder, Eugen, Janus und Charlotta, Don Alfonso's Verlobte, sowie ferner die Familien aller politischen Flüchtlinge unter Bedeckung von fünf Galeeren nach Venedig zu schaffen. Ende Januar 1477 trafen sie auch daselbst ein, von wo die Familie Jakob's II., da einige Catalanen Charlotta zu entführen gesucht hatten, in das Castell zu Padua

gebracht wurde. Hier starb zuerst Charlotta (im Sommer 1480), dann ihre Großmutter Marietta (im Jahre 1503). Den beiden Prinzen Janus und Eugen gelang es erst nach einigen mißglückten Fluchtversuchen, im Jahre 1513 sich gänzlich den Händen der Republik zu entziehen, womit sie aus der Geschichte verschwinden.

das Rectorencollegium sich gekränkt gefühlt und später ein kleines Commando in Famagosta erhalten hatte, Veranlassung gegeben. Die Verschworenen, worunter namentlich edle Cyprioten, hätten Caterina mit ihren Räthen am Gründonnerstag 1479 in der Kirche ermorden wollen, um dann die Citadelle zu besetzen und die in



Caterina Cornaro.

Die Angst der Signorie wuchs, als auch die Königin Charlotta auf Betreiben Rizzo's di Marin mit neapolitanischer Unterstützung nach Kairo ging (1478). Gemäß den, in den ganzen cyprischen Händeln meist sehr trüben, venetianischen Quellen hätte ihre dortige Anwesenheit zu der Verschwörung eines venetianisch-candiotischen Edelmanns Marco Venier, der früher durch der Nähe kreuzenden neapolitanischen Galeeren mit Charlotta an Bord herbeizurufen. Durch Verrath kam indeß der Anschlag schon früher zu Tage und die dabei Betheiligten wurden aufgehängt. Ohne überhaupt etwas gegen Cypern unternommen zu haben, kehrte Charlotta ins Abendland zurück und starb später zu Rom am 16. Juli 1487, nachdem sie ihre Rechte auf

ihren Neffen, den Herzog Karl von Savoyen, übertragen hatte.

Weniger dieser Todesfall, als die allgemeine politische Lage war es, die die Republik rascher zur Annexion drängte. Sie setzte nämlich nicht ohne Grund voraus, daß der Großherr bei seinen Feindseligkeiten gegen den Sultan von Aegypten die Insel Cypern als einen ägyptischen Vasallenstaat ansehen und behandeln möge. Nach dem Frieden vom 9. Januar 1479 mußte aber der Großherr auch solche venetianische Besitzungen respectiren, die die Republik erst nach diesem Frieden an sich gebracht hatte. Im Rathe der Pregadi hatte man deshalb schon am 21. Februar 1487 die förmliche Einverleibung Cyperns beschlossen, die Sache aber wieder über ein Jahr in Schwebe gelassen, als plötzlich ungeahnte Ereignisse ein entschiedenes Auftreten verlangten.

Wie bemerkt war nach Jakob's II. Tode Caterina durch die Republik aller Regierungssorgen überhoben worden. Sie bezog eine feste Rente von achttausend Ducaten, repräsentirte, wo es nöthig schien, das Haus Lusignan und konnte ihren Aufenthalt beliebig wechseln. Dabei umgab sie eine von der Signorie ausgewählte Leibgarde und die unvermeidlichen Rectoren waren so sehr für ihre Wohlfahrt bedacht, daß man ihnen von Venedig aus befehlen mußte, sich nicht bis in die innersten Gemächer der Königin zu drängen. In dieser nichts weniger als beneidenswerthen Lage schenkte sie ihr Vertrauen einer adligen cyprischen Dame, der Schwester eines Tristan de Giblet, der früher zu den erbittertsten Feinden Jakob's II. gehörte und seine Flucht nach Aegypten mitveranlaßte, später aber zur spanischen Partei überging und durch seine Theilnahme an dem Aufruhr zu Famagosta bei den Venetianern sich unmöglich gemacht hatte, weßhalb er sich auch im Exil befand. Durch diese Dame wußte der verschlagene Rizzo di Marin, ein warmer Freund Tristan's, Caterina zu einem Plan zu bewegen, der ebenso kühn war, als er der Republik verderblich werden konnte. Caterina, die jetzt vierunddreißig Jahre zählte, sollte sich nämlich mit dem, etwa zwölf Jahre jüngeren Don Alfonso, der sich noch zu Kairo aufhielt, verheirathen und dadurch eine neue Dynastie begründen, die unter ägyptischem Schutz die Insel beherrschen würde. Auch Sultan Kaitbei scheint diesem Project nicht fremd gestanden zu haben, wenigstens erfreute sich Rizzo seiner besonderen Gunst und hatte die Würde eines Gesandten von ihm erhalten. Als solcher war er noch am 27. Juni 1488 zu Rhodos erschienen, um ein Bündniß zwischen dem Sultan und dem Orden zu Stande zu bringen.

Caterina hatte eingewilligt, die ihr zugedachte Rolle zu übernehmen. Ihrer Flucht oder Entführung standen aber zwei Umstände im Wege. Bei dem großen ägyptisch-türkischen Krieg hatte sich nämlich eine türkische Flotte an der karamanischen Küste in der Nähe ihres Landheeres gehalten und dadurch die Aufstellung eines siebenundzwanzig Galeren starken Observationsgeschwaders unter dem Generalcapitän Priuli veranlaßt, das vornehmlich zur Bewachung Cyperns bestimmt war. Diese Flotte mußte erst wieder heimgekehrt sein. Weiterhin befand sich seit längerer Zeit Fiorina Cornaro an dem Hofe ihrer Tochter und wollte auf eben diesen Schiffen Priuli's nach Venedig sich zurückbegeben. Vor ihrer Abreise war also nichts zu unternehmen.

Nach der Niederlage des Landheeres am 18. August 1488 bei Tarsus segelte in der That auch die türkische Flotte zurück und passirte schon am 8. September die Höhe von Rhodos. Priuli schickte sich eben an, langsam ihr zu folgen, um sich nach seiner Winterstation Modon zu begeben, als ihm von Damiette durch den dortigen venetianischen Consul Piero die Meldung zuging, Rizzo di Marin habe daselbst ein französisches Barkschiff gemiethet und sei mit ihm in der Richtung nach Cypern abgegangen. Priuli wandte sich sofort nach der cyprischen Südküste und einem seiner Offiziere gelang es auch, am Cap Akamas, dem westlichsten Punkte der Insel, ein fremdes Schiff zu entdecken, dessen mit dem Tode bedrohter Patron eingestand, daß er Rizzo hierher geführt habe und ihn innerhalb vier Tage wieder erwarte. Priuli ließ jetzt das Schiff mit venetianischen Matrosen besetzen und zog sich dann zurück.

Zur festgesetzten Zeit erschien Rizzo mit seinen Genossen. Der Patron gab das verabredete Zeichen, daß Alles sicher sei, und Rizzo bestieg das Boot mit den Worten: „Gott sei Dank, daß wir endlich in Sicherheit sind, ich habe den ganzen Tag einen Raben vor Augen gehabt, der mir

schlimme Ahnungen eingab.“ Sofort sprangen versteckt gehaltene Venetianer auf und überwältigten ihn. Mit ihm wurden noch sein Secretär, seine zwei Diener und Tristan de Giblet gefangen.

Priuli, vor den die Gefangenen gebracht wurden, ließ Rizzo, obschon er sich durch sein Patent als ägyptischer Gesandter legitimirte, auf die Folter spannen und ihn dann in Anbetracht der Wichtigkeit seiner Aussagen, sowie der bei ihm vorgefundenen Schriften, nebst Tristan de Giblet, bei dem man gleichfalls höchst wichtige, Caterina's Heirathsproject betreffende Papiere entdeckte, in Eisen nach Venedig schaffen. Er kam daselbst am 17. October an und wurde sofort in den festesten Kerker des Dogenpalastes gebracht, sein Genosse Tristan freilich hatte sich schon unterwegs entleibt und zwar dadurch, daß er einen Ring mit einem spitzen Stein verschluckt hatte. Wahrscheinlich befand sich Gift in dem Ring.

Nicht geringer als die Freude über die unverhoffte Einbringung ihres gefährlichsten Feindes war die Bestürzung der Signorie über das ihrem eigenen Geständniß nach höchst überraschende Project bezüglich Caterina's Heirath. Hier gab es nur ein Radicalmittel, nämlich sofortige Ueberführung derselben nach Venedig, „da, so lange sie sich noch mit solchen Heirathsgelüsten trüge, die Republik leicht um das ganze Königreich gebracht werden könne.“ Die am 22. October beschlossene Transferirung Caterina's sollte Priuli, der sich jetzt zu Modon befand, mit seiner erprobten Umsicht bewerkstelligen und die Königin auf gütlichem Wege zur Abreise zu bewegen suchen, weigere sie sich aber, so solle sie als „Rebell“ gegen die Republik gewaltsam aufgehoben werden. Zugleich erhielt ihr einziger Bruder Giorgio, sie hatte noch sechs Schwestern, die an venetianische Nobili verheirathet waren, von dem Rath der Zehn den Befehl, nach Cypern abzugehen, um gleichfalls seinen Einfluß bei ihr geltend zu machen. Uebrigens war dafür gesorgt, daß er von dem Heirathsproject seiner Schwester nichts erfuhr.

Giorgio schiffte sich am 7. November ein. Kaum war er abgesegelt, als eine Depesche aus Famagosta vom 29. September, die durch Priuli's Hände gelaufen war, mit der Meldung eintraf, daß die Schwester Tristan's de Giblet nach Rhodos entflohen sei und Caterina dem Anschein nach ihr zu folgen beabsichtige. Sofort wurde der schnellste Schnellsegler an Priuli mit dem Befehl abgeschickt, er habe mit Giorgio sich „im Flug“ nach Cypern zu begeben. Sei Caterina schon nach Rhodos entwichen, was man beim Landen an dieser Insel auf eine geschickte Weise zu erfahren suchen müsse, so sollten sie Beide ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, um sie zur Umkehr zu bewegen, andernfalls, wenn sie widerstrebe, sollten sie vom Großmeister ihre förmliche Auslieferung verlangen.

Caterina befand sich indeß noch auf Cypern, als ihr Bruder und Priuli dort eintrafen. Dem Andringen der Beiden setzte sie einen heftigen Widerstand entgegen, als ihr aber Giorgio vorstellte, daß sie dadurch ihre ganze Familie ins Unglück stürzen werde, ergab sie sich in ihr Schicksal. Ohnehin mußte sie wissen, daß ihr keine andere Wahl übrig blieb. Da die Jahreszeit für die Seefahrt viel zu rauh und gefährlich war, bestand man nicht auf sofortiger Abreise, dafür übertrug man ihr die Hauptrolle bei der noch während ihrer Anwesenheit in Scene gesetzten Einverleibung.

Am 26. Februar 1489 wurde zu Famagosta unter zahlreicher Assistenz des Adels ein Hochamt abgehalten, wobei ein mit dem Wappen der Republik geziertes Banner geweiht wurde. Caterina überreichte dieses sodann dem Generalcapitän, der es mit den Worten annahm, daß die erlauchte Signorie, die hiermit Besitz von Cypern ergreife, dieses Reich gegen Jeden zu vertheidigen wissen werde. Damit war die Einverleibung vollzogen.

Gegen Ende März schiffte sich Caterina mit Giorgio und einem starken Gefolge ein, wobei sich eine große Volksmenge einfand. Da Viele, denen sie eine Wohlthäterin gewesen war, beim Abschiede weinten, sagte sie tröstend zu ihnen: „Seid guten Muths, ich werde wiederkommen.“ Am 5. Juni traf sie am Lido ein, wo fünfzig Nobili sie begrüßten und sie in das dortige Kloster San Nicolo geleiteten.

Der feierliche Einzug fand am folgenden Abend statt. Auf dem Bucentaur, der sie abholte, waren der Doge Barbarigo, sein Hofstaat und viele festlich gekleidete Edeldamen, die bei unruhiger Lagune durch das Schwanken des schwerfälligen Pracht-

schiffes in nicht geringe Angst geriethen. Caterina's Sitz befand sich über dem des Dogen. Sie war in schwarzen Sammt gekleidet und nach cyprischer Sitte reich mit Juwelen geschmückt. Ihr Bruder Giorgio wurde von dem Dogen auf das Schiff gerufen und ihm hier die in Venedig sehr seltene Gunstbezeugung des Ritterschlags zu Theil. Später erhielt er noch ansehnlichen Grundbesitz auf Cypern.

Unter Glockenläuten, Musik und Kanonendonner landete das Schiff an der Piazetta, worauf der Zug sich nach der Marcuskirche richtete. Dort leistete Caterina noch einmal Verzicht auf ihre Krone. Zum Schluß wurde ihr im Palast der Herzöge von Ferrara am großen Canal von der Signorie ein solennes Bankett gegeben.

Zu ihrem dauernden Wohnsitz überwies ihr dieselbe (20. Juni 1489) die kleine Stadt Asolo in der Mark Treviso sammt allen Nutzungen auf Lebenszeit, „damit sie während ihres Aufenthaltes in Venetien sich der Herrschaft und des milden Klimas dieses lieblichen Ortes erfreuen könne.“ Diese Herrschaft war selbstverständlich nur eine nominelle und die Einkünfte von Asolo wurden von den achttausend Ducaten Rente in Abzug gebracht, die ihr lebenslänglich zugesichert waren. Zur großen Freude der Asolaner nahm sie am 11. October von ihrem neuen Reiche Besitz, nachdem sie bisher im Palast ihres Hauses zu Venedig residirt hatte, und erschien daselbst mit zahlreichem Gefolge.

In diesem waren die verschiedensten Nationen vertreten. So war ihr Hofcaplan David Lamberti ein Cypriote, ihr Leibarzt Giovanni Sigismundo ein Deutscher, wie auch wahrscheinlich ihr Secretär Francesco Amadeo, genannt „il Curzio“ der als ein vortrefflicher Dichter und nicht geringer Philosoph gerühmt wird. Auch ein in Cypern geborener natürlicher Sohn ihres unglücklichen Oheims Andrea, mit Namen Philipp Cornaro, befand sich bei ihr. Im Ganzen belief sich ihr Hofstaat auf ungefähr achtzig Personen, worunter zwölf Edeldamen und zwölf Cavaliere aus den besten Häusern. Auch fehlten Mohren und der Leibzwerg nicht, der ihre Schleppe trug. Caterina war und blieb noch immer eine bemerkenswerthe Schönheit, wenn auch bereits etwas stark geworden. Es wird ihr nachgerühmt, daß sie diese niemals durch künstliche Mittel zu erhöhen versucht habe.

An eine Wiederverheirathung war bei ihr nicht zu denken, da die Signorie dies niemals zugegeben haben würde, doch läßt einer ihrer Chronisten durchschimmern, daß sie die Huldigungen eines ihrer vornehmen Gäste, Pandolfo Malatesta, Sohn des vertriebenen Herrn von Rimini, gern angenommen habe. Ueberhaupt liebte sie heitere Mienen um sich und den Verkehr mit geistreicher Gesellschaft. Deshalb stand auch ihr damals noch blutjunger Vetter, Pietro Bembo, der nachmals als Gelehrter und Dichter hohen Ruhm genoß, bei ihr in besonderer Gunst. Zwar nahm er bald nachher das geistliche Gewand, das sich zuletzt in den Purpur verwandelte, er wurde aber trotzdem den Traditionen seiner Jugend nicht untreu, ein Prototyp jener italienischen Gesellschaft der Renaissance, die, getragen von den sonnigen Phantasien des geistig wiedererweckten Hellenenthums, von den strengeren Anschauungen des Christenthums innerlich sich gelöst fühlte. Um Caterina erwarb er sich noch das besondere Verdienst, daß er ihr an die Hand ging, als sie in der Nähe ihrer nunmehrigen Residenz ein eine Miglie im Umfang haltendes Territorium zu einem anmuthigen Sommersitz umschaffen ließ. Er betheiligte sich bei Anlage der Baulichkeiten, der Boskets, Teiche, bei Aufstellung der Fontänen, für die er poetische Inschriften verfertigte, und gab schließlich dieser reizenden Schöpfung, von der jetzt jede Spur verweht ist, den von Caterina dann genehmigten Namen „il Barco,“ was gleichbedeutend mit „Paradies“ sein sollte. Bembo ist es auch, der uns in seinen „Asolanen“ ein fast ideales Bild von dem Treiben an Caterina's Hoflager hinterlassen hat. Das Sujet derselben ist kurz folgendes:

Caterina verheirathet ein Hoffräulein, das sie von Jugend auf um sich gehabt hat. Aus der ganzen Umgegend, auch aus Venedig, sind Gäste geladen. Nach dem Diner ergehen sich die Edelleute Perottino, Gismondo und Lavinello in den reizenden Parkanlagen. Sie begegnen drei Edeldamen: Berenice, Lisa und Sabinetta. Man lagert sich an einem Platze, dessen Staffage, schäumende Caskaden — Asolo liegt am Südhang der Alpen — marmorumrahmte Bassins, tiefschattender Lorbeer, üppi-

ges Wiesengrün u. s. w. mit reichen Farben gezeichnet ist. Aus Anlaß des Festes entspinnen sich Dialoge über das ewigneue Thema der Liebe, Dialoge, die durchweg auf mythologischen Bildern und classischer Belesenheit beruhen. Auch sind sie reich mit Sonetten und Canzonen durchflochten, die zur Laute vorgetragen werden. Am ersten Tage spricht Perottino, ein unglücklich Liebender, über die Uebel, die die Liebe verursacht, und geht unter Thränen ab, am zweiten bekämpft der glücklich liebende Gismondo Perottino's Klage und feiert die Liebe, am dritten endlich prüft Lavinello die Argumente Beider in Gegenwart Caterina's, die über den Parteien thronend hier als höchste Schiedsrichterin erscheint.

Im Winter hielt sich Caterina häufig in Venedig auf und nahm an den dortigen Vergnügungen Theil.

Hier starb sie auch am 10. Juli 1510 nach kurzer Erkrankung fünfundfünfzig Jahre alt, als die Kriegsunruhen sie von ihrem geliebten Asolo verscheucht hatten, und wurde am folgenden Tage in der Kirche San Cassan im Franciscanerhabit ausgestellt. Daselbst versammelte sich am Morgen des 12. Juli die Signorie, wobei ihr Bruder Giorgio, jetzt Procurator von San Marco und Stellvertreter des Dogen, ferner der gesammte Weltklerus, der Patriarch, der Erzbischof von Spoleto, der Bischof von Feltre, die Klostergeistlichkeit und eine zahllose Menschenmenge. Dieser großartige Leichenzug bewegte sich über eine zu diesem Behuf über den großen Canal geschlagene Bretterbrücke nach der Apostelkirche, wo sich das Erbbegräbniß der Cornaro befand. Hier wurden die feierlichen Exequien abgehalten, wobei der berühmte Historiker Navagiero die Trauerrede hielt, dann setzte man den Sarg neben denen ihrer Eltern bei. Unumgängliche Reparaturen veranlaßten im Jahre 1660 die Ueberführung ihrer Gebeine in eine Gruft der Kirche S. Salvator, woselbst sich jetzt auch ihr schönes von Bernardino ausgeführtes Monument erhebt.

Die Familie Cornaro erlosch im Anfang dieses Jahrhunderts in der Person des Caterino Corner, der den Palast seines Hauses, worin Caterina geboren und gestorben war, dem Papst Pius VII. vermachte. Durch Schenkungen kam er dann an die Stadt Venedig, die ihn zum Leihhause bestimmte.

Ueber Rizzo di Marin, den wir in den Kerkern der Turricella verlassen haben, war bereits am 13. Mai 1489 der Spruch ergangen, daß er heimlich strangulirt werden solle. Man verschob indeß den Vollzug, wie es scheint, mit Rücksicht auf den Sultan Kaitbei, den die Nachricht von der Ergreifung seines Gesandten in eine unbeschreibliche Wuth versetzt hatte und der sofort den Consul Piero, den Angeber Rizzo's, in den Kerker hatte werfen lassen. Allerdings nur für kurze Zeit, denn er wurde von seinen Freunden wieder freigebeten, aber Kaitbei verweigerte den cyprisch-venetianischen Gesandten jede Audienz, bis die Signorie, namentlich auch um sich über die Einverleibung zu rechtfertigen, Pietro Diedo nach Kairo schickte. Dieser, der daselbst am 7. December 1489 ankam, hatte den Auftrag, dem Sultan zu sagen, daß Rizzo sich gleichfalls mit einem Diamanten „vergiftet“ habe und „wahrhaftig“ nach seiner Ankunft zu Venedig verstorben sei. Uebrigens sei es der Königin nicht eingefallen, auf sein Heirathsproject einzugehen, wie Rizzo ihm, dem Sultan, vorgespiegelt habe, vielmehr hätten er und Tristan de Giblet ihr nach Krone und Leben gestrebt, wie sie denn auch ihren Oheim Andrea umgebracht hätten.

Diedo starb zwar schon im Februar 1490 zu Kairo, am 9. März aber kam ein Vertrag zu Stande, wonach der Sultan gegen Zahlung des Tributs von achttausend Ducaten die Signorie als Herrin von Cypern anerkannte.

Da Rizzo für die Welt nicht mehr existiren durfte, so ließ der Rath der Zehn im Laufe dieses Jahres die frühere Sentenz an ihm vollziehen. Es geschah dies in der Nacht im Waffensaal des Palastes, wohin der Capitän der Barken des Raths der Zehn Rizzo aus seinem Kerker heraufholte. Gegenwärtig waren die Mitglieder dieses Raths. Der Gefangene, der die Art seiner Hinrichtung nicht kennen durfte, erschien barfuß, in einem langen Gewande, das Haupt verhüllt und die Hände gefesselt. Man ließ ihn auf eine Bank steigen, warf ihm eine Schnur um den Hals, befestigte sie an einem vorstehenden Holze und zog ihm dann die Bank unter den Füßen weg. Den todten Körper führte man nach Mu-

rano, wo er in einem dortigen Klostergarten heimlich eingescharrt wurde.

Die Republik, die in Bezug auf ihren cyprischen Erwerbstitel so reizbar war, daß sie jedem ihrer Patricier, absonderlich Caterina's Verwandten, die die Rechtmäßigkeit desselben anzuzweifeln wagen sollten, mit heimlicher Ersäufung drohte, genoß ihrer neuen Erwerbung bis ins Jahr 1570, wo der Großvezier Mustafa die Hauptstadt Cyperns mit stürmender Hand nahm, und so schmachten die Cyprioten, wie die meisten anderen Inselgriechen, zur Schande des civilisirten Europa's noch heute unter der Alles ertödtenden türkischen Säbelherrschaft.

Literarisches.

Dramatische Werke von G. Conrad. Vier Bände. Bremen, Heinrich Strack.

Die Gesammtausgabe dieser Dramen ist bereits vielfach besprochen worden und zwar noch bevor ein Urtheil über dieselbe eigentlich möglich war, nämlich nach der Ausgabe der ersten beiden Bände. Karl Frenzel bezeichnete den Dichter als neuen Romantiker, und man kann diese Bezeichnung gelten lassen, da selbst diejenigen seiner Dramen, zu denen er bei der Wahl des Stoffes in die Sagenschätze Roms und Griechenlands zurückgriff, entschieden an die Behandlung französischer oder italienischer Dichter erinnern. Nachdem die Romantiker auf der Bühne in Deutschland zu den ärgsten Verirrungen gelangt waren — man denke an Zacharias Werner, Müllner, Houwald und die ersten Werke Grillparzer's — lenkte der zuletzt genannte Dichter wieder ein und brachte in Sappho, Medea, Hero und Leander, Dramen, die maßvoll und edel gehalten waren. An Grillparzer und Halm darf man besonders erinnern, wenn man diejenigen Dramen in der vorliegenden Sammlung charakterisiren will, zu denen die Stoffe aus der antiken Welt entlehnt sind: Phädra, Kleopatra, Medea gehören hierher. Aber wenn in einigen dieser Tragödien eine edle Ruhe hervortrit, wie sie in großen Naturen nach den Stürmen der Leidenschaft sich einzustellen pflegt — wir erinnern an Elektra, Arion, Alexandros — so braust dagegen in anderen Stücken der volle Sturm dämonischer Leidenschaftlichkeit und giebt den romantischen Drang des Dichters unaufhaltsam kund. Dahin zählen wir außer Phädra und Medea auch Yolanthe und namentlich Don Sylvio, in welch letzterem Drama die Geschichte der wahnsinnigen Johanna von Spanien zu Grunde gelegt, aber in künstlerischer Freiheit behandelt ist. Sollen wir jedoch angeben, welche Richtung wir vorzugsweise als diejenige betrachten, in der sich die Eigenart des Dichters am glänzendsten bewährt, so müssen wir zwei Stücke nennen, deren Stoffe eigentlich der Zeit der Renaissance angehören: Die Marquise von Brinvilliers, und: Umsonst. Letzteres behandelt die Geschichte Christinens von Schweden, ihre Thronentsagung, ihr Verhältniß zu Monaldeschi und ihren Tod. Hier ist namentlich die Inscenirung vortrefflich, und vorzugsweise das Arrangement der großen Galascenen verräth die genaueste Kenntniß der Verhältnisse. Es ist ein offenes Geheimniß, daß sich hinter dem Pseudonym G. Conrad der Prinz Georg von Preußen verbirgt, und es kann daher kein besonderes Lob sein, wenn man dem Dichter eine getreue Wiedergabe großartiger Staatsactionen nachrühmt — wie dies auch in dem Lustspiel: Wo liegt das Glück? sich findet — immerhin aber darf man auch diese Seite der Vorzüge erwähnen und zusetzen, daß in all denjenigen Stücken, welche in neueren Zeitepochen spielen, eine Conversation zur Geltung kommt, die unter der elegantesten Form stets den geistvollen Gehalt durchschimmern läßt. Der Grundton, der fast in allen Dramen des Dichters durchklingt, ist eine schwermüthige Klage über die Mängel der menschlichen Natur. Nicht das äußere Schicksal klagt er an, wie es die falschen Romantiker thaten; er beklagt die leidenschaftliche Verblendung und den Egoismus des menschlichen Herzens, woran die edelsten und hochherzigsten Erscheinungen zu Grunde gehen. Darin aber zeigt sich seine dramatische Begabung, daß er diese Richtung nicht aussprechen und in sentenziöser Weise hervortreten, sondern zu Gestalten und zur Handlung werden läßt. Allerdings ist auch das sentenziöse Element in einigen der Dramen — namentlich im Alexanderzug, Elektra, Arion — fast zu stark vertreten, aber wir glauben voraussetzen zu dürfen, daß diese Stücke einer früheren Zeit angehören, während bei anderen, in welchen die dramatische Richtung schärfer und bestimmter hervortritt, wohl schon größere Zurückhaltung nach dieser Seite aus der Erfahrung resultirte. Da die Sammlung die verschiedensten Richtung dramatischen Schaffens umfaßt, so ist schon dadurch die Vielseitigkeit des Dichters documentirt; jedem einzelnen seiner Werke ohne Ausnahme ist ein Ringen nach edler Gestaltung der wichtigsten Probleme des Seelenlebens eigen und keines derselben entbehrt origineller und feinsinniger Züge, die im Dichter stets auch den Menschen von liebenswürdiger und bedeutender Seite zeigen.



Das Eis,

seine Bildung und Eigenschaften.

Von

Dr. Berger.

> — — — — — — — Der Wunder höchstes ist,
> Daß uns die wahren, echten Wunder so
> Alltäglich werden können, werden sollen;
> Ohn' dieses allgemeine Wunder hätte
> Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je
> Genannt, was Kindern blos so heißen müßte,
> Die gaffend nur das Ungewöhnlichste,
> Das Neu'ste nur verfolgen.

Denken wir uns einen Sterblichen, der noch nie das Wasser in seinen drei Aggregatszuständen kennen gelernt, und sagen wir ihm: die herrlichen Blumen, welche die Natur in einer Winternacht an die Fenster Deines Wohnzimmers hingezaubert; jene sprudelnde Quelle, die Dich labt und erquickt; jener Dampf, der eben einen mächtigen eisernen Kessel aus einander geschleudert, den Lebensfaden von vielen Arbeitern plötzlich abgeschnitten hat und die Luft mit einem schwülen, versengenden Qualm erfüllt, alle drei sind ein und derselbe Körper! Zeigen wir ihm einen riesigen Alpengletscher mit seinen schauerlichen Schluchten und Eisblöcken; führen wir ihn in einen in diesen Gletscher eingetriebenen Schacht, dessen klare Bläue und dessen heimlicher Schimmer seine Sinne bezaubert; zeigen wir ihm, wenn er wieder heraustritt und wenn ihm die ganze Natur im rosigen Lichte erscheint, jenen trüben Alpenstrom, der seine schmutzigen Wasser in rasender Schnelligkeit dahinwälzt; zeigen wir ihm ferner den Dampfwagen, der noch rascher durch die Gefilde dahineilt, und sagen wir ihm: es ist dasselbe Wasser, welches hier in starren, wundersamen Gestalten festgebannt erscheint, dasselbe, welches dort in eiliger Beweglichkeit hinunterstürzt, Alles verheerend mit sich fortreißt, was ihm in den Weg kommt, und dasselbe Wasser, welches als ein mächtiges unsichtbares Zugpferd jene lange Reihe von Wagen mit Leichtigkeit dahinschleppt; es ist ferner dasselbe Wasser, welches in ruhiger Behaglichkeit in jener hellen Wolke über Dir hinschwebt und ein ander Mal im verheerenden Hagelwetter als seltsam gebildeter Eisklumpen an einem heißen Sommertage herabstürzt; es ist dasselbe Wasser, welches einen festen Bestandtheil jenes zerstäubten Kalksteins oder jenes Eisenrostes bildet, welches in dieser Pflanze lebt und in Deinem Gehirne denkt; ja die Pflanze besteht bei weitem zum größten Theile und Dein Gehirn, das Organ Deines Denkvermögens, zu drei Vierteln aus Wasser. Gewiß, der mit all diesem unbekannte Weltbürger wird den Kopf schütteln, ihm sind die wahren, echten Wunder noch nicht alltäglich geworden; er ist der Mann des weisen Nathan, welchen Lessing den obigen schönen Gedanken aussprechen läßt. Wir dagegen haben gar häufig Was-

ser zu Eis oder Dampf werden sehen. Wir wissen auch, daß die Wärme bei diesen Vorgängen die Hauptrolle spielt, wir können dieselben „erklären.“ Werden wir aber nach der tieferen Ursache dieser oder anderer Naturerscheinungen gefragt, sollen wir die Erklärung von unserer Erklärung geben, so kommen wir alsbald mit unserer Weisheit zu Ende. Die Gelehrten geben uns eine Theorie, d. h. einen Erklärungsgrund, den sie nicht weiter erklären und dessen Richtigkeit sie nicht mit Sicherheit beweisen können. So kommen wir bei den alltäglichsten Erscheinungen immer wieder und wieder auf das Haller'sche Wort zurück:

> Ins Inn're der Natur
> Dringt kein erschaffner Geist,

d. h. wir stehen bei den alltäglichsten Erscheinungen gleich unserem Fremdling vor Wundern; der Unterschied zwischen ihm und uns ist nur, daß sie uns eben alltäglich geworden, ihm nicht.

Es sind nun selbstverständlich gerade die räumlich oder zeitlich zunächst liegenden Dinge, die uns am meisten alltäglich werden, weshalb denn beispielsweise der Mensch zuerst philosophirte, ehe er Naturwissenschaften im eigentlichen Sinne des Wortes trieb, weshalb ferner unter diesen sich die Astronomie zuerst entwickelte, während Chemie und Meteorologie so spät zu einer wissenschaftlichen Entwicklung gelangten und das uns zu allernächst liegende — die Gesundheitspflege — erst in unseren Tagen die Geister in lebhafte Bewegung versetzt.

Sobald nun aber der menschliche Geist das Nächstliegende einmal erfaßt, seiner Forschung unterworfen hat und von der Ahnung erfüllt wird, daß es gerade so wie das Fernliegende von einer wunderbaren Gesetzmäßigkeit beherrscht wird; so wird ihm das seither Alltägliche erhaben, und mit unwiderstehlicher Gewalt wird er zum Weiterforschen hingetrieben. Hierin liegt der unverlöschbare Reiz der Naturwissenschaften, die sich überhaupt mit dem uns zunächst Umgebenden beschäftigen. In dem Maße als wir das Naheliegende, Materielle verarbeiten, in dem Maße veredelt und vergeistigt es sich in einer immer klarer hervortretenden Gesetzmäßigkeit. Die zunächst aufgefundenen Gesetze gehen beim Weiterforschen in höheren Gesetzen auf; und so steigert sich unsere Erkenntniß zu immer höherer Vollkommenheit; die Poesie des Aberglaubens, der oberflächlichen Beschaulichkeit und Beschränktheit wird zerstört; an ihre Stelle tritt allmälig jener erhabene Genuß, der den Wanderer entzückt, wenn er einen hohen Berg mühsam erklommen hat und nun herabschaut auf die weite Ferne und auf das bunte Gewirre unter ihm, welches sich zu einem herrlichen, einheitlichen, übersichtlichen Bild zusammenfügt.

Aber auf der Höhe angelangt, sieht der Wanderer zugleich, daß er immer noch nicht am Ziele seines Strebens ist; immer höher und höher gelegene Kuppen bieten sich dem erstaunten Blicke dar; immer großartiger und einheitlicher gestaltet sich die Aussicht; nie wird das Ziel vollständig erreicht. Aber das entmuthigt nicht; die gewonnenen Resultate haben Muth und Fähigkeit zum Weiterstreben gestärkt — einen unverlöschbaren Reiz gewähren die Naturwissenschaften und jeder einzelne Theil derselben, jeder einzelne der Forschung unterworfene Gegenstand ist ein Beleg zu dieser Behauptung. Auch die nachfolgende Behandlung des Eises kann als solcher Beleg dienen.

Ehe wir jedoch auf unseren Gegenstand näher eingehen, wollen wir einige kurze Erklärungen, obschon sie allgemein bekannt sind, der Klarheit willen vorausschicken.

Ich fülle ein Gefäß mit Quecksilber und wiege es, sodann fülle ich dasselbe Gefäß mit Wasser, wiege es wieder. Ich vergleiche nun beide Gewichte und finde, daß das Quecksilber etwa $13\frac{1}{2}$mal so schwer wiegt als das Wasser. Fülle ich dasselbe Gefäß mit Weingeist, wiege und vergleiche abermals mit dem Wasser, so sehe ich, daß der Weingeist nur den $\frac{8}{10}$ Theil von dem Gewichte des Wassers wiegt. Man sagt: Quecksilber ist specifisch schwerer, Weingeist specifisch leichter als Wasser; das Quecksilber ist dichter, der Weingeist weniger dicht als Wasser. Die Zahlen 13,5 und und 0,8 sind die specifischen Gewichtszahlen dieser Körper.

So hat jeder Körper sein eigenes specifisches Gewicht, ist schwerer oder leichter oder gerade so schwer als ein gleicher Raumtheil Wasser.

Wenn ich nun etwas schwereres Quecksilber auf Wasser gieße, so sinkt es bekanntlich in demselben unter, eben weil es schwerer ist. Gieße ich dagegen Oel auf Wasser, so schwimmt es auf demselben, weil es

leichter ist. Wenn verschieden schwere Flüssigkeiten sich frei unter einander ordnen können, so nimmt immer die schwerere die untere, die leichtere die obere Stelle ein.

Ebenso sinkt ein fester Körper, z. B. Eisen, in dem Wasser unter, wenn er schwerer ist, oder schwimmt auf demselben, wie z. B. Tannenholz, wenn er leichter ist.

Ein weiteres Gesetz endlich: Erwärmung dehnt die Körper aus, Abkühlung zieht sie zusammen. Wenn ich einen Bügeleisenstahl, der vorher genau in das Bügeleisen gepaßt hat, glühend mache, so kann ich ihn nicht mehr vollständig hineinbringen — es bleibt ein gutes Stück außerhalb des Bügeleisens. Lasse ich ihn aber wieder erkalten, so paßt er wieder hinein. Diesem letztern Naturgesetze sind alle Körper unterworfen, alle, mit Ausnahme eines einzigen, und dieser ist das Wasser.

Fig. 1.

Ich habe einen Glasballon mit destillirtem Wasser so gefüllt, daß letzteres in der dicht eingesetzten Röhre, Fig. 1, welche die Verhältnisse der Wirklichkeit ungefähr entsprechend angiebt, bis zu dem Punkte a steht. Das ebenfalls eingesetzte Thermometer zeigt eben 12 Grad Celsius. Ich stelle nun das Gefäß in ein kaltes Zimmer und beobachte. Das Wasser kühlt sich ab, das Thermometer sinkt, mit ihm sinkt der Spiegel des Wassers von dem Punkte a herab. Es steht jetzt bei b einige Zeit still; ich finde, nachdem ich eine kleine Reduction wegen der Ausdehnung des Glases vorgenommen, daß das Thermometer 4 Grad zeigt. Warten wir, bis es auf 2 Grad gesunken ist. Da wird das Wasser vermuthlich auf dem Punkte d angelangt sein. Sehen wir zu: es steht nicht auf d, sondern auf c, ist wieder gestiegen. Vorhin haben wir uns gemerkt, wo es bei 8, 7 u. s. w. Graden stand. Bei 3 Grad steht es wieder da, wo es vorhin bei 5 Grad gestanden. Bei 2 Grad ist es wieder zu der Höhe von 6 Grad, bei 1 Grad zu der von 7 Grad gestiegen. Jetzt zeigt das Thermometer 0 Grad; das Wasser steht wieder auf der Höhe von 8 Grad. Da bleibt es einige Zeit stehen. Plötzlich aber fängt es wieder an zu steigen, hoch, immer höher; im Ballon hat sich Eis gebildet. Das Thermometer verläßt den Nullpunkt nicht, bis der letzte Tropfen Wasser zu Eis geworden.

Nehmen wir den Versuch von Neuem auf. Die Glasröhre sei jetzt an den Ballon angeschmolzen, ein Thermometer eingelassen, der Apparat luftleer gemacht und oben zugeschmolzen. Stellen wir denselben in eine Kältemischung. Wasser und Thermometer machen dieselbe Bewegung wie vorhin, bis das Thermometer 0 Grad zeigt. Halten wir nun das Ganze ruhig, nicht die leiseste Erschütterung! Die Temperatur geht weiter herab auf 2, 5, 8, 10 Grad unter Null; aber das Wasser gefriert nicht und sein Spiegel zeigt keine merkliche Veränderung.

Richten wir uns nun ein wenig darauf ein, die Augen überall zu haben; ich nehme den Apparat aus der Kältemischung, rüttle ihn. Was geschieht? Das Wasser wird rasch von zahlreichen Eisnadeln und Plättchen durchzogen, sein Spiegel steigt rasch, viel rascher als vorhin empor; das Thermometer steigt ebenfalls rasch von — 10 Grad auf 0 Grad, wo es nun unbeweglich stehen bleibt. Das Alles ist das Werk weniger Augenblicke.

Beobachten wir nun das in einem Teiche, einem Flusse oder vielleicht in einem Gefäße unter gewöhnlichen Umständen gefrierende Wasser mit dem Thermometer. Ueberall bemerken wir, daß letzteres nicht unter 0 Grad herabgeht, sondern auf dieser Temperatur bleibt, bis die Eisbildung vollständig beendet ist. Es ist also dieses Verhalten die Regel, das Herabgehen der Temperatur unter 0 Grad ohne Gefrieren, das sogenannte Ueberkalten, Ausnahme.

Die Temperatur von 0 Grad, welche das Wasser beim Gefrieren und das Eis beim Schmelzen inne haben, heißt der Gefrierpunkt oder Schmelzpunkt.

Aus diesen beiden Versuchen lernen wir:

1) Das Süßwasser hat bei 4 Grad Celsius das Maximum seiner Dichtigkeit, das Minimum seines Volumens, unter 4 Grad dehnt es sich wieder aus.
2) Das Eis hat eine noch geringere Dich-

tigkeit als das Wasser von 0 Grad; es muß daher auf letzterem schwimmen.

3) Das Wasser gefriert in der Regel bei 0 Grad.

4) Unter gewissen Umständen kann es überkalten.

Unterwerfen wir diese Ergebnisse einer näheren Betrachtung! Sehen wir zunächst, welche wunderbare Rolle die Eigenschaft des Süßwassers, bei 4 Grad sein Dichtigkeitsmaximum zu haben und bei 0 Grad zu gefrieren, in der Natur spielt.

Wenn im Herbste die Temperatur sich senkt, so kühlt sich die Oberfläche eines Teiches ab. Da sich nun die Theile des Wassers frei unter einander ordnen können, so werden die kälter, also schwerer gewordenen Molecüle hinabsinken; andere wärmere werden dafür an die Oberfläche steigen, sich ihrerseits wieder abkühlen und wieder anderen Platz machen. Während also die Wärme in festen Körpern von einem Theilchen zum anderen wandern muß, bleibt sie hier — zum größten Theile — an den einzelnen Molecülen haften und läßt sich von einer Stelle zur anderen tragen, um an der Oberfläche zu entweichen. Die Flüssigkeitsmolecüle gleichen Luftballonen, welche, durch die Füllung mit Wärme specifisch leichter geworden, emporsteigen und, nachdem sie ihre Füllung abgegeben, wieder niedersinken. So herrscht in dem Wasser eine außerordentlich rege Thätigkeit, welche unseren Sinnen ganz und gar entgeht.

Dieser Thätigkeit wird aber eine Grenze gesteckt, sobald die ganze Wassermasse auf 4 Grad abgekühlt ist. In diesem Augenblicke herrscht vollständige Ruhe, und diese Ruhe dauert auch bei weiterer Abkühlung von oben fort, denn die oberen Molecüle werden von nun an durch Wärmeabgabe leichter, bleiben also oben; bei 0 Grad gefriert die Oberfläche, es bildet sich die Eisdecke.

Was würde nun geschehen, wenn die Temperatur des Dichtigkeitsmaximums nicht über dem Gefrierpunkte läge und sonst alle Eigenschaften des Wassers dieselben blieben? Das unter 4 Grad abgekühlte Wasser würde fortwährend nach unten sinken, die sich bildenden Eistheilchen würden sich zunächst am Boden anlagern, und bald wäre die ganze Wassermasse von unten bis oben gefroren, alles organische Leben auf immer erstarrt; die reiche Mannigfaltigkeit der Wasserthiere und Wasserpflanzen wäre nicht vorhanden.

Im nächsten Sommer würden die erwärmenden Sonnenstrahlen nur die Oberfläche aufthauen und sie alsbald in Dampf verwandeln. Die herrlichen Flüsse und Seen mit ihren üppigen Ufern würden uns nicht mehr entzücken. Und was würde aus dem reichen Leben auf und über der Erde? Es läßt sich kaum bestimmen. Nur das Eine ist sicher anzunehmen, daß es sehr stark benachtheiligt und wesentlich zurückgehen würde. Ganz erlöschen würde es wohl nicht, da uns der Regen doch hauptsächlich aus den heißeren Gegenden zugeführt wird, in welchen das Wasser nicht zum Erstarren kommt.

Auf dem Boden von Seen und Flüssen befinden sich immer Quellen. Das Wasser derselben hat die Temperatur der Erde, aus welcher sie kommen. Diese ist in der Regel höher als die Winter- und niedriger als die Sommertemperatur des darüber befindlichen Wassers; sie erscheinen deswegen dem im Sommer Badenden kalt, während sie im Winter die Bildung der Eisdecke beeinträchtigen und so unvorsichtigen Schlittschuhläufern gefährlich werden. Würden dieselben bei dem oben geschilderten Zustande vielleicht auch etwas spärlicher fließen, so würden sie doch wohl nicht versiegen. Ihr Wasser würde sich mehr und mehr unter die Eismassen hereindrängen, würde dieselben heben, zersprengen und durch die Ritzen gewaltig emporsprudeln, um ebenfalls zu erstarren, würde wohl auf diese Weise großartige und erschütternde Naturerscheinungen bewirken, die Einförmigkeit würde zeitweilig durch schauerliche Katastrophen unterbrochen.

Das wären etwa die muthmaßlichen Folgen, wenn die Natur nicht die einzige Ausnahme von einem allgemein giltigen Gesetze bei dem Wasser gemacht hätte.

Gehen wir nun etwas näher auf den zweiten der angeführten Punkte, auf die Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren, ein. Dieselbe beträgt ein Zehntel von dem Volum des Wassers bei 0 Grad; das specifische Gewicht des Eises ist 0,9. Wie schon bemerkt, geht diese Ausdehnung rasch vor sich; und Flaschen, in welchen Wasser gefriert, zerspringen sehr häufig. Nicht selten wird dabei auch ein langer Zapfen zu dem Halse herausgetrieben, der dann hut-

artig aufsitzt und den Kork noch trägt, mit dem die Flasche verschlossen war.

Die Kraft, mit welcher diese Ausdehnung erfolgt, ist außerordentlich groß. Nach angestellten Versuchen kommt sie einem Drucke von 20,000 Pfund auf dem Quadratzoll gleich. Es läßt sich hieraus erklären, daß nicht allein Flaschen, sondern auch eiserne Bomben zersprengt werden. Man hat Bomben von 2³/₄ Zoll Wanddicke mit Wasser vollgefüllt und fest verschlossen, dasselbe erkaltete bis 21 Grad unter Null. Als es nun plötzlich gefror, wurde die Bombe mit außerordentlicher Heftigkeit zersprengt; und anderthalb Centner schwere Bombenstücke wurden zwanzig Fuß weit hinweggeschleudert. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn auf dieselbe Weise Wasserleitungen zerstört werden.

Auch diese Eigenschaft spielt eine höchst wichtige Rolle in dem Haushalte der Natur. Die atmosphärische Feuchtigkeit dringt in die Poren und Ritzen der Felsen ein. Wenn sie nun in denselben gefriert, so werden außerordentlich kleine Stückchen abgesprengt: aus dem harten, unfruchtbaren Felsen bildet sich fruchtbare Ackererde. Ebenso wird lehmige Ackerkrume durch das sogenannte Auffrieren gelockert und fruchtbar gemacht. Wie überall in der Natur, so sind auch hier Tod und Erstarrung die Saat für neues Leben.

Wie aber hier der starre Felsen durch das Gefrieren des Wassers zerstört wird, so ergeht es auch den zarten Pflanzen. Wenn das in den Zellen enthaltene Wasser erstarrt, bersten ihre Wände; die Blätter werden schwarz, sie sind erfroren. Baumrinden zerspringen durch denselben Vorgang, Mörtel verliert seine Bindekraft 2c.

Es sind an und für sich kleinliche und unbedeutende Erscheinungen, die Ausdehnung des Wassers unter 4 Grad und beim Gefrieren; und doch, wie großartig und unübersehbar sind die Wirkungen, welche die Natur damit erzielt! Denken wir uns noch, daß das erwähnte Absprengen kleinerer und größerer Felsstücke durch Millionen und Milliarden von Jahrtausenden sich fortsetzt, daß der Regen die kleinsten herabspült, daß Schnee- und Gletschermassen auch die größeren herabschieben und tragen, so können wir begreifen, daß solche Wirkungen — für die Dauer eines Menschenlebens, ja für die des Menschengeschlechtes kaum bemerkbar — allmälig in höheren Breiten die stolzen Bergkuppen abtragen und der Ebene zuführen, welche sie befruchten, und aus der sie wieder in den verschiedensten Formen dem Meere zugeführt werden; wir beginnen zu ahnen, daß solche unscheinbare Vorgänge eine wichtige Rolle in dem Leben unseres Planeten spielen!

Diese Ausdehnung findet jedoch nur während des Gefrierens statt. Ist einmal alles Wasser bis auf das letzte Tröpfchen erstarrt, so sinkt bei zunehmender Kälte nicht allein seine seither constante Temperatur von 0 Grad herab, sondern es unterliegt auch von diesem Zeitpunkte ab dem allgemeinen Naturgesetze der Zusammenziehung. Daher kommt es, daß es sich von den Wänden der Flasche, die es zersprengt hat, loslöst und einen Zwischenraum läßt, daß ferner bei strenger Kälte die Eisdecke der Teiche Risse bekommt.

Unterziehen wir nun noch den letzten der oben angeführten Punkte — das Ueberkalten — einer näheren Betrachtung. Seitdem man auf diese merkwürdige Eigenschaft des Wassers aufmerksam geworden, hat man verschiedenerlei Methoden angewandt, um dasselbe unter den Gefrierpunkt abzukühlen. Sie kommen wesentlich darauf hinaus, daß man es in vollständiger Ruhe erhielt und die äußere Luft — durch Luftleermachen, durch Uebergießen mit Oel u. s. w. — davon abhielt. Aber man hat es auch überkalten sehen, während man das Gefäß bewegte, und man hat aus derartigen Versuchen geschlossen, daß auch die Bewegung diesen Vorgang nicht beeinträchtigt, sofern sie nur alle Theile der Masse gleichmäßig erfaßt. Ebenso kann man auch sehr häufig die Temperatur des Wassers in einem offenen Gefäße, über das der Wind hinstreicht, unter 0 Grad herabgehen sehen. Immer aber erstarrt das überkalte Wasser sogleich, wenn man einen Eiskrystall oder auch ein spitziges kaltes Metallstäbchen hineinbringt. Dasselbe wird in der Regel auch durch Staub, überhaupt durch feste, besonders spitzige Körper bewirkt, wenn auch nicht so sicher als durch Eiskrystalle. Doch wirkt die Gegenwart solcher Gegenstände so stark, daß schmutziges Wasser nicht wohl unter 0 Grad herabgeht.

Halten wir die Innenwand eines Porzellanschälchens über eine Oellampe, bis sie

gleichmäßig von einer Rußschicht überzogen ist; bestreuen wir alsdann diese Rußschicht dicht mit Bärlappsamen (semen lycopodii), bringen wir nun mittelst einer Pipette reines (destillirtes) Wasser auf diesen Ueberzug, so bildet es einen Tropfen; denn die Wände werden jetzt von dem Wasser nicht mehr benetzt. Wir können diesen Tropfen durch weiteres Hinzugießen so groß werden lassen, daß die Kugel eines kleinen Thermometers bequem Platz darin findet. Setzen wir nun einen solchen Wassertropfen mit einem darin tauchenden Thermometer einer Winterkälte von 2 bis 12 Grad aus, so sehen wir regelmäßig — auch wenn der Wind stärker weht — seine Temperatur 2 bis 6, 8 und mehr Grad unter Null herabgehen. So lange das Wasser nicht gefriert, ist seine Oberfläche spiegelglatt. Plötzlich aber — ohne irgend welche bemerkbare Ursache — sehen wir einen trüben Strich quer hindurchziehen; es hat den Anschein, als ob der Tropfen durchschnitten worden wäre. Zugleich gewinnt die Oberfläche ein eigenthümliches trübes Aussehen, während das Thermometer rasch auf 0 Grad emporsteigt. Haben wir vorher etwas Bärlappsamen auf erstere gestreut, so hat er sich ganz unregelmäßig darüber hingelagert. Im Augenblicke des Gefrierens aber ordnen sich die Stäubchen alle wie auf Commando in Reih' und Glied; sie bilden nun schön und regelmäßig gestreifte Figuren, welche den klaren Beweis liefern, daß die Wassertheilchen unter ihnen, vorher beliebig und lose unter einander gelagert, jetzt eine Polarität angenommen haben, vermöge derer sie sich nach ganz bestimmten Richtungen gegen einander lagern. Durch diese Umlagerung der Atome läßt sich wohl die Ausdehnung beim Gefrieren erklären.

Nehmen wir nun das Thermometer heraus! Wir sehen seine Kugel von den mannigfaltigsten Eisfiguren umgeben. Bald sind es Zacken von anscheinend unregelmäßiger Anordnung und Größe, bald ist es ein schöner regelmäßiger Strahlenkranz; nicht selten aber ist es ein dicker abgerundeter Ring von außerordentlicher Klarheit und Schönheit, so zierlich um die Kugel geschlungen, als ob er von der Hand des Künstlers angelegt wäre.

Hebt man nun die gefrorene Masse, wenn sie nicht von dem Thermometer mit herausgenommen worden, heraus, so bleibt eine beträchtliche Wassermasse zurück; man hat ein hohles Eissphäroid mit zierlichen Zeichnungen auf der Oberfläche, und durchzogen von hübschen krystall-glänzenden Eisplättchen, deren Gestalt im Allgemeinen durch Figur 2 veranschaulicht wird.

Je kleiner die gebildeten Wasserkugeln sind, desto weiter können sie überkalten, desto schwerer hält es, bis sie zum Erstarren kommen.

Es sind derartige Versuche außerordentlich belehrend zur Erklärung der Eisregen-, der Hagel- und Schneebildung. Wir werden später darauf zurückkommen.

Die Erscheinung des Ueberkaltens zu erklären ist schwierig. Wir haben hier einen Punkt, welcher, wie überhaupt die Vorgänge beim Erkalten und Erstarren, uns an das Eingangs dieses Gesagte erinnert und zur Bescheidenheit über unser Wissen mahnt. Vielleicht ist die Erklärung, welche wir im Folgenden auseinandersetzen wollen, die richtige.

Fig. 2.



Ebenso wie Wasser können auch viele Salzlösungen überkalten.

Benetzen wir essigsaures Natron mit einigen Tropfen destillirten Wassers und erhitzen: das Salz zerfließt in seinem Krystallwasser; füllen wir es nun in ein Kochfläschchen, erhitzen wir nochmals zu heftigem Sieden, um alle Luft auszutreiben, verstopfen wir alsdann den Hals des Kochfläschchens mit einem Baumwollbäuschchen und stellen wir es ruhig hin. Das geschmolzene Salz müßte bei gewöhnlicher Temperatur wieder in den erstarrten Zustand zurückkehren, den es vor dem Erhitzen hatte. Aber es erstarrt nicht, bleibt Monate lang flüssig.

Füllen wir nun in eine kleine, unten verschlossene Blechröhre etwas Aether; halten wir ein Licht an die obere Oeffnung — keine neue Erscheinung! Nun lassen wir einen kleinen Krystall von essigsaurem Natron an der Außenseite ihres Bodens anhängen, tauchen sie in die überkaltete Lösung und halten das Licht wieder an die

obere Oeffnung. Die Natronlösung erstarrt sofort, und aus der Röhre steigt eine hell leuchtende Aetherflamme hoch empor. Der Aether in der Röhre wird durch die beträchtliche Wärme, welche beim Erstarren frei wurde, verflüchtigt, sein Dampf steigt empor und entzündet sich.

Dieser Versuch veranschaulicht uns lebhaft ein allgemeines Naturgesetz. Jedesmal nämlich, wenn ein flüssiger Körper fest wird, giebt er Wärme an seine Umgebung ab; wenn umgekehrt ein fester Körper flüssig wird, nimmt er Wärme aus dieser Umgebung auf. Ein flüssiger Körper kann betrachtet werden als die Verbindung eines festen mit Wärme. Man nennt die Wärme, welche ein flüssiger Körper haben muß, um eben in diesem flüssigen Zustande zu verbleiben und welche weder auf unser Gefühl noch auf das Thermometer wirkt, so lange er in diesem Zustande verharrt, die gebundene oder latente Schmelzwärme; sie ist bei verschiedenen Körpern verschieden.

Bringen wir ein Pfund Schnee von 0 Grad und ein Pfund Wasser von 0 Grad, jedes in eine Porzellanschale und lassen beide so lange über ein und demselben Feuer stehen, bis der Schnee geschmolzen ist, so zeigt nun das Wasser 79 Grad, der geschmolzene Schnee aber zeigt immer noch 0 Grad; er hat sich also mit 79 Grad Wärme verbinden müssen, um flüssig zu werden und diese 79 Grad sind für das Thermometer verloren gegangen.

Bringen wir ein Pfund Schnee von 0 Grad und ein Pfund Wasser von 79 Grad in ein Gefäß zusammen, so wird der Schnee vollständig schmelzen, und nachdem er geschmolzen, wird das Thermometer 0 Grad zeigen.

Wenn wir unsere Suppe salzen oder unseren Kaffee mit Zucker versüßen, so kühlen wir sie zugleich damit ab.

Wir haben in diesem Gesetze die Ursache, warum ein Thermometer unmittelbar über gefrierendem Wasser eine höhere, über thauendem eine niedrigere Temperatur anzeigt als ein in demselben befindliches.

Gerade so wie Eis beim Schmelzen, nimmt Wasser beim Verdampfen eine beträchtliche Wärmemenge auf. Die „latente Dampfwärme" ist beim Wasser noch viel größer als die latente Schmelzwärme.

Diese Erläuterungen führen uns nun zur Erklärung des Ueberkaltens. Alle Flüssigkeiten sind schlechte Wärmeleiter. Soll ein Wassertheilchen von 0 Grad zu Eis werden, so muß es 79 Grad Wärme abgeben. Sind nun alle neben einander liegenden Theilchen von derselben Temperatur und derselben Beschaffenheit, wie dies bei reinem Wasser der Fall ist; so kann keines derselben diese 79 Grad Wärme auf einmal abgeben, wenn kein anderer Körper in der Nachbarschaft sich befindet, welcher sie aufnehmen würde.

Vermöge der vollständig gleichmäßigen Lagerung werden alle Theilchen gleichmäßig einen Wärmegrad um den anderen langsam abgeben, werden also unter 0 Grad erkalten, aber nicht erstarren, weil es hierzu einer Abgabe nicht von einigen, sondern von 79 Wärmegraden bedarf. So wie aber in einer solchen Wassermasse die Gleichmäßigkeit in der Wärmeabgabe gestört wird, sei es dadurch, daß ein Theil einer stärkeren Verdunstung ausgesetzt wird, sei es, daß er rasch Wärme an irgend einen festen Körper verlieren kann, so wird er seine 79 Grad auf einmal abgeben und so das Gefrieren einleiten.

Haben wir nun die Vorgänge, wie sie bei der Eisbildung im Süßwasser im Allgemeinen stattfinden, geschildert, so bleibt uns noch übrig, die Eigenschaften des gebildeten Eises noch weiter zu betrachten.

In reinem Zustande ist es farblos und durchsichtig. Größere Eismassen erscheinen blau, wie man dies beobachten kann, wenn man z. B. in einen Gletscherschacht eintritt.

Wie den Lichtstrahlen gestattet es auch den hellen Wärmestrahlen der Sonne den Durchgang, wenngleich dunkle Wärmestrahlen zum großen Theil absorbirt werden. Man hat schon Brenngläser daraus verfertigt und Schießpulver mittelst derselben entzündet.

Die Leitung der Wärme geht im Eis außerordentlich langsam und unvollständig vor sich. Daher kommt es, daß eine einmal über einem Fluß oder Teich gebildete Eisdecke dem darunter befindlichen Wasser einen bedeutenden Schutz gegen die äußere Kälte gewährt und dessen weiteres Gefrieren sehr verzögert. In Sibirien macht man aus klarem Eis Fenster und Doppelfenster, und die Bewohner der Polarländer bauen sich Gruben aus Eis und Schnee. Wenn die Temperatur einer solchen Wohnung sich auch nie über 0 Grad steigert,

so läßt sich bei guter Kleidung, nahrhafter Kost und dem Bewußtsein, daß draußen eine Kälte von 40 Grad und mehr herrscht, doch sehr behaglich darin leben.

Wie die Wärme, so wird auch die Elektricität von trockenem Eis fast nicht geleitet, und man hat schon bei Elektrisirmaschinen statt der Glasfüße Eiscylinder mit dem besten Erfolge angewandt. Durch Reibung kann es übrigens ebenso wie Glas selbst elektrisch werden.

Das Eis ist sehr fest, elastisch und biegsam. Die Kanten sind so scharf, daß Schiffe, welche in den Polarmeeren fahren, mit sehr starken Metallpanzern versehen sein müssen, um gegen die Gefahr, von den Eismassen zersägt zu werden, einigermaßen Schutz zu haben. Bekannt ist, daß die härtesten Felsen von den sich an ihnen vorbeischiebenden Gletschern geschliffen, glatt und glänzend polirt werden.

Außerdem ist es sehr zähe, namentlich in der Nähe des Thaupunktes, so daß bei eintretendem Thauwetter seine Tragfähigkeit am größten ist. Einen auffälligen Beweis von der Festigkeit und Zähigkeit des Eises liefert der Eispalast, welchen die Kaiserin Anna im Jahre 1740 zu Petersburg erbauen ließ. Derselbe war geräumig und zwanzig Fuß hoch. Alles Mobiliar in demselben war aus Eis gehauen und gedreht. Sechs Kanonen, ebenfalls aus Eis, standen vor dem Portal. Aus denselben wurden Kugeln von Werg und Eisen mit einem Viertelpfund Pulver abgeschossen und auf sechzig Schritte Entfernung zwei Zoll starke Bohlen durchbohrt. Besonders schön und zauberisch nahm sich der Palast bei festlicher Beleuchtung aus, wo die mannigfaltigen Eisgeräthe in prachtvollen Farben schillerten. Beim Anblick all dieser Herrlichkeit mochte nur das eine betrübend sein, daß die laue Frühlingsluft sie alsbald wieder in Wasser auflösen mußte.

Gewöhnliches Wasser enthält bekanntlich immer eine Quantität Luft, welche in seinen Poren lagert und welche die Wasserthiere zum Leben nothwendig haben. Beim Gefrieren wird diese Luft ausgeschieden. Je schneller das Gefrieren vor sich geht, um so mehr sammelt sich dieselbe in kleineren und größeren Blasen innerhalb des Eises an, wodurch letzteres nicht selten ein weißliches Aussehen erlangt. Wenn diese Blasen sich in größeren Räumen ansammeln, so kann dadurch die Eisrinde gesprengt werden; gewöhnlich aber wird sie so aufgetrieben, daß größere Eisflächen sich nach oben wölben.

Aber nicht allein die Luft, sondern auch andere in dem Wasser aufgelöste Bestandtheile werden beim Gefrieren ausgeschieden. Wenn salzhaltiges Wasser gefriert, so entsteht reines Eis, welches nach dem Aufthauen als Trinkwasser benutzt werden kann. Die zurückbleibende, nicht gefrorene Lake ist dann salzhaltiger. An den nordischen Seeküsten benutzt man diesen Umstand, um Salz zu gewinnen.

Ebenso erhält man vollkommen reines Eis, wenn Wein oder Branntwein theilweise gefriert. Das zurückbleibende, nie gefrierende Getränk ist dann geistiger.

Wenn man aus gewöhnlichem destillirtes Wasser erhalten will, so kann man ebenso gut wie die Wärme auch die Kälte dazu anwenden. Man braucht nur die über ersterem gebildete Eisdecke abzunehmen und wieder aufthauen zu lassen.

Die Steppengebiete Nordost-Afrika's.

Von

Robert Hartmann.

(Fortsetzung.)

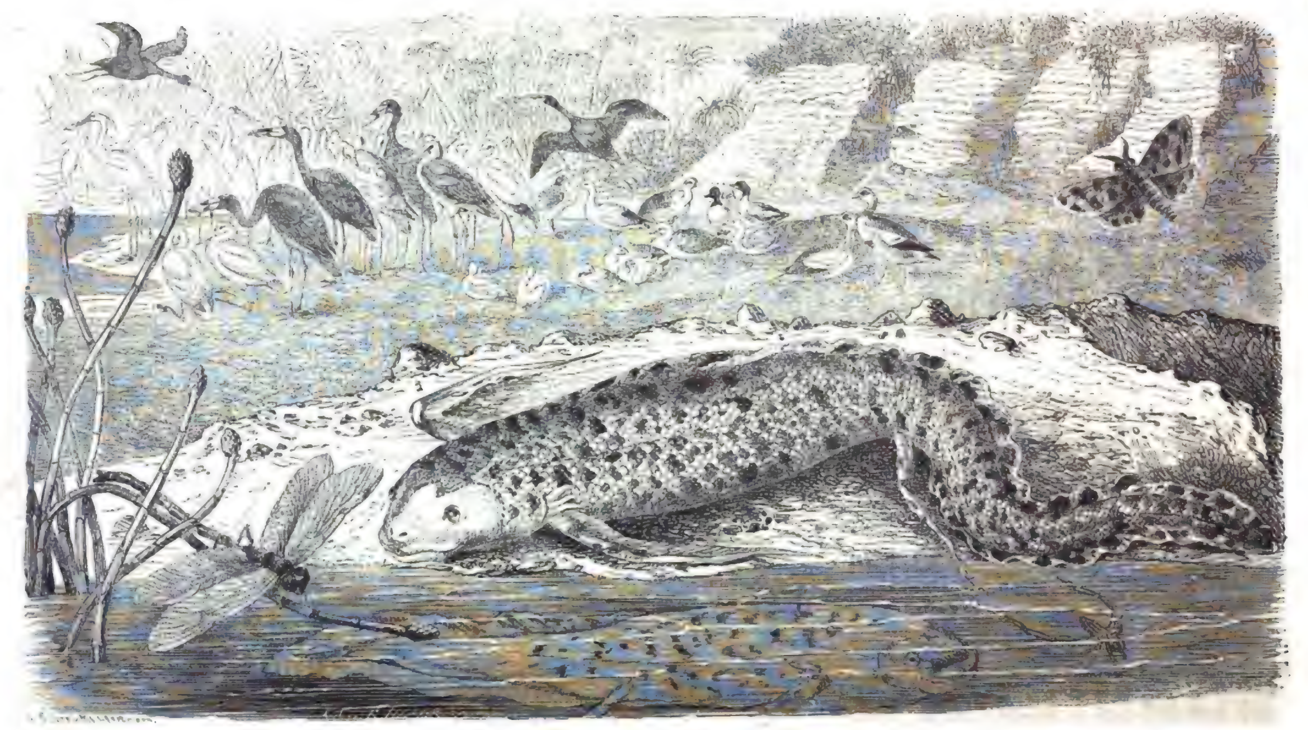
Auch mit **Reptilien** sind diese Steppen gesegnet. Große graugefärbte, bissige Warneidechsen rascheln durch das Gras, ihres zarten Fleisches wegen ein beliebtes Wild des Beduinen. In allen Fulen haust der schlanke, dicht gelbgetüpfelte Nilwarner, hier manchmal bis fast sechs Fuß Länge auswachsend. Plattköpfige Agamen, glanzschuppige Chalciden und Skinke rasten auf kahlen, der Sonne so recht zugänglichen Stellen des Erdreiches oder huschen an Baumästen auf und nieder. Geckonen bergen sich bei Tage unter und zwischen Steinen, um Nachts desto munterer umherzustreifen. Mancherlei Batrachier stecken in den Fulahs. Sie erheben im Sommer ein betäubendes und dabei unendlich vielstimmigeres Geschrei, als unsere „Poggen" und „Unken" daheim. An Schlangengezücht ist kein Mangel: da sind die giftige Hornviper, die Kleopatraschlange (Naja haje),

die kielschuppige Echis, die winzige Heterophis und sehr südlich die schreckliche Puffadder (Echidna Clotho), daneben aber auch manche unschädliche Arten. Riesige Erdschildkröten kriechen träge längs der Khuar dahin, kleinere Sumpfschildkröten, die Gehafien, schwimmen in den Teichen Sennars und sonnen sich zuweilen auf benachbarten Steinen.

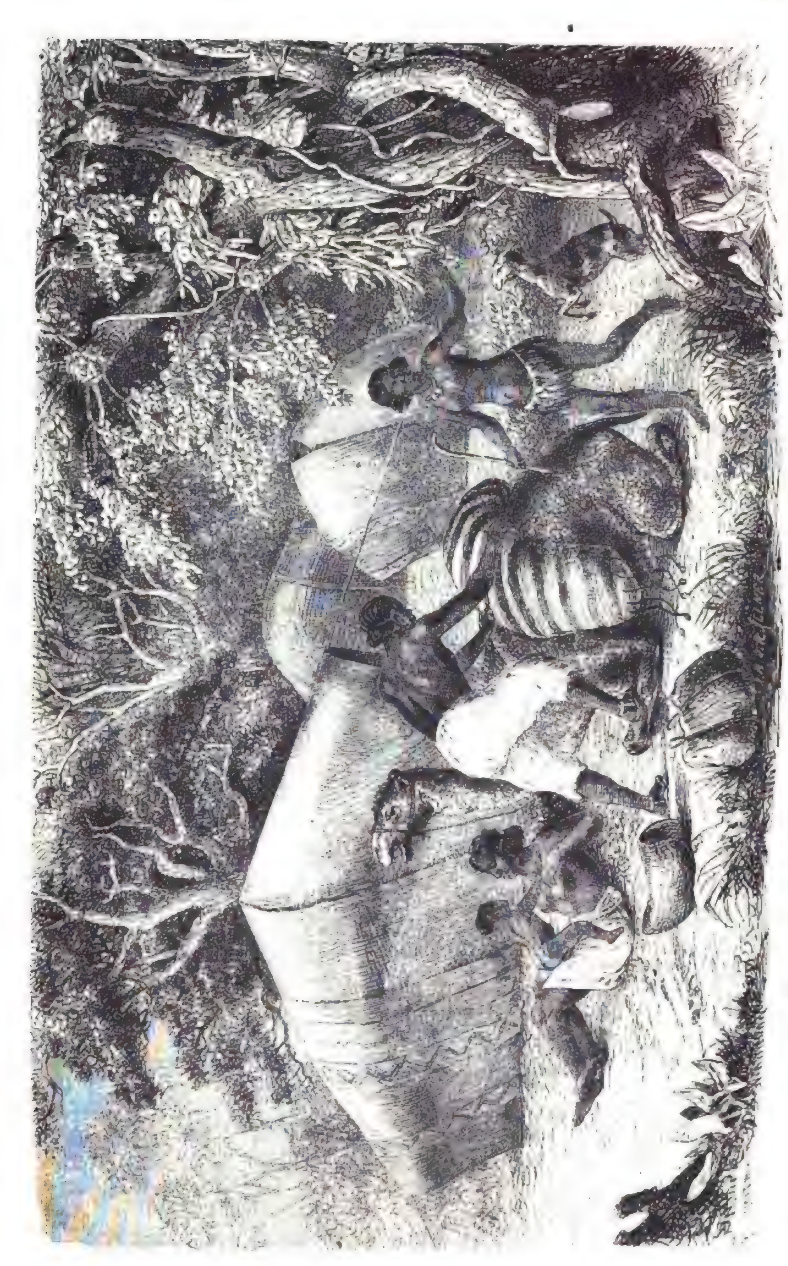
Höchst eigenthümlich gestalten sich die Lebensverhältnisse der Fische dieser Steppen, wie auch noch wüsterer Striche des afrikanischen Continents. Desor beobachtete in der Sahara Algeriens nur wenige Arten, von denen dieser annahm, daß sie in einem unterirdischen Meere lebten und mit artesischem Wasser heraufkämen. In Sennars Chalen leben kleine welsartige Fische (Clarotiden), welche zur trocknen Zeit sich in den Schlamm eingewühlt halten. In der Beschuppung den Welsgattungen Sudis und Heterotis verwandt, übrigens eigenthümlich organisirt, von anderen Fischen abweichend gebildet, zeigt sich der Protopterus. Derselbe wird bis sechs oder sieben Fuß lang, ist aalförmig, hat aber neben seinen Lungen auch noch äußere und innere Kiemen. Während der nassen Zeit schwimmt er mit Beihülfe seiner fadenförmigen, mit feinem Hautsaum besetzten Brust- und Bauchflossen munter im Wasser umher, schlängelt sich auch gewandt über schlüpfriges, schlammiges Erdreich hinweg. Er lebt im Wasser der Fulen der Steppen von Süd-Sennar, im Weißen Nil und seinen Zuflüssen, in den äquatorialen Quellseen des Nil, Ukerewe-Nyansa und Mwutan-Nsidje, und athmet, so lange er sich im Wasser bewegt, meist durch seine Kiemen. Für die trockene Zeit dagegen gräbt er sich in Schlamm- oder Lettenboden ein, füttert sein Lager mit einer erhärtenden Schleimschicht aus und läßt statt seiner alsdann unthätig werdenden Kiemen nur die Lungen respiriren. Der gern übertreibende Eingeborene Sudans schildert die Größe dieses Thieres als manchmal der der Riesenschlange (Python) vergleichbar und schreibt ihm alsdann die gefährlichsten Raubgelüste zu, wie ja auch der Brasilianer eine verwandte Form (Lepidosiren) mit dem angeblich im Feijasee, im Araguail und Madeira lebenden, wurmähnlichen, menschenfressenden Ungeheuer Minhoçâo zu identificiren sucht.

Bekannt sind übrigens Humboldt's Darstellungen vom Eingraben der großen Reptile in den Schlamm der Llanos von Venezuela zur trocknen Zeit. Auch dort brechen die Bestien hervor, sobald die ersten Regenschauer das verdorrte Erdreich befeuchten.

Die wiederkäuenden Steppenbewohner werden in den Sommermonaten ganz außerordentlich von Dasselfliegen und Bremsen geplagt. Larven der Oestriden zerwühlen die Haut der Antilopen und hängen sich mit ihren Kopfhaken oftmals in dichten Trotteln an den Ansatzstellen der Hörner derselben fest. Große Bremsen mit buntgezeichnetem Hinterleibe lauern längs der Karawanenwege, stets zum Angriffe bereit, im „Gasch" und schwingen sich auf vorüberziehende Kameele, Esel und andere Hausthiere, diese oft in wahre Raserei versetzend. Die heftig schmerzenden und verhältnißmäßig stark blutenden Stiche dieser letzteren Thiere plagen das arme Vieh im regnerischen Hochsommer ganz abscheulich. Scheußliche Zecken (Ixodes), bei dem Saugen bis zur Größe der Haselnüsse schwellend, arbeiten sich zwischen dem alten Gerümpel der Halteplätze durch und bös stinkende Kothwanzen oder Reduvien wetteifern daselbst mit ihnen in Plackerei für Menschen und Hausvieh. Die ärgste Insectenplage dieser tropischen Erdstriche wird jedoch unzweifelhaft durch die Termite veranlaßt, jenen winzigen Gradflügler, dessen hohen Erdbauten man in der Bejudah zuerst um den 17. Grad Breite begegnet. Im Sennar ist die Steppe wie besäet von solchen Bauten. Die Termiten leben staatenweise beisammen. Es giebt in ihren Gemeinschaften geflügelte Männchen und Weibchen, sowie ungeflügelte Geschlechtslose. Unter den letztern sorgen die schwächeren Arbeiter für Instandhaltung, die stärkern, mit tüchtigen Beißwerkzeugen ausgerüsteten Soldaten dagegen für Vertheidigung des Baues. Sobald die Paarung zwischen Männchen und Weibchen stattgefunden, bemächtigen sich Geschlechtslose eines Weibchens, der Königin, sperren dasselbe in eine Zelle des Baues ein und füttern es daselbst auf. Die sich in den Geschlechtsschläuchen des Weibchens entwickelnden Eier machen den Hinterleib des von seinen eigenen Unterthanen internirt gehaltenen Insectes aufschwellen und gleicht



Protopterus annectens.



Mattenzelte der Sabunbeduinen in einer waldartigen Steppenlandschaft bei Roseres in Sennar.

dies alsdann einer zwei Zoll langen, fetten, unbehülflichen Made. Die Gefangene sorgt für die Fortpflanzung ihres Volkes. Oberirdische Termitenbauten werden von den winzigen Geschöpfen fünf bis zehn, ja selbst bis zwanzig und dreißig Fuß hoch aufgeführt. Ich sah sie in Ostsudan in einer durchschnittlichen Höhe von fünf bis zehn Fuß, spitz und stumpfer, kegelförmig, mit unregelmäßigen, bald spitzeren, bald stumpferen Hervorragungen. Selten liefen scharfe Kanten gleich Strebpfeilern vom Gipfel zur Basis. Manchmal zeigten sie bei geringerer Erhebung über die Bodenfläche einen bedeutenden Umfang. Die schon längst in Südafrika beschriebenen kuppelförmigen, sowie die neuerdings von Du Chaillu abgebildeten pilzförmigen der Otandopräriе im Westen habe ich in den nordöstlichen Gegenden nirgends beobachtet. Oft starrten die Bauten völlig isolirt empor, nicht selten lehnten sie sich aber auch an Felsgestein, an Gemäuer, an Sträucher und an Bäume. Letztere bleiben meist nicht lange grün, bald wird ihr Astwerk entlaubt, ihr Holzgebilde zerwühlt und zerstückeltes Geäste zeigt sich dann mehr oder minder hoch um den Bau her gestreut. Obgleich nun die Termite gewisse Pflanzen, wie z. B. die Calotropis, etliche Akazien- und Capparisarten, gar nicht oder nur wenig angreift, so scheut sie sich doch keineswegs, Büsche derselben zur Stütze für ihren Bau zu wählen. Dann nun sieht man grünende Zweige dieser Gewächse aus dem durch dunkle Lehmfarbe ausgezeichneten Bau hervorragen. Gänge mit zellenartigen Erweiterungen durchziehen den letzteren und münden hier und da frei nach Außen.

Von diesen Bauten aus nun treibt die Termite ihre bald unter, bald über der Erde befindlichen und im letzteren Falle mit Erdklumpen bedeckten Gänge vor. Im Schutze derselben greift sie alles Organische an, welches für sie nur irgend erreichbar. Wahrhaft dämonisch ist das vernichtende Wirken dieses Zwerginsectes, dem die meisten Werke der Natur sowohl, wie auch des Menschen erliegen, schwer rettbar, wo jenes sich einmal festgesetzt hat. Meist absolut lichtscheu, arbeitet die Termite über der Erde gewöhnlich nur im Dunkel jener sonderbaren Halbcylinder, den sie aus eingespeichelten Pflanzen-, Lehm- und Humustheilchen zusammenklebt, aus demselben Material, dem auch ihre großen Bauten den Ursprung verdanken. Mit diesen krümeligen Halbcylindern überzieht die Termite Boden, Baumstämme, Häuserwände, Häusergebälk, Felswände u. s. w., in ihrem Schutze zernagt und zerwühlt sie Holz, Leder, Zeug, Federn, Papier, Strickwerk, Getreidekörner, Zucker, Fleisch u. s. w. u. s. w. binnen kürzester Zeit. Holzwerk, in welchem sie gehaust hat, sieht außen manchmal noch ganz unversehrt aus, bricht jedoch morsch zusammen, sobald man es einmal hart angreift. Das Balkengerüst der Hausdächer, z. B. in Dongolah und den noch südlicheren Districten Nubiens, wird so ganz stille von innen her zerstört und erfolgt der Einsturz, ehe man sich dessen im Geringsten versehen kann. Im Sennar sind die Wände der Häuser, selbst der gänzlich aus Stroh gebauten, häufig wie marmorirt von den Erdgängen der Termite, unter deren Decke Alles leicht faul und brüchig werden kann. Noch so oft zerstört, erstehen diese Gänge trotzdem immer wieder von Neuem, dank dem unermüdlichen Fleiße des zwerghaften und doch so entsetzlichen Ungeziefers. Bereiser der Steppen bringen ihr Gepäck auf untergelegten Steinen oder Holzgeäst unter und dennoch ermöglichen es die Termiten, den sich ihnen darbietenden Leckerbissen mit ihren Erdröhren im Verlaufe einer einzigen Nacht beizukommen. Sogar frei schwebenden Gegenständen suchen sie sich durch in die Luft emporgebaute Erdcylinder zu nahen, wie ich schon 1860 zu Dachelah, District von Roseres, beobachtet und wie es neuerlicher auch Livingstone südlich vom Aequator gesehen und bildlich dargestellt hat. Kranken, die sich auf der Erde gebettet, fressen die Termiten Matten und Decken unter dem Körper weg und wenn auch gewöhnlich menschenscheu, wagen sie sich doch auch an hülflos Fiebernde, wie mir dies selbst im Juli 1860 in der einsamen Waldhütte zu Roseres allabendlich geschehen ist — ein unbeschreiblich fürchterlicher Zustand!

In der Bejudah und im Sennar ist die zerstörende Termite (Termes destructor) die häufigste, wenngleich hier auch noch schon in Aegypten und Nubien nicht seltene, nur unterirdisch bauende Arten vorkommen. Die freien Kegel der ersteren sind auf mehreren der diese Arbeit

begleitenden Illustrationen dargestellt. Ein solcher Bau, arabisch Gantar, dient hier gewissermaßen als Landmarke; auf ihr hält der Negerposten Wache, ebenso auch die männliche Difasa-Antilope, um ihre rings umher grasende Herde durch Pfeifen und kollerndes Schnauben vor nahender Gefahr zu warnen. Im Juni werden die Männchen und Weibchen des Staates unserer Art flügge, schwärmen aus und begatten sich in der Luft. Bald brechen ihnen aber die Flügel ab und das um diese Jahrszeit sehr fette Gezücht kriecht dann auf Wegen und Stegen umher. Sie werden nunmehr von den Schwarzen gesammelt, geröstet und verspeist. Aber auch Hühner, Störche, Ibise, Reiher, Bienenfresser, Warneidechsen, Frösche, Kröten, Laufkäfer u. s. w. thun sich an ihren Leibern gütlich.

Zum Glück hat die Termite viele Feinde. Der Ameisenscharrer (Orycteropus), hier Abu-Dlaf genannt, ein plumpes, vier bis fünf Fuß langes Säugethier aus der Ordnung der Wenigzähnigen (Edentata) und die eben dahingehörende Omm-Girfa oder das Schuppenthier (Manis Temminckii) verfolgen die Termiten bei Nacht. Beide letzteren, unserem verderblichen Gradflügler sowohl, wie auch allem übrigen Mutillen- und Myrmecidengevölk gleich feindseligen Säugethiere, höhlen in den Steppen tiefe Bauten aus, vermögen mit ihren langen, krummen und harten Krallen auch das sehr feste, durch mucose Substanz dicht zusammengeklebte Material der Termitenwohnungen zu zerwühlen. Sie schlürfen dabei Hunderte von den Kerbthieren vermittelst ihrer dünnen, beweglichen Zungen mit allem, diesen sonderbaren Edentaten eigenen, behaglichen Phegma. Ich will übrigens beiläufig bemerken, daß die Gruben der Ameisenscharrer und Schuppenthiere in manchen ebenen Gegenden der Bejudah und Sennars das Reisen mit Pferden, Eseln und Kamelen bedeutend erschweren, wie dies in ähnlicher Weise mit Vizcachas, „Prairiehunden," und Steppenmurmelthieren Argentiniens, des „fernen Westens," Dauriens ꝛc. der Fall sein soll.

Andere erbitterte Feinde der Termiten sind kleine schwarze Ameisen, vom Geschlecht Ponera, welche in vollkommener Schlachtordnung, Plänkler voran, Soutiens hinten, die „Staaten" jener angreifen, die einzelnen mit Beißwerkzeugen und giftigen Stacheln bezwingen und Mengen der in starrkrampfartige Erstarrung versetzten Opfer von dannen in ihre eigenen Baue schleppen. Die energischen Poneren laufen, wollen sie einmal ihre Angriffe ins Werk setzen, auf ihren Heerstraßen oft von sehr weit her und zwar in musterhaftester Ordnung, in fadenartigen dünnen Zügen. So wie sie sich nun dem feindlichen Staate gegenüberbefinden, so schwärmen sie wie auf ein gegebenes Signal aus einander und stürmen mit unbeschreiblicher Wuth vorwärts. Immer sah ich nur verhältnißmäßig wenige von ihnen den Bissen der Termiten erliegen. Es giebt nun auch Termitenfreunde, wie es, selbst in Europa, Ameisenfreunde giebt, erstere nur in der Insectenwelt. Käfer, wie z. B. Paussus, kleine Rüsselkäfer und Rosenkäfer (Cetoniae), bewohnen friedlich die Bauten, auch sieht man in den Winkeln und Rinnen der letzteren zuweilen muntere Hüpfspinnen, diese sogar in freundlichem Verkehre mit unseren Gradflüglern. Wo sich aber einmal Laufkäfer (Anthiae) und Kothwanzen in Nähe eines Termitenbaues zeigen, da bedeutet es für letzteren nichts Gutes, jene Besucher sind entomologische Jesuiten, Wölfe in Schafskleidern, unter dem Mantel harmloser Annäherung Individuen zu suchen, so sie verschlingen möchten.

Von Ameisenlöwen starren nicht nur die Wüsten, sondern auch die sandigeren Theile der Steppen. In großen Mengen habe ich die entwickelten Individuen dieser interessanten Raubinsecten im „Gasch" der Bejudah beobachtet, sowie auch die Fanggrübchen ihrer Larven im dortigen Erdboden.

* * *

Die Steppen von Nordost-Afrika gewähren zahlreichen Nomadenstämmen Aufenthalt. Diese gehören durchweg jener großen Volksfamilie an, welche wir als sogenannte Bedjahstämme schon früher * genauer charakterisirt haben. Sie nennen sich und werden von uns genannt „Araber," was im Grunde gleichbedeutend ist mit Beduine, Nomade. Einzelne in früheren und in neueren Zeiten von der arabischen Halbinsel nach Afrika gezogene Abenteurer haben sich als Sendboten des Islam unter

* S. Monatshefte, Bd. 23, S. 279.

diesen Leuten niedergelassen und aus einzelnen Abtheilungen derselben manche neue Stämme gegründet. Einzelne von diesen Stämmen haben dann willkürlich arabische Namen, etwa nach den von ihren eigenen, einheimischen Häuptlingen angenommenen, sich zugeeignet, andere haben sich, wieder in arabischer Sprache, nach ihrer Hauptbeschäftigung mit der Zucht dieses oder jenes Hausthieres benannt. Ja, gewisse Familien haben irgendwie einen arabischen Spitznamen erhalten und bedienen sich nun desselben, zum selbständigen Stamme — Ferkeh auch Kabileh — anwachsend, als Stammesnamen. Wieder andere haben aber ihre alte äthiopische Nationalbezeichnung einfach beibehalten.

Zugänglich den Lehren des Islams, eitel und prahlerisch wie alle Afrikaner, halten sich diese Steppenbewohner sämmtlich für directe unvermischte Abkömmlinge altarabischer Tribus, womöglich aber desjenigen, der die von Allah so ausnehmend begnadigte Familie des großen Propheten als Glieder zu zählen, die weltgeschichtliche Ehre genossen. Ohne hier die physiologisch kaum zu begründende Möglichkeit, wonach gerade jene Familie fast unzählige Afrikanerstämme gezeugt haben soll, näher prüfen zu wollen, begnügen wir uns nach eigener Anschauung mit Hinstellung der Thatsache, daß jene „Araber“ in ihrem Aeußern überraschend genau gewissen, auf sehr alten ägyptischen Denkmälern dargestellten Kuschiten gleichen, daß sich ferner ihnen im Allgemeinen recht ähnliche auch auf späteren aethiopischen Denkmälern unsern Djebel Barkal und zu Maruga (Meroë) finden. Unsere Stämme scheinen daher schon sehr, sehr alt im alten Afrika zu sein und erst verschiedene Epochen des Heidenthums und Christenthums durchgemacht zu haben, ehe man ihnen den Glauben an den Gott Arabiens und an den Propheten predigte, welchem Glauben sie mit so bemerkenswerthem Eifer gefolgt sind. Heute sprechen diese Leute ein mehr oder weniger reines Arabisch, denn mit Annahme des arabisch geschriebenen Koran, verführt durch arabische Sendboten, haben sie ihre alten, einer Schrift entbehrenden Sprachen bis auf geringe Ueberbleibsel derselben verlernt, Sprachen, die sich nach Meinung der Weisen des Islam auch „nur für Kafirn, nicht aber für Gläubige geziemen.“

Wir haben in den oben citirten Zeilen ein physisches Bild der wüstenbewohnenden Bejudahstämme der Ababdeh und Bescharin entworfen, welches auch auf die jenen verwandten Nomadenstämme in den Steppen unseres Gebietes paßt.

Fast alle Reisenden, welche Gelegenheit gehabt, die Beduinen der Chalah zu beobachten, sprechen mit Bewunderung von der anmuthigen Körpergestalt dieser Leute, von ihren zwar keineswegs üppigen, sondern vielmehr durchweg schlanken und dennoch sehnigen Formen, deren meist glänzend gelblichbraune, in Kupferroth oder Bronzebraun, sogar auch in Chocoladenbraun und noch tiefer Schwarzbraun spielende Farbe nicht nur Niemanden abstößt, sondern sogar bei einigem Verweilen sehr zu gefallen pflegt. Diese Anmuth der Formen wird aber noch besonders gehoben durch die ungemeine Zierlichkeit in den Bewegungen. So edel nun zwar im Allgemeinen ihr Gesichtsschnitt, so wüst ist häufig deren Ausdruck. Tücke, Wildheit und eine gewisse barbarische Verschlagenheit sprechen nicht selten aus diesen markirten Köpfen.

Die Männer verwenden große Sorgfalt auf die Kopftracht. Ihr Haar ist schwarz, ziemlich weich, lang und gekräuselt, es wird in den verschiedenartigsten Locken, Geflechten und Pyramiden frisirt, manchmal aber auch stellenweise oder gänzlich kurz geschoren. Am artigsten nimmt sich ein Geflecht aus, ähnlich demjenigen unserer deutschen Mädchen, bevor noch die widrige fränkische Unsitte der Chignons und anderer verschrobener Moden den Geschmack der heimischen Frauenwelt verdarb. Sehr wild dagegen erscheinen drei hoch aufgerichtete Haarpyramiden mancher Beduinen, die dann ebenso vielen Bauschen von Baumwolle ähneln. Butter und Hammeltag, mit oder ohne Krokodilmoschus, Weichselkirschen und celtischem Baldrian, bilden die gewöhnliche Salbe nicht nur für das Haupthaar, sondern auch für die übrigen Körpertheile.

Der Beduine bedarf nicht vieler Kleider. Ein paar kurze Hosen, dazu ein bis zwei Ferdahs, oder auch nur diese allein genügen ihm. Die Füße werden mit Sandalen von Rindleder, Krokodilhaut, Büffel- oder Antilopenfell geschützt, einige viereckige oder cylindrische Amuletpackete in Lederhülsen, Schnüre von Glasperlen, Ohr- und Fingerringe von zierlicher Gold- und



Werdusbeduinen, Vater und Tochter, auf ihrem Reitzebu. Giftbäume. Steppe um die Fungiberge.

Silberarbeit bilden ihren Hauptschmuck. Turbane, Hemden und Shawls sind nur ein Luxus der wenigen Reicheren unter ihnen, rothe tuneser Mützen bilden ein Abzeichen der Häuptlinge. Aber die Bagara lieben eine etwas abweichende Tracht, sie bedienen sich nämlich nur der langen, weiten, lang- und weitärmeligen Tobe Innersudans und Senegambiens.

Die Weiber sind, wie die der Aegypter und Nubier, in der Jugend häufig von angenehmer Gesichtsbildung, von sanftem, intelligentem Gesichtsausdruck und haben große, seelenvolle Augen. Ihre Körperformen sind in diesem Lebensalter oftmals von größester Schönheit. Ihr Haar wird durchaus in nubischer Weise getragen, überhaupt folgen sie in der Kleidung den uns schon bekannten Sitten der Nubierinnen. Glasperlen, Bernsteinkugeln, Achatstücke, Arm- und Knöchelringe, Ohr- und Nasenringe von verschiedenem Material bilden auch bei ihnen das Schmuckwerk. Der Rüad oder Frangengurt, jene einzige Bekleidung der jüngeren Mädchen, ist oftmals in niedlicher Weise mit Perlen, bunten Wollfäden, Kaurimuscheln, Achatspindeln u. s. w. verziert. Aeltere Frauen tätowiren sich die Lippen blau; der ägyptisch-nubische Gebrauch des Kochel zum Schwärzen der Augenliderränder und der Hinna zum Röthen der Nägel, der Handteller und Fußsohlen ist auch bei den Töchtern der Chalah ein allgemeiner. Viele Nordostafrikaner, unter ihnen unsere Beduinen, haben die Sitte, bei Mann und Weib auf jeder Wange zwei bis vier, gewöhnlich drei schräge Einschritte anzubringen, dazu kommen dann wohl noch drei schräge Schnitte an jedem Schlaf. Manche verunzieren sich sogar Rücken, Brust und Magengrube mit solchen Schnitten. Kaum je wird man einen Beduinen unbewaffnet sehen. Zu dem nubischen, am linken Ellenbogen befestigten Dolche gesellt sich bei Stämmen der östlichen Steppen, den Hadendua und Abu-Rof, noch ein Sförmig gebogener Dolch, bei den westlichen öfter ein langes Furschwert, in einer Scheide von Eidechsen- oder Krokodilhaut. Die letzterwähnten beiden Waffen werden mit Schnallen um den Leib gegürtet. Ihre Lanzen haben Schäfte von baumartigem Rohr und lanzetförmige Spitzen, zuweilen auch scharfe lange und kurze Widerhaken. Dieselben dienen zu Wurf und Stoß. Eine Hauptwaffe der Meisten in Ost und West bildet aber das lange Schwert mit Kreuzgriff in braunlederner Scheide. Viele Abu-Rof und Hamr bedienen sich endlich zackiger Wurfeisen, wie die Funje und die Kanuri. Zum Trutz verwenden sie einen kreisrunden oder länglichen (wie bei den Kaffern) Schild aus Büffel-, Antilopen-, Giraffen-, Krokodil- oder Straußhaut mit in der Mitte vorspringendem Buckel. Gewehre und Pistolen sind seltene Luxusartikel der Vornehmen.

Diese Nomaden wohnen unter Zelten, welche in den nördlicheren und westlicheren Gegenden aus Hadjir, d. h. grobem Ziegenhaartuch, in Sennar dagegen aus niedlichen bunten Palmblattmatten bestehen, welche letztere nur bei anhaltendem Regen mit Hadjirlappen belegt werden. Ein Mattenzelt der Abu-Rof, Birsch oder Schokabe genannt, ist sehr einfach construirt, leicht wieder abzubrechen und von der Stelle zu bringen. Als Schlafstelle dient ein auf Holzpflöcken ruhendes Ruthen- oder Rohrgeflecht, Serir. In Gegenden, wo wilde Thiere häufig sind, umgiebt eine Seriba (Dornzaun) die jeder Familie angehörenden Zelte. In der Bejudah sind übrigens auch die viereckigen Strohhäuser der Dongolaner noch häufig in Gebrauch. Einige bombenförmige, denen unserer Vorfahren ähnliche Töpfe von grobem Thon, ein dichter mit Kafalharz ausgepichter Milchkorb, etliche Strohteller und mit Schnüren umflochtene Kürbisschalen, Körbe und Straußeier, endlich lederne Wasserschläuche bilden ihr Hausgeräth. Die Abu-Rof führen stets etwas Baumwolle und zersplissene Dompalmblätter mit sich, aus denen ihre Weiber Fäden spinnen und Matten flechten.

(Schluß folgt.)

Begegnungen mit Alligatoren.

Die Staffage brasilischer Flußlandschaften besteht nicht blos in Wasservögeln. Zuweilen sieht man auch einen häßlichen Kopf, mit Schuppen bedeckt, aus dem Wasser ragen. Es ist ein Alligator, der, bis an die Augen im Wasser, nach einer Beute umherspäht. Brasilien besitzt drei Arten dieser großen gepanzerten Eidechsen. Die kleinste Art, von den Indianern Jacare

Curua genannt, ist die seltenste. Häufiger als dieser Alligator, der nicht länger als zwei Fuß wird, ist der Jacare-Tinga, mit einer langen schmalen Schnauze und mit einem schwarz gebänderten Schwanze. Auch er ist trotz seiner Länge von fünf Fuß ein Zwerg im Vergleich mit dem Jacare-Uasse, einem Ungeheuer von achtzehn bis zwanzig Fuß Länge und von enormem Körperumfange. Auf diesen Alligator bezieht sich unsere Mittheilung.

Gleich den Schildkröten wandert der Kaiman jedes Jahr. In der nassen Jahreszeit besucht er die Lachen und überschwemmten Wälder des Innern, während der Dürre zieht er sich in die großen Ströme zurück. Im Amazonas sieht man zur Zeit des Hochwassers kaum ein einziges dieser Thiere. Am mittleren Stromlaufe, in der Gegend von Abydos und Villa Nova, wo viele Seen, die durch natürliche Canäle mit dem Amazonas in Verbindung gesetzt werden, in der heißen Jahreszeit austrocknen, gräbt der Alligator sich in den Schlamm ein und schläft bis zum Eintritt der großen Regen. Am obern Amazonas, wo nie eine eigentliche Dürre eintritt, bleibt er das ganze Jahr munter. Die Gewässer des Solimones hegen Alligatoren in größter Menge. Man sieht sie fortwährend am Ufer liegen, und die Reisenden der Dampfschiffe unterhalten sich damit, nach ihnen zu schießen. Die meisten sind in den stillen Buchten anzutreffen, wo sie sich mit ihren Schuppenleibern zusammendrängen, wenn sie einen Dampfer vorbeifahren hören.

Die Eingeborenen verachten den großen Kaiman und fürchten ihn zugleich. An manchen Plätzen im Flusse, die als Badestellen und Schwemmen benutzt werden, lauert ein Kaiman auf Hunde, Schafe und Schweine, verschmäht aber auch Kinder und betrunkene Indianer nicht. Die Eingeborenen baden an solchen Stellen, jedoch mit Vorsicht. Sie bleiben nahe am Ufer und beobachten den Fluß fortwährend. Sehen sie den Kopf und Rücken eines Alligators aus dem Wasser ragen, so fliehen sie erst dann, wenn eine Bewegung der Wellen hinter dem Schwanze des Unthiers ihnen sagt, daß es gegen sie heranschwimmt. Die Männer verstehen mit der Harpune so gut umzugehen, daß sie sich von jedem solchen bösen Gast leicht befreien könnten. Sie sind aber zu träge oder gedankenlos dazu und erst wenn ein Unglück geschehen ist, besteigen sie ihre Montarias, harpuniren ihren Feind und ziehen ihn ans Ufer, um ihn unter Verwünschungen zu erschlagen. Dieses momentane Aufraffen hilft übrigens nichts, da die leer gewordene Stelle binnen wenigen Wochen von einem anderen Alligator besetzt ist.

Der Alligator ist zu feige, um einen Menschen anzugreifen, der auf seiner Hut ist. Auf der anderen Seite ist er klug genug, um zu wissen, ob er ohne Gefahr angreifen kann. Ein trauriges Beispiel dieser Schlauheit erlebte ein Reisender bei Caiçara. Der Fluß hatte einen so niedrigen Stand, daß der Hafen und Badeplatz des Dorfes jetzt ziemlich weit vor dem gewöhnlichen Ufer lag, und in dem seichten und schlammigen Wasser lauerte ein Kaiman. Jeder badete mit Vorsicht und die Furchtsamsten blieben am Ufer und schütteten sich das Wasser aus Kalebassen über den Kopf. In dieser Zeit erschien ein großer Flußkahn, dessen indianische Mannschaft die glückliche Beendigung der Fahrt in ihrer Weise feierte. Die Branntweinflaschen waren endlich geleert und Alle hatten ein schattiges Plätzchen gesucht, um die heißesten Tagesstunden zum Ausschlafen ihres Rausches zu benutzen, als einer der Indianer in seiner Trunkenheit auf den Gedanken kam, ein Bad zu nehmen. Niemand sah ihn auf den Strom zuschwanken, als ein träger Brasilier, der seine Hängematte nicht verlassen wollte und ihm blos zurief, daß er sich vor dem Alligator in Acht nehmen möge. Der Indianer war bereits im Wasser, und jener einzige Zeuge sah, wie der Unglückliche stolperte und wie im nächsten Augenblicke ein weit geöffneter Rachen über der Oberfläche erschien, ihn packte und unter die trüben Wellen zog. Ein gellender Schrei: „O mein Jesus!“ war das letzte Lebenszeichen des Opfers.

Derselbe Reisende, welchem wir diesen Unglücksfall nacherzählen, nahm in den Lachen bei Caiçara am Fange von Schildkröten und Fischen Theil. Von beiden Thiergattungen wimmelte es, aber auch die Alligatoren waren zahlreich. Als das Netz am ersten Tage zusammengezogen wurde, hatte sich ein Alligator mitgefangen. Niemand fürchtete sich vor ihm und nur die eine Besorgniß wurde ausgesprochen, daß

er das Netz zerreißen möge. Es blieb unverletzt und als man es öffnete, zog ein junger Bursche das gefährliche, aber feige Ungeheuer beim Schwanze heraus und schleppte es wohl hundert Schritte weit durch das schlammige Wasser ans Land.



Abenteuer mit einem Alligator.

Dort erschlug unser Reisende es mit einer schweren Stange. Der Alligator war ein ausgewachsener und hätte mit einem einzigen Bisse seiner fürchterlichen Kinnladen, die weit über einen Fuß lang waren, einen Mannesschenkel zermalmen können. An einem der nächsten Tage wurde das Netz nach Fischen ausgeworfen, und wieder fing sich ein Alligator, dieses Mal ein junger von acht Fuß Länge. Mit biegsamen Lianen band man ihm den Rachen zu, fesselte ihm die Beine und legte ihn ins Boot, um ihn nach Caiçara mitzunehmen und die Hunde auf ihn zu hetzen. Auf einem freien Platze vor der Kirche, nicht weit vom Strome, gab man ihm die Freiheit. Die Hunde waren vollzählig beisammen und bellten ohrenbetäubend, aber keiner wagte sich an den Alligator, der seinerseits große Furcht verrieth und, wie eine Ente wat-

schelnd, ins Wasser zu entkommen suchte. In die Stangen, mit denen man ihn abwehren wollte, biß er hinein und man schlug ihn endlich todt.



Ein nächtlicher Gast im Rancho.

Auf einer elfjährigen Forschungsreise im Amazonasgebiet sah und jagte Henry Walter Bates, der berühmte englische Naturforscher, viele Alligatoren. Auf der Jagd nach einem Jaguar, der ihm entging, kam er an einen todten Alligator, der so weit vom Flusse weg lag, daß er nur um des Eierlegens willen sich auf diese Wanderung begeben haben konnte. In der That fand man wenige Schritte von der Mutter, die der verfolgte Jaguar zerrissen und schon zur Hälfte gefressen hatte, das Nest. Es war ein kegelförmiger Haufen dürrer Blätter und mitten darin lagen zwanzig Eier. Bedeutend größer als Enteneier, hatten sie eine elliptische Form und eine Schale, hart wie Porcellan, aber auf der Oberfläche rauh. Wenn man sie an einander reibt, so entsteht ein lauter Ton, durch den man Mutterthiere leicht soll herbeilocken können.

Dieses Alligatorennest wurde in einer Gegend gefunden, die an Alligatoren be-

sonders reich ist. Der nächste Ort, Catua, ist einer von denen, bei welchen die Schildkröteneier von den Anwohnern des Stromes gesammelt werden. Männer, Frauen und Kinder versammeln sich, bauen Hütten und betreiben von früh bis spät ihr einträgliches Geschäft. Bates hatte sich den Sammlern angeschlossen und gleich ihnen einen Rancho errichtet, der, mit den anderen in einer Linie, an der Ecke der zum Flusse hinabgehenden Sandbank lag. „In der ersten Woche," erzählt er, „wurden die Leute alle mehr oder weniger von Alligatoren gestört. Zu Dutzenden lauerten sie vor dem Lager und ließen sich von dem langsam fließenden schlammigen Wasser treiben. Die Trockenheit hatte in der letzten Zeit zugenommen und zur Mittagszeit war die Hitze fast unerträglich. Niemand konnte aber zum Flusse hinabgehen, um ein Bad zu nehmen, ohne daß eins oder mehrere der hungrigen Ungeheuer sich näherten. Es wurde viel Abfall in den Fluß geworfen und dies lockte die Alligatoren an. Eines Tages machte ich mir die Unterhaltung, einen Korb mit Fleischstücken über die Linie der Ranchos hinauszutragen und die Alligatoren an mich heranzulocken. Sie benahmen sich wie Hunde, die man füttert, fingen die Fleischstücken und Knochen mit ihrem mächtigen Rachen auf, wurden nach jedem Bissen gieriger und kamen immer näher. Die ungeheuer weit klaffenden Schnauzen mit ihren blutrothen Rändern und ihren langen Zahnreihen und ihre plumpen Körperformen gaben ein Bild von unübertrefflicher Häßlichkeit. Einige Male feuerte ich eine tüchtige Schrotladung auf sie ab und zielte nach dem verwundbarsten Theile ihres Körpers, d. h. nach einer kleinen Stelle hinter dem Auge, aber dies machte keinen anderen Eindruck, als daß sie ein heiseres Grunzen ausstießen und sich schüttelten. Gleich darauf streckten sie mir wieder die Köpfe entgegen und fingen die Knochen auf, die ich ihnen zuwarf.

„Mit jedem Tage wurden diese Gäste kühner und mit der Zeit nahmen sie eine fast unerträgliche Unverschämtheit an. Mein Begleiter Cardozo besaß einen Pudel, Carlito genannt, den ihm ein Reisender zum Dank für geleistete Dienste von Rio de Janeiro geschickt hatte. Er war auf diesen Hund ganz stolz, ließ ihn gut scheeren und erhielt sein Fell so weiß, wie es durch Wasser und Seife gemacht werden konnte. Wir schliefen unter unserem Rancho in Hängematten, die zwischen den äußeren Stützen hingen. In der Mitte brannte ein großes Feuer, neben dem Carlito auf einer kleinen Matte lag. Wir brannten ein Holz, das in den Wäldern in Ueberfluß zu finden ist und die ganze Nacht ein helles Feuer giebt. In einer Nacht wurde ich durch einen großen Aufruhr geweckt. Cardozo erregte ihn, indem er unter lauten Flüchen brennende Holzscheite auf einen mächtigen Kaiman schleuderte, der am Ufer hinaufgekrochen und unter meiner Hängematte, der dem Wasser nächsten, zu dem Platze geschlichen war, wo Carlito schlief. Der Pudel hatte noch zur rechten Zeit Lärm gemacht, und der Kaiman machte nun Kehrt und taumelte dem Wasser zu, wobei die Funken der nach ihm geschleuderten Feuerbrände von seiner Schuppenhaut stoben. Zu unserer größten Ueberraschung wiederholte das Unthier seinen Besuch noch in derselben Nacht und drang dieses Mal von der anderen Seite des Schuppens ein. Cardozo wachte und warf eine Harpune nach ihm, ohne ihm übrigens Schaden zu thun. Nach dieser Erfahrung wurde es nöthig gefunden, die Alligatoren zu schrecken, und eine Anzahl Indianer überredet, ihre Montarias zu besteigen und einen Tag der Alligatorenjagd zu widmen."

Das
Gesetz der Erhaltung der Kraft.

Unter allen Entdeckungen in den Naturwissenschaften ist wohl seit Copernicus keine von so tief einschneidendem Einfluß gewesen, als das Gesetz der Erhaltung der Kraft, welches allgemein dem Heilbronner Arzte Julius Robert Mayer zugeschrieben und auf einen Aufsatz desselben aus 1842 bezogen wird. In neuerer Zeit hat unser Mitarbeiter Prof. Mohr in Bonn einen Aufsatz aus 1837 in einem kleinen Werke „Allgemeine Theorie der Bewegung und Kraft" (bei Fried. Vieweg und Sohn 1869) wieder abdrucken lassen, der sich in Baumgartner's und v. Holger's Zeitschrift für Physik von 1837 vorfindet, und daraus

die Priorität für beide Sätze für sich in Anspruch genommen.

Amerikanische deutsche Blätter nehmen jetzt auch darauf Bezug und zwar in patriotischem Sinne, nachdem ihnen auch das politische deutsche Vaterland mundgerecht geworden ist.

Es liegt uns die „Westliche Post," welche von Plate, Prätorius, Oelshausen und Karl Schurz in St. Louis herausgegeben wird, vom 19. Januar dieses Jahres vor, worin dieser Gegenstand unter einem Artikel „der letzte Grund aller Dinge" besprochen wird. Nach einer kurzen Einleitung über das Geschlichtliche dieser Entdeckung fährt der Berichterstatter fort:

„Es muß uns Deutsche mit Genugthuung erfüllen, daß es abermals ein Deutscher gewesen, der mit seiner kühnen und bereits zum Werthe einer Entdeckung erhobenen Hypothese die Wissenschaft in neue Bahnen zu lenken berufen war. Nicht nur Helmholz in Deutschland, auch Tyndall in England und Deville in Frankreich haben bis jetzt wiederspruchlos dem obengenannten deutschen Arzte (J. R. Mayer) diese hohe Ehre zuerkannt. Erst in unsern zuletzt angekommenen Wechselblättern fanden wir das Prioritätsrecht Dr. Mayer's in Frage gestellt. Aber wiederum ist es ein Deutscher, Professor Mohr in Bonn, der Mayer gegenübergestellt und als Verfasser einer bereits 1837 erschienenen Abhandlung als eigentlicher Schöpfer der neuen Lehre gepriesen wird. Mohr sagte damals: „Außer den bekannten vierundfünfzig chemischen Elementen giebt es in der Natur der Dinge nur noch ein Agens, und dieses heißt Kraft; es kann unter passenden Verhältnissen als Bewegung, chemische Affinität, Cohäsion, Elektricität, Licht, Wärme und Magnetismus hervortreten und aus jeder dieser Erscheinungsarten können alle übrigen hervorgebracht werden. Dieselbe Kraft, welche den Hammer hebt, kann, wenn sie anders verwendet wird, jede der übrigen Erscheinungen hervorbringen."

„Es ist nicht abzuweisen, fährt das amekanische Blatt fort, daß hier die Einheit der Naturkräfte schon bestimmt ausgesprochen war, ebenso wie aus einer andern Stelle der Satz von der Unzerstörbarkeit, mithin von der Erhaltung der Kraft wenigstens constructiv zu entwickeln ist."

Indessen scheint es einerseits festzustehen, daß Mayer in seiner eigenen Schrift von Mohr nichts wußte und ganz selbständig zu Werke ging. Die beiden Männer streiten übrigens, ein schönes Schauspiel, nicht unter sich um die Palme, die vielmehr Jeder dem Andern gönnt. So schreibt Mayer unter dem 3. August 1869 an Mohr:

„Sie haben mit großem Scharfsinn die Lehre von der lebendigen Kraft benutzt, um eine Grundlage für eine physikalische Chemie zu gewinnen, und es ist nicht zu zweifeln, das Ihr verdienstvoller Name einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Wissenschaft einnehmen wird.

Für die Art, wie Sie meiner erwähnen, bin ich Ihnen zu besonderem Danke verpflichtet. Es ist klar, daß Sie fünf Jahre vor dem Erscheinen meines kleinen Aufsatzes im Jahre 1842 auf die Wichtigkeit des Princips der Erhaltung der Kraft alta voce hingewiesen haben. Besonders erfreut bin ich über das, was Sie gegen die von Thomson und Andern in Aussicht gestellte Entropie sagen; ich meinerseits konnte dieser Ansicht ebenfalls nie beitreten.

Wir unsererseits registriren neben der Lehre von der Erhaltung der Kraft das Verhalten dieser beiden Gelehrten als eine der höchsten Zierden deutscher Wissenschaft."

Soweit das amerikanische Blatt. Diejenige Stelle in Mohr's Werk, worüber sich Mayer demselben zu Dank verpflichtet hält, lautet folgendermaßen:

„Ich benutze diese Gelegenheit, meinen deutschen Landsleuten diese ehrenwerthe Anerkennung (nämlich Tyndall's, welche Mohr abdrucken läßt) Mayer's noch einmal vor Augen zu führen, um dieselbe meinerseits mit vollem Herzen zu unterschreiben, um so mehr, als ich aus einem Briefe eines Freundes, den ich nennen kann, von dem ich aber nicht die Erlaubniß habe, ihn öffentlich zu nennen, erfahren habe, daß die erste Abhandlung Mayer's weder von Poggendorff noch von Andern angenommen wurde und daß man Mayer in Heidelberg und Karlsruhe für einen Narren erklärt habe. Zugleich bemerkt derselbe Gelehrte, daß der geistige Fortschritt von da bis heute ganz wunderbar erscheine.

Indem ich die großen Verdienste von Mayer und Joule in diesem Zweige der Wissenschaft mit vollem Herzen anerkenne, würde ich gegen mich selbst eine Ungerechtigkeit begehen, wenn ich meine früheren

Arbeiten, die durch einen besondern Umstand nicht zu allgemeiner Kenntniß gekommen sind, stillschweigend übergehen wollte."

Es folgt nun die Darlegung der Umstände, durch welche Mohr seinen eigenen Aufsatz einunddreißig Jahre lang verloren hatte und erst im Jahre 1868 den ersten Abdruck desselben zu Gesicht bekam, und dann der Aufsatz selbst, auf welchen sich das amerikanische Blatt bezieht, so daß nun die Acten vollständig vorliegen.

Literarisches.

Zu den mannigfachen Rathgebern, welche **Karl Ruß** bereits den Frauen in die Haushaltung geliefert hat, ist ein **„Hauswirthschaftslexicon"** gekommen, welches gleich den meisten früheren Werken dieser Art von demselben Verfasser bei Trewendt in Breslau erschienen ist. Es ist ein Nachschlagebuch und bringt insofern eine Quintessenz dessen, was Ruß in anderer Form in seinen Frauenbüchern bereits geboten: also eine alphabetisch geordnete Reihe von kleinen Artikeln über Gegenstände des Haushalts aus Wohnung, Küche, Keller, Waschhaus 2c. Da diese Bücher bereits durch den Verein zur Erwerbsfähigkeit der Frauen öffentlich belobt sind, so darf man sich diesem Urtheil wohl anschließen und sie für den Weihnachtstisch eifriger Hausfrauen empfehlen.

Eine vortreffliche kleine Schrift von Professor **Josef Bayer** über **„Goethe's Verhältniß zu religiösen Fragen"** ist im Verlage von Heinrich Mercy in Prag erschienen. Aus dem Entwicklungsgange des Dichters ist seine Anschauung über religiöse Dinge und die Stellung, welche er zu denselben nahm, dargelegt. Sehr treffend wird gleich im Anfange aus der Knabenzeit Goethe's erwähnt, was er selbst über eine von ihm improvisirte Gottesverehrung vor einem selbstgemachten Altar, auf dem er eine Opferfeier veranstaltete, erzählt. Dem gegenüber steht der bekannte Trieb Schiller's, von Stühlen herab, mit einer schwarzen Schärpe als Talar, zu predigen. Goethe drängte es zu Opfern, er baut sich einen Altar, der Knabe Schiller will predigen und improvisirt eine Kanzel. Die ganze Schrift ist erfüllt von dem schönen Streben, den großen Zug innerlicher Religiosität in Goethe's Wesen klar und verständlich zu zeigen. An einer späteren Stelle ist auch Goethe's Ausspruch angeführt: „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, Christo anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren? so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichsam eine Offenbarung des Höchsten und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich bete in ihr das Licht an und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken? so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit Euren Absurditäten vom Leibe." Manche zeitgemäße und tiefgreifende Bemerkung ist eingeflochten, ohne daß der Verfasser den eigentlichen Zweck seiner Schrift aus den Augen verliert.

Durch sorgfältige Ausführung und maßvolles Einhalten der Grenzen des poetisch Schönen zeichnen sich die **„Neuen Novellen,"** von **Adolf Wilbrandt**, welche bei W. Hertz in Berlin erschienen sind, sehr vortheilhaft aus. Selbstverständlich sind dieselben nicht alle von gleichem Werthe, aber in jedem Falle ist keine darunter, die man werthlos nennen dürfte; es ist im Gegentheil anzunehmen, daß die Frage, welcher davon der Preis gebührt, sehr verschieden beantwortet werden kann. An den Leser aber stellen Wilbrandt's Novellen die Anforderung, daß er geläuterten Geschmack mitbringe, denn ohne diesen wird er weder an dem Ernste, der sich darin zu erkennen giebt, noch an dem Humor, der dazwischen waltet, besonders Gefallen finden.

Im Verlage von Ph. Reclam in Leipzig ist eine billige Ausgabe von **„Christian Dietrich Grabbe's Werken"** erschienen, welche **Rudolf Gottschall** herausgiebt und einleitet. Schwerlich wird dies Unternehmen ein großes Publicum finden; in dieser Beziehung wäre es vielleicht zweckmäßiger gewesen, eine kleine Auswahl zu treffen und diejenigen Dramen des kraftgenialen Dichters neu zu verlegen, welche wirklich noch Interesse erwecken können. Gerade die geistvoll und scharf charakterisirende Einleitung zeigt, daß der ganze Grabbe doch wohl nur noch literarhistorische Bedeutung haben kann und mehr als Curiosität wie als wirklich werthvolle Erscheinung hier auftaucht. Der billige Preis macht allerdings die Anschaffung leicht und es mag immerhin zur Completirung mancher Bibliothek erwünscht sein, diesen Vertreter einer Uebergangsperiode auf solche Weise zu erwerben.



Milton als Staatsmann und Dichter.

Von

Moriz Carriere.

In England war die Reformation vom Hof aus begonnen worden, die Prälaten hatten sich ihm verbündet und für sich eine Hierarchie mit vielem Ceremonienwesen gerettet. In Schottland aber setzte der streitbare Calvinist Knox die Kirchenverbesserung nach Genfer Art durch, und führte eine Presbyterialverfassung mit erwählten Vorständen ein. Dorthin blickten die tiefern, ernstern Gemüther in England, denen die principielle Durchbildung des Protestantismus und die Freiheit des Gewissens am Herzen lag. Sie nannten sich Puritaner, denn rein machen wollten sie Herz und Leben von der Sünde und der falschen Lehre, reinigen den Tempel vom Schaugepräng, Bilder- und Lippendienst. Sie waren der Staatskirche gegenüber eine religionseifrige Volksgenossenschaft, und der Gegensatz trieb sie zu einer nicht blos strengen, sondern auch herben Weltanschauung, welche um des Verführerischen und Lüsternen willen auch dem Theater und Tanz und mancher geselligen Freude und feinem Genusse den Krieg erklärte, aber das Volk zu sittlicher Tüchtigkeit und zur Gottesfurcht erzog. Sie gleichen dem Johannes, dem Bußprediger in der Wüste; entsagende Ueberwindung der Welt führt sie zur Einkehr ins Innere, macht das Herz frei für das Walten des Göttlichen, das sie persönlich erfahren wollen in seiner erweckenden, beseligenden Kraft. Unter den Puritanern selbst waren viele, die in den Synoden und Presbyterien der Schotten, in den Schriften der Reformatoren einen Rest des Zwanges fanden, welchen Papst und Bischöfe dem Christenmenschen angethan; sie hießen die Independenten, die Unabhängigen; sie bekannten sich zum allgemeinen Priesterthum aller Erlösten, sie hielten sich an die Bibel, verlangten unbeschränkte Gewissensfreiheit und bekannten sich zu einer fortwährenden Offenbarung Gottes in der Menschenbrust und in der Weltgeschichte. Der praktische Sinn der Engländer hatte sie von Anfang an weniger auf die Lehrmeinungen als auf die Kirchenverfassung gewiesen; nun sollten sie die politischen Consequenzen des protestantischen Princips ziehen und sie thaten es auf bewunderungswürdige Weise; der Mann der That und der Mann des Wortes, der Soldat Cromwell und der Dichter Milton reichten sich dazu die Hand.

Die schottische Königsfamilie der Stuart's hatte nach Elisabeth (1603) den Thron von England bestiegen. Sie trachteten nach absoluter Herrschaft und Jakob I. verkündete vom Thron herab: Die Könige sind in Wahrheit Götter, dieweil sie auf Erden eine Art göttlicher Macht üben und alle Eigenschaften des Höchsten mit ihrem Wesen übereinstimmen; wie Gott Gewalt hat zu schaffen und zu zerstören,

Alle zu richten, selbst von Niemand gerichtet, so sind sie Keinem verantwortlich, Herren über Leben und Tod der Unterthanen, sie können mit diesen handeln als mit Schachpuppen, das Volk wie eine Münze erhöhen und herabsetzen. Alle Volksrechte sind nur eine fürstliche Gnadengabe. Und was bei dem furchtsam schlotterigen Vater die Theorie des dünkelhaften Gelehrten war, das wollte der Sohn Karl I., eine imponirend gebieterische Natur voll Gewandtheit und Kühnheit, aber treulos selbstsüchtig, zur Ausführung bringen. Die Prälaten stellten sich ihm zur Seite, sie neigten zum Katholicismus hin und besiegelten das Bündniß von Thron und Altar mit dem Spruche: Kein Bischof kein König! Dagegen vertheidigten nun die Puritaner mit der religiösen Freiheit die Rechte des Volks gegen Zwang und Gewalt, sein Eigenthum gegen willkürliche Besteuerung. Die englische Revolution war anfangs eine erhaltende gegen fürstliche Eingriffe; Hampden, der Mann des gesetzlichen Widerstandes, war ihr Führer; sie hielt über die Werkzeuge des Königs, über den Erzbischof Laud und den Minister Strafford, Gericht; der König beschwor die Bill der Rechte, welche die Grundsätze der englischen Verfassung enthielt. Das lange Parlament, die Presbyterianer würden nun mit ihm regiert haben, wenn er Wort gehalten hätte; aber mit Hilfe der Schotten wollte er England wieder unterdrücken, und so kam es zum offenen Kampf. Da erfüllte sich, was Hampden einst von einem religiösen Redner im Parlament gesagt: „Wenns Ernst wird, wenn wir mit dem König brechen müssen, wird der plumpe Gesell England's größter Mann werden.“ Oliver Cromwell führte die Independenten zum Sieg, und wie die religiöse und bürgerliche Unabhängigkeit errungen war, da sah er ein, daß sogleich eine volksthümliche Verfassung festgestellt und von einer starken Regierung gehandhabt werden müsse, und er bewährte sich selbst als der Mann das auszuführen. In ihm waren zum Heil seines Landes der Krieger und der Staatsmann vereinigt: der Patriot erkämpfte den Sieg, der Feldherr, auf das Schwert gestützt, errichtete und hielt die Ordnung aufrecht; England hatte in Cromwell den bewaffneten Reformator, den Macchiavelli für Italien ersehnte; er ward der Zuchtmeister zur Freiheit.

Cromwell's Reden und Briefe, wie sie Carlyle gesammelt und erläutert hat, machen es urkundlich klar, daß wir es nicht mit einem schlauen Heuchler, sondern mit einem echt religiösen Manne zu thun haben; aber freilich waren schwärmerische Glaubensbegeisterung mit staatsmännisch realistischem Sinn und soldatischer Schlagkraft nie in so hohem Maße verbunden wie bei ihm: „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!“ war seine Losung vor der Schlacht. Seine Stärke wuchs durch seine Thaten, seine Erfolge wiesen ihn auf höhere Ziele hin, er sah im Gang der Ereignisse das Walten Gottes, hörte Gottes Stimme in des Volkes Stimme, und wenn er als der Mann der Nothwendigkeit die Herrschaft fest in seiner Hand hielt, so erklärte er offen: Seine Macht möge nicht länger dauern als sie mit dem Worte Gottes in vollkommenem Einklange stehe, zur Förderung des Evangeliums, zur Erhaltung des Volks bei seinem Recht und Eigenthum gereiche: „Mein Leben ist ein freiwilliges Opfer gewesen, das ich für Alle dargebracht,“ schrieb er an Fleetwood. Große Männer des handelnden Lebens können gar nicht den Plan ihrer Bestrebungen voraus und bis ins Kleinste entwerfen, sondern jeden Tag durchschauen sie die Ereignisse und darnach schreiten sie vor. Auch Cromwell konnte die Bewegungen nicht machen, die in den Elementen der Zeit lagen und mit so elementarer Gewalt hervorbrachen; aber er arbeitete sich als Sieger und Ordner derselben dadurch empor, daß er mit gewissenhafter Entschlossenheit und Wahrhaftigkeit die Eroberung und Behauptung der religiösen und bürgerlichen Freiheit im vollen Sinne des Worts rücksichtslos und todesmuthig sich zum Ziel setzte. Er konnte allerdings keine Schlachten gewinnen ohne seine gottseligen Eisenseiten, aber sein Genie und seine Begeisterung führten sie in den Kampf und leiteten ihre Stärke. Wie heut zu Tag' in der Natur Viele meinen, daß die Millionen von Zellen den Organismus machen ohne eine sie organisirende Kraft, so glauben sie auch in der Geschichte den Genius entbehren zu können und Alles dem Zusammenwirken der vielköpfigen Menge zuschreiben zu sollen, und zwar ohne die innerlich bewegenden treibenden göttlichen Impulse zu verstehen, die solches Zusammenwirken bedingen. Der

große Mann versteht sie aber und wird nun mächtig durch sie; sein Wille vollstreckt den der Geschichte. Wie verhängnißvoll ward es für Frankreich, daß Mirabeau ohne die Sittenstrenge und Gottesfurcht Cromwell's auch des Vertrauens der Nation entbehrte, die doch den Wüstling in ihm beargwöhnte! Wie anders hätte er der Sache der Ordnung und Freiheit zugleich mit reinen Händen dienen können, obwohl er seine Ueberzeugung nicht verkaufte, aber doch das Geld des Hofes annahm, um ihr gemäß zu handeln! Wie verhängnißvoll war es für Deutschland, daß Luther sich der politischen Bewegung versagte! Ihm ist Cromwell verwandt durch seine Seelenkämpfe, durch seine Liebe zur Musik, durch die gleiche feurige derbgewaltige Natur, die stets mit heiligem Ernst um das ewige Heil ringt und doch einen gesunden Spaß nicht verschmäht; aber der Engländer wirft sich mit seinem religiösen Sinn in die weltlichen Händel und gibt ihnen das Gepräge seines Geistes. Auf der Höhe seiner Macht beschwor er das Parlament in der Eröffnungsrede: „Im Namen Gottes geht voran mit reinem Herzen; laßt uns auf ihn hören und dann berathen. Jetzt sind Viele noch bereit, einander die Hälse abzuschneiden, aber wenn wir auf den rechten Weg gebracht sind, wird die Liebe den Frieden bringen und dann werdet ihr Luther's Psalm singen: Eine feste Burg ist unser Gott! Ob der Papst und der Spanier und alle Teufel gegen uns aufstehen, im Namen des Herrn wird es uns doch gelingen!“ Seinem Sohn Richard schrieb er einmal die herzlichen Worte, die zugleich auch die Freiheit seines Geistes von aller dogmatischen Beschränktheit bezeugen: „Suche den Herrn und sein Angesicht ohne Unterlaß; das sei die Aufgabe Deines Lebens, diesem Zweck laß alles Andre dienstbar sein. Das Angesicht Gottes kannst du nur in Christus sehen und finden; darum arbeite, daß Du Gott in Christus erkennst, dies nennt die Schrift die Summe aller Dinge, ja das ewige Leben selbst. Denn die wahre Erkenntniß ist nicht ein äußerlich Wissen vom Buchstaben, sondern innerlich und das Gemüth nach ihr selber umbildend; sie ist ein Einswerden mit Gott, ein Theilhaben an seiner Natur.“ Dieser Sinn zieht sich durch alle Reden und Thaten Cromwell's; Carlyle hat Recht, den Ausspruch von Novalis über Spinoza auf ihn zu übertragen: „Er war ein gottestrunkener Mann; — gebadet in ewigen Glanz wandelte er über die dunkle Erde; wer hat wie er die Geschäfte der Welt mit einem Herzen getrieben, das von der Idee des Höchsten voll war? Wie eine Kraft der Ewigkeit, der nichts widerstehen kann, schreitet er auf dem Kampfplatz der Zeit.“

Cromwell war aus altsächsischem Geschlecht; er erwuchs in puritanischer Atmosphäre. Am 23. April 1616 ward er auf der Universität Cambridge immatriculirt, — am Todestage Shakspeare's. Ziehen wir noch Newton heran, so finden wir, daß in diesem Jahrhundert England seine größten Männer hatte, daß die Häupter des Jahrhunderts in Kunst, Staat und exacter Wissenschaft Engländer waren. Ein schlichter Landedelmann lebte er arbeitsam auf seinem Gut, als Gemüthserschütterungen über ihn kamen, Seelenkämpfe, aus denen eine klare Erkenntniß des Christenthums, eine sittliche Wiedergeburt hervorging, die er als seine Erweckung bezeichnet. Milton sagte: „Als rechter Christ hatte er vor Allem sich selbst kennen und seine Feinde im Innern bezwingen gelernt, die Furcht, den Zweifel, die eitle Hoffnung. Nachdem er so Herr und Ueberwinder seiner selbst geworden, trat er dem Feind da draußen als ein kriegserfahrener Veteran entgegen.“ — Er ward ins Parlament gewählt, aber er ragte in den politischen Verhandlungen nicht hervor; doch ergriff er in religiösen Fragen zur Vertheidigung der Freiheit das Wort; nicht Phrasen, sondern Sachen zu sprechen war seine Art. Als sich die Cavaliere um den König schaarten, und das Parlament ihm ein Heer gegenüber stellte, aber nichts ausrichtete, da äußerte Cromwell zu Hampden: Eure Truppen sind abgängige Söldner, Aufwärter in Schenken und fortgejagte Weinzapfer; dort fechten Männer von Stand, die Söhne von Edelleuten; denkt Ihr, daß jene Burschen fähig sein werden, die zu bestehen, welche Ehre und Muth im Herzen haben? Man muß solche Männer anwerben, die einen Geist zur Sache haben, die Gottesfurcht und ihr Gewissen treibt. Und er warb sich eine Schaar solcher Männer unter den Independenten seiner Umgebung, er übte sich mit ihnen in den Waffen, er ent-

schied mit ihnen ein Gefecht — und von da an wurden wir nie wieder geschlagen, sagte er am Abend seines Lebens. Statt Liederlichkeit und Fluchen herrschte Zucht, Gesang von Psalmen und Gebet in seinem Lager; Männer voll religiöser Begeisterung fanden sich bei ihm zusammen, die ihre Freiheit verfechten wollten, die Gott fürchteten und sonst nichts. Nach ihrem Muster ward das ganze Heer umgebildet. Cromwell ward durch sein sich bewährendes Organisations- und Feldherrntalent dessen Führer und Seele und dadurch der Held der Revolution von England. Als der König überwunden war, wollte Cromwell ihn retten und mit ihm ein verfassungsmäßiges Regiment herstellen; wie er aber von dessen Treulosigkeit sich überzeugen mußte, ließ er ihn fallen. Er gestattete aber auch nicht, daß das lange Parlament durch Verhandlungen verdürbe, was das Schwert gewonnen, noch daß es sich zum Herren aufwürfe, daß die mit den Schotten verbündeten Presbyterianer ihr reformirtes Bekenntniß und ihren Gottesdienst zum ein- und gleichförmigen machten und Andersdenkende verfolgten. Allerdings zog er an der Spitze der Armee nach London, aber sie bestand ja nicht aus Prätorianern, sondern aus den beherztesten, für religiöse und bürgerliche Freiheit eifrigsten Männern von England; sie waren nicht Miethlinge, sondern Bürger, viele auch Familienväter; „nachdem sie ihr Leben eingesetzt, hatten sie ein Interesse und Recht, die Sache zu prüfen, zu fragen, ob das Ende des Kampfs sie befriedigen könne," wie der Führer selbst sich äußerte. Durch das Heer siegte die Demokratie, der Geist der Independenten über die Aristokratie, die Prälaten und die Presbyterianer. Das Heer war es, das die Frage aufwarf: ob, nachdem so viele Unschuldige umgekommen, nun nicht Gericht gehalten werden sollte über den Hauptschuldigen, den König. Cromwell widerstrebte, er sah, wie immer noch ein Theil der Nation an Karl Stuart hing, wie der Getödtete mächtiger sein werde als der Lebendige; aber die Stimme der Puritaner forderte zu einhellig und laut, daß Ernst gemacht werde mit der Gleichheit vor Gott und vor dem Gesetz. Sie hatten sich in das alte Testament hineingelesen, der Rachegott eines Elias ward mächtig über den Geist der erbarmenden Liebe, Blut sollte Blut sühnen. Damals, wo anderwärts die absolute Monarchie errichtet wurde, wollten sie den Beweis des Bibelspruchs führen, daß auch Fürsten Menschen sind.

Als Feldherr der Republik hatte Cromwell Irland und Schottland besiegt, als Staatsmann beide mit England in einem gemeinsamen Parlament geeinigt. In Irland galt es, eine gräuliche Niedermetzlung der Protestanten zu bestrafen. Cromwell kam indeß nicht als Henker, sondern als Richter und Arzt. Er bot Gerechtigkeit und Frieden, aber er drohte mit dem Schwert, wenn er fechten müsse. Seine Größe wird furchtbar, wie er da Wort hält und den ersten Widerstand austilgt; aber das schneidendste Mittel war das beste und das mindest blutige, weil nun Ruhe eintrat und er dem Land eine geordnete Verwaltung und durch viele seiner Soldaten arbeitsame Colonisten voll Kraft und Gesetzlichkeit gab. Charakteristisch ist eine Stelle von Cromwell's Zuschrift an die irischen Prälaten: „Das Volk, das gespornte Pferd, wird ausschlagen und die Welt wird einen andern Lauf nehmen. Die Menschen werden die Willkürherrschaft der Könige und Pfaffen müde, und das Gaukelspiel, wodurch sie wechselsweise die bürgerliche und kirchliche Tyrannei aufrecht erhalten, fängt an, durchschaut zu werden. Das Princip, daß das Volk um der geistlichen und weltlichen Herrscher willen da sei, wird aus der Welt hinausgepfiffen. Einige haben das doppelte Joch schon abgeworfen und hoffen durch Gottes Gnade frei zu bleiben. Andre sind nahe daran. Viele Gedanken gähren in den Gemüthern, die ihre Zukunft, ihre Vollendung haben werden."

Cromwell und sein Heer konnten nicht gestatten, daß das lange Parlament eine Oligarchie, eine presbyterianische Hierarchie begründe; sie wollten volle bürgerliche und religiöse Freiheit für sich und Alle. Er löste das Parlament auf; kein Hund bellte, als er den Schlüssel in die Tasche steckte, das Volk sandte ihm Vertrauensmänner, um eine Verfassung zu berathen, sie legten ihr Amt in seine Hand nieder und nach kurzer Berathung mit Generalen und Staatsmännern gab er, den man als Usurpator ausgeschrien, eine Verfassung ähnlich der von Nordamerika: Ein freigewähltes Parlament aus Engländern, Schotten, Irländern übt die gesetzgebende Gewalt, be-

zeichnet die Minister; Cromwell als Präsident unter dem Namen Protector des Gemeinwohls steht an der Spitze des Staates, leitet die auswärtigen Angelegenheiten. Und er leitete sie so, daß er die Seemacht England's, die Elisabeth begründet hatte, zur Blüthe brachte; die Navigationsacte, die Siege Blakes halfen dazu. Er begann die Obermacht Spaniens zu brechen, England war durch ihn die Vormacht des Protestantismus, dem culturfördernden Unternehmungsgeist waren die Bahnen eröffnet, eine großartige Weltstellung war neben der Einigung zum Nationalstaat gewonnen. Milton war Cromwell's Lateinsecretär im auswärtigen Amte, der Verfasser der Staatsschriften; er begrüßte den Helden in einem Sonett:

> Cromwell, Du unser Haupt, der Du gedrungen
> Durch der Verwirrung Sturm, der Schlachten Glut,
> Geführt vom Glauben, von des Herzens Muth,
> Der Frieden uns und Wahrheit kühn errungen,
>
> Der Gottes Siegesfahne Du geschwungen,
> Gezügelt des gekrönten Feindes Wuth,
> Als Deinen Ruhm gerauscht des Darwen Fluth,
> Und Dunbars Höh'n von Deinem Preis erklungen
>
> Und Worster Dir den Lorberkranz gewunden!
> Doch zu erstreiten wird noch viel gefunden,
> Und Deine Siege will der Frieden auch.
>
> Ein neuer Feind will unsre Seelen ketten;
> O hilf ein frei Gewissen uns erretten
> Vor Miethlingswölfen, deren Gott ihr Bauch!

Und Cromwell verkündete im Parlament: „Wer seinen Glauben bekennt, sei er Wiedertäufer, Independent oder Presbyterianer, im Namen Gottes ermuthigt sie, fördert sie, laßt die Gewissen frei, denn dafür haben wir gekämpft. Alle, die an Christum glauben und demgemäß leben, sind Glieder Christi und ein Apfel seines Auges. Wer den Glauben hat, dem stehe die Form frei, nur daß er selber vorurtheilslos gegen andre Formen sei. Das werde ich nie dulden, daß Einer seine Weise dem Andern aufdränge." Darum aber konnten weder Cromwell noch Milton damals die Katholiken in den Frieden einschließen, weil diese selber ihn nicht wollten, weil sie die andern Bekenntnisse verdammten, unduldsam und ohne Rücksicht auf das Vaterland im Papst zu Rom ihr Oberhaupt sahen.

Cromwell wollte als Regent die sieghafte Partei mit der besiegten versöhnen, er wollte parlamentarische Selbstverwaltung einführen, aber hier die liberalen Theoretiker, welche die Verfassung immer wieder in Frage stellten und weder selbst regieren noch sich regieren lassen konnten, und dort die Royalisten mit ihren morddrohenden Verschwörungen, dann die Leveller, die Gleichmacher mit ihrem Verlangen nach Ackervertheilung, die Millennarier, die das tausendjährige Reich stiften wollten durch Gütergemeinschaft, ließen es nicht dazu kommen, er mußte die Parlamente wiederholt auflösen und Gott zum Richter zwischen sich und ihnen aufrufen, und eine Zeit lang das Land durch seine Soldaten, diese Heiligen in Waffen, verwalten lassen, wenn nicht Anarchie und Bürgerkrieg einreißen sollten. Dies militärische Puritanerthum machte vielfach dem lustigen Altengland ein Ende, und seine harte Zucht und mürrische Sittenstrenge erweckten hier die Heuchelei, dort einen Rückschlag frivoler Liederlichkeit; allein im Ganzen vollzog es die sittliche Wiedergeburt der Nation und kräftigte jene ernste Gediegenheit und Arbeitsamkeit, der sie ihre Größe verdankt. Die übermäßigen Auswüchse verloren sich, Cromwell hatte sich fern von ihnen gehalten; hoch angelegt von Natur und nun hochgestellt hatte er Sinn für Alles, was durch Geist, Ruhm, Erinnerung groß war. Einmal dachte das Parlament den Zusammenhang mit der Vergangenheit herzustellen, dem Rechtsgefühl zu genügen und die Gemüther zu beschwichtigen. Cromwell sollte den Königsnamen annehmen. Aber die alten Kampfgenossen stießen sich daran und so erklärte er sich dagegen, bereit, sich und seine Macht dem zu Füßen legen, welcher die Wahrheit und Freiheit sicher stellen und eine ruhige Verständigung herbeiführen könnte. „Es gilt Frieden und Freiheit des Volks zu ordnen, das so laut wie je eines darnach schreit, in feste Zustände zu kommen, und da bin ich bereit, euch zu dienen nicht als ein König, sondern als ein Constabler. Denn bei Gott, ich habe oft gedacht, ich könnte mein Amt und Geschäft nicht anders bezeichnen, als wenn ich mich einem guten Constabler vergleiche, der den Frieden seines Kirchspiels aufrecht erhält. Das war meine Genugthuung in allen Stürmen, daß Ihr jetzt Frieden habt." Als er die ersehnte Ruhe im Tod gefunden, da bewies die allgemeine Rathlosigkeit und Verwirrung, wie sehr er der Mann der Nothwendigkeit gewesen, und wie wir ihn preisen sollen, daß

er das erkannte und zu behaupten den Willen hatte. Es folgte eine Stuartische Restauration, die schmählichste Zeit der ganzen englischen Geschichte. Aber der Sinn für Freiheit, Recht und Wahrheit war während Cromwell's Leben so fest gewurzelt, und so weit verbreitet, daß er noch vor Abschluß des Jahrhunderts die Herrschaft des Gesetzes und die Ordnung des sich selbst verwaltenden Gemeinwesens aufrichten und zum festen Eckstein der neuen Gesellschaft hinstellen konnte.

Neben dem Mann der That stand ein Mann des Worts, Milton, der als Dichter die Ideale der Zeit erfaßte und sie als Principien aussprach, als Ziele der Entwicklung, als Maßstab der Beurtheilung aufstellte; er begleitete mit schwungvollen Prosaschriften den Kampf der Geschichte, und als die Sache des Puritanerthums äußerlich verloren schien, setzte er ihm in seinen erhabenen Dichtungen ein Denkmal dauernder als von Erz. Selten hat sich Geist und Wesen einer weltgeschichtlichen Epoche so großartig scharf, so überwältigend edel ausgeprägt wie in Cromwell und Milton. Wie die Propheten Israel's, wie Dante ist auch dieser für Vaterland und Religion begeistert, Sänger und Politiker zugleich, und herrlich bewährt er das Wort seiner Jugend: Wer ein großes Gedicht hervorbringen will, muß selber ein wahres Gedicht sein. Das mädchenhaft holde, jungfräulich reine Wesen seiner Jugend milderte die spröde Herbigkeit seines vereinsamten Alters, die unerbittliche Strenge seiner Gesinnung. Aus den Schulübungen seiner Jugend in lateinischen, griechischen, italienischen Gedichten brachte er das Gefühl für formale Schönheit und ebenmäßigen Wohllaut in seine spätern englischen Dichtungen, der Erste seines Volks, der classisch durchgebildet die Antike nicht äußerlich nachahmte oder das Vaterländische durch sie beeinträchtigte, sondern die durch ihr Studium gewonnene Klarheit und Hoheit der Darstellung auf die damals das Volksgemüth beherrschenden Stoffe der Bibel, vornehmlich des alten Testamentes übertrug. Seine Subjectivität ist die Seele seiner Werke; sein Wissen und Wollen, sein Fühlen und Erleben gestaltet er in ihnen, darum überwiegt das Lyrische, darum fehlt im Epischen der leichte Fluß der sich wie von selbst bewegenden Begebenheiten, im Dramatischen die Mannigfaltigkeit der eigenthümlichen Charaktere; Milton verschwindet nicht hinter seinen Werken wie Homer und Shakspeare, und wo Alles so heilig ernst genommen wird, hat der heiter sprudelnde Humor, hat die überquellende Lebenslust und der Uebermuth des künstlerischen Spiels keine Stelle. Was er thut und dichtet, ist ihm Gottesdienst. Indem sein Schönheitssinn ihn vor den mürrischen Ausschreitungen der wunderlichen Heiligen seiner Zeit bewahrt, stellt er den gediegenen Kern des Puritanerthums in seiner metallenen Schwere und Härte in schlackenlosem Glanze dar.

John Milton ward 1608 in London geboren; vom Vater erbte er den Geist jener strengen und freien Religiosität und die Liebe zur Musik; in der Schule und auf der Universität Cambridge ward er in rastlosem Fleiß mit den Denkern und Dichtern von Hellas und Rom vertraut; in ebenmäßiger Entwicklung auf das Höchste gerichtet, bewahrte seine Seele sich keusch und rein, und blieben ihm erschütternde Kämpfe erspart, zumal seine Gewissenhaftigkeit ihn davor behütete, die Artikel der Staatskirche zu unterschreiben und in ihren Dienst zu treten; bis zu seinem dreißigsten Jahre konnte er auf einem Landhause der Familie in bescheidenen Verhältnissen ruhig seinen Studien leben, wo er aber weder des Naturgenusses noch der ritterlichen Künste des Fechtens und Reitens vergaß; die gesunde Seele in gesundem Leibe nach Art der Griechen, nicht die körperliche Verkümmerung der Schulgelehrten forderte er für sich und für das Volk. Die Jugend zeigt den Mann gleichwie der Morgen den Tag verkündet, sagt er selbst, und so begegnet uns unter den Erstlingen seiner Muse eine schwungvolle Hymne auf die Geburt Jesu; er schildert die Nacht der Weihe, wie über der alten Welt der Stern eines neuen Lebens aufgeht, die Nymphen zerreißen ihre Blumenkronen, im Flüstern der Wellen haucht der Schmerzensruf der Naturgötter, aber die Engelchöre singen ihr Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden. Die Todtenklage auf einen ertrunkenen Freund wird zu einer Virgilischen Ekloge, aber mitten durch das antike Hirtenlied bricht der Zorn gegen die entartete Kirche hervor. Ein Maskenspiel Komus zeigt die Jungfrau im Wald um-

sungen und umtanzt von verlockenden Elfen, aber wie reizend deren Melodien auch klingen, und mit der Frage, was die Nacht mit dem Schlafe zu thun habe? zur süßen Wonne der Sünde locken wollen, die Keuschheit siegt und verscheucht den Zauberspuk. Am bezeichnendsten ist das lyrische Doppelbild des Lebens Allegro und Penseroso. Es sind zwei ganz parallel gehaltene Gedichte in vollendeter Sprache, voll sinnschwerer Gedrungenheit und doch so lieblich zugleich; jedes Wort ruft eine Fülle von Anschauungen und Bildern wach; Macaulay sagt ganz richtig: Sie unterscheiden sich von gewöhnlichen Versen wie Rosenöl von Rosenwasser, wie eine verdichtete Essenz von der verdünnten Mischung. Wir haben die Landschaft vor uns, in welcher Milton damals lebt, aber das eine Mal im Sonnenlicht, das andre Mal im Mondenscheine; im Selbstgespräche einer lebensfrohen und einer sinnig stillen Seele begegnet sich die unbefangne helle Heiterkeit der Glanztage Elisabeth's, in welchen Shakspeare heranwuchs, mit dem strengen und tiefen Ernste der anbrechenden Cromwellischen Aera, der Zeit von Milton selbst, oder es steht die Stimmung der Cavaliere am Hof und im Lager König Karl's im Contrast zu den Rundköpfen des langen Parlaments, aber aller Erdenschwere ledig im Duft und Aether der Poesie. Dort lacht der Morgen, die Lerche schwingt sich jubelnd empor, und wir wandern am Bach zwischen Bergen dahin und treffen den lustigen Jagdzug und die Hirten beim traulichen Mahl, die Dirnen und Bursche des Dorfes beim Tanz unter der Linde; und dann empfängt uns die Stadt, wir beschauen ein ritterliches Fest und lauschen vor der Bühne, wie der Sohn der Phantasie, unser süßester Shakspeare des heimischen Waldes freie Töne singt. Hier hört der einsame Träumer das Lied der Nachtigall und sehnsüchtig blickt er zu den Sternen des Himmels empor, dann sitzt er forschend und denkend bei der mitternächtigen Lampe, die Helden des Alterthums, des Aeschylus und Sophokles steigen vor seinem Auge empor; und wenn die Zeit über der Bewunderung des Hohen und Edlen verflossen ist und die Sonne durch die melancholischen Regenwolken bricht, dann setzt er sich im Waldesschatten in eine verlassene Zelle der Klosterruinen, wie ein Prophet in härenem Gewande, des Geistes wartend, der ihm ein Seherwort auf die Lippe legt.

Damals schrieb Milton einem Freunde: Wenn je einem Menschen, so hat die Gottheit mir die Leidenschaft für das Gute und Schöne eingeflößt. Nimmer hat Ceres ihre Tochter Proserpina mit solch' unaussprechlichem Eifer gesucht, als ich die Idee des Schönen in allen Erscheinungen zu erfassen strebe, — denn vielerlei sind die Gestalten des Göttlichen. Du verlangst zu wissen, welches mein Ziel sei? Durch des Himmels Hilfe unsterblicher Ruhm! Und was ich thue! Ich lasse meine Flügel wachsen und bereite mich zum Flug." Dieser Sinn führte ihn nach Italien und der schon bekannte liebenswürdige edle junge Mann lebte nun in Rom, Florenz, Neapel in der Anschauung von Kunst und Alterthum, im Verkehr mit Dichtern wie mit ihren Gönnern und Freunden. Er besuchte Galilei, er bekannte seinen protestantischen Glauben, und das Epigramm eines Italieners meint, dieser Engländer würde ein Engel sein, wenn er ebenso kirchlich fromm wie schön und geistreich wäre. Er erkannte den Werth der Schönheit für das Leben, ihr reizendes Gewand macht das Wahre, das Gute den Herzen liebenswerth, und der rauhe Weg des Rechten erscheint durch sie sanft und leicht. Wie Schiller dachte er an eine ästhetische Erziehung des Volks. Doch gerade als er im Umgang mit den italienischen Schöngeistern die Einsicht in den Zauber der wohllautenden Sprache und der geschmackvollen Darstellung gewann und nur an poetische Schöpfungen dachte, da brachen in seinem Vaterlande die Unruhen aus, die zur Revolution führten, und nun sagt er selbst: Ich hielt es für gemein, zu meinem Vergnügen im Ausland herumzureisen, während meine Mitbürger zu Hause für die Freiheit kämpfen. Und wäre es die niedrigste Dienstleistung, die Gott durch seinen Stimmführer Gewissen von mir heischt, Schmach über mich, wenn ich ihm nicht folgte!" So bewährte sich denn der Charakter im Dienste der Pflicht, in der harten Schule des Lebens, und ward der feste Grund für die späte reife Frucht der Kunst.

Die Gedanken, welche seine Zeit und sein Volk bewegen, den Drang nach Freiheit und zwar in ihrer religiösen, häuslichen und bürgerlichen Gestalt und im Lichte der Bibel,

welche die Reformation zum höchsten Quell der Wahrheit gemacht, aber der selbständigen Forschung und Aneignung der Menschen übergeben hatte, um es kurz zu sagen, den Geist der Geschichte ergreift nun Milton tiefer und schärfer als ein andrer der Zeitgenossen mit durchdringendem Verständniß, und seine dichterische Begeisterung läßt ihn auch als Politiker die Ideale seiner Zeit als die Ziele ihrer Entwicklung aufstellen. Er ward der Sprecher seiner Nation, neben Cromwell dem Helden „der Chorführer im Drama der englischen Revolution," wie Liebert ihn genannt hat, ein Tagesschriftsteller im größten Stil, im Sinne der griechischen Volksredner; durch die Buchdruckerpresse macht er die ganze gebildete Welt zu seinem Publicum. Auch er wächst mit seinen Aufgaben und Erfolgen. Er vertheidigt zuerst die Presbyterianer gegen die Prälaten der Staatskirche, die selber herrschen und wieder zum „römischen Götzendienst" zurücksteuern wollten. Religion und Freiheit hat Gott unzertrennlich in uns verwebt; die Wahrheit entjocht die Seelen vom Aberglauben und von der Sünde, und befähigt zu einem selbstkräftigen gesetzlichen bürgerlichen Leben. Dies verlangt ernste Arbeit und Mäßigung; wenn eine Nation in Sittenlosigkeit erschlafft, beut sie ihren Nacken dem Fuß des Zwingherrn dar. Milton beruft sich stets auf die Bibel als die Richtschnur des Glaubens und Wandels; in der Klarheit sieht er den Beweis der Wahrheit; die Vernunft ist für diese ebenso tüchtig wie das Auge für die Auffassung der Außenwelt im Lichte. Vernunft und Gewissen, wie sie sich im Volksgemüth offenbaren, setzt er über die Schulgelehrsamkeit und Prälatenweisheit. Das Volk soll auch darum seine Geistlichen selber wählen, die als echte Seelsorger es zur Tugend, zur Liebe leiten. Denn ohne gute Sitten sind die Gesetze kraftlos, Selbstachtung aber und die edle Scheu und Achtung des Menschen vor seines Gleichen sind die Amme und die Lehrerin der Tugend. Als aber dann die Presbyterianer nach Alleinherrschaft strebten, da forderte Milton die volle Gewissensfreiheit der Independenten. Keiner Macht auf Erden steht das Recht zu, in religiösen Dingen Zwang zu üben. Staat und Religion werden in der Christenheit nur dann gedeihen, wenn das Weltliche und Geistliche gesondert ist. Auf dem Gebiet der Religion gilt die volle Freiheit des inneren Menschen; alles Aeußerliche ist werthlos. Kraft des erleuchtenden heiligen Geistes ist die Religion in beständiger Entwicklung und wer durch starre Satzungen ihr Wachsthum hemmt, der sündigt gegen den Geist. Die Wahrheit wird in der heiligen Schrift einem quellenden Brunnen verglichen; wenn sein Wasser nicht in beständigem Laufe dahinfließt, so verwandelt es sich in einen schmutzigen Sumpf von Einförmigkeit und Ueberlieferung.

Milton macht Ernst mit dem allgemeinen Priesterthum der Christen; das ganze Volk des Herrn, nicht blos die Aeltesten sind Propheten geworden. Das Kirchengut soll für Schulen und öffentliche Büchersammlungen verwandt, der Geistliche von der Gemeinde erhalten werden. Das Gespenst des farbigen Chorrocks verfolgt uns noch, seufzt er einmal, und an den Teppichwirker Paulus denkend wünscht er, alle Geistlichen verstünden und übten ein Handwerk, dann würden sie nicht gezwungen sein, aus dem Predigen ein Handwerk zu machen. Die Gemeinde soll nicht die Religion im Kopf oder in den Büchern eines Priesters zur Miethe wohnen lassen, der ihr sonntäglich einen magern Brocken oder Bissen davon vorwirft; Jeder soll selber in der Schrift forschen und sich von seinem Glauben Rechenschaft geben. Jeder Einzelne spreche ein Wort des Heils wie und so oft der Geist ihn treibt. Immer dasjenige suchen, was wir noch nicht wissen, mit Hilfe dessen, was wir bereits kennen, immer Wahrheit an Wahrheit reihen, wie wir sie finden, das ist die goldene Regel in der Theologie wie in der Mathematik, und bringt die beste Harmonie in der Kirche hervor. Wie beim äußern Tempelbau verschiedene Werkleute erforderlich sind, so müssen auch für den innern verschiedene Richtungen und Genossenschaften bestehen, und wie dort durch kunstvolle Zusammenfügung mannigfacher Materialien ein harmonischer Bau entsteht, so kann auch hier die Vereinigung verschiedener Ansichten nur dazu beitragen, den geistigen Tempel reicher und schöner zu machen. Im Austausche der Gedanken soll die Wahrheit gefördert werden, die echte Kirche soll ein Liebesbund selbständig denkender Christen sein. Mögen die Genossen derselben Richtung, desselben Be-

kenntnisses sich innerhalb der Gemeinsamkeit des Ganzen zu kleineren Gruppen zusammenthun, nur daß alle einander dulden und in ihrer Berechtigung anerkennen. Das war für Milton das Ziel der Reformation, und darum feierte er ihre Vorkämpfer: „Die Helden des Alterthums befreiten die Menschen von solchen Tyrannen, die sie nur zu einem äußern Gehorsam zwangen und den Geist so frei ließen als er sein konnte; unsere Helden haben uns von einer Doctrin der Tyrannei erlöst, welche die innere Ueberzeugung verdarb und unterjochte."

Die häusliche Freiheit gründet Milton auf die sittliche Liebe in der Ehe. Daß die männliche und weibliche Natur sich ganz in einander einleben, daß die Sehnsucht nach der Vollendung der Menschheit gestillt werde, die Trost und Frieden gewährende Vereinigung der Seelen ist der Hauptzweck der Ehe, nicht blos die Fortpflanzung des Geschlechts oder die Sinnenlust und fleischliche Vermischung, die erst durch die Liebestreue ihre sittliche Weihe empfängt. In solch' echter Ehe wird der Geselligkeitstrieb, die Sehnsucht der Seele nach Genossenschaft erfüllt, die stärker ist als der Tod, eine Flamme Gottes. Das gemeinsame Genießen der idealen Lebensgüter in gegenseitigem Mittheilen und Empfangen ist das Glück der Ehe für das gegenwärtige Geschlecht und sie bietet dadurch dem heranwachsenden die Erziehung zum Guten. Solch' eine wahre Ehe ist unauflöslich. Aber wo die Gatten sich getäuscht haben, was gerade den unschuldigen und vertrauenden Gemüthern geschehen kann, wo sie diese innige Herzens- und Geistesgenossenschaft nicht finden, sondern wo die Verschiedenheit der Naturen zur Unverträglichkeit und Widerspenstigkeit führt, da ist der Zweck der Ehe verfehlt und da fordert Milton, daß Scheidung und Wiederverheirathung gestattet werde. Das Wesen der Ehe will er nicht antasten, sondern veredeln; die Scheinehe, in welcher die thierische Begierde ohne Seelengemeinschaft ihre Lust befriedigt und das Heiligthum befleckt, die will er lösen auch aus andern Gründen als aus fleischlichem Ehebruch oder Unvermögen. Denn kein Bund hat eine verbindende Kraft gegen seinen Endzweck, kein Vertrag wird geschlossen, um das eigene Verderben zu bewirken, sondern um des Wohles willen, und wenn das Gegentheil von dem erfolgt, was beabsichtigt war, so ist man nicht verpflichtet, in der Täuschung zu beharren; häusliche Gefangenschaft soll gebrochen, häusliches Unglück von der leidenden Menschheit hinweggehoben werden. Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch allerdings nicht scheiden, aber Gott hat nur die verbunden, welche in Geist und Gemüth übereinstimmen; wo aber menschlicher Irrthum ein Band geknüpft hat, das nicht zum beglückenden Seelenbunde führt, da soll die Heilung und die Möglichkeit einer neuen vollen Liebes- und Lebensgemeinschaft gewährt werden; und das soll dem persönlichen Gewissen überlassen bleiben. Milton erörterte die Aussprüche des mosaischen Gesetzes und des Evangeliums über die Ehe und Ehescheidung, und suchte durch verständige Deutung aus dem Princip des Christenthums, der Freiheit und der Liebe, die Harmonie derselben unter einander und mit seiner Auffassung darzulegen. Wir lesen dabei die schönen Worte, die aus der Düsterniß und Säuerlichkeit der Rundköpfe sich hervorringen: Es ist das Wesen der Erlösung, daß sie unheilvolle Fesseln, deren Druck der Seele schadet, von uns nimmt, daß sie unsere gerechten Ansprüche an jedes gute Ding in diesem und jenem Leben anerkennt und befriedigt. Der Christ ist der Freude und dem Frieden geweiht und es giebt keine Pflicht, die nicht der Heiterkeit bedürfe, um recht erfüllt zu werden. Milton entwickelte seine Ansichten in einer Eingabe an das Parlament und in einigen Vertheidigungsschriften, in welchen er grob und bitter ward gegen die Beinkleffer und Schmeißfliegen, gegen die er endlich ungeduldig Peitsche und Klappe schwinge. In andern Schriften fallen die Keulenschläge der Polemik mit einer an Luther gemahnenden Wucht, aber auch mit der Starrheit des Puritaners, die im Gegner sofort den Götzendiener, Miethling, Lüstling sieht, und sich noch nicht aus der Schranke des Gemüths in jene Weite des Geistes erhebt, welche auch im Widersacher die Ueberzeugung und in der Gegenpartei die Berechtigung ihres Standpunkts ehrt, und gerade dadurch im Blick auf das Ganze, zu dem die Widersprüche sich versöhnen müssen, ein ruhig überlegenes Lächeln selbst in der Hitze des Streites zeigen kann.

Die Poesie der Liebe und das Ideal der Ehe in keuscher Dichterseele tragend war Milton selbst der Täuschung seiner Einbildungskraft verfallen. Die Dame, die er 1643 plötzlich heimführte, von deren geselligheiterer Natur er ein theilnehmendes Eingehen und eine beseligende Ergänzung seiner Persönlichkeit geträumt und gehofft hatte, blieb unempfänglich für seinen Geist und seine Sinnesrichtung, kehrte aus seinem philosophischen Hause in das munter bewegte ihrer Eltern zurück und zog die Cavaliere dem Puritaner vor. Bald erklärte der Vater ihre Verbindung mit einem Rebellen für einen Schandfleck seines Wappens. Die erwähnte Schrift Milton's war die Frucht dieser Erlebnisse. In der häuslichen Freiheit sah er die Grundlage der bürgerlichen, in der Familiensittlichkeit die nothwendige Bedingung für das Wohl des Staates. Zwei Jahre später war der König geschlagen und nun sank die Gattin weinend zu Milton's Füßen; er vergab und nahm ihre Familie in sein Haus auf, aber das Verhältniß blieb kalt und unerquicklich. Sie ward die Mutter von Töchtern, die sich später bis auf eine dem blinden Vater entzogen. Nach ihrem Tode heirathete Miton wieder und fand ein Glück von kurzer Dauer. Die dritte Gattin besorgte ihm treufleißig die Haushaltung in schweren Tagen zur Zeit der Reaction. Sie wollte, daß er eine Stelle unter derselben annehme; er versetzte: Ich verarge Dir es nicht, daß Du in einer Kutsche fahren willst wie andere Weiber, aber ich will als ein Ehrenmann leben und sterben. Der bittere Wermuthstropfen, der dem Dichter den süßesten Lebensbecher vergällte, ließ auch seine Poesie nicht ohne einen herben Nachgeschmack. Wenn Beatrice das himmlische Paradies für Dante erschließt, so singt Milton, wie der Mann das irdische Paradies durch das Weib verloren hat.

Milton hatte Knaben zur Erziehung und zum Unterricht in seinem Hause, bevor er in den Staatsdienst trat; daraus erwuchs das Schreiben über die Erziehung an seinen deutschen Freund Hartlieb. Er will Selbstthätigkeit und Seelenstärke, Begeisterung für Tugend und Wissenschaft wecken und nähren; Anstalten sollen gegründet werden, die zugleich die humanistischen und realistischen Studien verbinden, für körperliche Uebung und genußreiche Erholung der Jugend Sorge tragen, sie an reine edle Freude gewöhnen; der Bund der Pythagoreer und Platon's Republik verschmelzen auch hier mit den Errungenschaften der Reformationszeit und mit Zukunftsideen. Die Erforschung der sichtbaren Welt soll zur Erkenntniß und Liebe Gottes führen. Mit der sinnlichen Anschauung soll begonnen werden, Sach- und Sprachkenntniß soll gleichen Schritt halten; dann nachdem die Elemente der griechischen und lateinischen Grammatik erlernt sind, soll die Lectüre von Erzählungen und Gesprächen aus classischen Autoren folgen, welche als Beispiele des Guten und Großen die sittlichen Grundsätze darstellen und dem Gemüth einprägen. So sollen stufenweise die Schriftsteller gelesen werden, welche Geschichte und Mathematik, Naturwissenschaft, Politik und Philosophie vortragen; mit der Sprache soll der Inhalt eingeprägt und im Verkehr mit der freien Natur, mit Jägern und Gärtnern wie mit Seeleuten und Baumeistern soll auf praktisch empirische Weise statt todter Begriffe lebendige Anschauung gewonnen, die Ergebnisse der neuern Forschung sollen an die Ueberlieferung des Alterthums angeknüpft werden. Die großen Dichter sollen dabei das Schönheitsgefühl erquicken, den Geschmack bilden. Gymnastik und Waffenübung soll den Leib stark, die Seele tapfer machen, die Musik den Geist erheitern und besänftigen. So soll der Mensch für den Dienst Gottes und des Staates bereitet werden, daß er selbstbewußt und hochherzig seine Pflicht erfülle; die politische Freiheit des Ganzen ruht ja auf der sittlichen Freiheit und Tüchtigkeit des Einzelnen.

Hier wie später bei Milton's Gedanken über Selbstherrlichkeit des Volks und Gesellschaftsvertrag werden wir an Rousseau erinnert; beide Männer idealisiren die Natur und predigen das Evangelium der Freiheit, aber Milton steht mehr auf der Seite der Bildung und Zucht, während Rousseau seinen Gefühlen leidenschaftlicher folgt, glänzender, hinreißender, minder theologisch gebunden, aber mehr sophistisch schreibt als Milton, bei welchem die Breite der Gelehrsamkeit neben dem Schwung der Einbildungskraft liegt, dem es aber immer um die Wahrheit der Sache gilt, den sein starker Charakter Maß halten läßt, wo Rousseau's leicht verführbare Schwäche ver-

stimmt und haltlos wird und in die Genialität die Eitelkeit sich mischt. Auch mögen wir Fichte's gedenken, der die Befreiung des Vaterlandes gleichfalls auf Nationalerziehung begründen will, dessen Beurtheilung der französischen Revolution an Milton's Schutzreden für die englische, dessen Zurückforderung der Denkfreiheit an Milton's Forderung der Preßfreiheit anklingt. Ich glaube nicht, daß Rousseau und Fichte diese Arbeiten Milton's gekannt haben, aber „es winken sich die Weisen aller Zeiten."

Areopagitika heißt die Staatsrede, welche Milton 1644 an das lange Parlament richtete, als es das Erscheinen der Druckschriften von einer Erlaubniß abhängig zu machen beschloß. Die päpstliche Hierarchie, sagt er, hat zur Inquisition die Censur erfunden, die englischen Prälaten haben den Schergendienst gegen Andersdenkende nachgeäfft und solche mit Ohrenabschneiden, Pranger und Gefängniß verfolgt: wollen die Presbyterianer, nachdem sie nun herrschen, das Zwangs- und Verhütungssystem gleichfalls aufnehmen? Das sei ferne! Sonst würde der Hochmuth der Dummheit, diese Krankheit der Zeit, sich als organischer Fehler im Herzen England's festsetzen. Bücher sind allerdings nicht todte Dinge, sondern Phiolen voll der Lebenskraft des Geistes, der sie geschaffen, voll jener Drachenzähne der alten Sage, aus deren Saat gewaffnete Männer entspringen. Darum ist es nicht schlimmer, einen Menschen zu erschlagen, als ein gutes Buch zu tödten, denn wer das thut, der zerstört die Vernunft selber, das Auge Gottes, und die Anstrengungen vieler Jahrhunderte reichen oft nicht hin, eine verstoßene Wahrheit wieder zu gewinnen, deren Verlust das Unglück ganzer Völker nach sich zieht. Zeuge ist der Verfall Italiens und Spaniens unter Geistesdruck, während im Alterthum wie in der Neuzeit die Freiheit die Amme aller großen Geister ist, die den Staat emporbringen. Nur in der eigenen Erkenntniß und Unterscheidung vom Guten und Bösen, nur in der eigenen Wahl liegt der Werth und das Wesen der Sittlichkeit; das bringt allerdings Gefahren mit sich, aber ein Gran selbsterkorner Tugend ist einer Masse durch Zwang verhinderten Uebels vorzuziehen. Das Volk muß mündig werden. Es ist ja doch unmöglich, ihm Alles ferne zu halten, was es verführen könnte, man müßte ja sonst auch die Wirthshausgespräche und die Dudelsäcke wie den Schnitt der Kleider censiren. Es ist mit der Censur gegen Gedanken, wie wenn man einen Garten gegen Krähen durch Versperrung des Thors schützen wollte. Und wer kann sich anmaßen, zu Gericht zu sitzen über die Leistungen der hervorragendsten Männer? Es ist gegen die Ehre derer, welche die Wissenschaft um ihrer selbst willen suchen und lehren, daß sie von Beamten abhängen; der Staat soll regieren, nicht kritisiren. Er vertraue der Wahrheit, ihre Stärke grenzt an Allmacht, sie bedarf zu ihrem Siege keiner künstlichen Mittel, man gebe ihr nur Raum und binde sie nicht, denn dann weissagt sie nimmer, im Gegensatz zu Proteus, der nur gefangen und gebunden Orakel gab, oder sie richtet ihre Sprache nach den Umständen, wie Micha vor Ahab that. Darum seien die Richtschnur des Parlaments jene goldenen Bibelsprüche: Alles ist euer; den Reinen ist Alles rein; prüfet Alles und das Beste behaltet! Schaut hin, ruft Milton, auf unsere gewaltige Hauptstadt, die Zuflucht und Wohnstätte der Freiheit: wahrlich es sind nicht mehr Hämmer und Ambosse thätig, um Waffen für das bedrohte Recht zu schmieden, als Federn und Köpfe! Der größte Theil des Volks gibt sich mit ganzer Seele der Betrachtung der erhabensten Gegenstände hin; gerüstet, seine Selbständigkeit zu vertheidigen, hat er noch Kraft, um die fruchtbarsten Streitfragen der Wahrheit zu prüfen, und darum ist es klar, daß wir nicht auf dem Wege des Verfalles sind, sondern daß wir die alte häßliche Haut abwerfen, die Wehen dieser Zeit überdauern und uns verjüngen werden, daß wir bestimmt sind, die Ruhmesbahn der Weisheit und Tugend zu betreten und die höchsten Ehren der Geschichte zu empfangen. Ja ich sehe im Geist diese edle und mächtige Nation einem starken Manne gleich, der aus seinem Schlummer erwacht und seine unüberwindlichen Locken schüttelt, einem Adler gleich, der seine Jungen der Mittagssonne entgegenträgt, damit sie ihre Strahlen mit festem Blick ertragen lernen! — Ist der Dichter kein Seher gewesen? Er eilte seiner Zeit voraus und stellte das Ziel auf, welchem sie in den kommenden Geschlechtern nacheiferte; als Mirabeau die Areopagitika kurz vor der Berufung der französischen

Nationalversammlung übersetzte, da schrieb er einleitend, daß die Durchführung dieser Milton'schen Gedanken, daß die freie Presse und die Achtung vor der öffentlichen Meinung den englischen Staat so groß gemacht, so hoch erhoben habe.

Während nun in England König und Parlament im Kampfe lagen, vertiefte sich Milton in die Geschichte England's zur alten Sachsenzeit und gab eine Schilderung derselben, um die Verfassung und die Volksrechte in ihren historischen Wurzeln darzulegen. Als dann das Heer unter Cromwell die Sache in die Hand nahm und das gereinigte Rumpfparlament den König richtete, schrieb Milton seine Abhandlung über die Stellung der Könige und Obrigkeit (1649). Daß die Obrigkeit von Gott sei, erklärt er vollkommen richtig: es sei der Wille Gottes, daß Obrigkeit, bürgerliche Ordnung bestehe; die Form derselben aber sei das Werk des Menschen. Es ist Gottes Einsetzung und Wille, daß wir unsere Angelegenheiten gesetzlich ordnen und unter Gesetzen leben; welche Regierungsart aber ein Volk haben und wen es mit der Staatsgewalt betrauen soll, das bleibt seinem Ermessen anheimgestellt. So erkennt Milton auch, daß die Verfassungen der Eigenart und Entwicklungsstufe der Völker gemäß sind und sein sollen. Niemand, sagt er weiter, kann die Freiheit von Herzen lieben als gute Menschen; die andern lieben vielmehr die Zuchtlosigkeit, die nie mehr Raum und Nachsicht hat als unter Tyrannen. Alle Menschen sind von Natur frei geboren. Als mit dem Sündenfall Unrecht und Gewaltthätigkeit in die Welt kam, ward es nöthig, durch einen Bund oder Vertrag vor gegenseitiger Unbill sich zu schützen, sich in Gemeinschaft gegen innere und äußere Friedensstörung zu vertheidigen. Dadurch entstanden Staaten und Obrigkeiten, um die Rechtsverletzung abzuhalten, und das Volk übertrug die Macht der Selbsterhaltung, die ursprünglich in Jedem ruhte, einem Einzigen oder mehrern Männern von Weisheit und von Werth. Und daß auch diese nicht nach bloßer Willkür schalteten, gab man Gesetze, die von der Gesammtheit abgefaßt oder bestätigt wurden, und durch die das Recht herrschen sollte auch unabhängig von den Persönlichkeiten. Wie die Obrigkeit über dem Volke steht, so das Gesetz über ihr. Zur Handhabung der Gesetze verpflichteten sich nun König und Obrigkeit, und das Volk huldigte ihnen oft mit dem Vorbehalt, daß es des Eides entbunden sei, wenn sie sich treulos erwiesen. Nicht das Volk ist um der Regierung, sondern sie um des Volkes willen da. Der gerechte König ist ein Segen des Volks; wer aber weder die Gesetze noch das Gemeinwohl beachtet, der ist kein König mehr, sondern ein Tyrann, ein Feind des Vaterlandes, und darf und soll als solcher behandelt, bekämpft und gerichtet werden. Diese Grundsätze sucht Mitlon durch die Bibel und die Schriften der Reformatoren, wie durch Beispiele aus der Geschichte zu bekräftigen. Man wird mit Fug einwenden, daß die Staaten nicht auf diese Weise durch Vertrag entstanden seien; wenn man aber mit Milton festhält, daß der Staat als solcher nach der sittlichen Weltordnung aus der Natur des Menschen folgt, so wird man zugeben, daß die besondere Art der Staatsform vernunftgemäß durch Vertrag festgestellt wird, und daß dies sich auch durch die Geschichte hinzieht, und daß die englische wie die römische Verfassung in der Achtung und Weiterverwerthung der erworbenen Rechte so gediegen und so groß geworden ist.

Es war ein revolutionärer Act, der in England damals das Oberhaus beseitigte, ohne Zustimmung der Lords einen hohen Gerichtshof einsetzte und den König vor seine Schranken stellte; aber es geschah im Krieg, welchen Karl I. heraufbeschworen hatte; der König hatte die Grundgesetze des Staats gebrochen und war schuldig an dem vergossenen Blute des Volks. Nun fiel er als ein Opfer des Parteigeistes im Bürgerkrieg, welcher die Herzen hart gemacht hatte, in einem Jahrhundert, das die Todesstrafe um geringer Vergehen, um religiöser Bekenntnisse willen gewohnt war, und er ward geopfert von Männern, die gerade der Welt beweisen wollten, daß das Recht herrschen und der Fürst verantwortlich sein solle. Die Verwebung von Religion und Politik hatte dem Kampf der Puritaner eine begeisternde Weihe gegeben, jetzt ward ihnen verhängnißvoll, was sie groß und stark gemacht. Wie sie täglich in der Bibel lasen, stand ihnen der eifrige, zürnende Rachegott des alten Testaments vor Augen; sie lasen bei Moses daß ein Land, darin Blut geflossen, nur entsühnt

werde durch das Blut dessen, der es vergossen; der Hauptsünder sollte mit seinem Leben büßen. Noch hatte man nicht gelernt, die Bibel historisch und kritisch zu betrachten, Kern und Schaale zu sondern; jeder Spruch war eine Autorität, und wo Widersprüche vorlagen, suchte man sie hinwegzudeuten, da Gott nichts Unvernünftiges sagen könne. Statt an Jesu verzeihende Liebe hielt man sich an das verzehrende Feuer des Elias. Aber die Gewaltthat war zugleich ein politischer Fehler und die Vielen, die seither zum König gestanden, sahen in ihm nur einen Märtyrer sogar für dieselben Volksfreiheiten, die er angetastet und zerstört hatte. Der Bischof Gauden von Exeter verfaßte das Büchlein: Eikon Basilike, das Bildniß seiner geheiligten Majestät in der Qual und Einsamkeit. Voll frommer Todesbetrachtungen und guter Wünsche für England galt es für ein Werk und Vermächtniß des Königs selbst. Milton, der als lateinischer Secretär in die Regierung der Republik gerufen war, schrieb seinen Bilderstürmer: Eikonaklastes. Gegen den Götzendienst empört, den man mit Karl Stuart treiben wollte, widerlegt



John Milton.

Milton Schritt vor Schritt die Fälschung der Geschichte und die Schönfärberei jener Schrift, die Sentimentalität, die ob häuslicher Tugenden der Verbrechen gegen den Staat vergaß. Der König ist der Vollstrecker des Gesetzes, das ist die Herrlichkeit seines Amtes, deren er sich entkleidet, wenn er das Gesetz selber bricht und seinen Tyrannenlaunen folgt. Milton durfte behaupten: Ich warf keine Schmähungen auf die gefallene Majestät, ich zog nur die

Königin Wahrheit dem König Karl vor. Als einst am Hof des Darius gestritten ward, was das Stärkste in der Welt sei, nannte Zorobabel die Wahrheit; nennen wir die Gerechtigkeit, so mögen wir sagen, daß die Wahrheit die theoretische Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit die praktische Wahrheit sei; die Wahrheit ist ein Begriff und ihre Wirkung ist Belehrung, die Gerechtigkeit ist in ihrem Wesen Kraft und That, sie trägt das Schwert, um es gegen alle Gewalt und Unterdrückung zu gebrauchen, und Niemand ist von ihren Streichen ausgenommen. Nach Alfred's Sachsenspiegel soll der König gehalten sein, Recht zu erleiden wie die Andern aus dem Volke. Gegen den Vorwurf, daß die siegreichen Independenten nur eine Minderheit seien, sagt Milton: Wenn Dummheit und Verkehrtheit volksthümlich und allgemein sind, dann haben sich die, welche zur Wahrheit stehen, nicht zu schämen, daß sie nur eine kleine Partei sind.

Die Prinzen und Cavaliere gewannen den Polyhistor Salmasius (Saumaise) in Leyden für eine Vertheidigung König Karl's. Sie ging von dem Satze aus, daß der König über dem Gesetze stehe und unverantwortlich sei; ihn binde keine alte Ordnung, kein Schwur, seine Gewalt sei göttlich und schrankenlos; das Volk müsse blind gehorchen und könne sich so gut wie ein Einzelner in die Sklaverei verkaufen. Dabei erging sich Salmasius in Schmähungen gegen die englischen Republikaner und forderte die Fürsten Europa's zu einem Rachezug wider dieselben auf. Milton ward zu einer Erwiederung berufen, und da er sah, wie sein Augenlicht schwand, so gedachte er des Homerischen Achilles, wie er zwischen Pythia und der Unsterblichkeit, zwischen einem langen Wohlleben und dem ewigem Ruhme gewählt, und beschloß, seine Augen an den Dienst der Volkssache zu setzen. Sie erlagen über der anstrengenden Arbeit. Er sang:

> Was hält mich aufrecht in so schwerem Leid?
> Nur dies Gefühl: ich gab mein Augenlicht
> Als Opfer hin für jenen hehren Streit,
> Von dem die Welt in Nord und Süden spricht.

Seit den Gräueln der Bartholomäusnacht war in Europa die Frage aufgeworfen, wo das Recht des Widerstandes gegen eine Regierung anhebe. Wie Jehova mit Israel, so lehrten die Hugenotten, habe der König mit dem Volk einen Bund geschlossen, und wenn er denselben breche, sei auch das Volk seiner Verpflichtung entbunden. Wir lassen uns vom König beherrschen, wenn er sich von Gesetzen beherrschen läßt. Dagegen behauptet Hobbes, daß Selbstsucht die einzige Triebfeder der Menschen sei und nur die Furcht sie abhalten könne von dem Krieg Aller gegen Alle; darum sei die Gewaltherrschaft die unerläßliche Schutzwehr gegen Anarchie und Selbstzerstörung, und gut und böse sei, was der Staat, dieser Leviathan, das große Thier, dafür erklärt. Und andrerseits hatten die Jesuiten zur Zeit Heinrich's IV. von Frankreich behauptet, daß Jedermann das Recht habe, einen vom Papst gebannten und damit seiner Würde entkleideten König zu tödten. Mariana pries das Königthum als in der Natur begründet und von Gott eingesetzt; ein Tyrann aber ist, wer die Herrschaft durch Waffen oder Ränke erobert oder auch die rechtmäßig erworbene zum eigenen Vortheil mißbraucht. Gegen ihn darf das Volk sich erheben, ihn hinauswerfen wie einen Feind, oder Gericht über ihn halten.

Aehnlich wie dieser Spanier urtheilt Milton. Er ist kein Gegner des Königthums, obwohl er die Republik für die vollendetere Verfassung der vorgeschrittenen Menschheit hält, aber er denkt, daß Absolutismus und Christenthum einander widersprechen und behauptet das Recht der Selbstbestimmung für die Menschheit auch in Bezug auf ihre Staatsordnung. Die Gerechtigkeit der Sache des englischen Volks beruht ihm auf dem Gottes- und Naturgesetz, daß Alles, was zur allgemeinen Wohlfahrt gereicht, auch zuläßig sei. Nach der damaligen Sitte philologischer und theologischer Zänkereien überhäufte er den Gegner mit Schmähungen. Von dem Pantoffel Deines Weibes getrieben, hast Du um den Judaslohn von hundert Jakobsthalern die Freiheit verrathen; Du hast so viele Bücher durchgelesen und bist doch eine Schlafmütze geblieben! ruft er ihm zu und nennt ihn eine Knechtseele. Gegen die Beispiele und Stellen, welche Salmasius aus der Bibel und den alten Classikern beigebracht, führt Milton viele andere siegreich ins Feld und weist ihm Verdrehungen nach. Dann stützt er sich nun auf die englische Geschichte, in welcher der Grundsatz gelte: wenn irgend

welche Gesetze und Gebräuche der Ordnung Gottes, der Natur und der Vernunft zuwider sind, so sollen sie als null und nichtig angesehen werden. Mit edlem Stolz preist Milton die Geschichte seines Volks als die der Freiheit und erkennt ihre Bedeutung für die ganze Menschheit. Die Versammlung der Freien ist und war die lebendige Quelle des Rechts und darum muß jede Satzung und Verordnung die Wohlfahrt aller Guten zum Zweck haben und niemals den schlechten Gelüsten Einzelner dienen. Unter dem Namen Volk begreifen wir alle Bürger des Landes, auf sie haben wir einen Senat gegründet und wenn Adlige in demselben sitzen, so stimmen sie nicht kraft ihres Geburtsrechtes, sondern kraft der Wahl der Gemeinden. Mögen die auswärtigen Könige sich nicht beikommen lassen, in die innern Angelegenheiten Englands einzugreifen, sondern lieber, wie Lykurg im Alterthum gethan, sich mit einem Senat der besten Männer umgeben und ihre Macht dem Gesetze unterordnen, dann werden sie eine ruhige und sichere Regierung führen. Gott hat die Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, da kann er sie nicht zur Dienstbarkeit bestimmt haben. Sicherlich ist es eine göttlichere That, einen Tyrannen abzusetzen als zu erheben, und es erscheint mehr von Gott in einem Volke, wenn es einen ungerechten Gewalthaber vom Thron stürzt, als in einem Herrscher, der eine unschuldige Nation unterdrückt. Ich habe dem Gegner, schließt Milton, seine Worte mit Gründen widerlegt, nun bleibt noch Eins, das Wichtigste übrig, daß Ihr, meine Mitbürger, die schlimmen Nachreden durch gute Thaten Lügen straft. Gott hat Euch, die erste der Nationen, ruhmvoll erlöst von den zwei größten und der Tugend verderblichsten Uebeln, von Tyrannei und Aberglauben. Nach einer so glorreichen That, wie Ihr vollbracht habt, dürft Ihr nichts Niedriges und Kleines vornehmen, dürft Ihr nichts denken und thun, als was groß und erhaben ist. Wie Ihr Eure Feinde im Felde geschlagen habt, so zeigt nun auch, daß Ihr im Stande seid, Ehrgeiz, Habsucht und böse Begierden zu überwinden und die Entartung zu vermeiden, welche das Glück gewöhnlich mit sich bringt und welche die Völker in die Knechtschaft führt; nun zeigt ebenso große Mäßigung und Gerechtigkeit, die Freiheit zu behaupten, als Ihr Muth bewieset, sie zu erobern!

Die Schrift machte Milton einen europäischen Namen, und wenn er einige Jahre später zum zweiten Male gegen neue Schmähungen das Wort ergreift, so thut er es mit gehobenem Selbstgefühl als Sprecher seines Volks angesichts aller anderer Culturvölker, die er um seine Rednerbühne versammelt sieht; alle Freunde des Guten zollen ihm Beifall, die Widerstrebenden selbst geben sich unter der Macht der Wahrheit gefangen. „Umfluthet von diesem Gedränge ist es mir, als sähe ich alle Nationen der Erde von den Säulen des Hercules bis an den indischen Ocean die verlorene Freiheit in ihr altes Hausrecht wieder einsetzen; mein Volk bietet ihnen eine noch edlere Frucht, als einst Triptolemos von Lande zu Lande trug (das Getreide), mein Volk streut den Samen der Freiheit und Bildung über alle Reiche aus." Es klingt wie ein historisches Epos, wenn Milton nun die Errichtung der Republik und ihr junges Leben schildert, wenn er Cromwell den Helden und Bradshaw den Richter mit begeistertem Preis einem Schotten More gegenüberstellt, der an einer der Streitschriften Antheil gehabt, und neben das Bild, das er höhnisch von diesem entwirft, auch sein eigenes aufrichtet: „Denn wohl verdient der Mann groß genannt zu werden, welcher große Dinge thut, aber auch der, welcher sie zu thun lehrt, oder sie würdig schildert, nachdem sie gethan sind." Nichts ist Gott wohlgefälliger, als wenn der beste und weiseste Mann mit der höchsten Gewalt bekleidet ist, sagt er in Bezug auf Cromwell, den Befreier des Vaterlandes, der darum auch keinen schönern Titel führen kann als Protector, Beschützer, er, „der durch seine Leistungen nicht nur die Thaten unserer Könige, sondern die Geschichte unserer Sagenhelden überboten hat." Aber er ruft ihm auch mahnend zu: Ehre die Wunden der tapfern Männer, die für Recht und Wahrheit gestritten haben, ehre den Schatten der im Kampfe Gefallenen, ehre das Urtheil der Völker, die auf uns schauen, ehre vor Allem Dich selbst: Du kannst nicht frei sein, wenn wir es nicht sind! Milton fordert Trennung von Kirche und Staat und Entfernung jedes Religionszwangs, er fordet Vereinfachung der Gesetze, denn je größer ihre Anzahl, desto

geringer ihr Werth; sie vermögen nur das Laster einzuschränken, die Freiheit aber ist die Erzeugerin der Tugend. Er fordert ungehemmte Gedankenmittheilung durch die Presse, eine vernünftige Jugenderziehung, eine hochherzige Pflege der Wissenschaft. Dann wendet er sich an das Volk, das die Waffen ergriff, um die Heiligkeit der Gesetze und die Rechte des Gewissens zu vertheidigen; es soll nun der Vernunft gehorchen lernen, durch sittliche Selbstbeherrschung sich innerlich frei machen und frei bewahren; denn sonst kann man die Herren wechseln, aber der Knechtschaft wird man nicht ledig.

In der Rathlosigkeit und Verwirrung nach Cromwell's Tod (1658) hinterließ Milton der Nation sein politisches Testament. Er setzt die Kirchenverfassung in die freie religiöse Gemeinde, er verlangt für den Staat die Aufrechthaltung der Republik, wenn nicht eine zweite Revolution nothwendig werden soll. An der Spitze der Nation stehe ein Senat, welcher aus den fähigsten Männern des Volks auf Lebenszeit gewählt werden soll, damit die Regierung Stetigkeit und Festigkeit erhalte; dann aber sei jeder Bezirk des Landes ein kleiner Freistaat, welcher sich selbst verwaltet, für Cultur und Rechtspflege sorgt, so daß in dieser Gliederung sich Lebenswärme und Bildung überall hin verbreiten. Die Bezirkslandtage sind das bewegliche Gegengewicht zum großen Rath, der die Steuerbewilligung mit ihnen theilt. So will Milton viele Republiken zu einem selbstherrlichen Staate verbünden. Die Saat seiner Gedanken ist in Nordamerika aufgegangen. Für England folgte die Stuart'sche Restauration, für Milton Jahre der Zurückgezogenheit, die er der Poesie und Wissenschaft widmete. Er verfaßte eine biblische Theologie, in welcher er die Ewigkeit der von Gott durchwalteten Natur lehrte und in Christus die reinste Offenbarung Gottes erkannte, überhaupt die Ideen darlegte, die sein Verlornes Paradies gestaltet hat.

Was Milton in der Jugend gedacht, das vollführte er nun im Alter; er ward der Erste, der in England eine gründliche antike Bildung mit dem vaterländischen Sinn und mit dem biblischen Christenthum verband, der die Renaissance und Reformation gleichmäßig festhielt und ohne blos Nachahmer zu sein, in reinem, gehobenem Stil die Gedanken aussprach, welche die Zeit bewegten. In Sündenfall und Erlösung sieht er, der Protestant, den innersten Kern der Geschichte; was in so vielen lateinischen epischen Gedichten in Italien, Deutschland, Holland angestrebt, was durch die Mysterienspiele längst vorbereitet, was durch das evangelische Kirchenlied lyrisch gesungen war, das hat er episch dargestellt. Aber wie er selbst das Glück der Liebe und das Licht der Augen eingebüßt, wie sein Volk aus der Freiheit in die Schmach der Knechtschaft zurückgefallen war, so nimmt er das verlorne Paradies zum Gegenstand. Der Kampf des Lichtes und der Finsterniß, des Guten und Bösen, in welchem er selbst gestritten und gelitten, ist das große Thema seines Gesangs, der sich damit an die uranischen Anschauungen anschließt, wie sie besonders von den Persern ausgebildet waren, an deren Mythen er sich anlehnt. An ihm bewährt sich das Trostwort, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Das Licht geht klarer und klarer in seinem Innern auf, die Außenwelt zieht ihn nicht zerstreuend ab von der Betrachtung des Ewigen und Uebersinnlichen, und über die Noth der Zeit schwingt er sich dichtend empor. Wie er in der Jugend gelobt, daß er singen wollte für die Ehre und Bildung seines Vaterlandes und zum Ruhm Gottes, so will er auch jetzt Tugend und öffentliche Gesittung im Volke pflegen, die Unruhe des Herzens stillen und die Gefühle in harmonischen Einklang bringen; der Genius des Dichters soll sich als eine Offenbarung Gottes bewähren. Den Geist, der schöpferisch über den Wassern geschwebt, ruft er um Erleuchtung an, den Geist, der das reine Herz allen Tempeln vorzieht, denn er will

> Die Wege Gottes dieser Welt erklären,
> Rechtfertigen die ewige Vorsehung.

So dichtet er eine Theodicee, ehe Leibniz als Philosoph sie schreibt. Die Freiheit und das Gute sind die höchsten Güter; sie könnten nicht sein ohne die Möglichkeit des Bösen; denn die Sittlichkeit und Seligkeit beruhen auf dem eigenen Willen, für den das Vollbringen des Rechten nur dadurch Werth hat, daß er auch ungehorsam zu sein vermag gegen das Gesetz und sich abwenden kann vom Heil. Er hat es gethan, der Fall der himmlischen Geister wie der

irdischen Menschen ist geschehen, und dadurch ist Noth und Tod in die Welt gekommen. So wiederholt Milton mehrmals und läßt uns hineinblicken in das Elend der Natur und in die Greuel der Geschichte; aber sie sind verschuldet durch die Sünde, und die Güte Gottes macht sie zur Strafe, welche erziehend und bekehrend das Böse endlich überwinden und die Welt mit Gott versöhnen soll; die göttliche Liebe erbarmt sich ihrer, offenbart sich in Christus, und beruft für das Gottesreich, das nur dadurch möglich wird, daß die Geister sich als seine Glieder selbst wollen und wissen. Diese vorwiegende Betrachtung macht das Werk zu einer Gedankendichtung wie die göttliche Komödie und den Faust. Auch bei Milton ist das Lehrhafte nicht überall Poesie geworden, dem ernsten Puritaner fehlt die heitere Leichtigkeit, der behagliche Fluß der sich von selbst fortspinnenden Erzählung; er selbst steht fortwährend im Centrum des Gedichts, er tritt mit der Bildung seines Jahrhunderts den Anfängen der Geschichte gegenüber, sein Werk ist nicht wie das Volksepos die eigene melodische Stimme der That, die es besingt, als Kunstdichter steht er der Vergangenheit gegenüber und knüpft durch Gleichnisse, Visionen und Erwägungen mannigfacher Art die Ereignisse und Erfahrungen der spätern Völker, die Weisheit und Gesinnung der Gegenwart an die Schilderung der ersten Lebenstage der ersten Menschen an. Das Werk war 1665 vollendet, nach mühsam überwundenen Censurhindernissen erschien es 1667. Die vornehme Welt nahm es kalt auf, aber das Bürgerthum machte es zu einem Erbauungsbuch, und was damals Dryden aussprach, daß es alles Zeitgenössische überrage, das ward später durch Addison für Europa festgestellt.

Die ersten Gesänge führen uns hinab in die Hölle, wo eben Satan von dem Sturz erwacht und seine Genossen zur Rathsversammlung beruft, was ferner zu thun sei. Sie beschließen, Gott in seiner neugeschaffenen Welt auf der Erde zu bekämpfen, die Menschheit zu verführen und für die Hölle zu gewinnen. Satan macht sich auf den schauerlichen Weg durch Nacht und Chaos. Gott sieht ihn und weiß, daß der Anschlag gelingen werde; der Sohn, Christus, erbietet sich zur Erlösung. Satan ruht an der Grenze unsres Weltsystems aus, wo bald das Narrenparadies sein wird, wo alle nichtigen eitlen Pfuscher, ruhmgierige Krieger, heuchlerische Pfaffen und überspannte Grübler ihre Heimath finden sollen. Von der Sonne aus erblickt er dann die Erde und läßt sich in Rabengestalt auf dem Lebensbaum nieder. Dort sieht er Adam und Eva, belauscht ihr holdes Kosen, hört von der verbotenen Frucht und beschließt, sie zu deren Genuß zu verlocken. Wie sie im fünften Gesange am Morgen erwachen, da hat er als Kröte an Eva's Ohr gesessen und sie hat einen unruhigen Traum gehabt. Gott sendet den Engel Rafael ins Paradies, um die Menschen zu warnen. Rafael erzählt, wie ein Theil der Engel sich empört habe, als Gott seinen Sohn gezeugt und Gehorsam für ihn verlangt; er schildert den Riesenkampf der himmlischen Heerschaaren, die List Satan's, welcher mit feuerspeienden Rohren die lichten Geschwader niederschmetterte, bis Christus auszog auf dem Streitwagen Gottes und die Feinde in den Abgrund schleuderte. Um neue Himmelsbürger statt derselben zu gewinnen, ließ Gott diese unsere Welt aus dem Chaos hervorgehen, und ordnete sie und erweckte das Leben, was nun im Anschluß an die Bibel näher geschildert wird. Adam berichtet dagegen, wie er zum Leben erwacht sei, sich einsam gefühlt, die Eva zur Genossin erhalten habe. Der Engel mahnt ihn, der sein Liebesglück preist, zur Mäßigkeit und Festigkeit. Nun im neunten Gesang verkleidet sich Satan in eine Schlange; sie umtanzt Eva, die allein an ihr Tagwerk zu gehen verlangt hatte; die Eitelkeit des Weibes wird durch Schmeicheln gekirrt, und als Eva verwundert ist, daß die Schlange reden könne, sagt die, sie habe die Sprache gewonnen, als sie vom Baum der Erkenntniß gekostet; thäten die Menschen das auch, so würden sie gleich Gott. Da bricht Eva den Apfel und ißt, und wie berauscht betet sie den Baum an, von der Verehrung Gottes in Götzendienst verfallend. Sie erwägt dann, ob sie auch Adam der neuen Herrlichkeit theilhaftig machen solle, sie bedenkt, daß wenn sie doch vielleicht sterben müsse, er dann mit einer neuen Eva leben werde, und das erträgt sie nicht; sie bietet ihm, der ihr sehnsüchtig suchend mit einem Kranz entgegenkommt, die Frucht, und er genießt, weil er im Tod und Leben das Schicksal der Geliebten

theilen will. Jetzt erwacht eine geile Sinnenlust in Beiden, statt der Harmonie des Leibes und der Seele in voller reiner Liebesfreude, und wie sie vom Uebermaß des Genusses ermattet aus wüstem Taumel erwachen, da schämen sie sich ihrer Nacktheit, Argwohn, Zwietracht regen sich, sie klagen hadernd einander an. Gott sendet seinen Sohn, sie zu richten. Sünde und Tod schlagen die Brücke von der Hölle durch das Chaos und ziehen ein auf der Erde, wo ihnen reiche Ernte reift. Triumphirend kehrt der Satan zurück, aber die Dämonen zischen wie Schlangen um ihn, und die Früchte, die sie genießen wollen, sind bittere Asche. Adam und Eva schaudern vor dem Tod, vor dem Elend, das durch sie auf die Nachwelt kommt; sie möchten lieber gar nicht sein. Da sendet Gott den Engel Michael, sie aus dem Paradies zu vertreiben, aber sie mit Gottes Allgegenwart und mit der Hoffnung der Erlösung zu trösten. Von einem Berg herab läßt der Engel nun Adam die göttliche Gnade im Kampf mit der Sünde, die künftige Geschichte der Menschheit schauen, daß er Geduld lerne und Mäßigung, um Glück und Leid würdig zu tragen. Abel's Tod, dann Wohlleben und Krieg und Sündfluth, Nimrod, der sich zum Tyrannen aufwirft, während Gott nicht wollte, daß der Mensch über Menschen herrsche, die Erwählung des israelitischen Volks, Jesus, die unheilstiftenden Pfaffen, und endlich ein Tag der Welterneuerung, das zieht in Visionen vorüber. So erkennt Milton Gott in der Geschichte, wenn uns auch diese erste poetische Philosophie derselben nicht ganz befriedigt. Adam soll sehen wie die göttliche Liebe mit den Verkehrtheiten der Menschen kämpft, im Verfall des Geschlechts soll ihn die Tugend einzelner edler freier Geister aufrecht halten, er soll durch Leiden und Dulden siegen, durch Arbeit Ruhe finden lernen. Muthig zu leben eingedenk der Vorsehung, die endlich Alles zum Guten lenkt, erscheint als die Summe der Weisheit. Auch Eva wird durch einen Traum getröstet und Adam bietet ihr versöhnt die Hand: „Mit Dir zu geh'n, das heißt im Paradiese bleiben;“ So wandern sie hinaus in die Welt.

Diese Inhaltsübersicht zeigt, wie Milton von der Odyssee und Aeneide gelernt hat, die Handlung auf kurze Zeit zu concentriren und Vorhergegangenes durch Erzählung, Nachfolgendes durch Weissagung anzufügen. Wie neben der schroffen schauerlichen Wildniß der Alpen die blumige Matte liegt, so entzückt uns die Poesie des Contrastes, wenn das liebliche Idyll des Paradieses, das sinnvollste, anmuthigste, das je gedichtet ward, mit den erhabenen Schrecken der Höllentragödie wechselt. Minder anziehend ist der Himmel, nicht blos weil der reine Glanz des Guten und Wahren schwerer zu individualisiren ist und hier Milton hinter Dante zurücksteht, sondern vornehmlich dadurch, daß bei der Allmacht und Allwissenheit des Vaters und der Willenseinheit des Sohnes mit ihm Alles immer schon fertig ist, Gott aber gestaltlos in lichter Wolke und doch neben den Andern, nicht als der Eine, Alles aus sich Entfaltende und in sich Umschließende erscheint. Dagegen sind die Höllengeister in ihrer dämonischen Größe meisterhaft behandelt und namentlich der Satan ist eine originale Schöpfung, welche für die ganze Poesie und namentlich für Byron bedeutungsvoll geworden. Milton's Geister sind zugleich anschaulich und geheimnißvoll; ich möchte fast sagen, daß ihm seine Blindheit hier zu statten kam. Er zeichnet sie nicht in jener greifbar plastischen Bestimmtheit wie Dante für das leibliche Auge, sondern in einem düsteren Glanze von innen heraus in ihrem ethischen Charakter für die innere Anschauung; er regt die Phantasie zu Bildern des Ungeheuern an, er setzt sie in Schwung, er elektrisirt sie, und überläßt es ihr dann, das Besondere sich auszumalen. Wie die gestürzten Dämonen in der Finsterniß auf dem Flammenbette liegen, wie Satan sich regt, einem Unthier gleich, das der Schiffer für eine Insel gehalten, wie die Riesengeschwader gegen einander anrücken, als ob Weltkörper aus ihren Bahnen weichen und auf einander stürzen, er deutet es an, und läßt uns dann in die Seele der Gewaltigen blicken. Da sieht Satan am Höllenthore zwei furchtbare Gebilde sitzen: das eine ein Riesenweib, reizend von oben, aber in einen schuppigen Schlangenschwanz endigend, um des Leibes Mitte einen Gurt von Hunden, die bald bellend hervorbrechen, bald in den Schoß, ihr Lager, zurückflüchten; der Dichter erinnert an die Skylla und die Hexenfahrten. Die andere Gestalt, wenn man das Dunkle, Ununterscheidbare so nennen darf, ist ein wilder, speerschwin-

gender Schatten, was das Haupt scheint, trägt eine Krone. Das Scheusal fährt gegen Satan los, der wie ein flammender, verderblicher Komet dasteht; gleich schwarzen Gewitterwolken über dem Kaspischen Meere dräuen sie einander. Da ruft das erste Ungethüm: was heben Vater und Sohn die Arme gegen einander? Und nun erzählt die Sünde, wie sie aus Satan's Haupt geboren ward, als er neidisch auf den Sohn und hochmüthig den Gedanken der Empörung faßte; und alsbald hat Satan mit ihr gebuhlt, und wie sie mit ihm in die Tiefe gestürzt war, da hat sie den Sohn geboren, den Tod, der wieder alsbald die entsetzte Mutter in grauser Lust umschlang, daß sie die Höllenhunde empfangen hat, die sie bald innen zerbeißen, bald heulend aus ihrem Schoße hervorbrechen. Das sittlich Abscheuliche und symbolisch Gedankenhafte ist ganz wunderbar in diesen unheimlichen Gebilden ausgeprägt, um so wunderbarer, als sie eigentlich nicht in die rechte Sichtbarkeit treten, sondern im Graus der Nacht vor unserer Phantasie schweben. Da ist Belial, der witzige Cavalier der Hölle, der feine Lebemann, da Moloch, der wilde Kriegsteufel, da Mammon, die gemeine Habgier, der Geldteufel, dem im Himmel das goldene Pflaster zumeist gefällt, da ist Beelzebub, der Schlaue, und so reden sie im Höllenparlament nach ihrem Charakter, und wissen das Verbrecherische, Schlechte stets zu beschönigen. Es sind keine Fratzen mit Hörnern und Schwänzen, es sind kolossale, menschlich gestaltete Verkörperungen von menschlichen Geistesrichtungen im Abfalle vom Ganzen, in entsetzlicher Verwirrung, aber in ihrer Einseitigkeit groß, und darum voll Hoheit und Glanz. Sie Alle überragt Satan. Seine Selbstsucht wurzelt im stolzen Selbstgefühl des unbezwinglichen Muthes, des Herrschersinns, der auch in den Flammen der Hölle darüber jubeln kann, daß er hier der Hölle König und damit erhabener, als dort der Knecht Gottes sei. Er ruft:

Schreckvoller Höllenraum,
Empfange Deinen Herrn, den freien Geist,
Der nie die Ketten trägt von Ort und Zeit;
Ist doch der Geist sein eig'ner Ort und schafft
Sich Höll' und Himmel, wo es ihm gefällt! —
Die Hölle geht mit mir, ich selbst bin Hölle,
Im Elend doch der Erste: das ist Königsglück!

Kühn hat er sich der Gefahr entgegengestellt; den Glanz der Krone will er von Neuem durch Gefahr verdienen, ganz allein das Chaos durchwandern, die Erde ausspähen, die Menschen verführen. Er vollbringt es, er ist ebenso listig als mächtig, er ist ein gewaltiger Redner, stolz zeigt er überall die Vorzüge der wahren Größe, des unbezwinglichen Willens, aber im Dienste des Bösen, der Selbstsucht. Er ist nicht fühllos für das Schöne, ja er spürt eine milde Rührung, als er die selige Unschuld von Adam und Eva gewahrt, und nur der Gedanke an seines Reiches Wohlfahrt — „Nothwendigkeit der Vorwand der Tyrannen“ — treibt ihn, sie zu verderben. Liebert wagte das blendende Wort: „Weil Milton das Satanische in Cromwell erkannt hatte, deswegen ist so viel Cromwellisches in seinem Satan.“ Aber es ist unerwiesen, daß auch Milton an Cromwell irre geworden, und wenn es geschehen wäre, die Verwirrung nach dem Tode des Protectors würde ihn belehrt haben, wie unentbehrlich derselbe war, wie Recht er hatte, sich für das Volkswohl im Machtbesitze zu behaupten. Und so hat Reinhold Pauli umgekehrt an Karl I. gedacht, den die Revolution ja gerade als den Empörer gegen die Gesetze Englands behandelte, der gerade im Sturze sich mit königlicher Erhabenheit rüstete, so daß auch die Blicke der Gegner an ihm hingen. Und Treitschke sagt: Wenn Milton das Heer der Erzengel gegen die Dämonen ausziehen läßt, so meinen wir, sie mit Händen zu greifen, jene „Männer, wohl gewappnet durch die Ruhe ihres Gewissens und von außen durch gute eiserne Rüstung, feststehend wie e i n Mann“ — jenes gottbegeisterte Heer, welchem England seine Freiheit verdankt. Da wäre denn Cromwell vielmehr Michael. Aber ich möchte nicht leugnen, daß Milton die Züge der positiven, im Dienste des Guten stehenden Helden- und Herrscherkraft in Cromwell erkannte und sie auf seinen Satan übertrug, der sie ins Negative verkehrt; denn wenn der Kampf um die Freiheit der Inhalt der Geschichte und die Idee von Milton's Dichtung ist, so vertritt Satan das nothwendige Moment des sich selbst erfassenden, der Autorität absagenden Willens; kraft dessen spricht er zu Abdiel: Ich glaubte, daß allen Geistern Freiheit und Himmel eines wären, aber Ihr knechtischen Seelen dient aus Trägheit

— und muß dagegen hören: Das ist nicht Knechtschaft, wenn der Würdigste herrscht, das will Gott und die Natur, und ihm gehorchend folgen wir ja nur unserem bessern Selbst. Ganz ähnlich sprach Milton in einer Staatsschrift in Bezug auf Cromwell. Sicherlich hätte der Dichter ohne die eigene parlamentarische Erfahrung die Rathsversammlung der Hölle nicht so prächtig geschildert; aber wer wird eine Satire gegen den Senat von England darin sehen wollen?

In Adam und Eva hat Milton den Mann und das Weib dargestellt und beide darum von Anfang an mit dem Verständnisse des Lebens ausgerüstet, das erst die Welterfahrung geben konnte. Er ist der herrlichste der Männer, sie die holdseligste der Frauen,

> Für Kraft und Ueberlegung er gebildet,
> Für Sanftmuth sie und süß anziehende Anmuth,
> Er nur für Gott, doch sie für Gott in ihm.

Und hier klingt denn doch die Unterordnung des Weibes unter den Mann hindurch, die der alttestamentliche Puritanersinn wieder der mittelalterlichen Frauenhuldigung entgegensetzte, gleichwie die größere Verführbarkeit des schwächeren Geschlechtes in seiner Zugänglichkeit für Schmeichler, in seiner Neugierde betont wird. Da Eva vor dem Falle noch einmal in all ihrem Reiz unter den Blumen wandelt, die sie mit Myrthenzweigen am haltenden Stamme festbindet, ach, da ahnt sie nicht,

> Daß sie die schönste schwache Blüthe sei,
> Von ihrer Stütze fern, dem Fall so nah.

Die Sehnsucht Milton's nach seliger Lebensvollendung in der Gemeinschaft mit einem liebenden, verständnißinnigen Weibe klingt uns aus Adam's Bitte an Gott um eine Gefährtin entgegen. Jubelnd dankt er dem Geber alles Guten für diese beste Gabe. Der ganze Himmel liegt in Eva's Blick. Er erzählt:

> Sie hörte mich und süße Scham ergriff,
> Jungfräulich Beben ihre zarte Brust.
> Sie fühlte ihren reinen Frauenwerth,
> Der zärtlich Werben heischt, nicht ungesucht
> Sich hingiebt, sondern lieblich widerstrebt,
> Damit Gewährung doppelt köstlich sei.
> Unwissend, was sie that, gehorchte sie
> Der Mahnung der Natur, und wandte sich
> Von mir, dem Harrenden. Ich folgt' ihr nach
> Und sprach, was ich empfand. Mein treues Wort
> Beschwichtigte des Herzens bangen Stolz.
> — — — Zur hochzeitlichen Laube
> Führt ich die morgendlich Erröthende,
> Des Lichtes Strahlenfülle quoll herab
> Zu segnen diese Stunde; froh verklärt
> Und glückverheißend lächelte die Welt,
> Die Vögel jauchzten, sanfter Lüfte Zug
> Durchwehte wonnig lispelnd das Gebüsch,
> Umspielte uns mit duft'ger Blüthen Hauch,
> Und warf uns Rosenblätter in den Schoß,
> Bis uns die Nachtigall das Brautlied sang,
> Und sehnsuchtsvoll dem Abendsterne rief,
> Daß er die Hochzeitsfackel uns entzünde.

Nehmen wir zu dieser lieblichen Stelle eine andere, wo der Dichter den Segen der Gattenliebe preist, und die Heuchler tadelt, die für unrein ausgeben, was Gott selber für rein erklärt, so sieht man, wie verkehrt es ist, mit Rosenkranz zu meinen, daß Milton den Sündenfall in die geschlechtliche Befriedigung der Liebe gesetzt; — vielmehr folgt ihm ein seelenloser Wollusttaumel. Betrachtet man Adam und Eva in ihrer Kraft und Anmuth, denkt man dabei der Erzählung Adam's, wie er zum Leben erwachend, zum Himmel schauend, ihm zustrebend, sich aufrichtet, so liegt die Frage nah: ob der jugendliche Milton zur Decke der Sixtinischen Capelle emporgeblickt, und von dort sich die Bilder Michel Angelo's in sein Gemüth gesenkt. Sicher ist, daß seine Poesie Haydn zur Musik der Schöpfung die Worte bot, sicher, daß an seinem Allegro und Pens:roso, an seinem Simson sich Händel zu herrlichen Tonschöpfungen begeisterte. Und so führt Milton aus einem Weltalter der Malerei in eines der Musik hinüber. Heil, heilig Licht! ruft er klagend aus; ihm strahlt es nicht mehr, Wolken verhüllen ihm die Zier der Lenzesblumen und der Menschen Antlitz, aber im Innern ist es Tag, daß er singt und sagt, was den Augen unsichtbar ist.

> Gedanken wachsen, wo Gestaltung sank,
> Und süße Melodie quillt in der Brust.
> Ich fühle mich der Nachtigall verwandt,
> Die sich verbirgt im dichtesten Gebüsch
> Und aus dem Dunkel holde Lieder singt.

Milton ließ dem Verlorenen Paradiese 1671 das Wiedergewonnene folgen. In vier Gesängen ist es eine Darstellung der Versuchung Jesu. Denn das ist Milton's Gedanke, daß das Paradies verloren ging oder der Mensch aus der Liebeseinheit mit Gott fiel, als er dessen Gebot übertrat, daß das Paradies aber in dem Augenblicke wieder hergestellt, die Versöhnung vollzogen ist, wann der reine Mensch die Lockung des Bösen überwindet und in seinem Willen

mit dem göttlichen übereinstimmt. Darum besingt er nicht Jesu Tod und Auferstehung, weil er an die Stelle der judenchristlichen Theologie vom Vergeltungsopfer und der Blutsühne diese in jedem Gemüthe zu vollziehende Wiederherstellung unserer Lebensgemeinschaft mit Gott, diese Gründung seines Reiches in der Innerlichkeit durch freie Liebe als die evangelische Wahrheit verkünden will. Das Lehrhafte überwiegt weitaus die Handlung; es kommt dem Dichter darauf an, daß er in den Gesprächen von Satan und Christus die Scheingüter den wesenhaften Gütern gegenüberstellt. Großartig ist der Einfall Satan's, den Heiland damit zu versuchen, daß er der weltliche Befreier und Herr seines Volkes werde; aber Jesus weist ihn darauf hin, daß man die Ketten nicht von außen breche, daß Jeder sich selbst befreien müsse, und so will er mit milden und erleuchtenden Worten lieber an die Brust pochen und die Seele auf die rechte Bahn führen, als eitlen Ruhm des Schlächters durch Schlachten gewinnen; duldend, sich opfernd will er den Sieg erringen. Darum hat es keinen Reiz für ihn, als Satan ihn Rom erblicken läßt. Er verschmäht den Reichthum, der die Tugend häufiger abstumpft und schwächt, als zu großen Thaten treibt, und dem Herrschergelüste setzt er das Wort entgegen:

Der wahre König ist, wer sich beherrscht,
Wer meistern kann Begierde, Wunsch und Furcht,
Und jeden Edlen ziert dies Königthum.

Aber auch Athen mit seinen Weisen und Sängern lockt den Messias nicht. Er findet eine höhere Poesie in den Psalmen als in den Oden der Griechen. Die Propheten sind ihm edlere Volksmänner als die Redner des Alterthums; die wahre Weisheit wird uns durch göttliche Erleuchtung, nicht durch Gelehrsamkeit; der Bücherwust ist eine Bürde und dem sagen die Schriften der Andern nichts, der nicht den eigenen höheren Geist zum Verständnisse mitbringt. Wir freuen uns, daß Milton die Bibel ästhetisch würdigt, aber die Zurücksetzung der Griechen zeigt mehr puritanische Herbheit in seinem Alter, als wir seither bei ihm gewahrten. Und so stellt er neben die klare Ruhe der Betrachtung im Wiedergewonnenen Paradiese auch noch seinen Zorn, sein alttestamentliches Rachegefühl in der Trauer um das eigene und des Volkes Loos durch seine Tragödie Simson.

Dies Werk ist nach antikem Muster des Aeschylus ausgeführt und giebt die Katastrophe, so daß die Handlung nur erzählt wird. Statt der dramatisch bewegten Entwicklung haben wir großartige Lebensbilder, schwungvoll ergreifende Lyrik. Der blinde Simson ist in der Gefangenschaft der Philister, aber an einem Festtage darf er von seiner Sklavenarbeit ruhen und läßt sich ins Freie geleiten. Er seufzt laut auf:

O Dunkel! Dunkel! Dunkel! Mitten im Mittagsglanz
Unwiederbringlich Dunkel! Ewige Finsterniß!
Und nimmer wird es tagen.
Warum gilt mir nicht Gottes erst Gebot:
Es werde Licht!
Blind unter Feinden sein, ein Spiel
Der höhnenden Verfolger, ist ein Weh,
Furchtbarer als der Druck der Sklavenketten,
Des Alters Siechthum und der Armuth Schmach.

Dem klagenden Helden naht ein Chor seiner Landsleute, ihn zu trösten. Sein Vater kommt und hofft ihn loszukaufen, Delila, um von ihm Verzeihung zu erbitten, ein prahlerischer Riese der Philister, um ihn zu höhnen; in den Wechselreden mit diesen wird uns Simson's frühere Geschichte veranschaulicht. Als die Feinde ihn auffordern, am Feste ihres Götzen sie mit Proben seiner Stärke zu belustigen, da spürt er, daß er im Kampfe zwischen Gott und Dagon eine große That zu vollbringen berufen ist: im Gefühle, daß dieser Tag durch das Opfer seines Lebens sein Leben krönen soll, scheidet er von dannen. Ein Bote berichtet, wie er die Saaldecke über sich und den Philistern eingerissen. Der Vater, der Chor wechseln mit Klage und Preis.

Milton starb 1674 verlassen und arm. Aber bald wurden die Ideen, die er in Poesie und Prosa verkündigt, so mächtig, daß die Säulen der Gewaltherrschaft auch in England über den Häuptern seiner Gegner zusammenbrachen, und sein Name gehört seitdem zu den Gefeiertsten seiner Nation. Wie Dante, war er Politiker und Dichter zugleich, mußte er im Kampfe fürs Vaterland den Schmerz der Zeit tragen, hielt dann aber Gericht über dieselbe und sammelte die Weltanschauung der Reformation ebenso in seinem Epos, wie jener in Bezug auf das Mittelalter gethan. Dante ist episch objectiver, Milton subjectiv bewegter; Himmel und Hölle, die in der göttlichen Komödie ruhig stehen, führt er in dramatischen Kampf mit einander. Dante

ist reicher an geschichtlicher Lebensfülle, und wenn beide das Irdische zum Himmlischen emporläutern und vergeistigen, so ist es eine schwärmerisch-ideale Liebe, welche Dante's Herz emporzieht, und ihm die Welt verklärt, während Milton sich in die einsame Innerlichkeit seines Willens zurückzieht, und auf den endlichen Sieg der Freiheit durch Ueberwindung des Bösen harrt.

Die deutsche Küche.

Culturstudien

von

Karl Braun-Wiesbaden.

VI.

Baierische und Schwäbische Küche.

Da ich mich bei der Küche der Sachsen und der Franken sehr lange — ich fürchte für den Geschmack der Leser allzu lange, sed pectus est, quod disertum facit! — verweilt und schon verschiedene Abstecher auf das süddeutsche Gebiet gemacht habe, so glaube ich mich hinsichtlich der Küche der Baiern und der Schwaben etwas kürzer fassen zu können.

Bei aller Verschiedenheit zwischen den deutschen Stämmen läßt sich doch das Gepräge der nationalen Einheit auch auf diesem Gebiete nicht verkennen. Alle die verschiedenen deutschen Küchen haben, trotz ihrer Abweichungen untereinander, mehr Aehnlichkeit unter sich, als mit der irgend einer Nachbarnation. Obgleich die schwäbische und fränkische Küche französische Anklänge hat, die niedersächsische englische, die baierische italienische, so bilden sie doch unter sich ein Ganzes, verglichen mit der Kochkunst der Nachbarnationen. Die inneren Abweichungen erläutern sich durch den sonstigen modus vivendi, sowie durch Klima, Cultur- und Bodenverhältnisse.

An der Verschiedenheit der Ausdrücke darf man sich nicht stoßen. Als Regel kann man ansehen, daß die ältere Cultur ein deutsches Wort gebraucht, die jüngere, welche aus der Zeit der Sprachmengerei datirt, ein fremdländisches. In Berlin sagt man Bouillon, in Wiesbaden Fleischbrüh' und in München a Rindssupp'n. In Berlin Roastbeef, in Wiesbaden Ochsenbraten, in München a Rinderbratl. (Das norddeutsche Rauchfleisch heißt in München a Geselcht's). Was man dort Compott nennt, ist hier a Eingemacht's. Was in Berlin Crême heißt (oder auch wohl Sahne), wird in Mitteldeutschland zu Schmetten oder Schmand, in Oberfranken zu Rahm, in Baiern zu „Obers."

Einzelne Ausdrücke sind gradezu culturhistorische Räthsel. Das, was man, nach der communis opinio doctorum, in Berlin „Kasseler Rippenspeer" nennt, oft gar unter der, mit kellnerhafter Ignoranz und Dreistigkeit abgegebenen Versicherung des directen Bezugs von Hessen-Kassel: das ist in der vormaligen Residenz des Friedrich Wilhelm Elector und der jetzigen Hauptstadt der Provinz Hessen ein vollkommen unbekanntes Ding, das man nicht findet, und wenn man es bei hellem Tage mit der Laterne des Diogenes sucht. Ebenso ging es mir mit Zerbster Käse. Ich verlangte ihn in Zerbst und wurde ausgelacht: „So was giebt's hier gar nicht!" Aehnlich ist es mit dem vormals so berühmten „Zerbster Bier." Ich tröstete mich, als man mich in Zerbst auslachte, mit dem Schicksal jener Norddeutschen und Engländer, welche im Zillerthal oder sonstwo in Tirol autochthone Handschuhe kaufen wollen, oder, um mich der originellen Ausdrucksweise der Miß Trollope, eines englischen Blaustrumpfes, der erdichtete Reisebeschreibungen verübt, zu bedienen, „Handschuhe aus dem Leder von Gemsen, welche der Tiroler selbst geschossen und genäht hat." Das Schießen soll sich auf die Gemsen, das Nähen wahrscheinlich auf die Handschuhe beziehen. Item, so viel ist sicher, und die hochverehrte Miß möge diesen Widerspruch einem in Tiroler Alpenfahrten grau gewordenen Manne gütigst verzeihen: In Tirol werden wohl Gemsen geschossen, aber keine Handschuhe genäht, namentlich nicht im Zillerthal, wo die männlichen und weiblichen Teppich- und Handschuhhändler her sind. Die dortigen Händler und Händlerinnen, welche in Deutschland Allewelt mit dem (übrigens im Zillerthale durchaus nicht üblichen) generellen vertraulichen „Du" anbiedern, kaufen ihre Handschuhe in Deutschland, woselbst sie solche auch wieder verkaufen.

Was es aber mit dem in Kassel nicht existirenden Rippenspeer und mit dem in Zerbst nicht fabricirten Zerbster Käse für eine Bewandtniß hat, das auszumitteln, ist mir bis jetzt nicht gelungen; und ich würde Jedem dankbar sein, der mich darüber zu belehren im Stande ist.

Was in Norddeutschland Pellkartoffeln heißt, das nennt man bei den Thüringern und Franken „Gequellte Grundbeeren" und bei den Baiern G'sott'ni Erd-Aepp'l mit der Schoal'n.

Die Begriffe decken aber einander nicht immer. Die norddeutschen Kalbscotelettes werden im Süden durch die Kalbs-Schnitzl ersetzt, aber beide sind in Stoff und Zubereitung durchaus nicht identisch. Auch die beiderseitigen Begriffe von „Schmalz" decken einander nicht. Was die Butter anlangt, so erscheint dieselbe im Norden stets in gesalzenem, im Süden stets in ungesalzenem Zustande. Im Süden ist sie in der Regel besser. Am besten in den Voralpen.

Wenn ich von schwäbischer und von baierischer Küche spreche, so denke ich (das verdient wiederholt bemerkt zu werden) dabei nicht an das Königreich Würtemberg und das Königreich Baiern, welche ihre Entstehung und Konfiguration militärisch-diplomatischen Rücksichten der Rheinbundszeit verdanken und mit dem Stammesverband, wie er von Alters her in Deutschland existirt, durchaus nicht zusammenfallen. Die weit über das Königreich Würtemberg (das sich seinerseits auch wieder ein Bruchtheil fränkischer Bevölkerung annectirt hat) sich erstreckenden Grenzen des schwäbischen Stammes habe ich bereits tracirt. Der baierische Stamm wohnt in den alten Provinzen des nach ihm benannten Königsreichs und in Inneröstereich, dort mit keltischem, hier mit slavischem Blute gekreuzt. Er ist also auch mit den heutigen „Baiern" nicht identisch.

Bei den Baiern (den Alt-Baiern, wie wir sie nennen müssen im Gegensatze zu den Franken, Alemannen und Schwaben, welche heute zum Theile ebenfalls unter dem Scepter des Baiernkönigs stehen) dominirt das, was der Italiener „Dolce" nennt, die Mehl- und Eierspeise, und außerdem das Kalbfleisch. Das Erste, was Einem überall offerirt wird, ist „a Kälbernes." Dieses aber ist wieder höchst mannigfaltiger Natur. Es sind Füeß, Milcher, Bruscht, Kopf oder wer weiß was sonst noch; wenigstens ein Dutzend kälberne Nummern auf jeder Speisekarte.

Statt „Kopf" sagt übrigens der Altbaier „Grint," wie er denn überhaupt so ziemlich für alle menschliche Körpertheile eigenthümliche Ausdrücke hat. Daher stammt das schöne Räthsel: Was ist das? Es hat keinen Kopf, sondern „an Grint" (oder an Schäd'l); keine Augen, sondern „Guckäln," keine Nase, sondern einen „Schmöcker;" kein Ohr, sondern ein „Wasch'l;" kein Kinn, sondern ein „Koi;" keinen Hals, sondern einen „Kroag'n, — und ist bei Alledem doch ein Mensch! Auflösung: Ein Altbaier!

Um zu dem „Kälbernen" zurückzukehren, so hat das Vorherrschen desselben seinen Grund darin, daß man hier mit dem Rindvieh Milch- und nicht Fleischzucht treibt. Aus demselben Grunde ist auch in der Schweiz ein gutes Stück Ochsenfleisch eine seltene Gabe Gottes; in neuerer Zeit wird jedoch in der Schweiz viel Schlachtvieh importirt, um im Sommer die Fremdlinge und Touristen damit zu ernähren. Denn sie rebelliren wider Schaffleisch und den imitirten Gamsbraten, geborenen Schöps.

Selbst in den entlegensten Thälern des baierischen Hochlandes findet man immer noch „a Mehl- und Eierspeißen." Die mannigfaltigsten Maccaroni-, Nudeln- und Nockerl- (Suppenklöße) Arten mahnen schon an Italien, wo es jedoch oft nur zweierlei Suppen giebt, nämlich die Minestra (Fleischbrühe) und die Zuppa, versehen mit jenen Zuthaten. Was eine baierische Suppe „mit Hirnpafösen" ist, wird z. B. der gelehrteste Sprachforscher schwerlich errathen. Diese etymologisch unentzifferten „Pafösen" (vielleicht keltisch, denn keltisch ist ja Alles, womit man sonst nichts anzufangen weiß) sind geröstete Semmelschnitte mit gebackenem Hirn darauf. Trotz ihres schrecklichen Namens schmecken sie gut.

Eine große Rolle spielen die „Schmarren," welche aus Mehl, Gries oder Kartoffeln gemacht werden. Einen Rang höher stehen die Strauben, Strudeln, Hasenöhrle und Verwandtes.

Wenn wir in Baiern oder Oesterreich von einem Gerichte hören, das sich „Plenten" nennt, so werden wir prima vista schwerlich an die italienische Polenda (diese

Schreibart halte ich für richtiger als Polenta) denken. Die deutsche Sprache hat sich das letztgenannte Wort in ersterer Form Plenten assimilirt, d. h. mundgerecht gemacht, wie sich die Franzosen das deutsche „Abenteuer“ zur aventure, und die „Beiwacht“ zum bivouac zurecht präparirt haben. Jede Sprache, so lange sie noch jung und kräftig ist, recipirt ein Fremdwort nur unter der Bedingung, daß es sich einer solchen Umgestaltung unterwirft, daß es sich nationalisiren oder naturalisiren läßt. So hat der Engländer aus dem lateinischen Omnibus einen englischen „Bus,“ und aus dem französischen Cabriolet ein englisches „Cab“ gemacht. Die deutsche Sprache, soweit sie unter der Herrschaft der „Gelehrten“ (bis zum Dorfschulmeister herunter) steht, hat aus lauter Gewissenhaftigkeit und Pedanterie die Assimilirungskraft beinahe verloren. Im Volke hat sie solche behalten. Der Fuhrmann und der Kutscher haben vor Kurzem noch die Hemmmaschine „Mick“ getauft, oder auch „Hemmenick,“ weil ihnen „Mechanik“ zu weitschweifig und zu undeutsch war. Im Gebiete der Küche hat die deutsche Sprache dieselbe Verdauungskraft erwiesen wie auf dem des Fuhrwesens.

Der Norddeutsche, wenn ihm in Baiern irgendwo auf dem Lande — denn in den Städten mag sich so was wohl nicht ereignen — als Gericht „Pfennigbrei“ angetragen wird, denkt wohl zunächst: „Komisches Volk, das aus Pfennigen Brei kocht!“ Dann aber fällt ihm das: „Frisch gewagt, ist halb gewonnen“ ein, und er bestellt diese seltsame Speise.

Das Risico dieser Bestellung ist jedenfalls geringer, als bei jener Methode, die ein alter und reich gewordener Berliner Theaterunternehmer anwandte. Obgleich nach der damaligen Gesetzgebung in Preußen die Theaterconcession sehr schwer zu erhalten war und Niemandem ertheilt werden sollte, der nicht seine volle wissenschaftliche Befähigung und daneben sittliche Verläßlichkeit nachgewiesen, so konnte doch dieser alte Lenker des Thespiskarren weder lesen noch schreiben; wenn er nun in einen modernen Restaurant kam, wo an Stelle der mündlichen Aufzählung die schriftliche Speisekarte getreten war, so zeigte er, um dem Kellner nicht seine Unwissenheit zu verrathen, mit den Fingern auf drei bis vier verschiedene Stellen der Karte. Er erhielt dann die Gerichte, die zufällig dort geschrieben standen. Sie fielen oft so seltsam aus, daß er mit dem beliebten Berliner Worte: „Das war ja doch früher nich,“ seiner Verwunderung Ausdruck gab.

Der Norddeutsche, der in Baiern voll Neugierde dem „Pfennigbrei“ entgegensieht und ihn endlich erhält, wird vielleicht nicht minder erstaunt sein, hinter diesem wildfremden Namen den bekannten Hirsenbrei versteckt zu finden. Der „Pfennig“ stammt nämlich von dem Panicum italicum, italienisch: Paniccia, Hirsenmehl, Mehlbrei.

Die Polenda wird in Italien, wenigstens in den guten Gegenden und bei vermögenden Leuten, aus dem feinen Mehl süßer Kastanien gemacht und bildet ein Gericht, das sich auch der Feinschmecker gefallen lassen kann. Die Plenten oder Plent'n von Baiern und Tyrol ist bescheidener. Man macht sie aus Wälschkorn. Hin und wieder ist mir dort auch ein Gericht aufgestoßen, das man „Türkensterz“ nennt. Mit den Türken hat's glücklicherweise durchaus nichts zu schaffen. Es besteht ebenfalls aus Mais, den man dort „Wälschkorn,“ aber auch „türkisch Korn“ nennt.

Neben dem Türkensterz steht der „Heidensterz.“ Das ist ein Gericht aus Buchweizen, welcher im Süden Heideloff genannt wird (italienisch: panico) und in der dortigen Küche ebenfalls eine Rolle spielt, namentlich auch für Suppen.

Der Knödel nimmt übrigens in Baiern durchaus nicht jene unbedingt dominirende Stellung ein, welche wir ihm beilegen, die wir beinahe glauben, der Baier lebe von weiter gar nichts als von Knödeln und Bier. In München wenigstens habe ich in den Speisehäusern, auch in denjenigen zweiten und dritten Ranges, welche ich als wißbegieriger Reisender ebenfalls aufzusuchen pflege, die Erfahrung gemacht, daß Diejenigen, welche Knöd'l speisten, nicht Baiern, sondern anderweitige deutsche Brüder waren, welche ihrer Neugierde Genüge leisten wollten. Der baierische Knödel, gut zubereitet, d. h. mit gutem Fleische, feinem Gewürz, leicht und locker lösbar, ist ein sehr feines Essen. Uebrigens geht diese Art Klöße, unter mannigfaltigen Modificationen, durch ganz Deutschland, von Königs-

berg in Preußen mit seinen „Klops“ bis nach Stuttgart in Schwaben mit seinen „Knöpfle.“ Die Baiern lieben es, ihren Nachbar als „Knöpfleschwab“ zu bezeichnen; und der letztere nennt dafür den ersteren „Knöd'lbai'r.“

Wissen Sie, was „Kletzenbrot“ ist? Was der Franke Schnitzen, Schnitzeln oder auch (das ist mehr chattisch) Hutzeln oder Hotzeln nennt, das nennt der Baier „Kletzen.“ Diese Kletzen, d. h. gedörrte Birnen, werden im Winter in kleine Stücke geschnitten und mit ebenfalls klein geschnittenen Wallnüssen, oder wo es der Wohlstand erlaubt, auch mit Mandeln gemischt (wozu dann bei den „Geldprotzen“ oder „großen Hänsen“ noch dicke Rosinen, Citronat und sonstige feinere Würze kommt), und dann in einem feinen Teig zu einem Gebäck vereinigt, das man „Kletzenbrot“ nennt. Es florirt namentlich um Weihnachten. Die Herrschaft schenkt es den Dienstboten, die Mutter den Kindern und der Pathe seinem Täufling. Während bei den sog. vornehmen Ständen das Pathengeschenk in einem silbernen Löffel und ähnlichen Dingen besteht, wofür das Kind in seinen jüngeren Jahren wenig oder gar kein Interesse empfindet, giebt ihm der Kleinbürger und der Bauer, weit vernünftiger, etwas zu essen. Was die Zeit solcher Festgeschenke von außergewöhnlicher Beschaffenheit anlangt, so wird an altgermanische Traditionen angeknüpft. Ich hoffe, Sie gestatten mir einen kleinen Excurs über dieses interessante Thema. Unsere heidnischen Vorfahren behandelten die Sommersonnwende und die Wintersonnwende als die Hauptfeste des Jahres. Die christlichen Heidenbekehrer ließen die heidnischen Feste und die heidnischen Tempel völlig ungeschoren. Sie gaben ihnen nur christliche Namen. Sie thaten das bewußtermaßen und aus guten Gründen einer klugen Politik. Papst Gregor der Große schreibt im Jahre 601 (Jaffé, Regesta pontificum Romanorum, Nr. 1426) wörtlich: „Zerstört nicht den Leuten ihre heidnischen Tempel, sondern verwandelt sie nur in christliche Kirchen, auf daß das Volk, welches gewöhnt ist, diesen Ort als heilig zu betrachten, auf das christliche Gotteshaus die hergebrachte Verehrung übertrage. Die heidnischen Feste und Opferschmäuse verwandelt in fromme Festessen zur Erinnerung und zur Ehre christlicher Heiliger.“ So wurde denn aus dem Feste der Sommersonnwende der Johannistag und aus dem der Wintersonnwende: Weihnachten, letzteres vorzugsweise im Norden, ersteres im Süden gefeiert, namentlich in den südlichen Alpen, wo es auch heute noch mit dem Namen „Sonnwendfest“ bezeichnet wird. Wintersonnwende = Weihnachten ist das Fest der Alten und der Kinder. Sommersonnwende das Fest des jungen Volks, der Bursche und Mädchen.

Letzteres hat in den deutschen Alpen, namentlich in den baierischen, salzburgischen und steierischen, noch ganz seinen alten Heidencharakter. In der Sommersonnwendenacht ziehen die jungen Leute beiderlei Geschlechts auf die höchsten Berge, wo sie riesige Feuer anzünden. Sind die Feuer am Niederbrennen, dann springen Bursche und Mädchen paarweise hindurch und darüber. Wenn der Sprung geräth, dann „kriegen sie einander,“ wenn nicht, nicht. Man pflückt und bindet Sträuße aus seltenen Alpenkräutern und murmelt alterthümliche Sprüche darüber. Die so geweihten Sträuße bindet man an die eisernen Gitter oder sonstwie an Fenster und Thüre, dann kann zu dieser Oeffnung der „böse Feind“ nicht hinein, und auch nicht die Hexen. Die jungen Bursche fangen sich auf der Weide Pferde und jagen damit durch Sonnwendnacht und Feuer, ohne Sattel und Zaum, ohne Rücksicht, ob Roß oder Reiter den Hals bricht. Nichts wird geschont. Alles Verbrennbare wird dem feurigen Julgotte geopfert.

Die Wintersonnwende im ebenen deutschen Norden wird weniger stürmisch, wild und feurig gefeiert, als die Sommersonnwende in den südlichen Alpen. An die Stelle des Riesenfeuers auf den hohen Bergen treten zahllose Lämpchen, Lichtlein und Flämmchen in Kirche, Haus und Hütte. An die Stelle des feurigen Julklotzes ist der gemüthliche Weihnachtsbaum getreten, oder jene durch Sparsamkeitsrücksichten gebotene Art einer Nachahmung aus Holz und Papierschnitzel, die man die „Pyramide“ (oder in Berlin die „Pergdemithe“) nennt. In Mecklenburg hat sich sogar auch das Wort „Jul“ conservirt. Was dort ein „Julklapp“ ist, das mag man in der unerschöpflichen Quelle nachsehen, welche uns Fritz Reuter erschlos-

sen hat, und zwar in dem Romane „Ut mine Stromtid.“

Auch die Spuren der Opferschmäuse, deren der kluge Papst Gregor gedenkt, sind noch nicht gänzlich verschwunden. Jedes Fest hat seine eigenthümlichen Arten von Kuchen oder Gebäck. Früher wurde das Alles im Hause selbst gebacken. Fast jede Familie hatte ihren Backofen. An Arbeitskräften war Ueberfluß. Baar Geld war rar während der langen Periode des Ueberganges von der Natural- zur Geldwirthschaft in Deutschland. Heutzutage, wo die Arbeitstheilung immer weiter vorschreitet, und wo das Geld abundant ist, nicht nur in Edelmetallen, sondern auch in Papiergeld, wo Mecklenburg, das „loyale,“ noch unmittelbar vor dem durch das Bundesgesetz über Ausgabe (oder Nichtausgabe) von Papiergeld verfügten Thorschluß, wissend, daß letzterer im Anzuge ist, seine Million Thaler in Zetteln losschießt, wo in Rußland, in Oesterreich, in Italien &c. uneinlösbares Papiergeld mit Zwangscours circulirt, heutzutage schrumpfen die Dimensionen der Hauswirthschaft immer mehr zusammen. Auch in Deutschland kauft man das Gebäck zu den beiden Sonnwendfeiern, das früher eine Art religiöser Tradition im Hause selbst zu fabriciren befahl, beim Bäcker und beim Conditor. Und das ist denn auch der Fall bei jenem eigenthümlichen Weihnachts- oder Neujahrskuchen, welchen die Eltern ihren Kindern, die Herrschaft den Dienstboten, der Pathe und die Pathin (fränkisch: die Gothe, alemannisch: die Goth') dem Täufling (dem Pathen, dem Pätter, dem Päthchen, der Gothin oder dem Göthchen) in herkömmlicher Weise verehren.

Was in Baiern und Oesterreich bei diesen Gelegenheiten das „Kletzenbrot,“ das ist in vielen Gegenden von Franken der „Kringen,“ ein Kuchen in Kranzform, bei welchem die einzelnen Teigstränge durch einander geflochten sind, wie ein Zopf; in Sachsen aber die „Bretzel.“

Vieles von dem, was ich hier in diesen anspruchslosen Culturstudien über die deutsche Küche erzähle, sind gewiß für viele deutsche Brüder und Schwestern ganz funkelnagelneue Dinge. Ach, wir gelehrten Deutschen! Wir wissen, wie China seine Verbrecher martert und hinrichtet, und wie Indien seine Todten verbrennt; wie der Indianer seine Mocassins construirt und seine Squaw prügelt, und der Lappländer seine Komacher macht und trägt. Als der Maler Hildebrandt, gleich witzig als Gesellschafter, wie groß als Künstler, von seiner Reise um die Welt zurückkehrte, peinigte ihn eine neugierige Berlinerin durch endlose Fragen über die Kochkunst der Japanesen. „Ist es denn wirklich wahr,“ fragte sie, „daß diese Menschen auch Blutegel essen?“ „Ja wohl, gnädige Frau,“ antwortete der Professor (er fing an, sich zu langweilen und wurde daher, was er sonst nie war, ein wenig boshaft), „ja wohl, sie essen Blutegel; noch lieber aber Schröpfköpfe, letztere jedoch nur gebraten.“

Wir kennen also auch das Menü der Japanesen. Wir wissen Alles. Nur die Sitten und Culturzustände unserer eigenen Nation, die kennen wir nicht. „Bah, das ist ja auch nicht weit her, und ich begreife „unsern Braun“ nicht, wie er sich um so ordinäre Dinge, wie die Küche des gemeinen Mannes in Deutschland, kümmert! Ja, wenn's noch Japanesen wären.“

Und doch, wenn Sie nur wüßten, wie unendlich schwierig es ist, in Deutschland die wirkliche Küche des deutschen Volkes zu studiren! („Volksküche“ darf ich nicht sagen, denn dieses Wort hat seinen specifischen Sinn, indem es eine außerordentlich nützliche Institution bezeichnet, die Sie ohne Zweifel schon kennen.)

Als Jurist von Handwerk huldige ich dem Grundsatze: „Locus regit actum,“ was ungefähr so viel heißt, wie: „Ländlich sittlich,“ d. h. ich glaube, man kann auf Reisen in Bezug auf Speise und Trank nichts Klügeres thun, als sich der örtlichen Sitte möglichst accomodiren. Das, was der Eingeborene ißt, entspricht am besten den klimatischen und sonstigen maßgebenden Verhältnissen. Es ist zugleich das, was man verhältnißmäßig am besten zuzubereiten versteht, weil man es täglich macht, und weil Jeder in loco darüber ein sachverständiges Urtheil hat. Es ist das Natürliche und Technisch-Vollendete zugleich. Was will man also mehr?

Nichts ist thörichter, als in der Fremde dasselbe essen zu wollen, wie zu Hause. Dafür nur ein Beispiel: Ich reiste einmal — es ist schon lange her, damals regierte noch der selige Rè Bomba — in Italien mit einem deutschen Freunde, der zu Hause

von seiner Frau ein wenig verwöhnt war, namentlich aber jeden Abend ein treffliches Beefsteak mit Eiern zu speisen pflegte. Das wollte er nun im Neapolitanischen auch haben, wo die Küche ganz anders als bei uns am Rhein, aber doch in ihrer Art gut war. Ich hatte die freundschaftliche Aufopferung, ihm des Breiteren aus einander zu setzen, daß hier kein ordentliches Beefsteak zu bekommen und daß es auch nicht klug sei, darauf zu provociren. Half nichts; er bestand darauf. Ich forderte nun für ihn hin und wieder Beefsteak. Ich diente als Dolmetscher. Kein Mensch wußte was vom Beefsteak. Auch meine Definitionen und Beschreibungen begriffen sie nicht, und ich war doch ein Mann vom Fach; meine Beefsteaks, die ich 1841 in Göttingen auf der Kneipe präparirte, waren berühmt auf der ganzen Hochschule.

Meine redlichen Bemühungen wurden verkannt. Mein Freund beharrte auf seiner Laune. Er wurde sogar mißtrauisch. Er glaubte, ich wolle im Interesse meiner Liebhabereien und um Zeit zu gewinnen zum Studium von Land und Leuten, ihm die Frist nicht gewähren, welche erforderlich ist zur Zubereitung eines „gerechten und vollkommenen Beefsteaks." Ja, endlich äußerte er sogar Mißtrauen in Betreff meiner Kenntniß der italienischen Sprache. Das empörte mich. Ich bat ihn, mir wörtlich zu sagen, was er bestellt haben wollte, und rief den Koch in das Zimmer. Ich dolmetschte zwischen ihm und dem Koch. Anscheinend begannen sich dieselben, trotz anfänglicher Mißverständnisse, nach und nach zu verständigen. Mein Freund strahlte vor Vergnügen und sagte ein über das andere Mal: „Richtig, ganz richtig." Der Koch nickte und bekräftigte jedes Nicken mit einem verständnißinnigen: „Capisco, Signori."

Nach drei Viertelstunden kam das Beefsteak. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß ich ein niederträchtigeres Stück alt Kuhfleisch nie gesehen habe, und obgleich der Koch ein intelligenter Mann war, und die Zubereitung unserer Bestellung und Instruction vollkommen entsprach, so war doch mein Freund von seiner Beefsteaksmanie geheilt. Er fügte sich von nun an der Sitte des Landes und wir aßen von da ab Abends selbander „pollastro con riso" oder sonst etwas Ländlichsittliches.

In England, Frankreich, Italien u. s. w. geht Letzteres trefflich. Der Einheimische, namentlich die Leute auf dem Lande, denken: der Fremde kann sich nach mir richten; kommt er in meine Gegend, so hat er sich dem, was hier gebräuchlich, zu unterwerfen.

In Deutschland ist dies leider an vielen Orten ganz anders. Dort kochen die Leute anders für sich und anders für Fremdlinge. Es hat sich hier eine conventionell-traditionelle „Fremdenküche" ausgebildet; (ein „Fremdenfraß," sagte einmal mein Freund Lang im Zustande höchster sittlicher Entrüstung über schlechte Küche in einem „Oberkellnerhotel mit papiernen Wänden"); eine Fremdenküche, bei welcher der Fremdling, d. h. der Reisende, schwer beeinträchtigt wird, weil der Gastwirth von falschen Voraussetzungen ausgeht — manchmal absichtlich, manchmal unabsichtlich. Der Gastwirth glaubt nämlich, und vielleicht hat er auch ein Interesse, daran zu glauben, alle seine Gäste seien, was doch bekanntlich bei der grassirenden Reisewuth schon lange nicht mehr der Fall ist, vornehme oder reiche Leute, welche auf großem und theurem kosmopolitisch-europäischen Fuße behandelt sein wollen. Auf dem Lande aber kommt noch ein eigenthümliches Mißtrauen hinzu. Der Städter und namentlich der Kleinstädter in Deutschland ist hochnasig gegen die Bauern, obgleich er keine Ursache dazu hat. Denn der deutsche Bauer ist im Durchschnitt geistig und wirthschaftlich viel gesunder als der deutsche Kleinstädter. In Folge der süffisanten und spöttischen Haltung des Letzteren wird der Bauer mißtrauisch und zurückhaltend. Er steht einem Fremden in städtischer Kleidung nicht gern Rede. Er setzt ihm auch nicht das vor, was er, der Bauer, selbst ißt, denn er weiß, daß dies der alberne Kleinstädter verachtet. Er tischt deshalb dem Fremden auf, „was solche Kerls aus der Stadt zu essen gewohnt sind." In Deutschland muß man, wenn man auf dem Lande die nationalen Gerichte zu essen bekommt und Auskunft über den Namen, Zubereitung u. s. w. erhält, zuvor des Bauern oder der Bäuerin „Herz erobern" (so sagte der Augustenburger!), ersteres dadurch, daß man Kenntniß und Interesse landwirthschaftlicher Dinge zeigt, in Ermangelung dessen aber letzteres dadurch, daß man den Kindern einige Auf-

merksamkeit erweist, wogegen ein Mutterherz nie unempfindlich ist. So auf dem Lande.

Was die Städte und Städtchen anlangt, so darf der des Studiums örtlicher Kochkünste Beflissene nie in dem feinen Hotel oder in der „Oberkellnerwirthschaft" absteigen, wo blos „Fremde" einkehren, oder er muß sich dort wenigstens durch einen Einheimischen introduciren lassen. Am besten aber geht er dahin, wo die einheimische Gentry der nächsten Nachbarschaft einkehrt. Auch haben außerdem Handlungsreisende, kleine Gutsbesitzer und große Pächter ein unverkennbares Talent, gute Gasthäuser zu entdecken. Die Handlungsreisenden verstehen es auch noch, den Gastwirth hinsichtlich der Preise auf einem erträglichen Niveau zu erhalten. Ein Mißtrauensvotum dieser einflußreichen Classe der bürgerlichen Gesellschaft hat für den Hotelbesitzer beinahe verhängnißvollere Folgen als der viel gefürchtete Tadel im „Bädecker."

Der wißbegierige Reisende soll in einem solchen Gasthause nicht nach der Speisekarte eines jener Gerichte bestellen, die alle Welt kennt, sondern lieber ein einheimisches Original, das er noch nicht kennt, und wäre es auch aufs Gerathewohl, wie es der schreibensunkundige Theaterunternehmer in Berlin machte. Jedenfalls soll er darauf achten, was die Eingeborenen selbst am liebsten essen, denn das ist stets auch das Beste und gewährt einen neuen Einblick in die locale Kochkunst dieser Gegend. Weiß er nicht, wie das Gericht heißt, dann soll er dem dienstbaren Geiste nur dreist sagen: „Dasselbe, wie der dicke Herr da oben mit den großen spitzen Vatermördern" oder wie er sonst das Ding oder den Mann beschreibt. Und wenn er dann die Speise, nachdem er sie genossen, lobt und versichert, er sei viel gereist in aller Herren Länder, aber so was Delicates, wie hier in Schildburg, habe er sein Lebtag nicht gegessen, dann soll er einmal sehen, wie sich der geschmeichelte Schildburger Localpatriotismus dankbar erweist. Der dicke Herr mit den spitzen Vatermördern macht ihm eine huldvolle Verbeugung und rückt näher. Dies ist für die übrigen Schildburger „Honoratioren" das Signal, dasselbe zu thun, denn der Dicke ist der regierende Bürgermeister. „Es wundert mich nicht, mein Herr," hebt er an, „daß Ihnen unser Schildburger Nationalgericht schmeckt, denn ich sage es jeden Tag: „Es giebt nur ein Schildburg in der Welt!" und ich habe wohl ein Recht, so zu sagen: denn ich bin der Bürgermeister; Heulmayr ist mein Name." Der Fremdling muß sich auch demaskiren, und nun erfährt er nicht nur, wie das unbekannte Gericht heißt, sondern auch, wie es zubereitet wird, und was sonst noch Alles wissenswerth ist in Schildburg, das natürlich eine Unzahl berechtigter Eigenthümlichkeiten hat und sonstige Tugenden, die in der ganzen Welt nicht wieder vorkommen.

Die Spuren der Abpferchungs- und Selbstüberhebungskrankheit, mit welcher der Territorialismus und Particularismus unser von Haus aus so kerngesundes deutsches Blut vergiftet hat, treffen wir leider noch überall und oft leiden gerade die, welche sich für die Allerradicalsten und Demokratischsten halten, am meisten daran. Es mag noch manches liebe Jahr ins deutsche Land gehen, bis wir dieses Elend völlig überwunden haben, ohne daß wir dadurch in das Gegentheil verfallen, welches noch schlimmer ist, nämlich in die französische Centralisationswuth. Einstweilen sind wir aber nicht an letzterer krank, sondern am Separatismus.

Gewiß ist, man findet nirgends so, wie in Deutschland, in jedem kleinen Nest einen solchen Hochmuth auf seine eigenen Vorzüge, eine solche Verachtung der Anderen, namentlich der Nachbarn. Sehen Sie, da liegen Schildburg und Mottenburg kaum eine Meile von einander, beide in demselben Thale, beide Landstädtchen von etwa dreitausend Einwohnern und einander so ähnlich, daß sie der Fremde kaum unterscheidet. Gleichwohl hassen sie einander bis aufs Blut, wie zwei feindliche Indianerstämme. Daß Jemand aus dem einen Ort in den anderen heirathet, kommt nicht vor. Es ist geradezu undenkbar. Treffen sich beide Orte auf neutralem Boden, so z. B. auf einer Landpartie, dann sondern sie sich von einander ab, wie Wasser und Oel. Ein Ort belegt den anderen mit allerlei Schimpf- und Spottnamen, welche Jahrhunderte lang von Geschlecht zu Geschlecht forterben. Der Schildburger hält sich für den Inbegriff alles Geistes und aller Tugenden. Seinen Nachbar, den Mottenburger, aber hält er im Gegentheil für die Verkörperung aller Dummheiten und La-

ster, und wenn er Anekdoten von demselben erzählt, dann lächelt er voll hohen Selbstbewußtseins und denkt: „Herr Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jener Mottenburger Einer," und der Mottenburger natürlich vergilt Gleiches mit Gleichem. Obgleich Mottenburg und Schildburg beide in ihrer Majorität auf der allerentschiedensten äusterften Linken stehen und beide zu demselben Wahlbezirke gehören, so können sie sich doch bei den Wahlen nie einigen. Wenn Mottenburg sein Vertrauen dem Candidaten A. schenkt, dann giebt Schildburg gewiß dem Candidaten Z. seine Stimme. Ganz natürlich. Denn beide Orte suchen einander den Gerichtssitz, die Verwaltungsbehörde, die Garnison, die Eisenbahnstation abzujagen. Dieser Streit verbittert sie so wider einander, daß Jeder nur noch seinen Gegner, aber nicht mehr den Kampfpreis sieht. Und während sie streiten, kommt ein dritter Ort, sagen wir etwa Krähwinkel, und steckt den Preis in seine Tasche. „Verdammt," sagte dann Mottenburg, „aber mich freut's nur, daß das niederträchtige Schildburg gleichfalls leer ausgeht." Accurat das Nämliche aber sagt Schildburg von Mottenburg. Diese Landstädtchen sind in alledem das getreue Spiegelbild der kleinen Dynastien. Wenn man ihnen das aber sagt, dann glauben sie's nicht. Wie wäre denn das auch möglich? Sie sind ja doch furchtbare Demokraten und „hasse alle Ferschde." Ich habe in keinem der andern Länder Europa's dieses schöne nachbarliche Verhältniß wiedergefunden und suche den Grund desselben in der frühern territorialen Zersplitterung Deutschlands. Diese Auffassung findet eine indirecte Bestätigung in dem Umstande, daß aus jenen Kreisen des kleinstädtischen Separatismus am heftigsten wider den „Nord-Mordbund" protestirt wird, obgleich er die Realisirung der selbigen deutschen Einheit ist, nach welcher sich Schild- und Mottenburg seit zwanzig Jahren die Kehlen heiser geschrien, „wie gierige Raben," sagte Nikolaus Becker im Rheinlied.

In England hört man manchen hübschen Witz auf Kosten der Irländer, die sogenannten „Irish Bulls;" Frankreich hat seine Gascogner; auch sind die alten französischen Provinzen immer noch in weit höherem Grade „historisch-politische Individualitäten," als die nach der Schablone gearbeiteten modernen Departements. Aber einen solchen Krieg von Haß und Verachtung und Spott Eines gegen den Anderen und Aller gegen Alle, wie in Deutschland, habe ich nirgends gefunden, auch dort nicht.

Stellen Sie sich vor, es giebt eine Anekdote, in irgend einem alten „Meidinger," in dem Jemand eine alberne Rolle spielt und ausgelacht wird. Nun, diese Geschichte erzählt man sich durch ganz Deutschland. Nur lügt sie immer Einer dem Anderen auf den Leib. Der Dresdener dem Leipziger, der Leipziger dem Berliner, der Berliner dem Potsdamer, der Potsdamer dem Pommer, der Pommer dem Mecklenburger, der Mecklenburger dem Holsteiner, der Holsteiner dem Hamburger, der Hamburger dem Hannoveraner, der Hannoveraner dem blinden Hessen, der Hesse dem Frankfurter, der Frankfurter dem Mainzer, der Mainzer dem Oesterreicher (das stammt noch aus der Zeit der alten Bundesgarnison), der Oesterreicher dem Ungarn u. s. w. mit Grazie in infinitum.

Doch ich sehe, daß diese Betrachtung sogar bis nach Ungarn, und folglich viel zu weit führt.

Machen wir von ihr Nutzanwendung auf die Küche. Auch in ihr sucht jedes Städtchen irgend etwas Appartes aufrecht zu erhalten. Mischt das eine Anis in das Brot, dann thut das andere Kümmel hinein. Backt das eine Nest die Brote rund, dann macht das andere sie länglich. Zieht das eine die Blutwurst vor, dann liebt das andere die Leberwurst. Braut das eine obergähriges Bier, so fabricirt das andere gewiß untergähriges. Nimmt das eine Reis dazu, dann bedient sich das andere des Stärkezuckers oder gar des Glycerin. Jedenfalls eines von beiden, denn die Bierproduction nimmt zu und der Verbrauch von Malz ab; folglich werden andere Stoffe verwendet. — —

Ich hatte die Absicht, noch von zwei Gegenständen zu handeln. Von einer Speise: den Fischen. Von einem Getränke: dem Bier. Beide gewähren in ihrer provinziellen Verschiedenheit wichtige Einblicke in die deutschen Culturzustände. Man kann zwischen dem „Huchen" der Donau, dem „Salm" des Rheins, dem „Lachs" der Ostsee und der Ostseeflüsse und zwischen den localen Consumenten dieser Fische die interessantesten Parallelen

ziehen. Auch geht der Verfall und die Wiedergeburt Deutschlands Hand in Hand mit dem Verfall der Fischzucht, der Kunst, Fische zuzubereiten, und des Fischconsums, sowie mit dem Wiederaufleben desselben, welches letztere seit Kurzem von Berlin aus mächtige und intelligente Impulse erhält. Ich widerstehe der Versuchung, auch noch diese wichtigen Themen zu erörtern. Was das Bier anlangt, so verweise ich vorläufig auf den Aufsatz von August Silberstein: „München und das Bier," in Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften, Juni 1870.

Nur noch eine generelle Bemerkung möchte ich mir in Betreff Süddeutschlands erlauben. Der Bewohner des bairischen Hochlandes ißt viel weniger Fleisch als z. B. der Mecklenburger oder der Hanseate, und wenn er welches bekommt, dann ist es in der Regel nicht Ochsen-, sondern Kalbfleisch. Ich bin Tage lang mit Führern, Holzknechten, Jägern oder Wilddieben in den deutschen Alpen herumgeschweift und war erstaunt über die wenig substanzielle Nahrung, womit sie sich begnügen. Dabei haben aber die Leute doch eine bewundernswerthe Kraft, Ausdauer und Geschmeidigkeit des Körpers, gesunde Knochen, Sehnen und Muskeln von Stahl. Woher kommt das, trotz ihrer geringen Nahrung?

Dasselbe ist der Fall bei den Lazzaroni in Neapel. So ein Mensch ist mit einer Brotkruste, ein paar Zwiebeln, oder etwas Obst satt zu machen, wo unsere Leute wenigstens einen Kessel voll Kaffee und einen Kober voll Kartoffeln verlangen. Er arbeitet nur einen Tag; das reicht aus, um für den Rest der Woche zu leben. Dabei aber hat er einen herculischen Körperbau. Seine Muskeln sind so vollständig entwickelt, daß er dem Bildhauer Modell steht, und wenn er will, kann er Lasten tragen, deren Gewicht in Erstaunen setzt. Können uns unsere Physiologen diese Räthsel nicht lösen? Liegt nicht etwa an der primitiven naturwüchsigen Lebensweise mehr als an der Nahrung?

Nun noch ein Wort von der schwäbischen Küche. Wie sie räumlich zwischen der fränkischen und der baierischen eingekeilt ist, so vereinigt sie auch sachlich die Tugenden beider, und ich habe daher ihrer in den vorausgegangenen Schilderungen schon öfter vergleichungshalber gedenken müssen. Ihren Centralpunkt hat sie in Stuttgart, das in Schönheit der Lage und sonstigen Annehmlichkeiten des Daseins mit Dresden, Heidelberg und Salzburg wetteifert. Die Baiern nennen den Schwaben „Knöpfleschwab," weil er keine Knödel ißt. In fränkischen Landen nennt man ihn „Suppenschwab." Und dieser Name gereicht ihm nicht zur Unehre. Die Suppe hat in der schwäbischen Küche eine Hauptrolle, und sie verdient solche vermöge ihrer Mannigfaltigkeit und Güte. Was die erstere, die Mannigfaltigkeit anlangt, so zähle ich hier nur, um einen Begriff davon zu geben, auf: Rinds-, Wein-, Bier-, Milch-, Gerstl-, Krütz-, Gries-, Weck-, Nudel-, Grünkorn-, Einbrenn-, Einkoch-, Schottsuppe, welches Verzeichniß aber noch lange nicht erschöpfend ist! Die schwäbische Küche ist kräftiger als die fränkische und feiner als die baierische.

VII.
Schlußwort.

Ich schließe diese Uebersicht über die verschiedenen deutschen Küchen, welche Uebersicht diesen Gegenstand weder erschöpft, noch auch sich darauf beschränkt, vielmehr zuweilen auch in den Keller abgeschweift ist, mit dem vollen Bewußtsein der Fehler und Mängel, womit meine Darstellung behaftet ist. Der Lateiner sagt: „In magnis voluisse sat est," und der Deutsche übersetzt es mit: „Ein Spitzbube giebt mehr als er hat."

Ich habe zu Papier gebracht, was ich in den verschiedenen deutschen Gauen, die ich als lernbegieriger Tourist, in den Gymnasiasten- und Studentenjahren anfangend und das Geschäft bis zu dem reifern Mannesalter mit Liebe und Eifer fortsetzend, gehört, gesehen und geschmeckt habe. Genaue und durchgreifende Beobachtungen auf diesem Gebiete sind nicht ganz leicht und jedes Urtheil ist der Anfechtung unterworfen, weil es in Ermangelung eines allgemein anerkannten objectiven Maßstabes, allemal wenigstens den Schein rein subjectiver Meinung gegen sich hat. De gustu non est disputandum.

Was ich zu schildern versuchte, ist weder die „Küche" der Proletarier, die als solche kaum bezeichnet werden kann, noch die Küche der Reichsten und Vornehmsten, welche

die ausnahmsweise günstig situirte kleine Minderheit bilden. Ich schilderte das System der Küche, welches in der breiten mittleren Schicht der deutschen Gesellschaft im Durchschnitt zu herrschen pflegt; diese Küche des Bürgerstandes ist im Guten und im Schlimmen höchst conservativ, während die der Vornehmen der Mode des Tages folgt und häufig wahrhaft revolutionäre Sprünge und quasi-sanscülottische Sanct-Veits-Tänze aufführt. Die bürgerliche Küche kann sich zwar auch der Einwirkung europäischer Ereignisse nicht entziehen. Der Mais kam um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nach Süddeutschland und wurde, obgleich amerikanischen Ursprungs, dort „Wälschkorn" genannt, weil die nächste Station, von wo er einrückte, Italien war; der asiatische Buchweizen war schon ein Jahrhundert früher gekommen. Ein Jahrhundert später kam die jetzt allmächtige Kartoffel. Ebenfalls erst im achtzehnten Jahrhundert erhielten der Kaffee und der Thee eine allgemeine Verbreitung in Deutschland. Das sind die Neuerungen, welche die heutige Küche im Verhältnisse zu der des sechzehnten Jahrhunderts aufweist. Das ist die Basis, auf der wir heute stehen. Aber sie ihrerseits ruht wieder auf Grundlagen, welche bis in die urgermanischen Zeiten zurückreichen.

Unsere Gelehrten erzählen uns in ihren Büchern über Sittengeschichte und Culturgeschichte fast ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise von der Küche der Höfe und Vornehmen; der Einfluß des Kaisers Vitellius oder des Königs Louis XIV. auf diesem Gebiete füllt oft ganze Capitel. Mit Unrecht; denn erstens kommt es gar wenig darauf an, was diese wenigen Menschen gegessen haben. Zweitens hat es rein zufällige Ursachen; die Laune eines einzelnen Koches, die Gelüste einer frivolen Maitresse, oder eines blasirten Fressers — was beweist das? Es geht spurlos vorüber.

Was dagegen eine ganze Nation, was ihre einzelnen Stämme und Raçen jahrhundertelang nach natürlichen Ursachen und Voraussetzungen in constanter Praxis gegessen haben, ich möchte sagen: mit Naturnothwendigkeit essen mußten, das ist eine Frage, welche tief eingreift in alle Culturverhältnisse, und ihr Studium, natürlich immer im Zusammenhange mit der übrigen wirthschaftlichen und mit der geistigen Entwicklung der Nation, ist in den Augen eines jeden denkenden Menschen „des Schweißes der Edeln werth."

Edgar Allan Poe.

Von

Agnes Bohlen.

Edgar Allan Poe, der ebenso eigenthümliche, wie unglückliche amerikanische Dichter, stammte aus einer alten, angesehenen Familie Marylands. Sein Vater hatte sich, während er die Rechte studirte, in eine hübsche Schauspielerin verliebt, die er entführte und heirathete. Er gab seine Studien auf, wurde Schauspieler und betrat mit seiner mehr reizenden als talentvollen Frau die verschiedensten Bühnen der Vereinigten Staaten. Nachdem sie sechs oder sieben Jahre ein unruhiges Wanderleben geführt, starben beide kurz hintereinander in Richmond und hinterließen drei Kinder in äußerster Armuth. Edgar, den zweiten Knaben — 1811* in Baltimore geboren — nahm Mr. Allan, ein reicher kinderloser Kaufmann in Richmond, zu sich. Die auffallende Schönheit des Kleinen und eine in so zartem Alter seltene Geistesschärfe ließen auf ungewöhnliche Begabung schließen und erregten die schönsten Hoffnungen. Aber zugleich hätten auch die Spuren großer Reizbarkeit und eigensinniger Launenhaftigkeit seine Umgebung mit Besorgniß erfüllen müssen. Vielleicht sind diese ersten gefährlichen Anzeichen seines spätern excentrischen und ungebundnen Lebens aus den frühesten Eindrücken zu erklären, welche dem empfänglichen Kinde durch das abenteuerliche unstäte Schauspielerleben der Eltern geworden. Eine sorgfältige Erziehung hätte mit fester und liebevoller Hand noch immer die Ausbrüche dieses heißangelegten und von jedem Eindrucke abhängigen Temperamentes dämpfen oder regeln können. Aber Mr. Allan bewies seinem Pflegesohne nur die thörichte Liebe einer schwachen Mutter, jede Laune des Knaben wurde geduldet, jedes noch so wunderliche eigenmächtige Verfahren gebilligt und begünstigt. Einst als der sechs-

* Seine Biographen geben dies Jahr an; Poe selbst aber in einem Briefe an Dr. Griswold das Jahr 1813.

jährige Edgar schmollend und übler Laune aus der Schule nach Hause kam — ihm war dort wegen Ungehorsams eine wohlverdiente leichte Strafe auferlegt worden — begab sich der entrüstete Pflegevater auf der Stelle zu der Schulvorsteherin, machte ihr heftige Vorwürfe und nahm, das noch fällige Schulgeld zahlend, den triumphirenden Jungen aus der Schule, um ihn ferner vor solcher Tyrannei zu bewahren. Mußten nicht bei einer derartigen Erziehung die eigenwilligen, launischen Neigungen des Knaben, der kein Gesetz achten lernte und für den es keines gab, in üppigster Weise fortwuchern und jene krankhafte Selbstüberhebung und bedauerliche Charakterlosigkeit erzeugen, die das spätere Leben des Mannes ruinirten?

Eines mehrjährigen Aufenthaltes in England, wohin sich seine Pflegeeltern 1816 begeben hatten, und woselbst Edgar in der Nähe Londons eine Knabenschule besuchte, gedenkt er später mit besonderer Liebe. Im Jahre 1822 nach Amerika zurückgekehrt, bezog Poe die Universität von Charlottesville, die sich damals, der dort herrschenden Sittenlosigkeit und Rohheit wegen, keines guten Rufes erfreute. Durch seine glänzenden Geistesgaben machte er sich schnell als einer der besten und hoffnungsvollsten Schüler bekannt; leider gerieth er aber auch nur zu bald in den Ruf der zügellosesten Wildheit. Mit der ihm angeborenen Leidenschaftlichkeit gab er sich dem Genusse geistiger Getränke und dem Spiele hin; die Folge davon war, daß er nach kurzer Zeit von der Universität relegirt wurde.

Mit Schulden belastet, die Mr. Allan sich weigerte zu bezahlen, richtete Poe einen beleidigenden Brief an seinen Pflegevater, worin er zugleich die Absicht aussprach, nach Griechenland zu gehen, um den Hellenen in ihren Freiheitskämpfen gegen die Türken beizustehen. Er verließ auch wirklich Amerika und war während geraumer Zeit wie verschollen. Es ist indeß erwiesen, daß er nie bis nach Griechenland gekommen. Nach Verlauf eines Jahres tauchte er plötzlich in Petersburg auf, wo er wegen Unfugs, den er in einem Anfalle von Trunkenheit verübt hatte, mit Arrest bestraft werden sollte. Durch die Güte des amerikanischen Gesandten, an den er sich wandte, wurde er in Freiheit gesetzt; auch erhielt er durch dessen Großmuth die Mittel zur Rückkehr in die Heimath. Mr. Allan empfing ihn eben nicht sehr freundlich, war aber bereit, ihm den Eintritt in die militärische Akademie von West-Point (am Hudson) zu verschaffen. Eine Zeit lang ging Alles gut; Poe befleißigte sich ernsthaft seiner Studien und wurde bald der Liebling der Offiziere und Lehrer. Aber schon nach Verlauf von zehn Monaten wurde er in Folge seines ungeregelten Lebenswandels der Stelle verlustig erklärt. Er verließ West-Point und kehrte nach Richmond in das Haus seines Wohlthäters zurück, der sich abermals willig zeigte, ihm zu seinem Fortkommen behülflich zu sein. Allein nach kurzer Zeit sah sich Poe auf seine eigenen Kräfte angewiesen, denn Mr. Allan löste das Verhältniß und sagte sich vollständig von ihm los. Der Grund des Bruches wird von beiden Seiten verschieden angegeben. Mr. Allan hatte sich nämlich nach dem Tode seiner Frau, die noch den meisten Einfluß auf Edgar ausgeübt hatte, zum zweiten Male verheirathet. Nach Poe's Aussage habe er den Zorn seines Pflegevaters durch eine scherzhafte Aeußerung über dessen Verbindung mit einem an Jahren viel jüngeren Mädchen auf sich geladen. Von der andern Seite wird erzählt, daß der Jüngling, jedes Gefühl der Ehre und Dankbarkeit vergessend, sich in beleidigendster Weise gegen die Frau seines väterlichen Wohlthäters vergangen. Genug! sie schieden im Zorn und Mr. Allan zog von nun an seine Hand ganz von ihm ab. Er starb 1834, ohne Edgar das kleinste Vermächtniß zu hinterlassen.

Bald nach seinem Abgang von der militärischen Akademie war von ihm ein Band Gedichte erschienen, die er im Alter von sechzehn bis neunzehn Jahren geschrieben zu haben scheint. Obschon sie Talent verkünden, sind sie doch ohne besondern Werth. Aber schon diese frühesten Productionen zeigen Gewandtheit des Ausdrucks, musikalischen Fluß und lebhaften Sinn für das Schöne, so daß sie ihn in den Ruf eines „genialen Jünglings" brachten und er den Beschluß faßte, sein Brot durch literarische Arbeiten zu verdienen. Indessen der Versuch mißglückte und er trat nun als gemeiner Soldat in die Armee ein. Wie lange er im Dienst war, weiß man nicht. Offiziere, die ihn noch von Westpoint her kannten, bemühten sich, ihm eine Offiziersstelle

zu verschaffen. Doch als sie nahe dran waren, diese für ihn zu erhalten, war er plötzlich desertirt. Wahrscheinlich hatte er während seines Soldatenlebens einige Novellen geschrieben, für welche er indeß keinen Verleger finden konnte. Er schickte sie und ein größeres Gedicht „the Coliseum" an den Herausgeber eines literarischen Journals in Baltimore, welcher zwei Preise von hundert Dollars für die beste Erzählung und das beste Gedicht ausgeschrieben hatte. Sicherlich würde das Manuscript kaum beachtet worden sein, hätte nicht einer der Herren vom Comité, durch die Zierlichkeit und Deutlichkeit der Schrift angezogen, es in die Hand genommen und darin geblättert. Von dem Inhalt überrascht, legte er es den berathenden Preisrichtern vor, welche einstimmig den Beschluß faßten „dem ersten Genie, das leserlich geschrieben, den Preis zu ertheilen." Kein andres Manuscript wurde gelesen. Obgleich das Comité zuerst beschlossen hatte, beide Preise an Poe zu ertheilen, änderte es später seinen Entschluß und bewilligte ihm nur den ersten Preis für die Erzählung. Diese Novelle („Das in einer Flasche gefundene Manuscript") enthält schon alle Eigenthümlichkeiten seines Stils und seiner Erfindungsgabe. Unser Dichter verfehlte nicht, sich zum Empfange der hundert Dollars bei dem Verleger einzustellen, welcher am folgenden Tage einem der Herren vom Comité, Mr. Kennedy, einem einflußreichen Schriftsteller und Rechtsgelehrten, eine derartige Beschreibung von Poe's Erscheinung machte, daß dieser, von Neugierde und Theilnahme erfüllt, ihn zu sich beschied. Poe hatte das Geld noch nicht erhalten; er erschien in einem abgetragenen Rocke und alten Schuhen, ohne Hemd und Strümpfe. Sein Gesicht war bleich und abgezehrt und trug die Spuren der größten Armuth. Aber aus den dunkeln Augen leuchtete der eigenthümliche Zauber des Genies und seine Unterhaltung, so wie sein ganzes Benehmen verriethen Intelligenz und Bildung. Mr. Kennedy führte ihn sogleich in ein Kleidermagazin, wo er ihn mit der nothwendigsten Wäsche und Kleidungsstücken versorgte. Durch seine Verwendung erhielt er nun auch Beschäftigung bei Mr. White, dem Herausgeber eines literarischen Journals in Richmond. Poe siedelte 1835 dorthin über und arbeitete anfangs ernstlich für die ihm anvertraute Zeitschrift. Bald aber verfiel er aufs Neue seiner alten Leidenschaft, gerieth in Trunkenheit und Geldverlegenheit und wurde von Mr. White entlassen. Nüchtern geworden schrieb er einen reuigen Brief an diesen, bat um Verzeihung, gelobte Besserung und wurde wieder angenommen. Nach kurzer Zeit erfolgte indessen eine zweite Entlassung aus denselben Gründen und ein zweiter Reuebrief des unglücklichen Schriftstellers, der denn auch von Neuem Versöhnung und Wiederannahme bewirkte. Nachdem sich dies aber mehre Male wiederholt hatte, war auch Mr. White's Geduld vollständig erschöpft und das Verhältniß wurde 1837 auf immer gelöst. Hier in Richmond hatte Poe mit zehn Dollars die Woche seine Cousine, Virginia Clemm, geheirathet, ein sanftes, liebenswürdiges, aber armes Mädchen.

Nun versuchte er abwechselnd in Baltimore, Philadelphia und New-York sein Glück mit literarischen Arbeiten. Er knüpfte Verbindungen mit Verlegern der verschiedensten Zeitschriften an. Aber da es ihm an Energie fehlte, seiner unglückseligen Leidenschaft zum Trunke zu entsagen, so löste sich jedes Verhältniß in kurzer Zeit. In New-York gab er eine größere Erzählung heraus „Arthur Gordon Pym," die sich nur durch groteske Anhäufung des Abenteuerlichen und Schauerlichen auszeichnet, wofür sein excentrischer Charakter eine fast krankhafte Neigung zu haben schien. 1838 war er wieder in Philadelphia, schrieb Revüen und Artikel für Magazine und Zeitschriften, wie auch seine beiden berühmtesten Erzählungen „Der Fall des Hauses Usher" und „Ligeia," auf die wir später noch zurückkommen werden.

Eine Zeit lang lebte Poe jetzt regelmäßig und rühmte sich sogar gegen einen Freund, „daß er ein Muster von Mäßigkeit und anderer Tugenden geworden." Aber vor Ende des Sommers 1839 verfiel er wieder in die alte Lebensweise. Nachdem er sich in Philadelphia mit mehrern Verlegern überworfen und daselbst seine gesammten Erzählungen unter dem Titel: „Tales of the Grotesque and of the Arabesque" herausgegeben hatte, ging er 1844 nach New-York zurück. Es wurde ihm nicht schwer, in den literarischen Zirkeln dieser großen Stadt Zutritt zu erhalten, da er sich auch als Kritiker einen Namen erworben

hatte. Nicht lange nach seiner Uebersiedlung erschien in der American Revue sein berühmtestes Gedicht „der Rabe," wodurch er mit einem Schlage zum Löwen des Tages erhoben wurde. In den ersten Kreisen New-Yorks suchte man die Bekanntschaft des genialen Dichters zu machen, vor dessen Blicken sich die glänzendsten Aussichten zu eröffnen schienen. Auch fing er von Neuem an geregelter und mäßiger zu leben und sich mit dem Herausgeber des Broadway-Journals in Verbindung zu setzen. Aber nur zu bald verlor er in Folge eines Streites mit dem Verleger seine Stelle. Ueberhaupt hatte er sich in dieser Zeit in so hartnäckige literarische Fehden und Zwistigkeiten eingelassen, daß die meisten der von ihm angegriffenen Schriftsteller und Dichter seine persönlichen Feinde wurden. Durch die wiederholten Rückfälle zu seiner unheilvollen Leidenschaft hatte er alle Energie und jeden moralischen Halt verloren und der Herbst 1846 traf ihn mit seiner kränkelnden Frau in der trostlosesten Lage. Sein Schicksal war nur Wenigen bekannt, da er außerhalb der Stadt wohnte. Ein Aufruf in der „New-Yorker Expreß" an seine Freunde und zahlreichen Bewunderer, mit schneller Hülfe hervorzutreten, damit der unglückliche Dichter nicht an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens Mangel leide, fand von Seiten des Publicums die bereitwilligste Unterstützung. Doch schon im Frühjahr 1847 starb seine Frau. Zu Anfang des folgenden Jahres kündigte er in New-York Vorlesungen an „über die Kosmogonie des Weltalls," von denen aber nur die erste sehr besucht war. Später gab er die in den Vorlesungen ausgesprochenen phantastischen Ansichten unter dem Titel „Eureka, ein prosaisches Gedicht" heraus. Von nun an bis zu seinem Tode schrieb er nicht mehr viel. Er hatte sich in diesem Jahre mit einer geistvollen Dame verlobt; das schöne Gedicht „I saw thee once," worin er mit überströmendem Gefühl des Augenblicks gedenkt, da er rastlos umherwandelnd sie um Mitternacht in ihrem Garten erspähte, ist ihr gewidmet. Die Verlobung hatte öffentlich stattgefunden und der Hochzeitstag war festgesetzt. Poe aber ersann, um das Verhältniß abzubrechen, ein Mittel, das leider! auf seinen Charakter kein ehrenvolles Licht wirft. Er erschien nämlich am Abend vor der Hochzeit so betrunken bei seiner Verlobten, daß sein Benehmen die Hülfe der Polizei nöthig machte, um ihn aus dem Hause zu entfernen. Es ist kein Zweifel, daß dies absichtlich von seiner Seite geschah, denn er selbst hatte vorher geäußert, daß er die Dame nicht heirathen werde. Er verließ 1849 New-York, um nach Virginien zu reisen. Unterwegs gerieth er in Philadelphia in die Gesellschaft von Trunkenbolden, mit denen er mehrere Tage zechte, bis er keinen Heller mehr besaß. In zerrissener Kleidung bettelte er nun um Mittel, die Reise bis Richmond fortsetzen zu können. Hier angelangt, trat er einem Mäßigkeitsvereine bei und begann aufs Neue, ordentlich zu leben. Auch hielt er in dieser Stadt einige gut besuchte Vorlesungen und es schien, als sollte sein Geschick noch einmal eine lichte Wendung nehmen; besonders da die Verlobung mit einer Jugendfreundin, einer hochgeachteten Dame aus guter Familie für ihn ein moralischer Halt und Rettungsanker zu werden versprach. Armer Poe! er hatte dennoch nicht Energie genug, um der nächsten Versuchung zu widerstehen, auf die sein böser Dämon lauerte, um ihm diesmal den Untergang zu bereiten. Am 4. October war er genöthigt, nach New-York zu reisen, um ein literarisches Engagement zu erfüllen und Vorbereitungen zu seiner Hochzeit zu treffen. In Baltimore stieg er aus, übergab sein Gepäck einem Porter und ging in ein Wirthshaus, um sich zu erfrischen. Unglücklicherweise traf er Bekannte, die ihn zum Trinken aufforderten. Alle Gelübde und Verpflichtungen vergessend, befand er sich nach zwei Stunden im Zustande völliger Bewußtlosigkeit. Er brachte die Nacht besinnungslos auf der Straße zu. Am nächsten Morgen wurde er in ein Hospital gebracht, wo er am 7. October in einem Alter von achtunddreißig Jahren starb. In Baltimore liegt er auch begraben, aber kein Denkmal bezeichnet seine Schlummerstätte.

Es ist eine melancholische Geschichte. Kein amerikanischer Dichter von solcher Begabung hatte mit so viel Elend zu kämpfen, das um so trauriger erscheint, da es größtentheils selbstverschuldet war. Vielleicht kann seine physische Anlage seine Leidenschaft entschuldigen, denn schon der Genuß von wenig Wein schien seine Natur vollständig umzuwandeln. Es war alsdann, als ob ein Dämon die Oberhand über ihn

gewann und sein Geist sich in einer Art von Wahnsinn befand.

Poe's äußere Erscheinung hatte etwas ungemein Fesselndes und zeigte „das gottgeborene Gepräge des Genies, das aber durch erdgeborene niedre Leidenschaften in den Staub gezogen war.“ Er hatte eine hohe Stirn, dunkelstrahlende Augen, feine Züge, doch fehlte dem untern Theil des Gesichtes Festigkeit. Es war ein Antlitz, das Frauen mit Sympathie, Männer mit Interesse betrachteten. Eine ihm befreundete Schriftstellerin, Mrs Oswood, schildert den Eindruck, den Poe bei der ersten Begegnung auf sie machte. „Ich werde nie den Morgen vergessen, als er mir vorgestellt wurde. Mit seinem stolzen und schönen, königlich erhobenen Haupt, den dunkeln von dem elektrischen Feuer der Gedanken blitzenden Augen, der unnachahmlichen Mischung von Sanftmuth und Vornehmheit in Ausdruck und Manieren, begrüßte er mich ruhig, ernst, beinahe kalt, aber mit so unverkennbarem Interesse, daß ich mich tief ergriffen fühlte. Von diesem Augenblick bis zu seinem Tode waren wir Freunde.“ Er war von mittlerer Größe; seine Bewegungen hatten etwas Schnelles, Nervöses und Zerstreutes. Er lachte nie und lächelte selten; nur im Gespräch wurde er lebhaft. Sein Benehmen war immer ernst, würdevoll und einnehmend. Obgleich man oft die Empfindung hatte, als suche er den Ausbruch wilder Leidenschaften zu unterdrücken, so verletzte er doch nie durch rücksichtslose Worte oder Manieren. Er war in Allem, was er that, sorgfältig und pünktlich, trotzdem er sich oft einem wüsten, zügellosen Leben hingab. In seiner Erscheinung vermied er alles Auffallende und kleidete sich stets eigen und mit gutem Geschmack. Alles Unschöne und Fehlerhafte beleidigte und verstimmte ihn, sogar ein Druckfehler oder ein schlecht gewählter Ausdruck. Diese Empfindlichkeit gegen alles Mangelhafte oder Unfertige machten ihn auch zu einem so strengen Kritiker und erwarben ihm Feinde, obgleich er persönlich keinen Groll gegen diejenigen hegte, deren schriftstellerische Leistungen er kritisirte. Er verfuhr mit gleicher Strenge gegen sich selber und feilte unermüdet an seinen Gedichten, so daß diese vollkommen abgerundet in Form und Ausdruck gleich scharfgeschnittenen Cameen erscheinen. Er pflegte seine Manuscripte auf lange, vier Zoll breite Papierstreifen zu schreiben, die er dann aufrollte. Seine Handschrift war äußerst zierlich und regelmäßig und trug nie den Stempel der Hast oder Nachlässigkeit. Er verwahrte sorgfältig jedes Stück Papier, das er beschrieben, und jeden erhaltenen Brief, so daß man nach seinem Tode das größte Material zu seiner Biographie vorfand. Sein schriftlicher Nachlaß wurde seinem Wunsche gemäß dem Schriftsteller Dr. Griswold übergeben, der, obgleich früher von Poe in Vorlesungen und Recensionen scharf mitgenommen, sich dennoch bereit zeigte, seine gesammten Schriften in einer großen Ausgabe (New-York) herauszugeben und mit einer Biographie zu versehen. Dr. Griswold hat in dieser ausgezeichneten Charakterschilderung des unglücklichen Dichters Vieles edelmüthig verschwiegen, was noch schwärzere Schatten auf ihn hätte werfen können. Spätere Biographen haben manchen Tadel hinnehmen müssen, wenn sie mit strenger Unparteilichkeit seine Verirrungen und Leidenschaften bloßlegten. Denn trotz aller Flecken und sittlichen Gebrechen liebten ihn Alle, die ihm nähergetreten waren. Wir müssen hier der rührenden Aufopferung seiner Schwiegermutter gedenken, die auch nach dem Tode ihrer Tochter mit wahrhaft mütterlicher Liebe an ihm hing. Man hat sie oft an kalten Wintertagen von einer Verlagshandlung zur andern wandern sehen, um ein Gedicht von ihm oder einen literarischen Artikel zum Verkauf anzubieten. Mit zitternder Stimme bat sie nur für i h n, obgleich sie selbst oft kaum hinreichend warm gekleidet war. Nur die wenigen, aber doch so beredten Worte: „E r i s t k r a n k!“ kamen über ihre Lippen. Nie äußerte sie in ihrem Elend eine Klage über ihn, nie ein Wort, das auch nur auf den leisesten Zweifel an seine Ehrenhaftigkeit und Güte hindeutete. Sie war und blieb sein guter Engel auch in jenen schrecklichen Stunden, wenn durch Gram und Einsamkeit verführt, er der Versuchung nicht zu widerstehen vermochte. Durch ihre aufopfernde Liebe wurde das dunkle Leben des armen Dichters, den Schwachheit und Leidenschaft so oft straucheln ließen, erhellt und emporgehoben. Ihre Treue und Selbstverleugnung söhnt uns mit seinen Schwächen aus; wieviel Schönes und Göttliches mußte nicht in ihm sein, wenn eine Frau,

die nicht einmal seine Mutter war, ihn mit so mütterlicher Hingebung liebte. Es ist wahr, sein Charakter bot die seltsamsten Contraste dar: wir sehen Niedrigkeit mit Seelenadel, Großmuth mit Engherzigkeit, Zartheit der Empfindung mit Rohheit gepaart und finden den Schlüssel zu diesen Widersprüchen wohl nur darin, daß Poe von Sehnsucht nach dem Schönen ergriffen, im erreichbaren sinnlichen Genuß jenes Ideal verlor. Melancholie und Verzweiflung zerrissen seine Seele, aber gewaltige Erregungen über den Endzweck und das Räthsel dieses Lebens berühren ihn nicht. Er verzehrt sich wohl in Gram und Sehnsucht, aber da ihm innere Seelenkämpfe fern bleiben, ringt er sich auch nicht zum Frieden und zur Harmonie empor. Dem menschlichen Leben mit seinen Leiden und Freuden schenkt er wenig Sympathie; er ist ein Sänger der Melancholie und des Todes, ohne sich mit sichern Schwingen über das Grab erheben zu können. Sein Blick, der am Erdenstaube haftet, ist für Sonnenlicht und Sternenglanz unempfänglich geworden. Indessen muß uns in seinen poetischen wie prosaischen Productionen die Reinheit des Gefühls und der Sprache auffallen, die zu einem so leidenschaftlichen wilden Leben den wunderbarsten Contrast bilden. Seine Gedichte sind „rein wie wilde Feldblumen.“ Seine prosaischen Schriften sind fast alle Meisterwerke des Stils, zeichnen sich aber durch eine krankhafte Lust am Phantastischen, Excentrischen und Grausenhaften aus.

Die beiden obengenannten Erzählungen: „Der Fall des Hauses Usher“ und „Ligeia“ sind in ihrer Art meisterhaft. In der ersten Erzählung zeichnet er mit mathematischer Schärfe und Genauigkeit den entstehenden Wahnsinn, während die Hand des Dichters dem unheimlichen Gerüste das Gewand der Schönheit überwirft; allerdings einer dunkeln, grausigen Schönheit, die aber den Leser gefangen nimmt und auf geheimnißvolle Gebiete führt, wo sich die äußersten Grenzen des Aberglaubens und der Wirklichkeit berühren. In diesen geheimnißvollen Regionen bewegt sich Poe mit bewundernswürdigster Gewandtheit und Sicherheit, so daß er auch die Vernunft des Lesers beherrscht, indem er sie mit dämonischer Kraft blendet. Um so mehr, da er oft ein grausiges Geheimniß im Hintergrunde lauern läßt, das gespenstisch und schattenhaft an geeigneter Stelle hervortretend, seine Wirkung nicht verfehlt. Auch bedient er sich einer ganz genauen Detailbeschreibung sogar des geringsten Gegenstandes und Umstandes, wodurch der Leser unwillkürlich verlockt wird, an die Wahrscheinlichkeit des Unwahrscheinlichen zu glauben. Beide Mittel sind die natürlichen Folgen zweier bei Poe vorherrschenden Fähigkeiten, die man sonst selten bei einem Dichter vereinigt findet: einer erregten dichterischen Phantasie und einer fast mathematischen Zergliederungskunst. Er analysirt schon vorher die Wirkungen, die er hervorzubringen beabsichtigt; er ist sich klar bewußt, mit welchen Effecten er wirken will, und so läßt er alle untergeordneten Beziehungen nach dem einen Mittelpunkte hinstrahlen, von dem aus er beabsichtigt, elektrische Schläge zu entsenden. Dadurch daß seine analysirende Neigung der poetischen das Gleichgewicht hält, kann er mit der größten Geduld genau in Kleinigkeiten sein und seine schattenhaften Phantasiegebilde anscheinend in den Bereich der Wirklichkeit ziehen. Einer Krankheit des Gemüthes spürt er mit vollendeter Meisterschaft bis zur Wurzel nach, zeichnet alle Verzweigungen derselben und erreicht seine Absicht, Grausen hervorzurufen. Oft auch deutet er nur eine schreckliche Ahnung an, wodurch die Einbildungskraft des Lesers noch stärker erregt und angespannt wird. Von seinen andern prosaischen Schriften, die alle mehr oder weniger excentrisch und phantastisch sind, müssen wir noch als nennenswerth „den Goldkäfer“ anführen. Hier wird das Interesse durch ein Geheimniß rege erhalten, das auf den verwickelten und scharfsinnigen Combinationen einer Chiffreschrift beruht.

Als Dichter wird Poe zu sehr von seiner zersetzenden Neigung beherrscht, um wirklich etwas Großes zu schaffen. Fast durch alle Gedichte zieht sich eine krankhafte Gereiztheit und die Melancholie eines leidenden, von Gram umdüsterten Gemüthes. Ulalume, das Colosseum, Annabel Lee, I saw thee once erinnern an dunkle Novembernachmittage, wo der Regen die gelben Blätter von den Bäumen schlägt und die trübe Sonne sich früh von der freudlosen Erde zurückzieht. In einigen seiner Gedichte, wie im „Raben“ und in den „Glocken“

bewundern wir die Gewandtheit der Form und den Fluß des Ausdrucks, hauptsächlich aber die Musik der Sprache. Vom „Raben" sagt ein Biograph, daß es hinsichtlich der Erfindung, der vollendeten Form und der meisterhaft durchgeführten Steigerung der Effecte in der englischen Sprache unübertroffen sei. Dies eigenthümliche Gedicht möchte man für den Wiederschein seines eigenen umnachteten Gemüthes halten und jenen schwarzen Vogel für den dämonischen Wahnsinn, der ihn zu Zeiten packte und der, wenn auch in hellern Tagen gebändigt, nie ganz aus seiner Seele weichen wollte. Allerdings fühlt sich der erregte Leser etwas abgekühlt, wenn er vernimmt, was Poe selber über die Entstehung des Gedichtes berichtet. In einer Abhandlung „Philosophy of Composition" führt er uns in die geheime Werkstatt des Dichters und macht uns Schritt vor Schritt mit dem langsamen, wohl überlegten und scharf berechneten Proceß bekannt, den er beim Entwerfen und Ausführen jenes phantastischen Gedichtes durchgemacht zu haben behauptet. Es ist indessen kaum denkbar, daß eine so musikalisch dahinfließende Schöpfung nur ein Product des berechnenden Verstandes und nicht des poetischen Ergusses sein soll. Die unheimliche Melancholie des „Raben" und der Klangreichthum der Sprache lassen sich kaum in einer Uebersetzung wiedergeben; wir bitten daher den Leser, den Versuch einer Uebersetzung nachsichtig aufzunehmen.

Der Rabe.

Einst in mitternächt'ger Stunde, tief versenkt in selt'ne Kunde
Alter längst vergeß'ner Bücher und den Geist vom Sinnen schwer,
Halb vom Schlummer schon umfangen, plötzlich Laute zu mir drangen,
Laute, die wie Klopfen klangen, leise von der Thüre her —
„Noch ein Gast," so sprach ich flüsternd, „spät wohl kommet er daher —
Nur ein Gast, sonst Niemand mehr."

Deutlich hab' ich es behalten, im December war's, im kalten,
Und der Kohlen Gluthgestalten zuckten sterbend hin und her;
Sehnlichst wünschte ich den Morgen — eitel war mein Wunsch, zu borgen
Trost von Büchern für die Sorgen um die Maid so hold und hehr,
Um Lenoren, mir verloren — Engel schauten sie nunmehr,
Aber Menschen nimmermehr.

Und des Vorhangs leise Regung, seidenflüsternde Bewegung,
Neckte, schreckte mich phantastisch, wie ich's nie empfand bisher,
Daß mein klopfend Herz zu halten, meine Lippen nur noch lallten:
„'s ist ein Gast, der in der kalten Mitternacht kommt spät daher,
Nur ein Gast, der sich verspätet, Einlaß nur ist sein Begehr;
Dies wird's sein und sonst nichts mehr."

Plötzlich hört' ich auf zu zagen, dreisten Muthes konnt' ich fragen:
„Herr," begann ich, „oder Dame! Eure Nachsicht ich begehr';
Doch mich hielt der Schlaf umfangen, und so leis' kamt Ihr gegangen,
Lautlos Eure Schritte klangen durch die stille Nacht daher —"
— Hier hielt ich die Thür geöffnet — doch der Gang war öd und leer —
Dunkelheit — und sonst nichts mehr.

In die Dunkelheit nun starrend, stand ich staunend, stand ich harrend,
Zweifelnd, grauf'ge Träume träumend, wie kein Mensch geträumt vorher.
Doch das Schweigen wollt' nicht weichen und die Stille gab kein Zeichen,
Nur ein Wort konnt' mich erreichen, flüsternd tönte es daher,
„Leonore," sprach ich flüsternd — und des Echos Wiederkehr
Rief Lenore — sonst nichts mehr.

Von der Thüre ich mich wandte; meine ganze Seele brannte —
Horch! Da hört' ich's wieder klopfen, etwas lauter als vorher.
„Etwas," sprach ich, „schwärmt und schwirret, an die Scheiben klopft und klirret,
Stille Herz! bis ich entwirret, was geheimnißvoll und schwer
Mir die Sinne will berücken — 's ist der Wind nur, den ich hör' —
Nur der Wind und sonst nichts mehr."

Hastig riß ich auf das Fenster, flatternd flog wie Nachtgespenster
Stolz herein ein schwarzer Rabe, noch aus heil'ger Vorzeit her;
Keinen leisen Gruß er schenkte, seinen Flug er gradaus lenkte
Und sich stattlich niedersenkte — als wenn Er Gebieter wär' —
Auf die Büste meiner Pallas, schaute stolzen Blicks umher,
Saß und schaute — sonst nichts mehr.

Wie er da saß so gemessen, mußt' ich meinen Gram vergessen,
Lächelnd sprach ich ob der Würde und der Haltung hoch und hehr:
„Ist Dein Haupt auch kahl geschoren, sicher Du bist nicht geboren,
Geistergleich, zum Grau'n erkoren, an des Pluto schwarzem Meer!
Sprich! wie ist Dein hoher Name an des Pluto dunkelm Meer?"
Sprach der Rabe: „Nimmermehr."

Hoch erstaunt ich auf ihn schaute, bei dem klaren Klang der Laute,
War auch ihre Meinung nichtig, deutungslos und deutungsleer;
Denn wir müssen es gestehen, nie hat wohl ein Mensch gesehen
Schwebend wie aus Himmels Höhen einen Raben stolz daher,
Eine Pallasbüste wählend, als wenn sie sein eigen wär'
Und sich nennend: Nimmermehr.

Doch der Rabe immer wieder, sprach die Worte vor sich nieder,
Als ob seine ganze Seele nur in diesen Worten wär'.
Dann verstummte er; es hingen schlaff und schwach die schwarzen Schwingen,
Nur als ich kaum hörbar hauchte: „Andere Freunde sind nicht mehr!
Freund' und Hoffnung — sie entflohen! Morgen auch entfliehet e r!“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

Meiner Sinne kaum gewärtig bei der Antwort schnell und fertig,
„Wahrlich,“ sprach ich, „all sein Wissen nichtig ist es nur und leer;
Hat's von seinem Herrn behalten, dessen Lippen oft wohl lallten
Dieses Wort, wenn Kummerfalten seinen Blick umnachtet schwer;
Dann als Grablied seiner Hoffnung sprach sein Mund wohl sorgenschwer
In Verzweiflung: Nimmermehr!“

Lächeln mußt ich wieder leise ob des Raben ernster Weise,
Und den Sessel vor ihn schiebend, sann ich hin und sann ich her;
Suchte sinnend zu ergründen, Wahn mit Wahrheit zu verbinden
Und das Räthsel aufzufinden, ob nur blindes Ungefähr
Mir den grauen, geisterhaften, grimmen Gast gesendet her
Mit dem Namen: Nimmermehr.

In Gedanken so vergraben, schaut' ich schweigend auf den Raben,
Dessen Blicke Blitze sprühten, die ins tiefste Herz mir glühten.
Viel erwägend, mehr noch wähnend, tief mich in die Kissen lehnend,
Nach der Holden heiß mich sehnend, deren Stätte öd' und leer,
Die oft, ach! an dieser Stätte mild sich neigte zu mir her,
Doch von nun an nimmermehr.

Da ward mir als wenn das Zimmer füllte lichten Weihrauchs Schimmer,
Als wenn Engel linde, leise webten, schwebten um mich her.
„Bei den Heil'gen, die hier winken, laß mich nicht in Gram versinken!
Laß mich Schmerzvergessen trinken! Reich' den Schlummertrank mir her,
Daß ich Schmerzvergessen trinke, denn mein Herz erträgt's nicht mehr!“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

„Ob Prophet! ob Thier! ob Teufel!“ rief ich, „löse meine Zweifel!
Ob der Satan Dich gesendet, ob aus Sturmeswüthen schwer
Dich die Noth hierher verschlagen, in dies öde Haus getragen,
Wo des Grauens Geister tagen — löse meine Zweifel schwer!
Giebt es, giebt es Trost auf Erden? Löse meine Zweifel schwer!“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

„Ob Prophet! ob Thier! ob Teufel!“ rief ich, „aber lös' den Zweifel!
Bei dem Himmel, der uns schirmet, bei dem Gotte hoch und hehr!
Sag' der Seele schmerzgefangen, ob mit liebendem Verlangen
Sie Lenore wird empfangen einst an Pluto's schwarzem Meer,
Um ihr ewig anzuhangen an des Pluto dunkelm Meer?“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr!“

„Sei dies Wort das Trennungszeichen!“ schrie ich schaudernd, „Du mußt weichen!
Fleuch zurück in Sturmesnächte! Fleuch zurück nach Pluto's Meer!
Keine Feder laß zurücke als Erinn'rung Deiner Tücke,
Heb' Dich weg aus meinem Blicke — ich ertrage Dich nicht mehr —
Fort! Du nagst an meinem Herzen — einsam laß mich wie bisher —“
Sprach der Rabe: „Nimmermehr.“

Und der Rabe weilt noch immer, weichet nimmer, weichet nimmer
Von der bleichen Pallasbüste und die Stätte wird nicht leer —
Aus dem Blick, der blitzend blinket, eines Dämons Wahnsinn winket,
Und sein schwarzer Schatten sinket tief und tiefer um mich her —
Und mein Herz von jenem Schatten, der's umnachtet, ach! so schwer,
Wird erlöset nimmermehr.

Literarisches.

Geschichte der italienischen Malerei von J. A. Crowe und G. B. Cavalcaselle. Deutsche Originalausgabe besorgt von Max Jordan. 1. und 2. Band. Leipzig, S. Hirzel, 1869.

Von dem englischen Original: „A new history of painting in Italy from the 2 to the 16 century,“ rühmt der deutsche Herausgeber „einfach sachliche Darstellung der aus Quellen ersten Ranges geschöpften Resultate und besonders die technische Würdigung des überall neu und mit unbefangenem Auge geprüften Forschungsmaterials,“ und er erkennt hierin „Eigenschaften, welche das Werk nicht blos zu einer

schätzbaren Bereicherung der kunstwissenschaftlichen Literatur überhaupt machen, sondern ihm hervorragenden Werth in einer historischen Disciplin geben, welche des Besitzes bestimmter Methode noch nicht hinlänglich sicher ist." Wir sind zwar im Allgemeinen bereit, dieser vortheilhaften Meinung uns vollkommen anzuschließen, möchten aber einmal unser lobendes Urtheil, namentlich was den letzten Punkt betrifft, nicht in jener Ausschließlichkeit hinstellen, und zum andern möchten wir auch Schwächen, die nach unserer Meinung dies Werk besitzt, nicht verschweigen. Indem wir glauben, daß das einfache Aussprechen unseres Vorbehaltes in Bezug auf jenes lobende Urtheil genügt, müssen wir uns über die von uns behaupteten Schwächen näher äußern.

Crowe und Cavalcaselle's Buch war dadurch entstanden, daß die Verfasser, angesichts des reichen kritischen Stoffes und der zahlreichen Urkunden es für unmöglich hielten, den Vasari durch Ergänzungen zu einem Werke zu erheben, welches dem heutigen Stande unserer kunstgeschichtlichen Kenntniß und Einsicht, und den Anforderungen, die man gegenwärtig mit Recht an einen Schriftsteller macht, entspricht. Sie bauten deshalb, auf die zahlreichen Vorarbeiten gestützt, ein selbständiges Buch auf, das sie als „eine rechtschaffene, eine ernsthafte Bemühung" zur Erfüllung jener Forderungen unserer Zeit bezeichnen. Gewiß konnten sie dies mit vollem Rechte erklären, denn in der That nach der Seite des Stofflichen und Thatsächlichen, welches sie zusammenbrachten, sichteten und ordneten, möchte ihnen eine unbedingte Anerkennung wohl gebühren. Sehr natürlich ist es aber, eine so mühevolle und fleißige Arbeit auch möglichst vollkommen zu wünschen, und in dieser Beziehung sind es namentlich drei Punkte, welche zu Bedenken Veranlassung geben.

Man könnte zunächst an eine so eingehende geschichtliche Darstellung auch die Forderung einer genauen Berücksichtigung der allgemeinen historischen und culturgeschichtlichen Beziehungen, einer tieferen Begründung der einzelnen hervorragenden Erscheinungen aus dem Ganzen der Zeit heraus, einer mit philosophischem Geiste sich vollziehenden Anschauung des Einzelnen und Ganzen stellen. Aber nach dieser Richtung hin sind die Verfasser sehr zurückhaltend, und es konnte demgemäß nicht fehlen, daß hier bisweilen ungenügende oder gar irrige Angaben sich einschlichen. So z. B. ist es ungerechtfertigt, bei der Schilderung der ravennatischen Mosaiken einen Ausdruck wie „Regiment der Barbaren (barbaric rule)" in einem die Thätigkeit der Gothen zu Ravenna mißachtenden Sinne einfließen zu lassen. Wer hier nicht blos einseitig die Mosaiken ansieht, sondern Ravenna und dessen Geschichte kennt, und diese Momente mit in Betracht zieht, muß gegen solche kurze und entstellende Abfertigung der Gothen Widerspruch erheben. An ähnlichen Dingen fehlt es an anderen Stellen nicht.

Der zweite Punkt betrifft die Schilderungen der Kunstwerke. Dieselben gehen nicht von Innen heraus, sondern sind äußerlich beschreibend gehalten. Man ist berechtigt, an zeitgenössische Kunstschriftsteller, die sich so bedeutenden Aufgaben widmen, die Forderung zu stellen, daß sie mit ihrem ganzen Wesen in die schöpferische Kraft der Kunst eindringen und dann das Geschaute und Empfundene selbstschaffend in Worten wiedergeben; allein dieser Forderung wird von Crowe und Cavalcaselle nur in ungenügender Weise entsprochen. Als Beispiel einer besonders mißlungenen Schilderung führen wir die Cappella degli Spagnuoli zu Florenz (Deutsche Ausgabe, I, 304 ff., II, 256 ff.) an. Hier haben die Verfasser, obwohl sie mehrmals von einem „bestimmten Programme" sprechen, es gänzlich unterlassen, den Gedanken, welcher dem Freskenschmucke dieser Capelle zu Grunde liegt, auszusprechen, und ihn dann in den Malereien darzulegen. Dies aber wäre hier unerläßlich gewesen, weil nirgends unter den älteren Denkmälern ein monumentaler Bilderkreis geistig so streng geordnet ist wie hier, weil hier die mittelalterliche Kirche als solche einen ihrer größten künstlerischen Triumphe feiert. Ferner haben sie für die unvergleichliche Bedeutung dieses Werkes in Hinsicht monumentaler Raumtheilung und monumentalen Gesammtschmuckes kein Wort gehabt und endlich setzen sie ihrer mangelhaften Schilderung dieses kunstgeschichtlich höchst bedeutenden Denkmales die Krone auf, indem sie als Endurtheil behaupten, daß diese Malereien „unwürdig des Ruhmes seien, der ihnen immer gezollt worden ist" (unworthy of the high praise, which has ever been given to them). Der deutsche Uebersetzer hat sehr richtig gehandelt, das maßlose Urtheil zu mildern und zu sagen: „Sie verdienen das Lob nicht, das ihnen oft gespendet worden ist." — Es mag hier noch angemerkt werden, daß Verfasser wie Uebersetzer beharrlich Cappellone dei oder de' Spagnuoli schreiben, während es degli heißen muß.

Endlich sind wir mit den Grundsätzen und den Methoden der Crowe und Cavalcaselle'schen Kritik nicht überall einverstanden. Wo sie in den Fall kommen, überlieferte Bezeichnungen von Kunstwerken zu bestreiten, dieselben den Meistern, unter deren Namen diese bisher gingen, abzusprechen, legen sie bei Weitem das Hauptgewicht ihrer Gründe auf äußere Merkmale, auf das Technische der Zeichnung, auf die Malweise. So wichtig diese Dinge auch sind, so sind sie doch nicht schlechthin das Kriterium eines kunstgeschichtlichen Urtheils, sondern immer nur eines der Kriterien, die zusammen ein Urtheil begründen können. Wenn wir aber unter Umständen den Verfassern in diesem verneinenden, abspre-

chenden Theile ihrer Kritik folgen könnten — wäre es auch nur, um uns oft desto fester von der Richtigkeit der Ueberlieferung überzeugt zu halten — so müssen wir den andern Theil ihrer Kritik, den der neuen Behauptungen, der neuen Namengebungen in vielen Fällen um so mehr anfechten. Die Verfasser verfahren auf diesem gefährlichen Gebiete ganz und gar nach subjectiver Maxime, und lassen die strenge und klare Befolgung eines objectiven Gesetzes sehr vermissen. Hier ein Beispiel: Die sogenannten kleinen Tafeln von S. Croce, die als echte Werke Giotto's bisher von Niemandem bezweifelt wurden, werden von Crowe und Cavalcaselle in wenigen mageren Zeilen dem Giotto abgesprochen und mit einer staunenswerthen Bestimmtheit dem Taddeo Gaddi zugeschrieben (I, 297). Ebenso wird auf der nächstfolgenden Seite das Abendmahlsfresco von S. Croce demselben Taddeo Gaddi zugeeignet, ohne daß auch nur mit einem einzigen Worte auf die höchst interessante und schwierige kritische Streitfrage Rücksicht genommen wird, welche sich seit Rumohr über diesen Gegenstand entwickelt hat. Dann werden wieder mit zwei Worten Arbeiten dem Taddeo Gaddi entzogen und dem Gerini, andere dem Giovanni da Milano zugetheilt, und ähnliche Fälle wiederholen sich häufig. Immer vermißt man erschöpfende sachliche Gründe und ein wahrhaft kritisches Eingehen in den Gegenstand; wo diese aber fehlen, können subjective Behauptungen kunstgeschichtliche Urtheile nicht begründen.

Wir haben in Vorstehendem die von uns als Mängel bezeichneten Punkte absichtlich etwas scharf genommen, weil das Crowe und Cavalcaselle'sche Werk nach unserer Meinung von der deutschen Presse mit einer im Allgemeinen wohl etwas zu weit gehenden Auszeichnung behandelt worden ist. Wir bestreiten nicht entfernt den erheblichen Werth des Buches, aber wir sind nicht blind gewesen gegen seine Schattenseiten. Trotz dieser Schattenseiten glauben wir, daß M. Jordan sich unser kunstfreundliches Publicum zu Dank verpflichtet hat, als er mit seiner Uebersetzung hervortrat. Denn wir verkennen nicht, daß eine Umarbeitung des Buches, welche jene Schattenseiten in würdiger Weise entfernen wollte, ein vollständiger Umbau wäre, bei dem, so zu sagen, kein Stein auf dem anderen bleiben könnte. Und da ein solches schwieriges, durch neue große Reisen und durch ein besonderes Talent bedingtes Unternehmen etwas sehr Umfangreiches wäre, so müssen wir es billigen, daß zunächst das Crowe und Cavalcaselle'sche Werk uns auch in deutscher Sprache geboten wird.

Großes Lob müssen wir dem Uebersetzer spenden, der den Charakter des Originals und die Seite, wo dessen bedeutender Werth liegt, mit richtigem und vorurtheilsfreiem Blicke erkannte, und nun bestrebt war, durch bedeutenden Fleiß diesen eigenthümlichen Werth noch weiter möglichst zu erhöhen. Jordan überließ die volle Verantwortung für die Anordnung, die Auffassung, Darstellung und Behandlung des Stoffes den Verfassern, aber er berichtigte hundertfältig mehr oder weniger wichtige Einzelnheiten, er gab kleine und größere Nachträge und Ergänzungen, und förderte so ungemein die sichere und gewissenhafte Feststellung des Thatsächlichen. Auch hierfür wollen wir einen Beleg geben, indem wir ein paar Capitel durchgehen und mit dem Originale vergleichen. So hat Jordan schon im dritten Capitel des ersten Bandes die Inschriften und Daten der Kosmetenwerke berichtigt und bereichert, im vierten Gaetano Milanesi's Unklarheiten über die Namenbezeichnung Niccolà Pisano's gründlich zu beleuchten gesucht; im achten Capitel machte er dann erhebliche Zusätze zu der Besprechung der Giotti'schen Fresken im Bargello zu Florenz, welche u. A. das Bildniß Dante's enthalten. Bedeutende Ergänzungen fanden dann besonders im elften und dreizehnten Capitel statt. Vorzugsweise dankbar hat man dem Uebersetzer auch zu sein wegen der gründlichen Nachforschungen, welche er in Bezug auf das Mosaik von S. Michele in Affricisco von Ravenna (jetzt zu Berlin) anstellte und über welche er in den Nachträgen zum ersten Bande ausführlich berichtet. Mit nicht minderem Danke wird man eine Zugabe des zweiten Bandes, der übrigens noch zahlreichere Ergänzungen als der erste erfuhr, begrüßen. Jordan hat nämlich dort das höchst seltene und sehr werthvolle „Memoriale di molte statue et picture sono nella inclyta cipta di Florentia etc.," von „Messter Francesco Albertini" 1510 geschrieben, von Neuem abdrucken lassen.

Mit voller Ueberzeugung können wir deshalb behaupten, daß das Crowe und Cavalcaselle'sche Werk in der deutschen Ausgabe nicht unerheblich gewonnen habe, und wir freuen uns dieser Thatsache aufrichtig. Dem Uebersetzer, der so viel Fleiß und Mühe an diese Arbeit wendet, möchten wir jedoch den Wunsch ausdrücken, daß er seine sehr lesbare und angenehme Schreibweise hinsichtlich mancher sehr leicht zu entbehrender Fremdwörter reiner halte. Es macht keinen wohlthuenden Eindruck, wenn man in einem sonst gut geschriebenen, wissenschaftlichen Werke Wörtern wie Regiment statt Herrschaft, Effect statt Wirkung, accurat statt sorgfältig, Draperie statt Gewand, Extremitäten statt Gliedmaßen, Atelier statt Werkstatt u. a. m., begegnet. Ein deutscher Schriftsteller unserer Zeit muß auch nach dieser Richtung hin auf die Sprache alle Sorgfalt verwenden und das Seinige dazu beitragen, jene Ueberbleibsel des traurigsten Zustandes unseres Vaterlandes und unserer Sprache völlig zu beseitigen.



Neuestes aus der Ferne.

Werner Munzinger in Hadhramaut.

Oestlich von Aden erstreckt sich eine unbekannte Gegend, die an das von Wrede bereiste Gebiet angrenzt. Munzinger hat sich das Verdienst erworben, diese Landschaft unserer Kenntniß erschlossen zu haben. Er ging bis Bir Ali zur See und drang darauf mit Hauptmann Miles dreihundert englische Meilen weit ins Innere ein. In den durchreisten Gegenden fanden sich viele himjaritische Inschriften und andere Spuren einer alten Cultur. Die Reisenden richteten sich auf ihrem Wege nach dem Compaß und konnten barometrische Höhenmessungen vornehmen. Hinter Bir Ali fanden sie eine Ebene, die gegen das Innere zu schwach abfiel und fast ganz von einzelnen Sandsteinbergen und Rücken bedeckt war, die flache Gipfel und alle dieselbe Höhe von fünfzehnhundert Fuß über dem umliegenden Lande hatten. Die Ebene ist ganz von Pflanzenwuchs entblößt, und nur schmale Streifen angeschwemmten Bodens in den Schluchten, die nicht den zehnten Theil des Ganzen einnehmen, sind des Anbaues fähig. Diese sind sorgfältig bestellt und liefern, da man sie gut bewässert, drei und zum Theil sogar vier Ernten im Jahre. Man kann diese Streifen als Oasen bezeichnen, die eine dichte Bevölkerung ernähren und Städte mit mehreren tausend Einwohnern besitzen. Die Einwohner ziehen Datteln und bauen Hirse, Weizen und das Korn, das von den Abessiniern Lef genannt wird. Wasser trifft man beim Graben überall in einer Tiefe von fünfzig Fuß. Jenseits dieses Gebiets liegt weiter nach dem Innern zu eine Landschaft mit abgerundeten Bergen und verschiedenen weiten Ebenen. Hier ist der Pflanzenwuchs reicher und wachsen schöne Bäume. Man sieht Rinderherden, Gazellen und wilde Thiere. Die Einwohner gehören zu verschiedenen Volksarten und haben die himjaritische Sprache nicht ganz vergessen, obgleich sie seit zweihundert Jahren Mohamedaner sind. Alle sprechen übrigens Arabisch, wenn auch einen sehr abweichenden Dialekt. Von religiöser Gesinnung und von einer regelmäßigen Regierung läßt sich nichts wahrnehmen. Das einzige Zeichen von Civilisation besteht in sehr großen Häusern mit verschiedenen Stockwerken, von denen jedes eine Burg für sich ist. Die Reisenden wurden nicht gastfrei, aber auch nicht schlecht behandelt. In Ghoras befanden sie sich nahe bei der Wüste El Okhaf, die Wrede beschrieben hat, und beim Bahr el Sahfi, das heißt dem Meer Sahfi's, dessen Name daher rührt, daß König Sahfi, als er diese Wüste betrat, mit seinem ganzen Heer verschwand. Die Wüste ist eine ungeheure Fläche, wird aber von zahllosen wellenförmigen Hügeln durchzogen, die ihr das Ansehen eines wogenden Meeres geben, und liegt tausend Fuß unter dem Gebiet, aus dem Munzinger kam. In dieser Wüste kommen weiße Stellen vor, die aus dem feinsten Sande bestehen. Wirft man ein Senkblei mit einer Leine von sechszig Faden Länge hinein, so verschwindet es langsam. In diesen Triebsandstellen hat der unglück-

liche König Sahfi mit seinem Heer das Leben verloren.

Reade am Niger.

Den Nil der Schwarzen pflegt man seit geraumer Zeit von der Mündung aus zu erforschen. W. Winwood Reade hat jetzt den Weg von der Küste zum Oberlauf des Stromes wieder gewählt, der Mungo Park zu seiner großen Entdeckung geführt hat. Er machte zwei Reisen, beide von der Sierra Leone aus, und gelangte bis Farabana und Boure. Das letztere ist wegen seiner Goldfelder berühmt und von Sierra Leone genau hundert deutsche Meilen entfernt. Farabana am obern Niger ist eine große und bisher unbekannte Stadt. Der Strom ist hier hundert englische Ellen breit und kann blos in der Regenzeit mit Kähnen befahren werden. Vor Reade haben nur zwei Reisende, Mungo Park und Caillié, den obern oder westlichen Nil besucht. Der schottische Entdecker sah ihn bei Segon, Caillié etwas höher, aber keiner der Quelle so nahe wie Reade. Dieser hat zugleich die kürzeste und beste Straße von Sierra Leone zum Strome entdeckt und seine Reise kann daher für den Handel wichtige Resultate ergeben. In geographischer Beziehung ist es interessant, zu erfahren, daß der Niger in so kurzer Entfernung von dem Meer, in das er fällt, entspringt.

Der Titicaca-See.

In Süd-Peru liegt eine Hochebene, die man das amerikanische Thibet nennen könnte. Sie ist etwa hundertunddreißig deutsche Meilen lang und ihre Breite wechselt zwischen zwanzig und dreiundvierzig Meilen. Ihre östliche Grenze bildet die höchste Kette der Anden, eine ungeheure, ununterbrochene, in Schnee gekleidete Hochgebirgswelt, deren Gipfel mit den Chimborazo an Größe wetteifern. Der See Titicaca, der nebst dem See Aullagas in dieser Hochebene liegt, hat eine Meereshöhe von 12,864 Fuß englisch. Pertland hat ihn zweimal, 1828 und 1837, besucht und eine Karte von ihm aufgenommen. Squire und Raimond haben ihn dann in einem offenen Boot drei Wochen lang befahren und die wenigen Irrthümer in Pertland's Karte berichtigt. Der Titicaca erhält mehrere Zuflüsse, von denen einige selbst in der trockenen Jahreszeit nicht durchwatet werden können, und entleert sich durch den tiefen Desaguadero in den Aullagas-See. Jener Strom hat eine Länge von mehr als siebenundzwanzig Meilen und einen Fall von fast fünfhundert Fuß. Vom Aullagas-See wissen wir so gut wie nichts, und auch Squire hat ihn nicht besucht. Die Länge des Titicaca beträgt sechsundzwanzig, seine Breite neun bis elf Meilen. Die östliche, zu Bolivia gehörige Küste ist steil, aber die westlichen und südlichen Ufer haben wenig Erhebung und hier ist das Wasser der Baien und Buchten mit Schilf und Rohr bedeckt, in denen Tausende von Wasservögeln Schutz und Nahrung finden. Die Wege, die auf diesen Seiten durch die Sümpfe führen, sind alte gemauerte Inka-Straßen. Leicht läßt sich erkennen, daß der See früher eine größere Fläche bedeckt hat, als er jetzt einnimmt. In seinem Wasser giebt es viele Stellen, wo eine Leine von hundert Faden Länge den Grund nicht erreicht. Der Unterschied des Wasserstandes in der trockenen und nassen Jahreszeit beträgt drei bis fünf Fuß. Im Sommer werden große Striche wasserfrei und es bleibt auf ihnen ein zartes Schilf zurück, das in dieser Jahreszeit der Dürre zum Viehfutter dient. Der See friert nie zu, aber an seinen Ufern und an seichten Stellen bildet sich Eis. Im Winter ist sein Wasser zehn bis fünfzehn Grade Fahrenheit wärmer als die Luft und übt deshalb auf das Klima der Küsten und Inseln einen günstigen Einfluß. Der vorherrschende Wind ist der Nordost, der oft mit großer Gewalt weht, und heftige Stürme sind nicht selten. Die Versuche, den See mit Dampfern zu befahren, sind gescheitert, weil es an Brennstoff fehlt. Die Bevölkerung der Nachbarschaft besteht hauptsächlich aus Aymara-Indianern, die sich in körperlicher Beziehung von den Quichuas bedeutend unterscheiden.

Die Russen in Scherisebs.

Die turkmanischen Khanate verschwinden entweder, oder gerathen in völlige Abhängigkeit von Rußland, und immer beschwören sie ihren Untergang selbst herauf. Wieder ist ein Khanat aus der Liste der Staaten zu streichen. Scherisebs, nach russischer Schreibart Schagrißjabs, hatte sich von Buchara, zu dem es früher gehörte, unabhängig gemacht. Der Altun Dagh bilde gegen Norden die Grenze, Samarkand ist ein-

undzwanzig Meilen davon entfernt, Hauptstadt ist Kitab. Die Einwohner sind ein besonders tapferer und raublustiger turkmanischer Stamm und stehen als Schützen im Ruf. An ihrer Spitze standen zwei Begs, Baba und Dschura. Nicht zufrieden damit, ihre Freiheit gegen Buchara zu behaupten, gingen sie angriffsweise vor und unterstützten den Sohn des Emirs bei dessen Auflehnung gegen den Vater. Als die Russen Samarkand erobert hatten und weiterzogen, erschienen die beiden Begs vor der verlassenen Stadt, in der nur eine kleine Besatzung zum Schutz der vielen Kranken zurückgeblieben war, und setzten ihr hart zu. Vom 16. bis zum 19. Juni 1868 unternahmen sie einen Sturm nach dem andern und würden zum Ziel gelangt sein, wenn nicht General Kaufmann zum Entsatz herbeigeeilt wäre. Rußland behielt Samarkand und wurde so zum Nachbar von Scherisebs. Im Sommer dieses Jahres unternahm der in Samarkand befehligende General Abramow eine der wissenschaftlichen Expeditionen, die wie Kriegszüge aussehen. Es galt der Entdeckung der Quellen des Serafschan, der in seinem Unterlauf zu einem russischen Fluß geworden ist. Am 25. Mai fand Abramow diese Quelle am Fuß eines ungeheuern Gletschers, der acht deutsche Meilen in eine Schlucht hinuntergehen soll. Seine Abwesenheit wurde von den Begs von Scherisebs zu einem Plünderungszuge über die Grenze benutzt. Um sie zu züchtigen, marschirte General Abramow mit einem kleinen Heer, das aber acht Geschütze mitführte, in das räuberische Khanat hinein. Die heillose Furcht der Centralasiaten vor Kanonen lähmte ihren Widerstand. Als Kitab am 14. August erstürmt worden war, ergaben sich die übrigen Ortschaften ohne Schwertstreich. Die Russen haben Scherisebs nicht selbst in Verwaltung genommen, sondern dem Emir von Buchara dieses sein altes Eigenthum zurückgegeben. Daß sie von Samarkand aus ihre Befehle ertheilen, wie regiert werden soll, versteht sich von selbst.

Damaskus.

Seit den furchtbaren Christenmetzeleien von 1860 ist auch mit Damaskus, das zu den heiligen Städten der Mohamedaner gehört, manche Veränderung vorgegangen. Eine der größten ist die Anlage einer guten Straße von Beyrut nach Damaskus, auf der europäisch eingerichtete Eilwagen mit französisch sprechenden Schaffnern fahren. Die Fahrt nimmt einen ganzen Tag in Anspruch und geht über den Libanon, durch das vier Stunden breite Thal der Bekka und über den Antilibanon. Die Bekka, einst ein ungeheures Wasserbecken, wird vom Harmon, der Wiege des Libanon, beherrscht. Trotz ihrer großen Fruchtbarkeit besitzt sie nur wenige Dörfer. Der Antilibanon ist öde und abgesehen von einigen Büscheln armseligen Gestrüpps von Pflanzenwuchs entblößt. Auf Stunden Wegs begegnet dem Reisenden keine Seele, die räuberischen Anfälle haben aufgehört, seitdem die Regierung das durchgreifende Mittel ausgeführt hat, ein Dorf am Ausgange des Gebirges, welches das Hauptcontingent zu den Banden stellte, dem Erdboden gleich zu machen. Vom Salichie, einem Vorberge des Antilibanon, hat man die schönste Aussicht auf die Stadt. Hier soll Mohamed gestanden und Damaskus für ein Paradies, für einen von Engeln beschützten Ort erklärt haben. Der gute Eindruck bleibt, so lange man in den Gärten ist, die über Hunderttausend an Zahl die Stadt im Umkreise von zwei Stunden umgeben. Eigentlich sind sie nur Pflanzungen von Bäumen aller Art, namentlich von Aprikosen, die für Damaskus nicht blos Obst, sondern auch Brennholz liefern. Jeder Garten wird von hohen Mauern eingeschlossen, so daß auch die Türkinnen sich den Genuß verschaffen können, im Schatten von Bäumen und an rieselndem Wasser zu ruhen. Ein Harem miethet auf einen ganzen Tag einen Garten, der dann für andere Gäste unnahbar ist. Den Jüdinnen ist der Besuch der Gärten von ihrem Rabbi in neuester Zeit streng untersagt worden, wie man sagt, weil sie sich dort der Leidenschaft des stillen Trunks hingegeben haben. Der Fanatismus und der Fremdenhaß der Damascener haben sich seit 1860 wesentlich gemildert. Niemand wird mehr beschimpft, wenn er sich in europäischer Tracht zeigt, und ein Christ kann sogar eine Dame am Arme durch den Bazar führen. Die Pilgerkarawane, die sich hier jedes Jahr sammelt, hat an Zahl bedeutend abgenommen. Uebrigens besteht noch viel Orientalisches. Die Masse der

herrenlosen Hunde, das Schließen der Stadt und der Bazars bei Einbruch der Nacht und die vielen Barbier- und Badestuben, erinnern den Fremden, der in einem der eleganten europäischen Hotels abgestiegen ist, wo er sich befindet. Das Christenquartier ist fast neu erbaut, doch trifft man noch immer auf Schuttstellen, die an die Schreckenstage von 1860 erinnern. Die mohamedanische Stadt ist formlos und ohne Plan gebaut und viele ihrer mit getrockneter und gepreßter Erde gebauten Häuser drohen den Einsturz. Hinter den trübseligen Lehmmauern verbergen sich aber oft in Hinterhöfen wahre Paläste und vor manchen dieser versteckten Prachtbauten spielen in marmornen Becken Springbrunnen. Spuren des Verfalls verrieth die architektonische Perle der Stadt, der maurische Saal im Hause des Ali Bey. Es geschieht nichts zur Erhaltung des Schnitzwerks, der Decken, Friese und Cassetten, der Glasmalereien an den Rundbogenfenstern und Rosetten, der Marmormosaik der Wände und Böden, wohl aber wird die prächtige Ornamentik durch die Befriedigung alltäglicher Bedürfnisse, die der Besitzer sich erlaubt, arg beschädigt. Von den berühmten neun Kuppeln des großen Khan Assad Pascha sind drei eingestürzt. Das außerordentlich schön durchgeführte Portal dieser Herberge ist unverletzt geblieben. Der großartige Verkehr, auf den dieser Khan berechnet war, hat aufgehört. Es gehen noch Karawanen nach Aleppo, Bagdad und Ispahan, aber sie sind klein geworden und die eigene Industrie von Damaskus hat sich in den meisten Zweigen gegen die überlegene europäische Concurrenz nicht behaupten können. Im Ruf stehen noch die reichgeschmückten Sattel und Zäume, die Cabinetstischlerei und die eleganten Juwelierarbeiten der Stadt.

Die australischen Schlangen.

Die in den englischen Colonien entstandenen Museen haben den Wissenschaften, theils durch ihre Sammlungen, theils durch Veröffentlichungen ihrer Beamten schon manchen Dienst geleistet. Eine neue Bereicherung erwächst unserem Wissen durch ein Werk Herrn Gerard Krefft's, des Vorstehers des australischen Museums in Sydney, über die Schlangen des Landes. Australien ist merkwürdig wegen der großen Zahl seiner giftigen Reptilien und ihres Uebergewichtes über die nichtgiftigen. Unschädliche Schlangenarten giebt es nur dreiundzwanzig, aber giftige sechzig, von denen fünfzehn Seeschlangen sind. In Tasmania hat man bisher drei Arten entdeckt, die alle giftig sind, doch finden sich vielleicht noch mehr Arten, wenn man die Insel sorgfältiger untersucht, als bisher geschehen ist. Keine einzige der australischen Landschlangen kommt auf dem indischen Festlande vor. Die echten Seeschlangen dagegen leben an den Küsten beider Länder, mit Ausnahme von zwei Arten, die man bisher für australische gehalten hat und die in den ostindischen Meeren nicht vorkommen. Es ist jedoch zweifelhaft, ob diese beiden Schlangen australische sind. Man kennt sie nämlich nur durch die Exemplare, die das Museum in Sydney besitzt, über deren Herkunft gar keine Notiz vorhanden ist. Die in Australien lebenden Pythonen und Boas, von denen Ansiedler und Hirten schreckliche Geschichten zu erzählen wissen, werden von Herrn Krefft für ganz unschädlich erklärt.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 76 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 172.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Januar 1871.



Ueber die Theiß.

Eine Geschichte

von

Ado Brachvogel.

I.

Der Findling.

Es fließt die Theiß dahin so glatt und eben,
Todt scheint die Fluth, das Ufer ohne Leben,
Es strauchelt auf den Wellen nicht ein Mal
Der Sonne zitternder, leichtfüß'ger Strahl.
Ich sprach, gelehnt auf meiner Hütte Stufen:
„Wie kommt's, o Theiß, daß Du so arg verrufen?
Tief kränkt mich, was von Dir ich hören muß,
Du dieser Erde allerfrömmster Fluß!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Kaum eine Woche floh, da dröhnt's vom Thurme,
Wie Hilferufen klang's im Glockensturme;
Theißüberschwemmung! Wirbelnd goß sich's her
Und Donner hörte ich und sah ein Meer.
Ein Wahnsinnskranker, der entspringt der Kette,
So fluthete der Strom aus seinem Bette,
Riß Haus und Baum mit sich, zermalmt den Wall,
Als wollt verschlingen er das Weltenall.

Petöfi.

Aus den Hochkarpathen der Marmaros kommt sie. Tanzend beginnt sie ihren Lauf, zwischen Felsen und Steinzacken. Dunkle, priesterliche Tannen neigen sich über die Klippenwiege, und rauschen den Segen über den Sprößling der Berge. Es ist die Theiß, die Tisza, wie sie der Magyar nennt; hier noch die silberne Tisza, und der Segen, der über ihrem Kinderhaupte gesprochen wurde, soll ungeschmälert in Erfüllung gehn. Ihrem Laufe nach, und herrlich wird es sich offenbaren!

Schon das Gestein, darüber der eben entfesselte Gebirgswildling hingaukelt — welche Schätze birgt es! Nicht Edelsteine funkeln in seinen Tiefen, nicht gleißendes Gold rollt in den Adern der alten Bergriesen, etwas weit Edleres, das menschennährende Salz, hegen sie in unerschöpflicher Fülle: Salz, dem Armen gleich unerläßlich wie dem Reichen, Salz, vor dem die Menschen, wie vor dem Gedanken der Freiheit, einander gleich sind. Für wie

viele Völkerstämme wird hier das Unentbehrliche, das Leben-Bedingende, aus den Schachten gefördert! In wie vielen Sprachen reden mit Ihresgleichen, in wie verschiedenen Formen geben ihrem Drange dem Ueberirdischen die Millionen Lippen Ausdruck, denen mit der Salzausbeute dieser Berge das Mahl gesegnet wird!

Das wäre in der Erde. Auf ihr aber, längs der Ufer des jungen Flusses und unabsehbar sich in das wilde Gebirgsland hineinerstreckend, urwaldartig und unausrottbar durch die Axt der Jahrzehnte — welche Forsten! Dem Mittelalter entgrünende Eichen steigen aus undurchdringlichem Unterholz; sie strecken weitverbreitete Riesenzweige empor, Armen gleich, als wollten sie den Himmel an sich reißen. Buchen mit graugrünen Stämmen und Linden mit majestätischen Kronen bilden Laubgewölbe, durchscheinend und farbensatt wie smaragdene Märchen. Dazwischen Tannen und Fichten, düster und ernst wie Todesgedanken im üppigen Bachanal des Lebens.

Aber weiter abwärts mit dem tanzenden, forellenbelebten Bergstrom! Hinunter aus den Regionen des Urwalds, wo Bär und Hirsch ihr Heim haben, und der Adler den Gruß der Erde zur Sonne emporträgt, hinunter in das Gebiet des Menschen! Axthiebe schallen, Hammerschläge dröhnen, und Geschrei in fremden, romanisch anklingenden Lauten tönt dazwischen. Braune Gestalten mit langem, schwarzglänzendem Haar und Augen, dunkler noch wie dieses Haar, zeigen sich. Sackleinewand bildet ihre dürftige Kleidung. Um die nackten Hüften, hoch zur Brust hinaufreichend legt sich ein breiter Ledergürtel. Rußniaken sind es, echte Waldgebirgs-Söhne, Holzfäller und Holzflößer. Aus einem Dutzend Stämme etwa haben sie ein Floß gezimmert; ein breiteres vermag der Fluß hier noch nicht zu tragen. Eben schicken sie sich an, es in die Fluth hinabzulassen, die noch so jäh zu Thal strömt, daß sie einem meilenlangen Katarakt gleicht. Schon berührt das wohlgefügte Zimmerwerk die schäumende Wasserfläche, schon sind zwei oder drei der braunen Gestalten hinaufgesprungen — und nun, welch ein Anblick! Dahin schießt das krachende Floß, sich biegend, ächzend in seinen Fugen, bald an diesem bald an jenem Ufer anschlagend. Nun starrt es scheitelrecht in die Höhe, nun gleitet es blitzschnell aber eben dahin, jetzt wieder dreht es sich in wildem Wirbel um seinen eignen Mittelpunkt. Aber sei es nun ein Wunder, oder sei es die Geschicklichkeit dieser Wildbach-Tritonen, die selbst in diesem Taumel des rasenden Elements das Steuer zu führen weiß — sie schießen weiter und weiter in einziger, halsbrecherisch entzückender Wasser- und Klippenfahrt, bis der immer breitere Fluß in tieferem Bett dahinströmend, schon Mühlen und Hammerwerke treibend, sich mehr und mehr der Ebene nähert.

Der Ebene! Lebewohl sagt der Fluß seinen Wäldern und Bergen und begrüßt das werkthätige Geschlecht der Menschen. Hunderte von Flößen, zu kleinen Flotillen vereint, bevölkern ihn. Dem holzarmen Flachlande führt er sie zu, maßvoll stattlich und gesetzt. Aber wo ist seine Silberklarheit geblieben, wo sein Gesang? Sein Gesang, den er an Zacken zerschellend und schneidenden Klippen tönte, ein echter Dichter, deß Lippe auch im vollsten Klange aufblüht, wenn er seine Brust an den Riffen des Lebens wund gestoßen? Wo hat die Tisza ihre Klarheit, ihren Gesang, mit einem Wort, wo hat sie ihre Jugend gelassen? Doch nicht zurückgeschaut, — auch was vor dem Blicke liegt, ist schön!

Unter-Ungarn! Breit, tief und trübe rollt fortan der Strom durch die Flächen des Unterlandes. Die blonde Tisza nennt sie von hier der Magyar, denn ihre Fluth trägt die Farbe falbblonden Menschenhaares. Aber nicht umsonst tauschte sie die Klarheit der Jugend um den düstern Ernst des Erwachsenen ein. Zur Straße des Handels und Wandels wird sie ihrem Volke, und Weiden von Prachtherden übersäet und Felder, die den Fleiß des Bebauers mit südlicher Vegetation lohnen, dehnen sich längs ihrer gesegneten Ufer. Eben und flach ist Alles. Nur noch ein Mal tritt das Gebirge an sein einstiges Schoßkind heran. Bei Tokay. Jäh fällt der stattliche Schlußberg der Hegyalla in den Fluß herab, dem ebenso armseligen wie weltberühmten Städtchen kaum einer Straße Breite lassend. Auf diesen Bergen aber weilte einst das huldreichste Lächeln des weinlaubbekränzten Gottes, da er auf seinem Welterobrerzuge gen Westen drang; und die Rebe — einem Schwelger gleich, den sein eigner Reichthum trunken

macht — hier verschwendet sie ihre wundervollsten Geschenke.

Und weiter rollt die Theiß, breit und träge durch endlose Flächen. Die Pußten sind's. Wenige Bäume, seltene Dörfer, hie und da emporragende Ziehbrunnen. Am Horizonte verschwindet eine centaurische Erscheinung, in weißem Mantel auf — vielleicht gestohlenem — Pferde die Ebene durchjagend; dort eine Csarda; Musik tönt aus ihr — Zigeunermusik, verlorene Tonvermächtnisse von fernen Südgestaden, hier wiedergefunden von bettelnden Fiedlern. Bisweilen streut Delibab ihre Fata-Morgana-Bilder über die schmucklosen Flächen. Und über dem Allen die Sonne einer heißeren Welt: das ist Unter-Ungarn. — —

Doch nun genug der Wanderung. Jener Herrensitz, in der gesegnetsten Gegend des Unterlandes, kaum tausend Schritte vom rechten Ufer des Flusses entfernt, ist ihr Ziel. Es ist das Stammcastell der Barone Madenyi, seit Rakoczy's Zeiten in dem Besitz der Familie — bis vor wenigen Monaten. Vor diesen wenigen Monaten ging es in fremde Hände über. Es war kein Erbe da. Die Wittwe des letzten Barons aber floh nach des Gemahls Tode den Ort jammervollster Erinnerungen und wehrte den entfernten Verwandten den Verkauf nicht. Wer hätte dies vor zehn Jahren geträumt? Da der letzte Baron in der ganzen Stattlichkeit seiner Mannesjahre und in den reichlichsten Verhältnissen hier waltete? Da die Freifrau den vollsten Ersatz für anderweitiges, ihr nur spärlich gewordenes Frauenglück in der Mutterliebe findend, die ganze Fülle ihres Seelenlebens an den einzigen Sohn kettete? Schon träumte sie weiter, schon sehnte sie sich der künftigen Schwiegertochter entgegen, schon ahnte sie die Musik, die von den Lippen rosiger Enkelkinder tönt — da aus unbewölktestem Himmel fiel der Blitzstrahl, der in einem Haupte sie alle traf. Dort drüben die Theiß kann davon erzählen. Im Frühjahr, wenn sie meilenweit Alles überschwemmt, vermag man es in ihrem Rauschen zu hören. Es ist der Gesang des entfesselten Elements, das seine Opfer heischt; aber nicht zufrieden mit leichtem, gern dargebrachtem Tribut, einmal auch die Perle aus dessen Krone fordernd, dem sie sonst willig dient. —

Frühjahr war es, Anfang des Mai. Der weitläufige Garten, der sich zwischen dem Herrenhause und dem Theißdamm hinstreckte, war in wenigen lauen Nächten zu grünendem, knospendem Tage erwacht. Der Damm, der ihn vom Flusse trennte und gleich dem ganzen Gebiet auf demselben Ufer vor den Ueberfluthungen desselben schützte, erhob sich breit und festgefügt mit grasbewachsenen Seitenflächen. Das linke Ufer des Stromes entbehrte dieser Schutzwehr, seine flachen Ländereien jedem Uebergriffe der steigenden Gewässer preisgebend. Erst dort findet der weit hinausschäumende Flußgott seinem Vordringen eine Grenze gesetzt, wo das niedere Wiesenland sanft ansteigendem Ackerboden weicht. Ein Hauch von einschüchternder Großheit liegt über dem Schauspiel, das diese Ueberschwemmungen bieten. Baumgruppen ragen wie Inseln aus den weiten Wasserflächen empor, am Horizont stürzen die Wolken des Himmels in die irdischen Fluthen, und lärmende Schwärme im Wasser heimischen Geflügels unterbrechen mit animalischem Leben die elementare Eintönigkeit. Der Bewohner jener Gegenden hat freilich kein Auge für das Alles. Er hat nichts als Angst vor den Gefahren, die eine übermäßige Frühjahrsfluth ihm droht, und Aerger um die Verkehrsstörungen, die ihre regelmäßige Begleitung bilden. Entfernungen, die sonst in Viertelstunden überwunden worden, erfordern während dieser Zeit eine ganze Reihe von Stunden, und wohl kann es sich ereignen, daß meilenlange Hin- und Herfahrten nöthig werden, um ein Nachbardorf zu erreichen, dessen Kirchthurm ganz nahe herüberwinkt.

Aus diesem Grunde hatte auch der Vierspänner, welcher den auf Urlaub erwarteten Sohn des Freiherrn von der nächsten Poststation abholen sollte, schon am Tage vorher seine Fahrt angetreten, um auf weitläufigen Umwegen zu einer passirbaren Flußfähre und von dort zur Chaussee zu gelangen. Mittag war vorüber, und stündlich wurde der Ankunft des jungen Offiziers entgegengesehen. Die rastlose Geschäftigkeit, mit der die Baronin bald noch einen letzten Blick in die des Ankömmlings harrenden Zimmer warf, bald von dem Fenster ihres Wohngemachs nach der großen Einfahrt des Gehöfts hinübersah, oder mit unverkennbarer Besorgniß die

Uhr zu Rathe zog, zeigte deutlich, wie ungeduldige Sehnsucht dem Erwarteten entgegenflog. Aber sie war es nicht allein, die ganz und gar der Gegenwart vergessend nur dem Moment zu gehören schien, der den Erharrten bringen sollte. An einem der gemauerten Pfeiler, die nach Art ungarischer Herrenhäuser auch längs der Front des Madenyischen Castells sich hinzogen, lehnte, unverwandt nach dem Hofthor blickend, ein junger Mann mit dunkler Gesichtsfarbe und schwarzem lockigen Haar. Er sah festtäglich aus in dem blendend weißen Hemd, der grauen silberknöpfigen Weste, mit enger, knapp in den Hüften sitzender Hose und den hohen Stiefeln mit klirrenden Sporen. Der gleichfalls graue Dolmany mit schwarzem Pelzbesatz hing über der rechten Schulter, und der lange Strauß Waisenmädchenhaar* floß von seinem schwarzen Filzhut leicht wie die leichteste Maraboutfeder. Trotz seiner dunklen Farbe sah man dem Gesicht an, daß es bleich war, daß das Blut zurückströmte zu dem pochenden Herzen. Erwartung lag in jedem Blick, lag in der ganzen Gestalt — Erwartung und Unsicherheit, als sei es eine Schicksalsentscheidung, welche die nächste Stunde zu bringen hätte.

Eben ward die Baronin des jungen Menschen ansichtig, und das Fenster, hinter dem sie stand, öffnend, rief sie ihm zu:

„Nun, Mischka, Dein Jungherr kommt. Da magst Du Deine Geige nur zum frischesten Csardas stimmen."

Der Angeredete schien über diese Leutseligkeit nicht wenig zu erstaunen, und mit einer Bewegung, in welcher Grazie und Unterthänigkeit zugleich lagen, den Hut ziehend, trat er an das Fenster der Gebieterin.

„Ich küsse Ew. Gnaden die Hände, aber" — und eine leichte Röthe flog über sein Gesicht — „mein Csardas wird meinem Jungherrn wohl nicht mehr gefallen."

„Du meinst, er sei erzürnt auf Dich, weil Du es bei ihm in Wien nicht aushieltest, und undankbar durchgingst?"

Leise entgegnete Mischka:

„Wie mag es meiner Gnädigsten nur belieben, von Undank zu sprechen? Ich wurde krank nach der Pußta, und wurde nur so, weil mir meine Musik genommen wurde, weil man die Lieder und Tänze der Pußta nicht mehr hören wollte. Nicht ich trug die Schuld daran. Sie haben draußen eben eine andere Musik wie wir, und der Jungherr hat seine Seele an sie verloren. Er schickte mich zum Concert oder ins Theater, und dann mußte ich spielen, was ich dort gehört. Es klang fein genug, aber, wie es auch klingen mochte, ich konnte" —

„Was konntest Du?" fragte die Baronin den Stockenden.

„Ich konnte darin nicht lebendig werden. Wie ein Stück Holz blieb ich, wenn ich es spielte; aus den Fingern kam Alles, hier" — er legte die Hand auf die Brust — „klang auch nicht ein Ton mit. Wohl lobten mich der Jungherr und seine Gäste über die Maßen — ich aber schämte mich über die Maßen, und wenn ich nach meiner Schlafkammer hinaufkam, drückte es mir die Seele ab, und gab nicht eher Ruhe, als bis ich es meiner Geige abgebeten hatte. Die gnädigste Frau kann glauben, sie zürnte mir, und ich mußte sie so lange herzen und küssen, bis wir wieder Frieden mit einander hatten. Dann aber spielte ich allein am offenen Fenster in die Nacht hinaus die Vaterlandslieder; den Sternen spielte ich sie zu, denselben Sternen, die auch über der Pußta scheinen."

„Die Leute haben nicht Unrecht, wenn sie Dich einen Narren nennen," sagte die Baronin, und eine gewisse Schärfe und Mißachtung lag in ihrem Ton.

„Narr," murmelte Mischka. „Freilich in Wien" — aber er unterbrach sich plötzlich und sprach laut zur Herrin weiter: „Belieben Ew. Gnaden, sich noch des alten Ferko zu erinnern, der den Jungherrn und mich im Geigen unterrichtete? Dem kleinen gnädigen Herrn war der alte Zigeuner zuwider, er lernte keinen Ton bei ihm. Ich aber, der ich selbst bin, was der Alte war, hatte Alles fort, ehe er es mir noch völlig gezeigt hatte. Dann sagte er wohl: Freilich, ein so feines Blut, wie die jungen freiherrlichen Gnaden, taugen nicht zum Musikanten. Einen Csardas kann nur ein Zigeuner, ein Betrunkener oder ein Narr spielen, — am besten Einer, der alles Dreies zugleich ist."

„Nun, mein Bursch," sagte die Freifrau, „darin warst Du wirklich ein Narr, daß

---

*) Arva léany haj, Waisenmädchenhaar, ein Gras mit langen, federartigen Blüthenhalmen, das in Ungarn auf den Hüten getragen wird.

Du von Wien wegliefst und zur Pußta zurückkamst."

„Zurückkam?" rief Mischka. „Ich bete zu Ew. Gnaden, daß Sie so nicht sprechen. Will die gestrenge Frau das zurückkommen nennen, wenn ein unsichtbarer Geist dem Menschen einen Fuß vor den andern setzt, ihn von vorne zieht und fortreißt, von hinten vor sich her stößt, bis er dort wieder ankommt, wo er sein muß? Sie nennen es Heimweh und wissen nicht, was sie damit aussprechen. Ich habe gewußt, was es war, aber von dem Wort hatte ich keinen Begriff. Mein Jungherr sah, wie ich von Tag zu Tag übler wurde, und gut, so gut, wie er ist, ließ er mich vom Arzt examiniren. Was aber sagte der? „Mein Sohn, Du möchtest nach Hause zurück, das Heimweh hat Dich beim Schopfe." Das Heimweh, — da hörte ich das entsetzliche Wort zum ersten Mal, aber ich verstand es, wie man den Donner versteht, wenn er über das Unterland rollt. Ich wußte in dem Augenblicke, daß ein Tropfen verdorbenen Theißwassers mir besser den Durst löscht als aller gefrorne Wein, mit dem ich in Wien so oft den Gästen meines Jungherrn aufwarten mußte."

„Und kamst zurück," warf die Baronin nachlässig hin, „um hier wieder nach dem Jungherrn krank zu werden, wie Du in Wien nach dem Theißwasser krank warst?"

Mischka schüttelte den Kopf, ein seltsamer Glanz dämmerte in seinen Augen auf, da er sie groß und geheimnißvoll zur Gebieterin aufschlug. Es waren Orientaugen mit dem Leuchten der aufgehenden Sonne. Kaum vernehmlich flüsterte er:

„Ja, nach dem Jungherrn, wie er sonst war, — aber wo den finden?" Und ganz leise setzte er mit den Worten eines seiner Volkslieder hinzu: „Andre Rosen sind erblüht, andre Sterne aufgegangen — —"

Die Baronin hörte ihn nicht mehr. Mit ungeduldiger Handbewegung hatte sie das Fenster zugeworfen, als werde es ihr plötzlich wieder ganz klar, wie wenig passend ihre ausnahmsweise Herablassung sei. Nicht daß sie überhaupt eine hochfahrende Gebieterin war, — sie war dies nur in einem Fall, und war es in ihm seit Jahren gewesen: gegen Mischka. Es war eine eigenthümliche Stellung, die dieser, der Musikant, der halbe Zigeuner, unter dem zahlreichen Personal der Madenyischen Haushaltung einnahm. Daß er trotz der geringen Gunst, mit der ihn die Freifrau betrachtete, dennoch höher wie irgend ein, selbst das erprobteste und älteste Mitglied der Dienerschaft stand, ja daß er dieser überhaupt nicht zuzuzählen war, bewies nur die desto höhere Protection, deren er sich seitens des Haus- und Gutsherrn zu erfreuen hatte. Und diese war in dem Kreise die einzig maßgebende. Neben dem absoluten Regiment, welches der Freiherr auf seinen Besitzungen wie in seinem Hause handhabte, war kein sonstiger Wille, der seiner Gemahlin ebensowenig wie ein anderer, im Stande, sich irgendwie geltend zu machen. Die Strenge, die ihn häufig zu einem Gegenstand des Schreckens für seine Untergebenen machte, wich einer Art von gutmüthiger Herablassung dem Geiger gegenüber, und der genaue Beobachter hätte bemerken können, daß in dieser eigenartigen Güte gegen Jenen etwas von der mitleidig-zärtlichen Theilnahme lag, die ein Schöpfer für sein Geschöpf empfindet. Und, um es denn kurz zu sagen, — Mischka war thatsächlich eine Art Geschöpf des reichen weitgebietenden Cavaliers. Er war ein Findling. Und der Baron in eigner Person war es seinerzeit gewesen, der den kleinen braunen Schreier am Wege aufgelesen und nach scharfem Ritt der Obhut seiner Gemahlin übergeben hatte. Dies war vor dreiundzwanzig Jahren geschehen, an einem rauhen Wintertage, und der stattliche Edelmann hatte sich genöthigt gesehen, seinen zappelnden Fund unter dem eignen Pelze wohl zu bergen, um ihn ungeschädigt heimzubringen.

Wie nahm die Baronin die seltsame Gabe auf?

Es war kaum eine glückliche Ehe zu nennen, in der sie, damals bereits fünf Jahre vermählt, mit dem Freiherrn lebte. Dem, ohnehin ohne gebieterische Neigung geschlossenen Bunde fehlte der Kindersegen, um die Gemüther in neuer, einem gemeinschaftlichen Besitz zugewandter Liebe selbst näher zu bringen. Die Baronin selbst empfand diesen Mangel um so tiefer, je weniger sie ihrer Empfindung Worte lieh, und je mehr ihr Gemahl eine jede Gelegenheit benutzte, dem Verdruß, den ihm das Entbehren eines Erben verursachte, Aus-

druck zu geben. Und so wurde sie denn auch durch die Art und Weise, in der ihr der Freiherr das Findelkind übergab, auf das Tiefste verletzt. Ihr Rath wurde nicht einmal eingeholt, als die Absicht ausgesprochen wurde, den kleinen Fremdling im eigenen Hause und unter eigener Obhut aufzuziehn. Ihr Einwand, daß die dunkeln Augen und die Hautfarbe des Findlings auf die Abkunft von Zigeunern deuteten, wurde nicht einmal einer Widerlegung gewürdigt. Sie hatte das merkwürdige Octroi hinzunehmen, und nahm es hin, ja gutmüthig, wie die Dame war, hätte sie sich selbst mit der Zeit an den Gedanken gewöhnen können, den prächtig gedeihenden Knaben als ein reizendes Spielzeug, als eine Art Ersatz für das ihr selbst Versagte anzusehen, hätte nicht einerseits die offenbare Herkunft des Kindes von Zigeunern das Herz der Vollblut-Magyarin, andrerseit die schonungslose Art und Weise, in der der Gemahl seine Vorliebe für den Findling äußerte, das Herz der Frau einem gewissen Widerwillen preisgegeben. Wie wenig auch das Kind selbst für Beides konnte — ein Wunder wäre es gewesen, hätte es darunter nicht zu leiden gehabt. Jedenfalls waren die Gebete der Freifrau um ein eigenes Kind nie inbrünstiger gewesen als seit dem Augenblicke, da ihr ein so ungern angenommener Ersatz aufgedrungen worden war. Diese Gebete aber — noch sollten sie Erhörung finden. Ehe zwei weitere Jahre verflossen, konnte die Baronin die seligsten Hoffnungen dem Gemahl mittheilen, und als nun gar ein Knabe an ihrem Herzen lag, kräftig und schön, wie er je eine Mutter beglückte, da gab es einen Freudentag auf dem alten Herrenhofe, wie ihn dieser seit Jahrzehnten nicht gesehen.

Es hieße dem Herzen der Freifrau Unrecht thun, wollte man annehmen, es habe sich in ihre Mutterfreude ein Klang von Schadenfreude darüber gemischt, daß der ihr aufgedrungene Pflegling nun in das Nichts zurückkehren müsse, aus welchem die launische Hand eines phantastischen Wohlthäters ihn gerissen hatte. Im Gegentheil, die wirkliche Abneigung, die sich in ihrem Herzen fest und fester eingenistet hatte, verschwand daraus, weil es nur noch für Eines, seinen Mutterjubel, Raum hatte. Ja, als die beglückte Frau von mehreren Seiten darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die wirklich engelhafte Schönheit, die ihr kleiner Sohn schnell zu entwickeln begann, trotz des verschiedenen Racentypus dieselben Linien wie die Mischka's zeigte — da überkam sie sogar eine Art Wohlwollen für den nachtäugigen Findling, und es bedurfte so mancher späterer Wahrnehmungen, daß dieses Wohlwollen wieder der früheren Abneigung das Feld räumte. Allerdings sollten diese Wahrnehmungen nicht lange auf sich warten lassen. Mit der allmäligen Gewöhnung an das Vollglück eigenen Besitzes, fand die Baronin auch wieder Ruhe und Muße genug, um sich von zwei Umständen, die mit dem Findling zusammenhingen, unangenehm und immer unangenehmer berührt zu fühlen. Mit jenem übertrieben scharfen Blick mütterlicher Eifersucht, welcher nicht nur die Neigungen controlirt, die ein Kind spendet, sondern auch diejenigen, die ihm gespendet werden, — entdeckte sie bald, daß der Gemahl trotz des eignen Sohnes noch immer Raum genug in seinem Herzen fand, den kleinen Fremdling wie früher darin einzuschließen. Sie empfand dies wie einen Raub an ihrem Karoly, und sträubte sich, ganz von dem neuen Gefühl ergriffen, mit Macht dagegen, daß die beiden Knaben mit einander aufwachsen sollten. Wie stets, mußten auch dieses Mal ihre Einwendungen vor des Barons Machtwort verstummen. Noch widerwärtiger sollte ihr bald ein Zweites werden. Ihr Sohn selbst faßte von seinen ersten Regungen eignen Willens an eine so lebhafte Zuneigung zu dem drei Jahre älteren Kameraden, daß ihm dieser bald unentbehrlich und seine Genossenschaft durch Nichts ersetzbar wurde. An Mischka's Anwesenheit schien des kleinen Trotzkopfs Frohsinn und Wohlbefinden geknüpft; und keine mütterliche Liebkosung vermochte des Gespielen zufällige Abwesenheit vergessen zu machen. Erst wenn er sein rosiges Gesichtchen wieder an seines Mischka dunklere Wange drücken, seine Arme um des Gespielen Nacken schlagen konnte, leuchteten seine blonden Augen in vollem, kindlichem Behagen auf. Auf diese Weise fühlte die Freifrau nur zu bald einen doppelten Stachel in der Brust, und selbst nicht gewöhnt, Rücksichten zarterer Natur zu empfangen, wandte sie sich strenge und starr von der unschuldigen Ursache all dieser Verstimmungen und Mißempfindungen ab.

Jahre vergingen. Die Knaben wuchsen in unzertrennlicher Genossenschaft auf. Es war ein Glück für die Baronin, daß das Geistige ihres Sohnes sich ungleich schneller und glänzender entwickelte wie das des älteren Gespielen. Sie sah eine Genugthuung darin, die um so größer war, als der Freiherr sich sogar entschlossen erklärt hatte, die Beiden gemeinsam unterrichten zu lassen. Körperlich gediehen sie gleich prächtig heran. Ein seltnerer Gegensatz von Schönheit aber, wie, trotz der nicht zu verkennenden Aehnlichkeit der Gesichtsumrisse, die beiden Knabenerscheinungen boten, konnte kaum das Auge überraschen. Seltsame Fügung mit jener Aehnlichkeit! Indeß — die reine und edle Form von Mischka's Antlitz war es ja gewesen, welche die Baronin damals stets vor Augen hatte, als sie in der seligsten Hoffnung ihres Frauenlebens dem Moment entgegensah, der ihr die Erfüllung höchster und heißester Wünsche bringen sollte. Nicht mit Neigung weilte damals ihr Auge auf dem Antlitz des braunen Knaben, — aber offenbart sich nicht die Gewalt der Schönheit am rührendsten dort, wo sie selbst ein abgeneigtes, widerstrebendes Gemüth zu erobern hat?

Der erste Unterricht begann. Karoly lernte spielend, was von seinem Alter nur irgend zu erwarten war. Mischka blieb nicht nur zurück, er faßte so gut wie gar nichts. Er träumte in das Leben hinein. Seine Augen schienen über die Gegenstände der nächsten Umgebung hinweg, nach Fernem, Nebelhaftem, selbst nicht Gekanntem zu suchen. Sein wirkliches Leben wurzelte in zwei Dingen: in der Liebe zu seinem Jungherrn und — in seiner Geige. Schon dem Knaben wurde sie zum Dolmetsch, dessen Hülfe die fremdartige, wie aus einer Welt der Träume in die Wirklichkeit verschlagene Natur sich bedienen mußte, um deutlich zu werden. Schon nach wenigen Monaten hatte er seinen Lehrer, den alten Zigeuner Ferko, nicht mehr nöthig. Er überflügelte den zahnlosen Dorffiedler und war fortan sein eigner Meister. Schon damals war es sein Glück, im hohen Grase des Theißufers zu sitzen, mit klagenden, ihm selbst nicht verständlichen Tönen das Anschlagen der gelben Wellen an das Land zu begleiten, oder mit grellen, plötzlich dareinfallenden Dissonanzen die Vögel aus dem nahen Röhricht aufzuscheuchen. Hatte er sich dann müde gespielt, so legte er sich nach hinten zurück; fest drückte er mit den gekreuzten Händen das Instrument gegen die Brust, und starrte empor, bis der Himmel sich mit Sternen füllte, klar und doch räthselhaft, wie die Augen, in denen sie sich spiegelten!

Jahre waren vergangen. Der junge Baron war geworden, was er zu werden versprochen, ein jüngerer Antinous mit dunklem Haar und leuchtenden blauen Augen. Mit aller Grazie reizenden Uebermuthes tummelte er sein Roß, wiegte er die schlanke Gestalt auf den Wellen des magyarischen Nationaltanzes. Dem Schwan gleich glitt er durch die Fluthen des Flusses, mit geübtem Arm auch die stärkste Strömung bewältigend, und auf der Jagd fand sein sicheres Auge und seine noch sicherere Hand nur selten einen Ebenbürtigen, geschweige denn einen Meister. Hätte eine strenge Leitung und ein unbeirrtes Urtheil sich die übrige Erziehung des jungen Mannes in ebenso hohem Grade angelegen sein lassen, wie seine äußere Entwickelung, hier wäre der Stolz seines Geschlechts, der Segen aller der Seinigen herangewachsen. Aber jene strenge und unbeirrte Hand fehlte, sie fehlte, obgleich sie bei keinem Temperament unerläßlicher gewesen wäre, um ihn vor all den Uebeln zu bewahren, welche so leicht zum Fluche einziger, übergroßer Mutterzärtlichkeit preisgegebener Söhne werden, als bei dem des Madenyischen Erben. Was den Baron anbelangt, so begnügte er sich mit der Autorität, die er einflößte. Ihr freilich huldigte Karoly, theils aus eignen Empfindungen, theils, weil es Alle thaten, in reichstem Maße, und da der Herr des Hauses nicht mehr verlangte, so fand sein Sprößling für das, was er Andern zufügte, im Vater niemals einen Richter. Die Zeit kam heran, da der Unterricht von Hauslehrern nicht mehr genügend befunden werden konnte, da das Lyceum oder eine sonstige Anstalt der Hauptstadt den eben Fünfzehnjährigen aufnehmen sollte. Da der junge Cavalier eine unwiderstehliche Neigung zum Militärstande hegte, so gestattete ihm der Baron, der weniger Antipathie gegen Oestreich empfand, als in jener Zeit unter seinen magyarischen Standesgenossen herrschte, von seinem neunzehnten Jahre an, einem bevorzugten Re-

giment für einige Jahre anzugehören. Die Zeit bis dahin sollte in Pesth zu allerlei Studien und zur Erreichung jener gesellschaftlichen Vollkommenheiten angewendet werden, mit denen der Baron seinen Sohn ausgerüstet wünschte, wenn er als Officier in Wien zu erscheinen hätte. Mischka begleitete den jungen Baron nach Pesth. Es war schwer zu sagen, in welcher Eigenschaft. Als Gespiele wohl kaum, dazu waren die Jünglinge zu erwachsen; als Studiengefährte noch weniger, denn Mischka's Bibel war die Geige, in allem Uebrigen hatte ihn der Jüngere bereits seit Jahren überflügelt; als Bedienter am wenigsten, — dafür war damals noch die Liebe des jungen Freiherrn zu seinem Genossen zu lebhaft, zu ausschließlich. Er ging auf des Barons Anordnung mit; selig, von seinem Jungherrn nicht getrennt worden zu sein, vergeigte und verträumte er seine Zeit, wie bisher, und schlief einmal eine Woche lang nicht, als Karoly durch ein nervöses Fieber auf das Krankenbett geworfen wurde. Nach dieser Zeit erschien die Baronin und bemächtigte sich der Pflege des Fiebernden allein. Die ganze Zeit, daß Mischka dieses Amtes hatte warten dürfen, hing seine Seele so hingegeben, so angst- und hoffnungsvoll zugleich an dem Athem seines Kranken, daß nichts in ihr lebte als die Gefahr, der dieses vergötterte Menschenleben anheimgefallen war. Nicht einmal seiner tönenden Freundin hatte er in dieser Zeit gedacht. Als er, in dem Krankenzimmer überflüssig geworden, den von ihm bewohnten Raum aufsuchte, lag sie verwaist und bestäubt, — eine Todte, die ihrer Wiedererweckung harrt. Den ersten leisen Ton aus ihren Saiten wachrufend, glitt Mischka's Hand über sie hin — dann brach er erschöpft zusammen. Aber seine Seele ließ nicht von dem Kranken. Es war ihm, als liege eine geheimnißvolle Hand auf seiner Brust, nicht schmerzlich und doch schwer auf der Herzgrube lastend. Ihr Druck ließ ihn plötzlich das Entfernte sehen. Er hörte, wie der Jungherr leise seinen Namen aussprach. Er sah das ungehaltene Antlitz der Baronin. Das ganze Krankenzimmer überblickte er. Keine Regung, kein Blick, kein Athemzug des Leidenden entging ihm. Dann sah er auch den Arzt, und sah, daß seine sorgenvolle Miene einem beruhigtern, fast heitern Gesichtsausdruck gewichen war, als er der Freifrau erklärte, die Gefahr sei überwunden. Gleich darauf fühlte er den Druck jener räthselhaften Hand von seiner Brust schwinden, seine Seele kehrte in ihre gefesselt daliegende Form zurück — — Nacht umgab ihn.

Es war so. Mischka besaß eine Seele, tief, unbestimmt und dämmernd wie die Nächte an jenen Küsten, daher seine Voreltern gekommen, und heiß zugleich und schwülbrütend, wie dort der Mittag am Herzen der Wüste lodert. Ihr Aussprechen war Musik, ihr Sinnen innerer Gesang. Gedanken in klarer gebieterischer Form drängten sich nie in ihren Rath. Bis zur magnetischen Gewalt erwuchs das Leben und Weben ihres Empfindens, wenn von außen her mit kalter Hand in ihre Geheimnisse gegriffen wurde. Und es sollte nur zu bald hineingefaßt werden, — unbarmherzig, nachhaltig, unabwehrbar. Das erste Unheil, welches traf, sollte auch gleich an der empfindlichsten Stelle treffen. Es lag im natürlichen Lauf der Dinge — aber ist dies ein Trost für Denjenigen, der dem Lauf gewöhnlicher Dinge so fern steht, wie ein des Augenlichts Beraubter den Eindrücken eines bunten und hundertgestaltigen Schaugepränges? Noch ehe ein halbes Jahr des Pesther Aufenthaltes abgelaufen war, mußte Mischka erkennen, daß dies eine neue Welt, aber nicht seine neue Welt sei. War er auf der Pußta seines Jungherrn einziger Freund und Genosse gewesen, so hatte er ihn jetzt mit dessen Mitschülern und Standesgenossen zu theilen. Und was konnte es Drohenderes für ihn geben, als dies Letztere, für ihn, den Findling, den Zigeuner? Nur zu schnell ward sich Karoly, von leichtem sprudelnden Sinn, zum Hochmuth wie zu jedem Genusse des Lebens geneigt, unter seines Gleichen seines Adels, seiner bevorzugten Abstammung bewußt. Jener Riß, den in früheren Jahren die Freifrau so gern zwischen ihrem Sohne und dem Findling hergestellt hätte, hier that er sich von selbst auf. Erst bemerkbar geworden, wurde er schnell zur Kluft, und er wurde es gerade durch Mischka's Schuld, denn das in seiner Hingebung einmal gekränkte Herz empfand fortan gleich der Sensitive als Keulenschläge, was doch im Grunde genommen nichts weiter war, als das gedankenlose Streifen einer Hand, welche

vergaß, daß sie früher nur Liebkosungen gespendet hatte. Und so, gleich der Sensitive schloß sich auch dieses Herz fest und fester zusammen, und zu unheilbarer Trennung erweiterte die Art und Weise, in der Mischka selbst die Haltung eines vom vernachlässigten Gespielen zum Untergebenen Herabsinkenden annahm, den Abstand zwischen den einstigen Unzertrennlichen. Nicht lange währte es, und aus Karoly und Mischka, den beiden Kameraden, war Karoly der junge Gebieter und Mischka der Findling, der arme Schelm geworden. Und als nach Ablauf der zwei Jahre in Pesth der Erstere in sein Cavallerieregiment trat, und Mischka auf des Barons Befehl ihm auch nach Wien folgte, — da bestand schon gar kein Unterschied mehr zwischen dem Geiger und einem ganz gewöhnlichen Bedienten seines gnädigen jungen Herrn. War es da ein Wunder, daß der seltsame verwaiste Sohn der Pußta eines Tages plötzlich wieder am Theißufer ankam? Die Geige überm Rücken, mit wunden Füßen und verarmtem Herzen? Es war, wie er zur Baronin gesagt hatte. Er war nicht gegangen. Eine unsichtbare Gewalt hatte ihm einen Fuß vor den andern gesetzt, hatte ihn vorwärts gerissen, hatte ihn vor sich hergestoßen, hatte ihn nicht eher zum Athmen kommen lassen, als bis kein Berg mehr den Horizont abschloß, bis Unterungarns Sonne auf seinen Scheitel schien und die Theiß seine brennenden Füße kühlte. Das Heimweh hatte ihn mit seiner ganzen Gewalt erfaßt, aus der Geige flüsterte es ihm zu, in seinen Träumen zeigte es ihm die verlorenen Schätze, und er brach auf, sie wiederzugewinnen. Aber auch die Baronin hatte Recht gehabt, da sie ihm sagte: er sei auf der Pußta nach dem Jungherrn krank geworden, wie er in Wien nach der Pußta krank geworden sei. War er es noch, jetzt, da ein Jahr seit seiner wunderlichen Flucht verstrichen war? Er hatte in der ersten Zeit seiner Heimkehr wohl zwanzig Briefe an den jungen Gebieter begonnen, einige davon vollendet, keinen abgesandt. Dann schrieb er nur noch in Gedanken — zuletzt nicht einmal in Gedanken mehr. Was Baron Karoly anbelangt, so hatte ihm dieser in der ersten Zeit wohl hin und wieder einen Gruß geschickt. Vorwürfe seiner Flucht halber hatte er ihm nie machen lassen. Ja, in einem Briefe an die Baronin, in welchem davon die Rede gewesen, hatte er den Flüchtling „bolond Miska“* genannt, und kein Hehl daraus gemacht, daß ihm die Trennung von dem seltsamen Menschen, mit dem er nun nichts mehr anzufangen wisse, keineswegs unerwünscht gekommen. Bolond Miska — das Wort war bekannt geworden, und wenn er es nicht hörte, nannte ihn sogar die Dienerschaft des Herrenhofes so.

Es hätte etwas wie ein Sturz in dem Ganzen gelegen, wäre nicht die Vorliebe des Freiherrn für seinen Findling nach wie vor dieselbe geblieben, hätte sein mächtiger Schutz den Musikanten nicht jeder Unbill gegenüber sicher gestellt. Er, der sonst keinen Müßiggänger auf seinen Besitzungen duldete, überließ es Mischka selbst, sich nützlich zu machen, wo es ihm gerade beliebte. Ein wenig Gartenwerk, ein reitender Botendienst nach der nächsten Poststation, das war Alles, was er leistete. Was er bedurfte, wurde ihm reichlich wie früher gereicht, und häufige Geldgeschenke, die ihm für sein Geigenspiel zuflossen, sicherten ihm weit mehr, als er bedurft hätte, wenn auch des Gebieters Großmuth weniger freigebig für ihn gesorgt hätte. Er war um seines Spieles halber nach und nach eine Art Berühmtheit des Madenyischen Herrensitzes geworden, und nicht ohne Grund konnte ein Pesther Gast den wunderbaren Geiger und sein Verhältniß zu dem Freiherrn mit einem jener mittelalterlichen Troubadours oder Minstrels und deren Beziehungen zu den ritterlichen Schloßherren ihrer Zeit vergleichen. Mischka's Lieblingsbeschäftigung aber war es durchaus nicht, zur Tafel oder zum Tanz zu spielen. Am liebsten — und es war ihm dies aus seinen Knabenjahren geblieben — war ihm, wenn er sich ins hohe Gras am Ufer der Theiß niederstrecken konnte. Durch die über sein Gesicht hereinhängenden Halme starrte er nach dem Himmel empor, träumte er in die Azurabgründe desselben hinein. Die dicht vor seinen Augen hin und herzitternden Gräser und Aehren erwuchsen in optischer Täuschung zu gigantischen Palmen und märchenhaften Riesengewächsen. Ein winziger blauer Schmetterling, Honig aus einer dieser Rispen saugend, wurde zum unge-

* Närrischer Mischka.

heuren Vogel der tausend und einen Nacht, der mit ausgespannten Flügeln den halben Himmel verhüllte. Plötzlich — war es der Athem seiner eignen Brust, war es ein leiser Windhauch, der vom Fluß herüberwehte? — plötzlich schütterte diese ganze Urwelt-Pflanzenherrlichkeit zusammen, und hernieder auf den Träumer schmetterten die Palmen und Schilf-Titanen. Hoch fuhr er dann empor, plötzlich um halbe Leibeslänge den geträumten Tropenwald überragend. Die Geige riß er an die Brust, und das Tonmärchen trat an die Stelle der geschauten Phantasmagorien. Rauhe, schneidende und wimmernde Töne wechselten mit den üppigsten Flötenhauchen. Die trotzig überspringenden Rhythmen des magyarischen Schnelltanzes schmolzen in wenigen Tacten in eine jener Volksweisen hinüber, wie sie nur im Lande des Petöfi vom Himmel fallen. Unter des Meisters bebender Hand blühte das todte Instrument zu der ganzen Beredsamkeit einer Prophetenlippe auf. Wie knisternde Flammen zuckte es aus des Spielers Augen, und als begännen die Seiten unter ihnen zu brennen, so loderten sie auf in Melodien, wie sie nur einmal tönen. Wie die Klage um der Menschheit verlorne Jugend wühlte es in ihnen, wie das Entzücken über neugefundene Kanaans, frohlockte es aus ihnen empor. Lippen und Nasenflügel des Geigers — so rein geschnitten, als hätte Diejenige, die ihn geboren, ihre Linien von einer antiken Gemme in sich getrunken — vibrirten in leiser Bewegung. Der warme Menschenhauch, der ihnen entquoll, strömte in die Holzbrust der Geige hinüber, in ihr zu schluchzen, zu jauchzen, zu vergehen.

So wenigstens war es den vorigen Sommer hindurch gewesen, und hatte sich im Herbst und Winter nicht geändert. Jetzt war der Frühling da. Hatte auch er dem eigenartigen Dasein dieses Menschen keinen Wechsel gebracht? War es Zufall, oder war es die Hoffnung, seinen Jungherrn wiederzusehen, die ihn seit Kurzem den Kopf höher und freier tragen, sorgsamer seinen schmucken Anzug ordnen und volltönendere Zwiesprache als je zuvor mit seiner Geige halten ließ? Wie, oder wären jene Worte, die am Schluß des Gesprächs mit der Freifrau seinen Lippen entschlüpften, mehr als nichtssagende Laute gewesen, und hätte jener Liedesanfang „Andre Rosen sind erblüht, andre Sterne aufgegangen," mehr zu bedeuten gehabt, als eine leere musikalische Reminiscenz? Er hatte mehr zu bedeuten, und daß es eine mächtige Wandlung war, auf welche diese flüchtigen Worte deuteten, das hätte derjenige, der die Sprache der Töne in gewöhnliche Menschenrede zu übertragen verstanden, schon seit Wochen aus Mischka's Spiel heraushören können. Nie aber hätte es ihm deutlicher werden können, als wenn es irgend einem unsichtbaren Begleiter am Abend vorher gestattet gewesen wäre, sich dem Findling zuzugesellen, da er im leichten Kahn über den weiten Theißausguß einhertreibend, den Sternen des Himmels das Geheimniß seines jetzigen Seins zeigte. Was trieb er dort auf der weiten, unwirthlichen Wasserfläche? Wohin ging er, oder woher kam er? Er kam von jenseits der Ueberschwemmung. Dort, fast eine halbe Meile von dem eigentlichen Flußufer entfernt, jetzt aber hart am Rande des zum Meere gewordenen Stromes, stand oder hing vielmehr auf unbedeutender Erdanschwellung eine Hütte. Weiß und sauber waren die Lehmwände des Häuschens getüncht, aber das spitze Schilfdach saß so schief auf ihr, wie der altersschwache Filzhut auf dem Ohr eines übermäßig seligen Zechers. Die gewöhnliche Fahrstraße von der zum Madenyischen Herrenhofe führenden Theißfähre ging hart an dem Häuschen vorüber. Jetzt verlor sie sich, nur wenige Schritte von ihm entfernt, in der Ueberschwemmung, an einigen Stellen noch durch die Wasserdecke erkennbar, bald gänzlich dem verfolgenden Blick entschwindend. Dieses Häuschen ist das Ziel von Mischka's Wasserfahrten, ist das Ziel seiner Gedanken, ist der armselige Weltwinkel, um welchen der Gesang seiner Saiten die tönende Glorie eines Paradieses webt. Wie theuer aber es ihm war, das möge ein Ereigniß lehren, welches etwa zehn Tage früher stattgefunden hatte.

Mit ungewohnter Gewalt war dieses Jahr die Theißüberschwemmung über Unterungarn hereingebrochen. Mit Regen und Sturm hatte der April begonnen, ungestüme Frühlingswehen nach langem und hartem Winter bringend. Ihnen folgten die mildesten, südlichsten Tage. Auf lauen Flügeln fluthete der Scirocco heran, das Kind der Sahara, dessen lösende Gewalt

sich erst an den Alpen- und Karpathengipfeln zu brechen pflegt. Die mächtigen Schneemassen der Ebene und die noch mächtigeren des Hochgebirges zerrannen unter seinem Hauch. In Sturzfluthen und zahllosen Bächen strömten die neuen Gewässer der Theiß und ihren Nebenflüssen zu. Tief zwischen ihren Ufern, gleich einem Kinde auf dem Grunde einer hochbordigen Wiege, hatte sie den Winter über geschlummert. Nun erwacht sie und dehnt die gelösten Glieder. Glatt aber schnell und immer schneller rollt das falbe Gefluth dahin; hoch und höher steigt ihr Spiegel; bald ist er mit der Oberfläche des linken, offenen Uferlandes Eines. Immer weicher weht der Südwind, immer neue Gewässer befreit er aus ihren Eis- und Schneebanden, immer grenzenloser dehnt sich der Strom. Schon ergießt er sich über das Wiesenland zu seiner Linken. Zu seiner Rechten aber hemmt ihn der wohlgefestigte Damm, an dessen trotzender Massenhaftigkeit er in wilder Wuth rüttelt und wäscht. An einer Biegung leistet das Erd- und Strauchbündel-Gefüge weniger Widerstand, und schon ist es den gurgelnden Gewässern gelungen, eine Lücke hineinzulecken, schon einen klaffenden Riß in den wankenden Bau zu reißen. Zitternde Landleute, die eben die Gefahr entdeckt haben, stehen rathlos um die bedrohte Stelle herum. Die Besonneneren eilen zum Herrenhofe, um Abhilfe zu erflehen. Der Damm bebt und schüttert in seinen Grundfesten. Sturmglocken ertönen in den umliegenden Ortschaften. Von allen Seiten fliegen Gespanne und Wagen herbei, durch Erdzufuhren die wankende Schutzwehr für die Habe Tausender zu stützen, herzustellen. Ein Kampf auf Tod und Leben mit dem rasenden Element beginnt; Massen von Sand in Säcken werden in die gähnende Lücke gesenkt; Erde, Balken, Steine, alles Feste, dessen man habhaft werden kann, folgt ihnen. Endlich ist das Unheil bewältigt, und grollend, betrogen um eine unendliche Beute, rast das trübe Meer daran vorüber.

Auf dem Damme, die Arbeiten an dem glücklich gestopften Riß beaufsichtigend, hält der Baron hoch zu Roß, von seinen Inspectoren umgeben, Befehle ertheilend, und in unbeirrter Ruhe den Hunderten von thätigen Menschenhänden ihr Werk vorschreibend. Fern, fast vom gegenüberliegenden Horizont hebt sich ein kleines, weißes Haus mit schiefem Schilfdach in scharfen Umrissen ab. Scheinbar steht es dem Wasser so nahe, daß man meinen könnte, es entstiege gradenwegs aus der Fluth. Dorthin schweifte des Gebieters Blick, nachdem das zunächstliegende gesichert war, und mit der Reitpeitsche hindeutend rief er:

„Nun, die alte Schari soll auch zusehen, daß sie von ihrem Hause weiter kommt, oder sie schwimmt sammt ihrer Tochter weiter, ehe sie sich's versieht.“

Ein dunkles Gesicht in des Sprechers Nähe verfärbte sich, ein Herzschlag stockte. Aber nur im ersten Augenblick; im zweiten sprang eine leichte Gestalt den Damm hinab, zu dem Kahn, der in wilder Bewegung auf dem Wasser schaukelte. Der Pflock, an dem das schmale Fahrzeug bei gewöhnlichem Flußstande befestigt war, lag wohl zwanzig Fuß unter der Oberfläche des Wassers, das jetzt in dieser nie erreichten Höhe, fessellos und wie berauscht von der eigenen Wildheit, einherjagt. Mit ihm wollte der, welcher den Damm herabgesprungen, wollte Mischka den Kampf wagen. Mit beflügeltem Fuß setzte er in den Nachen, mit stählerner Faust packte der Ruderkundige das Steuer. Zornig, erschreckt klang des Gebieters Stimme hinter ihm her! Er hörte sie nicht. Quer in die Fluth schnitt er hinein, die laut an die Langseite des Kahnes anschlug, als staune sie über den tollkühnen Wiederstand, den sie hier plötzlich fände. Aber nicht ihre Wildheit allein droht dem wagehalsigen Schiffer mit Gefahren. Baumstämme führt sie mit sich, weiche Eisschollen, todte Thiere, die sie ergriffen und mit sich fortgerissen. Dort treibt ein umgestürzter Kahn vorüber — wo ist der geblieben, welcher ihn lenkte? Hier gar eine Mühle, halb in Trümmern und losgerissen von dem haltenden Ankergrunde. Doch unaufgehalten schoß Mischka's Nachen vorwärts. Nicht wilder tobte die zügellose Natur um ihn her, als es in ihm tobte. Es war nur das Gleiche, das sich dem Gleichen gesellte, es hatte keine Gefahren für einander. Bald war der Tollkühne jenseits des andern Ufers, auf dem offenen Ausguß angelangt, wo die Strömung weniger heftig kochte, bis sie endlich ganz aufhörte. Es war eine seltsame Fahrt. Zehn oder mehr Fuß unter dem Wasserspiegel, auf welchen er jetzt den

dahineilenden Kahn lenkt, weiden im Sommer Herden, und zu unzähligen Malen hatte der Findling dort unten im hohen Grase gelegen, träumend und geigend, wie es seine Gewohnheit war. Von den Steigen und Wegen aber, die in derselben Tiefe für wandernde Menschen und rollende Wagen gebahnt sind — wer wollte jetzt ihre Richtung auch nur andeuten? Zwischen den Kronen stattlicher Weiden und Eschen, um welche das Wasser herumstrudelte und wirbelte, schoß Mischka's Fahrzeug einher. In schnurgerader Richtung schoß es seinem Ziele zu. Dieses Ziel aber war jenes weiße Häuschen mit dem schiefen Schilfdach am Rande des Ausgusses. Endlich war es erreicht, — und nie athmete eine Menschenbrust leichter, nie befreiter auf als die seine, da er, an der Grenze der Ueberschwemmung angelangt, wahrnahm, daß des Freiherrn Wort auf leicht erklärlicher Uebertreibung beruht, daß jenem Häuschen und seinen Bewohnern gar keine Gefahr drohe, und kaum je drohen werde.

Jenes Häuschen — und seine Bewohner! Wer waren diese? Die alte Schari und ihre Terka, Zigeunerhalbblut, wie man es in Ungarn so viel findet, wie Mischka, der um ihretwillen das Unerhörte gewagt, selbst war. Das Häuschen war der Wittwe vor Kurzem vom Baron, dessen Diensten ihr Mann lange Jahre angehört, als Wittwengedinge gegeben. Sie sollte, da es an der gewöhnlichen Fahrstraße lag, eine kleine Schenke für die häufig vorüberziehenden Landleute darin halten, und von dem umliegenden Lande so viel haben, wie sie als Garten bestellen konnte. Terka war ihre Tochter, und — sei es denn kurz gesagt — der Magnet, welcher Mischka's Kahn mit schicksalsartig zwingender Gewalt durch die empörte Ueberschwemmung gerissen hatte. Zigeunerblut rollte in seinen Adern wie in den ihrigen, und wenn sie mehr Kind noch wie Mädchen, ihm nur in dunklem, kaum Liebe zu nennendem Fühlen zu- oder richtiger gesagt unterthan war, so loderte dafür in seiner Seele eine Leidenschaft, die keinen Widerstand kennt, wie die Sonne und die Orcane in jenen Ländern, daher seine und ihre Voreltern gekommen.

Seit einem Monat etwa wohnte Schari in dem Häuschen, welches ihr des Freiherrn Großmuth eingeräumt. An ihm mußte Mischka vorüber, wenn er in des Gebieters Aufträgen oder mit Briefschaften zur Stadt ritt. Dort hatte er die Frauen das erste Mal gesehen, und zwar an jenem Tage, da sie mit ärmlicher, kaum nennenswerther Habe ihr Ausgedinge bezogen. Gefällig, wie er war, hatte er sein Pferd angebunden, und den Verlassenen für ein paar Stunden hilfreiche Handdienste bei ihrer Einrichtung geleistet. Das traurige Wittwenthum Schari's rührte ihn; des Mädchens klagender Blick aber drang in das Tiefste seiner Seele. Und als er, am Abend desselben Tages von der Stadt heimkehrend, das Häuschen wiederum passirte, da legte er — und tiefes Roth schoß in seinen Wangen auf, als er es that — ein Päckchen mit einem lebhaft gefärbten Rockzeuge in die Hand seiner neuen Freundin. Von da an kam er jeden Tag hinüber, und wenn er wieder ging, stand das dunkeläugige Mädchen vor der Hüttenthür und sah ihm nach, bis seine Gestalt ihren Augen, sein Spiel ihren Ohren entschwand. Es lag wie ein langsames Aufblühen in ihrem Wesen, ein Dämmerungsweben, das dem Tage entgegenzitterte. War Mischka dieser Tag? Konnte die wilde Unbändigkeit seines Empfindens die kaum Erwachsene zu gleichem Ungestüm emporreißen — übergangslos emporreißen aus der Nacht der Kindheit zur Mittagshöhe vollentfalteten Mädchenthums? Der dämonische Funke, der in seinem Innern schlief, der sich bisher nur in seiner Musik und der Hingabe an seinen Jungherrn zur Flamme entzündet hatte — in seiner Liebe schlug er jetzt zur ungezügelten Lohe empor. Konnte es da anders sein, als daß jenes sanfte Kind, welches er, ohne daß es wußte, was eigentlich mit ihm geschehe, schon wie ein Besitzthum, das ihm die ewigen Mächte selbst verpfändet, in seine Arme gerissen hatte, nur zitternd in diese Arme sank? Wohl erbebte ihr Gazellenbau, wenn der Kommende sie in verzehrender Wildheit umpfing, — aber es war nicht das Erbeben des schlanken Halms, der unter dem rasenden Westwind erzittert. Leise wand sie sich aus seinen Armen, nicht eher einem ruhigen Empfinden zurückgegeben, als bis sie ihn dorthin geführt, wo die Mutter war. Spielte er, dann hing sie willenlos an seiner Musik, und selbst

dann, wenn sie bei den rasenden Steigerungen, zu denen er seine Saiten zu befeuern verstand, von ihm hinwegglitt, blieb ihr Ohr und ihre Seele in schmerzlicher Spannung gefangen. Sie gehörte ihm und ihre Gedanken auch, aber es war ein Bann, der auf ihr lag, ein unwiderstehlicher Zauber — ihr eigentliches Leben war es nicht.

Vier Tage hatte Mischka der zu ihrem Höhepunkte gestiegenen Ueberschwemmung halber seine Besuche jenseits des Wassers eingestellt. Jetzt hatte er seine Kraft auch dem zu voller Entfesselung erwachsenen Elemente gegenüber erprobt. Aber er war auch zugleich entschlossen, daß keine Trennungen mehr ihn von dem Leben seiner Seele fern halten sollten. Sein Plan lag ihm fertig im Kopfe. Er hatte den Frauen mitgetheilt, daß der Jungherr erwartet werde, sein erstes Wort an ihn sollte die Bitte sein, beim Freiherrn zu seinem Vermittler zu werden, daß dieser ihm ein kleines Anwesen einräume und die Erlaubniß ertheile, seine Terka heimzuführen.

Mit dieser Bitte auf den Lippen, und der vollen Freude im Herzen, den Langentbehrten wiederzusehen, harrte er desselben unter dem Bogengange des Herrenhauses. Ungeduldiger noch schweifte sein Blick nach der Einfahrt des Hofes, ungeduldiger noch hob sich seine Brust dem Geräusch eines kommenden Wagens entgegen, als selbst die Mutter des Erwarteten sich dem freudigen Moment entgegensehnte. Es war die Entscheidung seines Schicksals, die er erharrte. Und sie sollte ihm werden. Ihm — und den Anderen, mit deren Leben die Sterne sein Leben zusammengewebt!

II.

Der Sohn vom Hause.

> Es bebt der Zweig am Strauch,
> Weil d'rauf ein Vöglein flog.
> Mein Herz erzittert auch,
> Weil drein Erinn'rung zog:
> Erinnerung an Dich,
> Herzliebste Rose mein,
> Die auf der Welt für mich
> Der größte Edelstein.
>
> Petöfi.

Noch mehrere Stunden lang nach ihrer kurzen Unterredung mit Mischka ward die Baronin der Erwartung des Sohnes, der Sorge um den noch immer nicht Kommenden preisgegeben. So reichlich auch in Anbetracht der hindernden Ueberschwemmung die Zeit für seine Fahrt ohnehin bemessen worden, so wurde sie doch um das Doppelte überschritten, und statt der Mittagsstunde sah erst die sinkende Sonne die vierspännige Britschka mit Baron Karoly in den Hof rollen. Die Erklärung dieser Säumniß wurde auf den ersten Blick offenbar, denn statt eines jungen Offiziers, der mit leichtem Satz vom Wagen sprang, zeigte sich ein solcher mit verbundenem Arm und übel zugerichteter Uniform, der sich nur mühevoll mit Hülfe der einen freien Hand vom hohen Gefährt hernieder zu helfen vermochte. Schnell lag er am Halse der herbeigeeilten Eltern, und ehe die Mutter noch ihrem Erschrecken über des Sohnes verletzten Arm und ungeordnete Erscheinung Ausdruck zu geben Zeit fand, rief dieser auch schon:

„Es ist nichts, gar nichts! Und wenn es etwas wäre, so trüge ich nur die verdiente Strafe thörichten Eigensinnes, unverantwortlicher Caprice!"

„Nun," fiel der Freiherr mit tiefer aber freundlicher Stimme ein, „wie viel solcher Strafen werden noch nöthig sein, um meinen übermüthigen Jungen bedächtiger zu machen?"

Er schlang in herzlicher Willkommenfreude seinen Arm um des Sohnes Gestalt, doch sorglich achtend, daß er den verletzten Arm nicht streife. Die Baronin aber hatte Karoly's Hand fest ergriffen; seine Fröhlichkeit beruhigte sie nicht, und ängstlich rief sie aus:

„Um des Himmelswillen, was ist es, und wie konnte es sich ereignen?"

Eben wollte der junge Offizier dem mütterlichen Drängen Genüge leisten, als sein Auge auf Mischka fiel, der vorgebeugt, mit angehaltenem Athem nur eines Winkes zu warten schien, um zu seinem Jungherrn hinzueilen.

„Hoho," rief dieser, „Mischka, mein Junge! Und was machst Du Deserteur?" Und den Heranstürzenden in gnädiger Laune auf die Schulter klopfend, setzte er hinzu: „Geigst Du noch fleißig, mein närrischer Mischka? Nun, da ich Dich so lange nicht gehört habe, soll es mir wieder eine Passion sein, Deinem Csardas zu lauschen!" Und dem Findling seinen Mantel zuwer-

fend schritt er zwischen Vater und Mutter in das Herrenhaus.

„Närrischer Mischka," lachte höhnisch der Kutscher und wendete mit seinem Gespann zum Stalle, von dort noch einmal nach dem Geiger zurückblickend. „Närrischer Mischka" — wiederholte dieser selbst, wie im Traum mit des jungen Gebieters Mantel den vorangeschrittenen Herrschaften folgend. —

Mit Karoly's Verspätung hatte es folgende Bewandtniß gehabt. Ungeduldig, sich in den Armen seiner Eltern zu sehn, hatte er dem Kutscher trotz der Ueberschwemmung geboten, den gewöhnlichen kurzen Weg einzuschlagen, und ihn bis zu jener Stelle des Ausgusses zu bringen, der dem Herrenhofe gegenüber lag. Es war als bestimmt anzunehmen, daß sich dort bei dem Hause der alten Schari, ein Nachen vorfinden werde, auf welchem an das jenseitige Ufer setzend, Karoly bei weitem früher als erwartet und somit doppelt überraschend bei den Seinigen einzutreffen hoffte. Die Gegenvorstellungen des Kutschers blieben fruchtlos. Die Fahrt seitabwärts von der Hauptstraße begann. Indessen sollte sich nur zu bald zeigen, wie Recht der mit der Gegend genau bekannte Rosselenker gehabt. Der zu dieser Jahreszeit nie benutzte Landweg war in Folge des Thauwetters und der Frühlingsregengüsse wahrhaft grundlos geworden. Er bot Hunderte von Stellen, an denen der Wagen bis zu den Axen in das aufgelöste Erdreich versank. An andern Plätzen wieder verlor er sich gänzlich in trübem, dickflüssigem Gewässer. Oft konnte das Fuhrwerk, wie leicht an sich es auch war und wie prächtige Thiere es auch zogen, nur dann vorwärts gebracht werden, wenn seine Insassen es verließen. Die übelste dieser Wegestellen befand sich kurz vor dem Ziel, etwa fünfhundert Schritt von dem Häuschen der Zigeunerin und dem ersehnten Rande der Ueberschwemmung. Die Ungeduld des jungen Feuerkopfes diesem letzten Hinderniß gegenüber kannte kein Maß. Schon sah er jenseits des weiten Wasserspiegels die alten Baumwipfel des väterlichen Parks, schon die Giebel des Herrenhauses herübergrüßen. Von dem feststeckenden Wagen in den zähen Morast herabspringend, griff er selbst zu und stemmte die Schulter gegen eines der gebannten Räder. Er that dies mit aller Kraft seiner Jugend und seiner ungezügelten Heftigkeit. In demselben Augenblicke machten auch die Pferde eine vereinte Anstrengung, von deren Wirkung der junge Mann nicht vorausgesehen, daß sie eine so plötzliche und gewaltsame sein würde. Zu spät von dem emporschnellenden Wagen zurückspringend, erhielt er von dem Rade einen so heftigen Schlag gegen die Schulter, daß er taumelnd hintenüberstürzte. Ein wilder Schmerz in dem getroffenen Arm raubte ihm im ersten Moment fast die Besinnung; schon im nächsten aber rieselte heißes Blut in seinem Aermel hinunter. In wenigen Minuten war der Verletzte zu der nahen Hütte geleitet, deren Besitzerin, gleich den meisten Frauen ihres Stammes, kräuter- und hausmittelkundig, die erste Abhilfe in entsprechender Weise bereitete. Vorsichtig ward der Aermel des Uniformrockes entfernt; eine blutende, aber doch nur unbedeutende Hautverletzung am untern Arm wurde sichtbar, während die heftig geschwollene Schulter den Sitz der wahren Verletzung anzeigte. Sorgfältig wusch Schari die blutende Stelle. Neben ihr, von dem Athem des Verwundeten gestreift, kniete Terka mit erhobener Schüssel voll lauen, kräuterdurchdufteten Wassers. Ihr Antlitz trug einen Ausdruck, als blicke sie in eine Vision. Als aber der junge Mann bei zufälliger Berührung der schwergetroffenen Schulter einen leichten Schmerzensschrei ausstieß, da ließ das Mädchen, über und über zitternd, die Schüssel fallen und starrte den schönen Verwundeten in solcher Todesangst an, daß er, vergessend des eigenen Schmerzes, der Unverwundeten, Gesunden lächelnd Muth einsprach. Bald war ein hinreichender Nothverband angelegt, und die schmucke, nun arg verunzierte Ulanka des Offiziers, so gut es anging, gesäubert. Der warmen Suppe, welche das schlanke Zigeunerkind bereitet hatte, ward von dem verletzten Gast mit freundlichen Lobsprüchen auf die Bereiterin zugesprochen; und statt mürrisch über die immerhin beträchtlichen Schmerzen, sowie über den lästigen Aufenthalt zu sein, schien sich Baron Karoly offenbar an der fremdartigen Schönheit und der einfachen Rede seiner jüngeren Gastfreundin desto aufrichtiger zu erfreuen, je mehr Dienstleistungen er von ihr empfing. Mit Versicherungen huldvollsten Wohlwollens, und nicht ohne ein reiches Geldgeschenk zu hinterlassen, schied der junge

Gebieter von seinen Pflegerinnen. Nach der Sitte des Landes wollten diese die reichlich spendende Hand küssen; von Schari ward es gelitten; ihrer Tochter aber strich die unverwundete Hand halb liebkosend, halb tändelnd über das aufflammende Gesicht. Dann von dem Kutscher und dem Bedienten gestützt bestieg der Scheidende den Wagen, und ließ sich — nicht ohne häufige Blicke nach den dunkeln Augen zurückzuwerfen, welche ihm wie ins Grenzenlose nachträumten — entführen. Selbstredend war von dem Plan, den Rest des Weges im Kahn zurückzulegen, Abstand genommen worden, und wohl oder übel hatte man sich entschlossen den, erst um seiner Länge halber verschmähten Weg noch ein Mal, jetzt aber fast ums Doppelte ausgedehnt, zurückzulegen.

Von diesem Erlebniß theilte Karoly der ängstlich aufhorchenden Mutter Alles mit, was auf seinen Unfall Bezug hatte. Eines verschwieg er. Daß das Bild eines dunkeläugigen, aus Mitgefühl für seine Pein wie erstarrten Mädchenangesichts sich nicht vor seinem innern Auge wollte fortdrängen lassen — davon erwähnte er nichts. Durch alle die Aufmerksamkeiten, mit denen die Freifrau den der Pflege Bedürftigen umgab, durch all' die Liebkosungen, die auf ihn gehäuft wurden, tönten jene einfachen Worte, leuchtete jener geheimnißvolle Blick immer wieder hindurch, und nicht die Folge übermäßigen Schmerzes war die Abwesenheit seiner Gedanken, die ihn mehr als einmal mitten in der Wechselrede mit der pflegenden Mutter überfiel.

Die Mutter! Wer wollte die Summe all' der Sorgfalt, all' der Zärtlichkeit zusammenrechnen, welche sie an den Heimgekehrten, an den vergötterten Sohn verschwendete. Und wohl hatte sie ein Recht, stolz auf den Einzigen zu sein, wohl durfte ihr Herz, wenn Schönheit eines Kindes überhaupt geeignet ist, ein Mutterherz zu beglücken, hoch vor allen schlagen. Nicht die regelmäßige Schönheit dieses Jünglingsantlitzes allein war es, welche das Auge anzog, mehr noch war es der eigenartig übermüthige Ausdruck, der an ihm entzücken mußte, indem er unterjochte. Und war es auch kein verklärter Himmel, der aus seinem leuchtenden blauen Auge zurückstrahlte, so schien doch die Erde, welche es wiederspiegelte, zu frisch, zu reizend, als daß man ihr nicht jede Berechtigung zugestanden hätte. Nicht gewillt schien es, sich vor irgend Etwas zu Boden zu senken, vielmehr jeden Moment bereit, zum Unerreichbarsten emporzufliegen und jegliche Hülle mit zudringendem Verlangen zu durchbrechen. Von den Kameraden seines Regiments um seines frischen Wesens willen verhätschelt; von den Frauen seiner Schönheit und seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit wegen verwöhnt; einem bevorzugten Stande angehörend und von der Freigebigkeit eines reichbegüterten Vaters jederzeit mit Mitteln ausgestattet, die Rolle des großen Cavaliers durchzuführen — was hätte da auch diesem Liebling des Glücks ein „Halt" zurufen sollen, wenn er irgend Etwas begehrte und auch alsbald die Hand danach ausstreckte, um es an sich zu nehmen?

(Schluß folgt.)

Die Rechtspflege in Algier.

Von

E. v. Rose.

Die Justizverwaltung in Algier liegt vollständig in Händen der bureaux arabes. Diese und ihre Chefs sind in neuerer Zeit den heftigsten Angriffen ausgesetzt gewesen, welche allerdings nicht immer unbegründet waren, obgleich eine so unumschränkte, wenig zu controlirende Macht, wie sie der Chef eines bureau arabe besitzt, vielleicht in jedem Lande unter denselben Umständen auch vielseitige Gelegenheit zu Mißbräuchen geben würde.

Man hat viel von der Aufhebung dieser Institute gesprochen, dem wurde aber von seiten der alten, erfahrenen Kämpfer dieses Landes stets widerrathen und mit Recht. Sobald man die Lebens- und Denkweise der Araber nicht ändern kann, ist an eine Aenderung des Systems nicht zu denken, es würde sogar mit mannigfachen Gefahren verknüpft sein. Ein Land, welches sich in fortwährendem Kriegszustande befindet, dessen Verhältnisse nicht streng zu regeln und zu überwachen möglich, weil der größte Theil seiner Bewohner — stets unter den Händen entschlüpfende — Nomaden sind, würde und könnte einem langsamen Civilverfahren sich nun und nimmermehr beu-

gen. Die Bewohner zu civilisiren ist schwer, fast unmöglich, ihre Religion ist ein zu großes Hinderniß. Sie sind dafür so fanatisirt, daß sie sich sogar unter das Joch des Türken zurücksehnen, welcher sie knechtete, mißhandelte und aussog, aber er war doch Mohamedaner! Unter französischer Regierung hat man Millionen zur Verbesserung des Landes verwendet. Algerien hat Frankreich noch nichts eingebracht, nur Leute und Geld gekostet, dessen ungeachtet kam man nicht weit mit den Civilisationsversuchen. Ein Mittel, dieselbe zu erreichen, wäre, man müßte ihnen Bedürfnisse geben! aber wie? Unterthanen, welchen ihr primitives Leben vollständig genügt, lassen sich schwer verwöhnen und würden vielleicht auch dann in dem wenig zur Cultur sich eignenden Lande zu Grunde gehen, sobald sie ihre wandernde Lebensart aufgeben sollten und eine bequemere beanspruchten.

In manchen Städten Afrika's ist schon die Macht der bureaux arabes gebrochen, indem der „Präfect" oder der „Friedensrichter" dieselbe theilweise an sich gezogen haben; sobald diese aber eine Araberaffaire in die Hände nahmen, wurde das Volk ungeduldig und unzufrieden, es will lieber harte Strafen oder den Tod gleich erleiden, als sich einer langen Untersuchungshaft unterwerfen, selbst mit der Aussicht, dann freigesprochen zu werden. Sie sind von Alters her an ein schnelles Rechtsverfahren gewöhnt und halten hartnäckig an ihren alten Gewohnheiten und Gebräuchen; da sie Fatalisten sind, so glauben sie auch, daß kein Klügeln des Richters das ihnen bestimmte Schicksal zu wenden vermag. In den Städten, wo Civilbehörden die Macht in Händen haben, wendet sich der Araber gar nicht mehr an die französische Gerechtigkeit, sondern einzig und allein wieder an seinen Kadi oder an den Kaïd. Dadurch entzieht er aber dem Auge der Regierung sein Treiben und Denken, zieht sich immer mehr in sich zurück und verschließt sich auf diese Weise mehr als je jedem Civilisationsversuche. Der Offizier des bureau arabe gehört gleicherweise zu ihnen, er ist ihr Kampfgenosse und theilt oft sein Zelt mit ihrem Kaïd; er lebt mit und unter ihnen, sie belagern nicht nur sein Bureau, sie nehmen auch gern und oft die Gastfreundschaft seines Hauses in Anspruch. Der Civilrichter steht ihnen zu fern, sie würden ihm nie Rechenschaft von den Ereignissen in ihrem Umkreise geben und es sähe schlecht aus um die Sicherheit des Landes und um die der Armee!

Chef des bureau arabe ist gewöhnlich ein Capitän irgend eines Regimentes, er muß durch langjährige Dienste im Bureau sich die nöthigen Kenntnisse und erforderliche Umsicht seiner Stellung angeeignet haben, muß der arabischen Sprache mächtig sein, die Gesetze des Korans und die verschiedenen Gebräuche der Araber, ihre Familienverbindungen und die vollständige Topographie des Landes genau kennen.

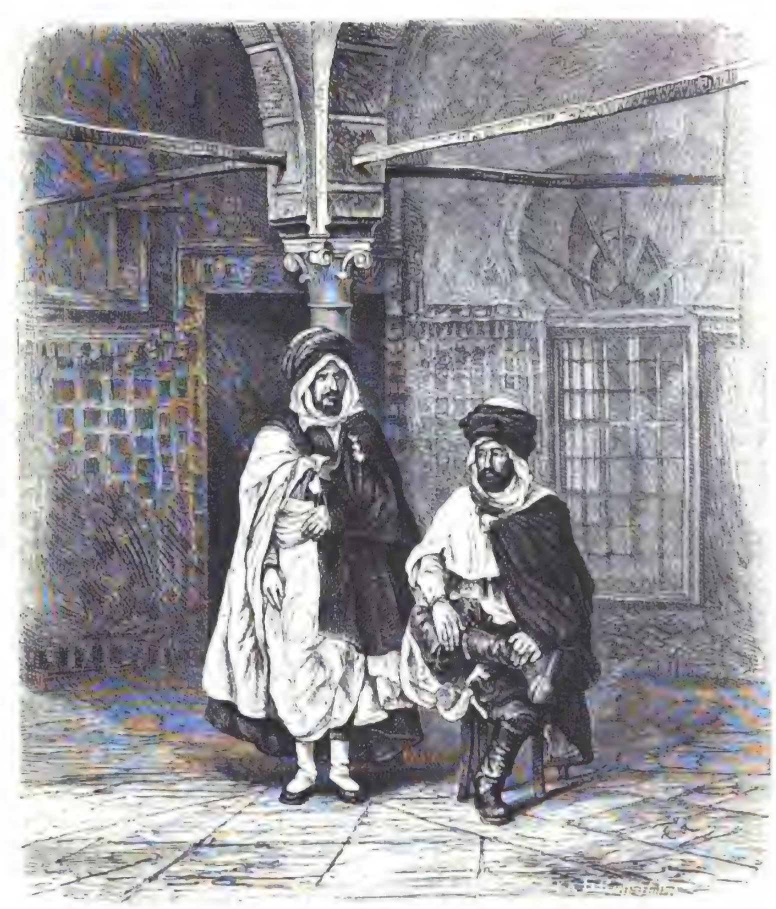
Ganz von seinem Regiment detachirt, genießt der Offizier des bureau arabe doch den Gehalt seines Grades in demselben fort, gleichzeitig aber einen nicht unbedeutenden vom Bureau. Dies ist ein Vorzug, welcher bei den Kameraden Neid erweckt. Darin befindet er sich aber im Nachtheil, daß er nur durch Anciennetät avanciren kann, während er sich ebenso oft der Gefahr des Kampfes aussetzen muß als die Regimentskameraden, indem er bei den verschiedenen Expeditionen die oberste Leitung und Führung der arabischen Truppen übernimmt.

Ein Chef des bureau arabe ist nicht nur verpflichtet, öffentliches Gericht über die verschiedenen Streitigkeiten der Araber abzuhalten, sondern er muß auch für die Sicherheit der Garnison und der Colonisten Sorge tragen. Die Kaïds des Ortes und der Umgegend begeben sich jeden Morgen und Nachmittag auf das Bureau, sie wohnen den Verhandlungen bei, um Auskunft zu geben, wo diese nöthig, und Bericht über Alles auf ihrem Territorium Vorgefallene abzustatten. — Der Chef des Bureaus ist der Regierung für die Ruhe und Sicherheit des Landes verantwortlich, der Kaïd hinwieder nimmt die gleiche Stellung dem Bureau gegenüber ein; er haftet mit Gut und Blut für seine Untergebenen.

Ist ein Mord im Umkreise seiner Macht geschehen, gleichviel ob an einem Araber oder an einem Europäer verübt und der Schuldige nicht zu erreichen, der Kaïd muß ihn zur Stelle schaffen oder die Strafe für ihn bestehen, und da, ist der Ermordete ein Araber, von den Verwandten ein ziemlich hohes Blutgeld verlangt

wird, sie sich aber in ihrer Geldliebe schwer von ihren „Duros“ trennen, tragen die Kaïds schon Sorge, daß ihre Spione stets gut unterrichtet sind und kein Schuldiger sich ihrer Macht entzieht.

Auch die Colonisten und Kaufleute gewaarenhändler werden, fordern sie zu hohe Preise, am Verkauf der Waaren gehindert. An die Colonisten wird von dem Bureau das vorhandene Terrain vertheilt; bei zu unternehmenden Reisen werden vom bureau arabe für bestimmte Preise die nöthigen



Beamte vom bureau arabe.

ben dem bureau arabe zu thun: in Orten, wo noch kein Maire oder Juge de Paix existirt, müssen Letztere überwacht werden, damit sie unverfälschte, der Gesundheit nicht nachtheilige Lebensmittel liefern. Die Tonne Wein, welche bei der Untersuchung nicht rein befunden, wird augenblicklich auf öffentlichem Platze ausgegossen. Die Schnitt- Lastthiere dem Militär, so wie auch dem Civilisten geliefert u. s. w.

Die größte Verantwortung aber trifft die Chefs des Bureau, sobald eine Colonne gegen den Feind ausrückt; sie sind verpflichtet, genau das Terrain zu kennen, wohin sie die Truppen führen, zu berechnen, daß bei den verschiedenen Halteplätzen

Wasser in der Nähe sei, des Feindes Bewegungen auszukundschaften und für die Sicherheit des Lagers zu sorgen.

Sie können nach eigenem Ermessen und Willen Geldstrafen bis zu ziemlich hohem Betrage zudictiren, körperliche und Todesstrafen augenblicklich vollführen lassen und da die Summen an sie gezahlt werden, in ihre Cassen fließen, nur ihrer Controle unterworfen sind, so warf man einigen Offizieren des bureau arabe vor, daß sie beim Bereichern des Staates ihren eigenen Wohlstand auch nicht außer Acht ließen. Ich selbst kannte einen General, welcher nicht bloß bedeutende Grundstücke, sondern auch ein großes baares Vermögen besaß. Man sagt, er sei arm und mit Schulden nach Afrika gekommen, in das bureau arabe eingetreten, worauf sich, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, seine Lage so wunderbar gebessert. Man ließ ihm zwar seine Beute, weil er ein tüchtiger, schwer zu ersetzender Chef und tapferer Offizier war, aber die öffentliche Meinung verurtheilte ihn und Alle, die gleich ihm gehandelt; er lebt trotz seines hohen Ranges verachtet von den Arabern und seinen eigenen Landsleuten.

Die meisten Offiziere des bureau arabe, welche durch solche Beispiele geschreckt, sich auch nicht einmal dem Schatten eines Mißtrauens aussetzen wollen, suchten und fanden ein Auskunftsmittel, diesem zu entgehen. Die Strafgelder, welche sie dem Araber auferlegten, nahmen sie nicht mehr selbst in Empfang und beschlossen, keine eigenen Cassen auf dem Bureau zu halten. Sie ertheilten bei Geldstrafen einen Schein, auf welchem die Höhe der zu zahlenden Summe vermerkt war; mit diesem hat der Betreffende sich bei der allgemeinen Casse zu melden, das Geld dort abzuliefern, dann den quittirten Schein auf dem Bureau wieder vorzuzeigen. Wäre bei der Einführung eines solchen Verfahrens, der Offizier eines Bureaus je geneigt, sich irgend eine Summe anzueignen, so müßte er sich geradezu Blößen vor den unter seinen Befehlen stehenden Arabern geben.

Der Chef eines Bureaus soll sich in seinen Urtheilssprüchen zwar der Humanität befleißigen, dabei aber streng nach den Gesetzen des Koran und den Gebräuchen der Araber sich richten. Die Grausamkeit ihrer Sitten gestattet ihnen aber wenig Milde und Nächstenliebe und bringt oft dem, welcher sie gegen sie in Anwendung bringt, nur ihre Verachtung und den Beinamen eines „Schwächlings“ ein. Von der Rohheit ihrer Handlungsweise mag folgende wahre Thatsache Zeugniß ablegen: Man brachte einen jungen Araber auf das Bureau und klagte ihn an, seinen Bruder auf grausame Weise getödtet zu haben. Er hatte ihn von seinen Dienern lebendig an einen Pfahl binden lassen, ihm das Herz aus der Brust gerissen, es auf glühenden Kohlen geröstet und verzehrt. Befragt, warum er dies gethan, erwiederte er: „Mein Bruder stahl mir ein Schaf aus der Heerde und ich, zornig über den Verlust, schwor beim Koran, daß, wenn er die That wiederholte, ich sein Herz verzehren würde, nachdem ich es ihm lebend entrissen hätte. Was willst Du nun von mir, Herr? Mein Diener warnte ihn, aber er spottete meiner und beraubte mich abermals. Da ließ ich ihn greifen und erfüllte meinen Schwur; glaubst Du, fügte er gelassen hinzu, daß mir das Mahl mundete? Du kannst mich nicht verurtheilen, ich that nur meine Schuldigkeit!“ — Und in der That, man ließ den Mörder frei, nachdem er durch Zeugen bewiesen, daß der gemordete Bruder um seinen Schwur gewußt. — Einem Kabylen Schläge zuzudictiren, wäre ein großer Fehler, da nach den Sitten seines Volkes er für sein Leben dadurch ehrlos wird, während die übrigen Araber, welche unter dem Joch der Türken gelitten, an diese Strafe gewöhnt sind und sie als leichte Züchtigung hinnehmen. Des Kabylen Weib steht ihm fast gleichberechtigt zur Seite, dem Araber aber von dem seinigen zu sprechen, hieße ihn beschimpfen! Ist er genöthigt, wegen irgend eines Rechtsstreites oder begangenen Mordes seines Weibes zu erwähnen, so sagt er erst, als spräche er von dem von ihm am verachtetesten Thiere, dem Schwein, „mit Respect zu melden, mein Weib!“ — Hier liegt die zweite Möglichkeit einer Civilisation, und zwar eine sicherere als „Verweichlichung,“ die durch die Frauen! Diesen Armen gelang es früher nur selten und höchst unvollkommen, sich Schutz gegen die Grausamkeit und Ungerechtigkeit ihrer Männer zu verschaffen, sobald sie sich klagend an den Kaïd oder Kadi wendeten. Seit die bureaux arabes bestehen, wird denen, welche

sich so weit emancipiren, sich an dasselbe zu wenden, unparteiisch Recht gesprochen. Allerdings wendet sich nie die Frau höheren Standes an die französische Behörde, diese lassen fast immer ihre Streitigkeiten von dem Familienoberhaupt oder den zusammenberufenen Gliedern der Familie entscheiden. Aber um sie handelt es sich auch weniger. Die hochgestellte Frau wird durch den Verkehr mit den Frauen der französischen Offiziere schon nach und nach civilisirter, sie ist auch nicht so unglücklich; ihr Mann legt im Umgang mit den Offizieren viel von der angeborenen Rohheit ab, er gewöhnt sich an Bedürfnisse, welche er früher nicht kannte, und führt dieselben allmälig in sein Haus ein. Die Frau aus dem Volke aber schreckt ihre Kinder in den Schlaf und zwingt sie zum Gehorsam, rufend: „Der Franzose kommt!“ wie thörichte Wärterinnen es mit dem Wolfe oder Menschenfresser bei unsern Kindern thun, so daß, sobald wir ein Dorf oder eine Tribus durchritten, die Kinder schreiend vor uns davonliefen. — Auch Heirathen kommen häufig zwischen den Offizieren der bureaux arabes und den Araberinnen zu Stande. Sie werden von der Regierung nicht ungern gesehen, weil auf diese Art oft der ganze Anhang dieser Frauen, durch eigenes Interesse gefesselt, auf Seiten der Franzosen steht. Die Männer hängen dann aber meist so an ihren arabischen Frauen, daß sie nach und nach für ein europäisches Leben verloren gehen und es schlimm um die Gerechtigkeit im Bureau aussieht, weil diese Frauen dann für Diejenigen, welche sie bestechen, intriguiren und den schuldigen Verwandten mit aller Macht schützen. In diesem Falle muß dann auch fast immer der Offizier aus dem Bureau ausscheiden und in sein Regiment zurücktreten; wird dieses nach Frankreich zurückberufen, so lassen sie sich in ein anderes versetzen, oder nehmen den Abschied, da ihre Frauen das Leben in Europa nicht ertragen würden.

In der Sahara und im Tell könnten die Araber sich leicht aus dem Verkehr mit den Europäern zurückziehen, wenn nicht die bureaux arabes wären. Diese bringen auch dem Kaïd einen ziemlich hohen Gehalt ein; er wohnt den Verhandlungen stets mit anscheinender Ruhe und Grandezza bei, versäumt es aber nie, mit schlauer Gewandtheit jedes Wort, jede Miene, jedes Ereigniß zu beobachten, und es, so weit seine Macht reicht, zum Vortheil seines Landes oder der ihm unterworfenen Tribus, auszubeuten. Der tägliche Verkehr jedoch mit den Offizieren und sein Ehrgeiz üben nach und nach ihren Einfluß so, daß man sich schließlich doch an ihnen treue und gehorsame Diener erzieht.

Ein arabischer Kaspar Hauser.

Von

H. Freiherrn v. Maltzan.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts regierte in Tunesien einer der energischsten und in seiner Weise selbst civilisirtesten Fürsten, der Bey Hamuda Pascha. Seine Herrschergewalt schien so fest begründet, daß Niemand es zu untersuchen wagte, ob seine Dynastie die legitime sei oder nicht. Sie war aber nicht die legitime. Er gehörte zwar zur rechtmäßigen Herrscherfamilie, den Hossayniten, aber der Thron gebührte nicht ihm. Nicht er hätte nach dem Thronfolgegesetze der Nachfolger seines Vaters, Aly Bey, sein sollen, sondern sein Vetter Mahmud, der älter war als er, denn das orientalische Successionsrecht geht nicht von Vater auf Sohn, wie das europäische, sondern der an Jahren Aelteste in der ganzen Fürstenfamilie ist jedesmal der legitime Herrscher. Aber Hamuda war seinem Vetter an Energie so sehr überlegen, daß dieser nicht nur während dessen Regierung nichts gegen ihn zu unternehmen wagte, sondern auch nach dessen Tode — so mächtig war das Uebergewicht dieses Theils der Familie — es ruhig geschehen ließ, daß der jüngere Bruder Hamuda's als Bey Othman Pascha den Thron bestieg oder richtiger usurpirte.

Aber Othman war nicht aus dem kernigen Stoffe geschaffen, wie Hamuda. Er sehnte sich nicht einmal nach dem Throne und hätte ihn seinem Vetter gern überlassen, ja er machte demselben sogar Vorschläge, dies zu thun. Aber er war nicht Herr seiner Handlungen. Eine mächtige Hofpartei, meist aus den Mamluken (Freigelassenen) Hamuda's bestehend, zwang Othman, den Thron zu befestigen, und Mah-

mud, denselben trotz seines Rechts auszuschlagen. Dennoch war Jenem keine lange Regierungsdauer bestimmt. Die Mamluken, gewöhnt an den kriegerischen, unternehmenden, prachtliebenden Hamuda, sahen sich in dem stillen, friedlichen Othman enttäuscht. Mahmud entdeckte bald die Unzufriedenheit der Hofpartei und suchte sie zu gewinnen. Dies gelang ihm über Erwarten. Noch zu Ende desselben Jahres, an dessen Anfang er den Thron bestiegen hatte, wurde Othman durch eine Palastrevolution gestürzt und Mahmud trat die Regierung an.

Der neue Bey, Mahmud Pascha, hatte die Rache gegen das vetterliche Geschlecht, das ihn lange terrorisirte, von Jugend auf im Busen genährt und zurückhalten müssen. Nun war er nicht nur frei, sondern jenes Geschlecht war in seine Hände gegeben. Ein einziger Tag entschied dessen Schicksal. Othman und seine sämmtlichen Söhne, etwa sechs an der Zahl, sowie mehrere seiner Neffen, Söhne Hamuda's, starben jenes geheimnißvollen Todes, wie er in den Serails orientalischer Despoten unliebsame Fürstensöhne zu treffen pflegt. Othman's und Hamuda's Seitendynastie schien ausgerottet. Aber sie war es nicht. Sei es Mitleid, sei es Fahrlässigkeit der Henkersknechte, man hatte eine schwangere Gemahlin des ermordeten Fürsten verschont, dessen sämmtlicher, sehr zahlreicher Harem in eine gefängnißartige Wohnung in einem ablegenen Theile des Bardo (der Palaststadt der Beys von Tunis) gebracht worden war. Mit der Außenwelt ließ man den unglücklichen Frauen keine Verbindung. Alle Zugänge waren vermauert und nur kleine Schiebfenster zum Hineinschieben der Lebensmittel gelassen worden. Da alle Häuser in Tunis Brunnen und Abzugscanäle haben, so brauchte kein Wasser ins Haus, kein Unrath hinausgetragen zu werden. Es war das abgeschlossenste Leben, das mit leidlich hygienischen Rücksichten zu vereinigen ist.

In dieser Abgeschlossenheit wurde der junge Mohamed ben Othman geboren. Lange Zeit verging bei Hofe, ehe man etwas von seiner Existenz erfuhr. Seine Mutter hatte ihn als Mädchen gekleidet und ihre Haremsschwestern bestimmt, bei allenfalsigen Nachfragen am Schiebfenster den die Lebensmittel bringenden Eunuchen zu sagen, der posthume Sprößling Othman's gehöre dem weiblichen Geschlechte an. Ein weibliches Kind ist aber im Orient so gut wie kein Kind, es wird weder von Freunden noch Feinden berücksichtigt. Es ist eine so vollkommene Null, als ob es gar nicht existirte. Deshalb verlor man auch bei Hofe kein Wort über den Neugeborenen und zehn Jahre vergingen, ehe man die Wahrheit über denselben erfuhr.

Beim Tode des Bey Mahmud Pascha im Jahre 1824, war der kleine Mohamed schon zehn Jahre alt. Der neue Bey, Hossayn, Mahmud's ältester Sohn, wollte mit dem halb in Vergessenheit gerathenen Harem Othman's aufräumen. Bei dieser Gelegenheit war man erstaunt, mitten unter den Weibern statt der kaum beachteten Prinzessin einen kleinen Prinzen zu finden. Das änderte sehr die Lage der Dinge. Nach der alten Hofpolitik wäre ohne Zweifel ein gewaltsamer Tod nun das Loos Mohamed's geworden. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Man war milder, d. h. weniger blutdürstig geworden. Man ließ den Knaben am Leben. Aber man weihte ihn von nun an einem so strengen Einsperrungsleben, indem man ihn sogar von seiner Mutter trennte, die bald darauf starb, und nur mit einer einzigen Negerin, als seiner Wärterin, zusammenließ, daß sein Schicksal wirklich fast das eines Kaspar Hauser wurde. Ein einziger Eunuche durfte täglich dem Prinzenkäfig nahen, um die Lebensmittel zum Schiebfenster in der vermauerten Thür hineinzuschieben. Wie er aufwuchs, was für eine Jugend er durchlebte, das wußte Niemand. Bis zu seinem einundvierzigsten Jahre, bis zum Jahre 1855 sah er das Licht der Sonne nur durch das kleine Schiebfenster, durch welches man ihm seine täglichen Lebensmittel zuschob.

Vier Regierungen waren seit der Geburt Mohamed's vergangen und hatten nichts in seiner Lage geändert. Auf Mahmud war 1824 sein Sohn Hossayn, diesem 1835 sein Bruder Mustafa, und letzterem 1837 sein Sohn, der von einer italienischen Mutter geborene, staatskluge und aufgeklärte Bey Ahmed Pascha in der Herrschaft gefolgt. Aber trotz seiner Aufklärung war es dem Bey Ahmed doch nicht in den Sinn gekommen, das Gefängniß seines Vetters zu sprengen. Erst seinem Nach-

folger und Vetter, dem schwachen, aber gutmüthigen Bey Mohamed ben Hossayn, blieb dies vorbehalten. Was den Bey Mohamed Pascha bewogen haben mag, seinen gleichnamigen Vetter, den Prinzen Mohamed ben Othman, aus dem Gefängniß, in dem er einundvierzig Jahre, d. h. sein ganzes Leben geschmachtet hatte, zu befreien, ist schwer zu sagen. Selbständiger Handlungen war dieser schwache Fürst kaum fähig. Seine eigene menschenfreundliche Gesinnung kam in Handlungen der Staatspolitik nie in Betracht. Er folgte dem Rathe seiner Minister und diese waren keineswegs menschenfreundlich. Sie waren es so wenig, daß in Folge ihres Rathes gerade des gutmüthigen Mohamed's Regierung durch die blutigsten Grausamkeiten gebrandmarkt wurde, ein neuer Beweis, wie wenig die Menschenfreundlichkeit eines Herrschers nützt, wenn diesem die Energie abgeht. Das Wahrscheinlichste dünkt mir, daß der Bey und seine Minister unter dem Einflusse der Vertreter europäischer Mächte handelten. Die Consuln besitzen am Hofe von Tunis ein ganz außerordentliches Prästigium und die Fälle sind nicht selten, in denen sie dieses zur Ehre der Menschlichkeit ausbeuteten. Nicht immer freilich gab man ihnen Gehör, aber in diesem Falle schien ihr Rath selbst der eifersüchtigen Hauspolitik der Hossayniten zu ungefährlich, um nicht befolgt zu werden. Denn der bloße Anblick des einundvierzigjährigen Gefangenen mußte selbst den Mißtrauischsten überzeugen, daß von diesem Prinzen keine Gefahr für die Dynastie kommen könne.

Als Mohamed, in seinem einundvierzigsten Jahre, zum ersten Male sein Gefängniß verließ, war es viel zu spät für ihn, um seine Freiheit nach Art anderer Menschen genießen zu können. Ja er wußte diese Freiheit nicht einmal zu schätzen. Auf seinem ersten Ausgange beklagte er sich über das Licht der Sonne, er fiel mehrmals zu Boden, denn er war das Gehen fast nicht gewohnt. Als man ihn aufhob, fing er an zu weinen und bat seine Führer, die Eunuchen, ihn doch in seinen Käfig zurückzubringen. Aber die Eunuchen hatten Befehl, ihn in den Palast vor den regierenden Bey zu führen. Dort spielte sich eine klägliche Scene ab. Der Prinz fiel seinem Vetter, dem Herrscher, zu Füßen, halb aus Unfähigkeit, sich aufrecht zu halten, halb aus Furcht, denn die Eunuchen hatten ihn nur unter Drohungen bewogen, sich von ihnen führen zu lassen. Der Bey, dessen weiches Herz von der rührenden Scene heftig ergriffen wurde, empfing ihn mit Wohlwollen, fast mit Zärtlichkeit, wie denn überhaupt das Wohlwollen der Tuniser sich immer in zärtliche Formen kleidet; er suchte dem Unglücklichen Muth zu machen und richtete einige tröstende Worte an ihn. Aber der Prinz gab keine Antwort. Man mußte seine Wärterin, die alte Negerin, das einzige menschliche Wesen, vor dem er sich nicht fürchtete, herbeirufen und selbst ihr gelang es nur mit Mühe, den Prinzen aus seinem halbbewußtlosen Zustande aufzurütteln. Dennoch gelang es und nun fiel derselbe der alten Frau wie ein Kind um den Hals, weinte und bat sie in den flehendlichsten Ausdrücken, ihn zu beschützen.

Bei diesen ersten Worten, die der Hof den Prinzen sprechen hörte, stellte sich heraus, daß der Aermste eigentlich gar keine rechte Sprache redete. Die alte Negerin war seine einzige Lehrerin gewesen und von ihr hatte er nur ein abgebrochenes Kauderwelsch, ein jedem Sprachkenner Grauen erregendes Gemisch von Wörtern aus dem Negeridiom und schlecht ausgesprochenem, aller Grammatik spottenden Arabisch gelernt. Die tunisischen Städter thun sich etwas zu gut auf ihre „schöne Sprache;" sie sprechen freilich eher ein manierirtes, als ein reines Arabisch, aber sie halten ihr Idiom für das gebildetste von ganz Nordafrika und sehen mit tiefer Verachtung auf die Bewohner des Landes und der benachbarten Provinzen herab. Bei Hofe besonders ist die gesuchte und oft gekünstelte Sprachweise zu ihrer üppigsten Entfaltung gediehen und der Tuniser Höfling ist im Stande, bei einem nach seiner Ansicht falschen Ausdrucke oder einer fehlerhaften grammatikalischen Form Krämpfe zu bekommen. Man kann sich also denken, welchen Eindruck das haarsträubende Idiom des Prinzen auf das sämmtliche Hofpersonal hervorbrachte. Der Fürst wurde dadurch noch mehr zum Mitleid bewegt und er befahl einem Taleb (Schriftgelehrten), dem Prinzen Unterricht im richtigen Arabisch zu geben. Aber alle Mühe blieb umsonst. Dem Einundvierzigjährigen konnte

man nichts mehr beibringen, da bei ihm der Begriff „Lernen“ überhaupt ein unbekannter geblieben war. So sah sich denn der Bey genöthigt, dem Prinzen anzuempfehlen, in Zukunft nie mehr, außer unter vier Augen, den Mund aufzuthun, denn das Prästigium der Herrscherfamilie hätte gelitten, wären aus dem Munde eines Mitgliedes derselben so barbarische Accente vernommen worden, wie sie Mohamed ben Othman sich nicht mehr abgewöhnen konnte.

Der regierende Fürst glaubte nun, seinem Vetter die diesem noch ganz unbekannte Außenwelt zeigen zu müssen. Zu dem Zwecke wollte er ihn auf einer seiner Spazierfahrten in Tunis und in dessen Umgebung mitnehmen. Als der Prinz zum ersten Male einen Wagen sah, fing er an zu zittern, als man ihm aber bedeutete, in denselben einzusteigen, begann er zu schluchzen, warf sich auf den Boden und bat um Gnade für sein Leben. Wahrscheinlich hielt er den Wagen für ein Folterinstrument, wovon ihm die alte Negerin vorgefabelt haben mochte, denn Foltergeschichten bilden die Ammenmärchen dieser Schwarzen. Erst mußte die alte Negerin ihm das Einsteigen in den Wagen vormachen und ihn mit zärtlichen Ammenausdrücken einladen, sich neben sie in denselben zu setzen. Aber die Hofsitte gestattete leider nicht, daß die Negerin mit dem regierenden Fürsten ausfuhr, und so mußte sie aus dem Wagen entfernt werden, als man den Zweck erreicht hatte, den Prinzen in denselben zu bringen. Der Bey hatte auch Platz genommen und den Befehl ertheilt, sogleich abzufahren, sobald die Negerin herausgebracht worden wäre, da man dem Prinzen nicht Zeit lassen wollte, ihr nachzustürzen. Der Wagen wurde also in einem und demselben Augenblicke geschlossen und in Bewegung gesetzt. Alles dies, das Verschwinden der Amme, das Alleinsein mit Fremden in dem unheimlichen Kasten und nun gar das Gerassel der Räder, das Geknalle der Peitschen und vollends das beängstigende Geschütteltwerden in der mit ziemlich schlechten Federn versehenen Staatscarrosse waren zu viel für den armen Mohamed. Er versuchte an den Wänden hinaufzuklettern, zerschlug einige Fensterscheiben, kratzte auf dem Sammetpolster der Sitze herum, kurz er begann, sich ganz wie ein wildes Thier zu geberden. Zuletzt aber verfiel er in einen Zustand ohnmächtiger Apathie, aus der ihn nichts mehr aufzurütteln vermochte. So beendete er seinen ersten Ausflug in die Außenwelt und blutwenig sah er auf diesem von ihr. Als er wieder zu der alten Negerin zurückkehrte, fragte ihn diese: „Nun, was hast Du gesehen, mein Herzblättchen?“ aber er konnte nur antworten: „Mutter, ich lebe noch!“ und erstaunt genug mochte er über letztere Thatsache sein.

Mit der Zeit jedoch gewöhnte er sich an das Fahren im Wagen, nachdem man ihm mehrere Male gestattet hatte, mit der Negerin allein auszufahren. Indessen der Bey fuhr nicht immer. Zuweilen ritt er auch mit großem Gefolge aus und da er seinem Vetter auch dieses Vergnügen verschaffen wollte, so befahl er, ihn auf ein Pferd zu setzen, damit er ihn begleite. Die Befehle orientalischer Fürsten werden buchstäblich ausgeführt und so wurde denn der unglückliche Mohamed mit Hülfe eines halben Dutzend handfester Stallknechte wirklich auf ein Pferd gesetzt, natürlich ohne sein Zuthun und ungefähr wie man eine Puppe auf ein Pferd setzt, denn unter den Händen seiner Vergewaltiger, der Stallknechte, war er zum willenlosen Werkzeuge erstarrt. Aber mehr als ihn aufs Pferd setzen und so lange dieses im Ruhezustand blieb, darauf festzuhalten, vermochten die Stallknechte nicht. Kaum jedoch setzte sich der Reiterzug in Bewegung, der Fürst voran, dann seine Brüder, Neffen und Vettern, unter letzteren Mohamed, als auch dieser, von den Stallknechten nicht mehr festgehalten, herunterfiel, sich ein Loch in den Kopf schlug und nach Hause getragen werden mußte. Als er geheilt war, ließ der Fürst ihm förmliche Reitstunden ertheilen, denn die Reitkunst gehört einmal zu den Fertigkeiten, die ein orientalischer Prinz nicht entbehren darf. Da sein erster Zwangsversuch ihn mit einem heilsamen Schreck vor wirklichen Pferden erfüllt hatte, so begannen die Reitstunden auf einem hölzernen, das man aus Italien hatte kommen lassen. Nach einiger Zeit bewog man ihn dann, es mit einem altersschwachen Maulthiere zu versuchen und an dessen Stelle trat später ein altes blindes Pferd.

Weiter brachte es der Prinz nie im Reiten, aber so konnte er trotz der Langsamkeit seines Pferdes wenigstens den Zug sei-

nes Vetters begleiten, denn orientalische Fürsten reiten bei Staatsaufzügen immer im Schritt. Er nahm sich traurig genug dabei aus. Seine gebückte Haltung, seine matten, stets zur Erde gesenkten Augen, sein schüchternes linkisches Wesen, Alles dies hätte in Europa Mitleid erregt; hier erregte es — anfangs wenigstens — ein weniger edles Gefühl, Verachtung. Der Orientale kann einmal da kein Mitleid hegen, wo er die Ursachen des Unglücks sich nicht unmittelbar vergegenwärtigt und Letzteres war bei Mohamed nicht mehr der Fall; denn der Zeit nach fernliegende Ursachen kommen im Orient nicht in Betracht. Der Orientale hat nur für die Gegenwart oder das unmittelbar Vorhergegangene Sinn und Mohamed's Einsperrung, so deutlich auch ihre Folgen, war doch schon ein seit Monaten beendeter Zustand. Zudem wird im Orient Niemand wegen eines vergangenen Leidens bemitleidet. Aber diese Verachtung machte bald einem anderen Gefühle Platz, als man erfuhr, womit der Prinz, seit man ihm gestattete, mit seiner Amme und einigen Dienern allein auszugehen, seine Zeit ausfüllte.

Es war auch nicht leicht, ihn ans Gehen zu gewöhnen und vollkommen gelang es eigentlich niemals. In seinem Gefängnisse hatte er fast immer auf dem Boden gesessen. Wenige Schritte führten ihn ans Ende seines beschränkten Wohnungsraumes und so lernte er bis zu seinem einundvierzigsten Jahre nie mehr, als diese wenigen Schritte auf einmal zu gehen. Nach denselben pflegte er sich auf den Boden wieder niederzukauern. Dies war ihm, ja nicht nur ihm allein, sondern auch seiner Wärterin, der alten Negerin, deren Gefangenschaft ja eben so lange gedauert hatte als die seinige, so sehr zur zweiten Natur geworden, daß beide nun, da sie sich freier bewegen und also auch fortgesetzt hätten gehen können, dies nicht mehr zu thun vermochten. Ihr erster Ausgang bildete denn auch die Verzweiflung der Diener, welche der regierende Fürst dem Prinzen beigegeben hatte und die ihn überall begleiten mußten, denn die Amme wußte auch nicht viel mehr von der Außenwelt, als ihr Zögling. Da aber der gütige Fürst diesen Dienern anempfohlen hatte, den Prinzen in Allem gewähren zu lassen, wenn er nur nichts sein eigenes Leben Gefährdendes aus Unwissenheit unternehmen würde, so konnten sie sich dem merkwürdigen Systeme des Spazierengehens dieses seltsamen Paares nicht widersetzen. Der Prinz und seine Amme brauchten also zu einem Spaziergange, den ein Anderer in einer Stunde zurückgelegt haben würde, ungefähr einen halben Tag. Nach jedem Paar Schritte setzten sie sich nieder, einerlei wohin, auf den Sand, auf Steine, selbst in Schmutz und Pfützen, jeder Sitz war ihnen recht, wenn es nur ein Sitz, d. h. eine Stelle zum Niederkauern war. Daß sie bei dieser merkwürdiger Art des Spazierengehens nicht weit kamen, kann man sich denken. Aber das war ihnen gleichgültig. Konnten sie doch sich ein wenig von dem Palast entfernen, dessen Anblick sie immer mit einer Art von Grauen erfüllte. Diese Ausgänge bildeten also die ersten reinen Freuden, welche dem befreiten Gefangenen zu Theil wurden.

Bald jedoch gesellte sich zu diesen Freuden noch eine andere, welche das Herz des Prinzen mächtig bewegte. Seine unverdorbene, rein menschlich wohlwollende Gemüthsart offenbarte sich dabei zum ersten Male im schönsten Lichte und gewann ihm viele Freunde. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß die vielen Stillstände auf dem Spazierwege bald die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregten. Diese Vorübergehenden gehörten aber fast ausnahmslos dem allerärmsten Stande an, denn die tunisischen Großen sowohl, als ihre Diener, ja selbst die Personen des Mittelstandes pflegen den Weg, der vom Bardo nach der Stadt führt, stets in Wagen, entweder in eigenen oder in den jetzt in Tunis sehr häufig gewordenen Miethskutschen, in denen ein Sitz wenige Kupferstücke kostet, zurückzulegen. Mit Leuten des höheren oder mittleren Standes kam also der Prinz auf seinen Spaziergängen wenig in Berührung, wohl aber und zwar oft mit recht armen Leuten. Letztere waren meistens entweder Landbeduinen, recht malerisch in zerlumpte Burnusse drapirt, oder Neger. Mit den Beduinen ließ sich jedoch der Prinz weniger ein. Er besaß offenbar eine Vorliebe für die Schwarzen. Dies war sehr leicht erklärbar. Während seiner langen Gefangenschaft hatte er ja nur ein schwarzes Angesicht sich gegenüber gesehen, dieses lieben gelernt; der schwarze Typus war für ihn

der Inbegriff der Menschlichkeit geworden; an den weißen mußte er sich erst gewöhnen, denn weiße Gesichter — sein eigenes hatte er nie gesehen, da Spiegel bei Arabern sehr selten vorkommen — waren ihm etwas Neues, folglich wie alles Neue dem schüchternen Gemüthe etwas mehr oder weniger Beängstigendes. Mit den Negern dagegen gab sich der Umgang von selbst. Die Neger haben für einander eine große Anziehungskraft. Ein Neger wird selten an einem anderen vorbeigehen, ohne einige freundliche Worte mit ihm zu wechseln. Kennt er ihn, so erneuert er, kennt er ihn nicht, so macht er dessen Bekanntschaft. Ebenso leicht ist der Verkehr zwischen den verschiedenen Geschlechtern bei den Schwarzen. Ihnen ist die eifersüchtige Absperrung der Frauen, den Negerinnen die furchtsame Zurückhaltung, welche den Araberinnen die eiserne Sitte auflegt, ganz unbekannt. So bildete denn auch Mohamed's Wärterin, die alte Fatma — diesen Namen führt wenigstens die Hälfte aller Negerinnen in Tunis und Tripolis — bald einen Anziehungspunkt für alle vorübergehenden Neger. Die Neger sind mittheilsam und sehr neugierig, ja ihre Neugierde geht so weit, daß sie oft sich auf Dinge erstreckt, die dem Europäer und noch mehr dem immer das „nil admirari“ affectirenden Araber als erbärmliche Kleinigkeiten erscheinen. Beim Prinzen war nun des Ungewöhnlichen so viel, daß hier die fragende Neugier der vorübergehenden Neger und die gesprächige Mittheilsamkeit Fatma's unerschöpflichen Stoff fanden.

So bildete sich denn immer um Fatma und den Prinzen, wenn sie spazieren gingen, ein kleiner Kreis neugieriger und mittheilsamer Schwarzen. Die Neger haben jetzt in Tunis viel freie Zeit. Sie sind hier nicht mehr Sklaven (in Tripolis sind sie es, trotz des Verbots, oft noch), folglich werden sie in Tunis nicht mehr gezwungen, für Andere zu arbeiten. Zu ihrem eigenen Unterhalt, für den sie jetzt allein zu sorgen haben, genügt ihnen eine sehr mäßige Arbeit; viele auch arbeiten gar nicht, denn die reichen Araber und die zahlreichen frommen Stiftungen, deren sich Tunis rühmt, sind im Verschenken von Brot und Olivenöl unerschöpflich. So groß ist aber die Bedürfnißlosigkeit der Neger, daß ihnen diese einfachen Speisen genügen. An gewissen Tagen theilen die Stiftungen sogar noch Feigen und Kuchen aus und dann dünken sich die damit beschenkten Neger wie im Paradiese so glücklich. So hielt denn nichts diejenigen Neger, welche Fatma und der Prinz ihre neuen Bekannten nannten, ab, sich dem Herrn ganz zu widmen. Auch die vom Bey dem Prinzen zur Begleitung gegebenen Diener waren Schwarze und somit störte keine disharmonische Hautfarbe die Gemüthsruhe Mohamed's. Er fühlte sich glücklich in seiner neuen Umgebung. Die kindlich naiven Gespräche der Neger, die unverwüstliche Heiterkeit dieses Volkes, das die Natur mit einer stets rosigen Laune — wie zur Entschädigung für die von Menschen ihm auferlegten Leiden — ausgestattet zu haben scheint, gewannen ganz das Herz des selbst kindlichen Mohamed, sodaß er sich nach keinem andern Umgang sehnte. Selbst seine Sprache, die Sprache, die er von der alten Negerin gelernt hatte, wurde in diesem Kreise verstanden und er brauchte sich nicht den Zwang des Stillschweigens aufzuerlegen, zu welchem er sich bei Hofe verurtheilt sah.

Seine neue Gesellschaft nahm ihn so in Anspruch, und kam ihm so homogen vor, daß er sich bald ganz eins mit ihr fühlte und deren Anschauungen und Interessen zu den seinigen machte. Unter diesen Interessen waren auch solche, die ihn mit der Existenz des leidigen gelben oder weißen Metalls bekannt machen mußten, wovon er bis jetzt sich nichts träumen lassen. Nun sind die Neger zwar im gewöhnlichen Leben bedürfnißlos, aber bei Festen, wie Hochzeiten, Beschneidungen und namentlich bei ihren Derdeba's (Opferfesten) pflegen sie einen gewissen Luxus zu entwickeln. Ueberhaupt hegt dieses kindliche Volk eine große Vorliebe für glänzende Stoffe, bunte, scheinende Farben, Gold und Silbertressen und Stickereien, und für dergleichen lassen die Schwarzen bei Festen Alles aufgehen, was ihnen an Mitteln nur irgendwie erschwinglich ist. Gewöhnlich freilich müssen sie sich sehr nach der Decke strecken und ihrem Luxusbedürfniß durch wohlfeilen Flitter aushelfen. Jetzt aber war ihnen durch die Gunst des Prinzen eine Goldquelle eröffnet, denn Mohamed wurde von seinem freigiebigen Vetter, dem regierenden Bey, reichlich mit Taschengeld ausgestattet und dieses Taschengeld floß zum größten Theile in die Beutel der

Neger. Diese hatten nun goldene Tage. Auch Mohamed's Ruhm wuchs dadurch, denn, da fast alle diese Feste einen religiösen Beigeschmack haben, so galt er bald für einen Beschützer des Glaubens, für eine der Säulen des Islam.

Was jedoch diesen Ruhm noch ganz besonders vermehrte und die Ursache wurde, warum die anfängliche Verachtung, welche das elende Aeußere des Prinzen den Arabern eingeflößt hatte, einem besseren Gefühle Platz machte, war eine andere Lieblingsbeschäftigung Mohamed's, eine Beschäftigung, welche wir Europäer freilich lediglich als eine „Verrücktheit" bezeichnet haben würden, die aber bei dem abergläubischen Volk von Tunis, dem jedes verrückte Gebahren als unter dem Einfluß göttlicher Inspiration stehend erscheint, ihm den ehrwürdigen Rang eines Heiligen sichern sollte. Es giebt bei den Arabern zwei Klassen von Heiligen, die sogenannten Vernünftigen (arabisch Çufiy), welche nach unsern Begriffen freilich immer noch verrückt genug sind, und die wirklich oder vermeintlich Tollen (Buhâl genannt). „Hâl" nennen die Araber den Zustand der „Inspiration," in dem der Mensch jeden möglichen Unsinn, ja selbst sonst strafbare Handlungen ungerügt begehen kann und „Buhâl" heißt der Glückliche, den Allah dieses Zustandes gewürdigt hat. Mohamed war nun in Wirklichkeit zwar weder „inspirirt" noch wollte er dafür gelten, aber seine gänzliche Unbekanntheit mit den Dingen der Außenwelt und Nichtachtung derselben machte, daß seine Handlungen und Gewohnheiten oft ganz denen eines „Buhâl" glichen. Eine von diesen Gewohnheiten war die, daß er oft mit seiner Wärterin nach dem Bazar von Tunis fuhr, dort sich in dem Laden eine Menge Artikel zeigen ließ, deren fremdartiges Aussehen ihm zwar gefiel, deren Gebrauch er aber nicht verstand und die er, da sie ihm sowohl als der alten Fatma bei näherer Besichtigung unnütz vorkamen, bald auf die Straße unter den Kehricht warf. Daß die Kaufleute auf Zahlung des Beschädigten drangen, versteht sich. Namentlich Glas und Porzellan pflegte er oft in erstaunlicher Menge zu kaufen, und, da er es immer auf die Straße warf, natürlich zu zerbrechen. Eine solche aufgeklärte Nichtachtung des irdischen Tandes — von dessen Werth allerdings der Prinz keinen Begriff besaß — erregte anfangs freilich nur Befremden, später Erstaunen, zuletzt aber, als das Volk einzusehen glaubte, Mohamed müsse unter dem Einfluß des „Hâl" handeln, folglich ein verrückter Heiliger sein, Ehrfurcht und Bewunderung.

Bald verbreitete sich der Ruf des neuen Heiligen durch die ganze Stadt Tunis, ja er drang sogar über deren Mauern hinaus. Stadtaraber und Landbeduinen wollten den gottseligen Mann bewundern und Mohamed sah sich auf diese Weise bald von Huldigungen und Verehrung umgeben. Das ging eine Zeit lang fort, bis es zu Ohren des ersten Ministers kam. Der erste Minister mußte sich nun freilich auch stellen, als sei er von der Heiligkeit des Prinzen überzeugt, denn in Sachen des Aberglaubens nöthigt der Fanatismus der Menge auch den aufgeklärtesten arabischen Großen seinen Glauben auf. Ein moslemischer Fürst oder Minister kennt nur diese eine Schranke seiner Allgewalt. Er darf in Glaubenssachen, und seien es auch rein abergläubische Meinungen, nicht mit dem Volk in Widerspruch stehen. Ist er noch so aufgeklärt, so zwingt ihn doch das Gesetz der Selbsterhaltung dazu, Glauben zu heucheln. Aber mußte der Minister auch von der Heiligkeit Mohamed's überzeugt sein oder scheinen, so war er doch keineswegs erbaut von ihr. Wäre Mohamed ein Betteldervisch gewesen, nichts hätte ungefährlicher sein können, als die abergläubische Verehrung, die ihm das Volk zollte. Aber er war ein Prinz und noch dazu ein Prinz von einer durch Gewalt entfernten Seitenlinie, die in gutem Andenken bei den Tunisern stand. Er besaß sogar Rechte an den Thron. Der regierende Fürst war freilich bejahrter, als er, ihm kam folglich nach dem Senioratsrecht der Thron unzweifelhaft zu. Aber schon der nächste Thronfolger, der Bruder des regierenden Bey, stand in gleichem Alter mit Mohamed. Es handelte sich nur um einige Monate Unterschied. Da Mohamed's Geburt geheim gehalten worden, so war nur sein wirkliches Alter schwer zu ermitteln und die politischen Intriganten, welche sich des Prinzen als Aushängeschild hätten bedienen wollen, würden gewonnen Spiel gehabt haben. Der erste Minister fand es also gerathen, den Prinzen der Oeffentlichkeit zu entziehen. Ihn ganz

wieder einzusperren, dazu gab der gütige Bey, Mohamed Pascha, seine Einwilligung denn doch nicht. Aber man verhinderte die Fahrten nach dem Bazar von Tunis, wo des Prinzen auffallendes und „inspirirtes“ Benehmen große Volksmassen um ihn versammelte, man beschränkte die seltsamen Spaziergänge auf ein Minimum, indem man die alte Fatma anwies, ihren Zögling nur in nächster Nähe des Bardo spazieren zu führen. In der Palaststadt selbst dagegen und in den zu ihr gehörigen Gärten verstattete man dem Prinzen freie Bewegung. Auch wollte der gütige Herrscher, daß man nach wie vor dem Prinzen erlaube, sich der ihm so sympathischen Negergesellschaft zu erfreuen. Die Neger kamen also nun nach dem Bardo, fanden dort reichliche Bewirthung, hielten daselbst dem Prinzen zu Ehren ihre kindlichen, naiven, aber für unser Ohr vielleicht etwas allzugeräuschvollen Trommelconcerte ab und sowohl sie, als durch sie Mohamed und die alte Fatma, genossen eine Zeit lang ganz leidliche Tage, nach ihren bescheidenen Begriffen sogar vorzügliche gesellschaftliche und musikalische Hochgenüsse.

So dauerte es einige Jahre fort bis zu Mohamed's sechsundvierzigsten Lebensjahre. In diesem fand ein Ereigniß statt, welches für den armen Prinzen die schlimmsten Folgen haben sollte. Sein gütiger Vetter und Beschützer, der Bey, Mohamed Pascha, starb plötzlich, nachdem er kaum fünf Jahre regiert hatte, und ihm folgte sein ältester Bruder, gleichfalls Mohamed geheißen, aber durch den Beinahmen Ess Ssâdik unterschieden. Der neue Bey, Mohamed Ess Ssâdik Pascha, war zwar selbst ein durchaus willenloser, weder der Tugend, noch des Zornes fähiger Mensch; eine selbständige Handlung hat er bis heute — denn noch jetzt regiert er — nicht vollbracht; desto energischer zeigte sich jedoch sein erster Minister, welcher auch der seines Vorgängers gewesen war und der unter ihm zu einer noch größeren, noch unbeschränkteren Macht gelangte. Der Minister erkannte die Gefahr, welche in dem gleichen Alter des Bey und des Prinzen lag. Wäre er mit dem Bey unzufrieden gewesen, er hätte ihn mit Leichtigkeit entthronen und den Prinzen an dessen Stelle setzen können. Aber der Bey war ja sein willenloses Werkzeug und wer weiß, ob der Prinz das geworden wäre? Ohne Zweifel wäre Letzterer in die Hände religiöser Fanatiker gerathen, die dem Minister, der ein griechischer Renegat und wie alle Renegaten bei der Geistlichkeit nicht gut angeschrieben war, keine Fortdauer seiner Amtsgewalt gestattet hätten. Der Prinz mußte also unschädlich gemacht, das heißt wieder in seinen Käfig zurückgebracht werden. Dies geschah mit Einwilligung des regierenden Fürsten, dem der Minister die Gefahr in den grellsten Farben schilderte, so daß diesem Hören und Sehen verging. Nur erlaubte man diesmal, daß außer der alten Fatma noch einige andere Neger und Negerinnen, welche eine große Zuneigung zu dem Prinzen gefaßt hatten und sich, mit der rührenden Anhänglichkeit dieser gutmüthigen Race, nicht von ihm trennen wollten, sich mit ihm einsperren ließen. Sonst war die zweite Einsperrungszeit des Prinzen nichts als eine neue Auflage der ersten. Wieder wurden Fenster und Thüren vermauert und nur ein Schiebfenster offen gelassen, durch welches man jedoch diesmal Lebensmittel für sechs Personen täglich hineingelangen ließ.

Es scheint nicht, daß Mohamed unter dieser neuen Einsperrung besonders litt. Seine kurze Freiheit mochte ihm wie ein Traum erscheinen. Sie war ihm wie im Rausch verflossen. Eigentlich war er während derselben kaum zu sich selbst gekommen, so überwältigend waren die Eindrücke, welche die ihm völlig neue Außenwelt noch täglich auf ihn machte. Denn der einundvierzigjährige hätte langer Zeit und einer auch dem Nachdenken Raum gönnender Muße bedurft, um alle die neuen Eindrücke in sich zu verarbeiten und sich an die Freiheit zu gewöhnen. Aber die ewigen Negerfeste, die ohrbetäubenden Trommelconcerte ließen keine solche Muße aufkommen. Im Gegentheil erst jetzt, da er mit einer kleinen, aber ihm liebgewordenen Negergesellschaft allein war, fing er an, sich von der Berauschung der allzu mannigfaltigen Eindrücke der Außenwelt zu erholen, zufriedener, ruhiger zu werden, und die neuen Eindrücke seinem innern Wesen zu assimiliren. Um ein triviales, aber treffendes Bild zu gebrauchen, er war wie ein Mensch, der, Zeitlebens an eine Hungerdiät gewöhnt, üppige Tafelfreuden nicht mehr ertragen kann, wohl aber im Stande ist, sich an eine etwas reichlichere, wohlschmeckendere Reconvalescenten-

kost zu gewöhnen. Eine solche bot seinem Geiste die ihm homogene Gesellschaft, auf die er nun angewiesen war und die er nicht einmal zu vermehren wünschte, denn gegen die frühere Einsamkeit mit Fatma bot sie immer noch Abwechslung genug.

So würde wahrscheinlich Mohamed noch lange Jahre gelebt und, nach seinen gemäßigten Begriffen von irdischem Glück, eine vielleicht ganz erträgliche Existenz geführt haben. Der erste Minister mochte ihn nicht mehr für gefährlich halten, denn das Volk hatte allmählig aufgehört, von dem „neuen Heiligen," der wie ein Meteor am tunisischen Himmel erschienen, aber eben so schnell verschwunden war, zu sprechen. Da trat aber plötzlich ein Ereigniß ein, welches die Aufmerksamkeit des argwöhnischen Staatsmannes von Neuem wach rief, und an diesem Ereigniß war Niemand anders Schuld als der unglückliche Mohamed selbst.

Niemand schien bis jetzt besondere Rücksicht darauf genommen zu haben, welchem Geschlechte der Prinz angehörte und daß er, so gut wie alle Männer, gleichfalls für das andere Geschlecht empfinden könne. In der That schien auch seine lange Einsperrungszeit alle solche Regungen bei ihm im Keime erstickt zu haben. Aber es schien nur so. Nach der Befreiung aus dem Gefängniß dauerte zwar die Apathie eine Zeit lang fort, aber allmählig begann sie zu weichen. Indessen ließ die beständige Berauschung seines öffentlichen Lebens nur flüchtige Regungen, nicht aber dauernde Neigungen in ihm aufkommen und selbst jene flüchtigen Regungen blieben während seines Lebens in der Außenwelt noch unausgesprochen und folglich unerwiedert, denn eine unüberwindliche Schüchternheit dem weiblichen Geschlecht, namentlich dessen jüngeren Vertreterinnen gegenüber, klebte ihm noch lange an. Erst während seiner zweiten Einsperrungszeit fing diese Schüchternheit an, ihn allmählig zu verlassen. Unter seinen freiwilligen Gefängnißgenossen befand sich auch eine noch ziemlich junge Negerin, eine Verwandte seiner alten Wärterin, und diese wurde bald durch Fatma's Vermittlung die Braut des Prinzen. Seinem Geschmack entsprach die junge Schwarze vollkommen, denn wie er vor weißen Männern eine Scheu empfand und nur Dunkelfarbige zum Umgang wählte, so konnte sich sein Herz in der Liebe auch nur einer Hautgenossin seiner alten Wärterin zuwenden. Ein alter Neger, der das Câtiha, das erste Capitel des Koran, dessen Vorlesung den wichtigsten Theil der Heirathsceremonie bei den Moslems ausmacht, nothdürftig hersagen konnte, vollzog die Trauungsceremonie und die kleine Gesellschaft feierte in ihrer bescheidenen Weise die glückliche Hochzeit des Prinzen.

Der Honigmond und das erste Ehejahr verflossen ungetrübt. Der Hof und die neidische Außenwelt erfuhren nichts von des Prinzen bescheidenem häuslichen Glück. Als aber nach Jahresfrist die Geburt eines kleinen Mulatten die Einwohnerzahl des Gefängnisses vermehrte, da konnte dies Ereigniß dem mit der Kostzutragung betrauten Eunuchen nicht vorenthalten bleiben, besonders da der Neugeborne eine große Stimmfähigkeit entwickelte. Die alte Fatma griff zwar auch diesmal zu dem verzweifelten Mittel, den Neugebornen für ein Mädchen auszugeben; aber das half nichts. Man erinnerte sich, daß früher von Mohamed selbst ein Gleiches behauptet worden war. Zudem hatte man es hier nicht mit einem posthumen Kinde zu thun, sondern die Geburt des einen ließ das Nachkommen anderer als möglich, ja wahrscheinlich erscheinen. Der erste Minister, dem die interessante Kunde natürlich brühwarm vom Eunuchen mitgetheilt worden war, sah mit Schrecken schon dem Entstehen einer ganzen Schaar von Thronprätendenten entgegen. Dem mußte vorgebeugt werden. Die Zustimmung des geängsteten Bey war leicht zu erhalten und so wurde beschlossen, Mohamed von der Ehehälfte zu trennen. Dies geschah. Aber nicht nur von ihr, sondern von allen seinen Gefährten, sogar von der alten Fatma, ward der Unglückliche diesmal getrennt. Die Zeiten waren vorbei, da ein mitleidiges Herz vom Thron herab auf das Schicksal des Prinzen mildernd wirkte. Der jetzige Bey kümmerte sich nicht um ihn. Er überließ Alles seinem Minister und dieser kannte nur die Staatsraison, nicht das Mitleid. Die Staatsraison aber, wie sie der Minister auffaßte, verurtheilte den Unglücklichen zur ewigen Vergessenheit, das heißt nach seiner Auslegung zum Tode.

Noch ein Jahr soll der Prinz nach der Trennung von seinen Gefährten einsam im Kerker fortvegetirt haben. Ich sage „soll,"

denn etwas Bestimmtes erfuhr man weder über die Dauer seines letzten Kerkerlebens, noch über die Epoche seines Todes. Ob man die Grausamkeit beging, ihn Hungers sterben zu lassen, oder ob er aus Kummer über die Trennung von den Gefährten, namentlich der alten Fatma, von der er noch nie getrennt gewesen war, dahinsiechte, wird vielleicht ewig ein Räthsel bleiben. Daß er aber gestorben ist, bezeugt ein Leichenstein, welchen der Minister einige Jahre später auf dem Friedhof des Bardo errichten ließ und auf dem deutlich der Name „Mohamed ben Othman" zu lesen ist. Auf der Todesstätte des deutschen Kaspar Hausers im Schloßgarten zu Ansbach stehen die Worte: „Hier wurde der Unbekannte von einem Unbekannten ermordet."* Der arabische Kaspar Hauser war nicht unbekannt, der Urheber seines Todes ebensowenig, aber auf seinem Grabsteine hätte man der Wahrheit gemäß die Inschrift setzen können: „Hier ruht der mit der Welt unbekannt Gebliebene, der zu unbekannter Zeit eines geheimnißvollen Todes starb." Was aus seinem Söhnlein geworden, das weiß nur jener Staatsmann, der die Geschichte Tunisiens lenkt. Vielleicht wird es dereinst einmal Anlaß geben, von einem zweiten „arabischen Kaspar Hauser" zu reden.

* Die Inschrift ist lateinisch: „Hic occultus ab occulto occisus est."

Literarisches.

Kleine Schriften von Dr. Johannes Huber. Leipzig, Duncker & Humblot.

Dieser Band enthält eine Anzahl vortrefflich geschriebener und geistvoller Abhandlungen, die bereits früher in Zeitschriften und Sammelwerken zerstreut erschienen und nun neu bearbeitet und vielfach erweitert worden sind. Es sind sehr verschiedene Gegenstände, welche darin behandelt werden: Charakterbilder von Lamenais, Jakob Böhme und Spinoza, eine Abhandlung über Communismus und Socialismus, eine historische Darstellung der Entwicklung des deutschen Studentenlebens und ein sehr wichtiger Aufsatz über die Nachtseiten von London. Huber schildert darin eine Wanderung in einigen Armenquartieren Londons, welche ihm die Veranlassung und den Rahmen zu statistischen und culturhistorischen Ausführungen von großem Interesse bot. Von dem Elend in einzelnen Theilen der kolossalen Weltstadt giebt er die ergreifendsten Schilderungen. „Und nun ging es in die südlichen, gegen die Themse hinabreichenden Seitengassen von Whitechapel-Road hinein, wo das niedrigste Volk wohnt. Auf jeder Seite von Whitechapel-Road liegen gegen zweihundert Gäßchen, führend zu Tausenden von engepackten Nestern, Irländer- und Judencolonien, voll von Schmutz, Elend und Verkommenheit. Es waren zum Theil Diebsnester, durch welche wir nun wanderten, dürftig erleuchtet und mit ruinösen Häusern von jedem erdenklichen Anblicke, mit großen Kehrichthaufen vor ihrer Fronte, in welche wir häufig einsanken. Denn man wirft hier den Schmutz und die Abfälle aus den Fenstern auf die Gasse und läßt sie liegen, wo sie sich dann zu kleinen Hügeln anhäufen. Es war anfangs ziemlich einsam hier, gewöhnlich waren es ein paar in Fetzen gehüllte Weiber und ein Schwarm von Kindern, worauf wir stießen. Diese Kinder treiben sich bei Tag und Nacht und unter jeder Witterung im Freien umher und schlafen häufig auf den Straßen. Manche wissen gar nichts von ihren Eltern, welche oft im Gefängnisse sich befinden, während die Großeltern noch da sind, die halb stumpfsinnig in ihren Winkeln zusammenhocken und sterben. Die entsetzlichsten Tragödien spielen sich hier in der Verlassenheit dieser Kinder und in der Grausamkeit, mit der sie von ihren Eltern verstoßen werden, unablässig ab." In der That, solche Bilder wirken grauenerregend und man verfolgt mit Theilnahme die Entwicklung der Ansichten des Verfassers, wenn er den Grundursachen dieser entsetzlichen Verhältnisse nachspürt.

Die unter dem Gesammttitel „Album" bei E. J. Günther in Leipzig erscheinende „Bibliothek deutscher Originalromane," welche im Jahre 1870 ihren fünfundzwanzigsten Jahrgang beendete, bewährt sich fortdauernd als eine Sammlung größtentheils guter und wenigstens immer erträglicher Erscheinungen der neuesten Romanliteratur. Leugnen läßt sich nicht, daß manches Mittelmäßige dazwischen ist: der Humor A. von Winterfeld's artet zuweilen ins Abgeschmackte aus, und auch die ernsten Sachen stehen oft an der Grenze des Trivialen; dafür entschädigen dann wieder einzelne Arbeiten, die man mit Befriedigung liest, wie neuerdings „El paso de las animas," von Ernst Bibra und „Das Vermächtniß der Millionärin," von Robert Waldmüller. Auch „König August und sein Goldschmied," von Franz Carion ist eine recht lesbare Erzählung.



Regiomontanus.

Von

J. H. von Mädler.

Der eigentliche Name dieses berühmten Himmelsforschers ist Johann Müller. Von seinem Geburtsort Königsberg (in Franken) stammt die Bezeichnung Königsberger, latinisirt Regiomontanus. Er hatte auf der damals neugegründeten Universität Leipzig studirt und insbesondere Philologie getrieben. Die Entstehung der Universität Leipzig ist in den Differenzen zu suchen, welche sich in Prag erhoben hatten. Diese Universität, welche 20,000 Studenten gleichzeitig gezählt haben soll, war über die neuen Bestimmungen, welche wegen der Rectorwahl getroffen waren, mißmuthig; namentlich fühlten sich die zahlreich hier studirenden Deutschen in ihren Rechten verletzt. Da keine Remedur erfolgte, so verließen sie Prag, und man soll an einem Tage gegen zweitausend Abreisende gezählt haben. Die Deutschen zogen nach Leipzig und hier ward sofort eine neue Universität gegründet.

Der Wißbegier unsers Regiomontanus wurde indeß in Leipzig nicht genug Befriedigung geboten; er sah sich anderwärts um und faßte zuletzt den Entschluß, nach Wien zu Purbach zu gehen, dem einzigen, der sich damals in Deutschland mit Astronomie beschäftigte, eine Wissenschaft, die der Occident Jahrhunderte hindurch so gut als ganz vergessen hatte. Jetzt war sie durch arme Griechen, die vor dem Schwerte der Osmanen fliehend nach Italien und den übrigen Anlanden des Mittelmeeres kamen, um Schutz zu suchen, wieder neubegründet an den Stätten, wo sie einst geblühet hatte, und so finden wir schon gegen Ende des 14. Jahrhunders einzelne Männer, die die so lange vergessenen Naturwissenschaften eifrig trieben. Einer der ersten ist Purbach, ein Schüler Johann's von Gmünden, unter dem er Mathematik studirte. Er erkannte bald, wie förderlich ihm der junge Regiomontanus werden könne, der bald aus einem Schüler ein Mitarbeiter wurde. Beide forschten eifrig im Almagest, dieser durch die arabischen Uebersetzer geretteten Reliquie des Alterthums, von der sie übrigens nur eine sehr fehlerhafte Abschrift besaßen. Purbach machte seinen jungen Freund namentlich auf die Planetentheorie, die am meisten im Argen liege und einer bessernden Hand dringend bedürfe, aufmerksam. Freilich vermochten weder Purbach noch Regiomontanus eine Abhülfe zu gewähren, so lange man daran festhielt, die Erde ruhen zu lassen. Redlich und unverdrossen haben Beide an der unter diesen Umständen unmöglichen Aufgabe gearbeitet. Wesentliches Verdienst haben sie dagegen durch die Einführung der arabischen (eigentlich indischen) Zahlzeichen und des consequent durchge-

führten Decimalsystems erworben. Denn mit den alten römischen Zahlen war das Rechnen so schwierig, daß man gar nicht daran denken konnte, es in Lehranstalten einzuführen. Indeß erfolgte die allgemeine Einführung sehr langsam und noch zu Luther's Zeiten finden wir sie nur wenig im allgemeinen Gebrauch.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß von der ingrimmigen Feindschaft, mit welcher später die Mönchsorden den Naturwissenschaften entgegentraten, damals noch keine Spur zu finden war. Im Gegentheil sehen wir, daß die Wenigen, welche sich damit beschäftigen, von Seiten der Kirche alle mögliche Begünstigung und Beförderung erfuhren. Die Kunde von den Arbeiten der beiden Wiener Astronomen war auch nach Italien gedrungen und Cardinal Bessarion kam selbst nach Wien, um mit ihnen bekannt zu werden und ihnen hülfreich zu sein. Er forderte Purbach auf, nach Italien zu kommen, wo sich reichere literarische Schätze angehäuft hatten (man vergesse nicht, daß Guttenberg's Erfindung damals noch nicht verbreitet war und Bücher meist nur durch Abschriften vervielfältigt werden konnten, die zudem viel theurer waren als im alten Rom, wo man sie durch Sklaven besorgen ließ). Purbach hatte das Erbieten angenommen und rüstete sich zur Reise; da überraschte ihn, erst achtunddreißig Jahre alt, im Jahre 1461 ein unerwarteter plötzlicher Tod.*

Jetzt machte Bessarion dem jungen Regiomontanus denselben Vorschlag; er nahm an und ging mit Bessarion nach Italien. Der Ruf einer großen Gelehrsamkeit ging ihm voraus, und so ward es ihm leicht, hier Bekanntschaften mit Geistesverwandten anzuknüpfen: Bianchini, Georg von Trapezunt und Anderen. Hier hatte man schon an ausgedehnte Land- und Seereisen gedacht; man suchte einen Seeweg nach Indien, dessen Ausdehnung in den unbekannten Osten hinein man sich ganz ungeheuer dachte. Suchte doch selbst noch Columbus nur einen neuen Weg nach Indien und glaubte bis ans Ende seines Lebens, nicht sowohl einen neuen Erdtheil, als vielmehr eine bis dahin unbekannte Küste Indiens gefunden zu haben, und führen selbst heut noch die kupferfarbigen Ureinwohner Amerika's den Namen Indianer.

Bei solchen Plänen und Bestrebungen mußte ein Mann willkommen sein, in dem sich die regste Wißbegier mit einer seltenen Schärfe des Geistes so vereinigte wie in Regiomontanus. Wo er sich auch hinbegab, in Bologna, Ferrara, Venedig, überall galt er für den Gelehrtesten. Sein Hauptaugenmerk indeß waren die geretteten Reste der alten Zeit, insbesondere der Almagest des Ptolemäus. Hier fand er bessere Handschriften, als ihm in Wien zugänglich gewesen waren; hier konnte er mit Georg von Trapezunt, der damals für den besten Kenner dieses Buches galt, verkehren. Indeß entdeckte er bald in den von diesem besorgten Handschriften Fehler und Irrthümer, die er zu verbessern bemüht war, was eine Entfremdung beider Männer zur Folge hatte, und ihn an eine Rückkehr nach Deutschland denken ließ.

Sieben Jahr hatte er sich in Italien aufgehalten, an mehreren Orten, wie in Padua, öffentliche Vorlesungen gehalten und Beobachtungen angestellt. Bei einer von ihm beobachteten Mondfinsterniß am 27. December 1461 fand er, daß die Tafeln den Eintritt um eine volle Stunde fehlerhaft angaben. Sehr ungern verlor man ihn in Italien, allein ein Schreiben des Königs von Ungarn, Mathias Corvinus, der ihm die Direction seiner durch Ankauf und Eroberung zusammengebrachten und für damalige Zeit ansehnlichen Bibliothek anbot, entschied. Er begab sich, mit ansehnlichen in Italien gesammelten literarischen Schätzen versehen, an den Hof des ungarischen Königs. Ein Verzeichniß seiner Schriften wie der Werke seines Lehrers Purbach sandte er nach Nürnberg, wo die Buchdruckerkunst schon festen Fuß gefaßt hatte* und diese Schriften gehören zu den ersten dort erschienenen.

* Seine von ihm selbst verfertigte Grabschrift lautet:

Extinctum dul[illegible]s quidnam me fletis, amici!
Fata vocant, Lachesis sic sua fila trahit.
Destituit animus terras, coelumque revisit,
Quae semper coluit, liber et astra colat.

* Im Anfange hatte man versucht, die Erfindung der Buchdruckerkunst geheim zu halten, um die Exemplare als Manuscripte verkaufen zu können, und Mainz blieb lange Zeit der einzige Ort, wo Bücher gedruckt wurden. Aber in einer Belagerung von Mainz zerstreuten sich die Arbeiter der Officin und gründeten besondere Druckereien an verschiedenen Orten, und eine der berühmtesten war die von Anton Coburger in Nürnberg, wo auch 1484 die erste deutsche Bibel zu Stande kam. (Luther's

Die Hoffnungen indeß, mit denen Regiomontanus nach Ofen gegangen war, gingen nicht in Erfüllung. Es war Mathias nicht vergönnt, im Frieden zu regieren. Kaum war ein Türkenkrieg mit schweren Opfern beseitigt, so brach ein neuer mit Podiebrad in Böhmen aus, der sehr bedenkliche Dimensionen annahm. Mathias mußte zu Felde ziehen und hatte kein Geld für seine Bibliothek, und Regiomontanus gewahrte bald, daß eine Wirksamkeit, wie er sie sich gedacht, hier nicht zu suchen war; er sah sich nach einem andern Aufenthaltsorte um.

Aber wohin er auch blicken mochte, überall Unruhe, Befehdungen und andere Mißstände, und namentlich hatte Deutschland damals eigentlich nur eine Stadt, in der Künste und Wissenschaften betrieben und in Ehren gehalten wurden, das alte Nürnberg. Hier blühten die durch Handel reich gewordenen Geschlechter, die ihren Ruhm darein setzten, in ihrer Vaterstadt auf irgend eine Weise ihres Namens Gedächtniß zu stiften — den Altar einer Kirche, einen schön verzierten Brunnen und Aehnliches. Hier fanden Bildhauer, Maler, Baumeister, Holzschneider, kurz Jeder, der etwas Tüchtiges und Werthvolles geben konnte, reichliche Belohnung und Beschäftigung. Von hier aus machte M. Behaim, gleichen Alters mit Regiomontanus, seine Seereisen. Was jedoch die Wahl unsers Astronomen hauptsächlich bestimmte, war die berühmte Druckerei des Anton Coburger, die sechszehn Filialanstalten von Cöln bis Venedig und von Danzig bis Lyon zählte, in Nürnberg vierundzwanzig Pressen in fortwährendem Gange hatte und über hundert Arbeitern Beschäftigung gewährte. Was weder Guttenberg noch Fust, weder Valkenaer noch Coster in diesem Maße gelungen war, die Verbreitung des Bücherdrucks über Europa, das gelang der Thätigkeit und Umsicht dieses Mannes, der zugleich für eine treffliche typographische Ausführung der aus seiner Officin hervorgegangenen Werke sorgte.

Im Frühjahr 1471, dem Geburtsjahr Albrecht Dürer's, langte Regiomontanus in Nürnberg an, wo sich Alles beeiferte, den berühmten Mann würdig zu empfangen, vor Allen der reiche Patricier und Mitglied des Rathes Bernhard Walter, der die Glücksgüter, die ihm zugefallen, von jetzt ab der Himmelsforschung widmete und Regiomontan's Schüler und Freund wurde.

In der Rosengasse zu Nürnberg errichtete er auf seinem Territorium, mit fürstlicher Freigebigkeit, die Sternwarte, die wir als die erste des neueren Europa bezeichnen können, ganz nach den Vorschlägen Regiomontan's. Alle Instrumente, allerdings noch nach dem Muster der Alten construirt, waren aus Nürnbergs Gießereien und mechanischen Werkstätten hervorgegangen; man sah hier eine Armillarsphäre, ein Astrolabium, den Radius ptolemaicus, sowie Torquetum und Quadratum. — Auf Ansuchen des Nürnberger Stadtrathes hielt Regiomontan hier und in Altorf (der Nürnbergischen Universität, an der später auch Melanchthon lehrte) öffentliche Vorlesungen über Astronomie und Mathematik, und so ward Nürnberg bald ein Wallfahrtsort für Alle, welche Wissenschaft und Kunst zu schätzen wußten.

Seine nächste Sorge war jetzt der Druck des Hauptwerks seines Lehrers Purbach, das übrigens, wie sich bald herausstellte, bei Coburger nicht gedruckt werden konnte, da die fremden Schriftzeichen, Tabellen und mathematischen Symbole dort nicht vorhanden waren. Walter errichtete deshalb eine eigene Druckerei nach Regiomontan's Angaben und unter dessen Direction, und hier erschien:

1472. Theoricae planetarum novae, das übrigens von Purbach nur zum größeren Theile herrührt, und von Regiomontan beendet ist. Es ist später mehrfach, zuletzt 1569, abgedruckt worden, und in der späteren Ausgaben findet man auch die Vorrede Ph. Melanchthon's.

In demselben Jahre folgte noch das Astronomicon des Manilius, und ein Kalender, sowie 1473 das Hauptwerk Regiomontan's, dessen vollständiger Titel hier folgt: „Ephemerides, quas vulgo dicunt Almanach, ad XXXII annos: ubi quotidie intueberis veros motus omnium planetarum, Capitisque Draconis lunaris una cum adspectibus lunae ad solem et planetas, horis etiam adspectibus eorundem, non frivole adnotatis, neque Planetarum inter se adspectibus praetermissis. In

Bibelübersetzung, gedruckt bei Hans Lufft in Wittenberg, ist der chronologischen Folge nach die vierzehnte).

frontibus paginarum sunt indicia latitudinum: Eclipses denique luminarium (si quae futura sunt) locis suis effigurantur.“ — Das Buch ist dem Könige von Ungarn Mathias Corvinus dedicirt und hat bei den Seefahrten des Columbus, Diaz, Cabot und Gama wichtige Dienste geleistet. Was sich irgend nach dem alten Ptolemäischen System, das übrigens von Purbach und seinem Schüler schon in manchen Punkten verbessert war, darstellen läßt, findet sich hier aufgeführt. Die übrigen Werke Purbach's sind erst viel später erschienen, herausgegeben von Schreckenfuchs, Wursteisen und Reinhold, es sind:

1513 Institutiones in Arithmeticam. Hier erscheinen zuerst die arabischen Zahlen.
1514 Tabulae eclipsium. Wien.
1516 Quadratum geometricum. Nürnberg. Neue Auflage 1544.
1541 Tractatus sinuum.
1542 Theoricae, ed. Reinhold. Wittenberg.
1543 (mit Regiomontan). Epitome in Ptolemaei magnum compositionem. Basel.
1544 Arithmetices elementa, mit einer Vorrede Melanchthon's. Frankfurt.
1544 Observationes. Frankfurt.
Die letzte Ausgabe der Theoricae finden wir 1653.

Doch aller Fleiß und Scharfsinn vermochte nicht, eine befriedigende Uebereinstimmung mit dem Himmel hervorzubringen. Regiomontan und Walter machten einst eine Beobachtung des Mars, verglichen sie mit den Tafeln und fanden volle zwei Grad Unterschied. Sie vermutheten ganz richtig einen Mangel des zum Grunde liegenden ptolemäischen Systems, da sie aber an der Ruhe der Erde festhielten, so konnten alle einzelnen Verbesserungen nicht gründlich helfen. Allerdings haben einige Neuere versucht, bei Regiomontan (oder gar schon bei Cusa) das heliocentrische System zu finden, aber gewiß mit Unrecht. In einer seiner Schriften untersuchte er die Frage, ob die Erde sich um ihre Axe drehe oder nicht, von einer Drehung um die Sonne war damals noch gar keine Rede. Nach Abwägung der Gründe und Gegengründe schließt er: sie dreht sich nicht, denn — „bei einer Drehung der Erde würden die Vögel ihre Nester nicht wieder finden.“ Mit diesem Einwurf steht es um nichts besser als mit dem, den man Tycho zuschreibt: ein vom Thurme herabfallender Stein würde dann nicht am Fuße des Thurmes niederfallen. Man dachte sich eine allgemeine und ruhende Weltluft, und die Rotationsbewegung der Erde erfolge nicht mit ihrer Luft, sondern in der Luft. Barometer hatte man noch nicht und das Unbehagen, was man auf den Gipfeln hoher Berge empfand, schrieb man nicht der dünnen Luft, sondern der Ermüdung und Anstrengung beim Besteigen zu. — Regiomontanus und seine Zeitgenossen haben allerdings dem Copernicus mehrfach vorgearbeitet, namentlich durch den Nachweis der Mängel des alten Systems, aber weder bei ihnen noch bei Fracastor und anderen Astronomen vor Copernicus ist eine Spur des heliocentrischen Systems zu entdecken. Commentatoren (und keine Zeit ist reicher an solchen als das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert) sind nur zu geneigt, ihrem Autor alles Mögliche zu vindiciren und was aus deren Schriften nicht herauszulesen ist, lasen sie hinein.

Dagegen finden wir einen andern Irrthum berichtigt, die Meinung nämlich, daß totale Sonnenfinsternisse unmöglich seien, ein Irrthum, der übrigens später noch bei Tycho wiederkehrt. Man hielt den innersten und hellsten Theil des Lichtringes, der sich um die verfinsterte Sonne bildet, für einen unbedeckt gebliebenen Theil der Sonnenscheibe. Schon Bianchini (der ältere) hatte die Möglichkeit totaler Sonnenfinsternisse behauptet, jetzt wo man die scheinbaren Durchmesser beider Körper genauer kennen lernte, konnte das Vorkommen totaler Sonnenfinsternisse nicht länger in Abrede gestellt werden. Wohl aber ergab sich, daß sie selten und immer nur für einen kleinen Theil der Erdoberfläche stattfinden.

Dagegen müssen wir unsern Regiomontanus von einem ungerechten Vorwurfe freisprechen, den der verdienstvolle Delambre gegen ihn ausspricht. Es finden sich nämlich unter seinen Schriften auch mehrere Kalender unter dem Namen maister künigsperger aufgeführt, die allerdings wahrscheinlich der Hauptsache nach von Regiomontanus herrühren und in denen unter andern Ungeheuerlichkeiten und wunderlichen Empfehlungen auch astrologische Deutungen und Prophezeihungen vorkommen. Aber man sehe sich doch alle Kalender, selbst noch viel späterer Zeiten an und man wird keinen einzigen finden, der sich von der-

gleichen frei erhält. Wahrscheinlich gab Regiomontanus zu diesen Kalendern nur die astronomischen Data und alles Uebrige ist von Andern hinzugefügt. Wäre aber auch der gesammte Inhalt sein Werk, so hätten wir ihn, wie den viel späteren Kepler, zu bedauern, nicht aber anzuklagen. Jene Astrologica waren das Einzige, was der große Haufe im Kalender suchte und weshalb er ihn sich anschaffte. Was noch im achtzehnten, ja selbst im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, ungeachtet alles besseren Wissens, in den Kalendern nicht fehlen durfte, das wollen wir dem fünfzehnten nicht zu hoch anrechnen.

Nun urtheilt Delambre, daß wenn Regiomontanus wirklich der größte deutsche Astronom jener Zeit gewesen, dies nur beweise, in welchem traurigen Zustande sich die damalige deutsche Himmelsforschung befunden habe. Wir vermuthen, daß Delambre nur diese Kalender und sonst nichts von Regiomontanus gesehen und gekannt hat, er würde sonst den rüstigen Fortschritt zum Besseren nicht als traurigen Zustand bezeichnet haben. Wir wollen übrigens kein Hehl daraus machen, daß die Himmelskunde jener Zeit in Deutschland eine sehr unvollkommene war, und am allerwenigsten den Franzosen gegenüber, bei denen gleichzeitig die Himmelskunde nicht nur in einem traurigen, sondern in gar keinem Zustande sich befand, da sie alle Hände voll zu thun hatten mit Verbrennung des Mädchens von Orleans und ähnlichen hochwichtigen Dingen. Aber das Andenken an die



Regiomontanus.

großen Männer, die uns glücklicheren Nachfolgern den Weg gebahnt haben, soll kein Delambre uns rauben.

Regiomontanus' Ansehen nicht nur in seinem Vaterlande, sondern in allen civilisirten Staaten, war jetzt hoch gestiegen, und wer nachweisen konnte, ein Schüler dieses Mannes gewesen zu sein, durfte auf Berücksichtigung und Beförderung hoffen. Ohne seine oben angeführten Ephemeriden wagte sich so leicht Niemand auf die offene See. Es waren dies die ersten, auf die der Seefahrer sich verlassen konnte in einer Zeit, wo es noch keine Connoissance des temps, keinen Nautical Almanac gab.

Doch leider war auch ihm, wie seinem Lehrer Purbach, ein frühes Lebensziel gesteckt, und Nürnberg sollte sich nur wenige Jahre seines großen Mitbürgers erfreuen. — Seit Jahrhunderten schon war der Fehler des Julianischen Kalenders zur Sprache gekommen. Zur Zeit des ersten Nicäischen Concils war die Abweichung auf drei Tage angewachsen. Man ließ diese drei Tage aus dem Kalender weg, ohne etwas Weiteres zu thun, verfuhr also wie Jemand, dessen Uhr einen falschen Gang hat, und der blos ihren gegenwärtigen Stand berichtigt. Natürlich fing der Fehler aufs Neue an und stieg fortwährend, alle hundertachtundzwanzig Jahre um einen Tag, allein entweder blieb dieses unbemerkt, oder es war Niemand zu finden, der Kenntniß genug besaß, um gründlich abzuhelfen, und P. d'Ailly, der um 1200 den nun schon wieder auf eine volle Woche angewachsenen Fehler zur Sprache brachte, predigte tauben Ohren und richtete nichts aus. Regiomontan's Arbeiten hoben schließlich jeden Zweifel, der Fehler hatte nun schon acht Tage überschritten und die Ueberzeugung, daß es so nicht fortgehen könne, ward je länger desto allgemeiner. So entschloß sich denn Sixtus IV. zu einer gründlichen Abhülfe. Er setzte eine Commission nieder und berief Regiomontanus nach Rom, um die Berathungen zu leiten. Im Voraus bestimmte er die unserem Astronomen zugedachte Belohnung; er sollte das Bisthum Regensburg erhalten.

Er reiste 1476 ab, aber kaum in Rom angekommen, ward er, nur vierzig Jahre alt, von der dort herrschenden Pest befallen und diese machte am 6. Juli seinem Leben ein Ende.

Es erhob sich eine Beschuldigung gegen die Söhne Georg's von Trapezunt, sie hätten aus Rache dafür, daß Regiomontanus in den Commentaren und dem Texte des Almagest ihres Vaters mehrere erhebliche Irrthümer nachgewiesen, ihn vergiftet. Allein wenn wir uns erinnern, daß in jenen finstern Jahrhunderten beim Tode fast jedes bedeutenden Mannes sich ähnliche Gerüchte verbreiteten, und daß wir keine Untersuchung gewahren, die bei dem hohen Ansehen, in dem Regiomontan beim Papste stand, doch bei einem dringenden Verdacht nicht ausgeblieben wäre, so müssen wir billig Bedenken tragen, auf dieses vage Gerücht irgend welchen Werth zu legen. Ist das Verbrechen begangen worden, so ist es unbestraft geblieben.

Wir finden in Bailly (Histoire de l'astronomie moderne, T. I, p. 689 ff.) das nachfolgende Verzeichniß seiner Werke, die meistens erst nach seinem Tode erschienen sind:

Ephemerides astronomicae ab anno 1475 ad annum 1506. Nürnb. 1474.

Tabula magna primi mobilis, cum usu multiplici, rationibus certis. Nürnb. 1475.

Calendarium novum, quo promuntur conjunctiones verae atque oppositiones luminarium, et eclipses eorum figuratae. Nürnb. 1476.

Purbachii tabulae eclipsium, et Regiomontanae tabulae primi mobilis. Wien 1514.

Regiomonti epistola ad Bessarionem de meteoroscopiis J. Verneri libri V. Nürnb. 1524.

Problemata XVI de cometae longitudine, magnitudine et loco vero. Ed. Schonerus. Nürnb. 1531.

Problemata ad Almagestum. Nürnb. 1541.

Observationes XXX annorum a J. Regiomontano et B. Valthero Norimbergae habitae. Ed. Schoner. Nürnb. 1544.

Scripta clarissimi J. Regiomontani de torqueto. Nürnb. 1544.

Tabulae directionum perfectionumque, non tam astrologiae quam tabulis instrumentisque innumeris fabricandis utiles et necessariae; tabulae sinuum per singula minuta. Tübingen 1550, 1567, 1584.

Libri III commentationum in Ptolemaei magnam compositionem, quam Almagestum vocant. Nürnb. 1550.

Liber de fundamentis operationum, quae fiunt per tabulam generalem vel demonstrationes tabularum primi mobilis cum tabulis eclipsium Purbachii, ed. Schoner. Nürnb. 1557.

Disputationes super delinamenta theoricarum Gherardi Cremonensis. Basel 1569.

Hierzu kommt noch die von Regiomontanus besorgte Ausgabe mehrerer Classiker und (nach Weidler) einige nicht im Druck erschienene Manuscripte.

Walter hielt die Manuscripte seines Freundes im sorgfältigsten Verschluß. Als er 1506 starb, wäre durch den Unverstand seiner Erben leicht Alles verloren gegangen. W. Pirkheimer trat noch rechtzeitig ins Mittel, kaufte den Erben Alles ab und nahm es als städtisches Eigenthum unter seine Obhut. Habent sua fata libelli!

Mehrere der bereits erwähnten Kalender finden sich auf der Göttinger Universitätsbibliothek. Ob sie wirklich von „maister künigsperger" herrühren, ist einigermaßen zweifelhaft; ein solcher Name diente in jener Zeit häufig nur als Aushängeschild. Der von mir verglichene trägt keine Jahrszahl und bezieht sich auf Zeiten, die Jahrzehnte nach Regiomontan's Tode liegen. Als Motto geht voran:

Dis büchlin behende du billich lernen solt,
Und es achten für edel gestein silber und gold.
Kalendarius geheißen zu latein
Lernt dich der sonnen hóch und mones schein.

Den Anfang macht eine „tafel der lant und stet," Längendifferenzen enthaltend. Paris ist 30′ 48″ W., Prag 36′ 52″ O., Leipzig 10′ 51″ O. (von Nürnberg aus). Dann folgt für 1475, 1494 und 1513 für jeden Tag Zeichen, Grad und Minuten für Länge der Sonne und des Mondes, wobei auch die Lage des Mondknotens und die Namen der Kalenderheiligen nicht fehlen. Die Finsternisse der Sonne und des Mondes von 1497 bis 1530 sind abgebildet. Ferner eine Anweisung, die „gülden zal" und den Sonntagsbuchstaben zu finden, ein Abschnitt von den beweglichen Festen, und weiter

Wie man den newen und Vol Mond finden sol.
Von der Sonnen und des Mones Finsternuß.
Von dem waren Lauff der Sonnen.
Von dem waren Lauff des mones.
Von dem waren lauff des trachenhaubt.
Wie lang ein jeder Tag und Nacht ist. (Dies wird sehr ausführlich von 36° bis 55° angegeben.)
Von Eigenschafft der zwelffzeichen (astrologischen Inhalts).
Von den 12 Zeichen und 36 Bildern des Himmels.

Den Beschluß macht:

Eyn schöne vergleichung der Astronomi mit der artznei, dz ein berümter Artzt auch müß ein Astronomus sein.

Wir finden übrigens in dessen Kalendern merkwürdige Dinge. So wird der „Weißstraß" (Milchstraße) ein Umfang von 50,634,934 Meilen gegeben; Saturn ist 29mal, die Sonne 166mal größer als die Erde, die Entfernung der letzteren 2 Millionen Meilen.* Venus ist nur $^1/_{37}$, Mercur gar nur $^1/_{37000}$ der Erde. Und dies soll von Regiomontan herrühren und er sich selbst als „maister künigsperger" bezeichnet haben? Dazu noch die auffallende Plumpheit der Figuren in einer Zeit, wo Albrecht Dürer lebte und wirkte?

Niemand war von dem plötzlichen Todesfalle schwerer getroffen als Walter. Der früher so lebensfrohe, mittheilsame Mann wurde verschlossen, schweigsam und unzugänglich. Die Beobachtungen setzte er übrigens fort und seit 1488 hat er sich auch einer Uhr bei ihnen bedient. Aber erst nach seinem Tode wurden seine und Regiomontan's Arbeiten veröffentlicht.

Fragen wir uns nun schließlich, welche Bedeutung diese Männer für die Wissenschaft gehabt haben. Sie starben beide in der Blüthe der Jahre dahin; ihr Werk zu vollenden, war ihnen nicht vergönnt; die Kalenderverbesserung blieb liegen, denn man glaubte nicht, daß irgend ein Anderer dazu fähig sei. Ihr Zeitalter aufzuklären, durften sie nicht hoffen; über ihr Treiben liefen die albernsten Geschichten im Publico um.** Ein neues System haben sie nicht aufgestellt, man müßte denn Purbach's Sphären, die sich von denen der Alten wesentlich unterscheiden, dahin rechnen. Worin also besteht ihre Bedeutung?

Sehen wir uns die Zeiten an, welche der Wiedererwachung der Wissenschaften vorhergingen, so finden wir, daß die Masse in der Himmelskunde einzig nur die Sterndeuterei erblickte. Nativitätssteller traf man fast an jedem Hofe; bei jeder Himmelsbegebenheit ward nur gefragt, was sie

* Daß diese beiden Zahlen unter einander nicht stimmen, liegt auf der Hand.

** So erzählte man sich von einer mechanischen Fliege, die bei der Tafel die Gäste umsummte, so wie von einem ähnlichen Adler, der vor dem Kaiser beim Krönungszuge herflog.

bedeute, und wer an diese „Bedeutung" nicht glaubte, war ein Gottesverächter. Allerdings waren Einzelne dagegen aufgetreten, aber ohne das Geringste damit zu bewirken. Auch Purbach und Regiomontanus würden durch ein offenes Entgegentreten nichts bewirkt und nur ihre Person ernsten Gefahren ausgesetzt haben. Ihre Arbeiten setzten sich ein anderes Ziel, sie zeigten, daß die Himmelskunde einen selbständigen, von aller Sterndeuterei unabhängigen Werth habe, nach dem bisher Niemand gefragt hatte. Allerdings hatte schon Torricelli dahin gearbeitet, und man sprach davon, „nach den Sternen zu schiffen," aber noch hatte Niemand gewagt, über den Ocean hin zu fahren. Erst die deutschen Astronomen gelangten dahin, und ihre Ephemeriden leiteten den Schiffer über die große Wasserwüste; er hatte nicht mehr nöthig, sich ängstlich längs der Küste zu halten, wie noch die von Heinrich dem Segler ausgesandten Schiffe, die zwar die Westküste Afrika's erforschen, aber weder nach Westen noch nach Süden weiter fahren konnten. Was den heutigen Seefahrern der Nautical Almanac, das waren damals Regiomontan's Ephemeriden und sie blieben es lange Zeit hindurch. Nicht geringer aber waren die Vortheile, die dem Landbewohner erwuchsen. Mondphasen, Tageslängen, Finsternisse und Aehnliches wurden jetzt auf viele Jahre im Voraus bestimmt, allerdings nicht mit der heutigen Genauigkeit, aber immerhin genügend für die einfachen Verhältnisse jener Zeit. Nur die Kometen, die sich freilich nicht vorhersagen ließen, blieben noch übrig für Diejenigen, die es nun einmal nicht lassen konnten, das Publicum zu ängstigen, und so sehen wir, während die alte Astrologie selbst zu Grabe getragen ist, noch immer gewissenlose Scribenten, die selbst im neunzehnten Jahrhundert jede Gelegenheit begierig ergreifen, den alten kometomantischen Wust wieder aufzutischen und neu zu beleben.

Glücklicherweise ist das Wirken des Mannes, den wir hier geschildert, kein unfruchtbares gewesen. In steigendem Verhältniß haben seine Nachfolger auf diesem Grunde fortgebaut und haben sich nicht beirren lassen von den Gegnern, selbst nicht von den mächtigsten und gefährlichsten, den Mönchsorden, deren Feindschaft freilich noch nicht im fünfzehnten, aber desto ingrimmiger im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sich zeigte. Alle diese Kämpfe sind vorüber, und die Wahrheit hat gesiegt. Das ist es, was wir unserem Regiomontanus verdanken, und was alle kommenden Geschlechter ihm verdanken werden; denn immer klarer wird es sich herausstellen, wie wohlthätig die echte Himmelsforschung wirke, und wie nichtig und bedeutungslos alles Andere ist, was finstere Jahrhunderte aus ihr zu machen versuchten.

Die Steppengebiete Nordost-Afrika's.

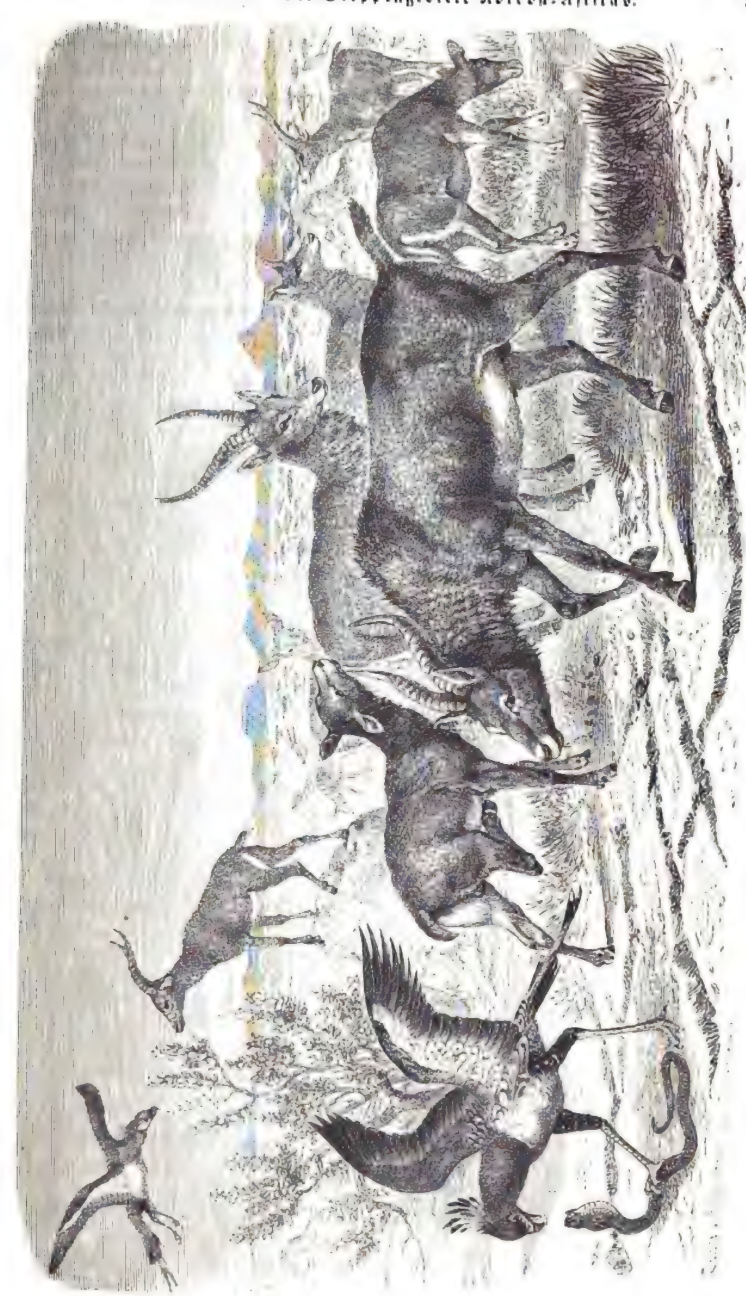
Von

Robert Hartmann.

(Schluß.)

Kaum wo anders giebt es so mäßige und abgehärtete Leute als hier unter diesen Beduinen. Sie leben meist von Milch, namentlich von Roob (saurer Milch), Käse nicht allgemein, sowie von den wenig ausgedehnten Erträgen ihrer im Sommer vorübergehend angelegten Durrah- und Zwiebelfelder, sie tauschen auch Sorghumsamen, spanischen Pfeffer, Erdnüsse und Getreide gegen Wildpret, lebendes Vieh u. s. w. ein. Sie zermahlen das Korn auf einem Steine, ganz wie die Berabra, backen aus dem groben Mehl süße und saure Fladen, oder bereiten daraus eine Art Polenta. Als Gewürz dient ein Gemenge von Kümmel, Salz und rothem Pfeffer; diese Substanzen werden in einem Kuhhorne aufbewahrt und darin mit auf Reisen genommen. Auf Reisen bildet übrigens eine Hand voll Sorghumkorn oft die einzige Nahrung dieser Menschen. Als Getränk dient meist Wasser, seltener auch Merisi, d. h. Sorghumbier. Obgleich herdenreich, genießen sie trotzdem doch nur selten das Fleisch ihres Viehes, lieber noch dasjenige des erlegten Wildes. Letzteres wird in Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet. Früchte des Christdornes, der Dompalme, der Hedjelig, des Taubenbaumes (Cordia), eines Lotus (Diospyrus abyssinicus), der Sauerpflaume (Detarium) u. a. werden gelegentlich gegessen und auch als getrockneter Vorrath aufbewahrt.

Diese Beduinen züchten Kamele, Pferde,



Disaja-Antilopen und Secretärvögel, eine Schlange zerbeißend. Steppe in Südsennar.

Rinder, Schafe, Ziegen und Hunde. Manche Stämme betreiben vorzugsweise die Zucht des einen oder anderen der eben hier genannten Hausthiere. Die Bagara haben ihren Namen von Bagr (Rind), die Kababisch von Kebsch (Schaf), andere nennen sich nach den Namen ihrer Schechfamilie, wie Aulad Abu-Simbil, die Söhne von Abu-Simbil, die Aulad Abd-el-Woched, die Söhne Abd-el-Woched's u. s. w., noch andere benennen sich nach Landschaften, z. B. El-Alauin oder kurzweg Lahauin, nach El-Aloa u. s. w.

Ihr Rindvieh gehört zu dem über fast ganz Afrika verbreiteten, dem indischen nahe verwandten Zebu oder Buckelochsen. Die Thiere zeigen sich in verschiedenen Raçen, als große und kleine, mit bald riesig großen, leyerförmig gebogenen oder auch halbmondförmig aus einander stehenden, bald nur ganz kurzen Hörnern. Der für den Zebu angeblich charakteristische Fettbuckel ist bei diesen afrikanischen Thieren manchmal sehr stark, manchmal aber auch nur schwach entwickelt, zuweilen fehlt er gänzlich, je nach Futterzustand, selbst nach individuellen oder nach erblich fortpflanzbaren Raçeneigenthümlichkeiten. Die Farbe der Thiere wechselt von Hellgrau in Gelblichbraun, Röthlichbraun, Schwarz- oder Weißbunt. Der äthiopische Zebu ist ein sehr kluges Thier, ist sehr sanften Naturells, genügsam und zu allen möglichen Zwecken verwendbar. Er trägt Lasten, und zwar in Gegenden, in denen Kamele, Pferde und Esel nicht mehr recht gedeihen wollen, er giebt schmackhafte Milch, gutes Fleisch, eine vortreffliche Haut und brauchbare Hörnersubstanz. Er läßt sich in einem ziemlich schnellen, wenngleich für den Reiter sehr ermüdenden Paßgange benutzen. Zu diesem Behufe wird ihm ein aus Sacktuch oder Leder verfertigter, mit Heu ausgestopfter Sattel aufgelegt und ein Ring durch einen Nasenknorpel gezogen, an welchem nun dies Thier mittelst eines geflochtenen Riemens oder Strickes sich willig regieren läßt. Der mit ein bis zwei Personen und mit etlichem Handgepäck beladene Zebu geht unermüdlich durch Feld und Sumpf, auf schlüpfrigen Wald- wie auf holprigen Felswegen.

Die Schafe dieser Leute sind ziemlich groß, und mit kurz geschweiften Hörnern, mit Ramsnasen, Hängeohren und langen Schwänzen ausgezeichnet, um deren Wirbel sich oftmals beträchtliche Fettmassen ablagern. Das Haar dieser Geschöpfe ist kraus, aber ziemlich starr und der üppigen Wolle oberägyptischer Schafe nicht mehr vergleichbar. Das Schaf der Bischarin ist eine meist dünnschwänzig bleibende Varietät der vorigen mit dunkler Schnauze, es ist dasselbe, welches zum Theil in Arabien und Syrien gezüchtet wird. Die Ziegen sind theils den nubischen ganz ähnlich, theils, wie z. B. in den östlichen Gebieten der Beni-Aamir, bilden sie eine langhaarige Raçe mit ziemlich großen, steinbockartigen Hörnern, dichtem Bart und nur schwach gesenkten Ohren. In Sennar und bei den Bischarin, Hadendoa, Dabena u. s. w. findet sich eine kleine niedliche Raçe mit abstehenden, sehr beweglichen Ohren, eine Raçe, die sich oft durch höchst bunte Fleckung kennzeichnet.

Die Kamele unserer Beduinen sind, nur diejenigen der Schukurieh und Abu-Rof ausgenommen, meist von kleiner Statur, weiß oder hellgrau, seltener gelblich, braun oder schwarz, sie sind schlank und zwar bei entsprechender Belastung recht ausdauernd, aber nimmer im Stande, auf einmal schwere Lasten, d. h. etwa vier Centner pro Stück, fortzuschaffen. Diese Steppenraçen liefern übrigens vorzügliche Hejins oder Reitkameele, am geschätztesten sind immer diejenigen der Bischarin von Taka. Manche dieser Stämme halten auch mittelgroße Pferde abessinischen oder selbst noch kleinere kordufanischen und darfurischen Schlages. Als sehr gut erweisen sich nun Thiere, denen dongolanisches Blut beigemischt ist. Leider halten die Pferde im Süden vom zwölften Breitengrade nicht lange aus und müssen daher hier häufig durch frische Nachschübe ersetzt werden. Um letztere herbeizuschaffen, unternehmen manche Beduinen alljährlich weite Reisen zu den Märkten von Urdu, Obed, Bara, Sennar, Efag, Doka, Suk-Abu-Sinn, Metemmeh, Wochni u. s. w.

Der Esel der Beduinen ist ein gezähmter Abkömmling jenes schönen Geschöpfes, welches wir als wilden Bewohner etlicher Districte unserer Region kennen gelernt haben. Es ist ein edles Geschöpf, welches bei großer Genügsamkeit eine unendliche Ausdauer entfaltet und für alle diese Gegenden ein ganz unentbehrliches Reit- und Lastthier abgiebt. Abessinische Maulthiere

und Maulesel werden nur im Besitze weniger begüterter Beduinen angetroffen. Dieselben halten sich zwar in den Steppen immer noch besser als Pferde, erliegen jedoch auch hier häufig genug der klimatischen Unbill.

Der Viehstand dieser und jener Beduinenstämme, namentlich der Schua, Bagara, Abu-Rof, Kababisch, Schukurieh, Jehena, Hadendoa, Dabena, ist ganz ungeheuer. Es gewährt ein eigenthümlich reizvolles Schauspiel, diese markigen Kinder der Wildniß ihre Herden an irgend einem Brunnen der Steppe Bejudah oder Sennars tränken zu sehen. Kaum vergolden — bei solcher Gelegenheit — die ersten Strahlen der Sonne die Baumgipfel, so erheben sich auch, in allen Tonarten schreiend, deren ihre Geschlechter fähig sind, die Tausende und aber Tausende aus Gras und Buschwerk. Sie drängen sich, ohne von ihren Hirten dazu erst besonders angetrieben zu werden, zu jenen Löchern voll trüben, lehmigen und oftmals voll salzigen Wassers, welchen man hier die vielverheißende Bezeichnung „Brunnen" beizulegen beliebt. Wie prachtvoll ist dann der Anblick aller der hochgestellten Rinder mit ihrem lang herabhängenden Triel, ihren geschlossenen Leibern, vollen Nacken und der stolzen Haltung. Wie munter treibt und stößt die ganze Gesellschaft einander vorwärts! Der Beduin, Mann und Weib, Greis, Jüngling und Mädchen heben hier mühsam das Wasser in Lederschläuchen aus den Gruben empor und schütten es in eilig aufgegrabene Sand- oder Lehmkuhlen, in denen der größte Theil des kostbaren Wassers von der mütterlichen Erde aufgesogen wird. Glücklich der sennarische Nomade, welchem ein viele Monate im Jahre hindurch gefüllt bleibender Teich, Hafir, zu Gebote steht. Glücklich der Nomade, dem ein von Feigenbäumen, Tamarinden, Adansonien oder Combreten beschatteter Felsspalt das Wasser vor dem zu schnellen Verdunsten sichert. Während nun die Aeltern im Hafir ihr Vieh mit Sorgfalt tränken und zusehen, daß möglichst kein Stück dabei zu kurz komme, balgen sich die zierlichen nackten Knaben und Mädchen mit den gutmüthigen Stieren herum oder sie zerren die geduldigen Schafe und die stets launigen Ziegen mit unverwüstlicher Heiterkeit hierhin, dorthin. Laut aufschreiend vor Lust, wälzt sich im Wohlgefühl der Esel im Sande, und das Kamel bietet seinen barocken Rücken dem hülfreichen Raben, der ihm die Zecken von ungelegenen Stellen so begierig abpickt, Liebesdienste, die, wie wir früher kennen gelernt, diese und noch andere Vögel auch anderem Hausvieh, sowie sogar Antilopen leisten. Der Reisende erblickt so unter dem Nomadenvolke Scenen, welche an poetischer Innigkeit der gewähltesten Darstellungen einer an Schäferstückchen so reichen Taschenbuchszeit spotten. Eine unserer Illustrationen stellt beduinisches Treiben an einem der Bejudahbrunnen dar.

Wohl sind die Herden des Beduinen Reichthum, sein Hab und Leben, Gegenstände seiner Sorge, seiner Lust, seines Stolzes, seiner Trauer. Er kleidet sich in ihre Haut, ißt ihr Fleisch, genießt ihre Milch, verwebt ihr Haar. Der Viehstand ist ihm freilich ein Gegenstand steter Besorgniß, einer bei sonstiger Freiheit des Steppenlebens nicht leichten Abhängigkeit. Um die Weideplätze zu ändern, muß der Mann weite Wanderungen unternehmen, muß oft weite Gebiete aufsuchen und absuchen, Gebiete, in denen zumal jeder habgierige, die Macht der Umstände geschickt ausnutzende Localschekh den Durchgangszoll verlangen kann. Nöthigte doch auf diese Art durch mehr als zwei Jahrhunderte lang das Wesirat der Fungisultane von Sennar die mächtigen Schukurieh, Abu-Rof, Alauin, Bagara u. A. zur Zahlung eines Tributes auf ihren Wanderungen durch die Steppen am Blauen Flusse. Noch gegenwärtig schikanirt selbst der Schattenkönig der Funje am Berge Gule die „Araber" auf alle mögliche Weise. Wie mir Barth vielmals erzählt hat, macht es ebenso der Schekh von Bornu mit den Uled-Sliman und den Schua, der König von Fur mit Hamr und Risegat u. s. w. Der Türke aber ist der oberste Bedrücker dieser Völker.

Wildhunde, Hyänen und Löwen lichten die Herden der Beduinen, Seuchen, das angebliche, so unheimliche, noch so mysteriöse geflügelte Unheil dieser tropisch-afrikanischen Regionen, die Surrita- oder Tsetsefliege, sowie endlich der Krieg lichten dieselben gleichfalls. Um die Wasserplätze, Weidegründe und den Viehstand selbst entwickeln sich zwischen diesen Nomadenstäm-



Kolossale Sijale-Akazie. Rastende nubische Kaufleute und Beduinen am Brunnen Abul Dschur in der Bejudahsteppe.



Leucoryx-Antilopen, denen Schildraben Zecken ablesen, in der Nachbarschaft des Brunnens el Gomr, Bejudahsteppe.

men häufige und zuweilen auch recht erbitterte Fehden. Wasser ist ja in der öden, von der Tropensonne durchglühten Steppe das nothwendigste Lebensbedürfniß; um den Besitz desselben streiten die Thiere der Wildniß nicht minder wie die Hausthiere und die Besitzer der letzteren. Manchmal schon ist es an den Brunnen der Bejudah und Kordufans zu blutigen Händeln zwischen Hasanieh, Kababisch, Alauin u. s. w. gekommen. Dann sind die Weidegebiete nicht überall gleich ausgiebig, man sucht einander von ihnen zu verdrängen und die Rolle des meist Begünstigten zu spielen. Großer Viehstand eines Stammes erregt bald einmal den Neid eines weniger begüterten. Ferner treiben selbst Privatfeindschaften zwischen einzelnen oder mehreren Mitgliedern verschiedener Stämme und Gebote der hier noch immer bestehenden Blutrache zu Kämpfen. Die Rechtszustände dieser unter erblichen Schekhs stehenden Leute sind natürlich sehr mangelhaft. Bekanntlich predigt der Islam den Djihad, den Religionskrieg wider die Ungläubigen. Der Beduine, obwohl für gewöhnlich nicht bigott, ergreift gern jede sich darbietende Gelegenheit, um diesem heiligen Gesetze Folge zu leisten, über die ihm benachbarten heidnischen Schwarzen, Schilluk, Denka, Noba, Bertat u. s. w. herzufallen, ihnen ihre dürftige Habe zu zerstören und ihnen Leute zu rauben. Nach dem Koran dürfen ja derartige Ungläubige von den Gläubigen zu Sklaven gemacht werden. Die Beduinen aber bedienen sich schwarzer Sclaven beiderlei Geschlechtes als Handelsobjecte, zur Bearbeitung ihrer wenig ausgedehnten Anpflanzungen von Culturgewächsen, zur Hütung ihres Viehes, zur Einsammlung von Waldfrüchten, zur Verfertigung von Hausrath, zur Herrichtung des gesetzlich erlaubten Concubinats u. s. w. Da ist denn den Nomaden der Steppe der Djihad gerade so bequem, ihn früher oder später als religiösen Deckmantel für die grausame Sclavenjagd zu benutzen. Es sind namentlich die oft heuchlerischen, eine Art geistlichen Verbandes bildenden Fugara unter ihnen jederzeit in der Stimmung, das Gottgefällige eines unter dem Gebote des Djihad angestrebten Mord- und Raubzuges zu preisen. Die wilden Hirten, sonst nicht eben viel um Allah, Koran, um Gebete und Waschungen sich kümmernd, lassen es bei solchen Gelegenheiten nicht leicht an augenfälliger religiöser Zerknirschung fehlen, sie suchen dann, Gott und den Propheten auf der Zunge, die Bestie im Herzen, den Kampf mit den verfluchten, ihnen so nützlichen „Kaffern.“ Entschließt sich aber ein Beduine zum Menschenraub, so bietet er alle ihm angeborene List und Energie auf, um zum Ziele zu gelangen. Einzeln, zu zweien, dreien reiten oder gehen sie Tage lang umher, weit weg, überfallen hier ein ohne Aufsicht gelassenes Negerkind, dort eine erwachsene wehrlose Person und schleppen sie nach Hause, oder gleich auf den ersten besten Marktplatz. Zuweilen rüstet sich die wehrfähige Mannschaft einer ganzen Gabileh, Ferkeh, zu einem Raubzuge, Ghasua, großartigeren Stiles. Steht ein solcher bevor, so wird die dazu auserlesene Mannschaft gemustert. Als Agid, Aufführer, fungirt entweder der Schekh des Stammes oder irgend ein Krieger von Auszeichnung. Der bewaffnete Haufe, Kom, steigt zu Roß oder Dromedar und folgt beharrlich seinem Ziele. Jeder Mann vom Kom ist ein Held, bietet Alles auf, um seinem Stamme den Erfolg zu sichern und seinen Nächsten sich als Achu-el-benat, d. h. Bruder der Mädchen — tapferer Kerl — zu bewähren. Mit raffinirter Kriegslist ins Werk gesetzt, gelingt der Zug meistenstheils. Der sich zur Wehr setzende Feind wird erschlagen, lebend Ueberwundene, die Weiber und Kinder werden in die Sklaverei geschleppt. So gewonnene Negersclaven beiderlei Geschlechts habe ich bei den Hasameh, Abu-Rof und Bagara gesehen. Sie wurden nach östlicher Sitte von ihren Herren gewöhnlich gut behandelt und fühlen sich wie Angehörige der Familie. Die mit Sclavinnen gezeugten Kinder des Beduinen werden von diesem nicht selten legitimirt. Freilassungen finden sehr häufig statt, aber die Freigelassenen ziehen es oftmals vor, bei der ihnen lieb gewordenen Familie freie Diener zu bleiben, schlagen auch gar die Freilassung freiwillig aus und lassen es bei ihrem ihnen zur Gewohnheit gewordenen Sclavenverhältnisse bewenden.

Nirgends wohl findet man so vorzügliche Jäger als unter diesen Steppenhirten. Abessinier und Funje betreiben die Jagd mehr gelegentlich, jene Beduinen aber betreiben sie mit ganz besonderer Leidenschaft. Im Aufspüren, Beschleichen, Ver-

folgen, Einfangen des Wildes entwickeln sie einen ungemeinen Scharfsinn, eine nicht zu ermüdende Ausdauer. Der Kufai z. B. beschleicht das Lager der Löwin, während dieselbe auf Raub ausgeht, und stiehlt ihre Jungen. Erwachsene Löwen werden, wenn sie vollgefressen und träge in der Dickung lagern, überfallen, mit Lanzen bespickt oder mit dem Schwerte niedergehauen. Ebenso verfährt man mit dem Panther, dem Geparden, der Hyäne. Der Kufai macht sich ferner noch an säugende Antilopen, wirft der Mutter den Speer durch den Leib und zerlegt ihr Fleisch, nachdem er sich ihrer lebenden Jungen bemächtigt hat. Zu Pferde setzt er hinter den großen sehr flüchtigen Antilopen her, hetzt sie müde und sticht sie zusammen, ihren verzweifelten Hörnerschlägen und Stößen sehr geschickt ausweichend. Gazellen, Trappen und große Eidechsen jagt er mit Hunden oder er fängt erstere auf ihren Wechseln mit Schlingen und mit sinnreich construirten Schlaghölzern, die den Thieren die Beine zerschmettern. Hinter der Giraffe geht es zu Dromedar oder zu Pferde her und dem mattgewordenen Thiere werden die Sprungsehnen der Hinterfüße mit dem großen Schwerte zerhauen. Der Strauß wird mit Hülfe jener Thiere gleichfalls müde gehetzt und durch einen oder mehrere Schläge mit dem Salamstock auf den Kopf betäubt, bis er zuckend niederstürzt. Dann springen die Jäger von ihren Reitthieren, halten den Riesenvogel, damit er im Todeskampfe nicht um sich schlage, sich die Federn beschmutze, fest am Boden und schneiden ihm mit dem Dolchmesser den Kopf ab. Dann wird er abgebalgt und sein Fleisch und Fett werden gesammelt. Ganz ähnlich verfahren übrigens nach Abd-el-Gader-Mohammed-Ben-Koddur's Mittheilungen an General Daumas die Stämme der algierischen Sahara. Die Eier geben eine gesuchte Speise, die Schalen derselben dienen zu mancherlei häuslichen Zwecken. Straußfleisch ist als Essen beliebt, Straußfett als Heilmittel geschätzt. Große Schlangen werden mit Stöcken erschlagen. Die ihrer schönen Federn wegen geschätzten Marabustörche, die Zibethkatzen, das Stachelschwein, dessen Fleisch und Stacheln die Begierde des Nomaden reizen, fallen ihm zur Beute, wie die sehr langohrigen Hasen dieser Regionen, die Perlhühner, Wüstenhühner und die reizenden Zwergböckchen (Zwergantilopen, Cephalolophus), die er mit Stöcken todtwirft, sind hier auch Objecte der kleinen Jagd. Ein Bündel Wurfstöcke von Akazienholz gehört zum täglichen Geräthe dieser Menschen.

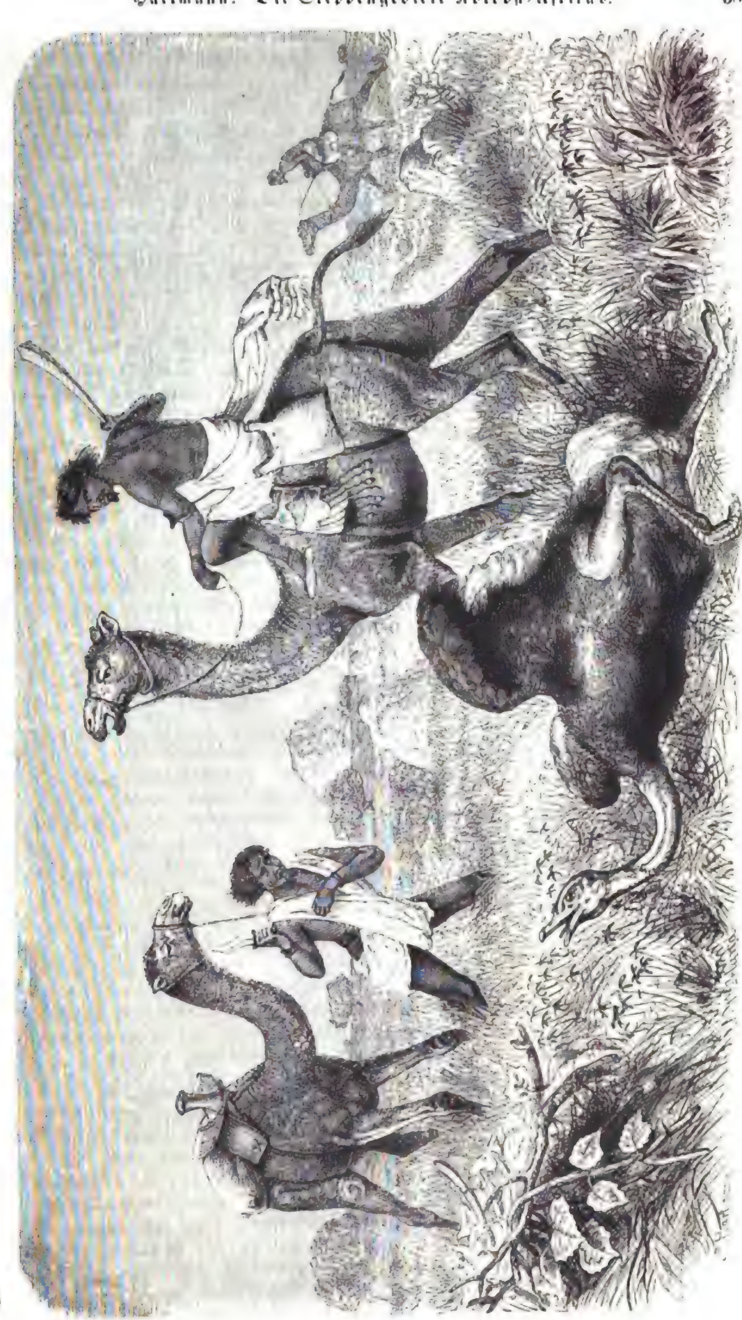
Sehr interessanten Stoff zu Beobachtungen bietet der Wechsel der Jahreszeiten in diesen Territorien. Ein hierauf bezüglicher Auszug aus meinem Tagebuche wird den Lesern dieser Blätter hoffentlich nicht unwillkommen sein.

„Während der Heta, der trocknen Zeit, verdorrt unter dem Gluthstrahle einer lothrecht herabfallenden Sonne fast aller Pflanzenwuchs. Aus dem todten Mattgelb vertrockneter Gräser oder krautiger Dicotyledonen starren die entlaubten Astgerippe und die Ranken der Akazien, Sodaden, Feigenbäume, der Cissus und lianenartigen Asclepiaden, nur Hejelig und Boscien behalten den dürftigen Schmuck ihrer Blätter, wie auch die besenartigen Reiser des Sarcostemma noch ihr dunkles Saftgrün bewahren. Alsdann kränkelt selbst in den Khuar und in Nachbarschaft der „Brunnen“ die gesammte Vegetation.

Unheimlich still ist es über Tag, so lange noch die Sonne hoch vom Himmel herabsengt. Die Thiere der Chalah ziehen sich dann erschöpft in dichteres Buschwerk und unter das Geäste zurück, suchen in Erdlöchern und unter überhängenden Felsblöcken Schutz. Dann sieht man wohl die größeren Antilopen Addax, Leucoryx und Dama unter dem Schirmgezweige der Akazien rasten, oder man sieht Rudel der kleineren Gazellen sich um die mageren Tundubsträucher drängen. Selbst die Vögel bleiben unter den Zweigen geduckt, und regungslos hängt manch riesiges Heupferd an der Spitze eines Gaschhalmes. Kaum huscht eine Eidechse, ein Raubkäfer, beutesuchend, von einem Gaschbüschel zum andern. Heiße Winde fegen nicht selten heulend über die verbrannten Ebenen, Staubwände zu unermeßlicher Höhe aufthürmend, Typhonen rasen in wechselvollem Spiel hierhin, dorthin; die unteren Luftschichten zittern, schwanken lebhaft, gleich den Wogen weiter, sanft bewegter, das Sonnenlicht wiederspiegelnder Seeflächen. Mühsam arbeitet sich die Karawane zwischen die hohen Grasstengel hindurch, welche unter den Tritten der breitsohligen Kamele knacken und

knistern. Vorsichtig meidet das Schiff der Wüste die tiefen Risse, in denen der durchglühte Boden aus einander klafft. Von der infernalischen Hitze ermattet, behauptet der Reisende mit Mühe seinen Sitz im Sattel des Dromedars; das Haupt dicht mit schützendem Turban umwunden, gedenkt er in träumerischem Nachsinnen der Labung des heiligen Nil, dessen Fläche die tückische Kimmung ihm minutlich vorzaubert. Der braune Nomade hält sich in der Nähe der wenigen, nie ganz versiegenden Brunnen. Nur Abends, wenn des Erdbodens entfesselte Gluthwärme gen Himmel strahlt, wird es belebter in der Chalah. Dann ertönen der melancholische Schrei des Schakals, das rauhe Gekläff des zu dieser Zeit meist mageren und räudigen Semechhundes. Morgens gurren und kichern fröhlich die Wildtauben, der Gesang der in Afrika überwinternden Zugvögel, der Gesang der Lerchen, das Rufen des Kuckuks, das Zwitschern der Finken tönen aus jedem Gebüsch. In kurzen Sprüngen eilen die Antilopen zur Aetzung. Welch paradiesisches Bild, aber nur wenige Stunden und Todtenstille herrscht wieder auf der alsbald von neuem Gluthhitze aushauchenden Weite. Unleidlicher wird gegen Ende dieses, mit unserem Winter zusammenfallenden, tropischen Sommers die Hitze. Der Sturmwind braust oft und öfter von Süd her über die Chalah. Im Mai schon zucken helle Blitze in der Gegend, wo der Blaue und der Weiße Nil ihre Wasser mischen; abendlicher Donner verkündet die Annäherung des Charif, der nassen Zeit. Gewitter brechen oft und öfter über die Steppe herein. Strömende Regengüsse prasseln hernieder, trüblehmige Wasser sammeln sich in den Khuar, durcheilen dieselben wilden Laufes nach allen Himmelsgegenden, reißen Erdschollen, Steine, Baumstämme in ihre brodelnden, siedenden Strudel hinein, verlaufen sich aber auch meist binnen kürzester Zeit wieder und verschwinden in der lockeren, porösen Erde. Lachen oder Fulen entstehen, der Inhalt der Brunnengruben vermehrt sich. Mit den ersten Gewitterregen erwirbt die weite Bejudah ein neues Kleid. Zweiglein mit frischgrünen Blüthchen schlagen zwischen dem Dorngewirre der Akazien aus; neue Triebe sprießen an den vergilbten Grasstengeln hervor und schon um Mitte Juli wogen üppige Grasfelder, gleich unermeßlichen in Blüthe stehenden Kornäckern. Der Wohlgeruch der Akazienblumen durchschwängert die feuchte, nicht mehr so dörrende Atmosphäre. Wolken häufen sich im Zenith und zeichnen veränderliche Schatten auf dem mit blühenden Kräutern geschmückten Boden. Prächtige Vögel gaukeln in den Zweigen, schmettern an den laubreicheren Khuar ihre Liebeslieder, große röthlich geflügelte Akridier tummeln sich im Grasdickicht; Antilopenrudel drängen sich vom Rande des einen Regenstromes zu dem des anderen. Die Giraffe, der Strauß recken neugierig ihre langen Hälse über die hochgeschossenen Pflanzengebilde hinweg. Der gefleckte Hund, im Schmucke seines neubehaarten Felles, durchtrabt mordend die Weiten der Chala. Katzenartig sich duckend beschleicht und bespringt der schlanke Gepard seine Beute. Freudig brüllend, blökend und meckernd vertheilen sich die Herden der Nomaden über die nunmehr eine fette Weide darbietenden Districte. Der Hirt selbst aber lockert das durch Absengen des „Gasch“ blosgelegte Erdreich, streut Samen aus, und erquickt in den Wassern der zauberartig entstehenden Lachen seine braunen Glieder.

Abends im Duar lagern die „Araber“ behaglich um die gastlichen Feuer aus krummästigem Steppenreisig und erzählen einander gar Mancherlei. Sie erzählen Märchen, alte Heldengeschichten, Jagdabenteuer, Handels- und Pilgerreisen. Die Leute politisiren sogar. Sie sprechen da vom Sultan Hosên-el-Fadl, dem geizigen und hinterlistigen Herrscher von Fur, sie nennen verwünschend den Namen irgend eines Beys, der diesen oder jenen ihrer Stämme so böse geschlagen, sie verdammen leiser und lauter die Höhe des ihnen von den strengen Meistern zu Dongolah und Chartum auferlegten Tributes. Ja es dringt sogar Einiges zu ihren Ohren von den Begebnissen der großen äußeren Welt. Da lauschen die schlichten, wilden Söhne der Steppe gewissen Gerüchten von einem langen, langen Graben, der nun das Meer von Rum mit dem Meere von Hidjaz vereinigt, welcher Graben sich geöffnet auf das einzige Wort ihres hohen Herren Ismail-Pascha, des gefürchteten Gebieters im Divan zu Masr. Sie lauschen auch den Erzählungen vom großen greisen Sultan eines Kaffernvolkes in Beled-el-Rum (Europa),



Straußjagd der Abu Rof. Steppe bei Hedebat in Sennar.

das man Burusianin (Preußen) heiße, von jenem großen Anführer und von seinem großen Wesir, wie solche die Heere anderer rumischen Kaffern, genannt Nemsa (Oesterreicher) und Fransa (Franzosen), in heißen, grimmen Kämpfen bezwungen. Manche andächtige Anrufung des alleinigen Gottes, manches mit lautem Zungengeschnalze und mit energischem Händezusammenschlagen bekräftigte Wort der Anerkennung entströmt da den Lippen der Steppenhirten, hören sie von gewaltigen Dingen selbst in Ländern, deren Existenz ihnen ungefähr wie aus sagenhaftem Nebel in unbestimmten, verschwimmenden Umrissen hervorschimmert.

An solchen Abenden im Duar der Nomaden werden Schalen voll sauern Rahmes aufgethürmt. Wohl zischt in des Feuers Gluth das Fett am Lammesbraten, am Ziemer der jetzt feisten Gazelle. In den Zweigen trocknet das Salzfleisch in dürren Riemen. Durrah wird ausgehülst, Früchte werden getrocknet und manche andere durch die veränderte Jahreszeit bedingte Arbeit erledigt. So wechselt es in der Steppe in Natur- und Menschenleben Jahr für Jahr."

Ueber gebundenes Wasser.

Von

Franz v. Kobell.

Das gewöhnliche Vorkommen des Wassers auf der Erde ist allgemein bekannt. Die Quellen, Flüsse, Seen und die Meere zeigen uns dasselbe im flüssigen Zustand, die Gletscher zeigen es als festes Eis und in der Luft ist es dampf- und gasförmig verbreitet, durch Veränderung der Temperatur dann als Regen, Hagel, Schnee erscheinend. Das gilt von dem freien ungebundenen Wasser. Das Wasser findet sich aber auch im gebundenen Zustand als Bestandtheil verschiedener fester Steine und Salze und in diesem Zustand ist es unmittelbar nicht zu erkennen, wie überhaupt die Substanzen in chemischen Verbindungen durch physische Mittel nicht mehr erkennbar, durch die stärksten Mikroskope nicht mehr wahrnehmbar sind. Wenn der Schwefel mit dem Quecksilber Verbindung eingeht, so entsteht bekanntlich der rothe Zinnober, der oft in durchsichtigen Krystallen vorkommt; der Schwefel ist an diesem durch das Auge so wenig zu erkennen als das Quecksilber. Ebenso ist es, wenn der Sauerstoff, die Kohlensäure, das Chlor ꝛc. Verbindungen mit anderen Elementen oder deren Mischungen eingehen. Der Sauerstoff für sich im freien Zustand ist ein gasförmiges Element, welches weder durch Druck noch auf andere Weise zum Fluidum condensirt werden konnte, wenn er aber chemische Verbindung mit einem andern Elemente eingeht, so kann er fest werden, wie in den Verbindungen mit Eisen, Blei, Zinn, Kalium, Calcium ꝛc. Die Kohlensäure, eine Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff, ist im freien Zustand bei gewöhnlichen Verhältnissen des atmosphärischen Druckes ebenfalls gasförmig, man kann sie durch starken Druck zum Fluidum verdichten und aus diesem sogar als festen Schnee darstellen, aber diese Zustände gehen unter den gewöhnlichen Verhältnissen, welche die Atmosphäre beherrschen, immer wieder in den Gaszustand über. Wenn dagegen die Kohlensäure eine chemische Verbindung mit der Kalkerde, Magnesia, Baryterde, mit Kali, Natron ꝛc. eingeht, so tritt sie in einen festen Zustand ein, welcher für die gewöhnlichen Verhältnisse der Temperatur und des Luftdruckes sich nicht verändert, sondern bleibend ist. Ebenso verhält es sich mit dem Wasser, welches, wie man weiß, über 0° als Fluidum erscheint. In chemische Verbindung eingehend, bildet es sehr oft feste Körper, an welchen auf mechanische Art, z. B. Zerreiben über 0° keine Spur von Wasser zu entdecken, kein Nässen irgend einer Art wahrzunehmen ist. Man kann sich bei dergleichen festen Wasserverbindungen oder Hydraten (von ὕδωρ Wasser) von dem Wassergehalt nur überzeugen und solches flüssig darstellen, wenn man die Verbindung durch Erhitzen, welches oft bis zu 200 Grad und 300 Grad zu steigern, zersetzt, und es kommen Fälle vor, wo das Wasser auf diese Weise auch nicht mehr getrennt werden kann und besondere chemische Mittel angewendet werden müssen, um die Trennung zuwegezubringen. Das ganze Wesen von Verbinden und Trennen der Elemente und ihrer Mischungen dreht sich um die Verhältnisse, unter welchen eine Mischung Bestand haben kann oder nicht,

und um die sogenannte chemische Verwandtschaft, wodurch ein Mischungstheil bei stärkerer Anziehung eines andern aus der bisherigen Mischung tritt. Das Studium dieser Verhältnisse und Verwandtschaften und der Gebrauch, welcher davon zu machen, um neue Verbindungen zu schaffen und auch wieder aufzulösen, ist das, man kann wohl sagen lebendige Gebiet, auf welchem die Chemie beschäftigt ist. Dabei muß immer das Experiment zu Hülfe genommen werden, denn von vornherein haben wir kein sicheres und oft gar kein Urtheil über die chemischen Eigenschaften eines Körpers. Wenn einerseits erhöhte Temperatur Hydrate zersetzt, so geschieht oft dasselbe, wenn eine Substanz zur Action kommt, welche das Wasser stärker anzieht, als es in seinem Hydrat angezogen wird. Wenn man Kupfervitriol, ein wasserhaltiges schwefelsaures Kupfersalz, welches in schönen blauen Krystallen vorkommt, erhitzt, so verlieren die Krystalle sogleich ihre Farbe, werden weiß und geben Wasser, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man das Erhitzen in Mitte eines Glasrohrs vornimmt, wo sich an den kaltbleibenden Enden das ausgetriebene Wasser zu kleinen Tropfen condensirt. Wenn man solche Krystalle unter einer Glasglocke über Vitriolöl aufhängt, so werden sie ebenso durch Wasserentziehung weiß, weil das Vitriolöl eine größere Anziehung zum Wasser hat, als sie im Kupfersalz selbst ist. In diesem Falle sieht man das Wasser nicht, da es von der Schwefelsäure aufgenommen wird, mit dieser in chemische Verbindung tritt.

Das auf der Erde frei vorkommende Wasser führt, mit Ausnahme des Regenwassers, immer erdige Theile und verschiedene Salze in Lösung, und die sogenannten Mineralwässer und Soolen enthalten oft bedeutende Quantitäten. Es beweist dieses, daß das Wasser Gesteine und Felsarten, durch welche es sich bewegt, allmälig zu zersetzen im Stande ist und ihnen Mischungstheile entzieht, sie auch wohl selbst auflöst. Man kann sich davon durch ein einfaches Experiment überzeugen, auf welches Kenngott aufmerksam gemacht hat, nämlich durch Feinreiben der Gesteine und Prüfen des mit destillirtem Wasser befeuchteten Pulvers auf alkalische Reaction. Dazu gebraucht man das sogenannte Curcumapapier, dessen gelbe Farbe durch alkalische Erden und Alkalien in Braun sich verändert. Zu dergleichen alkalischen Erden gehört die weit verbreitete Kalkerde und die Magnesia und zu den häufig in den Gesteinen vorkommenden Alkalien das Kali und das Natron. Fast alle Gesteine, welche diese Mischungstheile enthalten, reagiren, in der erwähnten Weise behandelt, alkalisch. Die Wirkung des Wassers wird noch erhöht durch einen Gehalt an Kohlensäure und werden so allmälig Gesteinsmassen im Großen verändert, wobei fast immer Hydratbildungen stattfinden, da sich das Wasser mit dem Antheil, welchen es nicht auflöst und wegführt, verbindet und als gebundenes Wasser an ihm festhält. So wird der Feldspath, eine Verbindung von Kieselerde mit Thonerde, Kali und auch Natron, wie auch andere thonhaltige Kieselverbindungen (Silicate) zu Thon zersetzt, d. h. zu einer Verbindung von Kieselerde und Thonerde mit Wasser, und beträgt der Wassergehalt durchschnittlich gegen zwanzig Procent. Kali und Natron mit einem Theil der Kieselerde werden dabei aus dem Feldspath vom Wasser aufgelöst und fortgeführt. Daubrée fand, daß drei Kilogramm Kalifeldspath als feines Pulver in einem eisernen Cylinder acht Tage lang mit Wasser umgedreht, so viel Kali an das Wasser abgegeben hatten, daß in 5 Liter 12 Gramm Kali enthalten waren, also eine starke Lauge, und nach Haushofer kann die Regenmenge eines Jahres aus einer Granitfläche von 100 Quadratmeter gegen 10 Gramm Alkali auflösen, wenn man voraussetzt, daß die jedesmal gebildete Thonerde, welche ein Hinderniß für die fortgesetzte Auslaugung ist, entfernt worden sei. Es ist klar, daß dergleichen Processe in der Natur nur äußerst langsam vor sich gehen, weil die Bedingungen des Experiments, feine Pulverisirung der Gesteine (zur Vergrößerung der anzugreifenden Oberfläche) und andauernde Einwirkung des Wassers fehlen, oder nur theilweise vorkommen, denn außerdem gäbe es vielleicht kein Granitgebirg mehr.

Mächtige, durch Zersetzungen entstandene Thonlager und Gebirgsstöcke finden sich in vielen der auf den Urgebirgen gelagerten Formationen, von den älteren des Buntsandsteins durch die Juraformation bis in die Kreide und jüngere Formationen. So in Sachsen, Böhmen, Frankreich, Corn-

wallis, wo der Thon zum Theil Kaolin ist, das zur Fabrication des Porcellans dienende Material, durchschnittlich 15 Procent gebundenes Wasser enthaltend. Die Thonlager bei Portsmouth erreichen eine Mächtigkeit (Dicke) von 260 Fuß, zu Wimbledon in Surray gegen 500 Fuß und auf der Insel Wight über 1000 Fuß. Großbritannien producirt eine Million Tonnen Thon, das ist zwanzig Millionen Centner. Diese enthalten 200 Millionen Liter an gebundenem Wasser, eine Menge, welche freigemacht hinreicht, die doppelte Armee Englands mit Wasser zu versehen. — Zahlreiche Thonlager begleiten die Braunkohlenformation im Schwarzwald, in Westphalen, in der Rhön, in Thüringen, Preußen und Polen, so daß die Menge gebundenen Wassers in diesem Gestein eine ungeheure ist.

Häufig mit dem Thon zusammen kommt der Gips vor. Der Gips ist schwefelsaurer Kalk mit 21 Procent Wasser und da er 2,3mal schwerer als Wasser, so wiegt 1 Kubikfuß Gips 62,1 Kilogr., enthaltend 13 Liter Wasser. Eine in Virginia in Preston Salt Valley vorkommende Gipsmasse wird auf 500,000 Tonnen oder 10,000,000 Ctr. geschätzt, große Gipsmassen finden sich zu Langenfeld in Krain, in Wallis bis ins Dauphinée 20 bis 30 Stunden lang zusammenhängende Lagerungen; der Montmartre bei Paris, das Thal von Montmorency, Argenteuil ꝛc. sind reiche Gipsniederlagen, ebenso Sicilien, und ferner ist der Gips ein steter Begleiter des Steinsalzes und der zugehörigen Formationen des Buntsandsteins und Muschelkalks, so in Schwaben, Berchtesgaden, Hallein und Hall in Tirol. Die Production an Gips beträgt in Baiern 250,000 Centner, mit einem Gehalt von $2^1/_2$ Millionen Liter Wasser.

Viele Wässer, die Soolen und Meere enthalten Gips aufgelöst (bis zu 4 Procent schwefelsauren Kalk = 5 Gips) und setzen ihn, wo eine Verdunstung des Wassers eintreten kann, wieder ab; die Schwefeldämpfe der Solfataren und Vulcane erzeugen bei Einwirkung auf Kalksteine fortwährend Gipsbildungen, wie auf den Liparischen Inseln nachgewiesen, auch durch Zersetzung von Schwefelkiesen und Einwirkung der entstandenen Schwefelsäure auf Kalk bildet sich Gips, und der oft massig vorkommende wasserfreie schwefelsaure Kalk, Anhydrit, wird bei längerer Einwirkung von Wasser ebenfalls zum Hydrat umgewandelt.

Andere Gesteine, welche gebundenes Wasser enthalten und Antheil an der Bildung der Erdrinde nehmen, sind der Chlorit (mit dem Ripidolith) und der Serpentin (mit dem Chrysotil). Der Chlorit ist eine Verbindung von Kieselerde und Thonerde mit Magnesia, Eisenoxydul und Wasser, und enthält von letzterem 9 bis 12 Procent chemisch gebunden. Er ist 2,8 mal schwerer als Wasser und wiegt 1 Cubikfuß Chlorit 75,6 Kilogramm mit 7 bis 9 Liter Wasser. Dieses Mineral bildet, in grünlichen Schuppen und Blättchen zu einem Schiefer geschichtet oder als sogenannter Chloritschiefer bedeutende Gebirgsmassen, und ist vorzüglich in den Alpen, in Schweden und Norwegen und am Ural verbreitet.

Von nahezu gleichem Wassergehalt = 12 Procent ist der Serpentin, außerdem eine Verbindung von Kieselerde und Magnesia mit etwas Eisenoxydul. Dieses Mineral kommt als Felsart in bedeutenden Lagern und Stückgebirgen vor, so am Greiner in Tirol, über 300 Fuß mächtig, zu Zöblitz im sächsischen Erzgebirg, im Fichtelgebirg, im Oberengadin, in Schlesien und in der Gegend von Krems; zwischen Livorno bis Aquapendente in der Romagna erstreckt sich das Auftreten des Serpentins gegen 20 geographische Meilen weit, in Cornwallis auf einem District von 30 Quadratmeilen, zu Snarum in Norwegen findet sich eine Masse von 700 Fuß lang und 70 Fuß breit; er ist ferner auf den griechischen Inseln, am Ural und in Nordamerika verbreitet.

Der Serpentin zeigt, wie das Wasser bei der Gesteinszersetzung einerseits Mischungstheile fortführt, andrerseits sich selbst als ein Mischungstheil dem Rückstand zugesellt.

Man hat beobachtet, daß der Chrysolith, ein Magnesia-Silicat, das Material zu vielen Serpentinen giebt und sich dadurch in letztere verwandelt, daß ihm ein Theil der Magnesia durch Wasser entzogen wird, während von diesem wieder ein bestimmter Theil in die rückständige Mischung eintritt. Solche Umwandlungen kommen vor zu Skutterud und Modum in Norwegen, im Fassathal in Tirol, in Oberfranken. Der Chrysolith ist aber, wenn auch nicht in Krystallen, wie man sie zu Ring-

steinen schneiden kann, ein sehr verbreitetes Mineral, meist körnige Massen bildend, die auch den Namen Olivin führen; so in den Pyrenäen, in Tirol, Norwegen, Ural, Neuseeland ꝛc., in den meistens vulcanischen Gegenden und in den Basalten. In Neuseeland bilden Chrysolith (Dunit) und Serpentin (gleichsam Vater und Sohn) den 4000 Fuß hohen Dunberg.

Aber auch aus anderen Silicaten als dem Chrysolith entsteht durch die Wasserzersetzung Serpentin, so aus Augit zu Montzoni in Tirol und Easton in Pensylvanien, aus Glimmer zu Sommerville in Neu-York, aus Granat zu Greifendorf in Sachsen ꝛc.

Zu den verbreitetsten Mineralien mit chemisch gebundenem Wasser gehört ein wichtiges Eisenerz, der sogenannte Brauneisenstein oder Limonit, im reinsten Zustande eine Verbindung von Eisenoxyd mit 14 Procent Wasser, (eine andere seltnere Verbindung dieser Art ist der Göthit mit 10 Procent Wasser). Die Entstehung dieses Limonits aus eisenhaltigen Wässern ist vielfach nachgewiesen. Bischoff erwähnt eine Quelle aus dem Laachersee-Gebiet, welche jährlich gegen 2628 Pfund solches Eisenoxydhydrat liefert. In den Wässern selbst ist das Eisen als kohlensaures Eisenoxydul durch Kohlensäure aufgelöst. Die Zersetzung erfolgt durch höhere Oxydation des Oxyduls und dem gebildeten Eisenoxyd gesellt sich Wasser im gebundenen Zustand. Dasselbe geschieht durch Zersetzung des sogenannten Spatheisensteins (Siderits), welcher wesentlich kohlensaures Eisenoxydul und welcher in mächtigen Lagern vorkommt. Durch Einwirkung von Luft und Wasser wird er zu Limonit. Unreine Limonite sind die sogenannten Sumpf- und Wiesenerze (Raseneisensteine), für deren Bildung das in Gesteinen enthaltene Eisenoxyd durch Säuren, welche bei der Verwesung der Pflanzen entstehen, ausgezogen und mit mancherlei Veränderungen endlich als Eisenoxydhydrat abgesetzt wird. Solche Sumpferze sind verbreitet in Schlesien, Polen, Pommern, in den Ebenen von Mecklenburg, im Banat, Holland, Dänemark, Rußland ꝛc.

Der reine Limonit kommt massig auf Gängen in älterm Gebirg vor, so im Erzgebirg, in Thüringen, am Harz, im rheinischen Uebergangsgebirg, Steiermark, Cornwallis, Spanien ꝛc. Zu Hüttenberg und Wolfsberg in Kärnthen haben die Limonitlager eine Mächtigkeit, die zuweilen 114 Fuß erreicht.

Limonitähnliches Eisenoxydhydrat bildet sich auch fortwährend, wenn Eisen an feuchter Luft rostet, und wird daher bei diesem Vorgang eine ungeheure Menge Wasser gebunden.

Indem Wasser und Luft auf den sogenannten Schwefelkies einwirken, eine überall vorkommende Verbindung von Schwefel und Eisen, entsteht der Eisenvitriol, schwefelsaures Eisenoxydul mit 45 Procent Wasser. Da das spec. Gewicht des Eisenvitriols 1,83, so wiegt 1 Cubikfuß desselben 49,41 Kilogramm und enthält 22,23 Liter Wasser. Solcher Vitriol findet sich in bedeutender Menge, und wird auch künstlich erzeugt zu Goslar am Harz, Fahlun in Schweden, Bodenmais in Baiern ꝛc. Die Gewinnung am Harz und in Preußen beträgt jährlich 62,092 Centner, welche nahezu $1^2/_5$ Millionen Liter Wasser enthalten.

Bedeutend ist ebenfalls die Menge des gebundenen Wassers bei der Bildung des Kupfervitriol, welcher durch Zersetzung geschwefelter Kupfererze entsteht, zum Theil an denselben Orten, wo Eisenvitriol vorkommt. Auch künstlich wird viel dargestellt, wenn in Schwefelsäure gelöstes Silber durch metallisches Kupfer gefällt wird. Ein Kubikfuß krystallisirtes Kupfervitriol wiegt (da sein spec. Gewicht 2,213) 59,75 Kilogramm mit 21,5 Liter Wasser. Die Gewinnung an Kupfervitriol beträgt in Preußen jährlich gegen 28,594 Centner, in Baiern gegen 6000 Centner. —

Theils durch Zersetzung geschwefelter Zinkerze, theis durch Einwirkung von Schwefelsäure auf Zink in den galvanischen Batterien ꝛc. entsteht Zinkvitriol, dessen Krystalle ebenfalls 43,9 Procent Wasser gebunden enthalten, und diesen wasserreichen Salzen schließen sich die Alaunarten an, welche Verbindungen von schwefelsaurer Thonerde, Kali, Ammoniak und Wasser, und 45 Procent des letzteren gebunden enthalten. Die jährliche Alaunproduction in Frankreich beträgt 2 Millionen Kilogramm, in Preußen eine ähnliche Menge, in Böhmen 800,000 Kilogramm.

Andere hier zu erwähnende Salze sind: das Glaubersalz, schwefelsaures Na-

tron mit 55,88 gebundenem Wasser, das Bittersalz, schwefelsaure Magnesia mit 51 Procent Wasser, die Soda, kohlensaures Natron, wovon mehrere Hydrate existiren und der Wassergehalt bis zu 62,95 Procent steigt, und der Borax, borsaures Natron mit 47 Procent Wasser.

Diese Salze bilden also in ihren Krystallen durchschnittlich die Hälfte ihres Gewichts an Wasser. Das meiste Glaubersalz wird künstlich erzeugt, indem man Schwefelsäure auf Chlornatrium, das gewöhnliche Kochsalz, wirken läßt, und werden in Frankreich allein jährlich über 55 Millionen Kilogramm davon erzeugt. Das Bittersalz kommt als Ausblühung des Bodens zuweilen in außerordentlicher Menge vor, indem es ganze Landstriche wie ein Schneefall überzieht, so in den sibirischen Steppen, in Andalusien und Catalonien. Auch in den Mineralwässern von Seidlitz, Saidschütz und Pillna in Böhmen und von Epsom in England ist Bittersalz gelöst und wird künstlich aus der Mutterlauge des Meerwassers dargestellt, indem man die enthaltene salzsaure Magnesia durch Schwefelsäure zu Bittersalz umwandelt.

Die erwähnte Soda kommt auch in großer Menge in der Natur vor, und namentlich sind es die Natron-Seen Aegyptens, welche sie im Sommer durch Austrocknen absetzen; in Ungarn erscheint dieses Salz als Ausblühung des Bodens, und wird durch Auslaugen und Versieden der Lauge gewonnen. Es werden jährlich gegen 10,000 Centner gesammelt. Ungleich größer aber ist die künstliche Erzeugung der Soda durch Zersetzung des aus Steinsalz bereiteten Glaubersalzes mit Kohle und kohlensaurem Kalk, oder auch in anderer Weise mit Benutzung von Salpeter und Kryolith. Die Sodaproduction Europa's beträgt über 9½ Millionen Centner; welche Massen Wasser werden bei der Krystallisation des Salzes gebunden, auch wenn es nicht zum Maximum des Gehaltes kommt!

Der Borax findet sich in der Natur in größeren Mengen in Indien und Tibet in Seen und krystallisirt beim Austrocknen derselben. Dieser Borax führt den Namen Tinkal. Man gewinnt aber auch viel davon durch Einwirkung der in Toskana in der Gegend von Sasso bei Siena vorkommenden Borsäure auf Soda. Diese Borsäure, deren jährliche Ausbeute gegen 3 Millionen Pfund beträgt, ist im festen Zustand selbst ein Hydrat und enthält 43 Procent Wasser gebunden. Die sogenannte Tiza oder der Boronatrocalcit aus dem Westen der Cordilleren, wovon jährlich bis 40,000 Centner gewonnen werden, enthält 26 Procent Wasser, der Peruanische Borocalcit 35 Procent.

Aus der Reihe der natürlichen Kieselverbindungen wären namentlich noch viele sogenannte Zeolithe anzuführen, welche gebundenes Wasser bis zu 20 Procent enthalten, ebenso Thonerdehydrate, der Bauxit, Gibbsit &c.

Unter den metallischen Verbindungen gehört hieher auch der oft zu geschliffenen Platten, Schmuckgegenständen &c. benutzte Malachit. Er ist kohlensaures Kupferoxyd mit 8 Procent Wasser und eines der verbreitetsten Kupfererze. Dieser Malachit bildet sich auch, gleichsam als Kupferrost, auf Gegenständen von Bronze, welche dem Regen und der Luft ausgesetzt sind. Die grüne sogenannte Patina ist Malachit.

Wie oben gesagt, läßt sich das gebundene Wasser meistens durch Erhitzen der Verbindung trennen. Der Hitzgrad ist dabei verschieden für verschiedene Verbindungen, und oft giebt ein Hydrat bei einer gewissen Temperatur nur einen Theil seines Wassers ab, indem es sich in eine andere Hydratspecies verwandelt, welche nun ihr Wasser fester gebunden hält. Es kommt auch vor, daß der Rückstand eines seines Wassers zum Theil, oder ganz beraubten Hydrats wieder gebotenes Wasser aufnimmt, und dasselbe neuerdings chemisch bindet. Ein bekanntes Beispiel liefert der Gips. Etwas über 100 Grad erwärmt, giebt er Wasser aus, und bei 130 Grad verliert er einen großen Theil davon. Wird dann der so gebrannte Gips mit Wasser angerührt, so nimmt er das entzogene wieder auf als gebundenes Wasser, und wird damit wieder, was er vor dem Brennen war. Daher eignet sich der gehörig gebrannte Gips vortrefflich zum Gießen und zu Stuccaturarbeiten. Hat man ihm aber durch starkes Brennen alles Wasser entzogen, so nimmt er zugebrachtes Wasser nicht wieder auf. Er ist dann in eine Species verwandelt worden, welche auch in der Natur vorkommt und den Namen Anhydrit führt. Dieser Anhydrit wird, wie oben erwähnt wurde, nur sehr langsam und bei

lang andauernder Wassereinwirkung in Gips verwandelt.

Man sieht aus den besprochenen Verhältnissen, daß das Wasser fortwährend Veränderungen der Gesteine der Erdrinde hervorbringt und daß seine chemischen Wirkungen ebenso mächtig sind als seine physikalischen und mechanischen, denn wenn sie auch oft langsam und unbemerkt vor sich gehen, so sind sie durch keine Zeit beschränkt. Indem das Wasser die Gesteine zersetzt, Mischungstheile aus denselben fortführt, und dann meist selbst als gebundenes Wasser in die Mischung eintritt, vollzieht es einen Proceß, welcher für die Vegetation vom höchsten Werthe ist, denn die gelösten Mischungstheile sind nun unmittelbar oder mit Veränderungen, welche durch den Zutritt der Luft erfolgen, für die Planzen zur Aufnahme und somit nährfähig geworden, und an den neugebildeten Hydraten findet eine weitere Zersetzung statt, und gewöhnlich leichter als an den ursprünglichen wasserfreien Gesteinen.

Eine Anekdote
aus der
Geschichte Bochara's.

Von

Hermann Vámbéry.

Daß die zahlreichen Incognitohistörchen orientalischer Fürsten die Gerechtigkeitspflege und die Ruhe des Landes sichern sollten, daran hat der begeisterte Orientale nie gezweifelt; daß aber eben diese Herrschertugend auch Anlaß zu Lastern geben kann, ist wohl Niemandem je in den Sinn gekommen und dennoch finde ich in einer Handschrift, welche den Titel führt: „Tarichi mekim chani (ein Beitrag zur Geschichte des Chanates von Bochara) folgende charakteristische Anekdote, die einen größeren Leserkreis verdient, und die ich den geehrten Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten will.

„In dem frommen, ja in dem heiligen Bochara, wo es dreihundertsechzig Moscheen und ebenso viele Hochschulen geben soll, damit der Rechtgläubige nach dem Sprichworte: Variatio delectat, jeden Tag des Jahres seine Andacht in einem andern Gebethause verrichten könne, jeden Tag des Jahres von einer andern Lehrkanzel herab die Auslegung des göttlichen Buches hören könne; in jenem Bochara ereignete es sich, daß eine Dame von ausnehmender Schönheit den Liebesblick eines frommen, gelehrten, jugendlichen Mollahs auf sich gelenkt hatte. An den Ufern des Zerefshans blühte damals die Glanzperiode islamitischer Civilisation. Der Herrscher Imam Kuli Chan, ein Mann, dessen geistige Fähigkeiten ebenso hoch gepriesen wurden als der kolossale Umfang seines Körpers — denn er soll so dick gewesen sein, daß in einer seiner Stiefelröhren ein sechsjähriges Kind bequem Raum hatte — hatte durch seine glücklichen Kriege den Wohlstand in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet. Die Bazare prangten voll der köstlichsten Stoffe des reichen Indiens und kunstliebenden China's; dort, wo heute die armseligen Blechwaaren und primitiven Fabricationen russischer Kaufleute feilgeboten werden, dort sollen damals die Vischnuanbeter aus Multa und Lahore die schönsten Edelsteine, Bahrems, Ormuzds und künstlichen Schmuck des Abendlandes zum Verkaufe ausgestellt haben. An der Stelle monotoner Baumwollstoffe waren damals noch die rauschenden Seidengewebe Namengan's und Choten's en vogue; ja, Alles soll in üppigem Reichthum geschwelgt haben, nur die Mollahclasse soll, wie der fromme Historiograph erzählt, mit Gottesweisheit und Achtung der Menschen die Stirn bescheiden geschmückt haben.

Ob die Mollahs wirklich arm waren, das bezweifle ich sehr; doch der erotische Held unserer Geschichte scheint eben nicht besonders reich gewesen zu sein, denn eben der Mangel an irdischen Hülfsmitteln war es, der ihm allenthalben im Wege stand. Durch Seufzer und wilde Klagen, durch die „wie eine Rauchsäule seinem glühenden Herzen entsteigenden Achrufe“ hat er wohl alle Nebenbuhler aus dem Felde geschlagen; die holde Bochariotin horchte mit Wonne, wenn er sich dem schlagenden Sprosser, sie der prangenden Rose, sich dem Klagetone des flüsternden Baches, sie der am Ufer stolz sich erhebenden Cypresse u. s. w. gleichstellte; das war Alles sehr schön; doch sie wollte auch zu einem eben herannahenden Feste ein Angebinde haben,

sie machte Anspielungen auf einen Stoff zu einem einzigen Kleide, einen Stoff, den sie von ihren anderen Anbetern massenweise hätte erhalten können. Der arme Mollah, unfähig, selbst diesen kleinen Wunsch der Geliebten zu befriedigen, war außer sich vor Schmerz und Kummer. Auf der Lehrkanzel, wo er von arabischer Syntax und Logik, von der Weisheit des Aristoteles reden sollte, sprach er von Seidenstoffen, Geliebten und Festlichkeiten. Seine Schüler merkten bald, daß ihrem Lehrer etwas zugestoßen sei; um den Rahle — den kleinen, runden Tisch, auf den die Mohamedaner die Bücher zu legen pflegen, einen Ständer — herumsitzend, staunten sie einander an, bis endlich die ältesten unter ihnen Muth faßten und den an Jahren nur wenig ihnen vorgerückten geistigen Wegweiser auf vertraulichem Wege um die Ursache seiner Gemüthsveränderung befragten. Der Mollah gestand sogleich den wüsten Zustand seines Innern, er sagte, Trennung von der Theuern wäre der Tod für ihn, doch wagte er es nicht, zurückzukehren, ohne zugleich ihre Wünsche befriedigen zu können, er könnte auch nicht zurückkehren, denn die Pforten zu dem Herzen seiner Geliebten wären nunmehr nur durch Gold zu öffnen. Die beiden Schüler sinnen auf ein Mittel zu einem Auswege, bis der Eine die im Islam längst bekannte These: „Das Vermögen der Ungläubigen ist den Rechtgläubigen gestattet,“ in Erwägung ziehend, den Lehrer beklommenen Herzens folgendermaßen ansprach: „Herr, im Bazar der Hindus kenne ich einen alten, im schwarzen Unglauben weiß gewordenen Juwelenhändler, der im Vertrauen auf die große Sicherheit, die zur Zeit unseres glorreichen Regenten herrscht, die funkelnden Schätze aus dem tiefen Abgrunde des Meeres in kleinen Kästchen in seiner Bude verwahrt, welche dünn und zerbrechlich ist wie das Gebäude seines Glaubens; dabei ist dieselbe so niedrig, daß Du auf dem Rücken Deiner treuen Schüler sehr leicht in den inneren Raum gelangen kannst. Das Sprichwort sagt: „Wenn Du schon stiehlst, so stehle wenigstens Perlen.“ Heute Nacht, wenn die Plejaden die Milchstraße erreicht haben, wollen wir uns mitsammen auf der Straße der Keschkuschan zum Bazar der Hindus begeben; Du allein wirst ans Werk gehen, um durch den Schatz, der dem Ungläubigen entrissen wird, den Liebesschatz Deiner Holden zu erwerben.“

Und wirklich war Bochara damals, sowie man dies von den glücklichen Tagen Bagdad's erzählt, so sicher, daß die Schlosser schon ihr Handwerk verlernt hatten. Imam Kuli, der damalige Regent, pflegte in allen möglichen Verkleidungen, von seinem Vezir Nezr Divan Begi und seinem Hofpoeten Kuvdschi Abdul Nasi begleitet, zu allen Zeiten des Tages die Stadt zu durchziehen. Jedermann kannte auch schon dieses Trifolium, Niemand wagte es, sich ihnen zu nähern und nur von ferne mit den Augen winkend und Segen flüsternd, ließ man den wachsamen und besorgten Herrscher seines Weges ziehen. Daß im Bewußtsein dieser allgemeinen Sicherheit Lehrer und Schüler leicht in die Bude des oben erwähnten Vischnuanbeters hineingelangen konnten, braucht kaum erwähnt zu werden. Schon hatten sie das Kästchen erfaßt, schon waren sie auf die andere Seite der Mauer zurückgeklettert, als der Hindu erwachte, einen großen Lärm schlug und in der mitternächtlichen Stille die nicht weit in der Runde sich befindlichen Wächter herbeirief. Wie es damals Sitte war und noch ist, trugen diese eine Leuchte, welche aus einer an einem hohen Stabe angebrachten Oelschale bestand, und schon näherte der Chef der Nachtwächter seine Fackel dem Gesichte der Abenteurer, als der Lehrer durch einen geschickten Schlag die Fackel zu Boden warf und einen Gefährten seines Wagestückes folgendermaßen anredete: „Ach, Nezr Divan Begi, was hast Du gemacht? Der Spaß kann zu arg werden.“ — „Majestät,“ erwiederte der Angeredete, „der glorreiche Blick Deines Herrscherauges wird uns selbst in der finstern Nacht den Weg bis zum königlichen Schlosse erleuchten. Komm, laß uns nur weiter ziehen.“ Auf diese Worte, in welchen der Nachtwächter die Stimme seines Regenten und die des Vezirs zu vernehmen glaubte, da er selbe auf einer der gewöhnlichen nächtlichen Rundreisen zu finden vermeinte, wurde es mäuschenstille. Der Chef der Polizei entfernte sich, wie vom Schlage gerührt, sammt seinen Schergen; nicht minder behende waren Lehrer und Schüler mit dem Schmuckkästchen auf dem Wege nach Hause; nur der arme Hindu war verblüfft und konnte den Schlüssel zur ganzen Begebenheit nicht her-

ausfinden. „Imam Kuli ist ein gerechter Fürst,“ vertröstete er sich, „was die finstere Nacht geboren, wird der klare Tag schon erhellen.“

Am nächsten Morgen begab er sich, begleitet von der Obrigkeit seiner Zunft, mit einem schwarzen Filzstücke auf dem Kopfe, um seine Trauer des Innern an den Tag zu legen, in das königliche Schloß. Er brauchte nicht lange zu warten, um eine Audienz zu erhalten, und kaum hatte er die wunderbare Begebenheit dargelegt, als der Fürst mit grimmigen Blicken aufstand und befahl, daß man den Nachtwächter auf der Stelle herbeirufe. Zwei Fassaus mit goldbelegten Dolchen und weißen Stäben bewaffnet, gingen in das Haus des Sicherheitsbeamten. Der arme Mann hatte indeß eine angstvolle Nacht verbracht, und als er noch darauf die Boten des Herrschers in dienstlicher Hast bei sich eintreten sah, da ward es ihm gar übel zu Muthe. Bleich und vor Schrecken zitternd gelangte er ins Schloß vor seinen königlichen Herrn. „Mensch, was hast Du gethan? Wer waren die Diebe, die Du heute Nacht fahren ließest,“ so fragte er ihn. Der Wächter war noch immer in seiner früheren Meinung, daß er in dem nächtlichen Rencontre mit seinem Fürsten zusammengekommen sei, wurde hierbei noch mehr verlegen als früher. „Herr, entferne Deine übrigen Diener,“ sagte er, all seinen Muth zusammenraffend, „unter vier Augen will ich Dir das Geheimniß entdecken.“ Kaum wurde der Saal verlassen, als der Nachtwächter in Thränen ausbrach, vor Imam Kuli niederstürzte und sagte: „O Fürst, verzeihe mir, ich war blind, als der Schimmer Deiner Majestät mir in der Nacht unbekannt blieb. Ich wußte nichts, deswegen näherte ich mich Dir mit der Fackel.“ — Imam Kuli, hierdurch noch mehr verwirrt, donnerte ihn wild an: „Mensch, was sprichst Du da?“ — Und nun stellte sich erst das Mißverständniß heraus. „Also nicht Deine Majestät in Gesellschaft des Vezir und Hofpoeten waren die nächtlichen Wanderer, wie ich meinte; ich bin also hintergangen worden; doch was kann ich dafür, wenn Deine allbekannte, väterliche Obsorge, die über die Ruhe Deiner Unterthanen zu wachen pflegt, mich diesmal irreführte?“

Der Wächter wurde in Gnaden entlassen, den Stadtherolden ertheilte man den Befehl, überall die Anzeige zu machen, daß dem Einbrecher in den Bazar der Hindus, wenn er sich im Verlaufe von vierundzwanzig Stunden stellen sollte, sein Verbrechen vergeben sei. Als dem Mollah diese Nachricht zu Ohren kam, dachte er, daß, da der Verkauf der Kleinodien nun unmöglich sei, weil der ganze Spaß aufgedeckt worden, ein offenes Geständniß und ein Zurückgeben der Gegenstände das Meistheilbringende für ihn sei. Er ging daher zum Fürsten und im Vertrauen auf die Großmuth des Letzteren, legte er das Schmuckkästchen zu seinen Füßen nieder. Imam Kuli wies den verliebten Lehrer zurecht, gab ihm aber eine reiche Spende, mit der Bemerkung, er möge seiner coquetten Holden dafür die erwünschten Kleider anschaffen und die Auslegung des Satzes: das Vermögen der Ungläubigen ist den Rechtgläubigen gestattet, in Zukunft nicht mehr auf die Unterthanen des Fürsten in Anwendung bringen.

Literarisches.

Karl Ritter. Ein Lebensbild, nach seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt von G. Kramer, Director der Francke'schen Stiftungen zu Halle. Zweiter Theil. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1870.

Der Verfasser ist der Schwager des großen Geographen Karl Ritter, der die Erdbeschreibung zum Range einer Wissenschaft erhoben, d. h. aus einem unorganischen Conglomerat von einzelnen, nicht immer zuverlässigen Notizen zu einem in sich wohl begründeten, lebendig verbundenen, einheitlichen Gesetzen unterworfenen, systematischen Ganzen, das sich aus sorgfältig durchforschten und außer Zweifel gestellten Einzelheiten zusammensetzt, umzugestalten gewußt hat. Die Lebensbeschreibung eines Mannes von dieser Größe und allgemeinen Bedeutung muß für Jeden, der wissenschaftliches Interesse hat, von Werth sein, namentlich wenn sie so guten Händen anvertraut ist, wie Herrn Kramer, welcher nicht nur ein Verwandter und Freund Ritter's, sondern auch als Besitzer des handschriftlichen Nachlasses zu dieser Aufgabe besonders berufen war. Der erste Band dieser Biographie — mit einem guten Bildnisse Ritter's, von Julius Thäter in Kupfer gestochen — ist schon vor sechs Jahren erschienen. Der gegen-

wärtige zweite und letzte umfaßt die letzten vierzig Jahre von Ritter's langem und gesegnetem Leben von 1820, wo er nach Berlin an die Kriegsakademie und an die Universität berufen wurde, bis zum 28. September 1859, wo er einundachtzig Jahre alt daselbst starb. Der lange Zwischenraum, welcher zwischen dem Erscheinen des ersten und dem des zweiten Bandes liegt, beweist, mit wie gewissenhafter Sorgfalt der Verfasser arbeitet. Wir wüßten in der That nichts an dem Werke auszusetzen, als daß der theologische Standpunkt des Verfassers sich etwas mehr in den Vordergrund drängt, als nöthig wäre. Daß der große Geograph zugleich auch ein religiöser Mann und ein gläubiger Christ war, ist ja bekannt. Daß aber Herr Kramer dies gleichsam auf jeder Seite mit der größten Geflissenheit betont und immer wieder von Neuem benutzt, um damit „den leuchtenden und schlagenden Beweis zu führen, daß der christliche Glaube, weit entfernt, im Widerspruche zu stehen mit der Naturwissenschaft, wie dies die Afterweisheit unserer Tage als Axiom hinstellt, im Gegentheil allein fähig macht zu einer tiefen, umfassenden und lebendigen Erkenntniß der Natur in ihrem innersten Wesen," — das giebt der Schrift etwas aufdringlich und gewaltthätig Tendenziöses, das ihr, ich will mich so bescheiden wie möglich ausdrücken, gerade nicht zur Zierde gereicht. Wohl aber ist Letzteres der Fall mit den „Reisebriefen" aus Ritter's Nachlaß, welche hier zum ersten Male publicirt werden. Sie umfassen die Zeit von 1824 bis 1847 und erstrecken sich auf Paris, Wien, die östlichen Alpen, die Türkei, Griechenland, Bulgarei, Walachei, Ungarn, England, Irland, Schottland, die Karpathen, abermals Ungarn, Kroatien und Steiermark, das südliche Frankreich, die Auvergne, die Pyrenäen, Bordeaux, die Schweiz und Italien. Es ist ein wahrer Genuß und zugleich eine große Belehrung, diese Briefe zu lesen, welche Ritter an seine Frau nach Berlin richtete; er läßt sich darin vollständig gehen, und wir erhalten dadurch nicht allein das getreueste Bild seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, sondern auch die lebhaftesten und brillantesten Schilderungen seiner frischen und unmittelbaren Anschauung an Ort und Stelle, welche Schilderungen um so mehr Werth besitzen, als Ritter überall mit den bedeutendsten Männern, namentlich denen aus seinem Fache, verkehrt hat. Nur um den Appetit zu reizen, wollen wir eine kleine Probe mittheilen. Ritter war 1845 in Neuilly bei Hofe und wurde dort dem Könige vorgestellt. Er erzählt die Unterredung mit der größten Anschaulichkeit wie folgt:

„Seine Majestät, der König Louis Philipp, der vor Alter etwas kleiner an Statur geworden, aber sein volles Gesicht, seine leuchtenden Augen, die große Stirn und größte Lebendigkeit der Ideen und ein bewundernswerthes Gedächtniß sich erhalten hat, theilte uns wohl eine gute halbe Stunde lang eine Menge merkwürdiger Dinge mit, über die er sich, bei seinem Interesse für Kunst, Reisen, Geographie, Geologie, Physik, fast zu vergessen schien, so daß seine Adjutanten voll Ungeduld ihm zuweilen ins Ohr raunten, daß noch andere Herren auf seine Anrede warteten und daß es schon elf Uhr vorbei sei. Er fragte mich nach dem, was ich in Paris schon gesehen und was ich auf meiner Reise noch beabsichtige; so fand sich ein sehr reicher Stoff zu Bemerkungen und Auseinandersetzungen. Wir kamen von Ninive und den ägyptischen Monumenten, von der von ihm gegründeten neuen Galerie in Versailles auf das Louvre u. s. w. Da dies immer noch nicht ausgebaut und Vieles im Stocken ist, kam er auf seinen Plan, den er seit seinem avénement au trône gehabt, dort eine Sammlung aller wichtigen architektonischen Monumente aller Völker des Alterthums in gleichem Maßstabe in schönem Pariser Gips aufzustellen, um eine Archéologie comparée zu begründen; aber die Chambre habe dazu das Geld nicht gegeben als Nationalsache, er selbst sei nicht reich genug, die Sache auszuführen; Votre Roi, sagte er, nun solle u. s. w.; natürlich protestirten wir dagegen, daß uns dazu noch mehr die Mittel fehlten u. s. w. Dann kamen wir auf die Monumente von Nordamerika, und ich spielte das Gespräch dahin, weil ich wußte, daß er selbst diese in ihren Savannen und Wäldern bereist hatte. Da Herrn von Arnim (den preußischen Gesandten in Paris) dies sehr langweilte, so brach er nur immer in Erstaunen über das gute Gedächtniß des Königs aus. Dieser aber fuhr fort mit der Bemerkung, das sei ganz natürlich, denn er sei ja auch einmal ein Professeur de géographie gewesen. Zuletzt kam er noch auf den Plan des Canals von Panama, den er als Kunstarbeit für unmöglich hielt, nur ein Erdbeben könne dies Wunder verrichten, dann aber werde die ganze Welt sich mit umwandeln. Ueber dieser langen Unterhaltung hatten sich Viele aus dem Salon zurückgezogen — denn hier herrscht völlige Volksfreiheit, weder auf König und Königin wird beim Abmarsch Rücksicht genommen, ganz à la bourgeoisie —; selbst Minister Dupin, der für den folgenden Tag für die Kammer einen Auftrag vom Könige erhalten sollte, war schon abmarschirt. Nur die Militärs, Generale und Adjoints hatten Stand gehalten. Erst gegen zwölf Uhr kam ich ganz ermüdet in mein Grand Hôtel de Tours zurück. Der König hatte den ganzen Abend gestanden und ununterbrochen gesprochen."



Minatka.

Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Zehntes Capitel.

Die Pferde Sr. Gnaden, des Herrn Grafen zu Mérek, keuchen und schnauben. Es ist schon länger als eine Stunde, daß sie schweißbedeckt über die Elbbrücke von Altbunzlau geflogen und die bereits verstummten Gassen von Brandeis durchdonnert haben. Jetzt halten sie einen Moment und wittern durch die Nacht hinüber, dann stoßen sie ein freudiges Gewieher aus und fliegen, noch schneller als zuvor, den Lichtern, die aus der Dunkelheit vor ihnen auftauchen, entgegen.

Ja, zahllose Lichter droben und drunten. Es ist, als ob die unendlichen Sterne, die auf die uralte Stadt herabglänzen, sich in einem Meere spiegelten, das sie mit verstärktem Schein wieder zurückstrahlt. Und wie von einem Meere murrt und wogt es herüber. Draußen auf den einsamen Feldern, an denen der Wagen entlangrollt, ist der Tag schon zur Ruhe gegangen; nur manchmal hie und da noch ein Licht in weiter Ferne, das grad' erlischt, wie der Blick es gefunden. Im kaiserlich-ruhigen Böhmen arbeitet der friedliche Bauer den Tag hindurch und streckt mit der Dämmerung sich auf sein sicheres Lager und giebt die Nacht Gott und dem Kaiser anheim. Ob Wenz denken mag, daß manches von den Seitenlichtern, die er aufmerksam im Vorüberfahren mit den Augen mißt, nicht so früh erloschen sein würde, wenn er, anstatt hoch auf dem gräflichen Kutscherſitz, zu Fuß mit seinem Karren daran vorübergekommen wäre, ist gleichgültig. Mit den Lichtern löschen auch die Sorgen aus, ist ein altes Wort, und Wenz kann zufrieden sein, denn er ist noch nie so stolz in Böhmens Hauptstadt eingezogen. Und noch stolzer kann es ihn machen, daß Se. Gnaden vorhin, als die Pferde einen Augenblick verschnauft, sich leutselig aus der Kutsche zu ihm heraus gebückt und ihm seine Zufriedenheit über die rasche und glückliche Fahrt ausgedrückt hat. Das letzte Epitheton ist nicht müßig oder tautologisch; Graf Mérek würde nie mit zwei Worten sagen, was sich durch eins bezeichnen läßt. Die kaiserlichen Wege machen den Ausdruck „glücklich“ nothwendig, denn der beste Kutscher trägt oft keine Schuld daran, wenn Wagen und Inhalt an den Felsblöcken der großen Landstraße zerschellen oder in einer ihrer unergründlichen Höhlungen verschwinden. Graf Mérek ist deshalb äußerst zufrieden, und gleichwie Wenz etwas denkt, wovon er, Graf Mérek, keine Ahnung besitzt, so hegt er einen Gedanken, der Wenz sicherlich nicht in den Sinn kommt, da er sonst sofort absteigen und Sr. Gnaden mit tiefstem Dankgefühl die Hände küssen würde. Die

Brust Sr. Gnaden hat nämlich für das Größte und das Kleinste neben einander Raum, und während sie die binnen Kurzem von ihr abhängigen Weltgeschicke erwägt, denkt sie zugleich, das Glück des tauglichen Individuums, das der Zufall ihr in die Hände gespielt, zu machen und es als Leibkutscher zu behalten.

In der Nacht ruhen die Glieder, und die Wimpern schließen sich; aber das Herz arbeitet rastlos fort und das Hirn verfolgt seine Träume. Prag ist Böhmens Herz und Hirn zugleich und es ruht nie. Nach Mitternacht schließt es die Lider und das Gemurmel seiner tausendstimmigen Lippen erstirbt, aber sein Pulsschlag geht gleichmäßig weiter und unruhvolle Träume zucken wie blaue Flämmchen aus dem Dunkel und umspielen düstere Erker und Gemäuer, erhellen heimliche, lärmentlegene, stimmendämpfende Säle. Träume, unbelauscht wie die Fußtritte, die leise das Riesenlabyrinth des Jesuitenklosters der Altstadt durchschleichen. Fieberhafte, ehrsüchtig auflodernde Träume in dem stolzen Palast drüben auf der Kleinseite, dicht unter dem Hradschin, die sich wie begehrliche Arme zur alten Königsburg hinaufranken. Träume, ruhlos wie der Nachtwind, der über die Abhänge des weißen Berges streicht und wimmernd versteckte Gebeine unter der stillen Grabnarbe heraufküßt. Denn nur bei Tage liegt die Narbe darüber, über Gräbern und Herzen, doch um Mitternacht bricht sie auf und der Schmerz und die Todten steigen empor. Sie umschlingen sich und tanzen phantastische Reigen, und der Wind spielt auf, seufzend und winselnd. Dann kräht der Hahn das Frühroth herauf — Einer ist da drüben in dem Palast unter dem Hradschin, der sich vor dem Schrei seltsam fürchtet — und die bunten Gestalten bleichen ineinander und kriechen in ihre Särge. Die Tagesnarbe liegt auch über Prag, und nur unsichtbar geisterhaft schweben sie fort über den Dächern und weben ihr Gespinnst — die Träume, die Träume, die Träume.

Doch heut ist ihre Stunde noch nicht gekommen; es schlug erst neun Uhr vom hohen Thurm der alten Schloßkirche von St. Veit. Auf den Leibern deutscher Kaiser und böhmischer Könige ruht sie und mahnt mit dumpfem Ton, daß alle Größe vergänglich und alle Majestät in Staub sich verwandle. Sie summt auch in die schmutzigen Gassen der Judenstadt hinüber und mahnt die Bewohner derselben, sich in ihre Winkel zu verkriechen, damit sie nicht unter dem Schirm der Finsterniß Brunnen vergiften oder Christenkinder stehlen und beschneiden, oder sonstige, ihrem Volk erbeigenthümliche Lieblingsgewohnheiten ausüben können. Die letzten Nachzügler in ihren langen, bis auf die Füße herunterschlotternden Röcken und der steifen, blauen Halskrause, dem polizeilichen Hundezeichen und Symbol ihrer inneren Verworfenheit, um den Nacken, stehen noch an der Ecke des Ghettos und blicken dem Wagen nach, der donnernd durch die Neustadt am Wischehrad vorüber daherkommt und, die Galligasse hinunterbrausend, gegen den Ring zu verschwindet. Es ist selten, daß eine herrschaftliche Kutsche, zumal um so späte Stunde, die Altstadt in Aufregung versetzt. Drüben auf der Kleinseite gaffen die Paläste sich an, und vor den grauen Portalen halten die Carossen des Adels, auf denen die betreßten Lakaien sich strecken und gähnen — hier ist das Geschäft, der Verkehr, Handel und Wandel, Gewinn und Verlust.

„Gott, was hat er noch zu bringen, der vornehme Wagen, in der Nacht?“

„Was soll er bringen? Für uns keinen Profit.“

„Moses, hast Du nicht gegeben Obacht, es haben die Vögel gesungen ein Lied heut von den Dächern. Die Rosenkränz' werden wohlfeil werden, man werd' keine mehr kaufen in der nächsten Zeit. Man muß haben die Augen auf dem Boden und die Ohren in der Luft. Es könnte sein, daß man heut würde in den Stock geschraubt von den hochachtbaren kaiserlichen Räthen, weil man hätte zum Verkauf ausgeboten eine verrostete Hellebarde, und morgen wären keine kaiserlichen Räth' in der Stadt mehr, die Einen könnten hindern und es würd' Einem Alles gut bezahlt, was gut ist zum Zuschlagen. Moses, ich sage Dir, es riecht sonderbar heut in der Christenstadt; ich werde mich ankleiden ungefährlich und werd' noch ä Weilchen gehn in die drei Sternchen und mich umhören für's Geschäft.“

„Und sie werden Dich kennen an den Haaren und Dir machen leer alle Taschen und Dich wieder herschicken mit abgeschnittenen Ohren.“

„Was liegt mir dran, ob die Ohren sind lang oder kurz, wenn sie mir doch nicht abschneiden können das Gehör? Ich werde kein Geld stecken in die Tasche, aber ich werd' gehen in die drei Sternchen, Moses."

Die beiden Israeliten traten in die niedrige Hausthür, vor der sie gestanden, während der Wagen, von dem ihr Gespräch ausgegangen, längst an der Front des finstern, alterthümlichen Rathhauses vorübergerollt war und vor der Einfahrt eines Gasthauses am großen Ring hielt. Auch Se. Gnaden war bereits in den verstäubten, lange nicht geöffneten Prachtgemächern verschwunden, deren düstere Unbehaglichkeit seine hohe gesellschaftliche Stellung ihn den wohnlicheren Gastzimmern für gewönliche Menschen vorzuziehen zwang. Wenz führte, ein czechisches Lied zwischen den Lippen trällernd, seine ermüdeten Pferde in den Stall. Er behandelte sie mit zärtlicher Sorgfalt, als ob es seine eignen wären, oder als ob er von der Intention Sr. Gnaden, ihn als beständigen Dritten in ihrem nützlichen Bunde aufzunehmen, Kenntniß gehabt, denn er schüttete ihnen splendid die Krippe bis an den Rand voll Hafer und klopfte ihnen mit belobenden Worten den Hals. Dann mochte bei dem Anblick der behaglich kauenden Thiere auch sein eigener Magen sich ihm ins Gedächtniß rufen, denn er murmelte nachdenklich ein Wort, das ebenfalls einer der beiden Söhne Israels schon gebraucht: „Die drei Sterne — dort werde ich finden, was ich suche — vorwärts, Wenz!"

Er drückte seinen Filzhut fest in die Stirn und schritt eilig auf den Ring hinaus. Sein geistiges Auge mußte gut mit den winkligen, vielfach ineinander gekrümmten Straßen der alten Czechenstadt vertraut sein, denn seine leibliche Sehkraft vermochte ihm in der totalen Finsterniß, die über Allem lag, kaum einen Nutzen zu gewähren. Die unbehülflichen Oellampenkasten, die in der kaiserlichen Hauptstadt hie und da an schweren Eisenketten über die Gassen gespannt waren und mit trübqualmendem Licht den Wanderer fünf Schritte hinter sich in noch bösartigere Dunkelheit versetzten — diese Verschwendung erschien der in gar manchen Dingen durchaus nicht luxusarmen Zeit so ungeheuer, daß sich kaum noch eine Stadt im Reiche fand, die sich den Aufwand erlaubt hätte, das Beispiel Wiens nachzuahmen. Das siebzehnte Jahrhundert dachte noch, wie das Mittelalter gedacht, daß der ruhige Bürger die Nacht zu keinem anderen Zweck als zum Schlaf zu nutzen habe, und wenn die Thatsache nicht abzuleugnen blieb, daß zu keiner Zeit fast die ganze lebende männliche Generation so sehr die Nacht zum Tage verkehrte als damals, so hielt doch der ehrsame Rath der Stadt überall an dem alten Grundsatz fest, daß wer im Dunkel noch auf den Straßen zu thun habe, keine löbliche Wege gehe und ihrer väterlichen Fürsorge nicht anheimzufallen verdiene.

Der ehrsame Rath konnte, so wenig als irgend ein anderer Mensch, Wenz in die Brust sehen und entdecken, daß es nicht leibliches Verlangen, sondern ein entschieden geistiger Wissensdrang war, der ihn so spät in das Gassengewirr der Altstadt hineintrieb. Er hielt die eine Hand in der Tasche und in derselben die Hälfte des Briefes, den er durch merkwürdigen Zufall am Morgen in Rowensko erbeutet und der ihm den ganzen Tag ungefähr die nämliche Qual bereitet hatte, wie sie einem Verhungernden nur eine wohlgefüllte Börse in menschenleerer Gegend verursachen kann. Rasch ging er aus einer Gasse in die andere. Sie wurden immer schmaler und, wenn es möglich war, noch dunkler, da er fast ihre Breite ausfüllte, und zu beiden Seiten hohes Gemäuer neben ihm aufstieg.

Dann schimmerte ein unausgesetzt im Sterben begriffenes Licht über einer geöffneten Thürwölbung, durch die ein aus vielen durcheinander lärmenden Stimmen zusammenfließendes Getöse hervordrang. Die Beleuchtungsfähigkeit des Lichtes reichte grade noch hin, das Wahrzeichen des Hauses, drei wie Radspeichen gezackte weiße Sterne, auf einem unbestimmbaren Grunde, der sich bei Tage als himmelblau herausstellen mochte, kenntlich zu machen. Wenz begrüßte sie indeß mit einem Kopfnicken, als ob er sie als wirkliche und gewissermaßen als Hoffnungssterne betrachtete, und trat, sich ihrem symbolischen Schutz anbefehlend, unter ihnen durch in das Haus. Der Lärm verstärkte sich, wie er den langen Flur hinunterschritt; vor einer Thür am Ende desselben stand er still und horchte. Aber diese ward plötzlich weit aufgerissen, und eine taumelnde Gestalt schwankte, ohne ihn zu bemerken, an ihm vorüber.

Wenz hatte Zeit, einige Augenblicke unbeachtet das Innere der Schenkstube zu den drei Sternen zu mustern. Es war ein räumliches Gemach, das mehr an die hohen und luftigen Zimmer erinnerte, deren das Mittelalter sich bei geselligen Zusammenkünften bediente, als an die engen und niedrigen Kneiplöcher und Tavernen, welche das Bedürfniß der letzten Jahrzehnte mehr und mehr ins Leben gerufen. Dies mochte eine alte Patriciertrinkstube der Prager Geschlechter gewesen sein, die schon die Tage Ziska's und Georg's von Podiebrad gesehen. Braunes Getäfel umzog die Wände und begleitete den kirchenartig gewölbten Fensterbogen. Es war von dem Rauch von Jahrhunderten geschwärzt, wie die grotesken Malereien, die mehr als zur Hälfte unkenntlich von der Bodendecke herniedersahen, aber Alles verrieth eine dereinst gewesene Pracht, die sich jetzt in eine eigne, erinnerungssüchtige Behaglichkeit verwandelt hatte. Es war der stimmungsvolle Ton, den die alte niederländische Schule den Räumlichkeiten zu geben wußte, in die sie das Gemälde eines lustigen Gelags hineinversetzte, und wie der äußere Rahmen der Wände, so entsprach ihr auch das Bild, das sich Wenz' forschenden Augen darbot.

Das Gemach war, wie gesagt, groß, aber im Verhältniß zu seiner Ausdehnung nur mäßig erhellt. Tische mit kunstlosen Holzbänken und Stühlen standen rundum an den Wänden, doch sie befanden sich so im Dunkel, daß man aus einiger Entfernung kaum die Gesichter der auf ihnen Sitzenden zu unterscheiden vermochte. Fast alles Licht nämlich ging von einer mit spiegelndem Blechdach versehenen Lampe aus, die an einer rostigen Eisenkette grade in der Mitte des Zimmers vom Plafond herabhing. Sie schwebte etwa vier Fuß über einem runden, mit kostbaren Bechern und silbernen Trinkkannen bedeckten Tisch, auf dem sie vermittelst des Spiegels alles Licht versammelte.

Dieser Tisch stand ebenfalls ganz allein in der Mitte des Gemachs und blickte mit unverkennbar vornehmer Miene auf seine eng in den Winkeln zusammengerückten Commilitonen umher. Sein Rand war mit altmodischem Schnitzwerk umgeben, in kunstvoll durchbrochener Arbeit, wie die hohen Lehnen der vier breiten Stühle, die ihn umstanden. Diese ganze Gruppe machte den Eindruck, als ob der weite, hohe Raum der Trinkstube nur als Einfassung für sie, und die übrigen Sitze an den dunklen Ecktischen nur als eine Art von Zuschauergalerie vorhanden seien.

Auf den vier geschnitzten Stühlen saßen oder lagen ebenso viel Personen in verschiedenen Stellungen. Es waren Männer mit übermüthig und verwegen blickenden Gesichtern, alle, wie die mit schwerem Eisenkorb versehenen, breiten Raufdegen neben ihnen andeuteten, dem Soldatenstande angehörig. Auch ihre Tracht hatte in den Grundzügen etwas Uebereinstimmendes. Ihr Lederwamms war nach spanischer Mode auf den Aermeln geschlitzt und mit buntfarbigem Bänderwerk verziert; lange Kragen, mit Schleifen und Nesteln behängt, fielen darüber, fast bis an die Taille herab. Auf dem Kopf trugen sie breite Kremphüte von gleicher Form, aber mit Federn von verschiedener Länge und Farbe. Im Einzelnen dagegen wichen die Liebhabereien, mit denen Jeder sich ausstaffirt hatte, vielfach von einander ab. Je nachdem das gute Glück der Beute es ihnen in die Hände gespielt, trug dieser einen schweren, aus breitem Maschenwerk gewirkten Goldbehang, fast wie eine kaiserliche Gnadenkette, quer über der Brust und ließ sie mit besonderem Wohlgefallen bei jeder Bewegung hin und her schwingen, daß es wie von einem goldenen Panzer Strahlen durchs Zimmer warf. Jener hob die mit blitzenden Ringen bedeckten Finger oder drückte die Edelsteinagraffe seines Hutes fester in die Stirn. Nach Sitte der Zeit stachen die Beinkleider Aller buntscheckig von der Farbe oder den mannigfachen Farben des kurzen Wammses ab und offenbarten den seltsamen und abenteuerlichen Geschmack der Bastarde Fortuna's. Zinnoberoth und Himmelblau wechselte mit Safrangelb und Smaragdgrün. Alles trat in möglichst harten und schreienden Gegensatz zu einander und Alles war, wo sich nur eine Gelegenheit bot, mit kostbarer Gold- und Silberstickerei überladen.

Die wunderliche Gruppe war von einem eigenthümlichen Nebel umhüllt, der in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in Deutschland noch etwas Seltenes, beinahe Fremdes war. Alle vier rauchten aus plumpen Maserköpfen das fremdartige Kraut der neuen Welt, das die Spanier

unter dem Namen Nicotiana verbreiteten und gegen das die protestantischen Pfarrer von den Kanzeln und die katholischen Priester in den Beichtstühlen, ja der heilige Vater zu Rom selbst, vergeblich mit gleicher Zornmüthigkeit eiferten. Der Tabak war jedoch immerhin noch etwas äußerst Seltenes und verrieth den Wohlstand seines Besitzers, so daß es der prahlerischen Absicht des Rauchenden entsprach, wenn er eine dichte Wolke zwischen den Zähnen hervorstieß oder die Finger in die silberne, mit spanischem Schnupftabak gefüllte Dose hinabtauchte und das begehrlich angestaunte Pulver nachlässig an die weinrothe Nase emporhob. Dann ergriff die andere Hand ebenso nachlässig den Holzbecher und schüttelte die Würfel über den Tisch, deren Augen der Werfende mit affectirter Gleichgültigkeit überflog, denn es war noch früh am Abend und die Kannen der Hartschiere Seiner Durchlaucht, des ehemaligen Generalissimus kaiserlicher Majestät, des Herzogs von Friedland, kaum zum ersten Male geleert.

Wenn man es sonst im Kaiserstaat in den letzten Jahren vielleicht vergessen haben mochte, daß außer Ferdinand II. noch eine Persönlichkeit in Oesterreich existirte, die sich in königlicher Weise mit Leibwachen umgab, Hofstaat und fürstliche Tafel hielt — in Prag wenigstens konnte man nicht zu solcher — kaiserlicher — Vergeßlichkeit gelangen. In der alten Hofburg zu Wien war ihr Name verfehmt, verklungen, und wanderte nur nächtlich vielleicht als ein gespenstisches Echo durch die Säle, in denen bei Tage seiner nicht Erwähnung gethan werden durfte, aber wo zwei trotzige, zernarbte Gesichter sich in Busch und Feld, hier und dort in Europa's Landen begegneten, schwebte er dafür mit so eigenthümlichem Klange auf den Lippen, daß es wohl Entschädigung für die zusammengekniffenen Mundwinkel der Majestät war, die ihm nicht mehr die Ehre des Genanntwerdens vergönnten. — Aber selbst die Mundwinkel der Majestät zuckten in letzter Zeit so seltsam, als ob sie ein Wort, einen Namen, eine Bitte hervorstoßen wollten. Jedesmal wenn der Boden Deutschlands von neuem Schlachtendonner gezittert hatte, geschah es. Und jedesmal, wenn aufs Neue eine Festungsmauer unter den Karthaunen und Feldschlangen des schwedischen Königs in Trümmer gefallen war, streckten die trotzigen Gesichter ihre vogelfreien Stirnen kecker aus Busch und Feld hervor und murmelten mit blitzenden Augen lauter den Namen: „Waldstein!"

An ihn klammerte jedes verlorene Leben seine Hoffnung. Er war des unstäten Verbrechers letztes Asyl, die Zuversicht des Bettlers, die Planke des Schiffbrüchigen. Das Centrum bildete er, um das alle Träume des Ehrgeizes, der Macht und des Glückes, um das alle Gelüste der Habgier, der Herrschsucht und des Racheburstes sich bewegten. Er war der große Schlupfwinkel alles Raubgethiers Europa's, die Nacht der Eulen, das scharfe Tageslicht für die Geier. Sein Name war gemünztes Gold, wehrlose Jungfrau, Grafschaft und Fürstenhut für die Einen; für die Andern Mord, Brand, Schändung, Völlerei und Blutgier.

In ganz Europa schienen zwei Menschen allein dies nicht zu wissen. Seine Majestät, Kaiser Ferdinand II. und Seine Durchlaucht, der Herzog von Sagan und Friedland, Graf Albrecht von Waldstein selbst.

Am besten vielleicht wußten es die Besucher der Trinkstube zu den drei Sternen in der Altstadt Prags, welche die Leibwachen Sr. Durchlaucht allabendlich mit ihrer Gegenwart beehrten. Sie bildeten die Elite der Auserlesenen und hatten den Tag hindurch ihren Posten vor der Thür des Empfangsaales des ehemaligen Feldherrn, der seiner Vaterstadt die Ehre anthat, als schlichter Privatmann, fern von Hofgunst und unbekümmert um die Welthändel Deutschlands, in ihr zu leben.

Man sagte in Wien, er buhle dafür um die Gunst des Volkes, um das Wohlwollen der Menge. Aus Paris gelangten chiffrirte Briefe an die Donau, die genaue Kunde darüber gaben, und Pater Joseph wußte die Zahl der Kammerherrn, die ihn begleiteten, und der Pagen, die ihn bedienten. Er wußte noch genauer die Zahl der Wagen, die Jener bei einer Reise auf seine Güter gebraucht, und vor Allem die der Garden, welche den mehr als fürstlichen Zug umgaben. Denn auch aus den Gängen des alten Jesuitencollegiums zu Prag, über dem mit goldenen Buchstaben das demüthigstolze S. J. der Societas Jesus prangte, flogen heimliche, chiffrirte Briefe an die Donau, die Pater Joseph mit gekrümmtem

Rücken an allerhöchster Stelle erklärte und commentirte. Dann flog das ungeduldig angstvolle Zucken um die Mundwinkel der Majestät des Reichs.

Pater Joseph und die ehrwürdige Genossenschaft der Brüder Jesu haßten Albrecht von Waldstein ebenso sehr, als sie Johann Tzerklas von Tilly, Generalissimus des liguistischen Heeres und „Schlächter von Magdeburg" liebten. Allein noch mehr, als sie den Ersteren haßten, fürchteten sie ihn. Sie wußten, daß, wenn er, gleich Jenem, volkreiche Städte in Asche legen und plündern, die Bewohner niedermetzeln und martern ließ, es nicht zur höheren Ehre Gottes und seiner Diener, sondern aus profanen, strategischen Rücksichten geschah. Es umgab kein Heiligenschein den schweigsamen Kopf des Unausforschlichen, der seine Gedanken nur dem Beichtstuhl des gestirnten Nachthimmels erschloß, und was dem Haupt, dem Führer mangelte, konnte der Rumpf, das Heer, um so weniger besitzen, und die Kirche hatte gesäet, weil sie ernten wollte. Mehr als ein langes Menschenalter hindurch hatte sie auf allen Feldern Europa's ihre Saat ausgestreut, um den bitteren Schaden, den der Wittenbergische Kornwurm in der Scheuer St. Petri angerichtet, zu ersetzen. Nun standen die Aehren bereit und die Tage der Schnitter waren gekommen — sollte ein Pächter jetzt den reichen Ertrag einscheuern, der sie lachend um Schweiß und Lohn prellte? Hatte die Kirche deshalb in frommer Mühwaltung die Welt aus den Angeln gehoben und die Friedensdecke Europa's zerrissen, wie der Tempelvorhang um die Stunde der Kreuzigung, daß die Sonne blutig und Nacht, dreißigjährige Nacht, über Deutschland wurde? Hatte sie alle Teufel, über die das Gebet des heiligen Vater zu verfügen Macht hatte, darum über die Alpen gesendet, daß sie für Albrecht von Waldstein, den kalten Spötter ihrer heiligen Zwecke, der des harrenden Säckels der Kirche nicht dachte, sengen und stehlen, rauben und erpressen sollten?

Einmal war es der Kirche gelungen, dem Verhaßten in die Speichen seines stolzhinrollenden Triumphwagens zu fallen und ihn, einem Phaeton gleich, aus dem Zenith herabzustürzen. Ruhig, gleichgültig hatte er den Stab niedergelegt, auf dessen Wink fünfzigtausend eherne Arme die Hellebarde fällten und die Lunte an der Pfanne der Muskete bereit hielten. Vor dem in offener Furcht die protestantischen Throne des Nordens, doch nicht minder in heimlicher Angst die Kaiserburg zu Wien und der weltgebietende Vatican gezittert. Sorglos lebte Albrecht von Waldstein als Privatmann zu Prag und verschwendete sein ungeheures Vermögen in fürstlicher Freigebigkeit. Aus seinem Palast ging Keiner, der einst unter ihm gedient, unbeschenkt. Fast schien es, als müsse die Kirche ihre Wünsche erfüllt, einen verlorenen Sohn reuig in ihren Schooß zurückgekehrt sehen, denn nach der Vorschrift des Evangeliums kleidete er die Dürftigen und speiste die Hungernden, ja oftmals gab er ihnen Schwert und Büffelkoller obendrein und behielt sie bei sich, um ganz für sie zu sorgen.

Doch die Furcht wacht stets mit einem Auge und schläft nur mit einem Ohr. Und seltsam, wie nur die unerforschliche Weisheit der Kirche scheinbar Gegensätze in sich zu vereinigen vermag, wäre es ihr lieber gewesen, Albrecht von Waldstein hätte in dieser Hinsicht die Vorschriften des Evangeliums weniger befolgt. Sie hätte freudig seine guten Werke für eine Vermehrung seines Glaubens hingegeben.

Die Hartschiere Sr. Durchlaucht dagegen waren mehr für die guten Werke, sowohl auf seine als auf ihre eigene Rechnung. Es war ein wundersames Nationalitätsgemisch, das sich durch die offene Thür den Augen oder mehr den Ohren Wenz Wlatka's darbot. Keiner von den vier um den Mitteltisch der Trinkstube gruppirten Leibwächtern des Herzogs redete die Sprache des andern und entstammte demselben Volk. Französische und italienische Sentenzen tönten durcheinander; dazwischen wetterte ein deutscher Fluch, der auf die rollenden Würfel einen Eindruck zu machen suchte. Manchmal klang eine feine etwas zischelnde Stimme in einer selten in Deutschland gehörten, nordischen Sprache hinein. Der Besitzer derselben war von großer Statur, aber sein längliches Gesicht mit dem elegant gehaltenen Kinnbart und der ganze Aufputz seiner Kleidung sprachen von gesuchter Zierlichkeit. Er trug Stiefel aus rothem, weichem Leder, die mit seidenen Rosetten besteckt waren. Einen von ihnen hatte er graziös über den Tischrand weggestreckt und betheiligte sich nicht an dem

Hazardspiel der Uebrigen, sondern warf nur hin und wieder eine halb deutsche, halb fremdzungige Bemerkung über den Tisch, während er seine Rechte fester um die Hüfte eines hochgewachsenen Mädchens legte, das unter dem Vorwand, nach seiner Kanne zu sehen, neben ihm stehen geblieben und bald dem braunen Gesicht des Italieners, bald der beweglichen Physiognomie des Franzosen mit ihren Augen einen heimlich blitzenden Wink gab. Der Deutsche allein kümmerte sich nicht um sie, sondern einzig um die Würfel. Er war von untersetzter, derber Figur und am nachlässigsten gekleidet. Dafür hatte er am meisten getrunken; seine Augen waren bereits röthlich unterlaufen und es war zweifelhaft, ob die mangelnde Herrschaft, die er über seine Zunge offenbarte, einem Naturfehler oder zu reichlich genossenem Wein zuzuschreiben sei. Seiner Sprache nach mußte er aus den altbaierischen Landen stammen, und das Benehmen seiner Gefährten verrieth, daß sie gewohnt waren, ihn als Gegenstand ihrer Hänseleien, vielleicht auch ihrer Betrügereien zu betrachten.

Eben jetzt stieß er ein derbes Wort aus und packte den hölzernen Becher, in welchem er die Würfel gewaltsam durcheinander schüttelte, zornig mit der Faust. Sein galanter Nachbar beugte sich etwas vor; er ließ seinen früheren Zweck nicht fahren, denn er benutzte die Gelegenheit zugleich, seine Hand durch die Bewegung wie absichtslos über die volle Brust des Mädchens hinaufgleiten zu lassen, und lachte dazu:

„Een — to — tre — da liegt der ganze hellige Dreifaltigkeit, Tobias —“

„Deine Einfältigkeit kann's Maul halten, Jens Swendson,“ stieß der Baier mit einem wüthenden Blick heraus, indem er den verunglückten Wurf schnell wieder zusammenraffte und den Becher noch heftiger als zuvor rüttelte. Der Däne schlug indeß den wohlgemeinten Rath achtlos in den Wind und fuhr spöttisch fort:

„Du ßolltest dem Skelmbein erst regtgläubig taufen und ßu Beichte gehn lassen, ßo hattest Du maaskee mehr Glück mit ihm.“

Der Deutsche mußte schon oft derartige Sticheleien auf seine altbairische Rechtgläubigkeit ertragen haben und in nüchternem Zustande sich scheuen, etwas darauf zu erwiedern. Jetzt aber stieg ihm der Wein und der Verlust im Spiel gleichzeitig zu Kopf, und er schien eher nach einem Anlaß, seinen Grimm auszuschütten, zu suchen, als ihn zu vermeiden, denn er warf den schon erhobenen Würfelbecher auf den Tisch zurück und hieb dröhnend mit der Faust auf den Tisch, daß die Kannen wackelten und die andern Gäste umher ihr Gespräch unterbrachen und gespannt auf die Gruppe hinblickten.

„Wo Einer gehängt ist, redet man nicht vom Galgen, und in Deiner Gegenwart sollt' man's überhaupt nicht thun, Jens Swendson, aber wissen möcht' ich doch, weß Glaubens Du eigentlich auf die Welt gekommen bist, denn seit ich Dich kenne, hast Du dreimal herüber und hinüber changirt. Und was Eignes muß doch an Dir sein, denn das Sprüchwort sagt, wenn Einer zweimal den Herrn wechselt, wird was Ordentliches aus ihm oder er wird gehängt. Ist aus Dir aber bis heut, so viel ich weiß, grad' noch nichts Sonderliches geworden.“

Der Sprecher griff nach der Kanne und that einen tiefen Zug, während die beiden Andern von der Compagnie lachten und der Italiener ihm mit einem: „Presto, presto, Tobia!“ die Würfel wieder zuschob.

In Jens Swendson's Augen blitzte das Weiß eine Secunde auf, und seine Hand fuhr klirrend über den Eisenkorb an seiner Seite. Dann, wie er merkte, daß der, über den er sich lustig machen wollte, diesmal die Lacher für sich hatte, drehte er unbefangen die Spitzen seines ins Röthliche spielenden Bartes und versetzte leichthin:

„Bistnok, es is nigt Vieles aus mir geworden, da igs nigt habe weiter gebragt als ßur Kameradskaft mit Dir. Aber es war ja möglik, wenn Du Fürbitte vor mir einlegtest bei der Jungfrau Maria, die Dir so mangen Smuck und jetzt aug wahrsteinlig der Gnadenkette auf Deiner Brust geskenkt hat —“

„Oder wenn Du einmal wieder zu Luther, und König Christian einmal wieder nach Lutter zurückkommt,“ fiel Tobias ihm ruhig ins Wort.

Das Blut schoß dem Dänen ins Gesicht, er stieß das Mädchen, das ihn besänftigen wollte, unsanft zur Seite, sprang, seinen langen Raufdegen aus der Scheide reißend, auf.

„Fordömte tydske Bondelömmel,“ wü-

thete er, doch die beiden Spielgegner des Baiern warfen ihm gleichzeitig einen scharfen, abweisenden Blick zu, während seine Nachbarin ihn neckisch mit den Armen umstrickte und auf den Stuhl zurückzog.

Sie schienen alle einen gemeinsamen Zweck zu verfolgen, den der Streit zu zerstören drohte, und Jens Swendson knurrte grimmig ein Wort, das wie „später“ klang, zwischen den Zähnen, auf das der Bedrohte indeß ebensowenig wie auf den vorherigen verständnißvollen Austausch der Blicke Acht gab. Er hatte geworfen und rief jetzt, mit frohlockender Miene die Augen zählend: „Achtzehn — ich hab's — achtzehn gegen siebzehn! Stoß nicht an den Tisch, Däne, sonst fahr' ich Dir an die Gurgel. Habt Ihr's gesehen?“

Die beiden andern Spieler rissen ihre Augen ebenfalls weit auf und starrten auf die Würfel.

„Es ßind nur neun, ihm ßieht doppelt,“ spottete Jens Swendson.

Der Franzose maß Tobias forschend aus dem Winkel seines rechten Auges und schien trotz des Verlustes befriedigt. „Parbleu, c'est vrai,“ seufzte er, eine nicht unbeträchtliche Goldmünze über den Tisch werfend, „en avant! Du 'ast Swein de diable 'eut, Tobia! Ik 'abe verlor'n tout le soir, ik will revanche. En avant! Mak snell!“

Der Baier ließ sich nicht zweimal auffordern; er griff mit der einen Hand nach der Kanne, mit der andern nach dem Würfelbecher und setzte in bester Laune seine Doppelbeschäftigung fort.

Wenz hatte bis hierher durch die offen gebliebene Thür den Zuschauer gemacht. Er hörte jetzt den Tritt des vorhin an ihm vorüber Getaumelten wieder hinter sich und begab sich unbefangen in die Trinkstube hinein. Mit einem devoten, jedoch von Keinem erwiederten Gruß schritt er an dem Tisch der Spielenden vorbei und setzte sich in einen Winkel, der ihm den freiesten und bequemsten Platz bot. Seine Miene war die eines friedlichen Prager Bürgersmannes, der nach des Tages Last und Arbeit bei einem Glase guten Weins und einem Gespräch über die Zeitläufte mit einem zufälligen Nachbar die häuslichen Sorgen zu vergessen denkt. Behaglich streckte er sich auf seinem harten Stuhl, bezahlte das ihm gebrachte Getränk und lugte mit pfiffigbeschränkten Augen vergnüglich-neugierig in dem großen Gemach umher.

An dem Tisch, an welchem er sich niedergelassen, saß nur ein einzelner Gast. Mit dem Rücken an die Wand gelehnt, streckte er ein paar Beine von unverhältnißmäßiger Länge unter dem Tisch durch hervor und gab dadurch den ersten Anlaß zu einer unsanften Begegnung zwischen ihm und dem neuen Ankömmling. Wenz stolperte, indem er sich setzte, über die unmöglich an dieser Stelle zu vermuthenden Füße und entschuldigte sich verbindlich. Er hatte seinen, mit dicken Nägelköpfen beschlagenen rindsledernen Stiefel so derb auf den Vordertheil des rechten Fußes des Fremden gesetzt, daß allerdings eine Entschuldigung wohl am Ort war. Doch dieser schien von dem Vorgang selbst kaum etwas verspürt zu haben. Er zog seine Beine lässig wie ein paar lange Fühlhörner ein und murmelte, ohne aufzublicken, ein Wort zwischen den Lippen, das weder deutsch noch czechisch klang und das Wenz' Aufmerksamkeit besonders dadurch erregte, daß es ihm vorkam, als ob es in seiner Art eine außerordentliche Aehnlichkeit mit der Sprache des Briefes in seiner Tasche besitze. Er wußte es im Moment selbst nicht, aber wie er darüber nachdachte, fand er, daß dieses Wort eigentlich der Grund gewesen, weshalb er an diesem Tisch, dem Fremden gegenüber, Platz genommen.

Wenz sah es jetzt erst; die Beine desselben waren eigentlich nicht unproportionirt. Auch sein Oberkörper war unendlich hager und lang, und alle seine Glieder hatten etwas Schlotteriges und Ungehöriges, als ob sie aus ihren Gelenken ausgereckt und nur künstlich mit Bindfaden wieder aneinander befestigt seien. Sie waren von oben bis unten in ein schmieriges und abgetragenes Schwarz gekleidet, wie in besserem und saubrer gehaltenem Zustande die Gelehrten derzeit es zu tragen pflegten; aus den enganliegenden, wohl um eine Spanne zu kurzen Aermeln krochen an dünnem Handgelenk ein paar große, grobknochige, dicht mit Haaren bewachsene Hände hervor, deren Finger an den Knöcheln überall kolbenartig angeschwollen, sonst jedoch beinah völlig fleischlos zu den in Klauenform umgebogenen Nägeln hinunterliefen. Ueber der schmächtigen Brust lag das pergamentfarbige Gesicht, vorgesteckt, in Gestalt einer

Fuchsphysiognomie. Wenn die übrigen Glieder jeden Augenblick durch ihre Länge unter einander im Mißverhältniß zu stehen schienen, so that der Kopf es entschieden noch mehr durch seinen auf das Minimum eines menschlichen Schädels reducirten Umfang. Er machte einen durchaus verkrüppelten, zurückgebliebenen Eindruck und zugleich, als ob er bei der Geburt schief um seine Axe gedreht sei, so daß der struppig behaarte Hinterkopf, der hinter den Ohren grubenartig vertieft war, sich in einer anderen geometrischen Fläche befand als das Gesicht. Von diesem war nicht viel zu sehen, da die Augen unter ein paar tellerartigen, grünen Brillengläsern verborgen lagen, deren Peripherien über der hageren Nase zusammenstießen, so daß der Rücken der letzteren eine Tangente beider Ränder bildete. Oben erstreckten sie sich zur Hälfte über die eingeklemmte, mit schwärzlichen Punkten übersäte Stirn; nach unten kam der blaß- und schmallippige, aber dafür desto breitere Mund, der während der unablässigen Beschäftigung des vor sich hin Murmels zwei Reihen schwarzbrauner Zahnstumpfen blicken ließ, die, wenn man sie als Pallisaden betrachtete, durch die zahlreichen Breschen verriethen, daß sie manchen heftigen Sturm erlebt haben mußten. Gewissermaßen als äußere Befestigungswerke waren umher Wangen und Kinn mit den spanischen Reitern wirr durcheinander gesträubter Bartstoppeln versehen, die sich am Hals hinabgezogen und den beweglichen Thurm eines ungeheuren Adamsapfels umkränzten, welcher bei jeder Regung der Lippen ebenfalls unter einer Schluckbewegung verschwand, um, wie von einer Schleuderspirale in Thätigkeit versetzt, gleich darauf wieder zu unglaublicher Höhe emporzuschnellen.

Der Besitzer desselben, zusammt aller übrigen geschilderten körperlichen Vorzüge, war der weitberühmte Remigius Bodinus Hegissopyrus, doctus sanctae theologiae, lumen et lux ecclesiae, haereticorum et diaboli exstinctor inimicissimus, wie der Titel, den er seinen Werken vorzusetzen oder den seine Verehrer ihm zu geben pflegten, lautete. Mißgünstige und böswillige Zungen behaupteten, daß die von ihm adoptirten Namen, obwohl jeder Rechtschaffene sie verfluche, immerhin noch besseren Klang besäßen als sein ursprünglich eigener, den er deshalb völlig der Vergessenheit anheimgegeben, und sich, aus dem Lateinischen rückübersetzend, den deutschen Namen „Jakob Hexenbrand“ beigelegt habe. Ebensowenig als er im Stande war, seiner Natur oder Physiognomie einen anderen Anstrich zu verleihen, änderte er jemals seine Kleidung oder erschien irgendwo ohne die Begleitung eines dicken, schwarzgebundenen Buches, dessen Rücken in goldenen Lettern mit der Inschrift: „Malleus maleficarum“ verziert war.

Er pflegte, in den Inhalt desselben vertieft, abgesondert in den Winkeln öffentlicher Verkehrshäuser zu sitzen, wo er für Alles, was um ihn her vorging, todt zu sein schien. Aber er hörte Alles, er sah Alles. Plötzlich stand er auf und verschwand, oft für kürzere, oft für längere Zeit. Man kannte ihn allerorten, denn es war unmöglich, wenn man ihn einmal gesehen, den Eindruck, den er erregte, loszuwerden. Dennoch lag etwas Geheimnißvolles um ihn und über ihm. Fuhrleute sahen ihn Nachts gespenstisch aus dem Nebel tauchen und mit langen Schritten über die Haide fortwandern. Dann war er hier, dann dort, in Sturm und Unwetter, unermüdlich, immer nur sich selbst gleich. Doch jedesmal, wenn er einen Ort verließ, zog es mit rothem Flammenschein hinter ihm drein. Feiste Gesichter mit Allongeperücken und würdevolle Gestalten in schwarzem Talar gaben ihm das Geleit bis an das Weichbild und verabschiedeten sich ehrerbietig von ihm. Dann verschwand er in Nacht und Nebel und tauchte wieder in einem Winkel Prags empor, den Rücken an die Wand gelehnt und die Beine vor sich ausgestreckt, horchend und theilnahmlos, wie er Wenz Wlatka jetzt gegenüber saß.

Wenz war ein guter Menschenkenner und das Gesicht seines zufälligen Nachbars gefiel ihm durchaus nicht. Allein es besaß im Augenblick etwas durchaus Anlockendes für ihn, denn diesem Gesicht stand unverkennbar eine Kenntniß aufgeprägt, deren Mangel Wenz den ganzen Tag hindurch schmerzlich empfunden. Ja er interessirte sich so sehr für seinen neuen Gefährten, daß er eine Weile seine Aufmerksamkeit gänzlich von dem Spieltisch, der ihn vorher einzig in Anspruch genommen, ablenkte, obwohl die Unterredung an demselben einen immer hitzigeren Charakter annahm. Im

Gegensatz zu der Neugier, die ihn bewegte, legte sich sein Gesicht indeß in immer gleichgültigere und beschränktere Falten. Er sah wohlgefällig-gutmüthig um sich her, rückte, nach Bürgersweise zum Gruß an den Hut rührend, seinen Stuhl näher an den des sonderbaren Fremden und sagte, auf das schwarze, vor jenem liegende Buch mit den Fingern hindeutend:

„Ihr seid wohl ein Gelehrter, daß Ihr das lesen könnt? Ja, so gut ist's Unsereinem nicht geworden, und wenn man sich was zusammenspart in der schlimmen Zeit, so erlebt man's nur, daß die Söhne Einem über'n Kopf wachsen und klüger werden als die Alten. Mein Junge red't auch schon wie ein Priester, und wenn ich ihn einmal was fragen thue nach so einem lateinischen Brocken, der mir wo aufgestoßen, da lacht er mich aus dazu und sagt, ich spräch' die Wort' aus wie'n Heuochs.

Es war unmöglich anzugeben, ob sein Zuhörer aufmerksam oder geringschätzig auf ihn herunterblickte, denn die grünen Brillen verdeckten nicht nur das Auge desselben, sondern auch jeglichen Ausdruck seines Gesichts. Er gab jedoch keine Antwort und machte keine Regung irgend welcher Art, daß er etwas vernommen, so daß die letztere Vermuthung entschieden am nächsten lag. Allein Wenz fuhr unbekümmert im selben Ton fort.

„Ja, so hat man seine Noth mit den Kindern, mein lieber Herr, daß man sich am End' noch gar vor ihnen fürchten muß. Ich sag' Euch, mein Bonifacius — er ist auf einen guten Heiligen getauft und wird's zu was bringen — aber 's wär' mir doch ein spaßig Ding, wenn ich ihm auch 'mal zeigen könnt', wo Bartel den Most holt, wie wir sagen. Da hab' ich heut so was Abgerissenes auf der Straß' gefunden, ich glaub', das ist so was wie Lateinisch darauf, und da wollt' ich schon einen halben Gulden drum geben — denn seht Ihr, ich kann wohl sagen, auf Geld kommt es mir gottlob nicht so an wie wohl manch' Einem — wenn ich genau wüßt', was dadrauf steht, sonderlich, wenn's so etwas schwierig wär, daß der Bonifacius nicht gleich dahinter käm'."

Er griff mit der trefflichsten Spießbürgergeberde in die Tasche und holte den halbirten Brief zerknittert heraus, den er mit den Fingern ausglättete, bevor er ihn vor den Fremden auf den Tisch schob. In der Miene des Letzteren ging noch immer keinerlei Veränderung vor, so daß nicht zu ergründen war, ob sein Auge hinter dem Glase auf der Schrift verweilte oder nicht. Doch plötzlich reckte die knöcherne Hand sich mit einer ungestümen Bewegung nach dem Blatt, raffte es vom Tisch und näherte es mit unverkennbarem Interesse den Brillenrändern. Dann schob er dieselben mit einem Ruck über die Nase in die Höhe und blickte zum ersten Mal mit befreiten Augen Wenz ins Gesicht.

Diese Augen waren sehr häßlich, entschieden noch häßlicher als irgend ein anderer Körpertheil an dem gelehrten Manne, und es erschien als besondere Güte der Vorsehung, daß sie dieselben so schwach geschaffen, daß sie eines Schirmes benöthigt waren, der mehr die Menschheit vor ihnen, als sie selbst vor dem Lichte schützte. Sie waren wimperlos und roth umrändert, aber auch nachdem die Gläser entfernt waren, blieb der grünliche Schimmer im Innern der enggeschlitzten Augenspalte haften, und aus ihm stach es grellschwarz und unbeweglich mit jenem Blick hervor, der in der Völkerkindheit den Anlaß zu der Sage des Basiliskenauges gegeben haben mag.

Selbst Wenz war einige Secunden von ihm betroffen und sah wortlos in die auf ihn gerichteten Augen, unter denen der lippenlose Mund sich aufthat und mit heiserer Stimme sagte:

„O Du blindes Werkzeug des Herrn! In Deinem Unverstande hat er Dich auserwählt, daß Du ein Sendbote sein solltest an seinen Diener, dem er Odem eingehaucht zum Schreck aller der Verworfenen, die seinen Namen höhnen. Da Du Dich niederbücktest nach diesem Blatt, glaubtest Du der Neugier zu fröhnen und siehe da, der Herr hatte Deine Hand erlesen, ein goldnes Blatt einzufügen in den Strahlenkranz seiner Kirche."

Wenz machte ein halb angenommen einfältiges, halb wirklich verdutztes Gesicht.

„Ich verstehe Euch nicht, würdiger Herr," versetzte er kleinlaut. „Wenn Ihr die Güte haben wolltet, mir den Satz zu übersetzen — da —"

Er deutete mit dem Finger auf das Anfangswort des Zettels und buchstabirte dasselbe mühsam heraus: „Prae—te—re—a"

„Ja, praeterea, das ist, außerdem," begann der Gottesgelehrte, „nämlich außerdem, was sonst noch auf diesem Blatte gestanden, voco — rufe ich — vos, fratres doctissimos, sanctissimos ac diligentes religionis cultores — Euch Ihr gelehrten und heiligen Brüder und wachsamen Förderer der Religion — ut quam celerrime huc advenietis — damit ihr so schnell als möglich hierhereilet — ad exstruendum pium in majorem Dei gloriam rogum — um zur höheren Ehre des Herrn einen gottgefälligen Scheiterhaufen zu errichten — mulieri sceleratissimae — für ein schändliches Weibsbild — quae, adjutore diabolo seu Beelzebubo — das unter Beihülfe des Teufels oder Beelzebub's — venerabilem divinae voluntatis ministrum — einen ehrwürdgen Diener der göttlichen Allmacht—flagitiose debilitavit — auf gottlose Weise an seinem Körper beschädigt hat. Hic vos ante tenebras exspecto — ich erwarte euch hier vor Tagesende — Lodroni — zu Lodron — die VIIIvo mensis Novembris — am 8. November — S. J. frater Peregrinus —"

Der Uebersetzer hielt bei der letzten Zeile inne und griff sich an die Stirn. „Die octavo," murmelte er, „beim großen Remigius, es ist heut der achte und ein weiter Weg. Wie seid Ihr zu diesem Blatt gekommen? Wann und wo habt Ihr es gefunden?"

Die letzten Fragen richtete er an Wenz, der die Uebersetzung gleichfalls nachdenklich angehört und bei den einzelnen Sätzen als Commentar heimliche Fragen eingeschaltet hatte, die er sich zu beantworten bemüht war. Er suchte eine Antwort auf die Frage: mulier sceleratissima — wer? und ministrem venerabilem divinae voluntatis wen? Und außerdem, welche Absicht konnte der frater Peregrinus damit verfolgen und zu welchem Zweck berief er seine fratres doctissimos, sanctissimos ac religionis cultores? Alle diese Fragen summten wie vielflügliche Bienen in Wenz Wlatka's Kopf herum, und er wußte ihnen nur die eine allgemeine tröstliche Antwort zu geben, daß der Brief glücklicherweise in seine Hände gerathen sei und die heiligen und gelehrten Brüder sich vor der Hand ohne eine Ahnung von den Wünschen ihres geheimnißvollen Angehörigen befänden. Denn eine so böse und ohne Zweifel satanische Brut der Gottlosigkeit hatte sich in Wenzeslaus Brust selbst eingenistet, daß die neue Kenntniß des Zusammenhanges des Bruders Peregrinus mit der ehrwürdigen Genossenschaft Jesu hinreichte, ihn noch weit mißtrauischer und die Person des Verwalters von Schloß Lodron ihm noch viel verdächtiger zu machen, als sie es zuvor — und nicht in geringem Maße — gewesen. Wenz brütete so über allen diesen Gedanken, daß es ihm fast entging und er nur mit halbem Auge sah, wie an dem Tisch der Spieler der Italiener und der Franzose einen Blick des Einverständnisses wechselten, auf welchen hin der erstere die Würfel, mit denen der Baier soeben geworfen, unter dem Tisch geschickt gegen drei andere, bereit gehaltene austauschte. Auch der Däne und das Mädchen, mit dem dieser wieder schäkerte, bemerkten es und nickten dem gewandten Taschenspieler beifällig über Tobias Rücken mit dem Kopf zu. Dieser saß unverkennbar im Glück, denn er hatte einen ziemlichen Haufen von Gold- und Silbermünzen vor sich aufgespeichert und sein Gesicht glänzte von der reichlichen Befriedigung der beiden einzigen Leidenschaften, die er besaß, des Trunks und des Gewinnes.

Wenz bemerkte, wie gesagt, den Vorgang und gleich Allem, was er gesehen, blieb derselbe in seinem Gehirne verzeichnet, aber er knüpfte für den Augenblick keine Gedanken daran. Ebenso wenig als er daran dachte, dem Uebersetzer für die Erfüllung seines Wunsches zu danken oder die von jenem an ihn gerichteten Fragen zu beantworten. Dann, als die letzteren ihm wieder zum Bewußtsein kamen, war die schlottrige schwarze Figur vor ihm lautlos verschwunden, und er sah dieselbe nur noch mit langen Schritten den Hintergrund des Gemaches auf die Thür zu durchmessen, die Hände auf dem Rücken in einander gekrallt und in ihnen das schwarze Buch, dessen goldener Titel: „Malleus maleficarum" noch zuletzt über der Schwelle aufleuchtete und versank.

Einen Moment überkam es Wenz gewaltsam, als ob es ein verdienstvolles Werk für die Menschheit sei, wenn er dem hagern Schatten nacheilte und in den finsteren Gassen der Altstadt ihm an die Kehle griffe und den merkwürdigen Adamsapfel so lange in den Schlund hinunterdrückte,

bis alle lateinische Sprachkenntniß gründlich und für immer in seiner heiseren Gurgel erstickt sei. Die schwarze Gestalt war ihm, der gar manches Widerwärtige gesehen, so unheimlich erschienen, und es wogten so wirre nebelhafte Bilder an seinen Augen vorüber, daß er sich zornig vor den Kopf schlug, überhaupt seinem Verlangen, den Inhalt des lateinischen Schriftstückes zu erfahren, in dieser Weise nachgegeben zu haben. Zugleich war ihm, als ob ihn etwas treibe und dränge, alle Pläne, die ihn nach Prag und in die Trinkstube der drei Sterne geführt, fahren zu lassen und so eilig als möglich nach Schloß Lodron — er wußte selbst nicht warum — aufzubrechen.

Wenz fuhr auf und bewegte unmuthig den Kopf, wie wenn er häßliche Träume von sich abschüttelte.

„Pah," murmelte er, „Du bist ein dummer Junge, Wenz, daß Du vor einem Popanz erschrickst. Morgen Abend — Graf Mörek's Pferde sind schnell und reiten sich gut und übermorgen Abend kannst Du dort sein. Denke an das Nächste, Wenzeslaus, und sei kein Narr! An die Arbeit, Wenz Wlatka, wenn Du die Ehre haben willst, in hochfürstliche Nähe zu gelangen."

Ein polternder Fluch des Baiern vom Spieltische her, vor dessen Stuhl in den letzten Minuten der Geldhaufen sich auffällig vermindert hatte, unterbrach Wenz' Monolog. Es war spät geworden, und die meisten der friedfertigen Bürger, die an den Wänden umhergesessen, hatten sich schon auf den Heimweg gemacht. In einer Ecke saß noch vor seinem Glase der eine von den beiden Israeliten, der, als der Wagen Graf Ferdinand's an der Galligasse vorübergerollt, seine Absicht ausgesprochen, noch ein Weilchen in die „drei Sternchen" zu gehen, um sich „umzuhören fürs Geschäft." Seine Kleidung, von der den Juden auferlegten blauen Halskrause befreit, war die eines Prager Bürgers und seine etwas auffällig stark gekrümmte Nase das einzige Verrätherische in seinem Aeußern. Er hatte schon stundenlang abgesondert in der Ecke gesessen und aufmerksam nach dem Tische der Kriegsleute hinübergelauscht, aber er war in seiner Erwartung schmerzlich enttäuscht worden, denn wenn die Hartschiere Sr. Durchlaucht, des Herzogs von Friedland, über große politische Geheimnisse zu verfügen hatten, so bewiesen sie sich doch jedenfalls äußerst knauserig damit, da an ihrem Tisch den ganzen Abend hindurch noch kein anderes Wort als über Wein und Würfel, Pferde und Dirnen, Kleider und Waffen gefallen war. Der Alte mit der Habichtsnase war endlich des Harrens überdrüssig geworden und schickte sich zum Weggange an, als das laute Gepolter des Baiern auch ihn neugierig zurückhielt. Er drückte sich an der Wand entlang näher an den Tisch, in die Gegend, wo Wenz stand, den er einen Augenblick mit prüfenden Augen musterte. Als er in dem Gesichte desselben nichts für sich Beunruhigendes entdeckte und wahrnahm, daß die allgemeine Aufmerksamkeit sich auf den unter den Spielern ausgebrochenen Streit richtete, stellte er sich vorsichtig hinter Wenz und gab mit klugen Augen nach allen Seiten Obacht.

Es war wieder einen Moment todtenstill und die Würfel rollten vernehmlich über den Tisch. Dann schlug Tobias mit der Faust dröhnend hinterdrein.

„'S geht nicht richtig zu, 's ist Hexerei im Spiel —"

„Ma foi, ik 'aben Glück jetzt, Tobie, Du 'aben Glück ge'abt vor," lachte der Franzose.

Er warf und gewann. Der Baier starrte tiefsinnig auf die magere Diebeshand, die sich nach seinem Geldreste ausstreckte und die Hälfte desselben an sich raffte. Er faßte nochmals die Würfel und that einen Wurf und die andere Hälfte wanderte der vorausgegangenen nach.

„C'est assez, wir wollen auf'ören; il est déjà bien tard," sagte der Franzose, den Gewinn in seiner Tasche bergend. Der Italiener warf einen lauernden Blick über die breite Goldkette auf der Brust des Deutschen und stand ebenfalls auf.

„Ebbene, Du 'ast nichts mehr zu verlieren stasera, Tobia. Andiamo! Ein an=der=mal!"

Doch Tobias blieb vor sich hin brütend sitzen. Endlich hob er den Kopf rasch in die Höhe und sagte rauh:

„Ich kann Dich nicht leiden, Jens Swendson, aber ich halt' Dich für 'nen ehrlichen Kerl und würd' Dir auch aus der Noth helfen, wenn ich Dich in der Klemme fände. Leih' mir ein paar Füchse, daß ich dem welschen Diebesvolk meine Gulden wieder abjagen kann."

Der Rausch war sichtlich für einen Moment aus seinen Augen verflogen und er hatte es mit einer treuherzigen Derbheit gesprochen, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Der Däne war blutroth im Gesicht geworden und griff in die Tasche; doch als sein Blick auf die Würfel fiel, zog er die Hand leer zurück und erwiederte:

„For Pokker, ig habe kein Geld bei mir. Du solltest nigt mehr spielen, Tobias —"

Doch mit der gutgesinnten Abweisung schoß dem Baiern das Blut und die Trunkenheit ins Gesicht zurück.

„Ich will aber spielen," versetzte er heftig. „Gebt mir Geld, damit ich einsetzen kann. Ihr bekommt's morgen zurück, auf mein Ehrenwort!"

Der Italiener zuckte die Achsel:

„Parola d'onore, ik Dir keben due ducati vor Kettengold, aber nikt Deut vor parola d'onore. Vada! Soll gelten es?"

Er streckte die Finger begierig nach der schweren Goldkette, die Tobias über der Brust trug, aus, allein dieser stieß ihn mit einem so derben Ruck zurück, daß jener fast das Gleichgewicht verlor und ihn verdutzt mit den Augen maß, als ob er ihm eine derartige Willensstärke nicht mehr zugetraut hätte.

„Wollt Ihr mir auf die Kette leihen, so gebt die Füchse heraus," schrie Tobias, „aber laßt mir Eure Fäuste vom Leib, Ihr welschen Schnapphähne, und rührt mir die Kette nicht an, sonst will ich Euch die Leber in den Magen hineinschlagen, daß Ihr an mich denken sollt. Die Kett' hab' ich vom Albrecht, hat sie mir selbst umgehängt bei Wolgast und soll mir keine Gaunerhand daran kommen, so lang ich den Arm frei hab'!"

Das Ehrgefühl der beiden andern Spieler schien nicht von übertriebener Zartheit zu sein, denn sie ließen sich die Schimpfworte mit Seelenruhe gefallen und waren bemüht, ihren Gewinn in den Taschen zu vertheilen, ohne daß es einem von ihnen in den Sinn kam, dem Ansinnen des Baiern in Bezug auf einen Vorschuß ohne sicheres Faustpfand Folge zu leisten. Dieser starrte grimmig vor sich hin, dann drehte er plötzlich mit leuchtenden Augen den Kopf.

„Excellenz," sagte eine dünne Stimme hinter ihm, „ich will Ihnen vorstrecken zwei Joachimsthaler, blos für die Anwartschaft auf die Ehre, daß ich darf morgen früh kommen zu Euer Gnaden und sie mir zurückholen. Gott im Himmel, es wäre ewig schad' um solch eine Kette, welche werth ist fünfzig Ducaten unter Brüdern und welche hat in Händen gehabt der große Waldstein, wenn sie sollte verschleudert werden für ein Spottgeld."

Es war der Sohn Altisraels, der mit gebogenem Rücken hinter dem Stuhle des Kriegsmannes stand und ihm die Worte zuwisperte. Er hatte lange gezaudert und geschwankt, aber es zog ihn immer unwiderstehlicher, und als der Italiener von den zwei Ducaten für die Kette gesprochen, hatte er heftig mit dem linken Beine gezuckt und leise aufgeschrien: „Gott helf' mir!" Nun hatte er ein Herz gefaßt und kramte aus seiner Tasche die beiden Joachimsthaler in kleiner Münze, Kupfer und Silber durch einander gemischt, zusammen.

Tobias glotzte ihm noch wie einer Erscheinung ins Gesicht.

„Kerl, Du hast eine verfluchte Nase zwischen Deinen Augenlöchern," rief er endlich, „aber ich will verdammt sein, wenn nicht größere Schufte ohne blauen Kragen in der Welt umherlaufen. Her mit den Stettingern und der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's vergelt's Dir, Mauschel!"

Er packte das Geld, das sein unerwarteter Beistand in der einen Hand zusammengezählt, und warf es auf den Tisch, daß die kleinen Münzen in die Höhe flogen und zum Theil über den Rand auf den Boden tanzten.

„Weh über das schöne Geld," schrie der Darleiher und bückte sich hastig auf die Erde, wo er, auf den Knien umherrutschend, das Verlorene zusammenzukramen anfing.

Die Anderen schienen keine Lust zu haben, das Spiel fortzusetzen und nach einem Grunde zu suchen, um dasselbe abzulehnen.

„Va-t-en au diable," rief der Franzose, „c'est un juif! Was 'at Jud' zu thun 'ier bei Nackt und ohn' blaue 'Alskraus? Man soll ihm absneiden Ohr' und Nas'! Ik spielen nikt um Judengeld."

Ein Gewimmer kam unter dem Tisch hervor, denn der Italiener hatte gleichzeitig seinen eisenbeschlagenen Absatz gegen die Brust des umherkriechenden Israeliten gestoßen, daß er erbärmlich schreiend auf den Rücken fiel.

„Stoßen Se nicht mehr zu, stoßen Se nicht mehr zu, großgünstigster Herr; Se könnten treffen aus Versehen im Dunkeln die unrichtige Stelle und sich weh thun an Ihrem Fuß.“

„Jud', komm her, komm herauf, Jud!“ donnerte Tobias. „Stell' Dich hinter meinen Stuhl, Levi, und mach' Deine Taschen auf, wenn dies zum Teufel geht, sonst geht's an Deine Ohren! Du bist ein ehrlicher Gauner und es soll Dir Keiner etwas thun, so lange Du Geld hast. Nun wird's? Oder soll ich Euch die Goldwanste mit meinem Federmesser aufschlitzen, damit Ihr Euren Raub loslaßt?“

Die letzten Worte gingen an seine vorherigen Spielcumpane und er unterstützte sie durch eine unzweideutige Bewegung seiner langen Raufklinge, die er mit einem Ruck aus der Scheide hervorgerissen und über seine Knie gelegt. Die Aufgeforderten brummten mürrisch einige Flüche in den Bart, doch sie mochten es für gerathen halten, seine Wuth nicht zu reizen, und warfen zur Fortsetzung des Spiels ein paar Münzen auf den Tisch. Die Würfel begannen wieder zu rollen; der Israelit war zitternd unter dem Tisch heraufgekrochen und lehnte sich neben Wenz hinter den Stuhl des Baiern. Die doppelte Angst um seine Ohren und sein Geld, die er beide so leichtfertig in Gefahr begeben, verzog sein Gesicht zu komischen Grimassen. Die Augen auf den fallenden Würfeln leuchteten in den seinen wieder; er stand athemlos vornübergebückt und sah auf den Tisch.

„Gott, es ist nicht zu begreifen, was das Verspielen geht schneller als das Verdienen,“ seufzte er, wie die lange Hand des Italieners sich hinüberreckte, und den Einsatz des Deutschen wieder an sich zog.

„Geld her, Levi!“ befahl dieser, kurz sich umdrehend, und setzte aufs Neue. Aber es verschwand ebenso schleunig wie zuvor, und er wiederholte sein: „Geld her!“ in immer kürzeren Pausen.

Sein Banquier krabbelte mit Augen der Verzweiflung aus allen Taschen seine letzten Heller zusammen. Wenz hatte bis hierher schweigend zugesehen, jetzt näherte er sich dem Ohre des Juden und flüsterte ihm einige Worte zu, unter denen die Augen des Letzteren sonderbar verständnißvoll aufgänzten.

„Gott, es ist ein Biedermann, der Mensch, es werd' so sein, wie er sagt,“ murmelte er. Einige Secunden wartete er noch, bis das Spiel wieder zu Ungunsten des Baiern ausschlug, dann bückte er sich an das Ohr desselben, wie Wenz vorhin es mit ihm gemacht und wisperte:

„Excellenz, sollt' es auch richtig sein mit die Würfel?“

„Geld her, Jud'!“ donnerte Tobias als Antwort.

„Waih, ich habe kein Geld mehr! Es ist kein koscheres Spiel, es ist gewiß nicht richtig mit die Würfel, Excellenz!“

„So geht's um Levi's Ohren,“ lallte der Baier. „Wer gewinnt, schneidet sie ab! Wer hält? Vorwärts!“

„Gott erbarm' Dich, Gerechter, wie kann man doch spielen um die Ohren von einem Menschen, als ob man sie könnte backen lassen und essen in einer Sauce? Wie kann man doch sein so undankbar, wenn man hat gehabt Geld und Gut von einem Menschen, auch noch zu verlangen seine Ohren!“

Er zappelte mit beiden Beinen, so daß er sich nur noch an der Stuhllehne aufrecht hielt. Der Italiener warf einen Haufen Gold auf den Tisch.

„Ik 'alt's gegen die Kette,“ sagte er, doch der Deutsche gab in seinem trunkenen Eifer nicht darauf Acht. Er würfelte und verlor. Der Jude schrie jammervoll auf und sträubte sich mit Händen und Beinen gegen den Arm, den Tobias nach ihm ausstreckte.

„Es ist ä falsches Spiel! Gott Isaak's, Sie haben nicht verloren meine Ohren mit rechten Dingen, Excellenz. Setzen Sie noch einmal ein meine Ohren mit anderen Würfeln! Nehmen Sie doch, um der Barmherzigkeit willen, Ihr gewaltiges Schlachtschwert und schlagen Sie entzwei eine von die Würfel!“

Das Uebermaß seiner Angst war vorderhand jedoch entschieden überflüssig, da der Gewinner nicht daran dachte, die ihm verfallenen Gehörmuscheln des alten Testamentes einzucassiren. Statt dessen streckte er frohlockend die Rechte nach der Brust des Baiern und rief:

„Ik 'ab' kewonnen der Kett', Tobia! Ik nehm' All' in Zeugenschaft, daß ik 'ab' kewonnen der Kett'. Daovero, dami —!“

Er sprach das letzte Worte nicht aus, denn er taumelte von einem unsanften

Streiche zurück, den Tobias ihm mit geballter Faust ins Gesicht versetzte. Aber die Kette hatte er festgehalten, so daß sie unter der Wucht seines Falles zerriß. Die Physiognomie des Baiern verarbeitete sichtlich die verschiedenartigen Eindrücke der letzten Minute. Seine Stirnadern schwollen von unmäßiger Tobsucht, als er die zerfetzten Glieder seiner Kette an der Seite herabfallen sah.

„Jud', ich glaub' Du hast Recht," brüllte er, seine breite Klinge aufhebend. Er zielte einen Moment, dann ließ er sie, scharf die Luft durchpfeifend, auf einen der Würfel niederfallen, daß sie denselben in der Mitte durchschnitt und sich noch dröhnend in den eichenen Tisch eingrub.

Das Wunder dieser übernatürlichen Kraftäußerung erklärte sich auf einfache Weise. Die beiden Hälften des Würfels fielen hohl aus einander und aus der Mitte hüpfte, in tausend blinkende Kugeln zerspalten, die quecksilberne Füllung über die Platte.

Einen Augenblick starrte Alles darauf hin. Der Jude schrie zuerst auf:

„Gerechter Gott, Excellenz, ist es nicht Alles, wie ich habe gesagt?"

Tobias hatte schon die Gurgel des sich wieder aufrichtenden Italieners gepackt.

„Gebt das Geld heraus, das Ihr mir abgenommen, Ihr Hallunken," tobte er.

Ein allgemeines Gewirre entstand. Der Franzose zog ebenfalls seine Klinge und eilte seinem Mitbetrüger zur Hülfe, aber Jens Swendson trat ihm entgegen und befahl:

„Laß ihm; ßie ßolle es mit einand' ausmachen. For Satan, waan Du ihm beistandst, ßo slag' ig mir auf Tobias' Seite."

Die Tische und Stühle flogen in wenigen Secunden an die Wand; Niemand von den übrigen Gästen, am wenigsten der Wirth zu den drei Sternen selbst, wagte sich einzumischen. Levi kroch in den Winkeln umher und suchte das bei dem Streite umherverstreute Geld zusammen.

Der Italiener stand in der Mitte des Zimmers mit blutrünstigem Gesicht. Seine Augen funkelten von Wuth und Rachsucht, doch er scheute sich sichtlich, zuerst mit der gigantischen Gestalt seines Gegners anzubinden. Auch gab der Erfolg ihm Recht, denn nachdem wenige Hiebe auf die Eisenkörbe von beiden Seiten herabgehagelt waren, fuhr der breite Pallasch des Baiern ihm unparirt über die Stirn und schälte Haut und Knochen in der Größe eines Thalers zusammt der Nasenspitze daraus hervor, so daß der Getroffene mit lautem Aufschrei hintenüber taumelte und halb besinnungslos zu Boden fiel.

Die Gesichter aller bei dem Streite Betheiligten hatten bis hierher von wüster Trunkenheit geglänzt, jetzt plötzlich flog es gleichzeitig entnüchternd über Alle hin. Ihre Augen wandten sich auf den Verwundeten, der an der Erde sich wälzte und stöhnte, dann blickten sie verstört sich gegenseitig an.

„Diable," brach der Franzose zuerst das Schweigen, „si monsieur le duc apprends cela, so könne wir Alle miteinand' sagen adieu, meine 'Erren. Er 'at noch vor wenig Woch' verbot' bei sofortig Abschied zu rauf' unter uns. Wenn morgen er nikt sieht da sein all uns vier, er wird frag' warum und 'aben mordsmäß' Zorn."

Tobias blickte rathlos bald auf seinen bezwungenen Feind, bald auf seine zerrissene Kette.

„Hol der Teufel den Wein und das Spiel," brummte er.

Ihm war plötzlich schwach in den Beinen geworden und er setzte sich, die Finger in einander faltend, auf eine Bank zur Seite und murmelte eigenthümlich mit seiner Umgebung und seinem eigenen Aussehen contrastirende Nasallaute zwischen den Lippen.

„Tobias er allerede ved de Hellige, der Teufel kann nigt helfen," lachte Jnes Swendson. Aber sein Gesicht verzog sich doch auch in nachdenkliche Falten. „Jjelp, Satan!" stieß er ärgerlich hervor. „Wir ßollten Jemand haben, der vor Geld und guter Worte willig war, vor ihm einer Weil' einzutreten."

Der Franzose nickte beifällig mit dem Kopfe.

„Mais qui —? Es ist bald Tak, wo'er nehmen in der Gesſwindigkeit ein brauchbare Mann?"

„Von hier," tönte eine Stimme hinter ihnen. Alle Köpfe flogen herum und verwundert auf die untersetzte kräftige Gestalt, die in ihre Mitte trat.

„Wenn der Herr bereit ist, mir einen guten Stellvertreterlohn von seinem Gewinnst zu zahlen," fuhr Wenz Wlatka auf

den Italiener deutend fort, „so will ich sein Amt für ihn übernehmen, bis er den Riß über der Nase wieder verpflastert hat."

Der Baier stieß einen gurgelnden Freudenlaut aus und schwankte auf den Retter in der Noth zu. Er war unfraglich in der Absicht aufgestanden, denselben zu umarmen, doch seine Füße versagten ihm dergestalt den Dienst, daß Wenz ihn in seinen Armen auffangen mußte.

„Bist ein braver Kerl," stotterte Tobias, „heilige Mutter Gottes, ein kreuzehrlicher Kamerad, den ich küssen muß. Siehst Du, alles Geld, was er in der Tasche hat, gehört mir; das sollst Du haben, wenn Du mir hilfst, daß der Albrecht mich nicht wegjagt. Du bist eine feine Creatur, eine redliche Haut; sag' mir Deinen Namen, damit ich den Namen eines unbezahlbaren Muttersohnes weiß."

Seine Worte gingen allmälig in das Lallen vollständig trunkener Bewußtlosigkeit über, die wieder an die Stelle der Aufregung trat. Der Däne und der Franzose, die ihre Sinne noch am besten beisammen hatten, acceptirten ebenfalls freudigst Wenz' Vorschlag und wickelten den blutenden Italiener aus seiner phantastischen Uniform, deren einzelne Stücke sie seinem Stellvertreter anlegten. Die Statur desselben war ungefähr die nämliche, so daß die Kleidung Wenz wie angepaßt erschien; auch sein Gesicht stand zu der Landsknechtstracht nicht übel, ja es war, als gehöre es eigentlich in eine solche hinein und habe bisher in einer Verkleidung gesteckt, denn seine Bewegungen erregten ebenfalls den Eindruck, als ob er, mit dem Federhut auf der Stirn und dem Schwert zur Seite, an der Spitze eines Fähnleins zu commandiren gewohnt sei.

Zum wenigsten übernahm er für den Augenblick das Commando und ordnete an, daß der Verwundete in einem Zimmer der Drei Sterne untergebracht und verpflegt werde. Dann packte er den schwer herabhängenden Arm des Baiern, der auf der Bank eingeschlafen war, in den seinen und verließ mit seinen neuen Genossen das Wirthshaus, die überhaupt nicht viel Gedanken mehr im Kopfe hatten, am wenigsten indeß den, daß Wenz Wlatka mit dem Gedanken an ihren Versammlungsort gekommen sein könne, denselben um jeden Preis in dieser Weise mit ihnen, die Gassen Prags durchbrüllend und durchstolpernd, zu verlassen.

In der einsamen Trinkstube befand sich nur noch der alte Jude. Er hatte fast die Hosen auf seinen Knien durchgerutscht und blinzelte und schnupperte in allen Ecken.

„Hab' ich doch mein Profitchen gemacht bei der Sach'," schmunzelte er, die letzten von den aufgesammelten Münzen in die Tasche schiebend und vergnügt mit den Fingern dazwischen klingelnd. Er ging auf die Thür zu; in der Mitte des Zimmers bückte er sich noch einmal und hob etwas vom Boden.

„Geht es doch sehr wunderbar zu in der Welt. Hat er wollen haben meine Ohren und hab' ich bekommen seine Nase. Gott, was thu' ich mit der Nas'? Es nimmt se mir niemand ab vor einen Pfennig."

Er betrachtete noch einen Augenblick den seltsamen Fund, dann wanderte er, auf seinen langen Stab gestützt, ebenfalls in die Dunkelheit der Altstadt hinaus.

Elftes Capitel.

Wer den großen Remigius Bodinus Hegissophyrus nächtlich über das öde böhmische Hochgefild dahinschreiten sieht, glaubt einen Raben auf den Beinen eines Reihers zu gewahren. Ueber Berge und Schluchten steigt er mit gleicher Geschwindigkeit. Er ermüdet nie, denn der Sturm scheint in dienstbarem Verhältniß zu ihm zu stehen und ihn zu tragen, und andere Raben krächzen auf windzerpeitschten Flügeln unheilverkündend vor ihm auf.

Es ist um die Nachtzeit sehr dunkel auf dem Weg, den Graf Mérek von seinem Schlosse nach Böhmens Hauptstadt gemacht hat, doch die Lichtlosigkeit beirrt den einsamen Fußwanderer nicht, denn seine Augen haben etwas Katzenartiges. Sie leuchten nicht nur in der Finsterniß, sondern durchdringen sie auch; sie haben darin mehr noch von der Eule, daß sie bei Nacht besser für ihre Zwecke taugen als bei Tage.

Ebenso wenig bekümmert es den nächtlichen Fußwanderer, daß für einen solchen der Weg von Prag nach Schloß Lodron sehr weit ist. Es giebt allerdings noch keine Meilensteine im siebzehnten Jahrhundert, allein er würde auch nicht nach ihnen zählen. Er zählt überhaupt nicht

nach gewöhnlichen und gebräuchlichen Längenmaßen, sondern besitzt eine nur ihm eigenthümliche Rechnungsmethode, nach der er alle Entfernungen bemißt. Er hat das ganze Königreich Böhmen in Quartiere nach den Scheiterhaufen getheilt, bei denen er assistirt und den letzten Erstickungsschrei in majorem Dei gloriam verbrannter Hexen und Ketzer aufgefangen. Von Prag bis Lodronschloß hat er elf Scheiterhaufen, und er rechnet auf den Scheiterhaufen eine Wegstunde.

Die letzten Kohlen und die Asche der lebendigen Zierrathe dieser christlichen Feuerwerke sind zum Theil längst zusammengefallen und in die Winde verstreut; vielleicht sind sogar die Thränen schon getrocknet, welche darum von Eltern und Kindern, Gatten und Geschwistern geweint worden, denn die Zeit erheischt viel dergleichen und man muß sparsam mit dem Jammer sein, um ein Menschenleben hindurch damit auszukommen. Aber vor den Augen des nächtlichen Wanderers steht noch Alles in anschaulicher Lebendigkeit. Sein köstliches Gedächtniß bewahrt den geringfügigsten Umstand und täuscht ihn nie, daß er etwa einen Todesschrei der Verzweiflung, den er im Osten Böhmens vernommen, mit einem im Westen gehörten verwechselte, oder eine im Süden erfindungsreich von ihm angewandte Tortur in den Norden verlegte. Und ebenso begabt wie sein Gedächtniß ist seine Phantasie. Wo er in der Dunkelheit an einer seiner alten Wegsstationen vorüberschreitet, sieht er die längst erloschenen blauen Flämmchen wieder emporzüngeln. Sie ringeln sich durch das Stroh, das um den Holzstoß aufgeschichtet liegt, und er sieht wie der Rauch in die Höhe wirbelt und wie durch den Qualm die weißen Hände des Opfers von dem Pfahl verzweifelnd aufringen und unter den schweren Eisenklammern sich winden. Und durch das Knistern und Aufprasseln der Flammen tönt es hochfeierlich, hundertstimmig: „Gloria in excelsis Deo —“

Dann hält er an und seine Nüstern wittern durch die Nacht hinüber, und wollüstig schlürfend zieht er den Opferduft des verbrannten Menschenfleisches ein.

Doch er rastet nie lange, selbst auf den Hauptstationen nicht, wie Rowensko eine ist, obwohl man es ihm anmerkt, daß er hier gewissermaßen in einer verklärten Luft schreitet. Diese Stadt ist ebenso sehr des Ruhmes als der Schande voll. Der Schande, daß sie eine der ersten war, welche sich dem ketzerischen Pfalzgrafen Friedrich anschloß und auf Tod und Leben sich gegen die kaiserlichen Eroberer Böhmens vertheidigte, des Ruhmes, daß, nachdem die allein selig machende Kirche wieder in ihre niedergeschossenen Mauern eingezogen, im Verhältniß in keiner Stadt des Königreichs so viele Scheiterhaufen geraucht und dem Himmel angenehme Opferdüfte entsendet, als in Rowensko. Seit der Zeit besitzt auch das Gasthaus zur böhmischen Krone am Marktplatz keine Wirthin mehr, und der Wanderer denkt daran, wie er quer über den Markt hinschreitet und wittert auf den Boden nieder und baut das fromme Gerüst wieder vor seinem geistigen Auge auf.

Der helle Tag lag schon lange über seinen Pfaden, doch er sah nicht, daß von der Böhmischen Krone aus ihm ein Gesicht nachfolgte. Wenn Graf Méreк in diesem Augenblicke wieder vorgekehrt wäre, hätte er die ruhigen Züge seines Wirthes schwerlich wieder erkannt. Wie von einem plötzlichen Krampf verzerrt, starrten sie in die Richtung, in welcher die reiherbeinige Rabengestalt verschwunden, und die Hand streckte sich mit unwillkürlich hastigem Griff nach einer heimlichen Wandlücke, aus der sie eine den k. k. Kroaten- und Jesuitenaugen bis jetzt verborgene Schießwaffe hervorzog. Doch ebenso schnell stieß sie dieselbe wieder zurück, da der hagere Schatten, der über den Markt gehuscht, bereits um die Ecke gebogen, und nur in dem Blick des stoischen Wirthes zur Böhmischen Krone lebte die flüchtige Erscheinung, Erinnerungs-, vielleicht auch Zukunftsgedanken weckend, fort. Wie eine dunkle Wolke war die schwarze Gestalt durch Rowensko dahingezogen, und wer ihr nachsah, wußte, daß sie irgendwo ihren unheimlichen Inhalt verderblich und zerstörend entladen müsse.

Die auf den Erdboden herabgesenkte Wetterwolke nahm dieselbe Richtung, in der am Tage zuvor der Förster Gerold und Graf Mérek auf Rowensko zugekommen. Nur in umgekehrter Weise, über das Hochplateau und dann an die Iser hinab und stromaufwärts an ihr entlang. Und dann stand der Fußwanderer zum ersten Mal still und musterte mit forschenden Augen die Thüren und Fenster von Lodronschloß.

Während dieser Beobachtung holt er auch zum ersten Mal Athem, und ein Athemzug genügt ihm, um zu erkennen, wohin er sich zu wenden hat. Die lange Praxis hat seinen Blick geschärft. Dort ist ein Kirchthurm und ein massiveres Haus dicht neben ihm. Dort wohnt der Pfarrer und jedenfalls befindet sich die Hexe ebenfalls dort. Weiter!

Mit wenigen Schritten hatte er das von ihm in Obacht genommene Haus erreicht. Männer mit dummblödem Ausdruck und Weiber mit erregten Gesichtern standen davor; auf der Schwelle der Hausthür hielt ein, dem Aeußern nach noch junger Jesuitenzögling Wacht, der die Aufgabe hatte, den andringenden Volkshaufen vom Eintritt abzuhalten. Pflichtgetreu wollte er auch dem neuen Ankömmling den Weg versperren, doch dieser schob ihn, ohne ihn eines aufklärenden Wortes zu würdigen, bei Seite und schritt an ihm vorbei.

Es war eine ehrwürdige Versammlung, die er in dem großen Gemach des Pfarrhauses antraf. Der Führer der aus Rowensko eingetroffenen Jesuitenschaar, Bruder Basilides, nahm ersichtlich den vornehmsten Rang unter den Versammelten ein; neben ihm stand, als der zweite, Herr Lissov; die übrigen Brüder waren ihnen lauschend zugewandt. Die unbedeutendste Rolle in seinem eignen Hause spielte entschieden Se. Ehrwürden, um den sich Niemand sonderlich kümmerte, als wenn der erstgenannte Redner ab und zu behufs einer Frage ihm ein Wort zuwarf.

„Beelzebub, meine Brüder," sprach Frater Basilides, jede Silbe so scharf und deutlich zwischen den Zähnen hervorstoßend, daß sie verständlich bis in alle Winkel des Gemaches hineinvibrirte, „Beelzebub ist Baalsebub, der von Anbeginn der Welt bestehende Feind unseres Glaubens an die allerheiligste Dreifaltigkeit des Herrn, der schon Aaron verführte, derweil sein Bruder Moses auf dem Sinai die Gesetztafeln des alten Bundes empfing, das Götzenbild eines goldenen Kalbes aufzurichten. Denn es ist Baal selbst, von dem geschrieben steht in den Propheten —"

„Daß er der oberste aller Teufel sei, der Fliegengott, als welcher er sich in dem Geleit bewiesen, das er seinem Sohn und Anhänger Urban Grandier in diesen Tagen zur Richtstätte ertheilte, da er sich in Gestalt einer Schmeißfliege auf den Kopf desselben setzte und von ihm aus unausgesetzt seinen Leibteufeln Astaroth und Jubilon, sowie deren Hülfsgeistern Beherit, Asmodi und Aman befahl, dem Verurtheilten Kraft einzuflößen, so daß dieser Auswurf der Menschheit, der leider noch dazu ehemals ein Geweihter des Herrn gewesen, durch teuflische Mittel den Trotz aufrecht zu erhalten vermochte, sich, ohne ein Bekenntniß seiner höllischen Lasterhaftigkeit abzulegen, verbrennen zu lassen."

Die Augen aller in dem Gemach Versammelten hatten sich im Anfang verdutzt nach der heiseren Stimme umgewandt, welche die Erläuterung des Führers der heiligen Schaar plötzlich unterbrach und fortsetzte. Dann neigten sie ihre Häupter tief vor dem unerwarteten Ankömmling, denn Frater Basilides schritt mit hocherfreuter Miene auf ihn zu und sagte, ihm die Hand reichend, laut:

„Der Herr sei gepriesen! Er sendet uns Euch, hochgelahrter Herr, die Schreckniß seiner Feinde, in der rechten Stunde, unsern Geist zu stärken wider die Versuchungen des Bösen und Euren erprobten Arm uns zu leihen, ihn aus seinen innersten Schlupfwinkeln zu vertreiben. Auf welchem Wege seid Ihr zu uns gelangt?"

„Ich sah im Gebet durch die Nacht," antwortete der große Remigius Bodinus Hegissopyrus, „und der Herr begnadigte mein Auge, daß es Euch, Ehrwürdige und Gottgefällige, über Wald und Berge hier zu heiligem Werke versammelt gewahrte. Es war ein Zeichen des Himmels, dessen überschwengliche Langmuth an dieser Stätte des Lasters erschöpft ist und ein Beispiel seines Zornes erheischt. Saget mir das Geschehene, und ich werde Euch antworten, was das Buch der Bücher darüber bestimmt."

Der Sprecher erhob bei den Worten das Buch, das er unterm Arm getragen, von dessen Rückwand, wie am Abend zuvor in den Drei Sternen zu Prag der Titel: „Malleus maleficarum" in großen Buchstaben aufglänzte. Es war das nämliche Buch, von dem in der Nacht, schaudernd an ihrem Bett hingekauert, die Gräfin Wenla in den alten Papieren gelesen, der „Hexenhammer," in Anlaß der Bulle des heiligen Vaters Innocenz VII. von dem großen und erhabenen Ketzermeister Spren-

ger verfaßt, um die Hexen zu zerschmettern, zu zermalmen, zu „zerhämmern;“ sanctissimus liber aller wahrhaft Gläubigen und Gerechten, soweit der christliche Himmel Regen und Sonnenschein entsandte, und Criminalcodex, mit einer Approbation der theologischen Facultät zu Köln und dem Diplom des deutschen Kaisers zu Wien, für den Hexenproceß, nach seinen Anweisungen und Vorschriften die, so des Umgangs mit dem Teufel sich verdächtig gemacht, zu inquiriren, zu foltern und zu verbrennen.

Trotz dieser heiligen Nähe umzuckte ein schattenhaftes Lächeln die Mundwinkel des Frater Basilides, als der Besitzer des gottgeweihten Hammers von „dieser Stätte des Lasters“ gesprochen. Er machte eine Handbewegung zu Sr. Ehrwürden, dem verdutzt drein schauenden Hirten der Lodroner Heerde, hinüber und fügte näselnd bei:

„Wohl befinden wir uns an einer Stätte, doctissime, die durch ein schweres Verbrechen befleckt worden. Allein diese Stätte selbst ist nicht lasterhaft, sondern die Wohnung der Tugend, denn es ist das Haus des Dieners des Herrn an diesem Orte, der hier vor Euch steht, Euch demüthiglichst begrüßend und Eure Kraft erflehend, zu seinem eignen Heil und zu dem der Kinder Gottes die fluchwürdige Kunst zu entdecken, die mit diabolischer Bosheit seinen Leib, das Gefäß des Herrn, geschädigt hat.“

Der große Aufspürer und Vertilger aller Teufelsbrut auf Erden begrüßte Se. Ehrwürden nur mit einem flüchtigen Kopfnicken. Sein Ohr war unausgesetzt mit dem Dankesjubel von Legionen himmlischer Heerschaaren erfüllt, welche über den Sternen den Wohlgeruch verbrannten Ketzer- und Hexenfleisches als süßes Opfermahl einathmeten, und gegen diese mußte selbst der fromme Hirte von Lodron zurücktreten. Er besaß nur insofern eine gewisse Wichtigkeit, als er eben die Persönlichkeit darstellte, auf welche das schändliche, allein nichtsdestoweniger durch den Eifer der Diener des Herrn dennoch ad majorem Dei gloriam dienende Attentat gerichtet worden, so daß der „große Unerwartete“ sich mit ihm einige Minuten in eine Ecke zurückzog, um sich über den Thatbestand, soweit er bis jetzt ans Tageslicht gezogen, zu unterrichten.

Es war begreiflich, daß Se. Ehrwürden dem berühmten und gefeierten Manne gegenüber schwitzte und stotterte. Eigentlich umfaßte der Thatbestand vorderhand nichts weiter, als daß Herr Lissov — der Frater Peregrinus — einen Mangel an Appetit bei Sr. Ehrwürden zu bemerken geglaubt.

Nichts weiter? Der gefeierte Mann lachte offenbar mit den dünnen Lippen auf, obwohl dies durch keinerlei von ihnen hervorgebrachten Laut bestätigt wurde. Nichts weiter? Was soll denn geschehen? Soll die Hexe erst den Mond auf die Erde fallen lassen oder die Sonne verzaubern, daß sie bei Nacht scheint, eh' man ihrem gottlosen Treiben Einhalt gebietet? Nichts weiter? Se. Ehrwürden scheint merkwürdige Begriffe von der Gerechtigkeit des Himmels zu besitzen, wenn er meint, derselbe schütze seine Diener nur etwa vor Schaden an Haupt und Herz, Aug' und Ohr, nicht auch an dem wichtigen Organ, das die andern alle ernährt und belebt, am Magen. Der Magen Sr. Ehrwürden ist ebenso geweiht, wie jedes andere Glied desselben, ja gegenwärtig ist er doppelt geheiligt, als dasjenige Organ, dessen sich die Allmacht bedient, eine im Finstern schleichende, schwarze That ans Licht zu bringen.

Se. Ehrwürden stand vor der Deduction des berühmten Gelehrten, wie eines seiner Lämmer vor ihm bei solcher Auseinandersetzung gestanden haben würde, wenn der Himmel gewollt hätte, daß er statt bildlich, derartige Vierfüßler in natura zu weiden berufen gewesen. Jakob Hexenbrand, doctus theologiae, aber wandte sich um und fragte:

„Ist Alles bereit, was das heilige Buch anzuwenden gebietet, um den Widersacher Gottes nöthigenfalls mit Gewalt aus seinem Versteck herauszutreiben?“

Gottlob, es war Alles bereit. Gottlob, so verderbt war Lodronschloß unter der Obhut seines fürsorglichen Hirten — und umsichtigen Verwalters — noch nicht, daß es der frommen Geräthschaften zur erfolgreichen Bekämpfung des „Erbfeindes von Haus aus“ ermangelte.

Sie standen im Nebengemach bereit, auch die Zeugen, auch die Beklagte. Die ehrwürdige Versammlung brauchte nur aus einem Zimmer in das andere zu gehen, und sie that es. Sie nahm die vorbereiteten Plätze ein, Frater Basilides in der

Mitte, ihm zur Linken Frater Peregrinus und zur Rechten der gelehrte Auserwählte Gottes. Ihnen gegenüber stand bleich mit zusammengebundenen Händen und Füßen, die hübschen Augen schamvoll und beängstigt niedergeschlagen, Anna Gerold, die junge Förstersfrau aus dem grünen Epheuhäuschen jenseits des Baches, und hinter ihr an der Wand hämische, dumme und freche Männer- und Weibergesichter aus den verkommenen Häusern diesseits des Bachs. Sie zischelten und grinsten schadenfroh untereinander, doch der Vorsitzende gebot jetzt Ruhe und der große Remigius Bodinus Hegissophyrus erhob sich und begann:

„Omnia ad majorem Dei gloriam! Wir stehen vor einer Untersuchung schwerer Art, zu der wir Seiner Beihülfe bedürfen. Ein Mann, ein Diener des Herrn, ist an seinem Leibe geschädigt worden. Ein Weib, dies Weib hier vor unserm Richterstuhl, wird von der Stimme des Volkes angeklagt, es durch Anwendung übernatürlicher, teuflischer Mittel vollbracht zu haben.

„Wir fragen uns: Wie kann solch' ein Wunder geschehen? Ist es natürlicher Weise möglich? Wir müssen antworten: Nein. Aber wir gewahren, daß es möglich ist, denn es geschieht.

„Wenden wir in diesem Räthsel unsere christliche Einfalt an die Erleuchteten des Herrn! Bescheiden wir uns in Demuth der Unzureichlichkeit unseres Verstandes, und hören wir, was der große Bodinus, der Auserwählte, spricht. Und siehe, der Schleier fällt von unseren blöden Augen, denn er sagt: „Wer da in freventlicher Vermessenheit behauptet, es sei nicht Hexerei noch Zauberei in der Welt, der ist ein Läugner Gottes. Heillose und verruchte Menschen giebt es wohl, die mit eitlem Trugschluß prahlen, das Unholdswesen sei gar unmöglich, weil es natürlicherweise nicht geschehen könne. Aber auch die großen Wunderthaten Gottes sind natürlicherweise unmöglich und gleichwohl wahrhaft. So ist das Unholdswerk natürlicherweise auch unmöglich, aber durch Gott ist's möglich."

„So spricht der große und gerechte Bodinus und dies heilige Buch bestätigt seine Worte. Weil Gott es in seiner Gnade zuläßt, ist es möglich, wie es möglich war, daß der Teufel den Herrn Jesum Christum in der Wüste versuchte und zu ihm sprach: „Dies Alles will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest." Und aber sagt Jesaias, der Prophet, XXXIII. 15. von ihnen: „Wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle einen Vertrag gemacht."

„Es ist aber noch ein Wort, mit dem die Bibel auf diese Pest unserer Zeit hinweist, wie sie im ersten Buch Mosis VI, 2. sagt: „Da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten."

Ein Seufzer unterbrach bei diesen Worten den Vortrag des berühmten Mannes. Er entrang sich tief aus der Brust Sr. Ehrwürden, dessen Augen zufällig auf der schönen Gestalt Anna Gerold's hafteten, dessen Seele indeß unzweifelhaft durch den Seufzer nur der Bekümmerniß über die Verführung, welcher die Menschheit von jeher preisgegeben gewesen, Ausdruck lieh. Der große Gelehrte aber fuhr fort:

„Ihr wisset jedoch, daß der Teufel, als gefallener Engel, auch zu den „Kindern Gottes" gehört und daß von ihm mithin in jenem Spruche die Rede ist. Er geht in allerlei Gestalt auf Erden umher und sucht, daß Jemand ihn anbete, wie er es dereinst von dem Herrn Jesu Christo verlangt. Und wie er diesem dafür alles Land verheißen, auf das sie herniederblickten, so verspricht er denen, welche ihm ihre Seele übermachen, einen Kaufpreis dafür. Welcher aber kann nur dieser Kaufpreis sein? Ihr kennt ihn und wißt, diabolische Künste sind es, übernatürliche Mittel und Wissenschaft, um sich selbst Glück, Gesundheit und Reichthum zu schaffen, Andern aber, und besonders den Frommen, die dem Teufel und seinen Anhängern verhaßt sind, Schaden zuzufügen an Leib und Seele, Vermögen, Knecht und Magd, Vieh und Besitz. Darum können die Hexen und Unholde Menschen und Vieh krank machen und tödten, Mißwachs erzeugen, Felder, Gärten und Wiesen verderben, Weiber unfruchtbar machen und jede Bosheit begehen, die, unter Zulassung Gottes, teuflische List zu ersinnen fähig ist.

„Aus diesem Grunde aber sagt schon der große Bodinus, dessen Namen ich in frommer Ehrfurcht dem meinigen hinzugefügt, daß kein todeswürdigeres Verbrechen auf Erden erfunden werde als die Hexerei, und der ehrwürdige Delrio benennt sie ein

crimen enormissimum, gravissimum, atrocissimum. Denn es ist keine Todsünde, die nicht in ihr enthalten wäre, als Gotteslengnung, Ketzerei, Mord, Giftmischung, Blutschande und Vieles mehr. Und auf solcherlei Art sind die Hexen schlimmer und verbrecherischer, als ihr Herr und Meister, der Teufel, selbst, dieweil dieser nur einmal aus dem Stande der Unschuld gefallen und nicht wieder in integrum restituirt worden. Der gefallene Mensch dagegen ist durch die Taufe wiederum zur Gnade gelangt und bricht das Bündniß mit Gott zum zweiten Male. Der Teufel sündigt nur gegen seinen Schöpfer, die Hexe wider ihren Schöpfer und Erlöser zugleich.

„Somit ist die Hexerei kein crimen ordinarium, wie Todtschlag, Mord, Falschmünzerei, Straßenraub, Hochverrath. Sie ist ein crimen exceptum, wie die Ketzerei, das nicht vor das Forum eines gewöhnlichen Richters gehört, sondern der heiligen und rächenden Hand der Kirche anheimfällt. Deshalb werden Hexen nicht nach gemeiner Ordnung und geschriebenem Recht verurtheilt, weil es nicht nöthig ist, sich an den ordentlichen Proceß Rechtens darin zu halten. In his modo ordo est, ordinem non servare. Denn wiederum ist die Hexerei nicht nur ein crimen exceptum, sondern ein exceptum in exceptis, das Außerordentlichste unter dem Außerordentlichen. Sie bildet nicht allein das ungeheuerste Verbrechen, auch das heimlichste, verborgenste, am schwersten zu entdeckende. Denn sie wird begangen im Dunkel der Nacht, mit Hülfe böser Geister, die sich unsichtbar zu machen vermögen, und sie genießt der Unterstützung des Fürsten der Hölle selbst."

Ein gottgefälliges Gemurmel der Billigung und Bewunderung über die niederschmetternde Logik dieser Argumente durchlief die ehrwürdige Versammlung. Nur Anna Gerold blickte nicht bewundernd, sondern verwundert auf, als habe sie von dem causalen Zusammenhange aller der Dinge in ihrem einfältigen Kopfe nichts begriffen, und Se. Ehrwürden schaute auf den Redner wie auf das Geheimniß des Sacraments, das ihm in unbegreiflichem Mysterium die Erfüllung einer — überirdisch — süßen Hoffnung verheiße. Der Sendbote des Herrn aber hatte Athem geschöpft und begann abermals:

„Es gehört somit zur Hexerei dreierlei: Die Zulassung Gottes, der Teufel, und das Individuum, welches zu dem oben gedachten Behuf einen Pact mit dem Fürsten der Hölle abschließt, wie denn der heilige Bodinus auch logice definirt: „Ein Hex ist, der vorsätzlich und wissentlich durch teufelische Mittel sich bemüht und untersteht, sein Fürnehmen hinauszubringen, oder zu etwas dadurch zu kommen und zu gelangen." Ihr wißt jedoch, daß es schon im deutschen Reich leider Hunderttausende solcher höllischer Individuen giebt, die, ob man ihrer auch noch so viele ausrottet, wie der gute Hirt das Unkraut unter dem Weizen, immer wieder entstehen, weil das Ketzerthum, gegen das wir nunmehr zwölf Jahre im Kriege stehen, im Norden des Reiches noch immer nicht gebändigt worden, sondern Teufel in Menschengestalt schützt und beherbergt, wie den gottfeindlichsten Schandbuben, den die Erde gezeugt, Johannem Weierum, der ein ruchloses Buch geschrieben: „De praestigiis daemonum," darinnen er die Eiferer des Glaubens dem Spotte und der Verachtung preisgiebt, als existire nicht Hexerei noch Zauberei auf Erden, sondern sei Alles nichts als eitel Blut- und Habgier, Grausamkeit und Wollust der Geistlichkeit und Richter. Und sagt dies mit frecher Stirn, wiewohl der hochberühmte Magister sacri palatii, Bartholomäus de Spina von einer Hexe auf der Folter mit eignen Ohren vernommen, daß der höllische Fürst auf einem Hexensabbath zu den Versammelten gesprochen: „Seid alle getrost, denn es werden nicht viele Jahre vergehen, so triumphirt ihr über alle Christen, weil es mit dem Teufel vortrefflich steht durch die Bemühungen des Dr. Weier und seiner Jünger."

„Ihr sehet also, wie Noth es thut, wachsam zu sein in dieser argen Zeit, und wie wenig ein Einzelner auszurichten vermag, selbst wenn er, wie der große Remigius nur in Lothringen allein in einem einzigen Jahre neunhundert dieser verdammten Brut mit Feuer ausgetilgt hat. Denn sie sind gleich Feldmäusen; so Ihr begehrt, Korn einzuscheuern, nützt es nicht, daß Ihr eine erlegt, sondern Ihr müßt ihre Nester zerstampfen. Und so ist es ein geringer Ruhm nur vor dem Herrn, dessen ich mich nicht brüste, sondern ihm in Demuth danke, wenn es mir auch bis heut nicht vergönnt gewe-

sen, zu seiner Ehre mehr zu leisten, als der große Remigius in einem Jahre vollbracht. Glaubet also nicht, daß mein Mund damit prahlt, wenn ich sage, daß ich in Ziegenhals zweiundzwanzig, in Neiße elf, in Niklasdorf wiederum zweiundzwanzig, in Zuckmantel fünfundachtzig, in Freiwaldau aber hundertundzwei Hexen inquirirt, überführt, condemnirt und auf dem Holzstoß abgethan habe, sondern, ohne Ruhmsucht vor dem Herrn, nenne ich Euch nur diese Zahlen aus Eurer Nähe, Euch darzuthun, wie furchtbar das Treiben dieser Unholde hier um Euch überhand genommen und in welcher Gefahr das gläubige Gemüth sich oft inmitten derer befindet, die es für seine Nächsten hält und die ihm am Busen liegen."

Der Redner machte wiederum eine Pause, um mit einem gewaltigen Zuge frischen Luftvorrath in den Blasebalg seiner Lungenflügel einzupumpen. Die Gesichter der an die Wand gedrängten Hüttenbewohner hatten allmälig ihren Ausdruck verändert und blickten, sich dann und wann hastig ein Wort ins Ohr zischend, mit abergläubisch furchtsamen Augen auf das stumme Weib vor ihnen. Dann continuirte Hegissopyrus seine Rede:

„Fragen wir uns nun, woher es geschieht, daß zu aller Zeit dieser Verderbniß des Menschengeschlechtes sich vorzüglich Weiber hingeben, so lautet die Antwort: Weil der Teufel männlichen Geschlechtes und das Weib ein schwaches Gefäß ist von Haus aus."

Se. Ehrwürden machte eine unwillkürliche, den gelehrten und frommen Vortrag unterbrechende Bewegung. Seine während desselben zum ersten Mal verständnißvoll aufflammenden Augen sagten in heiligem Glanz:

„Ja so, grade so wie Du, Anna Gerold, sieht ein von Haus aus schwaches Gefäß aus. Du bist unverkennbar eine Hexe, Anna Gerold."

„Nicht als ob," fuhr der berühmte Mann, der sich nicht mit seinen gottgefälligen Werken brüstete, fort, „nicht als ob es nicht in der Macht des Bösen stünde, die Gestalt eines Weibes anzunehmen und als solches auch auszugehen, Männer, Knaben, ja Säuglinge selbst zu seinen schändlichen Zwecken zu verführen. Leider gewahren wir auch dieses oft genug, allein dennoch lehrt die Erfahrung eines Jeden, der in solcherlei Malefizsachen praktisch bewandert ist, daß auf einen Zauberer allemal zehn Hexen, Frauen, Mädchen, Kinder, ja wiederum selbst Säuglinge weiblichen Geschlechtes zu rechnen sind, und daß, wo durch Teufelskunst eine ruchlose Handlung begangen worden, dem Richter die Aufgabe zufällt, stets zuerst unter den Weibern des Ortes nach dem Urheber zu forschen. Denn, wie bereits gesagt, es entspringt das höllische Bündniß zumeist immer der Schwäche des Weibes, und darum tritt der Teufel das erste Mal fast stets als ein junger und schöner Cavalier mit Wamms und Federhut, oder als ein Mann von ungewöhnlicher Größe und Stärke vor sie hin. Er nimmt aber jederlei Gestalt an, ja er entblödet sich nicht, selbst in der eines Mönches und Priesters, bis zu den höchsten geistlichen Würden eines Bischofs und Cardinals hinauf, zu erscheinen, wie manche Hexen gestanden, daß ein solcher sie besucht, der dann natürlich kein Anderer gewesen als der Teufel, der sie in derlei Gestalt betrogen. Seine Umarmung ist aber allemal kalt wie Eis, und so diese geschieht, in demselben Augenblick verschwindet alle Erinnerung an den katholischen Glauben bis auf die letzte Spur in ihrem Herzen. Sodann schließt er einen Contract mit ihnen, den sie mit dem Blut ihres Körpers unterschreiben, außerdem ihm unter der Handschrift verpetschieren müssen, darinnen sie ihm ihre Seele verkaufen, und der gemeiniglich also beginnt:

„Ich, Endesunterschriebener, beurkunde und bezeuge hiermit, daß ich zu Gunsten des Teufels Beelzebub meinem Antheile an Gott, dem himmlischen Herrn, der Jungfrau Maria, ihrem Sohne, allen Heiligen und meiner ewigen Seligkeit entsage, so der Teufel Beelzebub mir Folgendes gewährt . . ."

„Ist jedoch die Hexe des Schreibens nicht fähig, so begnügt der höllische Feind sich damit und gilt es als Contract, wenn sie sagt:

„Ich fasse an diesen weißen Weidenstock und verleugne Mariens Sohn und Gott."

„Sodann beraumt er der Novize seines verruchten Ordens eine Nacht an, in der sie sich auf dem Berggipfel, darauf der Hexensabbath ihrer Gegend stattfindet, einzustellen habe. In dieser Nacht reitet die

Hexe auf einem Besen durch den Schornstein, oder falls der Maurer beim Bau desselben einen Kreuzstein davor gesetzt, durchs Fenster an den Ort, allwo sie mit den übrigen teuflischen Heerschaaren zusammentrifft. Dort tritt der Fürst der Hölle in verwandelter Gestalt, manchmal als Bock, Kröte, Katze, zumeist aber als ein großer Mann von wunderbarer Blässe ihr entgegen, blickt sie mit kohlenschwarzen Augen an, und nimmt sie durch die Taufe in die Gemeinschaft der Unheiligen auf. Denn der Teufel ist der „Affe Gottes;" er äfft die Wunder des Herrn und auch die von ihm gesetzten Sacramente nach. Darum tauft er die Hexe mit den Worten: „Ego te baptizo non in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti, sed in nomine Diaboli" und drückt ihr das stigma diabolicum, an dem er die Seinen erkennt, auf den Leib. Das Mal ist sehr verschieden an Farbe und Gestalt und findet sich an allen möglichen Theilen des Körpers, wie der große Remigius Beispiele aufzählt von vielen Zauberinnen, die er verbrennen lassen, bei denen er das Hexenmal bald auf der Brust, bald auf der Stirn, auf dem Scheitel, dem Schenkel, den Armen gefunden. „Es war dann," sagt er weiter „eine gemeine List der Verruchten, zu behaupten, sie hätten das Zeichen schon seit ihrer Geburt, oder von einem Fall, oder von einem Steinwurf, sed postmodum tormentis admota, nachdem man sie auf der Folter inquirirt, gestanden sie alle, es sei ein Teufelsmal."

„Wenn nun jedoch diese Aufnahme vollzogen, so erhält jede Hexe von dem Fürsten der Finsterniß, welcher, wie Christus der Bräutigam aller gläubigen Seelen, der Oberbräutigam aller Hexen ist, einen Buhl-Teufel zugetheilt, der ihr specieller Leib- und Liebesteufel bleibt, kommen muß, sobald sie ihn ruft, ihre Aufträge besorgt und die Bosheiten verrichtet, die ihr heimtückisches Gemüth ihr eingiebt. Derselbe führt nicht immer teuflische Namen wie Behemoth oder Leviathan, sondern oftmals völlig auf Erden bräuchliche und bekannte, wie Daniel, Hans, Wenzeslaus, Benjamin, Leopold, Peter, damit die Hexe sich nicht etwa vor Lauschern verräth, wenn sie ihn zu sich ruft. Sodann aber tritt aus einem dunklen Winkel ein Mann hervor, oberhalb der Hüften glänzend und strahlender als die Sonne, wie man sagt, unterhalb aber rauh wie ein Kater, und sein Glanz erleuchtet den ganzen Raum und die Hexen und ihre Buhlteufel huldigen ihm, als dem Fürsten der Nacht.

„Glaubet jedoch nicht, es sei dieses alles aus den Köpfen von Menschen entsprungen, oder ein Geständniß der Hexen allein, sondern wie ich es Euch gesprochen, hat der Statthalter Petri auf Erden, der die Himmelsschlüssel hält, der heilige Vater Gregor der Neunte es selbst in einer Bulle allen Gläubigen verkündet und jeden treuen Christen zur Vertilgung dieses Fluches unserer allerheiligsten Religion, der Wahrheit Gottes, und der gesammten Christenheit aufgefordert, sowie Jedem, der wider eine Hexe Zeugniß abzulegen vermag, tausendjährigen Ablaß im Fegefeuer verheißen."

So schloß der große Remigius Bodinus Hegissopyrus, doctus theologiae, zu deutsch Jakob Hexenbrand, Staatsanwalt des christlichen und dreieinigen Gottes im kaiserlich-königlichen Kronlande Böhmen, den allgemeinen Theil seiner Anschuldigung wider die Pest seines Zeitalters, und es gewährte den Anschein, als ob der letzte Abschnitt seiner Rede noch gemeinverständlicher gewesen als die ersten. Wenigstens besagten Sr. Ehrwürden leuchtende Augen, daß sie die Idee des Vorganges, der statthaben sollte, noch weit mehr als zuvor erfaßt, und das Roth, das bei den letzten Auseinandersetzungen des berühmten Mannes unwillkürlich über Anna Gerold's bis dahin blasses Gesicht heraufgezogen war, verrieth, daß auch ihr der Sinn derselben, im Allgemeinen mindestens, nicht mehr unverständlich zu bleiben vermocht. Es übergoß ihre Wangen und Schläfen und stieg purpurn bis zu den Haarwurzeln ihrer Stirn hinauf.

Dem Scharfblick des gottgefälligen Inquisitors entging nicht die leiseste Nuance, welche ein Geständniß des begangenen Verbrechens enthielt. Er hatte noch kaum seiner Anschuldigung ersten Theil geschlossen, als er, gehobenen Fingers auf die Beklagte deutend, rief:

„Seht, wie die Wucht der Wahrheit sie zermalmt, daß sie den Blick nicht zu erheben vermag, und das Schuldbewußtsein sie roth färbt wie blutige Sünde! Bekenne, Unglückliche — und das heilige Buch verstattet in dem Fall, Dich vor der Verbren-

nung zu erdrosseln — bekenne, daß Du der Gemeinschaft des Teufels angehörst und durch seine Hülfe dem frommem Pfarrer dieses Ortes Schaden an Leib und Seele zugefügt."

Se. Ehrwürden wurde ebenfalls roth. Wenn man, um die beiden Farben zu unterscheiden, die Wangen der jungen Frau schamroth genannt hätte, würde man die des geistlichen Hirten als puterroth bezeichnet haben, wie er stammelnd einfiel:

„Nur am Leibe, doctissime, nur am Leibe — meine Seele ist in dem Herrn, und die Sünde hat keine Macht über sie."

Allein der Staatsanwalt des christlichen Gerichtshofes würdigte das stotternde Opfer der Hölle kaum eines Seitenblickes und fuhr donnernd fort:

„Bekenne! Bekenne! Bekenne auf dies Buch Deine Verruchtheit!"

Empfand Anna Gerold, daß es sich um Wichtigeres handelte, als um die Scham eines jungen Weibes, vor den Ohren von Männern Dinge solcher Art anhören zu müssen? Das Roth wich wieder aus ihrem Gesicht und sie erwiederte, ihre schönen Augen fest aufschlagend, mit sicherer Stimme:

„Was verlangen Sie von mir? Ich habe Nichts zu bekennen."

Der Inquisitor winkte hinter sich:

„Schreibt: Sie erblaßt, ein Indicium. Sie tritt keck vors Gericht und behauptet ihre Unschuld; ein schweres Indicium."

Die Feder eines vor gewaltigen Schreibmaterialien sitzenden, untergeordneten Bruders Societatis Jesus knirschte eifrig über das Papier. Das Gesicht des doctus theologiae verzerrte sich allmälig zu heiliger Wuth. Er trat dicht an die Angeklagte heran und schrie ihr entgegen, daß der Schaum von seinen Lippen ihr ins Antlitz flog:

„Du willst also nicht gestehen? Du willst lebendig verbrannt werden?"

Anna Gerold wich mit einer Bewegung des Ekels und des unwillkürlichen Schrecks stumm um einen Schritt zurück.

„Schreibt:" befahl der berühmte Mann, „Sie zittert, ist ängstlich, ein Indicium. Sie weicht vor der Drohung Gottes zurück, ein thatsächliches Indicium, das indicium fugae. Wenn ihr Gewissen rein wäre, brauchte sie es nicht zu thun."

Er begab sich wieder an den Platz, den er anfänglich inne gehabt, und fuhr fort:

„Da die Hexe starrsinnig leugnet, so müssen wir nach der Vorschrift des heiligen Buches zur Beweisaufnahme schreiten. Wir werden die Zeugen vernehmen, die ich in gottesgefälligem Eifer anwesend erblicke. „In den Landen des heiligen Vaters," sagt der ehrwürdige Bodinus, „besteht die löbliche Gewohnheit, daß man einen Stock in den Kirchen hat, darin Jedem frei steht, ein gerollt Papierlein zu werfen, darin des Zaubrers oder der Unholden Namen, sammt dem Fall, so sich mit ihm oder ihr zugetragen, dem Ort, der Zeit, den Zeugen oder Umständen zu beschreiben ist." Diese preiswürdige Einrichtung vermisse ich mit christlichem Schmerz in unserem Lande, und ermahne Euch, wohin ihr gelangt, sie zu verbreiten. Bevor wir jedoch zur Vernehmung der Zeugen übergehen, wollen wir dasjenige, was Gott uns in seiner unergründlichen Gnade mit eignen Augen zu erforschen verstattet, in Betracht ziehen.

Wenn der Blick mich nicht täuscht, ist die Angeschuldigte das, was die Eitelkeit und Lüsternheit der Welt hübsch zu benennen pflegt. Das heilige Buch nennt dies ausdrücklich als Indicium; schreibt es auf. Denn der Teufel versucht dadurch einen günstigen und betrügerischen Eindruck auf die Richter zu üben. War das Gesicht der Inquisitin immer der Art?"

Der Fragsteller richtete die letzte Frage zur Seite, ohne eine bestimmte Persönlichkeit im Auge zu haben. Da es aber zufällig die Seite war, an welcher sich Se. Ehrwürden befand, so sah dieser treffliche Hirt der Schäflein des Herrn die Frage als direct an sich gestellt an und gerieth darüber in diejenige Verwirrung, welche fromme Gemüther zu ergreifen pflegt, wenn sie ihre reine Denkungsart auf irgend eine Weise mit der Sündhaftigkeit der Welt zu verknüpfen genöthigt werden. Darum stotterte Se. Ehrwürden:

„Hübsch? Früher? Immer? Ich weiß nicht, was die Welt also benennt, und meine Augen wenden sich ab von der Versuchung —"

„Doch Sie erzählten mir, Herr Pfarrer," fiel auf der andern Seite neben ihm plötzlich Herr Lissow, unmuthig die weiße Stirn zusammenziehend, ein, „daß die Angeklagte Ihnen einmal einen Streich ins Gesicht versetzt; eine Situation, durch die

Sie doch einige Kenntniß über die äußere Erscheinung derselben bewahrt haben müssen, da Menschen sich in solchen Lagen ins Gesicht zu blicken pflegen."

Wenn die Würde des direct vom Himmel selbst eingesetzten Gerichtes die Annahme nicht völlig undenkbar gemacht haben würde, hätte man in dem Ton der Worte des Herrn Verwalters fast etwas Spöttisches, etwas Ironisches zu empfinden geglaubt. Se. Ehrwürden zitterte am ganzen Leibe und schwitzte im ganzen Gesicht und erwiederte:

„Menschen? Ich bin kein Mensch ich bin ein — unwürdiger — Diener des Herrn. Wie sie mich schlug, bot ich ihr nach seinem Gebot, ohne aufzublicken, die andere Backe dar. Aber ich glaube, sie war früher häßlich — immer — garstig, so kam sie mir vor — früher —"

„Ein notorisches Indicium," sagte Remigius Bodinus Hexenbrand mit dem Kopf nickend, „denn die Häßlichkeit ist nur das Abbild des Teufels, dem sie sich verkauft. Sie war häßlich, weil ihre Seele es war; die List des Satans aber hat ihre Garstigkeit in Sinnenreiz verwandelt, weil er so ihrer mehr begehrte. Ist die Angeschuldigte reich?"

Stimmen von der Wand her, Stimmen aus den Hütten diesseits des Baches, riefen neidisch: „Ja!"

„Ein Indicium, denn der Mammon dieser Welt stammt vom Teufel. Schreibt!"

Doch eine andere Stimme, die sich um einige Secunden verspätet hatte, rief noch zeitig: „Nein, reich nicht."

„Es ist eine bekannte List des Satans, seine Trabanten arm erscheinen zu lassen; schreibt das Indicium," befahl der Inquisitor.

„Wir sind nicht reich und nicht arm, wir vermögen uns durch unsere Arbeit und das Amt meines Mannes ordentlich zu ernähren," sagte Anna Gerold jetzt mit fester Stimme.

„Ha ha ha!" Der große Hegissophyrus lachte heiser auf. „Durch die Arbeit des Teufels, und das Amt Deines Mannes, als Vater für die Kinder Deines Buhldämons zu erscheinen. Das ist das sicherste Indicium, das sind sie, nicht reich noch arm, wohlhabend, wie sie sich heißen, weil sie wohl wissen, was sie haben — den Teufel! Schreibt's!"

Noch einmal übergoß eine glühende Röthe das Gesicht der jungen Frau. Es rang sich sichtlich ein heftiges Wort aus ihrer Brust, doch ihre Lippen preßten sich krampfhaft auf einander und nur ein paar Thränen rollten ihr stumm aus den Augen.

„Es ist so gut wie offenbar," sagte der Berühmte, einen Blick göttlichen Zornes auf sie schleudernd, „und wir könnten nach dem heiligen Codex schon jetzt mit der peinlichen Fragstellung beginnen. Doch das Gericht Gottes ist nicht allein streng, sondern auch von überschwänglicher Gnade, und wir werden seiner Milde Raum verstatten und noch zuvor einige Generalfragen in gütlicher Weise an die höchst Verdächtige richten. Wem, der sie nicht mit teuflisch verblendeten Augen betrachtet, wird sie nicht sogleich den Eindruck erregen, daß sie, ihre Schändlichkeit zu verbergen, fleißiger die Kirche besucht als die frommste ihrer Schwestern, die dem Herrn dienen? Daß sie durch List des Satans, die er ihr eingegeben, eifriger als alle Andern ihr pater noster betet, sich öfter mit Weihwasser besprengt, ihre Devotion täglich zur Schau trägt —"

Hatten Anna Gerold's Feinde und Feindinnen es mißverstanden, daß ein weiteres Indicium in solchem Gebahren liege, oder war ihr Verstand zu einfältig, daß sie das Gegentheil, ein Entlastungszeugniß, darin gewahren zu müssen glaubten — sie riefen plötzlich vielstimmig durcheinander:

„Nein! Nein! Das Alles thut sie nicht, sie geht nie in unsere Kirche!"

Das Gesicht des Richters verfinsterte sich. „Ein schweres Indicium, verzeichnet es," erwiederte er mit Grabesstimme. „Die Verworfenheit ihrer Seele läßt sie selbstverständlich unüberwindliche Angst vor dem geweihten Ort, vor der heiligen Nähe des Dieners des Herrn empfinden."

Der Redner blickte wiederum absichtslos zur Seite und traf wiederum das Gesicht Sr. Ehrwürden, der, wie zuvor eine an sich gerichtete Frage in den letzten Worten vermuthend, stotternd antwortete:

„In der That — eine unüberwindliche Abneigung — wollte sagen Angst — vor der heiligen Nähe —"

„Natürlich," nahm der Inquisitor abermals das Wort, „eine Zuneigung wird sie dagegen für irgend ein Thier, Bock, Katze, Schwein, Rind besitzen —"

Herr Lissov öffnete mit ironischer Lippenbewegung den Mund: „Ich vermag nur aus Erfahrung mitzutheilen, daß sich ein äußerst großer Hund in dem Hause der Angeklagten befindet, der mir dasselbe mit einem fast übernatürlichen Verständniß zu bewachen scheint."

Der gelehrte Forscher der Wege Gottes und seines Widersachers öffnete den „Hexenhammer." „Schreibt!" gebot er, „denn es steht von der Hand des ehrwürdigen Sprenger ausdrücklich hier vermerkt, daß die besondere Anhänglichkeit eines Hundes an die Person einer der Zauberei Verdächtigen ein hervorragendes Indicium bilde."

Er blätterte eifrig in dem dicken Buch. „Auf diesem Standpunkte des Verhörs," begann er wieder, „ertheilt der wohlerfahrene Delrio den Rath, die Hexe in ein unterirdisches Gefängniß, das mit Kröten und Molchen angefüllt worden, zurückzuführen, darinnen sich Löcher, für Arm und Bein der Gefangenen, auch eiserne Kreuze, um sie mit Hals und Rücken hineinzuschließen, befinden. Ingleichen empfiehlt er, ihnen große und scharfkantige Steine derartig an den Gliedmaßen zu befestigen, daß sie vermöge des Gewichts derselben sie weder zu tragen, noch um der Schmerzhaftigkeit willen auf ihnen lange zu liegen im Stande sind, auf daß sie dadurch geängstet, schwer- und kleinmüthig und in ihrer Verstocktheit mürbe gemacht werden —"

Herr Lissov machte ein ungeduldiges Gesicht. „Ich glaube, hochgelahrter Herr," sagte er einfallend, „daß die ehrwürdige Versammlung den Wunsch hegen wird, die Sache ohne Unterbrechung zu Ende gebracht zu sehen."

„Allein," fuhr der große Remigius, scheinbar ohne von der Unterbrechung Notiz zu nehmen, fort, „bei der tiefen Ehrfurcht, welche wir vor der erstaunlichen Kenntniß des hochseligen Delrio in Malefizsachen besitzen, läßt es sich doch kaum verkennen, daß in solchen Fällen der Satan sich fast immer zu der Hexe ins Gefängniß begeben, sie stärken, und in den Aussagen, welche sie zu machen habe, unterrichten wird. Andre ermahnen auch, mit göttlicher Klugheit zu verfahren, daß der Richter die Hexe ganz allein ohne Protocollführer verhöre und thue, als sei Alles nur ein Spaß, von Lächerlichkeiten und Gaukeleien mit ihr rede und so allgemach unvermerkt zu förscheln beginne. Denn solcherlei Umgäng', Kniff' und Ränke werden nach göttlichem und menschlichem Recht billig zugelassen, dieweil der Apostel sagt: „Denn da ich schlau war, hab' ich sie mit List gefangen." „Man kann der Hexe andeuten," sagt der ehrwürdige Sprenger, „sie solle nur eine gewisse Zeit im Gefängniß sitzen, und man muß ihr sodann auch Wort halten und sie erst — nach Verlauf dieser Zeit verbrennen lassen. Ja man kann ihr auch dreist das Leben versprechen, nachher aber einen Andern für sich das Urtheil sprechen lassen." Inducere, zum Geständniß verlocken, nennt es dies heilige Buch, doch bei der Ueberfülle belastender Indicien, welche sich bereits gegen die Beschuldigte ergeben, erscheint es unnöthig, erst solcherlei Mittel göttlicher Klugheit in Anwendung zu bringen, und wir gehen nunmehr zu den Generalfragen über, welche der Hexenhammer der Beklagten vor der Zeugenvernehmung vorzulegen gebietet."

Er hob den Kopf und fuhr mit veränderter, noch mehr geschäftsmäßiger Stimme fort:

„Wie heißt Du?"

„Anna Gerold," antwortete die junge Frau.

„Woher bist Du?"

„Von hier, von Schloß Lodron."

Herr Lissov machte eine Bewegung, als ob er die Fragreihe unterbrechen wollte. Doch er schloß die Lippen wieder und das officielle Verhör ging fort.

„Warum ist das Volk bange vor Dir?"

„Ich wüßte Niemanden, der bange vor mir wäre."

„Ein Indicium. Jeder gute Christ müßte vor einer Hexe bange sein, wenn der Teufel ihn nicht zu ihren Gunsten verblendete. — Warum geben Deine Kühe mehr Milch als die anderer Leute?"

„Ich habe gar keine Kühe," antwortete Anna Gerold.

„Es ist wahr, sie hat keine," murmelten Stimmen hinter ihr unwillkürlich und blickten den Inquisitor verwundert an.

„Um sie nicht dadurch zu verrathen," donnerte dieser ingrimmig, „daß sie mehr Milch als andere gäben. Schreibt das Indicium nieder! — Was hast Du neulich bei dem Gewitter auf dem Felde zu thun gehabt?"

Die junge Frau entgegnete: „Ich erinnere mich keines Gewitters seit Monaten,“ und ein Gemurmel hinter ihr bestätigte es ebenso unwillkürlich wie zuvor.

„Ich glaube es,“ versetzte der berühmte Mann triumphirend, „denn der Himmel zürnt um Deiner Schändlichkeit willen dieser ganzen Gegend und läßt kein Gewitter auf ihre Dürre fallen.“

Hier und da blickten einige Augen instinctiv auf ihre von Nässe und aufgeweichter Erde hoch herauf beschmutzten Stiefel nieder, und der Richter fuhr fort:

„Weshalb hast Du den Leuten, die Du hassest, wenn Du sie antrafst, gedroht und ihnen Böses prophezeit?“

Es war auch unwillkürlich, daß Anna Gerold sich umwandte und den hinter ihr Stehenden mit ihren hübschen, unschuldigen Augen groß ins Gesicht schaute.

„Wem von Euch habe ich gedroht oder Uebles gewünscht?“ fragte sie einfach.

Die Augen der Leute von diesseits des Baches wichen verwirrt aus und ihre Stirnen senkten sich beschämt. Keiner erwiederte etwas, alle Lippen blieben stumm.

„Dreht ihr den Kopf herum!“ schrie der große Remigius zornentflammt, „sie hat den Hexenblick und verzaubert den Leuten das Wort im Munde! Es ist unnütz, die weiteren Fragen zu stellen, und ich richte die letzte an Dich. Glaubst Du an Hexen?“

Anna Gerold's Lippen zuckten zu einem schattenhaften, bitteren Lächeln auf. „Wenn Alle, die man Hexen genannt hat, es gewesen sind wie ich, so glaube ich an keine.“

„Also glaubst Du, daß alle diejenigen, welche man verbrannt hat, unschuldig verbrannt worden sind?“

Einen Augenblick kämpfte die junge Frau unschlüssig mit sich. Dann richtete sie sich hoch auf und erwiederte:

„Ja.“

Ein Wuthschrei kam von den Lippen des berühmten Mannes, dessen Pergamenthaut eine Secunde lang fahl wie Asche geworden. „Schreibt's nieder!“ keuchte er. „Sie zeiht Gott und den Teufel der Ohnmacht! Sie bezüchtigt den heiligen Vater, die erhabensten Geister aller Zeiten, die Bibel und den Hexenhammer, jedes gläubige Gemüth und die ganze Christenheit der Lüge! Schreibt es nieder! Sie ist eine Hexe und der Hexerei bereits überführt, denn in diesem Falle verstattet das heilige Buch schon, sie ohne jede Weiterung zur Ehre Gottes zu verbrennen.“

War Herr Lissov, obwohl er als Frater Peregrinus in dem vornehmsten der officiellen Register des Himmels eingetragen stand, nicht von so glühendem Eifer für die Ehre Gottes beseelt wie der große Gelehrte? Er näherte sich dem Letzteren und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, welche dieser anfänglich unwillig zu vernehmen schien und abwehrend entgegnete: „Es ist legaliter unnöthig; wozu? Ihre Sündhaftigkeit schreit zum Himmel.“

Allein die Bestimmtheit, mit der Herr Lissov seine Anforderung wiederholte, bewog ihn dennoch fortzufahren:

„Damit Niemand erfunden werde, der in diesem Processe der Gottseligkeit gegen die Verworfenheit zu sagen vermöge, daß etwas nicht streng nach der Formel des Rechtes und Gesetzes geschehen sei, frage ich Dich noch, seiner Vorschrift gemäß: Bist Du ledig?“

Anna Gerold erwiederte:

„Nein.“

„Bist Du durch die Weihe der Kirche in ehelichem Stande?“

„Ja.“

„Seit wie langer Zeit?“

„Seit elf Jahren.“

„Besitzest Du Kinder, die Du von Deinem Ehemanne zu haben vorgiebst?“

„Eines.“

„Ein Knabe oder ein Mädchen? Wie alt?“

„Ein Mädchen von zehn Jahren.“

Nachdem der Inquisitor so der Anforderung des Herrn Lissov genügt hatte, schloß er den Malleus maleficarum und als er einige Secunden innegehalten und die Angeklagte düstern Blickes fixirt hatte, begann er wieder:

„Da die Beschuldigte von der zermalmenden Wucht göttlicher Allwissenheit niedergeschmettert ist, können wir die Zeugenvernehmung schnell beseitigen, indem nur zwei singuläre Zeugen erforderlich sind, um die gesetzlichen Vorschriften zur Anwendung der Erzwingung des Geständnisses zu erfüllen.

„Der eine Zeuge ist bereits vorhanden, Se. Ehrwürden selbst. Zwar ist er eigentlich der Geschädigte, aber wer könnte besser

befähigt sein, den Schaden, der ihm zugefügt worden, zu bezeugen, als er selbst?"

Se. Ehrwürden legte, die Augen feucht verklärt auf die Verworfene geheftet, das Zeugniß ab, daß er am Morgen zuvor, als der Herr Verwalter ihm die — unverdiente — Ehre eines frühen Besuches zu Theil werden lassen, einen Mangel an Appetit in Bezug auf das seinem Gaste vorgesetzte — unverhältnißmäßig geringe — Frühstück verspürt habe."

„War dieser Mangel ein ungewöhnlicher für Se. Ehrwürden?"

„Gottlob, ein durchaus ungewöhnlicher — ein fast unbegreiflicher."

Herr Lissov bezeugte das Letztere, daß es nach seiner sonderbaren Art fast wieder ironisch klang, doch der Inquisitor verstand den Ernst, der darin enthalten lag, und versetzte:

„Nur begreiflich durch die Zulassung Gottes; seine Werke sind normal, die des Teufels ungewöhnlich. Ob der ehrwürdige Zeuge sonst noch etwas vorzubringen?"

Herr Lissov that es wiederum für ihn. „Der schon erwähnte Backenstreich, den die Beklagte früher einmal Sr. Ehrwürden versetzt."

„Offenbarer Ingrimm des Teufels gegen den Diener des Herrn, bis zur blinden Wuth gesteigert. Ein vollkommener Beweis, denn welche andere Gründe wären logisch für eine so schändliche That denkbar? Absolut keine!"

„Es bedarf jetzt nur noch zweier unbetheiligter Zeugen." Geschah es, weil Herr Lissov leicht mit den Augenbrauen zuckte, aber die beiden Männer von jenseits des Baches, denen er in der Morgenfrühe begegnet war, ehe er sich in das kleine epheuumrankte Häuschen begeben, traten gleichzeitig vor. Sie sprachen auch gleichzeitig, und der Eine sagte, daß er Anna Gerold eines Nachts auf einem Besenstiel aus dem Schornstein, der Andere, daß er sie in derselben Nacht auf einem Spinnrocken aus dem Fenster habe reiten sehen.

Waren die Bewohner des zu Schloß Lodron gehörigen Dorfes doch nicht so gottesfürchtig, das heißt, die Leute diesseits des Baches, als Se. Gnaden, auf Herrn Lissov's Versicherung hin, das beruhigende Bewußtsein mit sich nach Prag genommen? Sie hatten im Anfang schadenfroh auf die junge Förstersfrau hingesehen, doch allmälig hatten ihre Augen einen andern Ausdruck gewonnen, daß sie — muthmaßlich durch ein Spiel des Teufels — starr drein blickten und daß Niemand sonst sich regte, als die Zeugen aufgefordert worden, vorzutreten und ihre Aussagen gegen die Hexe Anna Gerold abzugeben. Ja, hinter den beiden Männern erhub sich sogar ein Gemurmel, das immer lauter wurde und zu den verständlichen Worten ausartete:

„Es sind schlechte Kerle, ihnen kann man nicht glauben. Sie haben beide schon Meineide geschworen und sind überwiesen worden."

Der große Remigius richtete sich drohend auf. „Das heilige Buch besagt," rief er, „daß, wenn Jemand des Meineids überwiesen sei, er doch als vollgültiger Zeuge zugelassen werden soll, so er die Vermuthung für sich habe, daß er in dieser Sache aus Glaubenseifer die Wahrheit rede. Denn es ist ein Werk Gottes, ihm Gelegenheit zu geben, das früher begangene Verbrechen dadurch zu sühnen, daß er dazu beiträgt, die Bosheit des Teufels zu verderben. Darum sind die beiden Zeugen als völlig gültige, wenn auch als singuläre Zeugen zu betrachten. Denn singuläre Zeugen sind diejenigen, welche nur über das Hauptfactum gleichlautend berichten, in der Form jedoch einen Widerspruch zu enthalten scheinen. So wenn der Eine von einer Hexe bezeugt, daß sie eine Kuh, und der Andere, daß sie einen Baum krank gemacht. Das Krankmachen ist das Hauptfactum, in dem Beide übereinstimmen. Das genügt, „denn wohin sollte es kommen, wollte man sich bei diesem todeswürdigen Verbrechen an gemeine Ordnung und Recht halten," sagt Bodinus, „göttliches und menschliches Gesetz würden umgekehrt werden." So ist durch diese beiden Zeugen das Hauptfactum bestätigt, daß die Hexe geritten. Weil sie einen verschiedenen Gegenstand angeben, auf dem sie zu gleicher Zeit geritten, sind sie nur singuläre Zeugen, und ihrer nach dem strengen Recht, dem wir folgen, eben zwei erforderlich. Ihre gemeinsame Aussage aber ist fest, wie der Felsen, auf den der Herr seine Kirche gebaut, es wäre denn, daß unbescholtene Zeugen, die weder in verwandtschaftlichen noch befreundeten Beziehungen zu der Hexe stehen, zu beschwören vermöchten, daß sich weder ein Besen noch

ein Spinnrocken in Besitz der Angeklagten befinde."

„In welchem Hause findet sich nicht ein Besen und ein Spinnrocken?" antwortete ein unwillkürliches Gemurmel aus der Menge.

„Also," versetzte der Inquisitor, einen forschenden Blick über die Gesichter werfend, „ist das Zeugenverhör geschlossen, und wir können sofort zur Erforschung des Hexenmals schreiten."

„Dieses soll von ehrbaren Frauen in einem Nebengemach gesucht werden. Sie sollen die Hexe aufs gründlichste untersuchen, und sie, falls sie nichts zu entdecken vermögen, sodann in einem langen Hemde, das bis auf die Füße reicht, wieder zurückbringen."

Se. Ehrwürden war keine ehrbare Frau. Er empfand, daß die heilige Weihe, die der Himmel ihm ertheilt, Alles aus ihm zu machen vermochte, nur keine Frau. Wenn sie dazu im Stande gewesen wäre, selbstverständlich eine ehrbare. Aber die Möglichkeit lag bis jetzt in der christlichen Erfahrung nicht vor, und die Perlen in seinen Augen zergingen sichtlich bei dem schmerzlichen Gedanken, mit dem Se. Ehrwürden der Verschwindenden nachblickte, daß die Allmacht des Himmels an der köstlichen Vorstellung, für einige Minuten eine ehrbare Frau aus ihm zu machen, zerscheitere.

Es trat eine kurze Pause in der Gerichtssitzung ein, in welcher die frommen Brüder ex societate Jesus an den von der Weihe Gottes erfüllten Untersuchungsrichter herantraten, die Wege des Herrn, die ihn grad' um diese Stunde nach Schloß Lodron geführt, priesen und ihn zur der Schnelligkeit beglückwünschten, mit der er in diesem verwickelten Fall in die Schlupfwinkel der Dämonen eingedrungen und sie aus ihrem Hinterhalt herausgehetzt habe.

„Die sichere Hand," erwiederte der Gepriesene, das Lob von sich abwehrend, „ist eine Gabe der Natur; man wird damit geboren. Keiner besaß sie in höherem Grade als der ehrwürdige Sprenger, der selbst ein schlagendes Beispiel für diese trefflichste aller Eigenschaften an sich in bescheidenster Weise anführt. Er erzählt, daß während seiner Anwesenheit in Salzburg einmal schreckliche Gewitter gewüthet —"

„Die Stadt ist wegen häufiger Wiederkehr von Unwettern bekannt," bemerkte ein untergeordneter Bruder S. J., beglückt, in Form einer geographisch-meteorologischen Notiz an den großen Gottesgelehrten das Wort richten zu können. Doch dieser maß ihn nur mit einem verächtlichen Blick und wiederholte:

„Der ehrwürdige Sprenger erzählt: „Bei Salzburg wütheten schreckliche Gewitter und das Volk schrie laut über Hexerei. Wir ließen sofort ein paar alte, übelberüchtigte Weiber einziehen, folterten sie, und da zeigte sich's, daß wir wirklich die rechten getroffen. Sie bekannten Alles und wurden eingeäschert." Das ist die höhere, die glückliche Hand —"

Der Frater Basilides hatte bisher schweigsam zugehört, jetzt fiel er dem Redner plötzlich ins Wort: „Wie ich ersehe, Doctissime, gehört Ihr zu denen, welche annehmen, daß die Hexe wirklich auf einem Gegenstande zu dem Sabbath reite und nicht, wie manche der gelehrtesten und frömmsten Männer vermuthen, von diesem Ritte nur in einem Zustande der Verzückung träume —"

Remigius Bodinus Hegissophyrus, doctus theologiae, machte ein tief nachdenkliches Gesicht. Er legte den Finger an die Nase und replicirte:

„Diese questio facti ist in der That in früherer Zeit aufgeworfen, aber bereits seit Jahren glänzend widerlegt worden. Die Hexe bereitet sich nämlich eine Salbe aus dem Fett ungetaufter Kinder, nimmt gemeinlich dazu Ruß, Eppich, Wolfswurzeln und Mönchskappen und bestreicht damit den Gegenstand, den sie zum Reiten benutzen will. Warum sollte sie nun diese Absicht nicht ausführen? Ich werde Euch hier mit Eurer Ansicht in ein Dilemma verwickeln, hochehrwürdiger Bruder. Sie vermöchte diese Absicht nur dann nicht auszuführen, wenn, aut — Gott es nicht zulassen wollte, aut — der Teufel nicht die Macht besäße, eine Hexe derartig zu befördern. Beides steht aber, wie Ihr zugeben werdet, nicht zu erwarten."

Der Logiker lächelte fein zu der Deduction, mit der er seinen gelehrten Gegner geschlagen, doch im selben Augenblick öffnete sich die Thür des Nebengemachs wieder und Anna Gerold erschien, von den ehrbaren Frauen, die sie untersucht, escortirt, in langem, weißem Hemde, unter dem nur ihre zierlichen nackten Füße hervorsahen. Oben blickte nur ein Stück der rosigen Schultern

und der bleiche, todmüde Kopf des jungen Weibes hervor, das sich willen- und bewußtlos führen und leiten ließ, ohne sich zu widersetzen

„Setzt sie auf den Hexenstuhl!“ befahl der berühmte Mann.

Ein merkwürdig geformter Stuhl ward aus dem Winkel herbeigezogen und die Gefangene darauf niedergedrückt. In dem Moment, in welchem sie den Sitz berührte, sprangen Klammern hervor, die sich ihr um den Hals, die Arme und um die Schienbeine legten, daß sie in zurückgebogener Stellung regungslos gefesselt in dem Stuhl dalag.

„Nun?“ fragte der Inquisitor, „habt Ihr das stigma diabolicum gefunden?“

Nein, die ehrbaren Frauen hatten nichts gefunden, obgleich sie aufs genaueste untersucht. Nichts, als einen Leberfleck am Rande der linken Brust.

„Seht Ihr! Das ist's, das ist das Teufelsmal!“ rief der Untäuschbare triumphirend. „Ein Leberfleck? Hahaha! Ihr werdet bald sehen, welcher Art dieser Leberfleck ist! Ich werde diese Nadel fassen und sie in das Mal hineinstoßen, und Ihr werdet gewahren, daß sie widernatürlicherweise keine Blutung veranlaßt, das untrüglichste Zeichen, woher das Mal seinen Ursprung hat.“

Die frommen Brüder drängten sich in ungestümem Eifer an den Stuhl heran, vorzüglich war der heilige Trieb Sr. Ehrwürden so groß, daß er bei der christlichen Behendigkeit, der Nächste an der Seite des gottbestallten Entlarvers teuflischer Merkmale zu sein, fast mit seinen irdischen Gliedmaßen in Conflict gerathen und über seine eigenen Füße gestolpert wäre. Doch nun stand er auf dem begehrten Zielpunkt und legte in fiebernder Aufregung, vermuthlich, damit die Gefesselte nicht im letzten Augenblicke noch durch die höllische Kunst ihre Bande abschüttle und entrinne, seine Hand, so breit wie möglich, fest auf die andere Schulter derselben, während der gelehrte Mann an der bezeichneten Seite das faltige, weite Hemd mit einem Ruck herabstreifte.

O Polti, Polti, Leopold Gerold, arger Thor, der Du um den großen, zerrissenen, blutigen Körper Deutschland Dein Pferd gesattelt und gen Norden getrabt, derweil der Feind, vom Süden in Dein Haus gedrungen, rohe und schamlose, gleichgültige und gierige Hände nach dem zarten, reizvollen, rosigen Körper Deines Weibes ausstreckt, und mit knochigen Narrenfingern eine lange Stahlnadel aus einem Etui, das er stets zu diesem gottgefälligen Werke bei sich führt, hervorzieht und ihre Spitze auf das fast unsichtbare, kleine, bräunliche Mal setzt, das sich wie ein Pünktchen am obern Rande der lieblichen, angstvoll wogenden Wölbung abhebt.

„O tödtet mich, tödtet mich gleich,“ stammelte Anna Gerold flehend.

Dann kam ein erstickter Schmerzensruf von ihren Lippen und zugleich ein feiner, purpurner Blutstrahl, der hinter der zurückgezogenen Nadel aus der Wunde aufsprang, und auf den die ehrwürdigen Brüder mit verwunderten Gesichtern hinblickten, wie er in rothen Perlen über den weißen Leib herabrieselte. Doch der Inquisitor gerieth in Extase:

„Wir haben eine von den Lieblingshexen Beelzebub's selbst erwischt. Dies ist der Obersten Eine in der höllischen Gesellschaft, denn durch List und Trug der Finsterniß läßt der Teufel das Mal, wie es manchmal geschieht, absichtlich bluten, um seine Favoritin nicht zu verrathen. Wir werden zum Beweise hier das untrügliche Mittel des verehrungswürdigen Alphons de Castro anwenden.“

Er legte bei den Worten der Beklagten die rechte Hand auf den Kopf und fuhr fort:

„Ich beschwöre Dich bei den bittern Thränen Christi, die er am Kreuze für unser Heil vergossen, bei den heißen Thränen der Jungfrau Maria, die sie über seinen Tod geweint, falls es nicht so ist, wie ich gesagt, vergieße Thränen, falls es aber so ist, gar keine!“

Alle Blicke waren erwartungsvoll auf Anna Gerold's Augen gewand, die schwerathmend dalag, doch ihre Wimpern blieben trocken und der nie Getäuschte rief:

„Seht Ihr's? Schreibt es nieder! Thränen sind Zeichen der Buße, wen darf es Wunder nehmen, daß der Teufel Alles daran setzt, sie zu verhindern? Die Erfahrung hat es gezeigt, so viel Mühe die Hexen sich auch geben, zu weinen, es gelingt ihnen nie, obwohl der Teufel ihnen manchmal zu helfen sucht und ihnen mit seinem Speichel Augen und Wangen naß

macht. Aber das Auge Gottes läßt sich dadurch nicht betrügen. Da nun sämmtliche erforderliche Indicien als vorhanden erwiesen, die Ueberführung durch Zeugenbeweise ebenfalls schon stattgefunden, so ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo der Hexenhammer zur Erzwingung des Geständnisses die Folter anzuwenden befiehlt. Thut demnach in ehrbarer Weise Eure Pflicht, Mann."

Die letzten Worte waren an einen der beiden vorherigen Zeugen gerichtet. Schloß Lodron befand sich durch die Verwahrlosung des früheren Besitzers noch immer in einem traurigen und vor dem Antlitz Gottes verwerflichen Zustande, denn es besaß keinen Henker. Es war der besonderen Güte der Vorsehung zu danken, daß eingeborener frommer Eifer eine Seele noch rechtzeitig zur Führung dieses heiligen Amtes erweckt hatte, da sonst möglicherweise eins der fluchwürdigsten Verbrechen, das in der Person eines ehrwürdigen Dieners der Kirche an der ganzen Christenheit begangen worden, ungesühnt geblieben wäre.

Die Allmacht sieht auf geistige und geistliche, nicht auf leibliche Schönheit, die ein Werk des Teufels ist. Sie erhöht und weiht mit Vorliebe das, was die Sündhaftigkeit der Erde als abschreckend und garstig bezeichnet. Darum hatte sie zum Werkzeug ihrer Gnade ein Antlitz erwählt, das mit Blatternarben bedeckt war und dessen Augen schielten. Sein Bart und Kopfhaar stand borstig widereinander, seine Nase mit zitternden Nüstern glich der Schnauze eines Schweines. Der verwachsene Rücken besaß einen spitzen Höcker, seine rechte Hüfte zog sich fast bis an die Rippen hinauf. Doch seine schwielenbedeckten Hände waren wie Klammern und sie legten sich um das sündige Fleisch der Hexe wie um einen Wurzelknorren, den sie für die Säge zurecht drückten, und preßten es in die Stellung, welche die Fragen, die die Tugend an das Laster zu richten hatte, erforderte. Dann drehte der Henker mit kräftigem Ruck eine an dem Stuhl befindliche Kurbel, daß die Seitenwände desselben sich einander näherten und die zwischen ihnen befindlichen Knie wider einander preßten.

Ein wellenförmiger Schauer, durch das weiße Hemd wahrnehmbar, lief über den Körper des jungen Weibes. Ihr Leib suchte sich zu krümmen, sie schloß die Zähne fest aufeinander und strebte mit krampfhafter Anspannung aller Muskeln ihre Glieder aus den eisernen Klammern, die sie hielten, zu befreien. Doch diese schnitten ihr nur in die Haut und ihr gehobener Kopf fiel schluchzend kraftlos zurück.

„Der Teufel verhärtet sie gegen den Schmerz, sie fühlt nichts davon," murmelte der Berühmte, „reckt sie aus, Meister."

Der Teufel wird Dir Deine Schwäche verzeihen, Anna Gerold. Eine Hexe ist nicht so stark wie die andere. Dein Körper ist zart und nicht für solche Qual geschaffen, obwohl Du stöhnst, Deine Lippen zerbeißst, den ungeheuren Schmerz zu überstehen. Du kannst das Recken, diese meisterliche Erfindung gottesfürchtiger Seelen, nicht ertragen und hast Dich doch die Ewigkeit hindurch den Bratöfen der Hölle verschrieben?

„Willst Du bekennen?" kreischte der große Remigius Bodinus Hegissopyrus, „zieh' stärker an, Meister!" und Anna Gerolds Lippen machten eine unfähige Bewegung zu sprechen und hauchten: „Ja."

Ein Glanz des Triumphes flog über die Züge des Richters. „Schreibt, daß sie auf der Vorfolter, also ohne Anwendung der Tortur, bekannt. Du bekennst also gutwillig, durch teuflische Mittel den hier anwesenden Pfarrer von Lodron an seiner Gesundheit geschädigt zu haben?"

O Anna Gerold, wenn schon die Vorfolter, die keine ist, Dir die Sprache geraubt hat, was hätte die Tortur gethan, die selbst der Himmel mit diesem Namen belegt?

Der gelehrte Mann blätterte in dem heiligen Buch. „So die Inquisitin zu schwach ist, um mit Ja oder Nein zu antworten," sagte er, „bestimmt der Hexenhammer aus besonderer Milde, daß sie rechtsgültige Erwiederungen durch Nicken des Kopfes ausdrücken darf.

Nickte Anna Gerold mit dem Kopf oder fiel er ihr matt zur Seite?

„Schreibt! Sie hat auf die erste Frage bekannt," gebot der doctus theologiae. „Ad secundum: Bekennst Du, aus Deinem Hause zum Hexensabbath auf die Schneekoppe geritten zu sein?"

Ja. Ja, sie bekannte es, wenn auch ihr Kopf kaum die Bewegung auszuführen vermochte, die das heilige Buch ihrer Schwäche aus besonderer Milde verstattete.

„Schreibt!" befahl der Unbetrügliche, „sie hat gutwillig bekannt. Wir sind fer-

tig. Hier sind keine weiteren Exceptionen, Appellationen und Dilationen vonnöthen. Eine Defension oder ein Widerruf, wie er bei denen statthaben kann, die nur während der Tortur ein Geständniß abgelegt, ist unmöglich, denn sie hat gutwillig bekannt. Wir sind fertig bis auf das Urtheil. Dies ist einfach nach dem zweiten Buch Mosis XXII, 18, in dem Jehovah zu Moses sagt: „Die Zauberinnen sollst Du nicht leben lassen." Nach dem Hexenhammer fallen die irdischen Güter der Verurtheilten an die Kirche. Ist der Holzstoß in Ordnung? So laßt uns die Hexe sofort verbrennen. Lößt sie vom Stuhl, Meister."

Der Richter blickte in die Runde, ob Jemand des ehrwürdigen Collegiums noch eine Bemerkung zu machen habe, doch auf allen Gesichtern prägte sich die vollste Befriedigung aus. Nur auf zweien nicht.

Das erste war das Sr. Ehrwürden. Es schien zu sagen, daß es doch noch Außerordentlicheres erwartet, daß ein verbrannter Leib gewissermaßen keinerlei Empfindung mehr besitze und deshalb die durchaus wünschbare Buße nicht mehr zu erleiden vermöge. Es hatte sogar den Anschein, als ob Se. Ehrwürden im Begriff stehe, ein geheiligtes Anrecht an die in seinem Sprengel entdeckte Hexe geltend zu machen und dringend zu verlangen, daß dieselbe nicht eher verbrannt werde, als bis er seine Amtspflichten, etwa zuvor ihre Ohrenbeichte zu vernehmen, oder dergleichen, gegen sie erfüllt.

Doch Herr Lissov, das andere Gesicht, das nicht volle Befriedigung darbot, kam ihm zuvor. Herr Lissov schien nicht nur sprechen zu wollen, sondern sprach wirklich.

„Ich hege den Wunsch, der Verurtheilten zuvor noch einige Fragen vorzulegen," sagte er, dem Meister Einhalt gebietend.

Der berühmte Mann sah ihn erstaunt an. „Es ist unnöthig, der Rechtsgang ist genau beobachtet," antwortete er kurz.

Herr Lissov lächelte leise. „Ich wünsche es dennoch, und ersuche Sie und die ehrwürdigen Brüder, mich für einige Minuten mit der Inquisitin allein zu lassen."

Das Erstaunen in den Zügen des großen Gelehrten wuchs. „Es ist wider die Vorschrift. Ich rühme mich nicht, aber ich habe tausend Hexen verbrannt, und verstehe mich auf das Gesetz," entgegnete er scharf.

„Ich habe noch keine verbrannt," versetzte Herr Lissov artig, „doch ich verstehe mich auf meinen Willen."

Dem docto theologiae Jakob Hexenbrand trat Wuthschaum auf die Lippen. „Erzürne ihn nicht, mein Bruder," raunte Frater Basilides, „es ist ein Mann von großem Nutzen für uns."

Allein Herr Lissov erwiederte ruhig: „Ich bin in Abwesenheit Sr. Gnaden des Herrn Grafen zu Mérek-Lodron Gebieter hier und wünsche, daß Jedermann nach meinen Worten handle."

Ein scharfer, weißer Blitz zuckte aus den Augen des Frater Basilides; sein Gesicht färbte und seine Stimme hob sich. „Und ich gebiete Dir, Bruder Peregrinus, dem Gehorsam Deines Gelübdes gemäß mir Folge zu leisten und der Ausführung des Urtheils keine Zögerung mehr zu bereiten."

Herr Lissov bewegte gleichmüthig die Hand nach seiner Brusttasche. Er zog ein zusammengefaltetes Blatt hervor und reichte es seinem Obern, der es nahm und unwillkürlich halblaut las:

„Dem Träger des Briefes zu gehorchen, wie mir selbst — —"

„Doch zugleich machte der Frater Basilides eine tiefe Verneigung vor Herrn Lissov, nahm den Arm des großen Remigius Bodinus Hegissophyrus und verließ mit sämmtlichen frommen Brüdern S. J. schweigend das Zimmer.

„Ihrer bedarf ich, bleiben Sie," sagte Herr Lissov und hielt Se. Ehrwürden an der Soutane in dem Gemach zurück, in dem auf seinen Wink außer ihnen niemand als die wie todt auf dem Hexenstuhl hingestreckte Anna Gerold, die leibhaftige und gutwillig überführte Favoritin des großen Höllenfürsten Beelzebub, verblieb.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Spielhagen.

Von

Julian Schmidt.

Seit den zwölf Jahren, daß Spielhagen schreibt, ist es ihm gelungen, sich eine höchst angesehene Stellung in der deutschen Literatur zu erwerben. Unter den gelesenen Romanschriftstellern reiht er sich unbestrit-

ten als nächster an Gustav Freytag, Berthold Auerbach und Fritz Reuter an; seine Werke erleben eine Auflage nach der andern; sie werden in alle lebenden Sprachen übersetzt; in einzelnen Ländern, zum Beispiel England und Rußland, sucht man sich aus ihnen ein Bild der deutschen Cultur zu entwerfen und schreibt philosophische Abhandlungen über seine Kunstform. In Deutschland ist mir keine eingehende Kritik bekannt, wohl aber zahlreiche, theils begeisterte, theils erzürnte Anzeigen, je nach dem Parteistandpunkt des Recensenten. Denn da Spielhagen in seinen Romanen sehr entschieden den demokratischen Standpunkt vertritt, ist sein Name mehr als billig in das häßliche Parteigetriebe hineingezogen worden, und wenn er von der einen Seite als politischer Prophet gefeiert wurde, was er nicht ist, so vergaß auf der andern der Groll über seine politischen Ansichten und seine persönlichen Ausfälle oft, daß er es mit einem ausgezeichneten Künstler zu thun habe. Eine ruhige und eingehende Analyse scheint mir sehr am Ort, denn es handelt sich um eine Erscheinung, die für die gegenwärtige Cultur von Bedeutung ist, und die man daher zu verstehen suchen muß. Zudem ist der Dichter in der besten Mannesblüthe, fähig zu hören und zu lernen, und wird vielleicht, was von befreundeter Seite an seinen Leistungen erinnert wird, einer ernsthaften Erwägung unterziehen.

Ich hebe zunächst die Vorzüge hervor, die sich bei seiner Darstellungsweise aufdrängen.

Er ist ein guter, correcter, zuweilen glänzender Erzähler: ein Lob, das bei uns in Deutschland nicht wenig sagen will, da es sich auf nicht viele Schriftsteller erstreckt. Er versteht das, worauf es ankommt, mit starken und deutlichen Strichen zu markiren, so daß man auch da, wo die Bilder sich ziemlich bunt durch einander drängen, immer orientirt bleibt.

Er hat viel gesehen und ein vortreffliches Auge, verfügt daher über einen reichen Wechsel der Scenerie, und weiß auch da leicht und anmuthig zu unterhalten, wo der Gegenstand nicht von Bedeutung ist. Er versteht zu spannen ohne plumpe Mittel, und hat Athem genug, da, wo eine größere Leidenschaft ins Spiel kommt, das Gesetz der Steigerung kunstgerecht zu beobachten. Nur selten schlägt ihm die Stimme über. Seine Sprache ist nicht im hohen Grade eigenartig, aber überall gefällig und die eines gebildeten Mannes.

In Bezug auf seine Charaktere ist er Realist, d. h., um es rein technisch zu erläutern, er arbeitet nach Modellen. Alle neueren Dichter von einiger Bedeutung thun es: die Idee, daß man nach allgemeinen unbestimmten Idealen gleichsam aus dem Handgelenk heraus Charakterköpfe entwerfen könne, die wirkliches Leben haben, ist längst aufgegeben. Es ist das übrigens nicht so zu verstehen, als ob der Dichter ohne Weiteres seine Modelle abconterfeien könnte; nicht einmal der Portraitmaler kann es, viel weniger aber der Erzähler, dessen Figuren im beständigen Fluß sein müssen. Ein Modell ist nur für den Dichter brauchbar, der selbständig nachschaffen kann.

Spielhagen kann es. Wenn er eine Figur, ihre Art zu sein, sich zu bewegen zu sprechen und zu denken, aufmerksam beobachtet und die charakteristischen Punkte gefaßt hat, so gestaltet sich in seinem Innern etwas, das dieser Figur entspricht, das ihrer Grundform gemäß empfindet, denkt und sich bewegt, und so schafft er denn doch von Innen heraus. Es ist, als ob die Lippen des Dichters sich dann von selbst in der angeschauten Weise des Vorbilds bewegten. Ich mache auf Figuren aufmerksam, wie den Commerzienrath Streber, die empfindsame Emma von Silberstein, den lustigen Gauner Timm, Mademoiselle Marguerite, die alte Sarah Gutmann und den jungen König in dem Roman: „In Reih und Glied.“ Alle diese Figuren sind von einer ziemlich complicirten Anlage, sie haben eine sehr eigenthümliche Ausdrucksweise, zu der offenbar ein Modell gesessen hat, und überzeugen doch durch ihre unbefangene Folgerichtigkeit: sie sind aus vollem Holz geschnitten. Nicht überall gelingt es dem Dichter, mitunter wird man die Schablone gewahr, und wenn er selbst Modell sitzt, tritt öfters ein überschwenglicher Idealismus des Gefühls zwischen den Zeichner und das Urbild, so daß die Bewegung nicht die nöthige Freiheit zeigt, auch wohl den Schwerpunkt verliert. Diese Art Charaktere, die subjectiven Ursprungs sind, gleichviel ob Neigung oder Haß das erregende Motiv war, leiden bei Spielha-

gen an einer gewissen Monotonie, während er da, wo er mit unbefangener Beobachtung beginnt, den Leser durch einen großen Reichthum von Einfällen erfreut und überrascht. Eigen ergeht es ihm auch mit seinen Frauengestalten. Da wo ihn gewissermaßen eine dichterische Liebe zu dem Gegenstand leitet, kommt das Bild selten so rein heraus, wie er es wünschte. Ich erwähne Melitta in den „Problematischen Naturen" und Clementine in „Auf der Düne," namentlich bei der Letzteren ist es ganz auffallend, worüber der Dichter, dessen Urtheil man sonst im Allgemeinen beipflichten darf, so warm wird. Was er zeigt, ist weder lobenswerth noch anmuthig. Es sieht fast so aus, als ob er etwas zurückhielte, um nicht eine ihm heilige Erinnerung zu profaniren: aber die poetische Figur geht darüber verloren, und man wendet sich mit einem Achselzucken von ihr ab, das gewiß nicht in der Absicht des Dichters lag. Ein leichtes vollsaftiges Ding dagegen, wie Emilie von Breesen, die für Spielhagen gewiß kein Ideal war, etwas Philine und etwas Marianne, kommt mit überzeugender Naturfrische heraus, und ist, wenn man auch im Leben sie sehr tadeln müßte, als dichterische Figur betrachtet, unendlich liebenswürdig.

Dasselbe Gefühl der Realität, das Spielhagen mit seinen Figuren zu erregen weiß, erweckt er auch für das Costüm der Handlung. In diesen Aeußerlichkeiten haben wir seit den letzten zwanzig Jahren außerordentliche Fortschritte gemacht. In den früheren Romanen hatte man nur selten eine Idee, wo das Stück eigentlich spielte. Die modernen Novellisten haben ebenso wie die modernen Landschaftsmaler die Einsicht gewonnen, daß man, um anschaulich zu schildern, die Photographie zu Grunde legen müsse, und wenn sie auch in Benutzung der Localitäten sich unter Umständen der Freiheit bedienen, die der Dichter nicht gern ganz aufgeben wird, so behalten sie doch immer so viel empirischen Inhalt, daß sie dem Leser Vertrauen in die Körperlichkeit ihrer Gegenstände einflößen. Bei Spielhagen wird man in den Localitäten so zu Hause, daß man dadurch auch von den Menschen, die er schildert, ihrer Lebensweise und ihren Neigungen, eine viel deutlichere Vorstellung erhält.

Sein nächstes Vorbild ist Walter Scott, auch darin sein Vorbild, daß er ihm die Grenze der Naturschilderungen anweist. Mit Dickens z. B. kann er in Virtuosität, dies Wort in seinem guten wie im schlimmen Sinn gemeint, nicht wetteifern. Er sieht bei jeder Handlung, die er berichtet, auch die Einzelheiten und Nebenumstände ganz genau; das Licht, das auf die Figuren fällt, die Motive dieses Lichts, die Luft, das Wetter; aber er hebt von der Natur nur diejenigen Züge hervor, welche auf die Handlung ein charakteristisches Licht werfen, oder durch ihre Stimmung die Stimmung der Handlung unterstützen.

Spielhagen ist jeder Landschaft gerecht; seine Bilder aus Thüringen in „Durch Nacht zum Licht," „Unter Tannen" „Hans und Grethe" u. s. w. erfüllen uns mit Waldesgeruch und Bergluft. Aber mit eigentlicher Meisterschaft behandelt er die Gegend, in der er zu Hause ist, die Strandgegenden in Neuvorpommern und der Insel Rügen. Es gelingt ihm ganz wie Walter Scott, für diese Stimmungen im Leser gleichsam ein heimathliches Gefühl hervorzubringen. Gleich eine seiner ersten Novellen, „Auf der Düne," ist von einer Kraft der landschaftlichen Schilderung, daß man darüber den ziemlich unbedeutenden bürgerlichen Conflict, der sich auf der kleinen Sandinsel abspielt, gern vergißt; daß man übersieht, wie leichte Conflicte gar zu ungeschickt, tragisch genommen werden. Die Kahnfahrten, das ausbrechende Feuer: man erlebt das Alles so genau mit, daß aus der Poesie lebendige Gegenwart wird. Spielhagen hat ein sehr feines Auge für die Individualität einer Gegend, und sein Verdienst nach dieser Richtung hin ist groß und wird bleiben. Die Dichtung befördert das Glück des Menschen, indem sie ihn auf der Erde heimisch macht, indem sie ihm das Auge öffnet für das wunderbar Schöne im Alltäglichen. So dankbar der Schotte das Andenken seines großen Dichters bewahrt, der ihm die Haiden des Grenzlandes entdeckt hat, so müssen wir in der Mark Willibald Alexis in Ehren halten, der den Charakter unserer anscheinend einförmigen, in der That aber höchst eigenartigen Landschaft entdeckt hat, und so dürfen wir Spielhagen nicht vergessen, daß er uns die Ostsee gezeigt hat, wie sie ist. Nicht blos die prachtvollen Kreidefelsen von Stubbenkammer, sondern ebenso die öde

Düne, die nur von dem Wind belebt wird, der über sie hinfegt. Nur Heine hat ihm darin vorgearbeitet, aber seine Dithyramben haben doch mehr angeregt als ein bleibendes Bild hinterlassen. — Es drängt mich, wenigstens einige Proben in verschiedener Farbe mitzutheilen, um zu zeigen, wie gegenwärtig ihm alles Einzelne wird.

„Zwischen die Dünen hindurch schaute das offene Meer herein. Das war mir immer ein lieber Anblick gewesen, wenn die Sonne hell herabschien auf den weißen Sand, und die weißen Möven sich lustig über den blauen Wassern schwangen. Aber heute sah der Sand grau aus und grau der Himmel, und grau das Meer, das in schweren Wogen daher gerollt kam. Ja selbst die Möven, die kreischend über die Brandung flatterten, sahen grau aus." —

„Ich öffnete ein Fenster. Der Wind, der von Westen kam, wälzte sprühende graue Dunstmassen durch die gewaltigen Bäume, die ihre Wipfel wie in wahnsinnigem Schmerz hinüber- und herüberbogen; und über die weite Wiese, an deren langen wogenden Gräsern ich mich so oft entzückt hatte, und die heute wie ein fauler Sumpf aussah. Eine Schaar Krähen spazierte darauf herum und schwang sich krächzend in die stürmische Luft, von der sie dann hin- und hergeschleudert wurden. In dem Augenblick schlug der Wind den einen Flügel der Jalousie so heftig zu, daß die morschen Sparren mir um den Kopf flogen."

„Die Regenstürme der letzten Zeit hatten die Luft durchsichtig klar gemacht, daß die feinste Ferne wie nächste Nähe erschien. Dazu strömte ein machtvolles und doch unendlich mildes Sonnenlicht von dem wolkenlosen Himmel, und drang in die tiefsten Tiefen des Waldes, von dessen Riesenbäumen die gelben Blätter still herabschwebten zu den andern, die hier und da schon den Boden bedeckten. Kein Laut in der sonnigen Wildniß, als dann und wann aus dem Gebüsche das melancholische Zirpen einer Goldammer oder das heisere weitschallende Krächzen einer Krähe, welcher das Gewehr, das der junge Mann da unten trug, verdächtig sein mochte; oder der durch die Entfernung abgedämpfte Schrei von Kranichen, die, unbekümmert um das irdische Treiben, in unermeßlicher Höhe ihren stolzen Flug gen Süden zogen."

Die ganze Gewalt seiner Naturschilderung concentrirt sich in dem Bilde vom Sturm in „Hammer und Amboß," das sich dreist mit Dickens messen kann. Ich setze wenigstens den Anfang her.

„Bleigrau der Himmel, bleigrau das Meer, und zwischen Himmel und Meer weißliche Punkte, wie Schneeflocken, die ein Novemberwind durcheinander wirbelt. Die weißlichen Punkte waren Möven, und ihr klägliches Geschrei schallte auf Augenblicke zu uns herüber. Auf der hohen Bastei uns gegenüber hatte der Sturm das fußlange Gras, das sonst so lustig im Winde nickte, platt gedrückt, wie wenn schwere Walzen darüber hingegangen wären; und über dem langen niedrigen Wall zur Rechten erhoben sich von Zeit zu Zeit schimmernde Streifen, für die ich im Anfang keine Erklärung hatte. Konnten das die Kämme von Wellen sein? Es schien unmöglich. Der Wall — das wußte ich — war zwölf Fuß und darüber hoch, und hatte noch einen breiten sandigen Vorstrand, auf welchem eine viel besuchte Badeanstalt angelegt war. Ich hatte über den Wall weg das Meer immer nur in perspectivischer Entfernung gesehen; aber diese schimmernden Streifen, wenn es Wellen waren, tanzten nicht auf der hohen See; ich sah deutlich, wie sie auf- und niedertauchten und sich überschlugen, und abgerissen und in Staub und Schaum gepeitscht über den Wall fortgetrieben wurden. Es war die Brandung; und die Brandung war bis an den Rand des Walls gestiegen." — Wie ist das Alles gesehen! Und die Schilderung ist kein Virtuosenstück, wie in der Sturmscene im „Copperfield," das um seiner selbst willen da wäre, sondern sie greift wesentlich in die Handlung ein und ist für dieselbe ein charakteristisches Motiv. — Nicht minder machtvoll ist in demselben Roman die Flucht und Verfolgung der Schleichhändler mit dem Brand des Schlosses.

Diese Virtuosität in der Landschaftsmalerei wird durch ein schönes und echtes Naturgefühl getragen, das vielleicht in Spielhagen's ganzer Dichtung das erfreulichste Moment ist. Bei den oft unreifen Gedanken und Empfindungen seiner Helden tritt sofort eine höhere Stimmung ein, wenn ihnen die Natur mit ihrem reinen Antlitz gegenübertritt. — „O es ist etwas Göttliches in diesen Linien und Lichtern! Einen Blick in das Antlitz der Mutter Natur

läßt uns die abenteuerlichen Furchen unserer Cultur vergessen; stimmt uns zurück auf den tiefen Grundton unseres Wesens, und zeigt uns, daß der Quell der Befriedigung für Jeden fließt, der nur mit reinem Sinne darnach sucht." — Sehr charakteristisch ist mir eine Stelle, in der einer seiner problematischen Helden in äußerst desperater Stimmung in einen Park tritt. „Mein Blut fing an ruhiger zu fließen, ich begann mich für ein Spechtpärchen zu interressiren, das in dem Astloch eines benachbarten kürzlich erst hierher verpflanzten Baumes seine junge Wirthschaft angesiedelt hatte, und zu der engen Oeffnung aus- und einschlüpfte. Es war ein so feierliches liebes Bild. Die Thierchen hatten es so eilig, und waren so unermüdlich fleißig, und Alles offenbar aus eitel Liebe — die Welt war am Ende doch nicht so schlecht, wie sie mir eben erschienen war." — Solche Stellen muß man im Auge behalten, wenn man den Dichter nicht falsch beurtheilen will, der allerdings namentlich in seinen ersten Werken in Bezug auf den Weltschmerz des Guten etwas zu viel thut.

Die letzte bedeutende Eigenschaft, die an Spielhagen's Romanen hervorzuheben ist, liegt in dem Ernst, mit welchem er der modernen Culturbewegung nachzufühlen strebt. Es ist ihm nicht immer gelungen, in diesem Streben zum Ziel zu kommen, aber er regt doch auch denjenigen, der fast in allen Hauptpunkten abweichender Meinung von ihm ist, zu fruchtbarem Nachdenken an, und veranlaßt ihn, seine eigene Weltanschauung einer Revision zu unterziehen. Um aber Spielhagen's Stellung zu den socialen und politischen Fragen zu verstehen, muß man vorher einen Blick auf seinen eigenen Bildungsgang werfen.

Friedrich Spielhagen ist am 24. Februar 1829 zu Magdeburg geboren. Sein Vater, Regierungs- und Baurath, wurde schon in den nächsten Jahren nach Stralsund versetzt, wo Spielhagen seine Knabenzeit zubrachte. Das Gymnasium, welches er besuchte, kennt man aus der allerliebsten Schilderung in „Hammer und Amboß." 1847 kam er auf die Universität Berlin, von da nach Bonn, wo er einer Burschenschaft angehörte, sich aber, was sehr charakteristisch für ihn ist, an dem aufgeregten politischen Treiben der Revolutionsjahre nicht betheiligte. Der lyrische Dichter Adolf Strodtmann, der damals mit ihm studirte, schildert ihn als „einen blassen, langhaarigen, stillen und schroffen Jüngling, der mit dem menschenscheuen Wesen und den scharfen unjugendlichen Zügen seinen lustigen Commilitonen für einen altklugen Sonderling galt, immer Sentenzen von Goethe oder Shakspeare, Homer oder Sophokles auf der Lippe trug, unzufrieden mit seinem Loose, unentschieden über die Wahl seines Berufs, schüchtern den studentischen Lustbarkeiten ausweichend, selten an den Gesprächen seiner Kameraden sich betheiligend, nur daß er hin und wieder eine sarkastische Bemerkung dazwischen warf." Er studirte erst Medicin, dann Jura, zuletzt allerlei Humaniora, und beschloß seine Studien in Greifswald. Von den dortigen Erfahrungen wie von der Zeit, wo er Hauslehrer in Neuvorpommern war, enthalten die „Problematischen Naturen" wohl einige Reminiscenzen, wie weit dieselben auf das Persönliche auszudehnen sind, muß dahingestellt bleiben; daß er mannigfaltige Erfahrungen gemacht, liest man aus allen seinen Schriften heraus. Er wechselte noch mehrfach in seinem Beruf, war eine Zeit lang Schauspieler, dann Soldat und Landwehroffizier in Thüringen, dann Lehrer an der Handelsschule in Leipzig. Hier in Leipzig veröffentlichte er, nachdem er zuerst als lyrischer Dichter debütirt, seine ersten Novellen „Clara Vere" und „Auf der Düne" 1857—58. Zugleich übersetzte er Verschiedenes aus dem Englischen und Französischen und schrieb kritische Essays in verschiedene Zeitschriften. Der Erfolg jener Erstlingsversuche befriedigte ihn so wenig, daß er nahe daran war, die literarische Laufbahn aufzugeben, bis endlich 1859 die „Problematischen Naturen" entschieden durchschlugen. Sie erschienen zuerst in der „Zeitung für Norddeutschland," zu deren Redaction er von Leipzig nach Hannover übersiedelte.

Als Spielhagen seine ersten Werke schrieb, war er bedeutend älter, als man es in der jungdeutschen Periode gewohnt war. Gutzkow, Laube, Mundt u. s. w. hatten noch nicht die zwanzig Jahre erreicht, als sie mit ihren Dichtungen Aufsehen erregten: diese Dichtungen waren gleichsam Postulate an die Wirklichkeit, von der ihre Verfasser nichts wußten. Spielhagen hatte bereits viel vom Leben gesehen und durch-

gemacht, ehe er sich als Künstler fühlte: Die „Problematischen Naturen“ begann er in seinem dreißigsten Jahre.

Für seine Ansicht vom Leben kam nun wesentlich die Zeit in Betracht, in der er sich bildete. Wir leben sehr rasch und vergessen mit einer wunderbaren Schnelligkeit: nur wenig Menschen erinnern sich noch an die gräuliche Periode von 1852—1859. Es war wirklich, als wenn alles Leben aus Deutschland entwichen war. In Preußen eine Regierung, die ohne alle Idee und allen Glauben sich feige vor dem Ausland beugte, dagegen mit einer Heimtücke, die bis ins Raffinirte und Witzige ging, ihre Feinde verfolgte, und die jeden für ihren Feind hielt, der selbständig zu denken wagte. Ueber diesem gemeinen Schlendrian schimmernd ein unstetes Phantom, das man für lebendig hielt, weil es eine scheinbare Bewegung zeigte. Das Pfaffenthum wuchernd unter dem Schutz des Staates, der auf den geistreichen Einfall gekommen war, sich von ihm beschützen zu lassen. Der sonst so national gesinnte Grundadel, dessen Namen so eng mit dem preußischen Ruhm verflochten waren, in Furcht und Entsetzen vor dem Hansemann'schen Wort, man müsse der Reaction ins Fleisch schneiden, und in dieser blinden Furcht bereit, sich mit jeder, auch der schnödesten Gewalt zu verbinden, wenn sie nur der Demokratie den Daumen ins Auge drückte. Diese Demokratie hatte das Stichwort des passiven Widerstands ausgegeben, sie hielt sich gänzlich vom parlamentarischen Leben fern, und sah hohnlachend zu, wie die Altliberalen in der Opposition sich abmühten, irgend etwas von der Freiheit zu retten, aber ohne den festen Boden, der ihnen Halt verliehen hätte. Auf welche Rettung aus diesem trübseligen Zustand sie bei dieser Unthätigkeit eigentlich rechnete, war schwer zu sagen: auf ein unnennbares Etwas! Und für dieses Unnennbare bot sich einem phantasiereichen jungen Mann, der als Student von den schwarz-roth-goldenen Fahnen auf den Barricaden gehört, und keine Gelegenheit gehabt, die innere Dialektik des revolutionären Treibens an sich selbst zu erleben, als sprechendstes Sinnbild die Revolution. Groll und Haß fand er genug in seinen Umgebungen, genug in der eigenen Seele vor; was weiter kommen sollte, schien gleichgültig, da das Vorhandene absolut unerträglich war. Wer einen festen geordneten Beruf hatte, bei dem man doch immer etwas werden sieht, konnte allenfalls resigniren; unmöglich aber schien es bei einem unsteten rastlosen Suchen nicht blos nach einem Ideal, sondern auch nach einer nur vorläufigen Thätigkeit. Diese Umstände, den Alpdruck der fünfziger Jahre muß man in Betracht ziehen, wenn man den leidenschaftlichen Haß der „Problematischen Naturen“ gegen alles Bestehende begreifen will; einen Haß, der freilich etwas nach der Zeit kam, da, als der erste Band des Romans erschien, die neue Aera bereits eingetreten war und ein freierer Luftzug durch Deutschland wehte. Aber man glaubte nicht mehr an die Möglichkeit einer friedlichen Entwickelung, man mißtraute den Liberalen ebenso wie den Conservativen, und der nächste Erfolg schien diesem Unglauben recht zu geben, denn die Fortsetzung der „Problematischen Naturen“ „Durch Nacht zum Licht“ erschien in der Blüthe der Conflictzeit. Seit 1861 lebte Spielhagen in Berlin, in der Aufregung der extremsten Fortschrittskreise; thätigen Antheil an der Politik hat er auch damals nicht genommen, und das war für den politischen Dichter insofern ein Mangel, als nur das praktische Wirken die Grenze der Wünsche und Anforderungen kennen lehrt.

Die früheren Novellen lassen sich im Grunde nur als Federzeichnungen zu den späteren Tendenzromanen betrachten: überhaupt scheint sich Spielhagen's Talent nur da in voller Kraft zu entwickeln, wo es in einer gewissen Breite wirken kann; die mannigfaltige Masse zu bewältigen und in Ordnung zu halten, ist er Künstler genug. Auch die späteren Novellen, die ans Genre der Dorfgeschichte streifen, „Röschen vom Hofe“ (1864), „Hans und Grethe“ (1868), „die Dorfcokette“ (1869), u. s. w. sind artig und lebendig erzählt, aber nicht eigentlich charakteristisch für Spielhagen. Nur eine dieser Novellen möchte ich hervorheben, „Die Sphinx“ oder „In der zwölften Stunde.“ Cornelia Durham ist ein hoch poetisch ausgeführtes Bild, das man ebenso wenig vergißt, als ihr junger Liebhaber ihr Portrait vergißt. Es ist ein Charakterproblem, das Spielhagen viel beschäftigt hat: ein Weib, nicht ohne Gluth, nicht ohne edlere Regungen, aber doch mit dem

unheimlichen Gefühl einer tiefen innern Leere und Kälte, das sie zum Spiel von Dämonen macht. Das Bild, das mit meisterhaften Farben ausgeführt ist, würde sehr gewinnen, wenn die Umgebungen ihm einigen Schatten gäben: aber Baron Sven und Doctor Benno sind Figuren, die man in Spielhagen's andern Romanen besser ausgeführt findet, und der Ehemann, auf dessen Charakter Alles ankäme, um Corneliens Entwickelung und Conflicte zu begreifen, ist vollkommen farblos, unklar und unverständlich. Es ist von dem Dichter nicht zu verlangen, daß er das Räthsel des Lebens wirklich löst, aber die Handhabe wenigstens muß er geben, das Räthsel rein zu sehen, und diese Handhabe fehlt bei Mr. Durham durchaus, bei Cornelie nicht. Daß Spielhagen, der bei der ersten Ausgabe der Novelle einen versöhnenden Schluß suchte, später den ursprünglich gewollten tragischen Ausgang vorgezogen hat, ist nur zu billigen; schade, daß er die Entwickelung nicht von Innen heraus gefunden hat. Daß Sven und Cornelie sich in der zwölften Stunde als Geschwister herausstellen, giebt zwar zu einigen recht feinen Wendungen Anlaß, aber es ist im Ganzen doch ein zu verbrauchtes Motiv — zum Ueberfluß hat es der Dichter in „Hammer und Amboß" noch einmal in Anwendung gebracht. Es wäre zu wünschen, daß die Dichter uns endlich mit dieser Art von Schuld verschonen wollten. Die sinnliche Liebe zwischen Geschwistern zu untersagen, hat einen guten sittlichen Grund, es ist eine Schutzwehr für die Reinheit des Familienlebens: was aber für Gefühle daraus entstehen, wenn man, ohne es zu wissen, gegen dies Verbot verstoßen hat — das könnte man nachgerade den römischen Casuisten überlassen.

Was den „Problematischen Naturen" zunächst den Beifall des Publicums gewann, war der romantische Inhalt. Ein junger Mann, Oswald Stein, hat wie Wilhelm Meister oder Byron's Don Juan die Gabe, daß jede Frau ihm ihre Neigung schenkt und, abweichend von jenen beiden Figuren, gewinnt er noch größeres Interesse durch den düstern Reiz des Weltschmerzes. Der Dichter nimmt nun Gelegenheit, eine Reihe weiblicher Figuren mit ihm in Verbindung zu setzen, die in den buntesten Farben und Costümen ausgeführt sind: Melitta von Berkow, Emilie von Breesen, die kleine Marguerite, Helene von Grenwitz, die gezierte Dichterin Primula. Die Darstellung der Liebesverhältnisse ist von einer warmen und kräftigen Sinnlichkeit, sie hält sich aber — und das ist dem Dichter nicht hoch genug anzurechnen — obgleich es durchaus nicht erbaulich zugeht, von eigentlicher Lüsternheit frei. Die Scenerie, die im Anfang des Romans von einer anheimelnden Einfachheit ist, dehnt sich mit dem Beginn des zweiten Theils ins Breite aus, und wird bunt und lustig belebt, sobald die Seiltänzergruppe auftritt. Man fühlt in diesen Bildern wohl das Studium des Wilhelm Meister heraus, aber durchaus nicht zum Nachtheil des jüngeren Dichters, der in seinen Erfindungen ein freies Leben entwickelt. Am wenigsten möchte ich die Zigeunergeschichte loben, die man nun schon gar zu oft angesehn hat, obgleich vielleicht gerade diese Art der Romantik der Menge imponirt. Vielleicht hat Spielhagen seine Neigung zu Hexen und andern dämonischen alten Weibern, die noch mehrfach in seinen Romanen hervortritt, aus W. Scott geschöpft; doch finde ich, daß in der hochländischen Atmosphäre diese Figuren eine natürlichere Farbe haben.

An das novellistische Interesse knüpft sich dann das politische. Die Verkehrtheit der bestehenden Zustände soll zunächst am Adel anschaulich gemacht werden, was auch die Aufgabe der späteren Romane ist: „Die von Hohenstein" (1863), „In Reih und Glied" (1866), „Hammer und Amboß" (1869). Es ist ein Cyklus, in welchem gewissermaßen der Inductionsbeweis für die Nothwendigkeit der Revolution geführt werden soll.

Was Spielhagen erzählt, klingt nicht sehr erbaulich. Eine Frau wie Anna Maria von Grenwitz, die wenigstens einen consequenten Ehrgeiz verfolgt und das Interesse ihres Hauses über das persönliche stellt, nimmt immer noch den anständigsten Platz ein; die Junker erscheinen entweder als ungeschlachte Tölpel, die für nichts Sinn haben als für Spielen, Trinken und Jagen, oder als rohe entartete Wüstlinge; die Familienverhältnisse sind bis zur Verächtlichkeit zerrüttet. Wie weit nun die Schilderung für die bestimmten Landschaften, welche Spielhagen im Auge hat, der Wahrheit entspricht, will ich dahin gestellt sein lassen; daß Menschen wie Felix von Grenwitz,

Arthur von Zehren u. s. w. oft genug vorkommen, läßt sich nicht bestreiten, obgleich nach meinem Gefühl in ihrer Zeichnung eine Nüance verfehlt ist: es scheint mir z. B. in diesem Fall, daß die Junker zuerst den bürgerlichen Hauslehrer eine gar zu unabhängige Rolle spielen lassen, und daß sie dann mit einer Brutalität dagegen reagiren, die aus aller Form heraustritt. Schlimmer ist ein zweiter Fehler, den ich mir nur aus einem übertriebenen Haß gegen den ganzen Stand erklären kann. Spielhagen schildert nämlich diese Junker meistens nicht blos als wüst und ruchlos, sondern auch als feige, und zwar feige in Angelegenheiten, mit denen der Cavalier zu thun hat. Es kann wol vorkommen, daß auch in diesem Stande die persönliche Schwäche so groß ist, das Duell und ähnliche Muthproben zu scheuen, aber es wird so selten vorkommen, daß der Zug nicht als ein typischer auftreten darf: ein Henri von Tuchheim sieht ganz unwahrscheinlich aus. Der Muth ist nicht blos eine sittliche Eigenschaft, nicht blos Temperamentssache, er wird zum großen Theil auch anerzogen, und die Erziehung des jungen Edelmanns geht so entschieden darauf aus, ihm für solche Angelegenheiten einen festen Halt zu geben und ihn gleichsam darauf einzuüben, daß ganz ungewöhnliche Umstände eintreten müssen, wenn er sich darin schwach zeigt

Der eigentliche Reiz und das Interesse des Romans liegt aber nicht in diesen thatsächlichen Dingen, sondern in einer theoretischen Untersuchung: es ist das Räthsel der „problematischen Naturen," von denen als Beispiele Baron Adelbert von Oldenburg, Dr. Oswald Stein und Professor Berger auftreten, über welches der Dichter Aufschluß sucht. Die problematischen Naturen sind diejenigen, für welche er das stärkste Mitgefühl hat, denen er sich am nächsten verwandt fühlt; aber es sind nicht für ihn, wie für Gutzkow die Ritter vom Geist, Ideale, sondern krankhafte Menschen, deren Pathologie er schreiben möchte. Es quält ihn, warum solche Naturen gerade jetzt so häufig auftreten, und in ihrer Krankheitsgeschichte glaubt er zugleich die Krankheitsgeschichte der ganzen Zeit zu geben. Um seine Analyse zu prüfen, müssen wir ihn erst aushören.

„Was nennen Sie problematische Naturen?" fragt Oswald den Baron Oldenburg.

„Es ist ein Goethe'scher Ausdruck, und kommt in einer Stelle vor, die mir viel zu denken gegeben hat. Es giebt problematische Naturen, sagt Goethe, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus, fügt er hinzu, entsteht der ungeheuere Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt. — Es ist ein grausiges Wort, denn es spricht in olympischer Ruhe das Todesurtheil über eine besonders in unsern Tagen weit verbreitete Gattung."

Der Baron ist ein starker Raucher; er wundert sich, daß Oswald nicht raucht. „Ich kann nicht begreifen, wie es ein Mensch im neunzehnten Jahrhundert aushalten kann, ohne Tabak oder Opium zu rauchen, Haschisch zu kauen oder sonst auf irgend eine Weise das katzenjämmerliche Gefühl seiner elenden Existenz in etwas abzuschwächen. Und gerade von Ihnen begreife ich es am wenigsten, weil, wenn mich nicht Alles täuscht, Sie vor Sehnsucht nach der blauen Blume tödtlich erkrankt sind, und in dieser unbefriedigten Sehnsucht auch eines schönen Tages sterben werden. Wer einmal den Duft der blauen Blume eingesogen, für den kommt keine ruhige Stunde mehr in diesem Leben. Als wäre er ein verruchter Mörder, so treibt es ihn weiter und immer weiter, wie sehr ihn auch seine wunden Füße schmerzen. Erquickung trinkt er sich nie. Wo ist das Auge, in das wir einmal geschaut haben, um nie wieder in ein anderes glänzenderes schauen zu wollen? — Wo?" —

„Es hat mir immer viel zu denken gegeben, daß der Mensch sich selbst, seine Existenz erst mehr oder weniger vergessen muß, bevor er in den Zustand kommt, den wir in Ermangelung eines andern Worts mit glücklich bezeichnen, und daß wir ihn um so glücklicher nennen müssen, je tiefer diese Vergessenheit ist. The best of life is but intoxication! sagt Lord Byron. Schlaf ist besser als Wachen, sagt die Weisheit der Inder, das Beste von Allem aber ist der Tod."

„Und doch tödten sich im Verhältniß so wenig Menschen!" wirft Oswald ein, der im Uebrigen in den Gedanken des Barons so ganz seine eigenen wiederfindet, daß ihm vor diesem Doppelgänger graut.

„Ja das ist merkwürdig genug!" sagte der Baron, „besonders heutzutage." —

„Sollte es nicht ein Beweis dafür sein, daß es mit dem vielgeklagten Unglück dieser Leute so arg nicht sein kann?"

„Vielleicht; vielleicht beweist es aber auch nur, wie schwer es dem Menschen wird, die letzte Hoffnung fahren zu lassen."

Wer ist dieser Baron Oldenburg? Ein reicher junger Mann aus vornehmem Hause, der in Gesellschaften eine ähnliche Rolle spielt wie Finck in „Soll und Haben;" er liebt es, die närrischen Leute, denen er sich weit überlegen fühlt, zum besten zu haben; übrigens eine treue und edle Seele, in schwärmerischer Liebe der Baronin Melitta ergeben, die ihn Jahre hindurch spröde und abweisend behandelt, sich auch in andere Liebesverhältnisse einläßt, für deren Wohl er aber als treuer Ritter wacht. Er ist in diesem Verhältniß, und das unterscheidet ihn von Finck, äußerst sentimental, und läßt sich dadurch von Allem, was Ehrgeiz und Thatkraft ihm eingeben, jämmerlich zurückhalten. Außerdem drückt ihn die Schuld gegen ein anderes Weib, die er vor Jahren begangen, und die er tiefer empfindet, als es sonst in dieser Gesellschaft Sitte ist.

„Ich stand damals noch in den Jahren, wo jeder Mensch, er müßte denn zufällig ein geborener Stockfisch sein, ein lebendiges Stück Romantik ist. Ich schwärmte für Eichendorff's mondscheindurchleuchtete Zaubernächte, für Brunnen- und Wälderrauschen; meine ganze Weltanschauung war in einem hohen Grade romantisch; vor Allem aber meine Moral. Das ganze Leben hatte für mich nicht mehr Bedeutung als ein Schattenspiel an der Wand, und das einzige Reelle, was ich gelten ließ, war die souveräne Ironie. Ich hatte das Studiren gerade herzlich satt, ich hatte in tausend Büchern vergeblich nach der Lösung des Räthsels gesucht, über der sich schon so viel bessere Köpfe den Kopf zerbrochen haben, und wollte es nun einmal auf andere Weise anfangen. Ich ging auf Reisen. Wir führten ein sehr idyllisches Leben, dessen Hauptingredienzen Würfel, Wein und Weiber waren."

Hier findet nun die schlechte That gegen ein Zigeunermädchen statt. „Ich bin abergläubisch genug, um anzunehmen, daß ich durch diese That schnöden Verrath, einen Fluch auf mich geladen habe, den keine Reue wieder sühnt, einen Fluch, dessen Erfüllung mein ganzes so verfehltes Leben ist. Von da ab ist es mein Schicksal gewesen, Liebe zu säen und Gleichgültigkeit zu ernten, bis ich zuletzt aus Verzweiflung in den stinkenden Pfuhl der Blasirtheit gesprungen bin, um mich vor mir selbst zu retten."

Wie man auch über diese Ausdauer in der Reue denken mag (das Verbrechen bestand darin, daß er aus verkehrter Scham ein Mädchen, das ihn liebte, des Diebstahls bezüchtigte, ohne daß diese Beschuldigung ähnlich schlimme Folgen hatte wie bei Rousseau): so viel ist klar, daß die politisch-socialen Zustände der Gegenwart mit diesem Schuldgefühl und dieser Stimmung nichts zu thun haben.

Oswald's Krankheit ist von der entgegengesetzten Richtung. Er leidet nicht an einem Uebermaß der Ausdauer, sondern an einem Uebermaß der Zerstreutheit. Eine stark sinnliche epikureische Natur, wie er sich selbst ausdrückt, ist er von einem wunderlichen Vater, der, wie sich später ergiebt, nur sein Pflegevater war, nach stoischen Grundsätzen zum Haß gegen den Adel erzogen. Er hat einen falschen Beruf erwählt, die Hauslehrerstelle und später die Lehrerthätigkeit in einem Gymnasium steht ihm gar nicht an. Er ist für die Gesellschaft gemacht, in der er nicht blos durch seine Talente, sondern vor Allem durch seine Persönlichkeit glänzt. Alle Frauen, sobald sie ihn sehen, sind ihm hingegeben, und wenn man auch nicht billigen kann, daß er sich jedem neuen Eindruck überläßt, von einer Liebe zur andern springt, so gereicht ihm doch das einigermaßen zur Entschuldigung, daß er gewissermaßen überall forcirt wird, daß er wie Joseph sein Kleid in den Händen der stürmisch Liebenden lassen müßte, um ihnen zu entgehen. Selbst die letzte Handlung, durch die er seine Lage hoffnungslos compromittirt, die Entführung einer verheiratheten Frau, wird ihm aufgenöthigt. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß seine sociale Stellung zu seinem Leben nicht paßt: der Informator und der Unterlehrer eines Gymnasiums spielt in dieser Cavalierwirthschaft doch eine zweifelhafte Rolle. Daher zum Theil sein Haß gegen den Adel und die Hingebung an die Lehren seines vermeintlichen Vaters.

Was den alten Stein zu diesem fanatischen Haß gegen den ganzen Stand be-

stimmte, war der nämliche Grund, der zu Schiller's Zeit Kosinsky unter die Räuber trieb: ein adliger Wüstling hatte das Mädchen, das Jener liebte, entehrt; derselbe Vorfall hat Professor Berger's Leben gebrochen. Aber in der Zeit Karl Moor's war die Sache doch ernsthafter. Damals beschützte die Obrigkeit gewaltthätig den Verbrecher, während im vorliegenden Roman die adeligen Uebelthäter auch von ihren Standesgenossen vollständig desavouirt werden. Außerdem rächt Oswald die Beleidigung, die seinem Pflegevater widerfahren war, auf das gründlichste; er richtet greuliche Verwüstungen in den Häusern des Adels an, und wenn es ein mildernder Umstand ist, daß er zum Ehebruch durch die liebenswürdige junge Dame gleichsam verführt wird, so kommt doch das Resultat auf eins heraus.

Oswald ist nicht ohne Gewissensbisse; sie treten sogar im Moment der Lust bei ihm ein, ja der größere Theil seines Lebens wird von ihnen erfüllt. Nur daß er den kaum gefaßten Vorsatz immer schon halb und halb vergessen hat. Er ließ sich, wie Spielhagen selbst sagt, bei einem überaus regen Formensinn von seiner Liebe zur Schönheit in einer Weise beherrschen, daß sein Gefühl des Wahren und Guten Gefahr lief, nicht unterdrückt, aber doch getrübt zu werden. Er empfindet es mit Schmerz, daß er unfähig sei, ganz und voll zu lieben; fast jeder neue Liebesversuch endet mit der Idee des Selbstmords und Anklagen gegen die Vorsehung. „Unser Leben," sagt er einmal, „ist ein hohles Nichts, und wer überhaupt einen Verstand zu verlieren hat, muß ihn darüber verlieren." „Wäre es nicht besser, Du machtest Deinem elenden Wesen ein schnelles Ende, als daß Du Dir zur Qual und Keinem zur Freude die Bürde des Lebens weiter schleppst? willst Du denn fortvegetiren, bis Dir jede Illusion zerstört ist, bis Du Alles und Jedes, was Du werth und heilig hieltst, über Bord geworfen hast, über Bord hast werfen müssen?" Und zwar beruht diese Enttäuschung nicht auf Dingen, die von außen kommen, sondern auf Vorgängen in seinem Innern. Oldenburg selbst, sein Freund, faßt zum Schluß seine Meinung über ihn folgendermaßen zusammen: „Er wird sich auf seiner tollen Jagd nach dem Ideal, das er nie auf Erden außer sich finden kann, weil es nur in seinem Gehirn lebt, in eine andere und wieder in eine andere Liebe stürzen, immer wähnen: dies ist, wonach Du bisher vergeblich gesucht, und immer wieder das Trügerische dieser Illusion erkennen, bis er zuletzt in der Verzweiflung über sein Schlemihlthum irgend einen Schritt thut, der ihn aller weiteren Sorge um die confuse Welt überhebt."

Durchaus neu ist diese Charakterform nicht, sie ist von deutschen Dichtern mehrfach und zum Theil glänzend ausgeführt worden. Ich erinnere nur an Tieck's „William Lovell" und an Jean Paul's „Roquairol." Spielhagen unterscheidet sich von ihnen dadurch, daß er seinen Helden, der ihm doch zu sehr ans Herz gewachsen ist, nie ganz in den Schmutz versinken läßt. Wenn er zuweilen an unwürdige Dinge streift, so bleibt doch immer so viel Fonds von Edelmuth in ihm, daß er das Aeußerste vermeidet. Darum hinterläßt das Buch auch nicht einen so widerlichen Nachgeschmack, wie z. B. der Lovell, an den es sonst durch seinen weichen Ton sehr erinnert. Mit seinem feinen Naturgefühl weiß der Dichter an den entsprechenden Stellen die Natur zu einem Klagegesang zu erregen, der wunderbar melodisch die geistige Stimmung begleitet.

„Es giebt Stunden, wo wir Regenwetter oder eine öde Landschaft wie Freunde willkommen heißen, auf deren Gesichtern schon die Theilnahme an unserm Schmerz ausgeprägt ist; Stunden, wo uns Sonnenschein und Vogelsang und das muntere Plätschern des geschwätzigen Baches wie eine Beleidigung erscheinen. Oswald's Schwermuth harmonirte mit dieser tief ernsten Natur, die von Glück und Freude nichts zu wissen schien, desto mehr aber von dem Jammer und der Qual des Lebens. Klang der grelle Schrei, das schrille Pfeifen der Meeresvögel nicht wie Klagegesang? war es nicht, als ob das Meer in den Wellen, die sich in monotonen Cadenzen unaufhörlich an dem Strande brechen, das verworrene Räthsel der Existenz wie im halben Wahnsinn vor sich hin murmelte? Und sein eigenes Leben kam ihm so ziel- und zwecklos vor, wie dies sein Umherirren zwischen den Uferklippen: glich es nicht seinem Fußtritt auf dem harten Sande, wo schon die nächste Welle jede Spur gänzlich verwischte? Warum geboren werden" u. s. w.

Könnte die Stelle nicht gar wohl in „William Lovell“ stehen? Und es finden sich in der That ähnliche darin, denn diese Art der Naturstimmung weiß auch Tieck meisterhaft anzuregen.

Die Verwandtschaft springt noch mehr in die Augen, wenn wir die dritte problematische Natur, den Professor Berger ins Auge fassen. Nach einem langen gesegneten Leben geistiger Thätigkeit ist er plötzlich wahnsinnig geworden. Oswald mit seinem Freunde, dem Dr. Braun, besucht ihn im Irrenhause zu Fichtenau. Dieser Doctor ist eine typische Figur, die Spielhagen fast in allen seinen Romanen anwendet, um die einseitige Befangenheit seiner Helden auszugleichen, gleichsam der andere Pol seiner eigenen Natur.

Dieser wohlgesinnte Arzt hält auf dem Wege nach Fichtenau seinem Freunde einen Vortrag, um ihn von seiner problematischen Existenz und seinem Weltschmerze zu heilen. Auch er habe an Zweifeln gekrankt, sei aber endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß diese Welt ein Kosmos ist, in welchem Jeder von uns, wer er auch sei, mit Nothwendigkeit seine bescheidene Stelle auszufüllen hat. „Dieser Gedanke hat mein Herz mit der freudigen Ruhe erfüllt, ohne welche zuletzt das Leben unerträglich werden muß. Ich sagte mir: Diese Welt, von der Du im Grunde so wenig weißt, ist ein so alter solider Bau, daß Du an dem Plan nicht verzweifeln darfst, auch wenn Du ihn nicht ganz begreifen solltest; dieses Menschengeschlecht ist ein so unergründliches Phänomen der schaffenden Kraft, daß Du in Deinem Leben, und wenn es noch so lange währte, nur zu lernen und immer wieder zu lernen hast. Von dieser Ueberzeugung ausgehend, faßte ich den Entschluß, im Leben Sinn und Verstand finden zu wollen. Mißtrauisch gegen die Resultate des speculativen Denkens, widmete ich mich einer Wissenschaft, in welcher uns die psychischen Vorgänge gleichsam ad oculos demonstrirt werden, der Medicin, zumal ihre praktische Ausführung noch den Vortheil hat, uns in fortwährend intimste Berührung mit dem Menschen zu bringen. Wer die Solidarität aller menschlichen Interessen begriffen hat, weiß, daß seine individuelle Existenz nur ein Tropfen in dem ungeheuren Strome ist, und daß diese Tropfenexistenz weder das Recht, noch die Möglichkeit der absoluten Selbständigkeit hat. Wir werden uns dann nicht länger sträuben, zu sein, was wir wirklich sind, Menschensöhne, Kinder dieser Erde, mit dem Recht und der Pflicht, uns hier auf diesem unsern Erbe auszuleben nach allen Kräften mit den anderen Menschensöhnen, unseren Brüdern, die mit uns gleiche Rechte und freilich auch gleiche Pflichten haben.“

„Der Fehler Ihres Lebens, lieber Oswald, ist, daß Sie stets nur für sich, nie wahrhaft für die Anderen gelebt haben. So sind Sie in eine schiefe Stellung zur Welt gerathen, in der Sie der Welt und die Welt Ihnen nichts nützen konnte.“ Er ermahnt ihn, fortan den schwersten Kampf zu unternehmen, den Kampf gegen die eigene subjective Willkür.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Ansichten, denen jeder Verständige beipflichten wird, die eigene Lebensanschauung des Dichters ausdrücken, so lange er die Welt mit dem Verstande betrachtet. Aber Herz und Phantasie verlangen auch ihre Rechte, und mit diesen ist er auf der Seite der problematischen Naturen. Er ist nicht schonend gegen sie mit seinem Urtheil, aber er fühlt mit ihnen, er lebt mit ihnen. Die Doctoren, die in den verschiedenen Romanen die echte Weisheit vortragen, sind durchweg resignirter Art, und ihre Lebensbeziehungen so einfach und nüchtern, daß der Dichter nur mit mäßigem Behagen bei ihnen verweilt, und auch in dem Leser nur geringes Interesse hervorruft. Die guten und soliden Leute, mit denen Dr. Braun verkehrt, seine Braut Sophie, seine Freundin Mademoiselle Bär, Magister Bemperlein u. s. w. sind vortrefflich gedacht und der Leser wird ihre einfache Existenz mit dem Beifall verfolgen, den der Dichter fordert; aber er wird so rasch als möglich darüber hinweg eilen, um wieder zu den problematischen Naturen zu kommen. Dergleichen liebenswürdige, aber unbedeutende Häuslichkeiten versteht Dickens ganz anders herauszubringen.

In der Regel macht es Spielhagen auch so, daß die resignirte Philosophie des Doctors schon äußerlich motivirt wird. Er ist gewöhnlich klein, vielleicht verwachsen, hat eine quäkende Stimme, ein groteskes Gesicht, und würde mit seiner tiefen Menschenliebe und seinem Enthusiasmus für alles Gute und Schöne doch nur den Hu-

mor der Leute erregen, wenn er ihnen nicht durch eigenen Humor zuvorkäme.

Es gelingt dem Dr. Braun nicht, eine so fremdartige Natur wie Oswald durch seine Predigt ins rechte Gleise zu bringen. „Die Welt sollte ein Kosmos sein? Ja für den, dessen Blick nur immer auf der glatten Oberfläche des Flusses weilt; aber



Friedrich Spielhagen.

auch für den, der in seine Tiefe dringt, wo Alles chaotisch durch einander braust? Auf, auf zu ihm, dem Mann der Schmerzen! Er hat in des Lebens Tiefe geblickt, er soll mir sagen, was er da erschaute, welche Larven und Gespenster, daß er voll Schauder und Grausen das edle Antlitz verhüllte!"

So kommt Oswald nun zu seinem Freunde und Erzieher, dem wahnsinnigen Professor Berger, dessen Phantasien in vieler Beziehung an die Phantasien des wahnsinnigen Balder in „William Lovell" erinnern. Als Tieck diesen Roman schrieb, war Schopenhauer's Philosophie noch nicht erfunden; der moderne Geisteskranke weiß den Weltschmerz speculativer vorzutragen.

Berger hat seinen Freund absichtlich in eine falsche Position, in die Hofmeisterstelle geschickt: „Weil Du, als Du bei mir warst, noch immer an die große Lüge, die wir Leben nennen, glaubtest; weil der Trotz, mit dem Du diese Lüge bejahtest, gebrochen werden mußte. Ich habe Dich den kürzesten und den sichersten Weg zur Erkenntniß geführt. Ich wußte, daß Du Dich blenden lassen würdest von der trügerischen

Spiegelung, daß Du mit lechzender Zunge durch den öden Sand eilen würdest, unaufhaltsam weiter nach dem blauen See, der sich vor Dir zurückzog, bis Du endlich in Deiner Qual, Dir und Deinem Dasein fluchend, zusammenbrechen würdest. Freue Dich, Du hast es überstanden! Du hast die Augen aufgeschlagen und angesehen, was da war, und siehe, es war nicht gut. Diese Erkenntniß ist der Anfang aller Weisheit, ist die Vorhalle zum großen Geheimniß."

Und dieses Geheimniß ist der Spruch des wunderlichen Heiligen Philippus Neri: Spernere mundum; spernere se ipsum; spernere se sperni. Einen Theil dieses Spruches, der doch sehr zur Sache gehört, hat Spielhagen freilich ausgelassen: Spernere neminem.

Oswald mit seiner jungen Lebenskraft giebt sich der Weisheit seines tiefsinnigen Freundes ebenso wenig unbedingt gefangen, als der Weisheit seines nüchternen Freundes. „Mein Verstand sagt mir, daß Sie Recht haben, aber mein Auge trinkt den Zauber dieser abendlichen Landschaft, trinkt ihn bis ins Herz hinein, und in meinem Herzen flüstert eine Stimme: die Welt ist so schön! und wenn auch das Leben Dir Bitternisse ohne Zahl zu kosten giebt, doch ist es süß!"

Gegen diesen Einwand, der ganz aus des Dichters Herzen kommt, einem Herzen voll Freude an den Schönheiten der Schöpfung, führt Berger seine Erfahrungen auf, oder vielmehr nur die eine Erfahrung seines Lebens, das durch einen Bösewicht herbeigeführte Schicksal seiner Geliebten. „Da hätte dem fanatischsten Optimisten um seine Gottähnlichkeit bange werden, da hätte die gläubigste Seele auf den Gedanken kommen können, ob der alte Voltaire nicht doch Recht hatte, als er das Leben für eine mauvaise plaisanterie erklärte! Und doch ist es gut, daß ich auch das erlebte; es war eine bittere Medicin, aber sie half doch wesentlich mich von der Krankheit, die Andere Lebenslust und Daseinsfreude nennen, zu heilen."

Der Hymnus an die Nacht, in den Berger jetzt ausbricht, enthält keine wesentlich neuen Gedanken; desto grandioser ist die Scene, in welcher er den betrunkenen Seiltänzern seine Ideen vorträgt und von ihnen wunderlich mißverstanden wird: sie zeigt in ihrer Wildheit den echten Dichter.

Was bis dahin von den problematischen Naturen angeführt ist, scheint theils ganz individueller Art zu sein, theils auf eine allgemeine Krankheit der menschlichen Natur zurückzuführen, die von der Zeit unabhängig ist. Den schmerzlichen Contrast zwischen den Ansprüchen des Herzens auf das Unermeßliche und den engen Bedingungen der Wirklichkeit haben schon die Alten gekannt; mit dem Christenthume wurde er Mittelpunkt der Speculation, und der heilige Augustin weiß ihn viel kräftiger auszusprechen als irgend einer der modernen René's. Gleichwohl wird in dem gegenwärtigen Romane ab und zu die Gegenwart beschuldigt, durch ihre schlechten sittlichen, politischen und religiösen Verhältnisse Schuld an den problematischen Naturen zu sein; und die letzteren würden geheilt werden, wenn es gelänge, diese Verhältnisse gewaltsam zu ändern. „Die Stickluft des Polizeistaates, welche ich mein Leben lang habe einathmen müssen," sagt Berger, „das hat mich gemacht, was die Leute verrückt nennen; mir ist manchmal, als ob nur ein Athemzug freier Luft im Vaterlande mir die Last von meiner Brust wegheben würde." Auf diese Weise wird die Märzrevolution von 1848 und die Betheiligung der problematischen Naturen an derselben eingeleitet.

Ich habe schon einmal die Letzteren mit den Rittern vom Geist verglichen; es ist jedoch in ihrer Haltung ein wesentlicher Unterschied. Die Ritter vom Geist sind zwar in ihren Ansichten ziemlich confus, und es würde ihnen schwer werden, auszusprechen, was sie eigentlich wollen; aber davon sind sie alle überzeugt, daß sie etwas sehr Großes und Nützliches wollen, und daß es auch recht gut gehen wird; sie sind in ihrem Idealismus Sanguiniker und Optimisten. Dagegen sind die problematischen Naturen skeptisch und pessimistisch, sie gehen auf die Barricaden, um ihr Leben wegzuwerfen, weil sie mit demselben nichts anzufangen wissen; nebenbei soll durch ihren Tod dem Vaterlande ein Vortheil erwachsen: welcher? darüber haben sie sich freilich kein System gemacht.

Nun scheint mir bei den beiden Dichtern eine merkwürdige Verschiebung der Gesichtspunkte stattgefunden. Gutzkow schildert die Jahre nach der Revolution, aber er schildert sie mit den Ideen und Gefüh-

len eines Mannes, die lange vor derselben sich gebildet und entwickelt hatten. Spielhagen schildert die Jahre vor der Revolution, aber mit den Empfindungen und Ideen, die erst nach derselben zur Reife kamen. Gutzkow war 1849 bereits zu fertig, um die neuen Lebenselemente, die nun auftauchten, systematisch zu verstehen und unbefangen zu würdigen; Spielhagen war 1847 zu jung, um mitzuleben, was damals die Zeit wirklich bewegte: er projicirt die Empfindungen und Stimmungen aus der gräulichen verdrossenen Reactionszeit, in der er aufwuchs, in jene vergangenen Tage hinein. So verfallen beide Dichter in einen historischen Irrthum. Die „Ritter vom Geist“ sind nicht Figuren von 1849 bis 1850, sondern Figuren von 1835 bis 1843; die problematischen Naturen, wenn man dem Dichter nachhilft und dasjenige sucht, was ihm eigentlich vorschwebte, sind nicht Figuren von 1847, sondern Figuren von 1852 bis 1859: wenigstens waren sie nur für diese Zeit typisch.

Aus diesem äußeren Widerspruch ergiebt sich ein innerer. Spielhagen schließt seinen Roman mit einem Dithyrambus, der zu den Voraussetzungen seiner Bildung und seines Empfindens nicht im mindesten stimmt.

Seine sämmtlichen problematischen Figuren gehen auf die Barricaden von Berlin: Oswald, weil er gerade in einer Lage ist, mit der sich nichts Vernünftiges mehr anfangen läßt; Berger doch wohl noch unter der Nachwirkung seiner Gemüthskrankheit; Oldenburg, weil er die qualvolle Unthätigkeit, in der er in Folge seines ungesunden Verhältnisses zu Melitta hinbrütete, durch eine kühne That unterbrechen will.

„Meine Herren!“ rief er, seinen Hut lüftend, indem er auf die Treppe sprang, „huldigen wir der Mode des Tages und bauen wir eine Barricade. Ich habe vor zwei Wochen eine kurze Lehrzeit im Barricadenbau auf den Straßen von Paris durchgemacht; wenn Sie in Ermangelung eines Besseren sich meiner Künste bedienen wollen, ich bin herzlich gern bereit.“ Er ist jetzt ganz Finck, und mehr als das.

Er bleibt leben und heirathet Melitta, obgleich diese sich sträubt, wegen dessen, was sie früher begangen hat. „Ist es vernünftig?“ sagt er, „die Frau zu dem Opfer eines rigorösen Sittengesetzes zu machen, über das sich der Mann mit Leichtigkeit hinwegsetzt? Wer hat dies unvernünftige Gesetz geschaffen? Nicht ich, noch Du. Was sollen denn ich und Du sich ihm beugen? Ich sage Dir, der Tag der Freiheit, der heraufdämmert, wird diese und noch manche Satzung, die ein finsterer Mönchssinn ausgrübelte, aufheben.

Ich erinnere mich, diese Ansicht in „Bruder Moriz der Sonderling“ gelesen zu haben, wo sie aber in den Zusammenhang besser paßt als in ein Buch, das doch den Problemen ernsthaft zu Leibe zu gehen sucht. Ich übergehe, was der Historiker und der Physiolog einwenden könnte, und bemerke nur, daß über der Frage, ob das Problematische im Leben Oldenburg's, da die Revolution besiegt wird, durch diese Barricade und diese Heirath aufgehoben werden, der Vorhang fällt.

Oswald und Berger kommen um, sie werden als namenlose Todte in dem großen Leichenzuge des 21. März mit fortgetragen, mit welchem der Roman schließt.

„Was thut der Name? Was thut es, was sie im Leben thaten und litten, fehlten und sündigten? Der Tod für die Freiheit krönt alles Streben, sühnt alle Schuld.“

In einem Aufsatze über die Objectivität des Romans verbietet Spielhagen dem epischen Dichter, in eigener Person mit seiner Meinung hervorzutreten; er verwirft entschieden jede Parabase. Dies ist nun eine recht starke Parabase, und zwar eine ganz lyrische, deren Sinn zu enträthseln, schwer fällt. Was heißt das: ein Leben wird gesühnt? Wird ein verfehltes Leben dadurch zu einem gelungenen, wenn man es schließlich wegwirft, gleichviel wofür? Und in diesem Wegwerfen lag noch etwas Frevelhaftes, denn Keiner von den drei problematischen Naturen hatte sich klar gemacht, wohin diese Erschütterung alles Bestehenden führen solle.

Aber Spielhagen geht in der Hitze weiter. „Den Lebenden ist das schwerere Loos gefallen. Sie sollen schaffen und wirken in dem heißen Staube der Alltäglichkeit, rastlos, ruhelos, denn nimmer schläft die Tyrannei. Sie sollen arbeiten und wachen, daß die Nacht nicht wieder hereinbreche, in welcher es dem Braven unheimlich und nur dem Schlechten heimlich war, die Nacht, durch deren dunkle Schatten so viel romantische

Larven und phantastische Gespenster huschten, die Nacht, die so arm war an gesunden Menschen und so reich an problematischen Naturen — die lange schmachvolle Nacht, aus welcher nur der Donnersturm der Revolution durch blutige Morgenröthe hinüberführt zur Freiheit und zum Lichte."

Nein, Freund Spielhagen! hier hört die Toleranz auf. Wie man sich das Ideal eines Staats vorstellt, dem man nachstrebt, Republik oder Königthum oder gemischte Form, das ist ein verwickeltes Exempel, dessen Facit Jeder nach seinen eigenen Voraussetzungen zu ziehen hat. Ob ferner historische Revolutionen ein bleibendes Gute gestiftet haben, ein Gutes, das nicht auch auf dem Wege natürlicher Entwickelung hätte erreicht werden können, das ist auch für den Gelehrten und Philosophen schwer bis zur Evidenz zu erweisen: am sichersten wird es zu erreichen sein, wenn, wie 1688, die Organisation auf Seiten der Volkspartei, die Anarchie und Willkür auf Seiten des Königthums war. Es giebt Zeiten, wo man die Revolution, abgesehen von dem, was sie erreicht, als eine innere Nothwendigkeit begreifen muß, weil die Tollheit auf der einen Seite die Tollheit auf der andern hervorruft. Aber auf eine Revolution zu speculiren, nachdem wir ein halbes Jahrhundert genügende Experimente gemacht haben, ist dem gebildeten Menschen unerlaubt. Auf die Revolution zu rechnen, ist so viel als auf ein Hazardspiel zu rechnen. Die bürgerliche Arbeit, die unablässig Tag aus, Tag ein schafft, bringt keinen glänzenden, aber einen sicheren Erwerb; von dem großen Loos sagt man mit Recht: wie gewonnen so zerronnen! Hat man sich einmal daran gewöhnt, durch einen kühnen Griff das Heil erhaschen zu wollen, so ist man mit einem kühnen Griff augenblicklich bei der Hand, und die Revolution tritt in Permanenz. Sieh Dich um in Frankreich, in Spanien, in Polen; was ist bei diesem ewigen Donnersturm herausgekommen? Die Lösung der bestehenden Autorität führt zunächst zur Anarchie, die Anarchie macht den Schrecken nothwendig, und der Schrecken hat eine solche Abspannung zur Folge, daß man sich zuletzt der brutalen Gewalt zu Füßen wirft. Das ist der ewige Kreislauf der Revolutionen: der natürliche Verstand sagt es voraus, die Geschichte bewährt es. Die Revolution ist in einem ganz andern Sinn ein Uebel als der Krieg. Blut wird im Kriege weit mehr vergossen, aber neben manchen fürchterlichen Seiten der menschlichen Natur weckt der Krieg auch die edelsten; er zerstört nicht nur, er organisirt auch, ja er ist selbst ein großer Organismus, ein Spiel sittlicher Kräfte: Heldenmuth, Unterordnung der subjectiven Willkür unter die Idee des Ganzen, Disciplin und lebendige Verbrüderung. Die Revolution beginnt mit der Verschwörung, mit der Heimlichkeit, dem Mißtraun und der Lüge; die reinen Fanatiker wie die Tusky's sind in diesem Stadium noch die besten. Dann aber, wenn die Autorität gelöst ist, tritt die blinde Wuth und mit ihr die Herrschaft der Massen ein; wer der Masse zu schmeicheln weiß und ihr verwandt ist, hält sich oben, und das sind die Schlechtesten und Verworfensten; die Tusky's werden bald abgethan. Siehe sie Dir an, diese Marat, Danton, Callot d'Herbois, Barrère und wie sie alle heißen: die Revolution hat zwar diese Scheusale nicht hervorgebracht, aber sie hat ihnen die Macht in die Hände gegeben, bis endlich Alles, was sittliche Kraft in sich hatte, in die Armee flüchtete, so daß die Armee der Herr des Landes wurde. Immerhin ein Fortschritt zum Bessern, aber ein gefährlicher! denn die Armee soll dienen und nicht herrschen, und es giebt kein unzweifelhafteres Mittel, der Armee die Herrschaft in die Hand zu spielen als die Revolution.

Was ist es denn eigentlich, was dem Dichter der problematischen Naturen in der Gegenwart so unerträglich erscheint, um den alten Grundsatz der Aerzte zu rechtfertigen, daß, was die Medicin nicht heilt, durch Eisen und Feuer geheilt werden muß?

„Noch stecken wir tief in dem Schlamm des Mittelalters, noch ist nicht abzusehen, wann diese Sündfluth von Blut und Thränen verlaufen sein wird, wie weit auch der Blick einzelner erleuchteter Köpfe hinein in die kommenden Jahrhunderte trägt. Der Fortschritt der Menschheit ist unendlich langsam: wohin wir in unserer Zeit sehen, überall die unschönen Reste einer Vergangenheit, die wir längst überwunden glauben. Unser Herrscherthum, unsere Adelsinstitutionen, unsere religiösen Verhältnisse, unsere Beamtenwirthschaft, unsere Heereseinrich-

tungen, unsere Arbeiterzustände: überall das kaum versteckte grundbarbarische Verhältniß zwischen Herrn und Sclaven, zwischen der dominirenden und unterdrückten Classe; überall die Wahl, ob wir Hammer sein wollen oder Amboß."

So scheint es nun freilich, als ob die problematischen Naturen eines Sinnes seien mit Dr. Paulus, Walther Gutmann und den anderen bürgerlichen Demokraten; als wollten sie Gleichheit Aller unter der Herrschaft des Gesetzes. Ich will dem Dichter ein Geheimniß ins Ohr sagen: er irrt sich; es ist nicht das, was er will. Sein Spruch ist vielmehr der Schiller'sche: Das Gesetz ist ein Freund der Schwachen, Alles will es nur eben machen, möchte gern die Welt verflachen! Oswald Stein, Oldenburg und wie sie alle heißen, scheuen mit nichten das Gesetz, wenn es eine Aeußerung der Lebenskraft gilt; ein Phalanstère würde ihnen ein Greuel sein, ihr fein gebildeter Geschmack verlangt ein Zusammendrängen des Genusses, das nur in der aristokratischen Form möglich ist. Sie glauben einem äußeren Druck zu unterliegen: es ist nur die Langeweile, was sie quält. „Mir ekelt vor diesem dintenklexenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen!" — Sie glauben, das Mittelalter zu hassen, und doch ist ihre ganze Schwärmerei das Mittelalter, und die Barone der Feudalzeit sind ihre Helden.

Keine Figur hat Spielhagen mit solcher Liebe geschildert als den wilden Zehren: die Liebe zeigt sich auch darin, daß er ihn ein wenig gegen das Costüm zum geistreichen Kenner der Literatur macht. Der wilde Zehren ist ein rücksichtsloser Aristokrat. „Verarmt wie er war, seit vielen Jahren eine problematische Existenz führend, konnte er doch nicht vergessen, daß er von einem uradligen Geschlecht stammte. Dieser mystische Cultus einer Herrlichkeit, die nicht mehr vorhanden war, gab seinem Auge den stolzen Blick, seinem Wesen die Anmuth, seiner Sprache die Verbindlichkeit u. s. w." Er findet, daß seine Ahnen vollkommen Recht hatten, die Pfeffersäcke auszuplündern, und ist empört, daß die Pfeffersäcke jetzt die erste Rolle spielen. Im Letzteren sympathisirt Georg Hartwig völlig mit ihm, dessen Natur, wie ausdrücklich gesagt wird, ihm sehr nahe verwandt ist. Zehren ist freilich Verbrecher geworden, aber nur weil die deutschen Verhältnisse den freien Wuchs schöner Naturen systematisch verkrüppeln. „Was wir mit Hilfe der Schul- und Kirchenbänke, des Exercirstocks, des Prokrustesbettes der Examina, der vielsprossigen Leiter eines hierarchischen Beamtenthums in dieser Beziehung freveln: es treibt den Einsichtigen unter uns die Röthe der Scham auf die Stirn und die Gluth des Zornes auf die Wangen!" Das ist unsern Junkern aus der Seele gesprochen, die das Prokrustesbett der Schulbänke und der Examina ebenso verabscheuen als der Prophet der Zukunft. Und um jeden Zweifel zu beseitigen, spricht sich die ideale Figur des Romans über den Entschluß des wilden Zehren, Krieg gegen die Gesellschaft zu führen, folgendermaßen aus: „Es war viel Ungesundes, Ueberspanntes in diesem Raisonnement, aber es war doch auch ein gesunder Kern darin. Die Folge hat es bewiesen: Die unglaublich nüchterne, geistes- und thatenarme, ideenlose, durch und durch epigonenhafte Zeit, in der wir leben, sie hat seine Ahnung, seine Prophezeihung vollständig bestätigt."

Was macht den wilden Zehren zum Schleichhändler? — Daß die engen Bedingungen unserer modernen Civilisation ihm nicht Freiheit verstatten, sein heißes Blut, seine vollen Säfte, seinen gewaltigen Arm auszutoben. — Was erfüllt die problematischen Naturen mit Weltschmerz? — derselbe Grund. — Mit einem Wort: die problematischen Naturen sind die legitimen Erben der mittelalterlichen Raubritter. Die Felix von Grenwitz, die Henri von Tuchheim, die Arthur von Zehren sind nur ihre verkümmerten Descendenten, und haben darum Platz zu machen, damit die kräftigeren sich setzen.

Aber die Legitimität der Abkunft hat noch einen andern Sinn.

Der bürgerliche Informator Stein zeigt in der adligen Gesellschaft auffallend gute Manieren. „Ich bitte um die Gnade, Sie zum Wagen begleiten zu dürfen!" sagt er zu einer alten Dame.

„Vous êtes bien aimable, monsieur!" erwiederte sie. „Sind Sie überzeugt, Herr Stein, daß Sie nicht von Adel sind?"

„Wie von meinem Dasein, gnädige Frau. Weshalb?"

„Hm, Sie haben in Ihrem ganzen We-

sen etwas Chevalereskes, das man heutzutage nur zu selten, und nur bei unseren jungen Leuten aus den besten Familien findet."

Die alte Dame hat eine feine Nase: Oswald's gute Manieren kommen wirklich aus seinem Blut, er ist von der besten Race, der Sohn des wilden Harald von Grenwitz, der an Tollheit und Ruchlosigkeit noch weit über den wilden Zehren geht. Und das ist nicht ein einzelner Fall. Ferdinand Lippert ist gleichfalls heimlich aus guter Familie; von Leo Gutmann bin ich es moralisch überzeugt: Pastor Urban hat eine ebenso feine Nase, als die gute Frau von Bresen, und er ist seiner Sache zu gewiß; endlich schon in Spielhagen's erster Novelle stellt sich der chevalereske Förster Georg Allen als Sprosse des Baron De Vere heraus.

Ist es nun meine Absicht, den Dichter wegen seiner aristokratischen Neigungen zu verspotten? — Nichts liegt mir ferner. Ich finde es vielmehr sehr natürlich, daß die Neigung jedes Dichters ihn aus dem alltäglichen, engen bürgerlichen Leben und seinen Pflichten heraustreibt in eine Sphäre glänzender Farben, kühner Striche, gewaltiger Leidenschaften. Vielleicht möchte nur das zu bedauern sein, daß der Dichter seine aristokratischen Ideale zu sehr der Gegenwart entnimmt. Er haßt den jetzigen Adel hauptsächlich darum, weil ihm die Eigenschaften fehlen, die nach diesen Begriffen zum Adel gehören. Der ausgesprochene Tory Scott ist darin unbefangener: er erkennt auch in dem Bettler Eddie Ochiltree das Aristokratische heraus: denn Aristokrat ist im Grunde ein Jeder, der fest auf seinen Füßen steht, einen freien Kopf und ein eigenes Herz hat.

Die Freiheit, die Spielhagen, die ein jeder Dichter erstrebt, hat mit der Politik wenig zu thun. Jede Zeit wird der individuellen Kraft unbequeme Grenzen setzen, die man dann zu überwinden oder mit der man sich abzufinden hat: keine Zeit mehr als diejenige, in der eine Muster-Demokratie hergestellt sein würde, ein Zustand der allgemeinen Gleichheit, in der Einer des Andern humaner Krankenwärter ist. —

Ich darf mich über die folgenden politischen Romane kürzer fassen, weil eine ähnliche Kritik auf sie Anwendung findet. Die Familie Hohenstein, in der Conflictzeit geschrieben, spielt in den Jahren 1848 bis 1849, sie schließt mit dem Mai-Aufstand.

Diesmal geräth die problematische Natur, der Journalist Bernhard Münzer, nicht durch einen Zufall auf die Barricaden, er ist einer von denen, welche die Revolution vorbereitet haben. Er ist Führer der radicalen Partei, und weiß durch seine Beredsamkeit wie auch durch seine äußere Erscheinung mächtig auf das Volk zu wirken. Aber er leidet an dem Fehler seiner älteren Charaktergenossen: seine Ueberzeugungen sind demokratisch, seine Neigungen ziehen ihn mit unüberwindlicher Kraft in die glänzenden leichtlebigen Zirkel der vornehmen Welt. Als ihm Baronin Aurelie von Hohenstein, eine Verwandte Melitta's, etwas in der Art der Kaiserin Katharina ihre Liebe zuwirft, wird er nicht ausschließlich durch die Gluth ihrer Sinnlichkeit gefangen, sondern ebenso durch den Parfüm ihrer Säle und ihrer Kleider, und macht nicht blos seine treue Frau unglücklich, er versäumt auch ernste und schwere politische Pflichten, die er in frevelhaftem Leichtsinn übernommen und damit das Schicksal von Tausenden an sich gekettet hat. Der Dichter verkennt das Tadelnswerthe im Verhalten seines Helden keineswegs, wie denn auch dessen Parteigenossen, darunter der brave Schmitz, sich bitter genug darüber aussprechen. Aber zuletzt überkommt doch wieder beide die Rührung, und der chevalereske Träumer wird bei seinem Tode wieder als Märtyrer gefeiert.

Der Haß gegen den Adel tritt diesmal noch stärker hervor als in den „Problematischen Naturen." Die Familie Hohenstein besteht aus einer Reihe von Lumpen, wie sie ärger nicht gedacht werden können. Sie sind vortrefflich gezeichnet, man sieht jeden Einzelnen deutlich vor Augen; aber das Ganze macht doch einen sehr widerwärtigen Eindruck, da nicht ein versöhnender Moment eintritt. Die demokratische Partei, wie sie hier geschildert wird, bessert die Sache keineswegs. Die paar verständigen und wohlmeinenden Leute sind eben zu nüchtern, um das Interesse des Lesers zu zwingen, und im Uebrigen zeigen sich doch mehr Bassermann'sche Gestalten, als sonst die Demokratie zugeben möchte. Wenn man bedenkt, daß diese auf die bürgerliche

Gesellschaft losgelassen werden sollen, möchte man mit Verrina ausrufen: ich gehe zum Andreas! — Was die Partei vorhat, erfährt man nur aus einzelnen Velleitäten, die keinen innern Zusammenhang haben. Die liberale Mittelpartei wird nicht correct dargestellt: man kann es dem Dichter nicht verargen, sie zu verurtheilen, wenn das wirklich seine Meinung ist, aber er muß sie wenigstens so reden lassen, wie sie wirklich redet. Was endlich die conservative Partei betrifft, innerhalb deren es hier zugeht wie in Sodom und Gomorra, so hat Spielhagen später eine bessere Ansicht gewonnen. „Es ist ein schönes und wahres Wort Lessing's, daß alle Länder gute Menschen tragen; und Rosa! ich meine, daß dies nicht bloß für alle Länder, sondern auch für alle Stände, ja für alle Parteien, religiöse und politische, gilt. Der Kampf ist nicht zu vermeiden, aber man sollte einem Gegner, den man ehrlich weiß, vor dem Kampfe und jedenfalls nach dem Kampfe die Hand drücken.“ Das brave Wort spricht ein liberaler Graf zu Fräulein Röschen vom Hofe: würde uns ein ähnlicher Einfall in der Familie Hohenstein begegnen, so würde der Eindruck nicht bloß angenehmer, sondern auch wahrheitsgetreuer sein. Denn der Haß macht blind, und wer in dem Adel nur Hohensteins, in der Geistlichkeit nur Urbans sieht, giebt der Welt eine falsche Vorstellung und seinem eigenen Streben eine schiefe Richtung.

Der nächste Roman „In Reih und Glied“ (1866) ist künstlerisch betrachtet weitaus das Beste, was Spielhagen geschrieben hat. In der Composition des Ganzen kann er sich den besten Sachen W. Scott's an die Seite stellen: ich glaube einen gewissen Einfluß G. Freytag's darin wahrzunehmen; die Gruppirung der Scenen, die Art, wie künftige Ereignisse ihren Schatten im Voraus auf die Handlung werfen, auch die Anlage einzelner Charaktere erinnert mich ziemlich stark an „Soll und Haben,“ wobei freilich in Betracht kommt, daß der Gegenstand ein verwandter ist.

Das größte Lob verdient der erste Theil, die Schilderung des Knabenlebens. Die Figuren treten deutlich, anspruchslos und anziehend hervor; sie fügen sich natürlich zu einer schönen Gruppe; die Scenerie ist hoch poetisch. Auch in den folgenden Theilen finden sich vortreffliche Partien, doch halten die Erwachsenen nicht ganz, was die Knaben und Mädchen versprochen. Nicht bloß Leo und Walther, auch Sylvia und Eva verlieren von dem Interesse, das man an ihrer ersten Entwickelung nahm.

Die Tendenz wird durch den Titel ausgedrückt: in dem Kampf für die Freiheit soll sich der Einzelne nicht eigensinnig isoliren, sondern selbst dann, wenn er sich seinen Parteigenossen hoch überlegen fühlt, sich mit ihnen verständigen und Hand in Hand mit ihnen gehen. Gegen dieses Gesetz verstößt der Held des Romans, die problematische Natur Leo Gutmann. Er findet, daß der Weg der Demokratie, zu der er zuerst gehörte, zu nichts führt, dann, daß es mit dem Liberalismus nicht besser beschaffen ist, da ohnehin die Zwecke des letzteren nicht die Zwecke der höheren Menschheit sind; und kommt in dem Streben, sich die Macht anzueignen, um das, was in seiner Seele lebt, durchzuführen, endlich zu einem engen Verhältniß zum Könige. Ein Schritt zieht nun den andern nach sich. Um die Bourgeoisie und deren Beschützer aus dem Sattel zu heben, verbindet er sich mit der Reaction und dem Pietismus, läßt sich adeln, verlobt sich mit einer coketten und übel berufenen Baronesse, macht ein Mädchen unglücklich, das ihn leidenschaftlich liebt, und verliert schließlich über den Mitteln den Zweck so sehr aus dem Auge, daß er ein socialistisches Experiment, zu dem er die Hülfe des Königs gewonnen und das ihm am meisten am Herzen lag, ganz nachlässig betreibt. Das Scheitern aller seiner Entwürfe und sein Sturz ist die natürliche Folge dieses Handelns; doch wird auch ihm wie Bernhard Münzer zuletzt noch ein ehrender Todtenkranz geflochten.

Spielte die Geschichte, wie es Wieland zu halten pflegte, in einem fabelhaften Hinterindien, so würde sie vielleicht einen harmonischen Eindruck machen, da man ohnehin dem Dichter in seinem Grundsatz vollkommen Recht geben muß. Aber dieser harmonische Eindruck wird dadurch gestört, daß man immer von Zeit zu Zeit erfährt, man befinde sich in Preußen, ungefähr in den letzten Jahren Friedrich Wilhelm's IV., und die Stellung Leo Gutmanns zu den politischen Parteien entspreche ungefähr der Stellung Lassalle's. Nun hat Lassalle

zwar niemals die Aussicht gehabt, Premierminister in Preußen zu werden, aber was Leo Gutmann im Adel und bei Hofe begegnet, entspricht bis auf den Schluß wohl ziemlich genau dem, was Lassalle sich träumen mochte. Hier tritt nun gleich durch Anwendung eines ungeschickten Modells ein psychischer Fehler ein. Spielhagen wollte einen Fanatiker schildern, und Lassalle war kein Fanatiker, höchstens ein Fanatiker der Selbstanbetung. Lassalle hatte nicht eine Kindheit der Entbehrung und des leidenschaftlichen Ringens; er fing mit der Cassettengeschichte an und endete mit dem Briefwechsel mit Rüstow und der Gräfin Hatzfeld; Anfang und Ende deckten sich vollkommen, und die socialistischen Einfälle der Mitte finden in diesen beiden Polen ihre Erklärung. Nun begegnet es Spielhagen wiederholt, daß bald der Charakter, wie er ihn träumte, bald der empirisch aufgenommene hervortritt, und Beides will zu einander nicht stimmen. Noch weniger aber stimmt dazu die ganze Umgebung, in welcher dieser Charakter zu handeln berufen ist.

Der Roman erschien 1866, fast gleichzeitig mit dem böhmischen Kriege; er bewegt sich auf den Höhen des preußischen Staatslebens, aber man sieht sich vergebens darnach um, wo denn die Menschen zu finden sein sollen, die man sich als Träger des gewaltigen Kampfes gegen Oesterreich denken könnte. Wo sind die Bismarck, die Moltke, die Steinmetz, die beiden prinzlichen Generale? wo der greise Heldenkönig? wo die zahllosen blutjungen Offiziere, die mit ihren Mannschaften verbrüdert und ihnen voran sich jauchzend in den Kugelregen stürzten? Von Velleitäten der Art hört man allerdings im Roman. Da ist ein Prinz, der den Liberalen spielt und mit Metternich einen absolutistischen Briefwechsel führt, der gerne erobern möchte, aber nicht den Muth dazu findet; da ist ein Assessor Henri von Tuchheim, der ihn dazu anstachelt: und dieser Henri hat neben andern schimpflichen Eigenschaften die für das Unternehmen höchst wunderbare Eigenschaft der Feigheit. Was sind das alles für wunderliche Phantasien! Es ging in der That unter dem Regiment Friedrich Wilhelm's IV. — von dem beiläufig einzelne Züge genial und meisterhaft abconterfeit sind — erstaunlich genug zu, und dies Regiment hätte den Staat mit der Zeit unterwühlen können, wenn die Fundamente desselben nicht so solide wären. Diese Fundamente aufzusuchen, hat sich Spielhagen nicht die Mühe gegeben. Ich möchte sagen: wie er sich das Schicksal Leo Gutmann's wenigstens theilweise so ausmalte, wie Lassalle es sich träumte, so schildert er die Regierungskreise ungefähr so, wie sie etwa Sarah Gutmann erscheinen würden. Sarah Gutmann ist eine kluge Frau, hat einen feinen Spürsinn und hat im Leben viel gesehen; Charaktere, wie ihren Pflegling und ihren alten Liebhaber weiß sie meisterhaft zu beherrschen. Aber das Volk kennt sie nicht: und zum Volk gehören nicht blos die Peter Schmitz, die Tusky u. s. w., sondern dazu gehören Bismarck, Moltke, der Füsilier Kutschke, die Männer von Spicheren. An diese Repräsentanten des Volks denkt man, wenn man heute mit stolzem Gefühl sich sagt: wir zählen zu den ersten Europa's. Es ist sehr schade, daß Spielhagen bei diesem glänzend angelegten und fein gedachten Gemälde eins vergaß: daß er nicht ein Buch schrieb wie Wieland's „Geschichte von Scheschian,“ sondern einen historischen Roman, und daß man von einem historischen Roman mit Recht Treue der Zeichnung verlangt.

Der Begriff eines historischen Romans knüpft sich nicht daran, daß die Geschichte im Mittelalter spielt oder sonst einer Zeit, über die man nur aus Büchern etwas erfahren kann, sondern daran, daß eine durch bestimmte Ereignisse markirte Zeit, sie liege uns nahe oder fern, in ihren allgemeinen Zuständen, Gegensätzen und Tendenzen, Idealen und Irrungen den Gegenstand der Darstellung bildet. In diesem Sinne nenne ich die „Problematischen Naturen,“ „die Hohenstein“ historische Romane; ebenso Gutzkow's „Ritter vom Geist,“ Auerbach's „Neues Leben,“ Freytag's „Soll und Haben,“ Fritz Reuter's „Ut mine Stromtid;“ der Letztere ist so gewissenhaft, daß jedes einzelne Jahr mit seinen Ernten, seiner landwirthschaftlichen Bewegung wie in einer Chronik beschrieben wird.

Wenn in Spielhagen's „In Reih und Glied,“ in Auerbach's „Auf der Höhe,“ in Freytag's „Verlorner Handschrift“ die Zeit sich weniger deutlich markirt, so ist der Grund leicht zu finden: alle drei beschäftigen sich mit gekrönten Häuptern, und die

Schilderung solcher Herren streift leicht in das Gebiet der Majestätsbeleidigung. Bei Freytag und Auerbach empfindet man das Unhistorische weniger heraus, weil ihre Könige reine Phantasiekönige sind; aber Spielhagen hat ein bestimmtes Modell gehabt, und dies durfte er nicht namhaft machen, ja er mußte einzelne Züge einweben, dem Criminalrichter den Beweis der persönlichen Beziehung zu erschweren. Diese Art der Composition hat auch künstlerisch ihre Bedenken: es finden sich dann doch Elemente zusammen, die nicht recht stimmen wollen, und das Gehässige eines Pamphlets drängt sich in der Form der Stichelei mehr auf als in der vollständigen Charakteristik.

Vielleicht um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, ist Spielhagen in seinem neuesten Roman „Hammer und Amboß" 1869 aus den höheren Regionen wieder in das bürgerliche Leben zurückgekehrt, wenn auch der alte Kampf gegen den Adel rüstig fortgesetzt wird.

Die poetische Stimmung des Romans entspricht durchaus der des vorigen, — und einzelne Partien sind noch glänzender ausgeführt. Er ist durchweg unterhaltend, zuweilen spannend, und durch das Ganze geht ein gewisser Duft der Honnêteté, der dem Leser einen wohlthuenden Eindruck zurückläßt.

In Bezug auf die Composition steht er jenem nach, so fein auch mitunter die Fäden verwebt sind. Der erste Theil der Geschichte, der allerdings in den reizendsten und kräftigsten Farben dargestellt ist, nimmt im Verhältniß zu dem Plan, der dem Dichter für's Ganze vorschwebte, einen zu großen Raum ein, dann folgt ein Uebergangsstadium mehr doctrinärer Art, und für die Schlußentwicklung ist der Raum zu schmal gemessen. Es ist zwar richtig, daß wenn alle Fäden gehörig vorbereitet sind, die Katastrophe beschleunigt werden darf und beschleunigt werden muß, aber Spielhagen hat für den letzten Band in der Entwicklungsgeschichte seines Helden zu viel aufgespart, und dieser sehr wichtige Theil seines Charakterbildes wird ein wenig über das Knie gebrochen. Wenn z. B. der Held zwischen zwei Damen schwankt, endlich der einen, wie es scheint der Unrechten, den Vorzug giebt, sie heirathet, ein Jahr mit ihr zusammenlebt, sie dann begräbt und nach Ablauf der nöthigen Trauerperiode die andere heirathet, so sind das zu bedeutende Momente für das Verständniß seines Lebens und seines Charakters, als daß man eine eilige Erzählung erlauben könnte. Dem Dichter scheint das Beispiel Copperfield's vorgeschwebt zu haben: die Parallele zwischen Georg, Hermine und Paula mit Copperfield, Dora und Agnes ist augenscheinlich.

Uebrigens enthält gerade dieser letzte Roman Spielhagen's einige sehr feine und schöne Züge.

Der Titel „Amboß und Hammer" scheint eine Tendenznovelle zu versprechen. Die Menschen werden mit Anspielung auf das bekannte „Cophtische Lied" in Unterdrücker und Unterdrückte eingetheilt, und es scheint untersucht werden zu sollen, ob dies Verhältniß das richtige sei und ob es dabei sein Bewenden haben muß. Der Dichter kommt wiederholt auf den Titel zurück, und ergeht sich darüber in Betrachtungen, die ohne Schaden für den Inhalt des Romans hätten entbehrt werden können. So lange es kluge und einfältige, entschlossene und schwächliche, eigennützige und gewissenhafte Menschen giebt, so lange wird auch der eine mehr Hammer, der andere mehr Amboß sein, einerlei ob man in einer Monarchie oder in einer Republik lebt, ob man die Interessen in freihändlerischer Methode gewähren läßt oder die Menschheit in ein Phalanstère sperrt. Ich finde überhaupt, daß sich Spielhagen durch seine gesuchten Ueberschriften geschadet hat: „Durch Nacht zum Licht," „In Reih und Glied" u. s. w., denn er erregt dadurch den Verdacht einer viel stärker ausgeprägten politischen Tendenz, als in der That bei ihm vorhanden ist, und über dieser affichirten Tendenz übersieht man zuweilen, daß das, was er wirklich leistet, viel werthvoller ist als ein politischer Zeitungsartikel. Der wahre Inhalt seines Romans ist ein Menschenschicksal, bei dem freilich auch die großen Tendenzen der Zeit in Frage kommen, das aber doch keineswegs ausschließlich unter ihrer Herrschaft steht.

Die Aufgabe, mit welcher der hochmüthige Abenteurer, Leo Gutmann, ein frevelhaftes Spiel trieb, wird von dem soliden, männlich tüchtigen Georg Hartwig mit Ernst in Angriff genommen und, wie der Verfasser zum Schluß berichtet, auch glücklich gelöst. Es gelingt ihm in der

That, was im wirklichen Leben dem strebsamsten Unternehmer noch nicht völlig gelungen zu sein scheint, eine Fabrikeinrichtung zu erfinden, in welcher das Interesse des Arbeiters ebenso zu seinem Rechte kommt wie das Interesse des Capitalisten. Da man einen solchen Plan nur dann prüfen könnte, wenn er detaillirt vorläge, so muß man schon dem Dichter Glauben schenken. Die Unmöglichkeit der Lösung kann nicht erwiesen werden, die Aufgabe selbst ist eine gerechte und nothwendige, und Spielhagen weiß von der Thätigkeit seines Helden gerade soviel anzuführen, als nöthig ist, um uns überhaupt für die Sache zu erwärmen und unsere Theilnahme an dem Menschen, der sich eine Aufgabe setzt, rege zu machen. Wir gewinnen Georg lieb, wir interessiren uns für das, was er vorhat, und wenn er uns auch zuweilen im Verhältniß zu seiner Vorbildung zu klug vorkommt, so weiß er uns doch immer durch eine neue Etourderie zu versöhnen. Diesen Zweck scheinen auch seine verschiedenen Liebesversuche zu haben; im Uebrigen macht er durchaus den Eindruck eines ehrlichen, braven, willenskräftigen Mannes, der nebenbei ein guter Kamerad ist und mit dem man gern zusammenlebt.

Also in dem Grundzuge des Romans liegt diesmal die Paradoxie nicht: es soll eine tüchtige Menschenseele geschildert werden, die sich hauptsächlich durch eigene Willenskraft aus jugendlicher Schwäche und Unfertigkeit, aus äußeren und inneren bösen Irrungen allmälich zu einer nützlichen und angesehenen Stellung in der Gesellschaft aufschwingt. „Der Mensch wird nur groß und glücklich durch seine Arbeit.“ Dies Thema von „Soll und Haben“ ist diesmal auch das Thema Spielhagen's, dem ich natürlich meine vollste und herzlichste Beistimmung gebe.

Die Paradoxie liegt nur in den Mittelgliedern dieser Geschichte. Georg ist ein Thunichtgut auf der Schule, der er im neunzehnten Jahre entläuft, worauf er sich einige Monate bei einem Schmuggler aufhält, den er durch eine Verkettung verschiedener Umstände auf einer seiner Expeditionen zu unterstützen in den Fall kommt. Er hilft die geschmuggelten Waaren auf verbotenen Wegen tragen, er schießt auf die Zollbeamten, welche die Bande abfassen, und verwundet einen derselben. Er wird in Folge dessen, nachdem er ein halbes Jahr in Untersuchungshaft gesessen, zu sieben Jahren Gefängniß verurtheilt, welche in einem Zuchthaus zu verbüßen sind. Aber dies Zuchthaus wird sein Glück: er findet in demselben einen menschenfreundlichen Director, der ihn human behandelt und ihm in der höheren Mathematik Unterricht ertheilt, worin er auf der Schule nichts geleistet hat. Sobald er entlassen ist, tritt er, um von der Pike auf zu dienen, als Maschinenarbeiter in eine Fabrik, findet bald Gelegenheit, den Vorstand durch seine mathematischen Kenntnisse in Erstaunen zu setzen, und schwingt sich dadurch allmälig zum Vertrauten des Fabrikbesitzers, endlich zum Besitzer auf.

Einiges in dieser psychologischen Entwickelung erregt mir Bedenken. Jener Director — es ist der Bruder des wilden Zehren — geht von dem Grundsatz aus, daß die menschliche Natur an sich gut sei, und daß man nur durch Güte auf sie wirken dürfe; wenn man die Achtung der Menschen gewinnt und ihr sittliches Gefühl erregt, so habe man sie in seiner Hand. Diesen Grundsatz hat er Gelegenheit, in einem sehr auffallenden Fall zu erproben. In der Festung findet durch einen — vom Dichter glänzend geschilderten — Sturm eine Ueberschwemmung statt, welche die Stadt bedroht und der die Behörden kopflos gegenüberstehen. Da fordert der Director seine Zuchthaussträflinge auf, unter seiner Leitung das feindliche Element zu bekämpfen, um dann ohne weiteren Lohn in das Gefängniß wieder zurückzukehren; er befreit sie dabei von aller und jeder Aufsicht, und verläßt sich nur auf ihr moralisches Gefühl, das er durch seine Rede angeregt hat und das durch den Eindruck der furchtbaren elementaren Macht erhoben werden soll. Sein Vorsatz gelingt: die Gefahr der Ueberschwemmung wird abgewandt und die Sträflinge kehren freiwillig in ihr Gefängniß zurück, ja um die Paradoxie auf die Spitze zu treiben, sie kehren zurück, nachdem sie nicht einmal die moralische Autorität ihres Directors zu fürchten haben, der eben an einem Blutsturz stirbt; sie kehren zurück, getrieben von dem Blick des Sterbenden, dessen Andenken sie ehren wollen.

Wäre die Welt durch Moralität zu regieren, so würde die Weltregierung ein viel

bequemeres Geschäft sein. In dem vorliegenden Falle, wo es sich nicht darum handelt, unschuldige Knaben, sondern verhärtete Verbrecher zu bändigen, von denen der Dichter selbst Dinge erzählt, die an sich sehr wahrscheinlich sind, aber auf nichts weniger als auf diesen Ausgang vorbereiten, handelt es sich darum, eine Persönlichkeit zu erfinden, von der man sich die Ausübung einer solchen wahrhaft dämonischen Kraft vorstellen könnte. Wie es Menschen geben soll, die durch ihren Blick wilde Thiere bändigen, so giebt es auch Menschen, vor deren Blick die menschliche Bestialität erzittert. Aber Herr von Zehren gehört nicht zu diesen Naturen. Er ist durch und durch edel, menschenfreundlich und tugendhaft, und wenn wir in unserer Kirche Heilige hätten, so würde er ohne Zweifel in den Kalender kommen und seine Gebeine würden Wunder thun; aber daß verhärtete Sünder vor seinem Blicke zittern, dazu ist er nicht der Mann, denn man zittert nur vor einer solchen Natur, in der bei aller Philanthropie auch die Gewalt der Zerstörung liegt. Kurz, die ganze Geschichte, so kräftig sie erzählt ist, zwingt nicht zum Glauben.

Zu dem eigentlichen Zwecke seines Romans hätte Spielhagen nicht nöthig gehabt, auf die Theorie des Strafrechts zurückzugehen; es kam nur darauf an, welche Einwirkung die Strafe auf die Seele seines Helden ausübte. Georg's Vergehen war zwar von der Art, daß das Gesetz ernstlich dagegen einschreiten mußte, aber es kamen sehr mildernde Umstände in Betracht, und bei seiner tadellosen Aufführung im Gefängniß wäre ein Antrag auf Begnadigung vor Ablauf der vollen Strafzeit vollkommen indicirt gewesen. Ein solcher Antrag erfolgt nicht, Georg sitzt sogar noch über die Zeit hinaus. Das Gefühl also, daß er mehr leidet als er eigentlich verdient, konnte durch die gütige Behandlung seines Aufsehers zwar gemildert, aber nicht ganz verwischt werden, und wenn auch Herr von Zehren in der Beschäftigung seines Gefangenen sehr weise zwischen körperlichen und geistigen Uebungen wechselt, so bleibt Zwang doch Zwang, und wie der vollsaftige, überkräftige, bisher zu starken Extravaganzen geneigte und daran gewöhnte junge Mann diesen Zwang im Innern verarbeitete, das wird uns nicht gegenständlich. Er ist, als er aus dem Zuchthause entlassen wird, so reif, so klar in seinem Wollen, so fähig sich selbst zu bestimmen, so weltklug und welterfahren in seiner Art, die Dinge anzusehen, so gewandt in seiner Methode, mit Menschen aller Classen zu verkehren, und so milde und tolerant in seinem Urtheil, daß Goethe's Satz: „es bildet ein Charakter sich im Strom der Welt," als illusorisch erscheint. Lehre aus Anschauung des Guten ist nur eine unvollkommene moralische Erziehung; die Hauptsache ist Uebung in freier Wahl. Welche Vorzüge auch sonst ein Gefängniß unter der geistvollen Leitung eines Herrn von Zehren und in der Gesellschaft seiner edeldenkenden, hingebenden und aufopfernden Tochter haben mag, der Strom der Welt fließt nicht hindurch, und nach dem allgemein geltenden Naturgesetz müßte der Charakter nach Ablauf der Strafzeit seine Lehrjahre erst beginnen. Acht Jahre Gefängniß ist ein hartes Ding, mit keiner anderen Gesellschaft als einem wohlwollenden Director, einer edlen und liebevollen jungen Dame, einem edlen, humoristischen Sonderling und den Verbrechern, ohne eine Thätigkeit, bei der ein anderer unmittelbarer Erfolg abzusehen ist als die Vermehrung der Kenntnisse, also auch ohne eigentliche Selbstbestimmung. Acht Jahre Gefängniß sind ein hartes Ding, und wie der gebrochene Fuß, der sechs Wochen im Bett gelegen, erst lernen muß zu gehen, so wird auch der Mann, der aus der Unfreiheit kommt, die Freiheit von Neuem erst lernen müssen. Spielhagen würde, wenn er von einer anderen Seite in die Betrachtung dieser Situation gekommen wäre, genau ebenso empfinden, aber weil er von der Tendenz ausging, den Begriff der Strafe zu rectificiren, so ließ sich sein Gefühl durch sein Raisonnement überlisten.

Das Gefühl der Realität, welches der Dichter in uns erwecken muß, wenn wir an seine Probleme und ihre Lösung glauben sollen, wird zunächst durch positive Eigenschaften bedingt: durch die Macht der Charakteristik, die allen Widerstand wie mit Gewalt beseitigt, und durch den scharfen und umfassenden Blick für das Detail, welcher schnell über diejenigen Momente verfügt, aus deren Combination ein deutliches Bild sowohl der Person als des Ereignisses hervorgeht, so daß wir nicht mehr den Er-

zähler zu hören, sondern die Ereignisse selbst wahrzunehmen glauben. Dann aber gehört auch eine negative Eigenschaft dazu: der Dichter muß jeden Zug vermeiden, der fraglich erscheinen und den Gang unserer nachschaffenden Imagination stören könnte.

Hier versieht es nun leicht der Dichter, der eine Tendenz verfolgt. Indem er die Dinge nicht unbefangen in ihrer ganzen concreten Vollständigkeit auf sich selbst wirken läßt, sondern sie construirt, wie er sie für sein Problem braucht, widerfährt ihm leicht, daß er auch bei gewissenhafter Prüfung des Einzelnen dennoch entweder in der Folge der Begebenheiten oder im Verhältniß des einzelnen Falles zur allgemeinen Regel einen Mißgriff macht. — Andere kleine Unwahrscheinlichkeiten sind mehr persönlicher Art.

Georg hat weder auf dem Gymnasium der kleinen Provinzialstadt, noch bei den Schmugglern, noch später auf dem Zuchthause Gelegenheit, durch Anschauung wirklicher Meister seinen Kunstgeschmack zu entwickeln; dennoch tritt er, unmittelbar nachdem er das Zuchthaus verlassen, als entschiedener Kenner auf, und spricht wie ein Alter über die Fortschritte einer jungen Dame.

Als Sohn eines armen Subalternbeamten hat er ferner wohl keine Gelegenheit gehabt, theure Cigarren zu rauchen; die Uebung darin bei dem adligen Schmuggler dauert nur einige Monate, und die sieben bis acht Jahre Zuchthaus sind nicht dazu angethan, seinen Geschmack zu entwickeln. Trotzdem weiß er den Werth jeder Cigarre, die ihm geboten wird, auf Heller und Pfennig zu taxiren. Spielhagen kann sich einen Gentleman ohne vollkommen ausgebildeten Geschmack nicht denken, und darum stattet er ihn auch dann damit aus, wenn die fein organisirte Genußfähigkeit zu anderen Voraussetzungen nicht stimmt.

„Einen jeden vorzüglichen Menschen muß gleichsam ein Geist zu durchschweben scheinen, der die sichtbare Erscheinung idealisch parodirt. Bei manchem Menschen ist es, als ob dieser Geist der sichtbaren Erscheinung ein Gesicht schnitte.“ Dieser anscheinend paradoxe Satz von Novalis fällt mir immer ein, wenn ich bei der Betrachtung des dichterischen Schaffens die typische Charakterform, die unbewußt in ihnen waltet, mit derjenigen vergleiche, die sie suchen.

Je reicher der Dichter an Lebenserfahrung, je schärfer seine Spürkraft ist, aus unvollständigen einzelnen Zügen den Kern der fremden Persönlichkeit zu errathen, desto weniger werden wir die Charaktertypen gewahr, die in der Anlage seines eigenen Geistes liegen. Aber bei schärferer Beobachtung entdeckt man sie doch, und es ist in der Regel nicht eine einfache Form, in der sie sich offenbaren, sondern eine Doppelgestalt, gleichsam ein positiver und negativer Pol.

Nicht selten geschieht es, daß der Dichter die in ihm liegenden und in ihm harmonisch oder unharmonisch verbundenen Gegensätze in seinen Schöpfungen zerlegt, und die eine wie die andere Seite getrennt zur Existenz bringt. So macht es Gustav Freytag mit Fink und Anton, so finden wir es bei Goethe fast in allen Werken: Faust und Mephistopheles, Clavigo und Carlos u. s. w. Die Folge ist, daß die Helden, die der Dichter hervorbringt, einheitlicher aber auch einseitiger, also unvollendeter erscheinen als der Dichter selbst.

Bei Spielhagen nimmt man ein anderes Verfahren wahr, über das er sich selbst wohl schwerlich Rechenschaft gegeben hat. In seiner Seele lebt ein bestimmter Charaktertypus, der sich nicht blos in seinen Helden, sondern bis zu einem gewissen Grade auch in seinen Nebenfiguren geltend macht; das Ideal aber, das ihm vorschwebt und dem er seine Helden zu nähern sucht, ist ein ganz anderes.

Der Typus, der in ihm lebt, ist folgender. Ein Mensch von der reichsten Empfindungs- und Genußfähigkeit, empfänglich und verständnißvoll für alle feineren Regungen des Geistes, für den schönen und großen Pulsschlag der Natur; aber ebenso empfänglich für alle Freuden der Sinnlichkeit. Die Geschmacksnerven sind stark entwickelt, sie werden stark afficirt, sie verlangen stark afficirt zu werden, sie werden daher auch leicht beleidigt. Ein lebhaftes und unruhiges Liebebedürfniß, verbunden mit starker Resonanz für fremde anziehende Stimmungen; vielseitiges Verständniß und das Bedürfniß, vielseitig zu verstehen und verstanden zu werden, d. h. die Neigung zu wechselnden Liebesverhältnissen; bei starkem innern Leben dennoch das Gefühl einer gewissen Leere und Unfertigkeit, und das Bedürfniß, diese Unfertigkeit durch die An-

erkennung Anderer zu ergänzen; leicht erregtes Mißtrauen, wo diese Anerkennung ausbleibt, und, da das Mißtrauen die Seele quält, Fähigkeit, den Groll recht lange festzuhalten. Jeder edlen Gemüthsbewegung fähig und zugänglich, aber wegen des starken Glaubens an die eigene Individualität abgeneigt, allgemeine Gesetze gelten zu lassen und sich ihnen zu fügen. Und im scheinbaren Widerspruch damit, da der Schwerpunkt des eigenen Wesens doch nicht ganz sicher gefühlt wird, eine fast krankhafte Vorliebe für Formen, durch die man das Gemeine abwehrt, und Geringschätzung gegen Diejenigen, die dieser Formen nicht mächtig sind, sowie Respect vor denen, die es zur Virtuosität darin gebracht haben. Eine solche Natur wird der entschiedene Liebling der Frauen sein, deren theilnehmende Thätigkeit sie erheischt, die sie in schneller Abwechslung reizt, beleidigt und versöhnt. Wollte man sich nach diesem geistigen Bilde ein Bild der Erscheinung entwerfen, so würde man sich eine elegante, anmuthige, schnell bewegliche, nicht zu kräftig ausgebildete Figur und Haltung denken, mit einer für jeden Ausdruck der Empfindung schnell fähigen Physiognomie, etwas blaß, mit dunkeln ausdrucksvollen Augen.

So ist aber nicht das Ideal, das dem Dichter vorschwebt. Er denkt sich einen Hercules, der, weil er jedes Hinderniß mit spielender Leichtigkeit weghebt, sich über das, was ihn anfechten könnte, nicht viel Sorgen macht, und in den Tag hineinlebt; der, weil er jeden Gegner mit einem Nasenstüber abfertigen kann, nicht daran denkt, die Keule zu schwingen; einen Hercules mit blondem Haar und blauen Augen, dem es sehr schwer wird, zu grollen, und der in keinem Fall den Groll lange festhält. Ein kerngesunder Mensch mit geregelter Verdauung und kräftigem Appetit, dem es also auf die Auswahl der Genüsse nicht zu sehr ankommen darf; dessen überschwellende Kraft mehr einer starken äußerlichen Thätigkeit bedarf, als einer hochgespannten geistigen Erregung. Ein Humorist, der gern über das Leben lacht, das ihm vorzugsweise seine sonnigen Seiten zeigt; ein guter, bequemer, behaglicher Gesell, mit dem sich leicht leben läßt, der aber eben, weil Alles bei ihm normal aussieht, in dem entscheidenden Augenblick ohne alles casuistische Schwanken mit entschiedenem Griff das Richtige faßt, und auf dessen Treue man ebenso bauen kann, wie auf seinen gesunden Menschenverstand. Ein solches Ideal hat dem Dichter auch bei Georg Hartig vorgeschwebt. Aber es kommt doch einige Male vor, daß der Geist, der in seiner Seele liegt, der Erscheinung, die er hervorgebracht hat, ein Gesicht schneidet. An sich eignete sich eine solche Charakterform sehr wohl zu dem Zwecke, für den sie bestimmt war: einer so robusten und leichtlebigen Natur stand es gar wohl an, im tollen Uebermuth einmal einen Schmugglerfeldzug mitzumachen; es ist bei ihr auch zu erklären, wenn sie das lange Gefängniß überdauert, da starke körperliche Bewegung ihr nicht versagt ist. Ja als bon enfant und als Meister in allen Kraftstücken hatte dieser Mann in ein menschliches Verhältniß auch zu den Sträflingen kommen können, und daß er nachher beim Studium des Maschinenbaues ebenso geneigt als befähigt ist, von der Pike auf zu dienen und in dieser elementaren Thätigkeit ein eigenes Vergnügen zu finden, stimmt ganz zu der humoristischen Stimmung seiner Natur. Dann finden sich aber wieder einzelne Züge, die dem Bilde eine andere Färbung geben. Sein Verhältniß zu den Frauen hat doch ein wenig von der nervösen Erregtheit, wie wir es bei Oswald Stein kennen. Ein blonder Hercules würde bei dem Wiedersehen mit der schönen Buhlerin Constanze sich etwas anders benommen haben, der Reiz würde bei seinem gesunden Widerwillen nicht in der alten Stärke eingetreten sein, und wenn er doch der Versuchung erlegen wäre, so hätte er jedenfalls nachträglich den krankhaften Einfall einer dadurch übernommenen Verpflichtung von vorn herein entschieden abgelehnt. Vielleicht liegt es aber auch in der Art, wie der Dichter selbst von dieser jungen Dame spricht, daß man über die Gefühle seines Helden nicht recht ins Klare kommt. Ihr Portrait ist im Anfang sehr reizend angelegt, und der Dichter scheint sich in sein Geschöpf verliebt zu haben, obgleich eigentlich kein gutes Haar an ihr ist. Auch das Verhalten gegen seine erste Frau gehört mehr dem dunkeläugigen, poetischen und reizbaren Doppelgänger Georg's als dem Georg an, wie wir ihn im Bilde sehen. Wenn das reizende kleine Geschöpf aus übergroßer Liebe etwas zu stark mit dem

Pantoffel drohte, so würde für den humoristischen Hercules darin etwas so unendlich Komisches liegen, daß er willig das kleine Instrument küßte, von dem er doch nicht fürchten dürfte zu Boden geschlagen zu werden; die gereizte Art, mit der er in der Wirklichkeit diesen Versuchen begegnet, sieht fast so aus, als ob er nicht ganz fest auf seinen Füßen stände. Ich kann nicht leugnen, daß ich es dem Dichter verdenke, daß er diese höchst anmuthige junge Frau so früh umbringt. Einmal ist es eine ungerechtfertigte Erleichterung seiner Arbeit, denn man will eben erfahren, wie der Charakter sich in den Conflicten der Ehe entwickelt, und bei der idealen Paula ist eine solche Gegenwirkung nicht denkbar: sie hatte schon früher etwas Tantenhaftes und wird fortfahren, ihren Mann nach Art einer Tante zu verziehen. Außerdem kommt Hermine selbst zu keiner rechten Geltung, da doch die Verlobungsscene zu den schönsten Hoffnungen berechtigt; sie gehört zu dem Besten, was Spielhagen, der doch in dieser Gattung sehr reich ist, geschrieben hat.

Ueberhaupt würde der Charakter Georg's, wenn er einheitlicher und kunstgerechter gehalten wäre, vielleicht wieder manches Schöne vermissen lassen. Wie er sich nach der Flucht aus dem elterlichen Hause bei dem gräflichen Schmuggler aufhält, und seine Zeit zwischen Jagd, kleinen Liebesgefühlen und Naturanschauung theilt, das ist mit einem Reize und einem Zauber dargestellt, der allein schon für Spielhagen's dichterische Kraft ein entscheidendes Zeugniß ablegen würde. Die Fähigkeit, Stimmungen leicht anzuregen und sie mit liebevoller Wärme ausklingen zu lassen, das innige Mitleben mit der Natur, das Verständniß ihrer geheimen Sprache — wenn man das Alles wegnähme, so würde man den Roman seines schönsten Schmuckes berauben. Und doch geht es im Ganzen genommen gegen den Strich des Charakters, wie er sich in der Folge zeigt, wenn auch im Einzelnen vielleicht kein augenscheinlicher Verstoß nachgewiesen werden könnte. Diese Feinfühligkeit der Seele würde ebenso die Härte der Gefangenschaft, ebenso die Aufopferung der unästhetischen Thätigkeit beim Beginn des Maschinenbaues erschweren, als der schon erwähnte feine Geschmack in Bezug auf die Cigarren. Wie müssen seine Geruchsnerven in den Kneipen der Arbeiter, deren Frühstück er theilt, beständig beleidigt werden! Bei Tieck's „jungem Tischlermeister," der unter dem Incognito des Professors der Baukunst feingebildeten Baronessen und Comtessen die Cour macht, läßt man sich diese Zartheit des Gemüthslebens gefallen, da er seine Profession gleichsam nur aus Liebhaberei treibt; Georg aber, der sich selbst zu harter, ununterbrochener und angestrengter Arbeit verurtheilt, muß dadurch oft belästigt werden. — Diese Doppelnatur macht sich auch bei dem Endresultat der Untersuchung geltend. Georg sieht einmal die Verwüstung eines Parks zu Gunsten angeblicher Meliorationen. „Nun, der Dünger mochte den erschöpften Feldern trefflich zu Gute gekommen sein, aber hier war es häßlich geworden, verzweifelt häßlich auf einer Stelle, die früher die süßesten Schauer der Waldeinsamkeit umwitterten." So wird beständig der löbliche Versuch, den Menschen auf Tüchtigkeit im eigenen Beruf hinzuweisen, dadurch beeinträchtigt, daß aller Farbenglanz auf die Zustände fällt, die überwunden werden sollen.

Man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, daß auch hier wie in den „Epigonen" die Endentscheidung über Aristokratie und Bourgeoisie ein wenig durch ästhetische Motive bestimmt wird. „Jene alten Ritter vom Stegreif hatten die Zeichen der Zeit so lange verachtet, bis die Zeit sich gegen sie wandte und sie von sich stieß. Und in unserer Zeit reiten die Todten schnell, und dieser Mann hier, der Krämer, der des Ritters Roß bestiegen, ich rechne ihn wie jenen zu den Todten. Habsucht und Egoismus, sind sie nicht die Nahrung gewesen des Einen wie des Andern?"

Das heißt zu rasch mit dem Gefühl über eine Frage entscheiden, die vom Verstand zu lösen ist. Das Christenthum freilich unternahm es, den Eigenwillen und den Eigennutz zu brechen, es konnte ihn zuletzt doch nur mildern, und die moderne Volkswirthschaft wird sich die bescheidenere Aufgabe stellen müssen, diese unvertilgbare Eigenschaft der menschlichen Natur dadurch für das Gute zu gewinnen, daß sie in dem Maße auch die Kraft zeigt.

Die reale Färbung der Geschichte hätte gewonnen, wenn die Zeit, in der sie vorfällt, sich bestimmter ausprägte. Spielhagen giebt gegen den Schluß an, daß fünfundzwanzig Jahre nach Ablauf der-

selben verflossen wären: der Roman spielt also etwa 1832 bis 1844.

Fast noch merklicher als auf dem rein politischen Gebiet zeigt sich seit den letzten Decennien der Umschwung auf dem wirthschaftlichen, und ein socialer Roman, wie er in „Hammer und Amboß" projectirt ist, verlangt ein sehr aufmerksames Auge des Dichters für die leisen Wandlungen in Sitte und Gesetz. Der Druck, der noch vor wenig Jahren auf Handel und Gewerbe lastete, der zu Gunsten veralteter Vorurtheile die persönliche Freiheit ungebührlich einengte, befähigte den Dichter, die Sache rein menschlich aufzufassen und von seinem Standpunkte aus mitzusprechen. Seit Gründung des Norddeutschen Bundes aber ist mehr für die Freiheit der Bewegung geschehen, als früher in Jahrzehnten. Wenn nun der radicale Politiker damit noch nicht zufrieden ist, wenn er nach Aufhebung der Handwerksprüfungen auch Aufhebung der Prüfungen der Apotheker, Aerzte u. s. w. verlangt, so ist er ja darin in seinem vollen Recht, und wenn seine Gründe die Prüfung der Erfahrung vertragen, so werden sie auch von Erfolg begleitet sein. Aber der Dichter hat mit diesen Conflicten nichts mehr zu thun; wo die positive Gewalt der Zahl anfängt, hört seine Berechtigung auf. Fritz Reuter konnte aus „Kein Hüsung" ein gewaltig ergreifendes Gedicht machen, aber die Freigebung der Advocatur und der Apotheken, die Aufhebung des Patentschutzes u. dgl. können höchstens noch das gelegentliche Motiv eines Lustspiels hergeben. Die Verhandlungen unseres Reichstages und Landtages sind von der größten Wichtigkeit, aber die dramatische Spannung fehlt, und ein Roman, dessen Fäden von dem Gewebe dieser Debatten stark durchflochten werden, würde allgemeine Langeweile erregen.

„Hammer und Amboß" faßt nun freilich die Bewegung des Eigenthums in einem allgemeineren, scheinbar den Zeitbedingungen mehr entrückten Rahmen. Es hat mich interessirt, die verschiedenen Versuche, die Gegensätze der adeligen, der industriellen und der humanitären Bewirthschaftung des Landes mit einander zu vergleichen. Unter ihnen erinnern hauptsächlich zwei an den gegenwärtigen Roman, Immermann's „Epigonen" und George Sand's „Le péché de Mr. Antoine." Auch die Tendenz ist in allen dreien verwandt. Das traditionelle Verhalten des Adels führt überall den Untergang herbei, aber auch die Methode des großen Industriellen wird verworfen. Bei Immermann wird seine egoistische Ausbeutung des Bodens nur als moralische Schuld und als Grund moralischer Entwürdigung empfunden; bei George Sand dagegen wird auch die innere Thorheit seiner Bestrebungen aufgedeckt. Die Gruppen bei Spielhagen entsprechen fast ganz den Gruppen bei George Sand. Der Edelmann, der verlumpt, weil er sich nur in den Traditionen seiner alten Familiengröße sonnt und die Gesetze der Volkswirthschaft nicht beachtet; der große Kaufmann, der nur mechanische Kräfte und mit Geld ablösbare Werthe kennt, der die moralischen Motive gering schätzt und zugleich, weil er seine Speculationen zu weit ausdehnt, sich verrechnet; dann der philosophisch gebildete Vornehme, der die höchste Weisheit als identisch mit der höchsten Hingebung erkennt und der auf der einen Seite dem Mann aus dem Volke, auf der anderen dem noch unverdorbenen hoffnungs- und glaubensreichen Jüngling die Hand bietet, und mit ihnen im Bunde den neuen Socialismus als die Lösung aller ernsten politischen Phrasen begründet; die letzte Gruppe, wie sich von selbst versteht, durch sämmtliche edel gesinnte Frauen des Romans gestützt.

Zwischen den beiden Romanen liegen dreiundzwanzig Jahre, eine Zeit, die für Frankreich wie für Deutschland überreich an socialen Veränderungen war. Stellt man sie neben einander, so empfindet man im Ganzen wenig von diesen Veränderungen, man empfindet auch wenig von dem Fortschritt in den Wünschen und Bestrebungen der Propheten. An sich würde nichts dagegen einzuwenden sein, da Spielhagen's Roman ungefähr in dieselbe Zeit fällt wie der französische Roman; der Dichter hat nur nicht den Contrast zwischen der Zeit, in welcher er schrieb, und der Zeit, in welche die Handlung fällt, deutlich genug hervortreten lassen; mit anderen Worten, er hat seinen Gegenstand mehr dogmatisch als historisch behandelt und dadurch etwas von jener Kraft der Realität eingebüßt, die mit scharfer Zeitbestimmung verbunden ist. Die Zeit, in welcher es noch keine Eisenbahnen gab, keine Geschworenen, keine Parlamente,

diese Zeit kann von einem Dichter der Gegenwart, der den Contrast empfindet, viel plastischer dargestellt werden als von einem Dichter, der ihr angehörte.

Von der Kritik ist Spielhagen wegen seiner Tendenzen mehrfach angefochten worden. An sich wäre gegen die Tendenz nichts einzuwenden. Die Unbefangenheit des älteren Romans, der einfach erzählt und nur für die Thatsachen das Interesse des Lesers in Anspruch nahm, ist einmal verloren; in unserer Zeit wird jeder Einzelne, der überhaupt denkt und empfindet, so stark auf die großen Fragen gestoßen, welche die Zeit bewegen, daß er sich ihnen unmöglich entziehen kann, daß sie ihn nicht bloß in seinem äußerlichen Leben, sondern auch in seinem künstlerischen Schaffen erfüllen. Der moderne Romanschreiber mag sich darüber Rechenschaft geben oder nicht, seine Werke nehmen immer etwas Lehrhaftes an; er ist genöthigt zu reflectiren, sich über die Moralität seiner Charaktere und den Werth der moralischen Vorstellungen, die ihnen gegenüberstehen, ins Klare zu setzen, die Voraussetzungen und Einrichtungen zu prüfen, unter denen seine Figuren aufwachsen, und mit denen sie zu kämpfen haben. Die Frage der Moralität führt leicht auf die weiteren Fragen der Religion und der Politik. Der gewissenhafte Dichter, der seine principiellen Ansichten in treffenden und und schlagenden Zügen exemplificirt, wird einerseits zur Lösung der Frage selbst etwas beitragen können, andererseits das Leben und den Inhalt seiner Charaktere vertiefen.

Da ferner in den sittlichen, politischen und religiösen Fragen die mathematische Formel noch nicht gefunden ist, die das Problem mit Evidenz löst, so daß nur der Unwissende widersprechen darf, so muß der Leser seinem Dichter schon verstatten, in diesen Dingen einen eigenen Standpunkt einzunehmen. Wenn er nur die allgemein menschlichen Seiten richtig und energisch schildert, aus denen er seine dogmatischen Folgerungen zieht, so wird man ihn immer mit Interesse anhören, auch wenn man schließlich findet, daß in seinem Syllogismus ein Mittelglied ausgelassen ist. Aber ich glaube, daß die Zeit von 1840 bis 1866 für den politischen Tendenzroman günstiger war als die gegenwärtige, gerade weil die letztere politischer ist. In jener Zeit des Idealismus und der Verstimmung konnten Oswald Stein, Bernhard Münzer und Leo Gutmann viel Aufsehen erregen, und einen Anhang finden, denn es wußte eben Keiner recht, was er wollte, nur wer sich den Schein der Exaltation gab, verschaffte sich bei müßigen Leuten auch dann Gehör, wenn sie ihn nicht verstanden. Heute würde man weder Redwitz noch Oswald Stein in den Reichstag wählen: zur politischen Arbeit gehört heute bestimmte Detailkenntniß, geschäftliche Technik, und mehr und mehr stellt sich heraus, daß die Politik nicht poetisch ist. Wäre es nicht zweckmäßig von dem Dichter, dessen schönes Talent sich am glänzendsten im Historischen bethätigt, mit seinen Gemälden in der Zeit etwas weiter zurückzugehen? Aus eigener Anschauung schildert er doch z. B. den Berliner Hof keineswegs, er war ja nur in der Lage Leo's, und Ueberlieferungen finden sich auch für länger vergangene Dinge.

Spielhagen ist unter den Eindrücken des Jahres 1848 aufgewachsen, und nicht bloß die Ereignisse jenes Jahres und ihre Folgen beschäftigen fast ausschließlich sein Nachdenken, sondern auch seine Phantasie wird unwillkürlich durch die Charaktertypen beherrscht, die unter den Bedingungen jener Zeit sich bildeten. Nun ist 1866 das deutsche Leben in eine neue Phase eingetreten: nicht bloß die Interessen und Ideale sind andere geworden, es tritt auch eine neue Form von Charakteren in den Vordergrund. Die Ritter vom Geist und die problematischen Naturen erregen nicht mehr das Interesse des Lesers wie in einer Zeit, wo noch Alles im Nebel seinen Weg suchte. Spielhagen ist, gleichviel ob aus Verstandesschlüssen oder aus Pietät, der alten demokratischen Fahne treu geblieben; schwerlich wird er sich aber der Einsicht verschließen, daß diese Fahne für den Augenblick eine hoffnungslose ist, und wenn das auch den Politiker nicht hindern darf, seine Ueberzeugung auszusprechen, so giebt das doch dem Dichter eine bedenkliche und seinen höheren künstlerischen Zwecken nachtheilige Stimmung. Eine zu einer kleinen Minorität eingeschrumpfte Opposition, die nach keiner Seite hin sich ernstlich regen kann, bringt ein Gefühl des Unbehagens hervor, welches die freudige Gestaltungskraft beeinträchtigt. Es wird eine Auffrischung sein für Spielhagen's Talent, wenn

er sich einmal das Geschlecht zu vergegenwärtigen sucht, das in seiner innern Bildung noch nicht von den innern Widersprüchen afficirt wurde, welche die von 1820 bis 1830 Geborenen kennzeichnen. Ohnehin ist es schon der Abwechselung wegen räthlich, nicht immer wieder die Barricaden zur historischen Perspective zu haben: vielleicht wird man in den Kreisen seiner politischen Freunde damit nicht zufrieden sein, aber die Zahl der aufrichtigen Bewunderer seiner artistischen Leistungen wird sich vergrößern.

Literarisches.

Die Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen mit sagengeschichtlichen Nachweisungen von K. Simrock. Zweite Auflage. Zwei Bände. Bonn, Adolf Marcus.

Schon bei der ersten Ausgabe, welche vor fast vierzig Jahren erschien, erwähnte Simrock, daß die Untersuchung über die Quellen Shakspeare's bereits bei den Engländern begonnen, welche sich bei jedem seiner Stücke mehr oder minder sorgfältig um die Novellen bemüht haben, aus welchen er schöpfte, ohne sich jedoch um ihren Zusammenhang mit der Sage überhaupt zu bekümmern. Auch die Uebersetzer, von Eschenburg an, suchten die Quellen nachzuweisen. Zuweilen wurde der Dichter für jede Abweichung von seinen Quellen zur Rechenschaft gezogen, zuweilen versuchte man seinen Ruhm durch Herabsetzung seiner unmittelbaren Quellen zu erhöhen. Simrock räth nun dem Leser, der von seinem Buche Vortheil haben will, vor dem Lesen eines Shakspeare'schen Stückes die von ihm mitgetheilte Quelle desselben, und nach dem Lesen des Schauspiels die Anmerkungen einzusehen. Bei einem zweiten Lesen des Stückes wird der Leser dann unterscheiden können, was der unmittelbaren Quelle, was dem Volksglauben, was dem Dichter angehört, und wie viel mächtiger der poetische Geist des Volkes, der die ursprüngliche Sage geschaffen, in Shakspeare wirkte als in dem Novellisten, der sie vor ihm dargestellt hatte. Vielleicht wird es dem Leser dann vergönnt sein, einen Blick in die Werkstätte des Shakspeare'schen Genius zu werfen und die geheimen Verrichtungen seines Geistes zu belauschen, durch die er aus einem unscheinbaren, aber edlen Stoffe die lieblichsten und gewaltigsten Gebilde hervorrief. Dies ist belehrend und bildend zugleich, es wird dem Kritiker wie dem schaffenden Talente Anregung und Förderung, Allen aber Genuß gewähren. Das Werk enthält die Quellenangabe und Sagenvergleichung zu Romeo und Julie, Hamlet, Gleiches mit Gleichem, Othello, Kaufmann von Venedig, Cymbeline, Die lustigen Weiber von Windsor, Bezähmte Keiferin, Ende gut Alles gut, Viel Lärm um Nichts, Wintermärchen, Die beiden Veroneser, Was ihr wollt, Perikles, König Lear, Macbeth, Wie es Euch gefällt, und außerdem zu zwei Stücken Lokrin und Cromwell, die Shakspeare wahrscheinlich nicht angehören und auch nicht in deutschen Uebersetzungen vorkommen. Die historischen Schauspiele sind natürlich in diesem Werke uber die Quellen nicht erwähnt. Der Sturm und der Sommernachtstraum wurzeln nicht in bestimmten novellistischen Vorbildern und die Komödie der Irrungen ist den Menächmen des Plautus nachgebildet.

Geschichte der griechischen Plastik, für Künstler und Kunstfreunde von J. Overbeck. Zweite Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1869/70.

Mit besonderer Freude muß man es in die Register der Literatur einzeichnen, wenn Werke, die, wie das im Titel genannte, ernste und würdige Ziele mit Fleiß, Gelehrsamkeit und Geschick verfolgen, in zweiter Auflage ergänzt und erneuert ans Licht treten. Und gerade Overbeck's Buch, dessen erste Auflage vor zwölf Jahren erschien, findet allein schon dadurch, daß die Forderung nach einer zweiten Auflage sich zeigte, die Anerkennung eines dauernden Werthes. Zudem, wenn man erwägt, wie der moderne Kunstsinn sich vom Einfachen, Classischen und Idealen entfernt und immer mehr Erzeugnissen sich zuneigt, die den bestechenden Schein größter Naturwirklichkeit mit leicht verständlichem Inhalt verbinden, so muß es sehr lebhaft erfreuen, wenn eine ausdrücklich für Künstler und Kunstfreunde bestimmte Geschichte der hellenischen Bildhauerkunst Gegenstand allgemeinen Antheils und viel verbreiteten Studiums geworden. Denn es liegt auf der Hand, daß hier nicht das wissenschaftlich-archäologische Interesse es ist, welches die Leser zu diesem Buche führte, sondern die Liebe zu den edelsten und herrlichsten Schöpfungen der Bildnerkunst und der Drang, sich über den geschichtlichen Zusammenhang derselben zu belehren. Und die Möglichkeit, diese Belehrung zu erhalten, ist eine sehr erschöpfende, derart, daß Overbeck's Buch für den Künstler und Kunstfreund gleichsam eine Gesammthandbibliothek ausmachen kann, welche ihn nicht leicht im Stiche lassen wird, wenn es sich um Fragen, die griechische Bildwerke betreffen, handelt. Hiermit ist zugleich gesagt, daß die neue Auflage

des Werkes sich auf der vollen Höhe des gegenwärtigen Standes der archäologischen Wissenschaft befindet und da diese Wissenschaft in den tige Neue dem Laienpublicum zum ersten Male in geschichtlich zusammenhängender Darstellung übermittelt.



Archaistische Artemis in Neapel.

letzten zwölf Jahren viele sehr wichtige Bereicherungen erfahren hat, so folgt daraus, daß Overbeck in dieser neuen Auflage manches wich-

Bei einem solchen Stande der Dinge können wir dieses Buch unseren Lesern nicht nachdrücklich genug empfehlen, und wir thun dies nicht

nur in dem Sinne, daß die Geschichte der griechischen Bildhauerei ein an sich höchst bedeutender Gegenstand sei, dem ein Gebildeter nicht wohl fremd bleiben darf, sondern auch in der Meinung, daß die Beschäftigung mit diesem Gegenstande zugleich höchst wohlthätig auf die gesammte künstlerische Anschauung und Urtheilsfähigkeit einwirken muß. Dieser letztere Erfolg wird also auch wesentlich dazu beitragen können, irrige Meinungen über die neuere Kunst zu beseitigen und ganz besonders auch eine allzu große Ueberschätzung der modernen Oelgemälde zu verhindern. Denn in den Werken der griechischen Kunst ist für sehende Augen der Maßstab ewiger Schönheit und reinster Kunstvollendung gegeben, und diesen Maßstab auch einmal an die Erzeugnisse des Tages zu legen, kann nur fördernd und läuternd wirken.



Sogenannter Theseus vom östlichen Giebel des Parthenon.

Wir müssen selbstverständlich hier darauf verzichten, ins Einzelne zu gehen oder gar Fragen anzuregen, wo wir nicht durchweg mit Overbeck's Auffassung und Ansichten einverstanden sind, denn eine wissenschaftliche Fachkritik ist nicht Aufgabe dieser Blätter. Aber besonders hervorheben müssen wir, daß die Nützlichkeit des Buches durch zahlreiche Abbildungen in Holzschnitt nicht unbeträchtlich erhöht wird und daß im Allgemeinen diese Holzschnitte sehr trefflich gezeichnet und vorzüglich geschnitten sind. Die beiden Abbildungen, welche wir mit Erlaubniß des Verlegers hier einfügen, beweisen dies genügend, um so besser, da gerade diese beiden Figuren vielfach zur Illustration von kunsthistorischen Werken verwendet werden, aber nicht immer in gleicher Vortrefflichkeit. Der Kunstfreund sieht sich also hier in der Beschäftigung mit einem Gegenstande, bei dem die Nothwendigkeit steter Anschauung nicht genug betont werden kann, zugleich im Besitze eines reichen künstlerischen Materials.

Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. Von Fr. Kreyßig. Berlin, Nicolai'sche Buchhandlung.

Es ist eine schwierige und nicht besonders dankbare Aufgabe, irgend ein Capitel der zeitgenössischen Literaturgeschichte zu schreiben. So lange der Schriftsteller lebt und von den Bewegungen der Zeit beeinflußt wird, schwankt sein Bild, theils von Parteien, theils von indivi-

duellen Geschmacksrichtungen in das richtige oder falsche Licht gestellt, im Urtheil hin und her. Finden wir, daß unsere Lieblinge von einem Literarhistoriker anerkannt werden, so fassen wir sofort Vertrauen zu dessen übrigen Anschauungen, während man im umgekehrten Falle mit einiger Verwunderung über die Anmaßung entrüstet ist, mit welcher unsere Lieblingsgötzen heruntergekanzelt werden. Kreyßig hat sich durch mehrere literarhistorische Werke von anerkanntem Werthe einen gewissen Credit verschafft und er kann es daher schon wagen, den gefährlichen Boden des Romans der Gegenwart als Kritiker zu beschreiten; dennoch würde er gut gethan haben, auf dem Titel anzudeuten, daß er vorzugsweise auf den Roman als Spiegel der zeitgenössischen Culturbewegung Rücksicht zu nehmen gedenke, denn in der That ist ihm das sociale Element im Roman sehr wichtig erschienen und man könnte behaupten, daß er diese Seite absichtlich hervorgesucht hat. Vorsichtigerweise hat er sein Buch: „Vorlesungen über den deutschen Roman" genannt und damit von vornherein der Anforderung auf Vollständigkeit die Berechtigung genommen; deshalb sind alle Fragen nach dem Warum in Bezug auf Dichter, die er gar nicht, oder andere, die er sehr kurz besprochen hat, überflüssig. Jedenfalls giebt er durchdachte und wohlmotivirte Urtheile, die er mit rühmenswerther Objectivität vorträgt. Da man die Kritik eines solchen Buches, wenn sie erschöpfend sein soll, auf eine Menge Einzelheiten ausdehnen müßte, so begnügen wir uns mit dankbarer Anerkennung und lebhafter Empfehlung. Wer sich für die zeitgenössische Culturbewegung und deren Spiegel im Roman interessirt, wer also Spielhagen, Auerbach, Gutzkow, Freitag, Reuter u. s. w. liest, der wird großen Genuß und Gewinn in der Lectüre der Kreyßig'schen Vorlesungen finden.

Lorelei. Plaudereien über Holland und seine Bewohner. Von C. A. X. G. F. Sicherer. Leiden, A. W. Sijthoff.

Der poetische Titel dieses Werkes ist einfach darauf zurückzuführen, daß Lorelei der Name eines Dampfbootes ist, auf welchem nicht eine Geschichte sich abspielt, sondern auf dem durch zwei Bände hindurch unaufhörlich zwischen einer Dame und mehreren Herren Gespräche über Holland und seine Bewohner geführt werden. Die Dame, welche mütterlicherseits aus Holland stammt, führt das Wort, wie es Damen zukommt, aber sie mißbraucht ihr Vorrecht, indem sie Seiten lang das reinste Deutsch spricht, und dann mit einem Male ein Kauderwelsch vorbringt, worin Holländisch und Deutsch wunderbar durch einander klingt. Die Schilderungen sind ohne Zweifel von der größten Ausführlichkeit und zeigen die genaueste Kenntniß des Gegenstandes bis in die äußersten Details, aber der Verfasser, der jedenfalls Schwaben seine Heimath nennt, denn die Heldin des Buches ist väterlicherseits aus Schwaben, theilt mit den Holländern die Abneigung gegen Norddeutschland, die namentlich seit 1866 zu einer großen Besorgniß vor Annexion geworden ist. Somit finden sich denn die abgeschmacktesten Tiraden gegen Alles, was norddeutsch oder preußisch ist, und daneben die größte Vorliebe für süddeutsche, namentlich schwäbische Eigenthümlichkeiten.

Von drei schwäbischen Dichtern: J. G. Fischer, Feodor Löwe und Karl Schönhardt ist im Verlage von A. Kröner in Stuttgart ein Bändchen Zeitlieder unter dem Titel: **„Drei Kameraden"** herausgegeben worden, dessen Inhalt sich durch frischen Geist und edle Form auszeichnet. Viele der Lieder haben bereits ihren Weg durch Zeitungen gemacht und sind überall als kräftige Beweise der Stimmung in Süddeutschland angesehen worden. Wir führen hier das „Tanzlied" von Feodor Löwe an:

Frau Germania zum Tanze
Lud der übermüth'ge Franze
An den Rhein auf freien Plan;
Kaum daß sie den Ruf vernommen,
War sie schon herangekommen,
Schmuck und stattlich angethan.

Bracht auch mit viel Musikanten,
Die zum Tanz zu stimmen brannten
Ihre Instrumente all,
Bliesen Flöten, die von Eisen,
Bliesen gute deutsche Weisen,
Weisen von gewalt'gem Schall.

Franze, bis ins Herz erschrocken,
Sah ums Haupt die gold'nen Locken
Flattern seiner Tänzerin;
Sah ihr Antlitz rosig glühen,
Ihre Augen Funken sprühen,
Und es schwindelt ihm der Sinn.

Doch gefaßt von ihren Armen,
Muß er tanzen ohn' Erbarmen,
Tanzen auf dem Plan am Rhein;
Flüssen dann vorbei und Bächen,
Ueber Höhen, über Flächen
Bis zur Stadt Paris hinein.

Dort erst mit durchwetzten Schuhen
Läßt verschnaufen ihn und ruhen
Tänzerin Germania;
Spricht darauf zum müden Franzen:
„Auch die uns gespielt zum Tanzen,
Meine Musiker sind da!

Die mit Flöten uns von Eisen
Bliesen ihre kräft'gen Weisen,
Heischen nun verdienten Dank!
Wer zum Tanze lädt mit Prahlen,
Muß die Musikanten zahlen
Und die Zeche baar und blank."



Neuestes aus der Ferne.

Victor Guerin in Samaria.

Eine Reise, die in diesem Frühling und Sommer ausgeführt worden ist, hat ein wichtiges Resultat ergeben. Dasselbe besteht in der Auffindung des Mausoleums der Makkabäer. Victor Guerin, dem wir diese Entdeckung verdanken, bereiste zuerst den östlichen Theil von Samaria und folgte dem Jordan auf dessen rechten Ufer von Jericho bis Beisan. Namentlich besuchte er den Berg Garizin und das unter dem Namen Kalaa bekannte heilige Gebäude, das die Ueberreste der in Justinian's Zeit erbauten Marienkirche enthalten soll. Dem westlichen Theil von Samaria wendete er seine Aufmerksamkeit besonders in der Absicht zu, das Grabmal zu entdecken, das Simon der Makkabäer seinen Eltern, Brüdern und anderen Mitgliedern der Familie in Modin errichtet hat. Nach einer sorgfältigen Erwägung aller Stellen in den Büchern der Makkabäer, welche sich auf Modin beziehen, war er zu dem Schlusse gelangt, daß das heutige el Medieh das Modin der Bibel sei. An Ort und Stelle fand er im nordwestlichen Theile einer schönen Hochebene die kaum über den Boden ragenden Mauern eines rechteckigen Gebäudes von 28 Metern Länge und 6,20 Metern Breite, in denen er die Reste des Mausoleums zu erkennen glaubte. Nachdem er den Platz verschiedene Male besucht hatte, ließ er unter seinen Augen methodische Nachgrabungen anstellen und entdeckte den ganzen Plan des Baues. Derselbe bestand aus sieben Grabkammern und aus sieben in einer Linie stehenden Pyramiden, von denen jede auf dem Gewölbe eines Grabes stand. Schließlich fanden sich zwischen den Trümmern der in der Nähe des Monuments gebauten Araberhäuser Stücke von stark versteinerten Monolithensäulen, die alle denselben Durchmesser von siebenundvierzig Centimetern haben und offenbar Reste des früheren prächtigen Säulenganges sind, welcher die Vorderseite des Mausoleums geschmückt hat. Auch die Gräber selbst hat Victor Guerin untersucht. Der Fußboden ist mit kleinen Mosaikwürfeln belegt, die zum Theil noch zusammenhängen, und in einer Grabkammer haben sich menschliche Gebeine erhalten. Der französische Gelehrte ist so fest überzeugt, das wirkliche Mausoleum der Makkabäer entdeckt zu haben, daß er die Akademie gebeten hat, die Bewilligung von dreitausend Franken zu befürworten, damit der Platz angekauft und durch eine Einfriedigung geschützt und die Ausgrabungen fortgesetzt werden können. Ein Schutz der Mausoleumsreste ist nöthig, weil die fanatischen Araber ein Vergnügen daran finden, die Mauerwerke, bei denen die Europäer Ausgrabungen veranstaltet haben, zu zerstören.

Hydrographische Arbeiten in Japan.

Die englische Schaluppe Sylvia ist seit einem Jahre damit beschäftigt, die Küsten und Häfen Japan's aufzunehmen und die besten Straßen der dortigen Gewässer durch Sondirungen zu ermitteln. Diese dem

Handel bereits nützlich gewordenen Arbeiten hatten sich bisher auf die südlichen Theile des Landes beschränkt, als die Regierung des Mikado den englischen Gesandten ersuchte, ihr einige englische Offiziere zu Küstenvermessungen der nördlichen Insel Hoku Kaido oder Jesso zur Verfügung zu stellen. Sir Harry Parkes antwortete, daß der Zweck besser erreicht werden würde, wenn man der Sylvia gestatte, ihre Arbeiten auf Jesso auszudehnen, und der Mikado ertheilte diese Genehmigung. Die japanische Regierung wird der Sylvia ein eigenes Schiff mitgeben, das sich nach allen Weisungen der englischen Offiziere zu richten hat, und auch Kohlen, Lebensmittel und Lootsen liefern. Für den Beginn der Arbeiten ist der Frühling des Jahres 1871 festgesetzt worden. Da die Landesregierung sich betheiligt, so sind Störungen durch Feindseligkeiten der Eingeborenen nicht zu befürchten. Nicht nur werden unsere hydrographischen und geographischen Kenntnisse von interessanten und ziemlich unbekannten Gegenden sich vermehren, sondern auch Handelsstraßen zu volkreichen Häfen und Küsten geöffnet werden.

Arktische Entdeckungen.

Die Herren von Heuglin und Graf Zeil sind mit werthvollen Nachrichten und Sammlungen von Spitzbergen heimgekehrt. Zwei Monate lang, vom 15. Juli bis zum 15. September, bereisten sie, meistens in Booten, die östliche Küste der Insel, sammelten eine Menge von fossilen Pflanzen und schossen oder fingen viel Thiere, darunter ein Exemplar einer seltenen Entenart (Anas Stelleri). Das wichtigste Resultat der Reise war die Entdeckung eines Landes etwa sechsunddreißig Seemeilen östlich von Spitzbergen. Dasselbe hat mehrere zackige oder spitze Bergreihen und scheint Spitzbergen an Länge und Breite mindestens gleichzukommen. Ob dieses Land mit dem von Gillis 1707 entdeckten und mit dem von der schwedischen Expedition 1864 gesehenen identisch ist, bleibt noch zu ermitteln.

Der Großfürst Alexij Alexandrowitsch hat mit dem berühmten Reisenden Middendorff während der Sommermonate dieses Jahres eine Kreuzfahrt im Eismeer ausgeführt. Er hat ermittelt, daß der Golfstrom bis Novaja Semlia fließt und eine Wärme von zehn Grad Reaumur hat. Die Berichte norwegischer Schiffer, die in diesem merkwürdigen Sommer weithergekommene Treibproducte im Karischen Meer aufgefischt haben, lassen erkennen, daß die warme Strömung sich noch weiter gegen Norden und Osten fühlbar macht. Capitän Johannesen, der im Jahre 1869 mit einem Boot von dreißig Tonnen eine Rundfahrt im Karischen Meere machte, umschiffte in diesem Jahre Novaja Semlia und fand, daß es sich weiter gegen Norden erstreckt, als auf unseren Karten angegeben wird, nämlich bis zu 77° 8′ nördlicher Breite. Seit Barentz 1594 seine denkwürdige Fahrt gemacht hat, ist dies der fernste Punkt, bis zu dem ein gebildeter Seemann in diesen Gewässern vorgedrungen ist.

Zu diesen geographischen Resultaten, welche der letzte Sommer im hohen Norden geliefert hat, kommen nun noch die Entdeckungen unserer Nordpolarexpedition im östlichen Grönland. Wir meinen hier besonders die Existenz eines prächtigen Fjords, der sich vielleicht bis auf wenige Stunden von der Westküste ausdehnt, und eines polaren Montblanc. Außer diesen geographischen Zügen ist ein Reichthum von Wild und Fischen ermittelt worden, der die englischen Liebhaber des Sports bereits an Yachtfahrten zu der grönländischen Ostküste denken läßt. Auch der meteorologischen Beobachtungen, die man in Island gemacht hat, müssen wir gedenken. Die Wärme des Sommers war eine ungewöhnlich große und betrug durchschnittlich fünfzehn bis sechzehn Grad, in den Thälern beinahe einundzwanzig. Im Juli und August fiel fünf Wochen lang täglich Regen und während des ganzen Sommers war die Sonne fast ununterbrochen in Wolken und Nebel gehüllt. Bei dieser unerhörten Hitze schmolzen Schnee und Eis zusammen und einige der größten Gletscher wurden klein und unbedeutend.

Hayward's Ermordung.

Am Ende des vorigen Jahres bereiste Hayward von Kaschmir aus den obern Theil des Indus-Thals. Ueber Skardo erreichte er Gilgit, wo er sich einige Zeit aufhielt und dann zwischen zwei Ketten des Gebirgs nach Jassin weiterging. Im Februar dieses Jahres kam er dort an und

wurde von Mir Wulli Khan, dem Oberhaupt des Landes, freundlich empfangen. Der Khan versprach ihm Beihülfe für seinen Plan, durch den Paß von Darkot in das Gebiet des obern Oxus vorzudringen, aber die Reise wurde durch den tiefen Schnee des Hochgebirgs vereitelt. Er beschäftigte sich viel mit den Stämmen des Gebirgs, sammelte Wörterbücher ihrer Sprachen und verschaffte sich auf Jagden und Wanderungen eine genaue Kenntniß ihrer Heimath. Mehrere der Berge, die aus den Thälern emporragen, steigen bis zu 25,000 Fuß auf. Die Pässe im Norden führen sämmtlich nicht zu den Zuflüssen des Jarkand, sondern zum obern Oxus. Es folgt daraus, daß die Gebirgskette, welche die Ebene von Jarkand begrenzt, auf unseren Karten viel weiter westlich eingezeichnet ist, als ihre wirkliche Lage ist. Er kehrte nach Kaschmir zurück, um dort die bessere Jahreszeit abzuwarten, und begab sich Ende Juni wieder nach Gilgit. Mir Wulli Khan hatte inzwischen seine Gesinnung geändert und den Tod des Reisenden beschlossen. Die Freundschaft, die Hayward mit seinem Wesir geschlossen hatte, kann sein Motiv gewesen sein, wenn ihn nicht Habsucht getrieben hat. Auf dem Wege nach dem Passe von Darkot war dem Reisenden ein Hinterhalt gelegt worden. Hayward scheint Verdacht geschöpft zu haben. denn er befahl seinen Dienern, ihre Waffen in Bereitschaft zu halten. In der nächsten Nacht nahm er in seinem Zelt, mit den Pistolen neben sich, eine sitzende Stellung ein, schlief aber gegen Morgen ein und wurde nun überfallen, gebunden und zu Tode gesteinigt. Mir Wulli Khan hat durch dieses Verbrechen seine Herrschaft verloren. Die umwohnenden Stämme und Häuptlinge haben sich gegen ihn erhoben und ihn nach Badakschan vertrieben, von wo er nach Chitral weitergeflohen ist.

Die Suttorina.

Zwischen der Türkei und Oesterreich schweben Verhandlungen über einen Landstrich, der als türkisches Eigenthum, von der Herzegovina ausgehend und in der Bucht von Castelnuovo endend, mitten durch österreichisches Gebiet läuft. Er ist ein Thal, in dem sich kein irgend erheblicher Ort befindet und das man nur deshalb gleich einer zweiten Landzunge, der von Klek, im Besitz der Pforte ließ, um die kleine Republik Ragusa ganz in türkisches Land einzuschließen und dadurch gegen die venetianische Begehrlichkeit zu schützen. Die Enclave der Suttorina bringt der Türkei eben so wenig wie die von Klek irgend einen Nutzen und ist für Oesterreich eine Unbequemlichkeit. Die Pforte darf dort keinen Hafen anlegen und auch weder Schiffahrt noch Fischerei betreiben. Auch ihren Kriegsschiffen ist das Anlaufen verboten, und wenn an der Küste der Suttorina in neuester Zeit mehrmals Truppen gelandet sind, um nach der Herzegovina durchzumarschiren, so ist das immer mit österreichischer Bewilligung geschehen. Auf der andern Seite hat Oesterreich das Recht erhalten, quer durch die Suttorina eine Straße zu bauen und sie von Truppen in voller Ausrüstung benutzen zu lassen. Die Abtretung ist besonders deshalb wünschenswerth, weil Dalmatien einer Eisenbahn bedarf, die ununterbrochen durch österreichisches Gebiet läuft.

Zwei englische Werke über Abessinien.

Der englischen Expedition gegen König Theodor waren einige Naturforscher beigegeben. Die geologischen und zoologischen Arbeiten übertrug man Herrn W. T. Blomford, der in Ostindien bereits große zoologische Untersuchungen geleitet hatte. Im December 1867 segelte er von Bombay ab und am 30. August 1868 verließ er mit der Expedition die abessinische Küste, so daß er seiner Aufgabe etwa acht Monate widmen konnte. Was er in dieser kurzen Zeit geleistet hat, verdient alle Anerkennung. Er hat die richtige Reihenfolge der hauptsächlichsten Felssysteme in Abessinien ermittelt und den Charakter derselben mit größerer Genauigkeit dargestellt, als es seitens seiner Vorgänger geschehen war. Von besonderem Werth ist die geologische Karte, die er aufgenommen hat. Hinsichtlich der Versteinerungen bestätigt er die Angaben von Ferret und Galinier, daß nur in einer geologischen Gesteinsreihe organische Ueberreste vorkommen.

Der „Amtliche Bericht über die Expedition nach Abessinien“ ist erschienen. Der politische Theil derselben ist aus den Blaubüchern längst bekannt. Die beiden Capitel über Geographie und Geschichte des Landes bringen theils Bekann-

tes, theils Falsches. Komisch sind die Mittheilungen über die Beziehungen zwischen Prinz Heinrich dem Schiffer und dem Reisenden Covilham. Der Prinz lag bereits achtzehn Jahre im Grabe, als Covilham von Portugal nach Abessinien aufbrach, und hier wechseln sie Briefe über Covilham's abessinische Entdeckungen. Auf gleicher Höhe stehen die geographischen Enthüllungen über den Takazze, der für einen Hauptzufluß des Abai ausgegeben wird, und über Anderes mehr. Falsch sind die Höhenangaben, dürftig, auf wenige Seiten beschränkt, die Mittheilungen über Geologie, und die Alterthümer des Landes werden auf einer halben Seite abgefertigt.

Portugiesische Monumente in Afrika.

Die ersten portugiesischen Schiffer bezeichneten die Punkte, wo sie gelandet waren, durch hölzerne Kreuze, auf die das Wappen ihres Landes eingeschnitzt war, und schnitten in einen nahen Baum Jahr und Tag ihrer Entdeckung ein. Da sie die geographische Lage der Stelle selten bestimmten und ihre gebrechlichen Denkzeichen bald verschwanden, so wurde es für wünschenswerth erachtet, dauerhaftere Monumente zu errichten, durch die jeder Zweifel an der ersten Entdeckung und der Besitzergreifung beseitigt werde. Unter Johann II. wurde es zum Gebrauch, jedem auf Entdeckungen ausgehenden Schiffe Material mitzugeben, das, aus Marmor oder behauenen Steinen bestehend, zur Errichtung eines Denkzeichens benutzt werden sollte. Die Form des letztern war immer dieselbe: eine Säule, überragt von einem Kreuze, „das ein Symbol des göttlichen Schutzes war, auf den man hoffte, und dem Priester Johann andeuten sollte, daß Christen hier gelandet seien.“ Solcher padraos (Denksäulen) wurden an den Küsten des Atlantischen und Indischen Oceans zwölf gesetzt. Drei wurden von Diego Como und eben so viele von Bartholomäus Diaz unter Johann II. und sechs von Vasco da Gama unter Dom Manuel errichtet. Joao de Barros, der portugiesische Livius, beschreibt sie, wie folgt: „Sie hatten die doppelte Höhe eines Mannes und wurden von einem Kreuze aus behauenen Steinen gekrönt. Auf der einen Seite trugen sie das portugiesische Wappen, auf der anderen eine Inschrift in portugiesischer und lateinischer Sprache, welche das Datum der Entdeckung und den Namen des Schiffsbefehlshabers enthielt.“ Diego Como errichtete seine drei Säulen an der Mündung des Congo-Flusses, am Cap St. Augustin und am Cap Negro. Die erstere, die durch die Zeit sehr gelitten hatte, wurde 1859 von der portugiesischen Regierung durch eine neue ersetzt, die der Strom bei Hochwasser aber fortspülte. Die Säule beim Cap St. Augustin wurde von den Portugiesen Castilho und Lopez wieder aufgefunden. Das Monument am Cap Negro sahen und beschrieben Cecille und Radzky. Es hat eine Cylinderform und ist ziemlich drei Meter hoch. Das Wappen ließ sich noch erkennen, die Inschrift war unleserlich geworden. Oben auf der Säule stand ein roh gearbeitetes und stark verrostetes Kreuz von Eisen. Auf dem einen Arm bildeten aufgelöthete kupferne Buchstaben die Inschrift: „Merkur, 27. Juni 1548.“ Als Lopez die Stelle später besuchte, war das Kreuz nicht mehr da. Verschwunden sind alle Säulen, welche Bartholomäus Diaz und Vasco da Gama errichtet haben. Von mehreren kennt man nicht einmal die Stellen genau, wo sie gestanden haben.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 77 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 173.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Februar 1871.



Ueber die Theiß.

Eine Geschichte

von

Udo Brachvogel.

(Schluß.)

Nun war er nach mehr als einjähriger Trennung wieder im Elternhause erschienen. Kindergleich von der sorgsamen Mutter gepflegt, lag er im behaglichen Zimmer, während der, sonst wenig zu Scherzen geneigte Freiherr mit offenbarer Genugthuung seinen Erzählungen von dem Leben in der Residenz zuhörte. Unterdessen lehnte draußen auf dem Gange, gegenüber dem Fenster jenes Zimmers, eine andre Jünglingsgestalt. Dunkle Augen hingen an dem behäbigen von freundlichem Lampenlicht erhellten Bilde jenseits der Scheiben, und nur wenig Glück war es, welches sich in diesen Augen spiegelte.

Mischka war es. Glückseliger Mischka — ist denn sein Jungherr nicht wieder da? Ja, er war gekommen, und über seiner Ankunft hatte der Findling sogar für einen Tag vergessen können, was sein neues Leben ausfüllte. Die Vergangenheit war in ihre alten Rechte getreten, und das Empfinden, welches sein früheres Dasein ausschließlich durchdrungen, hatte noch einmal in voller Stärke davon Besitz ergriffen. Nun war der Erwartete, dessen persönliches Erscheinen diesen Zauber auszuüben vermochte, gekommen — aber ach, war er auch für Mischka gekommen? Seinen Mantel hatte er dem einstigen Gespielen zugeworfen; gnädig hatte er ihn auf die Schulter geklopft; scherzend ihn seinen „bolond Miska“ genannt — war das wirklich Alles? „Närrischer Mischka“ — nun war der Spottname, den das neidische Hofgesinde bisher nur hinter seinem Rücken herzuzischeln gewagt, officiell geworden, und er hatte Demjenigen dafür zu danken, mit dem er als

Kind auf einem Lager geschlafen und der als Knabe keinen Apfel annahm, bevor nicht sein Mischka die Hälfte davon erhalten hatte!

Wohin, wo hinab war die Zeit gerollt? Und welch' ein Abgrund von Zeit und Herzenswandlung lag dazwischen? Ja, ein und dasselbe Lager hatten die Kinder getheilt, und nur die Luft, welche sie gemeinsam athmeten, war Lebensluft für sie gewesen. Jetzt? Drinnen im wohldurchwärmten Zimmer, auf rothseidener Ottomane hingestreckt, gepflegt und geliebkost ruht der Sohn des Hauses — draußen vor dem Fenster, in schneidender Abendkühle lehnt der Findling und starrt mit schwerer Wimper auf das schöne Familienbild, von dessen Lichtregion er nun für immer ausgeschlossen ist. Ein Pfeil mit glühendem Widerhaken saß das Gefühl in seinem Herzen: „Er liegt dort drinnen krank, und Dich ruft man nicht, um seiner zu warten! Ach und er selbst begehrt nicht nach Dir!“ Jedesmal, wenn die Baronin sich erhob, oder wenn andere Anzeichen darauf zu deuten schienen, daß im Zimmer etwas von draußen erfordert würde, fuhr er zusammen: „Nun sprach man von Dir, nun sendet man nach Dir!“ Man sandte nicht. Er hätte getrost in das Zimmer hineingehen können; ja, der junge Gebieter hätte sich gewiß gefreut ihn zu sehen; vielleicht wunderte er sich sogar, daß er nicht kam, — er dachte nur nicht daran, besonders nach ihm auszuschicken. Und hatte Mischka nicht ein Recht hineinzugehen? Gewiß — und dennoch hätte es das stolze, gequälte Herz nicht um ganz Ungarn über sich vermocht. Man schickte nicht nach ihm, und das leidenschaftliche Gefühl seines Schmerzes wuchs mit jeder Minute. Ja, ein Ton des Neides und Hasses drängte sich in seiner Brust empor, da einer der Bedienten zu irgend einer geringfügigen Handleistung in das Zimmer entboten wurde. Es war ein Dienst, wie ihn Mischka seinem Jungherrn niemals geleistet, und doch packte es ihn mit allem Grimm der Eifersucht gegen den Tölpel von Knecht, der dazu herbeigerufen ward.

Man sandte nicht nach ihm. Mehr als eine Stunde war dem Harrenden unter häufig geweckter aber ebenso oft wieder getäuschter Hoffnung verstrichen. Mit einem Seufzer wandte er sich zum Gehen. Einen letzten Blick zärtlichbittern Vorwurf's warf er auf die hellbeleuchtete Gruppe im Zimmer, das Uebrige verbiß er. Was war dieses Uebrige? Ein Wort, es lautete gesprochen bolond Miska — ein Gefühl, das war unaussprechlich. So wandte sich Mischka schweigend von dannen. Erst außerhalb des Lichtkreises jenes Fensters begann er sich selbst und das, was die Welt sonst noch hatte, wiederzufinden. Er holte aus seiner Kammer die Geige, und schritt mit ihr durch den Park zum Flußufer hinunter. Obgleich die Stunde, da er sonst auf leichtem Nachen zu dem bekannten Häuschen hinüber zu eilen pflegte, längst verstrichen war, wollte er dennoch hin. So trat er aus dem Dunkel des alten Parks an das Ufer des Gewässers hervor. Vom Himmel schimmerten alle Sterne herunter, ein Gegenbild ewiger Ruhe zu der bewegten Fluth dort unten, zu dem noch bewegteren Herzen am Rande dieser Fluth. In dem wohlbekannten Hüttenfenster jedoch jenseits der Fluth schimmerte kein Licht mehr, wie Mischka gehofft hatte. Nur sein Herz zeigte ihm, wo die Hütte lag, so dunkel träumten Himmel, Wasser und Land dort drüben ineinander. Trübe starrte er hinüber, und mechanisch sein Instrument ans Kinn drückend, stimmte er in halben Tönen ein Liedchen an, das er so oft auf der Schwelle jenes Häuschens gespielt hatte. Hinüber hauchten die Töne und sprachen folgendes:

Es bebt der Zweig am Strauch,
Weil drauf ein Vöglein flog.
Mein Herz erzittert auch,
Weil drein Erinn'rung zog:
Erinnerung an Dich,
Herzliebste Rose mein,
Die auf der Welt für mich
Der größte Edelstein.

In allerlei Veränderungen das Lied wiederholend kehrte er durch den Park zum Herrenhause zurück. Man war solch' seltsames Treiben an ihm gewohnt, und Niemand auf dem Hofe wunderte sich über den nachtwandelnden Geiger. Der aber stand am Stamm einer alten Akazie und blickte nach den zwei matt erleuchteten Fenstern im ersten Stockwerk empor. Hinter ihnen lag, wie er wußte, des Jungherrn Schlafzimmer. In Nachsinnen versunken, entlockte er der Geige einzelne verlorene Töne. Sie fielen von den Saiten, wie Tropfen, lange nachdem der Gewitterregen ausgetobt, vereinzelt von den Zweigen fallen. Plötzlich

kam ihm ein Gedanke, und fester das nachlässig gehaltene Instrument gegen das Kinn drückend, ließ er eine Musik ertönen, so weich, so einsingend, daß sie auch auf eines Mörders Augenlider den Schlaf eines Kindes hätte herniederzaubern müssen. Es war ein Ständchen, ein Schlummerlied für den Heimgekehrten dort oben.

Und dieser? In weiche, schneeige Kissen gebettet, halb schon träumend, vernahm er das Lied und erkannte wie durch Nebelhüllen hindurch die oft vernommene Zigeunerweise gemach wieder. Lächelnd nickte er dem Tonmärchen zu, unter dessen schmeichelndem Zuspruch er selbst und der Schmerz, der ihn peinigte, vollends entschlummerte. Er konnte sich nicht mehr zu vollem Wachen emporreißen. Aus den Schleiern des lieddurchtönten Halbschlummers sahen ein Paar große Augen, wie erstarrt in jähem Schreck zu ihm empor. Aber der Ausdruck dieses Schreckens schmolz mit der immer schmelzenderen Musik dahin. Hinter dem dunkeln Gesicht, dem sie angehörten, tauchte eine dürftig gekleidete, aber bajaderenschöne Mädchengestalt empor. Mit einer letzten selbstbewußten Bewegung streckte er den Arm nach ihr — und schon trieb sein Bewußtsein hinüber in das Reich des körper- und seelenlösenden Schlummers.

Unten aber klang es verhallend weiter:

> Es bebt der Zweig am Strauch —

und leise nachhallend noch einmal:

> Mein Herz erzittert auch —
> Weil — dein Erinn'rung — zog —

nun endlich ganz verhauchend, und in den klanglosen Athem der Nacht hinübersterbend:

> Die auf — der Welt für — mich —
> Der — größte — — Edelstein — — —

— — — — — — — — — — — — —

Drei Tage waren vergangen. Der Arzt, welcher bald nach Karoly's Ankunft herbeigeholt worden, hatte erkärt, daß eine Verrenkung der Schulter vorliege, und nachdem er sie nicht ohne heftigen Schmerz für den Verletzten eingerichtet, diesem die gewissenhafteste Schonung zur Pflicht gemacht. Täglich kam der wackere Aesculap vom Landstädtchen herüber, um den festen Verband, der auch den geringsten Gebrauch des Armes unmöglich machte, zu erneuern oder zu befestigen, wenn er durch des Kranken Ungeduld gelockert worden. Was aber sind ärztliche Gebote für einen solchen Feuerkopf? Ohne Abwechselung den Liebkosungen einer übermäßig zärtlichen Mutter ausgesetzt, auf das Zimmer gebannt, sogar zur Enthaltung harmlosester gesellschaftlicher Zerstreuung verurtheilt — war es da ein Wunder, daß ihm schon die ersten Tage in der Heimath eine erdrückende Langeweile brachten? Mischka ward herbeigerufen, durch sein Spiel Zerstreuung zu bereiten. Es gelang für den Augenblick, doch nur um den Ungeduldigen später desto mehr zu ermüden. Erquickliche mündliche Unterhaltung aber — war sie zwischen dem jungen Freiherrn und dem Findling noch möglich? Sie war es nicht mehr; zu ihr fehlte der Stoff, und mehr als das der Ton, den nur die, zu freier gesprächsweiser Gemüths-Entfaltung unerläßliche, Gleichstellung geben kann. Mischka empfand dies tiefer, als es thatsächlich der Fall war, und seine in Folge davon zunehmende Rückhaltung brachte mehr und mehr Fremdartiges und Lösendes in das ohnehin kaum noch bestehende Verhältniß. Von seinen Plänen hatte er selbstverständlich geschwiegen. Der erste Abend war hinreichend gewesen, um seine Lippe für immer zu versiegeln. Was er noch wenige Tage vorher so sehnlich erharrt, so sorglich vorbereitet, — eine Stunde hatte genügt, das Alles zu verwischen, auszulöschen, als sei es nie gedacht, nie gehofft worden. Mehr als eine Gelegenheit hätte sich ihm geboten, sein Anliegen vorzubringen; und es hieße, ein großes Unrecht an dem jungen Offizier begehen, wollte man annehmen, daß dieser sich gegen seine Bitten abweisend verhalten hätte. Doch — so war es nun einmal: Mischka sah keine Brücke mehr zwischen seinem Herzen und dem des Jungherrn, und zerstörungsfroh riß er selber die letzten Reste, die davon noch bestanden, nieder. Nicht nur, daß er über seine große Lebensangelegenheit gegen Karoly zu schweigen fest gewillt war, er beschloß überhaupt, seine Lippen, so lange Jener auf dem Herrenhofe weilte, zu Niemandem darüber zu öffnen.

Je mehr er so auf dieser Seite Alles verloren gab, desto inbrünstiger umklammerte er das Glück, welches er sich jenseits der großen Wasserfläche gesichert wußte. In jeder Dämmerungsstunde löste er den leichten Kahn, und durchschnitt starken, rudergeübten Armes die noch immer nicht

verminderten Wassermassen. Glückselig, ein König, der allabendlich seine Thronbesteigung feierte. Und wenn er dann die zitternde, die willenlose Gestalt seiner Königin umschloß, — und warum sollte ihm seiner Zigeunerin ärmliches Gewand nicht zum Purpur werden? — wenn er die in banger Scheu Verstummende mit den süßesten Namen nannte: dann ruhte sein Wünschen. Dann gab es nichts Vergangenes, das er verloren. Dann gab es nur noch ein Gegenwärtiges, und in diesem Gegenwärtigen die Vollfülle des Besitzes.

Daß dieser Besitz nur ein geliehener sein könne, ja, daß er nie mehr als nur ein halber gewesen, das vermochte seine leidenschaftliche Seele freilich nicht zu ahnen, wie sie es nicht zu fassen vermocht hätte, wenn es sich plötzlich in aller Unbarmherzigkeit vor sie hingedrängt hätte. Er nahm jenes Dämmerweben, mit dem er Terka's Kinderseele umsponnen hatte, für das volle Leben im Licht. Er ahnte nicht, daß die halberwachte Seele des Mädchens einem Tage zustrebte, der nicht Er war. Er ahnte nicht, daß ihr Zugehören zu ihm ein verlangenbares sei, weil es zugleich ein widerstandloses war. Er fühlte nicht, daß diese willenlose Ergebenheit, diese Bezauberung, in der sie ihm gehörte, stets mit einer Art Furcht vor dem wild Leidenschaftlichen gepaart war. Wenn er sie auf seine Knie zog, so fest seine Arme um sie schlingend, als wolle er sie der Muschel gleich, die ihre Perle birgt, von allen Seiten umschließen, dann floh ihr ganzes Leben tief in ihr Innerstes, wie Schutz bei sich selbst suchend, zurück, und gelähmt war jeder Gedanke an Flucht, ehe er noch in ihr auftauchen konnte. Wollen und Denken verging ihr unter den Gluthen, die von seinen Lippen, von den Schlägen seines Herzens über sie ausströmten. Erst entlassen aus diesen lebendigen Fesseln fand sie Beides wieder. Dann aber — wer war es, der für Beides den Mittelpunkt bildete? Ach — Mischka war es nicht. Es war ein neues Licht in ihr Dunkel gefallen; eine neue Erscheinung war in ihr knospendes Leben getreten; der stille dürftige Tempel hatte sein Götterbild gefunden. Plötzlich hatte er es gefunden, wie die Sonne in den Tropen, der Urheimath von Terka's Stamme, aus der Nacht bricht, jäh und in Alles überwältigender Herrlichkeit. Keine Frage nach dem glänzenden Gast, der vor vier Tagen in ihrer Hütte erschienen, kam über ihre Lippen, aber ein Schauer überflog ihre ganze Form, wenn die Mutter bei Mischka Erkundigungen einzog und das große Ereigniß mit stolzer Behäbigkeit wieder und immer wieder besprach. Sie mußte ihr aufflammendes Antlitz wegwenden, und wie Schutz suchend sich tiefer in den Schatten des hohen Ofens oder der dunkeln Stubenecke drücken. Was es mit dieser neuen Gewalt, die ihr Leben ergriffen, auf sich habe, — sie wußte es selbst nicht. Das aber wußte sie, so lange noch Leben in ihr sein würde, würde sie auch jenes Tages gedenken, an dem sich ihr diese Gewalt offenbart hatte. Jenes Tages, da er verletzt und blutend, ach und so zwiefach hinreißend in dem Mitleiden, welches er erregte, ihre Hütte betreten hatte! Ein Bekanntes, längst Geschehenes war ihr aus des Gastes Zügen entgegengeschimmert. Was es war, sie suchte es nicht zu enträthseln. Sie beugte sich ihm, und ließ willig ihre Seele von dem Geheimnißvollen gefangen nehmen. — —

Die Heilung von Karoly's Arm machte trotz seiner Ungeduld und Unruhe die erwünschtesten Fortschritte, und schon am fünften Tage nach dem Unfall konnte er am Arm des Vaters den breiten Hauptweg des Schloßgartens auf und abschreiten. Mancherlei ward besprochen. Des Freiherrn Absicht und Wunsch war es, den Sohn möglichst bald gänzlich an seiner Seite zu sehen, in ihm die naturgemäße Stütze in der Verwaltung des weitschichtigen Familienbesitzes zu gewinnen. Der zwanzigjährige, lebens- und genußfrohe Offizier fand des Vaters Intentionen durchaus nicht im Einklang mit den seinigen, doch gewöhnt, sich nie in offenbaren Widerspruch zu einem Wort des Freiherrn zu setzen, wich er einstweilen geschickt aus, die endgültige Entscheidung so wichtiger Angelegenheit auf einen günstigeren Zeitpunkt hinausschiebend. Der junge Mann hing mit seinem ganzen Herzen am Residenzleben. Wie er geartet war, bot ihm dasselbe eine ununterbrochene Reihe schillernden Lebensgenusses. Ritterlich und liebenswürdig auf der einen Seite, herrisch und verwöhnt und leichtsinnig auf der andern, so ging er dort, jeder lästigen Beaufsichtigung frei, seinen üppigen Weg. Lachend

trank er den Schaum der Freude von seinem Becher hinweg. Ernsteres Bedenken, Zweifel an der Erlaubtheit mehr als eines Verlangens, Rücksicht vor Anderen — das Alles sank auf den Grund! die Fluth schlug darüber zusammen und entzog es seinem Blick. Er war darin nicht besser, nicht schlimmer wie tausend Andere, nur daß ihn der Reichthum von Schönheit und Gefälligkeit, welcher über ihn ausgegossen war, gefährlicher machte als tausend Andere. So machte er denn auch dem Freiherrn gegenüber kein Hehl daraus, wie sehr er die Garnison und den militärischen Beruf liebe, wenngleich die väterlichen Wünsche, wie stets, auch hier in erster Reihe gebietend sein würden. Andererseits deutete er geschickt darauf hin, daß ihm seinerzeit vom Freiherrn selbst das Versprechen gegeben worden, ihn bis zum fünfundzwanzigsten Jahre dem soldatischen Beruf zu überlassen, und daß es somit eines freiwilligen Verzichts seinerseits auf die Erfüllung dieser Zusage bedürfen würde, um die erwünschte Aenderung herbeizuführen. Die Vorstellungen, welche eben in Betreff dieses Punktes vom Freiherrn gemacht wurden, — denn wie er gewöhnt war, seinen Befehlen pünktlichsten Gehorsam entgegengebracht zu sehn, so galt ihm andrerseits auch seine Verpflichtung, Versprechungen einzulösen, für unumstößlich — diese Vorstellungen wurden durch einen Diener unterbrochen, welcher eine den Gebieter ins Herrenhaus berufende Meldung überbrachte.

Karoly setzte seinen Spaziergang allein fort. Er bog in Gedanken von dem Hauptwege ab. Plötzlich, als er bemerkte, daß er sich zum Theißufer hinunterwandte, beflügelte er seinen Schritt. Nun überschritt er die Grenze des Parks, und stand oben auf dem Damme des Stromes. Was zog ihn dorthin? War es das Schauspiel der Ueberschwemmung? Nein, — über ihre weiten Flächen schweiften seine Blicke. Hinüber schweiften sie zum andern Ufer. Ein heiterer Gedanke, ein übermüthig-froher Entschluß blitzte in ihnen auf, als sie dort drüben auf dem weißen Häuschen mit dem schiefen Schilfdach haften blieben. Er fühlte es, und fühlte es im Augenblick lebhafter als je vorher; das Bild der dunkeläugigen Bewohnerin dieses Hauses, wie sie damals in Mitleid und scheuer Bewunderung zu seiner Seite gekniet, es war in seiner Seele haften geblieben. Wie oft hatten seitdem diese Augen, bestrickende Räthsel der Nacht, in sein Denken sich, vor seinen innern Blick gedrängt! Aus Mischka's Fidelweisen flehten sie zu ihm empor, in seine Träume leuchteten sie hinein, beschwörend, sinnverwirrend sein Blut zu heißeren Wellen befeuernd. So stand er auch jetzt am Wasser und sah hinüber. Wie rührend erschien ihm die Dürftigkeit, in welcher die zarte Gestalt ihr Leben dahinspann. Ein inniges Mitleiden erfaßte ihn, ein Verlangen wohlzuthun, fürstlich spendend in ihre Armuth zu treten. — — Mehr dachte er im Augenblick nicht. Zu seinen Füßen tanzte der Kahn auf den schnell dahinströmenden Wellen. Tönend schlugen diese an des Fahrzeugs gepichte Seiten. Er lauschte dem Klange. In innerm Kampf auf den Nachen niederstarrend, stand er bewegungslos einige Minuten. Dann einen in der Nähe beschäftigten Arbeiter herbeiwinkend, ertheilte er Befehl, seinen Mantel vom Herrenhause herbeizuholen. Als dies geschehen und der Bauer die Frage, ob er des Ruderns kundig sei, bejaht, zu größerer Sicherheit jedoch noch den nahewohnenden Fährmann entboten hatte, sprang der junge Mann, als Erster von ihnen, in den Kahn, und in der nächsten Minute schon trieb der Ruderschlag des kräftigen Dienerpaares das Fahrzeug der Mitte des Stromes entgegen.

In seinen weißen Mantel gehüllt saß der schöne Jüngling in dem voranschießenden Nachen. Er saß, mit halben Tönen eine halbe Melodie vor sich hinpfeifend, die ihm eben jetzt, er wußte nicht woher, durch den Sinn schoß. Halb träumend glaubte er sie erst jüngst gehört zu haben; halb träumend wiederholte er sie jetzt:

> Es bebt der Zweig am Strauch,
> Weil drauf ein Vöglein flog,
> Mein Herz erzittert auch,
> Weil drein Erinn'rung zog. — —

Kühler Wind schlug seinem glühenden Gesichte entgegen, und fester legte er den Mantel um die gelähmte Schulter. Der Kahn aber durchschnitt in beflügelter Eile die weite Wasserfläche. — —

Und wieder waren vier Tage dahin gegangen. Die Ueberschwemmung hatte an ihrer Ausdehnung noch immer nichts verloren. Gewaltige Regengüsse in dem fernen Gebirge hatten, die letzten Schneemassen

ren von einer solchen Verschwiegenheit, oder richtiger gesagt, von einer solchen Furcht vor des Gebieters Strenge erfüllt, daß Jahre lang das tiefste Geheimniß über dem seltsamen Liebeshandel schwebte. Jahre lang — denn seine Vermählung hatte den Freiherrn keineswegs aus den Armen der braunen Zauberin zu reißen vermocht. Aber nicht zu lange sollte die Sühne des sträflichen Verhältnisses auf sich warten lassen. War das Bewußtsein der Pflicht gegen die Gemahlin ohnmächtig, den heißblütigen Magyaren aus den Umstrickungen seiner Sünde zu reißen, so übernahm das Schicksal selbst die Rache der hintergangenen und vernachlässigten Frau. Dieselbe Stunde, in welcher die selbst damals erst neunzehnjährige Zigeunerin dem Freiherrn den Sprößling schenkte, der den ersten Jahren seines rechtmäßigen Bundes versagt war — dieselbe Stunde riß sie durch den Tod von seinem Herzen hinweg. Das junge, verlorene und ach so reizende Geschöpf bezahlte mit qualvollem Ende jene Schuld, die ihren Geliebten und Gebieter in ungleich höherem Grade traf als sie. Dieser aber hatte in stummem Entsetzen die dunkeln Sternenaugen, von deren Licht er gelebt, erlöschen sehen. Von wildem Todeskampf verzerrt, hatte er die Lippe gesehen, auf welcher unausgetönt alle Musik und alle Geheimnisse des Orients schlummerten. Er raffte sich auf und erschien nur noch einmal an der Stätte früheren Glückes, früheren Frevels. Dies geschah einen Monat danach, wo er den kleinen Knaben der Todten selbst an sich nahm und hinüber nach dem meilenweit entfernten Herrenhause brachte. Das ohnehin an der äußersten Grenze der Madenyischen Herrschaft liegende Gehöft ging bald darauf als Wirthschaftsetablissement ein, und es ist nachher ebenso wenig wie vorher eine Kunde jenes Geheimnisses, welches es einst umschlossen, über seine Gemarkung gedrungen.

Jener Knabe — war Mischka, und das Urbild seiner Schönheit, sowie der verwandten Züge in seines Jungherrn Antlitz — nun wissen wir, daß es unter demselben eingesunkenen Grabhügel des verfallenen und verlassenen Grenzgehöftes ruht.

Es ist begreiflich, daß diese Vergangenheit im Augenblicke um so lebhafter vor des Freiherrn Seele emporstieg, als er, der Einzige, welcher das Band kannte, wodurch die beiden Jünglinge verbunden waren, dieselben jetzt in ein und derselben Liebesleidenschaft sich begegnend vermuthen mußte. Allezeit gewohnt, rasch zu handeln und Unklarheit nie länger als einen Augenblick um sich zu dulden, beschloß er auch jetzt, seine Gedanken nicht eher etwas Zukünftigem zuzuwenden, bevor er nicht volle Gewißheit über das Gegenwärtige erzwungen hätte. Irrte er sich, was die Gemeinsamkeit des Verlangens der beiden Jünglinge anbetraf, nicht, so mußte er alsbald in einer Sache einschreiten, die ihm sonst aus mehr als einem Grunde gleichgültig gewesen wäre. Auch sah er verschiedene Wege hierzu offen vor sich, ohne — was er überhaupt nie zu thun, fest entschlossen war — sein altes Geheimniß preisgeben zu müssen. So galt es denn, keine Zeit zu verlieren, und kaum im Herrenhause angekommen, ließ er Mischka zu sich entbieten. Es währte eine geraume Zeit, und schon war die Nacht eingebrochen, ehe der ausgesandte Diener den Findling auf seinem Posten am Theißufer entdeckte. Auch war es keineswegs leicht, den nur von einem Gedanken Erfüllten zu augenblicklichem Gehorsam gegen des Herrn Gebot zu bewegen. Mehrere Minuten hörte er dem Boten zu, wie Jemand, dem es nicht gelingen will, sich von dem Einen loszureißen und dem Andern zuzuwenden. Dann, eine gewaltsame Anstrengung machend, schlug er mit wilder Hand gegen seine Stirn, als wolle er die hinter ihr wohnende Seele durch äußeren Schmerz zwingen, noch etwas Anderes zu denken, als sie eben dachte. Dann eilte er den Damm hinauf. Noch einen Blick wirft er über die dunkle Wasserfläche hinweg, und schon ist er im Park verschwunden, den kürzesten Weg zum Herrenhause wählend.

In des Freiherrn Zimmer war es finster, als Mischka eintrat, sonst hätte die erschreckende Blässe im Antlitze des Jünglings, wie das Verstörte seiner ganzen Erscheinung dem Gebieter nicht entgehen können.

„Nun, Mischka, mein Junge,“ rief er dem Eintretenden entgegen, „was hast Du denn während der letzten Tage getrieben, und warum hört man keinen Ton Deiner Geige mehr?“

„Ich sinnire auf ein neues Stück,“ lautete die Antwort, „und nicht eher soll es auf der Geige lebendig werden, als bis es fertig und ganz in meinem Kopfe ist.“

Der Freiherr schritt noch immer im Zimmer auf und nieder. Er war so ganz von seinen Gedanken eingenommen, daß er, der Dunkelheit nicht wahrnehmend, vergessen hatte, und selbst jetzt noch vergaß, Licht zu befehlen. Plötzlich blieb er vor dem Geiger stehen und sagte mit einer Freundlichkeit, wie sie einem Untergebenen gegenüber wohl noch nie in seiner Rede gelegen:

„Du bist ein wackerer Junge, mein Mischka, und es ist Zeit, für Dich zu sorgen. Bist nun auch in dem gehörigen Alter — möchtest Du nicht Dein eigenes Haus und Deine Frau haben?“

Bei den letzten Worten legte er in huldvoller Herablassung seine Hand auf Mischka's Kopf. Der aber schauderte unter dieser Berührung, mehr noch aber unter den Worten, welche sie begleitete, zusammen, als habe ihn der Tod angefaßt. Endlich stieß er die Worte hervor:

„Ein eigenes Haus? So will Euer Gnaden mich fortschicken?“

„Du hörst es ja, nicht allein. Ich meine, Du wärest alt genug, ein eigenes Anwesen zu haben. Und eine Frau — nun wie steht's damit? Der alten Schari Tochter, heh, mein Junge?“

Es dauerte eine gute Weile, ehe Mischka sich zu einer Antwort zusammenraffen konnte. Mit klangloser Stimme und mit einem Ausdrucke von Gehässigkeit, über den er selbst erschrocken wäre, hätte er sich selbst zu hören vermocht, erwiederte er:

„Die Terka von jenseits des Wassers, meint Euer Gnaden? Die! Und säße sie im Golde, wie sie jetzt im Wasser sitzt — ich möchte sie nicht!“

„Kennst sie aber doch und erschrakst zum Tode, als wir damals, da das große Wasser kam, meinten, sie müßten fortgespült werden?“

„Nicht doch,“ entgegnete Mischka, und seine Stimme klang noch heiserer und flüsternder, denn trocken klebte ihm die Zunge am Gaumen. „Nicht doch! Wenn der allergnädigste Herr nur denken könnte, was ein armer Zigeuner für Seinesgleichen empfindet! Sind ja nur halbe Menschen, und müssen darum doppelt einander helfen.“

„Wackerer Bursch Du!“ rief der Freiherr, dem eine Last von der Brust fiel, „also die Terka ist es nicht?“

In diesem Augenblicke brachte ein Diener brennende Kerzen. Voll fiel ihr Licht auf Mischka's Züge. Unter des Gebieters erwartungsvollen Blicken fühlte der gefolterte Mensch alles Blut nach seinem Kopfe schießen. Aber in dem Lichte fand er sich selbst wieder und hoch sich aufrichtend und mit einem Ausdrucke, wie er nur das Märtyrerthum jenes Stolzes zu verklären pflegt, welcher sich in selbstverhängten Todesqualen berauscht, rief er:

„Nein!“

Und ohne des Freiherrn weitere Rede abzuwarten, eilte er hinaus. Beflügelten Schrittes stürmte er in das Dunkel, in das Freie, über den Hof und weit ins offene Feld hinaus. Ohne sich umzublicken, ohne anzuhalten, rannte er fort und fort, bis er unter den immer unbändigeren Schlägen seines Herzens zusammenbrach. — —

An demselben Abend hatte Terka ihrem vornehmen Gast zum ersten Male von Mischka's Liebe gesprochen. Gewöhnt, Alles nur so zu nehmen, wie es ihm wünschenswerth schien, hatte er sich keinen Augenblick besonnen, ihre Sorge hinwegzuscherzen, hinwegzukosen. Jedes Mittel, zu erobern, schien ihm erlaubt, und so tönte seine Lippe auch an diesem Abend ein Wiegenlied zur Einschläferung des mädchenhaften Zwiespalts in ihrer Seele. Es gelang ihm — nur zu gut, nur zu leicht. Und während der glänzende Gebieter ihres Herzens über die dunkeln Fluthen heim sich schaukelte, von jeder Gluth und jedem Taumel ihrer Seele begleitet — da lag Mischka, vergehend um ihrer Treulosigkeit willen, auf dem feuchten Blachfelde — sie selbst aber, aufschaudernd bei dem Gedanken an ihn, wünschte nur Eines: daß er sie hassen und nie mehr zu ihr zurückkehren möge.

Auf dem Blachfelde lag er, der arme Mischka! Als er sich endlich, halb erstarrt, emporraffte, das feuchte Haar aus der Stirn schüttelnd, da irrten seine Augen nach oben und blieben erschreckt an dem leuchtenden Himmel haften. Erschreckt — denn wen entsetzte der Gegensatz nicht? In der Brust der wildeste Krieg menschlicher Empfindungen — da oben der süßeste Frieden himmlischer Sterne. Wem, und wäre es der Wahnsinn selbst, entginge der schneidende Widerspruch? Wer schauderte nicht

vor der gähnenden Kluft, die auszufüllen, kein Machtwort menschlichen Stolzes, kein Sirenenlied göttlicher Offenbarung im Stande ist. Göttlich! Thörichtes, von Kindern für Kinder ersonnenes Wort! Der Mensch kennt doch nur eine Gottheit, seine Leidenschaft. Sie ist ihm das Allmächtige, das Stetige, das Einzige. Eine Binde schlägt sie um sein Auge, und heißt den Blinden unter seinen Besitzthümern eines herausgreifen. Und ob er auch sein liebstes Kind erhasche, geblendet, erkennt er es nicht, und schleppt das Opfer zum Altar der Entsetzlichen. So wirft sich der Hindu unter Dschaggernauts blutlüsterne Räder, statt verständig-beglückt im Schatten seines Tempels zu wohnen So läßt sich das Menschenkind von den Geierfängen seiner Leidenschaft emportragen, aber nicht, um im Aether des Himmels zu baden, sondern herniederzustürzen und an den Klippen der Erde zu zerscheitern. Und warum das? Das wäre ein Vorwurf, den man den Sternen dort oben zuwerfen könnte. Den stillen leidenschaftslosen Sternen! Eine Antwort würden sie freilich nicht haben; unverstanden würde die Frage in ihren lichten Friedensregionen verhallen. Seit sich das Weltall aus dem Chaos gelöst, ist dieses verschwunden. Aber der Mensch entstand, und in seine Brust ward es gebettet, dieses ganze, wüste und gräuliche Chaos.

Und wieder waren einige Tage dahingegangen. Von Mischka hatte man nur wenig gesehen und gehört. Krank, fiebernd, vergehend lag er auf seinem Stübchen. Es wurde seiner gewartet, wie eines zum Haushalt Gehörigen, dessen Pflege vom Gebieter noch besonders anbefohlen worden war. Kam doch dieser Gebieter im Laufe des Tages mehr als einmal in eigener Person hinauf, um nach dem Befinden seines Geigers zu sehen, und gab er doch jedesmal seinen ausdrücklichen Willen zu erkennen, daß es hier an nichts fehlen dürfe. Am dritten Tage kam auch der Jungherr und sah nach dem Kranken. Huldvoll und ermuthigend zusprechend neigte er sich über den einstigen Genossen, der ihn mit großen Augen anstarrte. Was hätte Karoly in diesen Augen lesen können, hätte er sich überhaupt auf solche Schrift verstanden. Ehe er wieder ging, strich er mit seiner gesunden Hand — den verletzten Arm trug er noch immer in festem Verbande — über die hämmernde Stirn des Leidenden. Dessen Augen aber hingen starr an der scheidenden Jünglingsgestalt. Als sie aus ihrem Bereich entschwunden, schlossen sie sich wie sterbende Sterne. Wie wüst, wie jammervoll sah es in dem fiebernden Kopfe aus! Wirre Bilder lösten darin in toller Hetzjagd einander ab. Feststehend jedoch in dem wilden Strudel der Erscheinungen und Phantasiegebilde zeigten sich zwei Gestalten. Dem Jüngling mit dem schönen, rosigen Gesichte, der gerade herausschritt, gehörte die eine der beiden. Die andere — eben ringt sich ein schneidendes Aechzen von den heißen Lippen des Kranken. Es gilt dieser anderen Gestalt.

Was jedoch sinnt er plötzlich, und was beginnt er? Von seinem Lager hebt er sich leise. Leise paßt er den unsichern Fuß dem Boden an, bis dieser nicht mehr unter ihm schwankt. Nun steht er aufrecht da. Zum Wandschranke schreitet er und entnimmt ihm Kleider, jene festlichen Kleider, die er trug, da sein Jungherr ankam. Langsam und sorglich legt er die einzelnen Stücke an. Emsig glättet er sein Haar und dreht den Schnurrbart zierlich in die Höhe. Den Hut mit dem wallenden Waisenmädchenhaar drückt er aufs Ohr; — ein letzter Kampf gegen Nacht und Schwindel, die ihn noch einmal in ihre Schatten zu reißen drohen — nun wendet er sich zum Gehen. Neben der Thür auf niedrigem Tischchen liegt die Geige. Dicker Staub bedeckt sie. Sein Blick fällt darauf, und er bleibt stehen. Er streckt die Hand nach ihr, aber noch ehe er die Saiten berührt, zieht er sie mit zuckender Bewegung zurück, und eilt hinaus. Klang nicht eine Weise in seinem Ohr? Jene nur zu gut gekannte Weise — das Letzte, was diesen Saiten unter seiner Hand enttönt war?

Einen Gang entlang schreitet er, dann eine Treppe hinunter. Nun steht er vor des Jungherrn Zimmerthür. Er hört darin sprechen. Es ist des Offiziers muntere Rede und der Baronin Stimme, welche er erkennt. Er wendet sich zurück und schleicht leise die gewundene Treppe wieder hinauf. Auf der höchsten Stufe setzt er sich lauschend nieder, den Kopf vorwärts geneigt, die Hände verschlungen gegen seine arbeitende Brust gepreßt. Nach zehn Minuten hört er die Frau des Hauses aus ihres Sohnes Zimmer kommen. Ihre Schritte

und das Rauschen ihres Kleides verlieren sich nach dem Erdgeschoß zu. Er wartet, bis Alles verhallt ist; nun wendet er sich zum zweiten Male abwärts und tritt nach leisem Klopfen in Karoly's Zimmer. Er findet ihn, ein Buch in der Hand, dessen Illustrationen er durchblättert, auf dem Sopha liegend. Der duftende Rauch einer eben angezündeten Havannacigarre kräuselt sich von seinen Lippen empor.

„Mischka," rief er halb erschreckt, halb unwillig dem Eintretenden entgegen. „Bist Du's wirklich? Nun denn, so bist Du fürwahr närrisch, oder willst es doch eben werden. Willst Du Dir mit Gewalt den Tod holen? Augenblicklich kehre nach Deinem Zimmer zurück!"

Er war vom Sopha aufgesprungen, durch Geberden des Fortdrängens seinen Worten Nachdruck verleihend.

„Ich werde den Jungherrn nicht lange aufhalten," erwiederte Mischka und trat dicht an den Offizier heran. Rasch erfaßte er die Hand desselben und hatte sie, noch ehe Jener es wehren konnte, an seine Lippen gepreßt — heiß, wild, ungestüm. „Ich bin krank," fuhr er mit vibrirender Stimme fort, „und nur mein Trotz hat mich so weit gebracht. Weiß denn mein Jungherr nicht, daß ich auf verlassenen, finsteren Wegen wandle? Und wenn er es weiß, wird es ihn nicht jammern, wird er nicht verzeihen, daß ich nicht längst zu ihm kam mit meiner ganzen Seele, wie früher!?"

Er strich sich wie abwesend mit der Hand über die Stirn und wiederholte:

„Wie früher — früher!"

Mehr wie Fieber, der Irrsinn flackerte in seinen Augen auf, und als er jetzt vor dem jungen Gebieter auf die Kniee sank, konnte dieser sich ebenso wenig des Schreckens wie der Rührung erwehren. Mischka aber fuhr, an allen Gliedern fliegend, fort, und jedes Wort klang wie der Nothruf einer in ihrem tiefsten Leben getroffenen Seele:

„O Karoly, o mein Jungherr — es ist mein Tod, wenn mir die Terka genommen wird!"

„Die Terka," unterbrach ihn der Offizier, dem, wenn auch mühsam, es gelang, sich zu fassen. „Ja, wer will Dir die denn nehmen?" Er ging einige Male im Zimmer auf und ab und trat dann vollkommen wieder ruhig vor Mischka hin. „Die Terka sollst Du haben, Niemand als Du. Auf dem Herrenhofe sollst Du mit ihr wohnen, und es soll Euch an nichts fehlen —"

„Sie ist noch, was sie war?" rief mit ungestümer Unterbrechung der Geiger. Und des Jungherrn Hand fest fassend und an seine Brust pressend, wiederholte er: „Sie ist noch, was sie war? Kann der Jungherr seine Ehre darauf in meine Hand geben?"

„Närrischer Mensch, Du —"

„Auch ein Narr hat ein Herz! Kann der Jungherr seine Ehre darauf in meine Hand geben?"

Aber noch ehe eine Antwort auf diese mit aller Wildheit fiebernden Wahns hervorgestoßene Frage gegeben werden konnte, brach der Frager zusammen. Noch eine convulsivische Bewegung, und er lag regungslos zu seines Jungherrn Füßen. Dem matten Schimmer gelbweißen Marmors glich die Farbe seines Gesichts. Ueber die halbgeöffneten Lippen trat ein dunkler Blutstropfen, voll und schwer daran hängen bleibend. Schnell herbeigerufene Dienerschaft trug den Bewußtlosen auf sein Lager zurück, und schon nach wenigen Minuten wußte es der ganze Herrenhof, daß der Geiger nun ganz verrückt geworden sei und zum Sterben krank darnieder liege.

Krank zum Sterben — das war er wohl. Ganz verrückt aber — das war er noch lange nicht. Als seine erschütterten Lebensgeister sich wieder zu sammeln begannen, öffnete er die Augen still und groß. Die Gewalt des zweiten Gesichts stieg wieder einmal aus der Brust zu diesen Augen empor. Es durchwallte sein ganzes Wesen, jeder Nerv an ihm lebte doppelt. Es war kein Traum und doch auch kein Wachen. Er meinte, deutlich des Freiherrn Stimme zu hören, und doch war dieser nicht im Zimmer. Dann aber sah er ihn, und zwar in seinem eigenen Gemache, unruhig auf- und abgehend, bewegt, wie er ihm noch nie erschienen. Auch hatte er plötzlich ein Gefühl, als ob vor wenigen Augenblicken erst des Freiherrn Hand auf seiner Stirn gelegen. Dann hörte er ihn Weisungen ertheilen, den Kranken auf das sorgsamste zu pflegen und augenblicklich mit den schnellsten Pferden um einen Arzt zu senden. Deutlich sah er die befehlend erhobene Hand des Gebieters. Ein gewaltiger Strom ging von seinem Herzen nach dieser Hand hinüber; er öffnete die Lip-

pen, als küsse er sie zärtlich und inbrünstig. Ein noch nie in seinem Leben Empfundenes empfand er plötzlich; eine Liebesandacht, einen Zug, sich verehrend, sich ganz und gar hinzugeben. Das hatte nichts gemein mehr mit jener wilden Weise, von Allem ergriffen zu werden, die ihn bisher so elend gemacht. Ein Räthselhaftes, aber o, wie Beruhigendes war ihm diese Gefühlsoffenbarung. So war ihm der Freiherr nie erschienen, nie, bei aller Huld, so nahe, so vertraut. Ohne Scheu hätte er hintreten und dem mächtigen Gebieter an die Brust fallen können.

Allmälig verschwamm das beglückende Bild. Er sah die Parkbäume über sich, deren junges Laub bereits geschlossene Gewölbe zu bilden begann. Unter ihnen schritt er fort, dem Flusse zu. Er hörte Schritte hinter sich, dazu das Pfeifen eines Liedchens. Den weißen Offiziersmantel um die Schultern geschlagen, geht der Jungherr an ihm vorüber. Eben tönt von seinen Lippen:

Die auf der Welt für mich
Der größte Edelstein.

Neben ihm wandelt Mischka zum Theißufer hinab. Jetzt steht er mit ihm am Rande der Fluth. Als habe er den jungen Gebieter bereits erwartet, eilt der Fährmann herbei, und Beide steigen in den Kahn. Ein jäher Schmerz zuckt in Mischka's Brust auf, da sie abstoßen, da die Ruderschläge fern und immer ferner seinem Ohre tönen, bis sie ganz verhallen. Nun aber packt es mit Geierfängen in die Brust des Kranken. Siedend, wirbelnd stürmt sein Inneres empor — nach Terka's Hütte hinüber führt ihn die somnambule Gewalt seines Zustandes. Er sieht das Mädchen. Sie hat einen neuen Anzug, prächtiger, wie irgend eine ihrer Genossinnen, angelegt. Emsig zupft die Mutter an der Geschmückten herum und ergießt sich in Lobreden auf die Schönheit und Großmuth des Gebers. Das Mädchen hat nur auflodernde Wangen zur Antwort und Blicke, welche hinaus über die Wasserfläche irren. Und jetzt tönt auch der erste verlorene Klang schlagender Ruder wieder in Mischka's Ohr. Ans Land stößt der Nachen — des Jungherrn Gestalt schreitet über die Schwelle der Hütte — die alte Schari aber nimmt einen Tragkorb auf den Rücken und wendet sich trotz der späten Nachmittagsstunde feldeinwärts, aus dem nächsten Dorfe irgend ein Nothwendiges für Hausbedarf zu holen.

In diesem Augenblick bäumte sich Mischka auf seinem Lager empor. Der magnetische Spuk zerstob, und er sah wieder die Wände seines Stübchens, dort die Geige, und neben seinem Bette sitzend die Haushälterin, welche auf des Freiherrn Befehl sich ausschließlich seiner Pflege widmen sollte. Er fühlte sich fieberfrei; eine Art eisiger Ruhe fühlte er über sich gekommen. Er sagte der Wärterin ein Wort des Grußes und begann zu ihrem höchsten Erstaunen ein ebenso ruhiges, wie vernünftiges Gespräch mit ihr. Darauf bat er sie, nach einer bestimmten Stelle des Parkes zu gehen, wo eben die Veilchen in ihrer letzten Blüthe standen und ihm einen Strauß davon zu holen. Er liebe ihren Duft über Alles und derselbe würde ihn besser heilen als alle Medicamente. Die gute Frau wunderte sich zuerst nicht wenig über dieses seltsame Verlangen, aber da man nun einmal von „bolond Miska“ allerlei Seltsamkeiten gewöhnt war, so beeilte sie sich, seinem Verlangen zu willfahren.

Mischka sah sich allein. Schon in der nächsten Minute war er aufgesprungen, in die Kleider geschlüpft und die Geige ergreifend zum Zimmer hinausgehuscht. Durch das Dickicht des Parks eilte er in flüchtigen Sätzen dahin, Flammen in den Augen, das Rauschen strudelnder Wasser vor den Ohren. Längs des Theißdammes schoß er zum Dorfe hinunter und sprang in den ersten Kahn, den er daselbst vorfand. Was aber wollte er wohl mit dem Beutel Silbermünzen, den er aus einem kleinen Fache seines Schrankes genommen und zu sich gesteckt hatte, ehe er aus dem Zimmer floh? Es waren seine Ersparnisse, Geschenke, welche sein Spiel ihm von den Gästen des Herrenhauses eingetragen hatte. Noch vor wenigen Tagen hatte er Pläne gemacht, welche Geschenke er seiner Terka dafür kaufen wollte. Seiner Terka! Und jetzt? Was gedachte er jetzt damit zu thun?

Mit einer Kraft, als habe nie ein Fieber seine Nerven durchschüttert, trieb er den Nachen über die Fluthen. Eben verschwendete ein im reichsten Purpur schwelgender Sonnenuntergang seine Schätze von Licht und Gold über die spiegelnde Fläche. Ein schimmernder Taucher schoß wie ein Silberblitz hier und dort darüber hin. Der

Südwestwind wiegte sich mit thauigen Schwingen auf dem grenzenlosen Wasserrevier. Durch all die abendliche Pracht und all den abendlichen Frieden aber lenkte Mischka den Kahn in weitem Bogen nach dem wohl bekannten Ziele — den schwarzen Kahn, der über die purpurnen Fluthen dahinhuschte wie der Finger des Todes über erblühte Rosen. In weitem Bogen nahm der bleiche Fährmann seinen Weg. Schon schlug das Rauschen der Wasser an sein Ohr, welche in ungeschwächter Wuth ihren Bacchantenreigen an jener Stelle zwischen jenen Bäumen fortführten, wo er selbst um sein Leben hatte kämpfen müssen. Mit verzerrt-lächelnden Lippen lauschte er dem Toben des Strudels. Als sei es eine vertraute, im tiefsten Herzen verstandene Stimme, die ihm von dorther rief, nickte er hinüber, und weiter schoß der dunkle Kahn. Schon lagen, als er am Ufer anlegte, die dunkeln Schatten der Dämmerung über Wasser und Land gebreitet.

Aus Schari's Hüttenfenster schimmerte Licht. Trotz des Verbotes ihres Gastes hatte Terka es herbeigebracht. Sollte es schützen und retten, wo das Verlorengehen doch in allen Sternen geschrieben stand? Lag das Mädchen nicht, zu immer vollerer Blüthe sich erschließend, lag sie nicht willenlos hingegeben am Herzen ihres Gebieters? Und wäre ihr nicht wohler gewesen, wenn sie die Gluthen ihres Antlitzes im Finsteren hätte bergen können — bergen vor ihm, vor sich selbst?! So glühte, schauderte und zuckte Jo in den Armen des Gottes, da diese aus der Wolke griffen, das reizende Menschenweib an sich zu reißen. Welches Licht, und wäre es ein Tag mit hundert Sonnen gewesen, hätte da noch retten können?

Von draußen aber starrte ein blasses, leichenhaftes Antlitz in den niedern Raum. Blutlose Lippen preßten sich gegen die Fensterscheiben, und ein paar Augen hafteten auf der Jo-Gruppe dort drinnen, deren Blicke ihr Feuer aus den Schlünden äonenalter Vulcane geschöpft zu haben schienen.

Flehend, halb wehrend tönt und vertönt des Mädchens Stimme unter dem wilden und immer wilderen Umfangen ihres Gastfreundes. Noch einmal reißt sie sich los aus der wonnig-verderblichen Umstrickung. Nicht Herrin mehr ihres Denkens und Wollens, nur noch unterthan der gewaltigen Elementarmacht, welche sie zum Opfer bezeichnet hat, flieht sie noch einmal. Doch selbst dieser letzte Fluchtversuch ist nichts als eine stumme Bitte um ihr Verderben. Hinter dem Tische knickt sie zusammen. Aber schon reißt des Jünglings gesunder Arm sein Eigenthum empor. Um stürzt der Tisch. Mit ihm zischend und verlöschend die Lampe — und nichts ist mehr in dem kleinen Zimmer, als die Nacht und die Unendlichkeit.

Die Unendlichkeit! — —

Der Fährmann des Jungherrn lag hingestreckt, harrend in seinem Kahne. Gedankenlos an seiner Pfeife saugend, blickte der Ruderkundige zum Himmel empor. Plötzlich fuhr er auf. Eine fremde, im ersten Augenblicke unkenntliche Gestalt neigte sich zu ihm in den Kahn hernieder.

„Teremtete," rief er, „Mischka!"

„Still," flüsterte jener. „Willst Du mir eine Liebe thun? Ich habe hier Etwas, sie Dir reichlich zu vergelten." Er zeigte ihm das mitgebrachte Geld. „Laß mich den Jungherrn nach Hause rudern, und gehe Du mit meinem Kahn zurück. Ich muß mit ihm sprechen, und das geschieht besser heute, wie morgen."

Der Fährmann erwiederte mit schlauer Beziehung:

„Hast Recht, Mischka, wenn Du ihn heute faßst. Er kommt gerade von Deiner Terka, und wenn Du es gescheut anfängst, so kannst Du viel von ihm fordern. Das ist's doch, was Du meinst, mein Sohn?"

„Das ist's, was ich meine!" antwortete Mischka. „Eines aber mußt Du mir noch dazu thun, gieb mir Deinen Mantel. Ich habe Fieber gehabt und friere. Und hier, nimm Dein Geld."

„Hätte nie gedacht," lachte der Fährmann, „daß der närrische Mischka so gescheut wäre."

Er warf ihm seinen weißen, buntgestickten Mantel über die Schultern, nahm sein Geld und ließ sich von Mischka, der kein Wort weiter sprach, nach der Stelle führen, wo dessen Kahn lag. Er stieß vom Lande und verschwand bald im Dunkel.

Wäre dieses Dunkel nicht gewesen, und hätte der Fährmann den Ausdruck von Mischka's Gesicht, überhaupt das Verstörte, Jammervolle, Entsetzliche seiner ganzen Erscheinung sehen können, nicht um alle Güter des Freiherrn hätte er ihn seine Stelle

bei dem Jungherrn einnehmen lassen. Mischka aber steht am Wasser und lauscht den Ruderschlägen des Enteilenden, bis er nichts mehr von ihnen vernimmt. Dann schreitet er, einem Nachtwandler ähnlich, nach des Jungherrn Nachen zurück. Den weißen Mantel des Fährmanns, der durch das Dunkel leuchtet, schlägt er fest um die Schultern, und kauert, unverwandten Blickes nach der Hütte starrend, in dem Kahn nieder. Und wieder steigt es aus der arbeitenden Brust in seine weit geöffneten Augen empor. Die Nacht ist keine Nacht mehr für ihn. Er sieht — und sieht für sich das Entsetzlichste. — —

So mochte eine halbe Stunde vergangen sein. Da weckt ihn der leichte Schritt und das gewohnte Pfeifen des Jungherrn aus seiner Starrheit. Wie von einem Unheil berührt, rückt er zur Seite, den Gebieter vorüberlassend, der sich auf dem Mittelsitze des Kahnes niederläßt. Ohne sich um seinen Fährmann zu kümmern, sitzt dieser dem Stummen gegenüber. Mit vollen Zügen schlürft er die milde Nachtluft. Seine Brust ist offen; die Ulanenjacke weit zurückschlagend, giebt er die heiße dem erquickenden Winde bloß. Wer ihm gegenübersitzt, davon bebt keine Ahnung in die schwüle Seligkeit, in welcher er dahindämmert. Wohl fährt er auf, da sein Ruderer wild, wie der Wahnsinn des gebrochenen Herzens, vom Lande stößt und das Fahrzeug, als sei es ein Pfeil, durch die Fluthen jagt. Aber schon im nächsten Moment versinkt er in sein früheres Träumen, und bemerkt weder die übermenschlichen Anstrengungen, die den Nachen beflügeln, noch daß dieser in einer Richtung dahinschießt, deren Ziel unmöglich der Herrenhof sein konnte. Nun aber wird die Wolkenwand, welche einen Theil des Himmels bedeckend, das Licht des fast vollen Mondes der Erde entzieht, in ihrer Mitte dünner; ein matter Schimmer durchdringt sie; nun theilt sie sich ganz und, eine Welt von Silber, bricht der Mond aus seinen gelüfteten Schleiern. Zitterndes Licht streut er über die weite Wasserfläche, die begierig den keuschen Glanz einsaugt. Dunkel erheben sich aus dieser Helle die Umrisse einer Baumgruppe. Hundert Schritte und kaum diese trennen sie noch von dem Kahne, der ihnen, gerade als zöge ihn eine magnetische Gewalt, zufliegt. Das dumpfe Kochen strudelnder Wasser tönt näher und näher. Ihnen entgegen rast der Kahn mit seinen wortlosen Insassen.

Indessen hatte die plötzliche Helle den Jungherrn aus seinen Träumen geweckt. Fröstelnd schließt er die Ulanka über der offenen Brust. Dann blickt er umher und erkennt die ungewohnte Richtung, in der sein Ruderer das Boot lenkt. Diesem war des Fährmanns Mantel von den Schultern, der Hut vom Kopfe geflogen. Auf seine dunkle Gestalt, auf sein leichenblasses Gesicht fiel das zitternde Silber des Mondes. Erstaunt, erschreckt, wie einem unheimlichen Spuk starrt ihm der Jungherr entgegen.

„Mischka," rief er endlich, „Du?!"

Der Kahn schoß eben ganz nahe auf den tobenden Strudel unter den Bäumen los. Mischka sprang empor. Ueber seinem Rücken hing die Geige. Blitzend wie eine Messerschneide lag der Reflex des Mondes auf dem Rande ihres polirten Kastens. Hoch erhob er das Ruder.

„Wo ist die Terka?" rief er mit einer Stimme, darin nichts Menschliches mehr vorhanden war.

Der Offizier übersah im Augenblick die Gefahr seiner Lage. Er sah, daß der Wahnsinn in seinem ganzen Entsetzen vor ihm stand. Er wollte den gefesselten Arm aus der Binde reißen. Es gelang nicht. Mit der gesunden Hand griff er nach dem Säbel.

„Was willst Du?" rief er mit stolz drohendem Tone; und aufspringend stand er dem Fürchterlichen Brust gegen Brust gegenüber.

„Die Terka zurück, oder Dich selbst!" Aber mit gellendem Gelächter unterbrach er sich: „Wie sie jetzt ist — nein! Aber auch Du sollst sie nicht mehr haben! Du auch nicht!"

Von den ersten Kreisen des Strudels erfaßt, schwankte und schütterte der Kahn.

„Hörst Du das Wasser? Das ist für uns Beide. Bist ja mein Brüderchen gewesen — bist es noch! Wieder werden wir nun in einem Bette schlafen, wie sonst. Weißt es noch, mein Karoly, mein Jungherr — wie sonst!"

„Wende den Kahn!" schrie Jener, und sein geschwungener Säbel blitzte im Mondlichte.

Er holte zum Hiebe aus —, aber

Mischka's rasender Arm kam ihm mit wuchtigem Ruderschlag zuvor. Schwer, zerschmetternd traf er mit dem gewaltig geschwungenen Holze den gesunden Arm des Jungherrn. Der stieß einen wilden Schmerzensruf aus; der Säbel entfiel der gebrochenen, blutenden Hand; über den Rand des Kahns flog die blitzende Waffe und versank in der Fluth. Dann schnitt ein geller Schrei durch die Nacht, schrillend und unnatürlich, wie er sich nur je einer lebendigen Kehle entrungen. Ueber des schwankenden Nachen Bord aber stürzte, von des Zigeuners eigenen Händen herabgestoßen, die Gestalt seines Jungherrn, seines Bruders. Ein kurzer Kampf in dem wirbelnden Element — und schon zeigt nur noch eine rothe Spur, wo er untergesunken. Noch einmal reißt die gurgelnde Fluth den, der sie sonst zu meistern verstand wie Keiner, jetzt aber gebunden und wehrlos ihrem Grimme dahingegeben ist, empor — zum letzten Male — und die aufbrausende Fluth hat ihr Opfer empfangen.

Wo aber blieb der Entsetzliche, der Furchtbare, der dieses Opfer darbrachte? Wo blieb Mischka? Schon in dem nächsten Augenblicke, nachdem er das Schreckliche gethan, schlug der, den letzten Halt verlierende Kahn um. Der Strudel ergriff den Verbrecher und riß ihn weit weg. Aber mit ungehinderten Armen vermochte er den Kampf mit dem Elemente aufzunehmen. Er ringt sich mit den letzten Kräften, die ihm geblieben, aus dem Bereiche der hinabziehenden Strömung los, und bald treibt er, halb schwimmend, halb watend durch unbewegte Fluthen dem so kurz vorher erst verlassenen Ufer zu. Mit noch Einem verließ er es. Allein und doppelt jammervoll erreicht er es wieder. Das Ungeheure hatte seine Lebensgeister erschöpft. Nur noch von ihrem letzten Aufflackern getragen, vermag er sich zu Schari's Hütte zu schleppen. Auf der Schwelle bricht er nieder. — —

In der Hütte selbst ist noch kein neues Licht entfacht. Ganz in sich hineingeschmiegt, wie furchtsam vor sich selbst, duckt Terka in der finsteren Ofenecke. Ihre Wangen brennen, und ihr ganzes Wesen pulsirt in flackernder Gluth. Nur kein Licht! Einzig im tiefsten Dunkel öffnet die Nachtviole den duftenden Schoß, daß ihr der laue Wind die Liebe der Gattenblüthe zutrage. Zusammenschauernd und duftlos aber schließt sie den Kelch, sobald der Sonne mysterienfeindliche Lichtherrschaft beginnt. So schauerte das junge Geschöpf dort in der finsteren Ecke, aufgelöst am Busen der Nacht. Sie bebt vor einem Lichtstrahle — nein, kein Licht, nur kein Licht!

Ahnt sie, wer indessen auf ihrer Schwelle den letzten Kampf kämpft? Ach, denkt und ahnt sie überhaupt etwas in dem Aufruhr, darin ihr ganzes Wesen dem großen Geheimniß, das sich ihr soeben enthüllte, nachzittert? Dem großen Geheimnisse, das alles Vergangene von ihr hinweggenommen, auf seinen Trümmern aber das Entzücken eines neuen Daseins entzündet! Nein! Nichts ahnt sie, nichts denkt sie. Nicht einmal den schaurigen Klageton vernimmt sie, der draußen erklingt, der von verdorbenen Saiten sich losringt, und zu einer Weise anwächst, die ihre Seele in den tiefsten Tiefen hätte wenden müssen, hätte sie überhaupt noch eine eigene Seele gehabt. In ihre Gluthen dringt nichts als das Bild der Göttergestalt, welche ihr jene Offenbarung gebracht, klingt nichts als der Ton jener Schmeichelworte, die in einzigem Kusse endigend, ihr Mädchenthum hinweggeflüstert hatten. Und doch ruft draußen von schlaffen, mißtönenden Saiten ein Lied, von dem jeder Ton ein Grablied dieses Brautnachttaumels war. Ueber aufgelöste Saiten führt eines Sterbenden Hand den nassen, verdorbenen Bogen. Zum Himmel weint die traurigste aller Weisen, die noch je gespielt wurde, und der Mond, entsetzt über so maßlosen Menschenjammer, sinkt hinter seine Wolkenpfühle zurück. Eines Sterbenden Hand führt den verdorbenen Bogen über aufgelöste Saiten. Wie fallende Thränen, dazwischen wie das Zischen von Schlangen, tönt es:

Erinnerung an Dich,
Herzliebste Rose mein.

Mit dem letzten Tone entsanken Bogen und Geige den eiskalten Händen des Spielers. Schwer fiel sein Kopf zur Erde.

„Jesus Maria!“ klang wenige Minuten darauf eine entsetzte Frauenstimme. Es war Schari, die, heimkehrend, fast mit dem Fuße an den vor ihrer Schwelle liegenden Mischka gestoßen hätte. Er erkannte sie noch:

„Schari,“ flüsterte er, „im Wasser liegt der Jungherr. Um der Terka willen brachte ich ihn um. Mach fort mit ihr, weit fort!

Der Freiherr thut sonst Euch, wie ich Jenem that. Fort — fort!"

Mit einer letzten krampfhaften Bewegung riß er die Geige an sein Herz. Der leise Ton, der ihrer dunkeln Holzbrust entstieg, trug auch die Seele ihres Meisters mit sich fort.

Was bleibt noch zu sagen? Wie im Herrenhause erst Unruhe, dann Besorgniß, endlich heftige Angst um den ausbleibenden Karoly die Gemüther ergriff; wie Boten entsendet wurden; wie der Fährmann herbeigeholt und vernommen wurde; wie den Freiherrn eine fürchterliche Ahnung befiel, als er hörte, Mischka, dessen seltsame Flucht von seinem Krankenlager seitdem gleichfalls bekannt geworden war, sei des Jungherrn einziger Begleiter auf der Rückfahrt gewesen! Mit Laternen und Fackeln eilte der Gebieter und sein Gefolge zum Flusse. Alle Kähne des Dorfes wurden bemannt. Ein Leben begann auf der weiten Wasserfläche, wie es hier die stille Nacht noch nie erlebt hatte. Man begegnete dem umgeschlagenen Kahne, der herrenlos dahintrieb — ein Anblick, bei dem des Freiherrn Ahnung sich zur Gewißheit des Entsetzens steigerte. Nach Schari's Hause! befahl er. Sie sprangen ans Ufer. Quer vor der Schwelle liegend, war Mischka's Leiche das Erste, das ihnen aufstieß. Die Frauen waren fort.

Die Frauen waren fort. Wohin? Wohin lenkt der Sproß des heimathlosen Stammes den flüchtigen Schritt, wenn der Fluch, der auf seine Väter geschleudert ward, auch ihn wieder von der Scholle losreißt, auf welcher er kurze Rast gefunden hatte? Wohin flohen sie? Zigeunervolk, die tausendköpfige Wirklichkeit der Ahasverusmythe, rastloses Wild, vom Entsetzen vor der eigenen Fußspur durch die Welt gehetzt! Wohin führt der Wind ein abgerissenes Blatt, wohin trägt der Gedanke eines Dichters, der in ungemessene Fernen stürmt?

Von Karoly wurde nichts gefunden.

Zwischen Wahnsinn und Gebet ringend, irrte die Freifrau durch die Gemächer des Herrenhauses. Tag um Tag verging. Keiner brachte eine Spur von dem Sohne. Dann lief die Ueberschwemmung ab; üppiges Schilf und große Blattpflanzen schossen aus dem reichlich getränkten Erdreich empor. Da fand man ihn.

Genug!

Die Ueberschwemmungen der kommenden Jahre sahen eine Frau mit ergrauenden Scheiteln und verödetem Herzen an ihrem Ufer hinwandeln. Ach, kein Kahn bringt ihr den Einzigen zurück. Geheimnißvoll, wie das Ereigniß, welches ihr den Sohn raubte, liegt die graue Fluth vor ihr. Ein Sonnenstrahl, der die kräuselnden Wellen vergoldet, eine Möve, die den schimmernden Leib über der unabsehbaren Fläche wiegt — das ist Alles!

Blüthe und Verfall Spaniens.

Von

Karl Wittich.

Voller Zweifel, wenn auch mit den besten Segenswünschen, betrachtet der Politiker die Wendung, welche die spanische Geschichte in jüngster Zeit genommen. Wird es der neuen Dynastie, die Spanien nach so weithin wirkenden Erschütterungen sich endlich gegeben hat, gelingen, in diesem Lande geordnete Zustände herzustellen? Von der ungewissen Gegenwart möchte ich den Blick hinlenken auf eine ferne, in sich abgeschlossene Vergangenheit, wo die Zersetzung Spaniens begann, deren traurige Folgen wohl auch noch künftighin für lange Zeit sichtbar bleiben werden, — wo die tieferen Ursachen all des Elends liegen, das wenigstens bis zum gegenwärtigen Moment uns grell vor die Augen tritt. Ein um so größeres Interesse erregt jene Vergangenheit, als in ihr Spanien eine Rolle gespielt hat, wie nie ein anderer Staat der Welt. Welch ein Zwerg freilich ist das heutige Spanien gegen jenen Riesen vor drei Jahrhunderten, der, da sein Organismus aufs tiefste erschüttert ward und da er im Innern völlig erstarrte, nach außen hin mit furchtbarer Gewalt auftreten konnte, um der gesammten christlichen Welt das Gesetz seiner eigenen Erstarrung zu dictiren! In der That, Größe und Verfall lagen einst dicht bei einander.

Im schärfsten Contrast aber zu dieser Periode der feindseligsten Auflehnung gegen den Gang europäischer Entwicklung

steht ein anderer, ihr kurz vorhergegangener Zeitraum, wo im Innern Spaniens die tüchtigen Keime bürgerlicher Wohlfahrt gepflanzt wurden, wo die Pflege derselben als Hauptaufgabe des Staates erschien und erst in zweiter Reihe dessen auswärtige Politik in Betracht kam. Von bescheidenerer Art, gleichwohl kräftig und lebhaft hatte diese den so emporblühenden Staat nach einer jahrhundertelangen Abgeschlossenheit zum ersten Mal in nahe Berührung mit anderen Staaten gebracht. Ein Zeitabschnitt hoffnungsreicher, leider nur allzu kurzer Blüthe war es gewesen!

Fassen wir zunächst die Uebergänge von der einen Erscheinung zu der andern ins Auge.

Wenn ich von Spaniens Blüthe rede, so denke ich dabei freilich nicht an das goldene Zeitalter der einstigen Eroberer und Herrn dieses Landes, die fremd und feindselig den Vorfahren der heutigen Spanier, wohl zahlreiche, unvertilgbare Spuren ihrer ehemaligen Herrschaft hinterlassen haben, die aber ihrem eigenen Geschlechte hier keine dauernde Stätte zu gründen im Stande gewesen sind. Ich gedenke nicht von den Arabern zu erzählen, da sie in grauer Vorzeit unter Abderrahman und Alhakem die Christen in den mannigfachsten Zweigen menschlicher Bildung, in Wissenschaften und Künsten, in der Landwirthschaft und im Bergbau, in zahlreichen mechanischen Fertigkeiten weit übertrafen. Ein überwundenes, in sich gespaltenes Volk waren damals die Vorfahren unserer Spanier. Geduldet, in Abhängigkeit lebten die Niederen unter ihren sarazenischen Besiegern; die Edleren und Höherstehenden waren in die natürlichen Festungen des Nordens, die unzugänglichen Berge von Asturien und in die Pyrenäen geflüchtet, wo sie auf dürren, unwirthlichen Felsen als wandernde Horden sich durch Raub ihren Unterhalt suchten.

Aber bedeutungsvoll sollte diese Periode tiefster Erniedrigung werden! In ihrer bittern Armuth gedachten sie nur um so lebhafter der Heimath ihrer Ahnen; abgehärtet durch Noth und Entbehrung, schickten die zerstreuten Ueberbleibsel sich an, jene Heimath mit ihren lieblichen Thälern und fruchtbaren Weingärten, die entweihten Stätten ihrer Religion wiederzuerobern. Ein Zeitalter ununterbrochener Kämpfe und Heldenthaten begann. Langsam unter unglaublichen Mühseligkeiten drangen die einzelnen christlichen Schaaren von ihren Fürsten geführt in die offenen Ebenen von Leon und Castilien, — weiter und weiter gen Süden vor. Und sie betrachteten ihre Sache als eine Sache des Himmels. Indem sie einen heiligen Krieg zugleich für ihr Vaterland und ihre Religion führten, hielten sie sich für auserlesen von der Vorsehung, die Vorkämpfer des Christenthums zu sein. Die Kirche fachte immer von Neuem die Gluth ihrer Begeisterung zu diesem Kreuzzuge an, verhieß „den in der Glaubensschlacht Gefallenen das Paradies.“ Im Altarschmuck, das Kreuz in der Hand, schritten Priester den Heeresreihen voran und offenbarten ihnen Wunder über Wunder! Hoch in der Luft auf einem milchweißen Streitrosse sahen die Helden ihren Schutzherrn San Jago reiten! Sie sahen, wie er kam, die gesprengten Schaaren zu sammeln und zum Siege zu führen! — So prägte sich neben dem feurigsten Patriotismus in dieser strengen Kriegsschule dem spanischen Charakter religiöse Ekstase und Aberglaube ein, die dem geistlichen Wesen eine Alles überwuchernde Macht verliehen. Jeder Schritt der Eroberung wurde durch die Gründung eines Gotteshauses geweiht. Das Priesterthum genoß unbegrenzte Verehrung und gewann neben dem Ansehen einen Reichthum wie nirgend anders.

Der Kirche zur Seite erwuchs auf dem neuerrungenen Boden auch ein mächtiger und reicher Adel, den es bald ganz im eigenen Interesse drängte, mit seinem Schwert das erkämpfte Gebiet zu erweitern. Von früh an nur zum Krieg gegen die Feinde des Glaubens und des Vaterlandes erzogen, sah dieser Adel im Kriege seine einzige Beschäftigung. Die Wissenschaften verachtete er als nutzlos. Das Schwert war seine Ehre und sein Recht; das Schwert legalisirte die Mehrzahl seiner immer wachsenden Anmaßungen.

Aber trotz der Machtfülle und der weitreichenden Vorrechte von Adel und Klerus wußte auf einem beschränkteren Territorium doch auch ein dritter Stand sich von früh an Geltung zu verschaffen. In den nämlichen Kämpfen gegen die Ungläubigen bildete sich, abweichend in Ursprung und Wesen von den verwandten Erscheinungen in andern Ländern, ein kräftiges und freies

Bürgerthum — nicht allmälig aus sich heraus, nicht zu friedlichen bürgerlichen Beschäftigungen, sondern fast ausschließlich zu ritterlichem Kriegsdienst. Der Kriegsdienst war im christlichen Spanien der eigentliche Zweck der städtischen Neugründungen. Durch zahlreiche Ansiedelungen in festen Plätzen galt es, das dem Araber abgenommene Gebiet zu sichern. Aber die Gefahr dieser Ansiedelungen mußte von vornherein durch die Gewährung lockender Freiheiten erträglich gemacht werden. Erst in der Folgezeit errang sich in den Städten neben den ritterlichen Neigungen und Gewohnheiten die Gewerbthätigkeit ein mäßiges Ansehen, in höherem Grade doch nur in den an der See gelegenen, wo man den Segen von Schifffahrt und Handel erkannte und unmittelbar in reichem Maße genießen durfte. Nirgend aber gab man im Lauf der Zeiten Wehr und Waffen wieder aus der Hand. Indem die Städte nach Abwendung der von den Arabern drohenden Gefahren gegen die Anmaßungen und Gewaltthätigkeiten ihrer Großen gerüstet blieben, vertheidigten sie die im Anfang erlangten Gerechtsame — wenn sie auch nur ein dürftiges Leben führten. In Arragonien hielten, wie man sagte, die Freiheiten der Armuth der Bürger mehr als das Gleichgewicht.

Ueber diesen verschiedenen Ständen erhob sich in den einzelnen Staaten, in welche Spanien lange Zeit zerfiel und die allmälig erst durch Heirathen und Erbschaften zusammenschmolzen, das Fürstenthum, die Krone. Aber so lange in steter gegenseitiger Eifersucht der eine Staat den andern beschränkte und seine Wirksamkeit aufhob, stand auch der eine Fürst der Machtentfaltung des anderen nach außen wie nach innen schroff im Wege. Wie konnten da die einzelnen kleinen Könige, da sie unter sich getrennt waren, daran denken, die wenigen Vorrechte zu erweitern, die ein so mächtiges Ständewesen ihrer Krone ließ? Bei der geringsten angreifenden Bewegung drohte der unbändige Adel, dem Landesherrn die Huldigung zu verweigern. In Aragonien vindicirte er sich trotz seiner Strenggläubigkeit das Recht, selbst einen Heiden zum Herrscher zu wählen.

Die Städte sagten sich wiederholt vom Gehorsam gegen ihren König los. Von Barcelona, der mächtigsten Stadt, urtheilte noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ein Gesandter der Republik Venedig: Die Freiheit ihrer Bürger im Verhältniß zum König sollte eher Frechheit genannt werden.

Gleichmäßig bemüht, nach oben hin ihre Unabhängigkeit zu behaupten, waren dennoch beide Stände, Adel und Städte, unter sich selbst niemals einig. Der Adel, der die Uebergriffe der Krone nicht duldete, hörte nicht auf, in die Rechte der Städte mit roher Feindseligkeit durch räuberische Ueberfälle einzugreifen. Die Städte traten, vor Allem in Castilien, in Bundesverbrüderungen zusammen, welche im nämlichen Maße gegen jede Ausdehnung der Adels- wie der Königsgewalt auf ihre Kosten gerichtet waren. Die Könige aber suchten, wenn auch ohne Erfolg, den Zwiespalt der beiden Stände sich zu Nutze zu machen, gerade durch diesen Zwiespalt ihre Herrschaft zu vergrößern. So fand ein Ringkampf Aller gegen Alle statt, ein Bürgerkrieg, in dem kein fremdes Recht anerkannt und geschont wurde. Eine Anarchie herrschte, durch welche die einzelnen Landschaften mehr als durch die blutigsten Maurenkriege verwüstet wurden.

Aber noch hatten auch diese keineswegs aufgehört. Die Gefahr für die Existenz des christlichen Spaniens war allerdings glücklich beseitigt. Die Landesfeinde, unter sich selbst zersplittert, hatten ja Schritt für Schritt vor jenen heroischen Spaniern der früheren Jahrhunderte zurückweichen müssen. Schon im dreizehnten fanden sie sich auf einen kleinen Bezirk im Süden eingeengt. Aber hier hielten sie Stand; hier in ihrem dichtbevölkerten Staate Granada blühten sie noch einmal empor und wetteiferten mit allen christlichen Völkern in jeder bürgerlichen Betriebsamkeit. Und von hier aus unternahmen sie — zwar keinen neuen Eroberungszug in das christliche Spanien, welches sie rings umklammerte, aber doch unaufhörliche Streifzüge nach allen Richtungen hin in die ihnen zunächst gelegenen Provinzen. Sie konnten viel wagen, da sie jede Provinz gleichgiltig um die andere und jede durch ihr eigenes Fehdewesen ohnmächtig sahen.

Das waren die allgemeinen Zustände, als in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in Castilien und seinen Nebenreichen Königin Isabella, in Ara-

gonien und seinen Nebenländern König Ferdinand die Regierung antraten. Nun wurde es anders. Beide, schon vor ihrer Thronbesteigung mit einander vermählt, vereinigten ihre Reiche zu einem festen Bunde. Beide, von dem nämlichen Streben beseelt, an Stelle der Zersplitterung aller Kräfte eine starke, geschlossene Macht unter der gesicherten Oberherrschaft ihrer Krone zu errichten, gewannen erst durch diese Vereinigung hierzu die äußere Fähigkeit. Hand in Hand gingen Beide in ihren besonderen Reichen, deren jedes sein eigenes Recht behielt, den nämlichen Weg nach den nämlichen klar erfaßten und mit Sicherheit verfolgten Grundsätzen. Denn zu jener äußeren Fähigkeit kam ihre hohe Geschicklichkeit und Klugheit, ihre rastlose Thätigkeit und Energie. Was ihren ohnmächtigen und minder begabten Vorfahren nicht geglückt war, durch die Trennung der einzelnen Stände zu herrschen, das gelang nun ihnen mit einem Schlage.

Beide Herrscher verbündeten sich mit den Städten gegen den Adel. Die in der That staatsverderbliche Uebermacht der Großen zu brechen, das war die erste, die nothwendigste Aufgabe. Die Städte, die nichts dringender wünschten, als die Herabsetzung des verhaßten Adels, ergriffen sofort die freundlich dargebotene Hand. Freilich halfen sie jetzt auch über sich selbst der königlichen Gewalt den so lange bestrittenen Vorrang befestigen. Indem ihre jetzt von Neuem gebildete Hermandad (d. h. Verbrüderung) ausschließlich der Abwehr des verhaßten Adels galt, ließen sie es geschehen, ohne daß sie es selbst kaum merkten, daß diese militärische Organisation zu einem Werkzeug in der Hand des Königthums wurde. Denn mit überlegener Weisheit verstanden die Herrscher, die neue Hermandad bald völlig von ihrem Willen abhängig zu machen. Ohne Frage verlor damit das Städtewesen an Selbständigkeit. Aber auf der andern Seite gewann es durch die Erfolge, die nun über die Aristokratie errungen wurden, bedeutend an politischem Ansehen. In engere Schranken gewiesen, lernte es sich da nun um so sicherer fühlen. Es lernte den Werth einer Regierung schätzen, durch deren Mitwirkung es doch erst nachhaltig gegen den Druck der Adelsherrschaft geschützt werden konnte. Und klug genug waren die Herrscher, die ursprünglichen Rechte und Freiheiten des dritten Standes, auf den sie fortdauernd sich stützten, fortdauernd zu respectiren. Ferdinand sprach die Worte: daß da, wo König und Unterthanen in ihren Rechten einander das Gleichgewicht halten, das Königthum am festesten gegründet sei. — Auf alle Seiten hin erwies sich diese Politik als segensreich. Nach wenigen Jahren schon endete der systematische Vernichtungskrieg der Krone und der Städte gegen die Raubburgen der Großen mit einem vollkommenen Triumphe. Ein beträchtlicher Theil dieser Burgen ward niedergerissen, das Land von seinen adeligen Wegelagerern gereinigt. Nun wurden die strengsten Gesetze zur Wahrung des Landfriedens erlassen, die härtesten Strafen auf Privatfehden gelegt. Die Strafen für Diebstahl wurden mit Blut geschrieben. Auch auf die geringste Entwendung stand Verlust eines Gliedes, selbst Verlust des Lebens. Gnädigst ward indeß bestimmt: „daß der Missethäter das Sacrament gleich einem katholischen Christen nehmen und hierauf so schnell als möglich hingerichtet werde, damit seine Seele um so sicherer in den Himmel komme.“ — Den Gesetzen wurde Geltung verschafft zunächst unter dem Schutz jener bewaffneten Bürgerwehr durch pünktliche Handhabung, durch rücksichtslose Unparteilichkeit. Der Adel murrte, aber er war besiegt, seine Uebermacht gebrochen; er mußte sich fügen.

Eine Reihe durchgreifender Reformen ward namentlich durch Isabella in Castilien, dem hervorragensten Glied und bald dem Haupt der neuen Monarchie, eingeführt. Die alten Gesetze wurden dort gesammelt, geprüft, revidirt, das ganze Gerichtswesen umgestaltet. Oeffentliche Gerichtshöfe wurden errichtet. Sie selbst, die Königin, saß bei ihrer Anwesenheit in Andalusien jeden Freitag im Alkazar von Sevilla zwischen Bischöfen und Rechtsgelehrten öffentlich zu Gericht.

Die Hauptsache war nun aber, daß Isabella auf Grundlage der hergestellten Ordnung, der gleichmäßigen Beschirmung von Person und Eigenthum, Zustände schuf, unter denen das wahre bürgerliche Element zum ersten Mal gedeihen und einen raschen Aufschwung nehmen konnte. Zum ersten Mal lehrte sie die Castilianer, des Hauses bescheidene Arbeit neben den prunkenden

Thaten des Krieges schätzen, „die seit Jahrhunderten vernachlässigte Pflege der Gewerbe, des Ackerbaues, des Handels nachholen." Denn nicht nur, daß jetzt im Frieden und beim wiedergeregelten Verkehr der Bürger frei aufathmete und das Vertrauen gewann, die Früchte seiner Arbeit auch genießen zu können. Isabella hat eigentlich erst durch eine Menge innerer Verbesserungen, durch Anlage von Landstraßen, Brücken, Canälen in großartigem Maßstabe, ferner durch heilsame volkswirthschaftliche Gesetze den Gewerbefleiß und Unternehmungsgeist im Innern Spaniens begründet. Und auch in den Seestädten hat sie durch Erbauung von Hafendämmen, Leuchthürmen, Vertiefung der Häfen Schifffahrt und Handel mächtig gefördert. Prämien wurden auf Schiffe von einem gewissen Tonnengehalt gesetzt. Eine verhältnißmäßig starke Kriegsflotte nahm die Handelsflotte unter ihren Schutz. Die letztere wurde zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts auf eintausend Fahrzeuge geschätzt. Der Verkehr mit dem Auslande erweiterte sich täglich. Spanische Geschäftsführer und Consuln fanden sich in allen Haupthäfen des Mittelmeeres und selbst der Ostsee ein. Spanien ward namentlich der große Stapelplatz für Wolle. Außer dieser bildeten Früchte und Metalle und einfachere Kunsterzeugnisse, wie Zucker, Oel, Wein, Stahl, Häute die Hauptgegenstände seiner Ausfuhr. Aber es begann auch schon eine höhere Industrie in einigen Städten und Landschaften sich zu entwickeln. Wohlthätige Maßregeln der Regierung förderten den Bau und die Bearbeitung der Seide. In Toledo sollen bald zehntausend Menschen mit der Bearbeitung von Zeugen in Wolle und Seide beschäftigt gewesen sein. Segovia glänzte durch seine Waffenfabriken. Die Stahlarbeiten Barcelona's, die Silberarbeiten Valladolids erwarben sich europäischen Ruf. In die Städte und Bürgerhäuser zog mit den neuerworbenen Reichthümern zugleich der Kunstsinn ein. Das Land erfreute sich seiner natürlichen Wohlhabenheit. Kornfelder wogten in den Ebenen. Die Gebirge waren mit Reben und Fruchtbäumen bedeckt. Und — um das schlichte Handwerk nicht zu vergessen, eben damals errang sich auch dies in Spanien seinen Ehrenplatz. So sehr gedieh der Stand der Handwerker unter Isabella, daß er sogar begann, politische Ansprüche zu erheben und in den Städten eine besondere Partei neben den großen Kaufleuten und den höheren städtischen Elementen zu bilden.

Ich gehe hier nicht auf weitere Einzelheiten ein. Friedliches Gedeihen und Wachsen des Volks in bürgerlicher Arbeit: das war das allgemeine Streben und darin wurde das Volk durch eine weise Regierung überall unterstützt.

Der Vortheil für die letztere zeigte sich. Ohne das Volk mit schweren Abgaben zu belasten, verbesserten sich unter der Gunst der Umstände, zugleich durch die eigene Sparsamkeit, ihre Finanzen außerordentlich. In fünf Jahren vermehrten sich die öffentlichen Einkünfte fast um das Sechsfache; ja gegen Ende dieser Regierung stiegen dieselben auf das Dreißigfache des anfänglichen Betrages.

Auch um die geistige Ausbildung des Volks erwarb sich die Regierung ungemeine Verdienste. Isabella bestimmte, daß nicht mehr wie vordem Geburt, sondern Kenntniß die Anwartschaft auf Aemter verleihe. Sie erhob, was unerhört in Spanien war, zu den höchsten Aemtern häufig Männer aus niedrigem Stande. Bisher hatte der Adel ausschließlich alle höhern Staatsämter mit ihren meist enormen Einkünften für sich in Beschlag genommen. Jetzt ging er dieses Vorrechts mit einem Male verlustig. Wer nach Auszeichnung strebte, hatte sich fortan durch wissenschaftliche Bildung den Weg dazu zu bahnen — der Adelige sowohl wie jeder Andere. Um aber das Ehrgefühl des jungen Adels zu wecken und ihn von seinem bisherigen rohen Treiben abzubringen, stiftete Isabella an ihrem Hof eine besondere Schule für denselben; bald hieß es, daß kein Spanier mehr für adelig gelte, der die Wissenschaften gleichgültig betrachte.

Neben der allgemeinen Bildung blühten die classischen Studien auf den Universitäten empor. Die Schulen von Cordova, Toledo, Barcelona füllten sich mit Schülern, vor allen Salamanca; siebentausend Studenten soll letzteres gezählt haben. Vielleicht doch hatte Salamanca seine besondern Reize. An dieser Universität hielt eine Dame, Donna Lucia de Medrano öffentliche Vorlesungen und zwar über lateinische Classiker. Ein anderer weiblicher Professor zu Alcala bekleidete mit großem Beifall

(was an sich nicht wunderbar ist) den Lehrstuhl der Redekunst.

Erasmus von Rotterdam aber spendete damals den Wissenschaften in Spanien das Lob: sie hätten im Laufe weniger Jahre sich auf eine so blühende Stufe erhoben, daß sie den gebildetsten Völkern Europa's zum Muster dienen dürften.

waren in Trägheit und Zügellosigkeit versunken. Aber Isabella stellte die klösterliche Zucht wieder her. Man sah sie häufig in Frauenklöster eintreten, Nadel und Spinnrocken nehmen, die Nonnen zur weiblichen Handarbeit anleiten. Ihr Beichtvater Ximenes reformirte mit unerbittlicher, düsterer Strenge die Mönchsorden und zwang



Isabella die Katholische.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit wandte die treffliche Königin auf die Verbesserung der kirchlichen Zucht. Jener begeisterte und begeisternde Heldenmuth, den die großartigen Maurenkriege der vorhergehenden Jahrhunderte wachgerufen hatte, schien längst geschwunden zu sein. Der Klerus genoß seinen irdischen Reichthum. Die religiösen Gesellschaften beider Geschlechter

die Glieder derselben zu einem Leben voller Buße und Entsagung. Das paßte nicht Allen, mehr als tausend Franciscaner verließen das ihm untergebene Erzstift Toledo, — sie erklärten, lieber ihr Leben unter den Ungläubigen Afrika's beschließen zu wollen. — Früher als in irgend einem andern Lande und nicht auf fremde Veranlassung erst vollzog sich die Kirchenverbesse-

rung in Spanien. Noch ehe die Wogen der Reformation heranbrausten, um die morschen Pfeiler des Katholicismus umzustürzen, wurden diese gerade in Spanien auf Isabella's Antrieb von Neuem befestigt.

Bei so vielen glänzenden Seiten fehlt es indeß nicht an dunklen Schatten. Isabella's Frömmigkeit wurde zu einer Quelle schweren Irrthums und Unrechts und traurigen Verhängnisses für alle Folgezeit. Durch fanatische Rathgeber gedrängt, hat sie jenes furchtbare Tribunal der neueren Inquisition in Castilien aufgerichtet und ihrem Beispiel ist Ferdinand in Aragonien gefolgt. Ursprünglich richtete das Königspaar die Inquisition gegen die Juden, die, längst dem grimmen Neid und dem fanatischen Haß des Pöbels wehrlos preisgegeben, der Form nach und zum Scheine sich zum Christenthum bekehrt hatten. Sofort schon mit der ersten Stiftung fiel auf das gesammte Volk ein giftiger Thau. Es wurde aufgefordert, es wurde bei Strafe des Ausschlusses aus der kirchlichen Gemeinschaft verpflichtet, sich zum Werkzeuge des Verfolgungsgeistes zu erniedrigen. An alle Stadtbehörden erging der Befehl, dem Ketzergericht jeden möglichen Vorschub zu leisten. In allen Kirchen wurde das gehässige Geschäft des Angebens als ein Gott wohlgefälliges Werk gepredigt. Der Geist der niedrigen Rachsucht, der Heuchelei und der Feigheit wurde groß ge-



Ferdinand der Katholische.

zogen. Denn die Namen der Ankläger und der Zeugen blieben dem Angeklagten verschwiegen. Nichts charakterisirt mehr die schmähliche Unsittlichkeit dieses Instituts als Ximenes' Entgegnung auf das an ihn gerichtete Gesuch, beide Parteien einander offen gegenüberzustellen. Wenn dies geschähe, sagte er, so würde sich Niemand mehr zu einer Anklage bereit finden. Durchaus im Finsteren schlich das Tribunal. Geheimnißvoll verschwand der Angeklagte den Augen der Welt. Von jedem Verkehr mit dieser abgeschnitten, jeder Stütze beraubt, ward er in unterirdischen Gefängnissen, wo das Schreien verhallte, das die Folterqual verursachte, ohne Kenntniß der Anklage einem arglistigen Verhöre blosgestellt, das nur darauf ausging, ihn in Widersprüche mit sich selbst zu verwickeln, um ihn ins Verderben zu stürzen. Die unbedeutendsten Umstände reichten zur Erhebung peinlicher Anklagen hin. Wer seinen Kindern hebräische Namen gab, galt als Ketzer. Wer dann verurtheilt war, „abgespannt“ zu werden, wie man sagte, der wurde in einen groben gelben, mit schwarzen Teufels- und Flammengestalten verzierten Rock gehüllt, um auf dem Scheiterhaufen die qualvollste Todesart zu erleiden. Durch dieselbe beabsichtigte man, die Schrecknisse des jüngsten Gerichts darzustellen. — Es ist bekannt, wie diese Hinrichtungen oder Autodafés, auf deutsch „Glaubensacte,“ seit der Einsetzung des Ketzergerichts alljährlich ihre Opfer nach Tausenden zählten.

Erfolglos aber blieb das Wüthen der Inquisition in Bezug auf die Bekehrung, und Isabella ließ sich durch die Glaubenseiferer bald zu einer neuen grausamen Maßregel verleiten. Sie unterzeichnete am 30. März 1492 den Befehl zur Austreibung aller Israeliten und verbot ihnen die Rückkehr ins Reich bei Todesstrafe. In alle Welt zerstreuten sich die Unglücklichen. Die Nachkommen der nach England Ausgewanderten hielten aber am treuesten an ihren Traditionen fest; sie bewahren bis heut in ihren Synagogen die spanische Sprache, sie blicken noch heut auf das geliebte Land der Väter zurück; sie haben sofort nach dem Gelingen der letzten Revolution sich an die neue Regierung um Aufhebung des Edicts vom Jahre 1492 gewandt. —

Als aber so die Juden vertrieben waren, da reifte schon eine neue blutige Saat für die Schnitter heran. Die Inquisition wurde nun gegen die Mauren gerichtet, — wenige Jahre nachdem ihr Staat Granada, die letzte Stätte ihrer Unabhängigkeit, durch die vereinigten Kräfte der neuen spanischen Monarchie erobert worden war. Denn kaum hatten Ferdinand und Isabella den Frieden im Innern hergestellt, als sie ihr Auge auch schon auf Granada gerichtet. Dies, ihr altes rechtmäßiges Besitzthum, so hatten sie erklärt, dürfe nicht länger in den Händen der Ungläubigen bleiben; und wer wollte sie tadeln, daß sie den spanischen Staat ausdehnten, soweit ihm die Natur seine Grenzen bestimmt zu haben schien! Wer wollte sie tadeln, daß sie den immer feindlichen, immer unruhigen Nachbaren ihre verderbliche Kraft brachen, daß sie dem permanenten Kriegszustand, der die Folge war von der Theilung des Landes zwischen Christen und Mohamedanern, ein Ende machten! Freilich ein beinahe zehnjähriger Krieg, ein neuer Kreuzzug des gesammten Spaniens war hierzu nöthig gewesen. Noch einmal hatte dieser in der ganzen Nation die heilige Begeisterung, die religiös ritterliche Schwärmerei des Mittelalters wachgerufen. Noch einmal hatte sich da der ganze Zauber der Romantik entfaltet. Auch Geistliche vom höchsten Rang waren wieder mit ins Feld gezogen, hatten selbst den Harnisch über Chorhemd und Kapuze geschnallt. Verzweifelt war der Widerstand der Mauren. Von der Höhe ihrer Berge hatten sie Felsblöcke auf die christlichen Schaaren geschmettert. Umsonst! Unter den Kriegsrufen: „San Jago und die heilige Jungfrau,“ „Castilien, Castilien“ waren die maurischen Felsenfestungen erstiegen worden, bis endlich auch von den rothen Thürmen der Alhambra das Banner des Kreuzes wehte. Das war das Ende des Krieges und das Ende der maurischen Herrschaft in Spanien nach fast achthundertjährigem Bestehen. Für die Spanier war es in seinen Folgen doch nur ein zweifelhafter Gewinn. Wenn auch der Landfriede sich nach Süden hin ausdehnte, wenn auch ein äußerst ergiebiges und fruchtbares Land inmitten seines Glanzes erworben war: aus diesem letzten Kriege vererbte sich neben dem religiösen Fanatismus auch der Hang zur Grausamkeit; und das Verhältniß zwi-

schen Siegern und Besiegten erzeugte fortan Hochmuth und Herrschsucht. Das Schlimmste war: man brach das den Mauren bei ihrer Unterwerfung gegebene Wort. Man nahm ihnen gegen Recht und Vertrag zunächst ihre Religion. Man begann gegen sie das Werk der Bekehrung mit Schrecken. Wenn diese Ungläubigen, so sagte Ximenes, auf den Weg des Heils nicht gezogen werden könnten, so müßten sie dahin getrieben werden. Die Rückfälle der Bekehrten schufen einen unerschöpflichen Vorrath für die feurigen Arbeiten der Inquisition.

Mit Granada's Einverleibung war aber Spanien, wenigstens nach außen hin, ein Staat und machte nun als solcher im großen Zusammenleben der Völker sich geltend. Sofort trat es auf als eine europäische Macht ersten Ranges; es zeigte in den Kämpfen um das Principat über Italien sich seinem Nebenbuhler Frankreich durchaus überlegen, militärisch sowohl als diplomatisch. Seinen Truppen und Feldherren, die in der Schule des maurischen Krieges erzogen waren, hielten die französischen nicht Stand. Und König Ludwig XII. mußte im Spiel der diplomatischen Verhandlungen gegen Ferdinand von Aragonien, den größten Staatsmann seiner Zeit, vollends den Kürzeren ziehen. Allerdings die Moral hat damals in der Diplomatie so wenig Geltung gehabt als heute, vielleicht noch weniger. Als Ferdinand erfuhr, daß Ludwig ihn beschuldigte, ihn dreimal betrogen zu haben, da rief er, eifersüchtig auf seinen Ruhm, voll Aerger aus: „Er lügt, ich habe ihn mindestens zehnmal betrogen.“

Doch was erntete Spanien aus seiner Herrschaft in Italien? Damals erschien es Frankreich gegenüber hier noch als Befreier. Damals machten sich die Spanier durch den Druck ihrer Fremdherrschaft noch nicht allgemein verhaßt. Freundlich und schonend traten sie auf. Aber von vornherein war es allerdings nur eine Quelle ewiger Verlegenheiten, die sie sich geöffnet, ein unnatürliches und äußerst kostspieliges Verhältniß, das sie angebahnt; durch ihre Besitzergreifungen in Italien gaben sie Frankreich den Vorwand zu wiederholten, zu den ernstesten Feindseligkeiten.

Welch anderen, unvergleichlichen Gewinn versprach den Spaniern ebendamals eine in weiter Ferne gemachte Eroberung! Unerwartet, aus der Tiefe des Meeres war dem Königspaar eine neue Welt emporgetaucht. Zum Ruhme und zum Segen des damaligen Spaniens entdeckte Columbus Amerika. Aber es wurde auch dies nur ein vorübergehender Segen. Glänzende Träume von einem Feenreich, der Wahn, daß die entdeckten Länder an die östlichen Küsten von Asien grenzten, daß man den Schlüssel zum weltberühmten goldenen Indien gefunden habe; dazu allerhand Phantasmen, von dort aus sei das heilige Grab wieder zu erobern, der Großkhan zu bekehren, verblendeten von vornherein die Spanier, wie Columbus selbst. Nichts als Goldgier trieb sie indeß zu ihren Niederlassungen und weiteren Entdeckungen. Goldgier schuf Trägheit und Ausschweifung und würgte das arme Geschlecht der Indianer hin. Die spanischen Colonien waren bloße Eroberungscolonien, in denen kein anderes System, als das der rohen Ausbeutung und Brandschatzung galt. Eine geraume Zeit freilich ging das glänzend. Namentlich die im Handel mit Amerika ungemein bevorzugte Stadt Sevilla zog einen fabelhaften Gewinn. Sie war die goldreichste Stadt von Europa's. Dafür wurde sie aber auch vorübergehend durch das allgemeine Auswanderungsfieber so getroffen, daß sie nach einem Zeitgenossen nur noch von Frauen bewohnt zu sein schien.

Unter Spaniens Aegide war jedenfalls ein neues Zeitalter eingeleitet. Die Spanier als die Ersten sahen den Glanz seiner Morgenröthe. Und wie sie zuerst die neue Welt sich eröffneten, so trat auch zuerst von allen Reichen Europa's das ihrige aus dem Dunkel der mittelalterlichen Verwirrung als ein geordnetes Staatswesen im modernen Sinne klar und bestimmt ans Licht. Mit Recht rühmte ein Italiener, daß Spanien aus dem ordnungslosesten und gefährlichsten Lande sich zu dem sichersten in der Christenheit erhoben. Ueberblicken wir Isabella's Zeit, so finden wir, daß sie in jeder Beziehung epochemachend ist. Sie schuf Gutes und Schlechtes, Heilsames und Verderbliches. Das Gute und Heilsame, wie es im innern Frieden und in der Verwaltung, in Polizei und Justiz, im Aufschwung des Bürgerfleißes und der Wissenschaften sich kundgab, war doch überwiegend. Wenn wir berechtigt sind, von einer Blüthe-

zeit Spaniens zu reden, so ist es diese Zeit. Es waren freilich überall erst Anfänge — junge Keime, die einer weiteren sorgsamen Pflege bedurften.

Aber was brachte die Folgezeit?

Isabella's Todestag wurde bald von ihren Unterthanen als der letzte Tag des Gedeihens und Wohlseins des Vaterlands betrauert. Ihr Tod gab das Zeichen zu schweren Erschütterungen. Thronstreitigkeiten spalteten Castilien, und beide Kronen, auf denen Spaniens Macht und Einheit beruhte, schienen sich wiederum scheiden zu sollen. Ferdinand von Aragonien hatte seine Rechte auf Castilien aus seiner Ehe mit Isabella hergeleitet. Jetzt, nach ihrem Tode, war Johanna, die Tochter beider, als einzige Erbin der Krone die rechtmäßige Königin von Castilien. Aber Ferdinand dachte ganz für sie zu regieren. Dagegen protestirte nun Johanna's Gemahl, Erzherzog Philipp der Schöne, der Sohn des Kaisers Maximilian I., von den Niederlanden aus. Das war dem castilianischen Adel gerade Recht. Derselbe konnte in diesem Streit nur profitiren. Allzulange durch Isabella's Energie niedergehalten, hob er da von Neuem sein Haupt. Der kluge Ferdinand ließ es indessen zu einer neuen Anarchie nicht kommen. Er einigte sich wenigstens äußerlich mit seinem Schwiegersohne Philipp, als dieser in Spanien erschien. Beide aber setzten sich über die Rechte der Königin hinweg, auf die sie — jener als Vater, dieser als Gemahl — ihre Ansprüche gründeten. Johanna ward (zuerst von ihrem Vater) für unfähig zur Regierung, für wahnsinnig ausgegeben.

Es ist nicht lange her,* daß unsere Zeitungen eine oberflächliche Notiz brachten von der großartigen Entdeckung eines deutschen, seitdem plötzlich verstorbenen Geschichtsforschers, in dem spanischen Staatsarchiv zu Simancas, wodurch Johanna's Wahnsinn, der 350 Jahre als eine allgemein bekannte Wahrheit gegolten, als Fiction enthüllt worden ist. Es würde der größte und schnödeste Betrug sein, den die Welt je gesehen, und für das Wohl und Wehe Spaniens von einer außerordentlichen Bedeutung. Johanna wäre das elende Opfer der Herrschgier ihres Gatten und Vaters und, was das schändlichste, schließlich ihres Sohnes gewesen. Von allen dreien nacheinander wäre sie nicht wie eine Wahnsinnige, nein! wie eine Verbrecherin gefangen gehalten worden; und Alles, was während ihrer Kerkerhaft über sie verbreitet worden, wäre absichtliche Lüge.

Nach Philipp's frühem Tode — allgemein ward geglaubt, daß er vergiftet worden sei — kam sie völlig in die Gewalt Ferdinand's und ward nach Tordesillas gebracht.

Nach Ferdinand's Tod befahl ihr Sohn, der jugendliche Karl, aus der Ferne, die Anordnungen desselben für die Bewachung Johanna's streng aufrecht zu erhalten und nicht weniger das Geheimniß dieser Bewachung. Ein neuer furchtbarer Kerkermeister wurde ernannt, der sie oft Mangel leiden ließ. Schlechte Weiber hatte sie um sich und eine Menge Priester. Aber nie wurde, auch wenn sie fieberkrank darniederlag, ein Arzt zu ihr gelassen. Sie wollte nicht beichten und keine Messe hören und soll mit stillschweigender Genehmigung ihres Sohnes sogar gefoltert worden sein. Aber rührend gut war sie; selbst ihr grausamer Kerkermeister schrieb: ihre Reden könnten Steine erweichen, ihre Klagen erregten sein Mitleid.

Das Volk in jedem Fall bedauerte sie aufrichtig; und der gesunde Instinct des Volkes zweifelte sogar an ihrem Wahnsinn. Treu hielt es zu seiner rechtmäßigen Königin, zumal als es empfand, wie es in seinen gerechten Erwartungen von seinen ersten Habsburgischen Beherrschern betrogen ward. Denn fremd dem nationalen Interesse des spanischen Volkes, mißhandelten die Habsburger sofort auch dasselbe.

Durch ein fluchwürdiges Verbrechen, die Nation in der Königin erniedrigend, weihten sie ihre Fremdherrschaft über Spanien ein; durch unerhörte Willkür ließen sie dieselbe fühlbar werden: vor Allen König Karl.

Von einem höheren Standpunkt, es ist wahr, faßte bereits der junge Karl seine Herrschaft auf. Schon als Kind in den

* Dieser Aufsatz war kurz nach den Auffindungen des Geschichtsforschers Gustav Bergenroth, von denen derselbe zuerst in der historischen Zeitschrift von Sybel Notiz gab, geschrieben und der Redaction eingereicht worden; inzwischen sind diese Enthüllungen von anderen Geschichtsforschern geprüft und freilich wieder in Zweifel gezogen worden. Davon Näheres ein andermal. Der Verfasser.

Besitz des niederländisch-burgundischen Reichs gekommen, überdies im Besitz der Anwartschaft auf die Kaiserkrone, glaubte er sich von Gott berufen, eine christliche Universalmonarchie gründen, und „mittelst derselben die allein wahre Kirche des Heilandes gegen die Ungläubigen und Ketzer vertheidigen zu sollen." Dies war ihm von frühester Jugend an als seine Lebensaufgabe gelehrt worden. Eine Universalmonarchie ohne Spaniens unmittelbaren Besitz schien indeß ein Unding. Seine Mutter stand der Erfüllung seines vermeintlichen göttlichen Berufs im Wege, darum beseitigte er seine Mutter. Aber er beseitigte, als er zuerst nach Spanien kam, sogar diejenige Partei des Landes, die ihm in schwerer, unruhiger Zeit, in der Zeit seiner Unmündigkeit und seiner Abwesenheit am treuesten gedient, die ihm durch ihre thatkräftige Verwaltung den Weg zur Regierung hier geebnet hatte. Er zeigte, daß er Spanien nur als einen einzelnen Punkt in der erstrebten Weltherrschaft betrachten wollte. Allein zunächst trat er doch ganz als Niederländer auf, ähnlich wie schon sein Vater, nur bei weitem dreister als dieser. Während er den spanischen Adel mit der ausgesuchtesten Geringschätzung behandelte, vertheilte er die ersten Stellen in Kirche und Staat und die größten Einkünfte unter seinen niederländischen Adel. Dieser wollte nicht mehr bloß genießen, sondern auch regieren — Spanien wie eine eroberte Landschaft regieren. Durch fortgesetzten schamlosen Verkauf der Aemter an die Meistbietenden, durch überhohe Verpachtung der Steuern, durch Verschleuderungen und Erpressungen aller Art wurde es ausgeplündert. Karl selbst brauchte für seine Hofhaltung zehn bis zwölf Mal mehr als seine Großeltern. Sogar das königliche Patrimonium wurde angegriffen und zum Nutzen der Niederländer größentheils veräußert. Man hat treffend gesagt: Was den Spaniern Amerika war, ein sorgenfreies Mittel zur Erwerbung von Reichthümern, das sollte diesen Fremden Spanien werden. Sie wagten es, die stolzen Spanier ihre Indianer zu nennen. Die Großen des Landes waren aufs tiefste empört. Sie regten sich, indeß die Städte trotz ihrer Mißstimmung noch an sich hielten. Der immer geldbedürftige König wußte die letzteren zu ködern; er gab ihnen die schönsten Versprechungen und ließ sich neue Steuern von ihnen bewilligen. Dies geschah bei Gelegenheit seiner Huldigung auf der Cortesversammlung zu Valladolid. Da mahnten ihn die Cortes noch freundlich, aber eindringlich, gut und gerecht zu regieren; „denn der König ist der besoldete Diener seiner Unterthanen (mercenario de sus vasallos), die ihm Ehre und Gut gewähren; auf daß er für sie wache und sorge und ihre Rechte beschirme!" Karl kehrte sich nicht daran. Er vergaß, nachdem er das Geld eingesäckelt, was er versprochen; überall verletzte er leichtfertig die bestehenden Rechte, das alte Herkommen, die wohlbedachten Bestimmungen in Isabella's Testament.

Die Gährung griff weiter um sich; sie ergriff alle Theile, sie fing an, sich hier und da gewaltsam Luft zu machen. Aber wenn die einzelnen Stände trotz gleicher Bestrebungen niemals zu einem einmüthigen Handeln gegen die Anmaßungen der Krone gekommen waren: so geschah dies auch jetzt nicht. Das war ihr Verhängniß. Anfangs schien es wohl, als wollte die Regierung Karl's, der gebräuchlichen Königspolitik getreu, sich auf die Städte gegen den Adel stützen. Bald jedoch ließ der offene Aufruhr der allzustark beleidigten Städte sie davon abstehen. Toledo's Ruf zu den Waffen hatte an den verschiedensten Punkten gezündet, gerade als Karl sich genöthigt sah, zu seiner Kaiserkrönung nach Deutschland aufzubrechen. Eine heilige Junta bildete sich aus den hervorragendsten Städten Castiliens, aus den hohen und niedrigen bürgerlichen Elementen derselben — Rittern, Kaufleuten, Rechtsgelehrten und Handwerkern. Sie trat zusammen, wie sie erklärte, „zum Heile des Königs und des Reichs;" sie schwor dem König und der Verfassung Treue, sie entsetzte den niederländischen Regenten, die Beamten des Königs und bemächtigte sich der Regierung. Sie ließ ihre bewaffnete Macht unter der Leitung des begeisterten Heerführers Juan de Padilla zu einem neuen Bürgerkrieg hinausziehen.

Es war ein grausamer verheerender Krieg. Die getreuen Diener des Königs, jetzt Kaiser Karl des Fünften, griffen zu den schärfsten Gegenmitteln. Was von Bürgern in ihre Hände fiel, wurde aufgeknüpft, der Feuerbrand in die reiche Kaufmanns-

stadt Medina del Campo geschleudert, wo der gesammte spanische Handelsstand die größten Waarenlager besaß. Sie gingen in Flammen auf; man verglich die Einäscherung mit der Zerstörung Troja's; die Erbitterung, welche bei diesem Kampfe herrschte, war furchtbar.

Aber unwiderstehlich war auch die Macht, mit der Padilla nun vordrang. Er bemächtigte sich der Stadt Tordesillas — und befreite die Königin Johanna aus ihrer vierzehnjährigen Kerkerhaft. Da, als die unglückliche Frau aus ihrer dunklen Kammer ans blendende Tageslicht trat, unwissend, ahnungslos, umringt von fremden leidenschaftlichen Menschen; als sie aus ihrem Munde nun den Jammer des Volkes und die Ungerechtigkeiten ihres Sohnes vernahm, da schien sie plötzlich ihren Verstand wiedergewonnen zu haben. Ruhig hörte sie zu und antwortete. Kein liebloses Wort gebrauchte sie gegen Karl. Aber darüber sprach sie ihr Erstaunen aus, daß ihre Spanier sich so lange von den Niederländern hatten mißhandeln lassen. Und sie wunderte sich, daß nicht auch der Adel vor ihr erschienen war. Wo sind die Granden Spaniens? fragte sie; — ja sie mißtraute ihren Befreiern, den einfachen, gemeinen Bürgern, den Comuneros. Diese verkündeten sie als die allein rechtmäßig regierende Königin. Umsonst! Sie wollte aus ihren Händen die Krone nicht annehmen. Sie beschworen sie auf den Knien, durch ihre Proclamation das Land vom Untergange zu retten. Umsonst! Sie wartete auf ihre Granden!

Die Granden kamen, aber nicht zur Rettung. Anfänglich hatten diese dem Aufstande zugesehen, schadenfroh über Karl's Bedrängniß. Als aber die Comuneros, durch ihre schnellen Erfolge übermüthig gemacht, plötzlich auch gegen den hohen Adel sich zu wenden drohten, alte Streitpunkte hervorsuchten und Abschaffung seiner Privilegien verlangten, da waren sie es selbst, die unklug diesen Adel auf die Seite des Königs drängten. Bis dahin hatte Karl's Sache als verloren gelten müssen. Jetzt kam Alles für ihn darauf an, den Adel an sich zu fesseln. Und wunderbar verstand er das auch aus der Ferne. Er schrieb an Granden und Prälaten die liebenswürdigsten, schmeichelhaftesten Briefe, machte ihnen persönliche Zugeständnisse, die er bis dahin schroff verweigert hatte, gelobte dem Klerus, die heilige Inquisition so begünstigen und ehren zu wollen, als ein gerechter und gottesfürchtiger Fürst thun solle, verhieß Vermehrung und Bereicherung der Klöster, Beseitigung aller Secten, Unterdrückung jeder dem Klerus nachtheiligen Neuerung.

Adel und Klerus wurden, mit wenigen Ausnahmen, vollends gewonnen und stellten sich dem König zur Verfügung. Der Adel rüstete nun mit Macht gegen die verabscheuten Comuneros und — Karl durfte frohlocken. „Die gegen königliche Willkür unternommene Erhebung artete zu einem selbstmörderischen Kampfe zwischen Städten und Großen aus.“ Verrath spielte den Letzteren Tordesillas in die Hände. Die Comuneros begannen zu weichen; ihre Macht wankte. Johanna's dringendster Wunsch war jetzt freilich erfüllt. Sie sah sich endlich von ihren Granden umgeben. Die arme Betrogene! Unter den Granden befand sich ihr Kerkermeister, und ruhig ließ der Adel sie jetzt von Neuem durch diesen gefangen nehmen. Es war ein schwererer Kerker als der erste. Da konnte sie nun ihre Irrthümer und Fehler bereuen. Einen Moment hatte das Geschick Spaniens, ja Europa's in ihrer Hand gelegen. Sie hatte den Moment vorübergehen lassen. Dafür mußte sie nun büßen. Sie ward gemartert, bis sie in der That endlich wahnsinnig geworden ist. Erst nach einer neunundvierzigjährigen Gefangenschaft hat sie der Tod erlöst.

Und was wurde aus ihrem Volke? Um das Maß des Unglücks voll zu machen, spalteten sich die Comuneros, nachdem sie die Großen mit Gewalt ins feindliche Lager hinübergetrieben hatten, schnell in sich selber. Es erwachte jener unselige, zersetzende Sondergeist der localen Interessen der bis auf unsere Tage in diesem Lande alle Bewegungen des Volks vereitelt hat. „Rivalitäten und Empfindlichkeiten“ hetzten Stadt gegen Stadt und in derselben Stadt eine Partei gegen die andere. Ueberall trat Feindseligkeit der niederen Schichten gegen die vornehmeren hervor. Die Bewegung kam mehr und mehr in die Hände der ersteren. „Die Schuster ruiniren Alles,“ rief ein städtischer Ritter. Ja, der Pöbel führte das große Wort. Die heilige

Junta war völlig kopflos. Aber noch verzweifelte ihr Feldherr Juan de Padilla nicht; noch einen glänzenden Sieg erfocht er. Noch strömten ihm begeisterte Schaaren zu. Indeß, auch der Adel verstärkte mit der Autorität des Königs sein Heer. Bei Villalar kam es zwischen Adel und Städten zur Entscheidungsschlacht. Hier wurden diese vollständig geschlagen. Padilla ward in Villalar enthauptet. Eine castilianische Stadt nach der andern ergab sich. Noch zwar wogte, unter besondern Verhältnissen entbrannt, der Bürgerkrieg in Valencia; aber auch hier, wo Karl ebenfalls das Volk dem Adel preisgab, verblutete sich die zuerst siegreiche Bewegung des dritten Standes an innerm Zwist. So unterlag auch hier dieser Stand — und so endete die große spanische Revolution. Grausam ließ der König die Führer derselben strafen und hinrichten. In der Hauptstadt Valencia brach der hölzerne Galgen fast zusammen unter der Masse der Menschen, die, wie eine alte Chronik sagt, jeden Augenblick erhängt wurden; er mußte durch einen steinernen ersetzt werden.

Spanien war ruhig.

Der Tag zu Villalar hat den Gang der Revolution, er hat das Unglück zunächst von Castilien, dann von ganz Spanien entschieden. Denn dem Sturz des Hauptes mußte der der übrigen Glieder folgen; ja er bewirkte diesen. Mit Hülfe des überwundenen Castiliens konnte es dem Sohne und Nachfolger des Kaisers nicht schwer werden, die Freiheit auch in Aragonien zu vernichten. Von jenem Tage an pflegen die Spanier den Verfall ihres Vaterlandes im Allgemeinen zu datiren. Es war der Todestag des guten bürgerlichen Elements. Im Blut der Comuneros sind die Keime jener kaum begonnenen Entwicklung erstickt worden. Der Stand der Handel- und Gewerbtreibenden hatte gehofft, aus der Bewegung einen bedeutenden politischen Einfluß zu gewinnen; — er verlor vielmehr seine sociale Stellung. Denn von nun an begann bürgerliche Arbeit in Spanien für entehrend zu gelten.

(Schluß folgt.)

Zerstreute Capitel.

Von

Th. Storm.

Capitel X.

Allerlei Seltsames war in der alten Stadt. In der alten sage ich; denn seit der große Brand ihre Treppengiebel verzehrt und die Eisenbahn den Arm nach ihr ausgestreckt hat, ist sie jünger geworden, als sie es in meiner Jugend war.

Damals, wenn Unwetter in der Luft drohte, ließen wir uns das nicht, wie anderwärts, durch ein Wetterglas prophezeien, auch nicht durch einen Laubfrosch, der die Leiter in seinem Glase hinabkletterte, sondern durch einen alten Amtschirurgus, der die Treppen der drei Rathhausböden hinaufstieg und dann aus der obersten Giebelluke über die Stadt hinausprophezeite. Zwar betrafen seine Worte nicht zunächst das Wetter; vielmehr pflegte er sich dann als Kronprinzen von Preußen zu proclamiren und hinterher allerlei Verwünschungen über die höchsten Würdenträger der Stadt herabzurufen; aber wir Eingeborenen wußten Bescheid, ein Sturm aus Nordwest war gewiß im Anzuge. Oft habe ich aus dem engen Steinhofe eines Nachbarhauses hinaufgeschaut, wenn das breite rubinrothe Gesicht mit dem weißgepuderten Haarschopf droben aus dem Rathhausgiebel hinausfuhr, und mit Wonne die ungeheuren Aufrichtigkeiten eingesogen, die der aufgeregte Redner mit beiden Armen aus der Bodenluke hervorarbeitete. Es war dies allerdings nicht das geeignetste Mittel, um in einem jungen Herzen den Respect vor den Autoritäten des Staatskalenders groß zu ziehen, und ich habe später oft darüber nachdenken müssen, was der Mann nicht alles in mir zerstört haben mag. — Ob im Grunde genommen nicht der Amtschirurgus klarer sah als die Leute unten in der Stadt, die ihn für einen Narren hielten? — Nur so viel ist gewiß: auch wir Gesunden sehen die Dinge nicht, wie sie sind; uns selber unbewußt webt unser Inneres eine Hülle um sie her, und erst in dieser Scheingestalt erträgt es unser Auge, sie zu sehen, unsere Hand, sie zu berühren.

Ich glaube nicht, daß unser Amtschirur-

gus der Kronprinz von Preußen war; aber er war vielleicht ein Prinz jenes weit entlegenen, aber viel größeren und schöneren Reiches, in welchem Aschenbrödel einst den Thron bestieg. Bestimmtes über seine Herkunft kann ich nicht berichten; denn er war lange vor meiner Geburt aus der Fremde eingewandert. Seit seine Denkweise von der der anderen guten Bürger in so Anstoß erregender Weise abzuweichen begonnen hatte und, wie es hieß, sogar die Kehle eines hohen Beamten unter seinem Schermesser in Gefahr gerathen war, hausete er, ich weiß nicht in Folge welches Abkommens, auf den wüsten Böden des Rathhauses, die er weder Sommers noch Winters verließ. — Dennoch konnte man sein Leben kein ungeselliges nennen; nur etwas seltsam mochte, wenigstens dem oberflächlichen Beobachter, die Gesellschaft erscheinen, die er bei sich sah. Da er nämlich auf menschlichen Besuch nicht eingerichtet war, so hatte er dafür desto traulichere Beziehungen mit den großen Ratten der benachbarten Brauerei angeknüpft; und er stand sich dabei vielleicht um nichts schlechter.

Die meisten Leute in der Stadt kannten von dem Amtschirurgus nur noch die Stimme, wie sie an düsteren Novembertagen in der Luft über ihren Köpfen laut wurde; mich aber hatte schon lange die Neugierde geplagt, dies geheimnißvolle Leben einmal in unmittelbarer Nähe zu betrachten; auch wußte ich von meiner dicken Freundin, der Rathskeller-Wirthin, daß der Amtschirurgus, wenn die Geister des Sturmes ihn nicht beunruhigten, ein gar wohlanständiger alter Herr sei. Und so schlich ich denn an einem sonnigen schulfreien Nachmittage die engen Wendelstiegen hinauf, bis ich endlich durch die Bodenthür in den untersten der weiten unbenutzten Räume eintrat. Es war todtenstill, von dem Wirthschaftsleben drunten im Keller drang kein Laut herauf; überall jene bekannte Bodendämmerung; nur hie und da durch die kleinen Dachfenster fiel ein Lichtstrahl mit emsig tanzenden Sonnenstäubchen. Dort hinten in der dunkeln Ecke sah ich eine Stiege, die durch einen Ausschnitt in der Decke zu einem weiteren Boden führte, der, wie ich wußte, noch nicht der letzte war. Eine seltsame Beklommenheit befiel mich, und ich wollte schon ganz leise meinen Rückzug nehmen; da hörte ich hinter mir eine Thür aufklinken, und als ich mich umwandte, stand eine aufrechte breitschultrige Gestalt vor mir, und ein stattliches Burgundergesicht mit vollem weißen Haarschopf schaute aus kleinen zugeschnürten Augen gelassen auf mich herab. „Nun, mein Söhnchen," — er sprach es aber: Sehnchen — „was hast Du denn zu bestellen?" Diese Worte wurden mit einer auffallend zarten Tenorstimme an mich gerichtet, und ich wollte eben wohlgemuth eine Antwort geben, als zum Unglück mein Blick in die offene Thür einer Kammer fiel und ich drinnen eine ganze Reihe halb geöffneter spiegelblanker Scheermesser an dem Balken hängen sah. Aber schon legte sich beschwichtigend eine große Hand gar sanft auf meinen Kopf: „Warte nur, mein Söhnchen; wir sollen wohl meine Hausthierchen einmal zu Gaste laden!"

Ich blickte auf, vermochte aber nur durch ein stummes Nicken mein Einverständniß zu erkennen zu geben; der Mann sah mir so alterthümlich vornehm aus, und es war plötzlich, ich weiß nicht wie, in meinem Knabenhirne fertig, daß der Amtschirurgus, wenn auch kein Prinz, so doch wenigstens ein in Ungnade gefallener Kammerherr sein müsse. Der blaue Kleidrock mit dem aufrechtstehenden Kragen und den blanken Knöpfen, zwischen dessen Schößen der goldene Schlüssel nicht übel gepaßt hätte, mochte ein Wesentliches zu dieser Vorstellung beitragen. Freilich, en grande tenue habe ich ihn auch später nie gesehen; seine hellgrauen Pantalons waren über den Knöcheln zugebunden und seine Füße steckten immer in großen Lederpantoffeln, wenn er, die Hände auf dem Rücken, in seinem öden Reiche promenirte.

Damals war übrigens zu langen Betrachtungen keine Zeit gelassen; denn der Amtschirurgus begann jetzt in scharfem Tempo den Marsch des alten Dessauer zu pfeifen. Unter dieser Musik stieg er die Treppe zu dem zweiten Boden hinan, und während ich ihn so immer weiter bis unter das oberste Dach hinaufpfeifen hörte, wurden über mir alle Böden nach und nach lebendig, überall hörte ich es rascheln und an dem Holzwerk herunterhuschen, kleine Kalkstückchen fielen mir vor die Füße, und hie und da zwischen Pfannen und Sparren fuhr ein grauer Rattenkopf hervor und lugte

wie suchend mit den blutschwarzen Augen umher, während an der andern Seite der kahle Schwanz herabhing. Meine Gegenwart schien hier keinen Zwang zu thun; denn bald begann es dicht neben mir immer emsiger auf den Fußboden herabzuplumpen, bis endlich ein ganzer Haufen von glatten grauen Pelzen durch einander wimmelte. Und jetzt verbreitete sich auch der eigenthümliche Dunst, den die Ratte an sich hat, so daß ich unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Mittlerweile hatte der Amtschirurgus seinen Marsch vollendet und war mit einer Brotschnitte in der Hand herangetreten. Einen Augenblick wurde es ruhig, und die sämmtlichen Köpfchen hoben sich empor; sobald aber der erste Brocken zwischen sie fiel, fuhr Alles wieder quieksend und beißend in einen Haufen zusammen. Nur eine Ratte mit lichtgrauem Fell, es mochte eine junge sein, war nicht unter dem Wirrsal; sie hob sich auf den Hinterfüßchen, ließ die Vorderpfötchen hängen und sah erwartungsvoll zu ihrem Meister auf. Alsbald auch begann dieser eine neue musikalische Figur zu pfeifen; die Ratte huschte über den Fußboden und saß im Nu in derselben zuwartenden Stellung auf der Lehne einer zerbrochenen Holzbank; und der Amtschirurgus trat dicht an sie heran. — Sie kannten sich wohl, das fremde unheimliche Thier und der einsame alte Mann; sie blickten sich traulich in die Augen, als hätten sie in deren Tiefe den kleinen Punkt gefunden, der unterschiedlos für alle Creatur aus dem Urquell des Lebens springt. Und jetzt nahm der Alte ein Krüstchen Brod zwischen seine Lippen, und sein Lieblingsthier lief an ihm herauf, erfaßte es mit den zierlichen Pfötchen und saß gleich darauf wieder auf der zerbrochenen Bank, behaglich knuspernd und dann und wann einen Blick auf seinen großen menschlichen Freund werfend, der lächelnd daneben stand.

Ehe ich fortging, führte der Amtschirurgus mich noch in seine Kammer, wo die blanken Scheermesser mich nun nicht mehr erschreckten. — Es war nur ein Bretterverschlag, den man von dem großen Boden abgetheilt hatte; darin stand ein Stuhl, ein Tisch und ein Bett; das war Alles. Ein Ofen war nicht darin; und wenn im Januar die „hahnebüchene“ Kälte bei uns einzog, so mußte der Amtschirurgus auch den Tag über im Bette bleiben, und er lag dann, wie mir die Rathskellerwirthin später erzählte, so tief darin vergraben, daß nur die bläuliche Burgundernase und die kleinen Augen über der rothcarrirten Bettdecke hervorsahen. — Allein es war auch dann so übel nicht in seiner Kammer; denn die Wände waren ganz mit jenen hübschen Bilderbogen bedeckt, wie wir Aelteren sie in unserer Kinderzeit für einen Schilling uns beim Krämer holen konnten. Derzeit, vor der Erfindung des Steindrucks, war noch jeder Bilderbogen ein illuminirter Kupferstich, und zum mindesten ein halbes Kunstwerk, und der Amtschirurgus wußte wohl, was er that, als er mit dieser Tapete seine Bretterwand bekleiden ließ. Da sah man außer dem Affen- und dem Ritterspiel jenen berühmten Bilderbogen von der verkehrten Welt, wo die Bauern von den Ochsen auf die Weide getrieben werden und der Schulmeister von den Schuljungen die Ruthe bekommt; da war ferner ein Bogen mit kleinen Landschaften in runden Schildern, hier eine Heuernte, über der so lustig die gelbe Sommersonne schien, dort ein Vogelherd mit dem alten Vogelsteller im tiefen grünen Walde; lauter trauliche Orte für den Amtschirurgus; denn ich zweifle nicht, daß er sich dieselben Bilder ausgesucht hatte, für welche einst in seiner Knabenzeit seine ersparten Dreier zum Krämer gewandert waren. Und so, während draußen auf den wüsten Böden die Bretter im Froste krachten, während das Trinkwasser vor seinem Bett gefror und durch die bereiften Dachfenster das kalte Dämmerlicht des Winters in seine Kammer fiel, führte er seine Augen an den Wänden spazieren und wandelte vergnügt in seinem Kindheitsgarten, wo er einst gewandelt, da er noch nicht der Kronprinz von Preußen und der Wetterprophet unserer grauen Stadt gewesen war.

Capitel X.

Aber es gab noch andere Unterhaltungen für den alten Herrn. — Unter seinem ersten Bodenraum befand sich der große Rathhaussaal, in welchem nicht nur unsere heimischen Komödianten zuweilen ihr Gerüste aufschlugen, sondern wo auch wir

Primaner alljährlich um Michaelis von einem hohen Katheder herab mehr oder minder selbstverfertigte Reden hielten. Von allem diesen bekam der Alte seinen stillen Antheil. Denn wenn unten — und das geschah unfehlbar jedesmal — die Begeisterung die Luft allzusehr erhitzt hatte, dann wurde in der Bretterdecke des Saales eine Luke ausgehoben, und alsbald vom Rande der Oeffnung glänzte das rothe Gesicht des Amtschirurgus theilnehmend zu uns herab.

Es war immer ein großer Tag, diese „Redefeierlichkeit." Wir konnten damals noch nicht am eignen Tische frühstücken und in Hamburg zu Mittag essen; Alles blieb deshalb hübsch zu Hause, und was wir dort hatten, das würzten wir uns und machten es schmackhaft und kosteten es aus bis auf den letzten Tropfen. — An jenem Tage standen die Häuser der Honoratioren wie der kleineren Bürgersleute leer; der Rattenfänger von Hameln hätte sie nicht leerer fegen können. Frauen und Töchter in Flor und Seide saßen dicht gereiht vor dem weißen Katheder mit der grünsammtenen goldbefranzten Bordüre; den Männern blieben nur die hintersten Bänke, oder sie standen an der Wand unter den großen Bildern vom jüngsten Gericht und vom Urtheil Salomonis. Wer hätte auch zu Hause bleiben können, wenn wir Primaner uns nicht zu vornehm hielten, die gedruckten Einladungen in eigener Person von Haus zu Haus zu tragen! Freilich war auch diese Pflicht, besonders für die älteren Schüler, nicht ohne allen Reiz; denn die „Stellen," welche nach einem Maaßstabe von Wein und Kuchen in „fette" und „magere" zerfielen, wurden von dem Primus Classis strenge nach der Anciennität vertheilt. Die Einladungen selbst enthielten nur unsere Namen und die Thematen unserer Vorträge; aber dessen ungeachtet waren es keine öden Listen, wovon es heutzutage an allen Enden wimmelt; unser alter Rector — möge der allverehrte Greis noch lange seiner fruchtbringenden Muße genießen! — wußte durch eine feine Abtönung auch diesen Dingen einen munteren Anstrich zu geben. Denn während der Erste nur „redete," suchte der Zweite schon „auszuführen," der Dritte „vertiefte sich in," der Vierte „verbreitete sich über;" und so arbeitete Jeder in seinem eigenen Charakter. Was blieb endlich mir übrig, der ich schon damals in einigen Versen gesündigt hatte? Ich, selbstverständlich: „besang." — „Matathias, der Befreier der Juden," so hieß meine Dichtung, welche der Rector mir ohne Correctur und mit den lächelnd beigefügten Worten zurückgab, er sei kein Dichter. Ich will nicht leugnen, es überrieselte mich so etwas von einer exclusiven Lebensstellung, und ich mag in jenem Augenblick meinen Knabenkopf wohl um einige Linien höher getragen haben. — Freilich, unser Schultisch war derzeit nur mit geistiger Hausmannskost besetzt: wir kannten noch nicht den bunten Krautsalat, der — „Friß Vogel oder stirb!" — den heutigen armen Jungen aufgetischt wird. Ich habe niemals Kaviar essen können, und — Gott sei Dank! — ich habe ihn auch niemals im Namen der „Gleichmäßigkeit der Bildung" essen müssen; diese schöne Lehre beglückte noch nicht unsere Jugend; der Fundamentalsatz aller Oekonomie: „Was kostet es Dir, und was bringt es Dir ein?" fand damals, freilich harmlos und unbewußt, auch für die Schule noch seine Anwendung. — Leider muß ich bekennen, daß auch die deutsche Poesie als Luxusartikel betrachtet und lediglich dem Privatgeschmack anheimgegeben war; und dieser Geschmack war äußerst unerheblich. Unseren Schiller kannten wir wohl; aber Uhland hielt ich noch als Primaner für einen mittelalterlichen Minnesänger, und von den Romantikern hatte ich noch nichts gesehen als einmal Ludwig Tiecks Portrait auf dem Umschlage eines Schreibbuches. — Nichtsdestoweniger dichtete ich den „Matathias."

Und endlich kam der große Tag. Während draußen vor der Kirche die Buden zum Michaelis-Jahrmarkte aufgeschlagen wurden, war oben in unserem Rathhaussaale die Redefeierlichkeit schon in vollem Schwange. Die an den Fenstern entlang postirte Liebhabercapelle hatte schon einige Pausen mit entsprechenden Walzern und Ecossaisen ausgefüllt; nun aber begann ein feierlicher Marsch, und mir klopfte das Herz; denn ich hatte ihn bestellt, als Ouvertüre zum Matathias. Dort stand auch mein würdiger Freund, der Doctor, derzeit Primaner und Mitglied des „Dilettantenvereins," und noch hübscher, als er redete, blies er die Clarinette; heute aber leistete er das Außerordentliche. Da

plötzlich, noch ein heroischer Accord, und oben auf dem Katheder stand ich in dem lautlosen Saale, die erwartungsvolle Menge unter mir. Wie durch einen Schleier sah ich noch die Dilettanten ihre Clarinettenschnäbel mit den Taschentüchern putzen; ein Blick nach oben zeigte mir am Rande der Deckenöffnung das leuchtende Gesicht des Amtschirurgus, der wie ein umgekehrter Sixtinischer Engelskopf zur Erde statt zum Himmel blickte; dann:

„O Söhne Juda's, rächt der Väter Schmach!"

— — Zum Unglück für den Leser ist das Gedicht verloren gegangen, und mein Gedächtniß vermag dem Schaden nicht mehr abzuhelfen; doch kann ich versichern, daß es ohne Anstoß zu Ende gebracht wurde. Und das war keine Kleinigkeit; denn unter den Zuhörerinnen hatte ich ein paar wohlbekannte vergißmeinnichtblaue Augen entdeckt, die mit dem Ausdruck zarter Fürsorge auf mich gerichtet waren. Ich kannte solche Klippen nur zu wohl; war es mir doch in meiner vorjährigen Rede „über den Untergang der Staaten" begegnet, daß ich in denselben Augen eine ganze Weile, alle Feierlichkeit vergessend, hängen blieb, wodurch denn eine allen übrigen Zuhörern unbegreifliche Kunstpause entstanden war. Diesmal aber, und das von Rechtswegen, half mir der Gott Israels. Denn dort hinten, unter dem Urtheile Salomonis, erschien mein Freund, der jüdische Handelsherr aus unserer Nachbarstadt und nickte mir zu und lächelte mich an; und der Geist meiner heutigen Sendung erfüllte mich wieder, ich sah nicht mehr in die vergißmeinnichtblauen Augen, sondern auf die goldenen Uhrberloques, die an dem behäbigen Leibe des jüdischen Mannes funkelten; und für ihn eigentlich habe ich diese Rede gehalten.

„Dein Stern ging unter, Juda's Stern
Erglänzt in neuer Pracht und brennt
An Deiner Gruft die würd'ge Todesfackel."

Das waren meine letzten Worte für den Matathias. Als ich das Katheder verlassen und mich nach dem alttestamentarischen Bilde durchgedrängt hatte, nahm der Urenkel desselben schweigend und mit sanftem Druck meinen Arm in den seinen, und wir stiegen mit einander die schmale Wendeltreppe hinab bis unten in den Rathskeller und tranken dort in altem Madeira auf das Gedächtniß des unsterblichen Matathias und auf die Gesundheit seines jungen sterblichen Dichters. Dann, da die Redefeierlichkeit für den Vormittag beendet war, gingen wir auf den Markt hinaus und setzten uns im Lindenschatten vor einem Hause auf den Beischlag. Uns gegenüber im Sonnenschein wurde eine Bude nach der andern aufgeschlagen; aber der sonst so eifrige Handelsmann, obgleich er noch nicht einmal sein herkömmliches Tuchgeschäft mit meinem Vater gemacht hatte, wandte kein Auge auf dieses werktägige Treiben. Von meiner Rede ausgehend hatte er mich, wie er es liebte, in allerlei religiös-moralisches Gespräch verwickelt: „Was soll's!" rief er mit den scharfen Accenten seines Volkes, „ich sage bloß: Thue Recht und scheue Niemand!" — Durch den jetzt vom nahen Kirchthurm tönenden Schlag der Viertelsglocke schien er indessen an die Kostbarkeit der Zeit erinnert zu werden; denn, als wolle er alle grauen Theorien von sich schütteln, stand er plötzlich auf und klopfte mich zärtlich auf die Schulter. „Komm nun!" sagte er schmunzelnd; „woll'n wir gehen, und woll'n noch betrügen ein bischen den Alten!"

Aber das war nur Dein Scherz, mein alter Freund; ich kann es nicht anders, als es Dir in Dein Grab nachsagen, worin Du nun seit lange auf dem kleinen Judenkirchhof der Nachbarstadt ruhst, daß Du meinem Vater gewiß gutes niederländisches Tuch zu den christlichsten Preisen verkauft hast. — Wer weiß, ob nicht die Freundlichkeit, die Du dem Knaben einst erwiesest, den Keim jener Zuneigung gelegt hat, die ich Deinem Volke stets bewahrte und die mir auch der schmutzigste Schacherjude nicht hat stören können. Habe ich doch aus jener Sympathie heraus noch vor wenigen Jahren die nachstehenden Verse gedichtet, welche freilich von meinem Freunde Alexander, da ich sie ihm noch warm aus dem Herzen vortrug, mit der kurzen Kritik: „Auch eine Auffassung!" ganz und für immer abgefertigt sind:

Crucifixus.

Am Kreuz hing sein gequält' Gebeine,
Mit Blut besudelt und geschmäht;
Dann hat die stets jungfräulich reine
Natur das Schreckensbild verweht.

Doch die sich seine Jünger nannten,
Die formten es in Erz und Stein,
Und stellten's in des Tempels Düster
Und in die lichte Flur hinein.

So, jedem reinen Aug' ein Schauder,
Ragt es herein in unsre Zeit,
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit.

Capitel X.

Aber ich kann so nicht weiter schreiben. Durch das offene Fenster weht der Primelduft aus dem Garten, und draußen unter dem sprießenden Syringenbaum steht plötzlich meine Muse, die ich so lange nicht mehr sah. Sie legt den schönen ewig jugendlichen Kopf zurück und sieht mich an; schimmernd liegt die Frühlingssonne auf ihrem goldig blonden Haar. Soll ich noch einmal Deine träumerischen Wege wandeln? — Aber, wenn Du mich zur Höhe führst, und nun Dein Fuß von der festen Erde auf die rosige Wolke hinaustritt? — Zwar meine Seele hat noch ihre Flügel; aber manche der rauschenden Schwungfedern sind schon gebrochen, und mächtiger als sonst fühl' ich die Erde mich zu sich niederziehen. — Doch, wer könnte diesen Augen widerstehen? So gehen wir denn! Streich mit Deiner Götterhand das graue Haar von meinen Schläfen und dann sage mir: wie war es doch?

Ich war wieder in der kleinen Küstenstadt, in der ich einst die Tage meiner Jugend lebte. Weit dahinter lag jene Zeit, unabsehbar weit; denn es giebt Gräber, über die hinweg der Blick in die Vergangenheit unmöglich wird. Dennoch hatte es mich dahin zurückgezogen; in allen Jahren, die ich in der Fremde lebte, war immer wieder das Brausen des heimathlichen Meeres an mein inneres Ohr gedrungen, und oft war ich von Sehnsucht ergriffen worden, wie nach dem Wiegenliede, womit einst die Mutter das Tosen der Welt von ihrem Kinde ferngehalten hatte. — Nun hörte ich es wieder, das Wiegenlied des Meeres; am Tage wanderte ich hinaus an seine Küste und ließ die Wellen zu meinen Füßen rauschen, des Nachts klang es hinüber in die schlafende Stadt, nur unterbrochen von dem tönenden Flug der Wandervögel, die in großen Zügen unsichtbar unter den Sternen dahinrauschten. Wie oft stand ich jetzt im Dunkel meines Gartens, blickte hinauf zu der lichten Sternenhöhe und ließ mein Ohr von diesen Accorden des Schöpfungliedes erfüllen!

Aber mich schauerte auch oft vor der Einsamkeit meines Lebens. — Ich entsinne mich eines Spätherbstnachmittages; so ungestört war ich seit meiner Heimkehr nicht durch die Stadt gewandert; denn der erste Novembersturm hatte die Gassen leer gefegt. Ich sah mir die Häuser an und gedachte ihrer einstigen Bewohner. Hier auf der Bank unter den Linden, von deren Zweigen jetzt die letzten Blätter wehten, saß einst der lustige Herbergsvater, der uns Schülern stets das griechische „Heuräka" zum Gruß entgegenrief. — Heuräka — Gefunden! — ob man wohl das Wort auf seinen Sarg geschrieben hat?

Und drüben jenes Giebelfenster mit den zertrümmerten Scheiben; — die Donner des Frühlingsungewitters sind längst verhallt, die ich in lauer düfteschwerer Nacht dort über meinem Haupte rollen hörte; aber wo ist *sie* geblieben, die ich so fest in meinen Armen hielt? — Ich habe das blasse Gesichtchen nie vergessen können, wie es beim Schein der Blitze aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verschwand. — Hu! Wie kommen und gehen die Menschen! Immer ein neuer Schub, und wieder: Fertig! — Rastlos kehrt und kehrt der unsichtbare Besen und kann kein Ende finden. Woher kommt all' das immer wieder, und wohin geht der grause Kehricht? Ach, auch die zertretenen Rosen liegen dazwischen.

Ich will zum Kirchhofe gehen; es stillt die Unruhe, in den Blättern dieses grünen Stammbuches zu lesen. Auf dem Wege dahin sieht hie und da ein übrig gebliebener Treppengiebel vertraut auf mich herab. Ob droben in der Tertia der alten „Gelehrtenschule" das halbzerschnittene Pult noch steht, vor dem ich einst „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit" so weltvertrauend declamirte? Mir ahnte damals noch nicht, daß die Redlichkeit nur so weit geübt werden dürfe, als sie nicht verboten ist. Jetzt weiß ich es und begreife nur nicht, warum man die Kinder Dinge lernen läßt, die ihnen später so gefährlich werden können.

Aber weiter, — weiter! Hier noch den kurzen Baumgang hinab, und schon sehe ich die Todtenkränze an den Kreuzen wehen und die weißen Bänder flattern. Die Ulmen an der Seite des Kirchhofes ächzen und schlagen ihre nackten Zweige aneinander, wie der Sturm ihnen die letzten

Blätter abreißt und sie weithin über die Gräber wirft. Wie wüst dort im Nordwest das Meer am Horizonte aufsteigt! Es ist sehr einsam hier; — doch nein, da stehe ich ja an Deinem Grabe, alter ehrlicher Georg, candidatus der Gottesgelahrtheit. Wie lange ist es her, daß wir unter den blühenden Apfelbäumen Deines elterlichen Gartens auf dem widerspenstigen Esel Schule reiten wollten! Mir ist, als sei das nur ein Capitel aus einer sonnigen Idylle, die ich in schöner Jugendzeit gelesen. Etwas später war es — wir waren schon Studenten — da wir am lauen Frühlingsabend über den Hamburger Wall schlenderten. Als in der Dämmerung die Frösche aus dem Graben ihre Stimme erhuben, legtest Du die Hand auf meinen Arm und sagtest andächtig: „Horch nur, wie lieblich doch die Nachtigallen girren!“ Freilich, Du warst ein Sohn unserer Küste, und selten und nur zu flüchtigem Besuche kehrt Philomele bei uns ein; denn sie weiß es wohl, daß ihre Liebesklage von dem Brausen der großen Naturorgel verschlungen wird, die Boreas hier so meisterlich zu spielen weiß. Aber, daß Dir auch der Frosch, der Sänger unserer Marschen, plötzlich fremd geworden war, das mußte mich billig Wunder nehmen, und ich komme nachträglich auf den Verdacht, daß Du die seltsamen Worte nur gesprochen hast, damit ich jenen Abend nicht vergäße, an dem sonst nichts war als Frieden in der Natur und in unseren jungen Herzen. Das Pfeifen ganz anderer Vögel war es, die Dir bei Idstedt Dein letztes Schlummerlied gesungen haben, und mit Andacht lese ich auf Deinem Grabe den Spruch aus dem Evangelium Johannis, den, wie ich anderswo berichtet habe, auch der alte Landschullehrer auf seines Knaben Grabstein hauen ließ: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde.“ Für seine Freunde; möge das Dein Loos gewesen sein!

Und hier stolpere ich über den Hügel unseres Amtschirurgus; der Nordwest, der jetzt den Sand von seinem Grabe bläst, beunruhigt ihn nicht mehr. Ich war ihm noch begegnet nach meiner Heimkehr; aber schon damals hatte er seine großen Räume verlassen und begnügte sich mit einem Winkel in dem städtischen Krankenhause. Seine Seltsamkeiten hatten abgeblüht, und er war nur noch ein müder abgebrauchter Mensch, gleich allen Uebrigen, die dort der Ewigkeit entgegenträumen. Hier auf der Bank am Kirchhofssteige saß er und wärmte seine Glieder in der Frühlingssonne. Als ich ihn begrüßte, stand er auf, und ich sah, wie das Alter seine hohe Gestalt gebeugt hatte. „Und was ist aus Ihren trefflichen Ratzen geworden?“ So fragte ich, nachdem die üblichen Reden eines ersten Wiedersehens zwischen uns gewechselt waren. Ich hatte eine unverharrschte Wunde berührt; aus seinen kleinen Augen blickte er wehmüthig auf mich herab, indem er mit seinem Stock im Sande scharrte: „Sie wissen ja; die große Brauerei nebenan; — vergiftet! alle vergiftet!“ Und er schlich von dannen mit einem Seufzer über die schöne alte Zeit; denn wie Freund Mörike sagt:

„Doch besser dünkt ja Allen, was vergangen ist.“

Aber wo bist denn Du, Ludwig? Ich lebe noch und schon finde ich Dein Grab nicht mehr. Wir waren gute Kameraden; hab' ich doch einst, da wir auf dem Lübecker Gymnasium unserer Schulbildung die letzte Politur geben ließen, meine goldene Uhr zum Pfandverleiher getragen, damit Du in der Rolle des dottore Bartolo die Maskerade im Schauspielhause besuchen konntest! Mit dem Bambusrohr und der Pillenschachtel stapftest Du wacker im Saale umher; und als der spanische Grande Dich wegen der Donna Ines consultirte, die zart und schmächtig an seinem Arme hing, da versichertest Du mit großer Innigkeit, daß die Dame nur an den Würmern leide; was Dir seltsamer Weise mehr Entrüstung als Dank von dem Gemahl der hohen Patientin eintrug. — Auch eine Maskerade war es, die wir Beide wenige Jahre später in unserer grauen Küstenstadt veranstalteten. Dein Name stand neben dem meinigen auf dem Einladungsbogen; aber als der Abend des Festes herangekommen war und die Masken sich durch einander drängten, die Du mit mir berufen, da hattest Du Dich so tief vermummt, daß Dich Niemand zwischen ihnen zu finden vermochte; und auch später bist Du niemals wieder zum Vorschein gekommen.

Aber es wird schon dämmerig; mir ist, als höre ich zwischen dem Brüllen des Sturmes das gewichtige Wort des alten Jobst Sackmann, das bei jeder Wiederkehr

immer dröhnender ins Gehör fällt: „Wo is he bleven? — Wo is he bleven? — Mortuus est!"

Ich will nach Hause gehen. Die eiserne Kirchhofsthür fällt klirrend hinter mir ins Schloß; die lange Straße, die nach meiner Wohnung führt, ist noch so öde wie zuvor. Aber dort sehe ich eine weibliche Gestalt mit dem Winde kämpfen; und wie wir uns einander nähern, bemerke ich mit Verwunderung, daß sie einen maigrünen Sonnenschirm in der Hand hält. Unter einem lila Seidenhütchen mit Blumen hängen lange braune Locken auf die Schultern herab. Und jetzt erkenne ich sie! In meiner Erinnerung taucht ein Erkerfenster auf, mit Reseda und Geranienstöcken, hinter denen ein junges Mädchen an einer Stickerei zu sitzen pflegte. Wie tief zogen wir Primaner unsere Mützen, um einen Ausschlag dieser Augen, ein Erröthen dieses frischen Antlitzes zu erhaschen! — Auch jetzt ziehe ich den Hut. Ein ältliches maskenartiges Gesicht verzieht sich zu einem verbindlichen Lächeln, und mit altjüngferlichem Knix geht die Gestalt an mir vorüber.

* * *

O meine Muse, war das der Weg, den Du mich führen wolltest? Die sommerlichen Haiden, deren heilige Einsamkeit ich sonst an Deiner Hand durchstreifte, bis durch den braunen Abenddust die Sterne schienen, sind sie denn alle, alle abgeblüht?

Es ist ein melancholisches Lied, das Lied von der Heimkehr.

Literarisches.

Erlebnisse und Wahrnehmungen bei Ueberbringung einer Sendung von Liebesgaben des Berliner Hülfsvereins für die deutschen Armeen im Felde an die Belagerungstruppen von Straßburg. Von Dr. Engel. Berlin, Verlag des königlichen statistischen Büreaus.

Diese kleine Schrift verdient, dem Publicum auf das angelegentlichste empfohlen zu werden; einmal wegen des Verfassers, des berühmten Statistikers, der sich der Mühewaltung unterzog, eine Sendung von Liebesgaben nach Straßburg zu führen und dann wegen des Zweckes. Der volle Ertrag dieser Schrift ist für die Nothleidenden in Straßburg bestimmt.

Ein Mann, wie Engel, von so praktischem Blick und kritischem Verstand, sieht weit mehr als ein Anderer und vermöge seiner persönlichen Bedeutung tritt er sogleich zu den einflußreichsten und bedeutendsten Persönlichkeiten in nähere Beziehung, so hört und erfährt er Vieles, was einem Anderen verborgen bleiben würde.

Mit Recht hebt der Verfasser den beklagenswerthen Verlust der Stadtbibliothek hervor. Sie wurde 1765 gegründet und verdankt ihre Entstehung dem berühmten Verfasser der Alsatia diplomatica und der Alsatia illustrata, Schöpflin, welcher seine kostbare Büchersammlung von 10,692 Bände und seine elsässischen Münzen-, Medaillen- und Antiquitätenschätze der Stadt für eine sehr mäßige Leibrente überlassen hat.

Im Jahre 1870 zählte die Bibliothek bereits 180,000 Bände ohne die Manuscripte. Unter den gedruckten Werken waren über 2000 Incunablen. Die Manuscripte bildeten zusammen ca. 12,000 Bänden, drei Viertheile davon stammten aus der in der Revolution gleichfalls aufgehobenen alten Comthurei des heiligen Johannes von Jerusalem.

Der Geheime Regierungsrath Landsermann in Koblenz hat sich bereit erklärt, seine werthvolle Bibliothek als Beitrag zur Gründung einer neuen Bibliothek in Straßburg herzugeben. Diesem edlen Beispiele wird sicher noch Mancher folgen und, soweit es eben möglich ist, die Lücke, welche die deutschen Geschosse gerissen, durch die deutschen Gelehrten und Männer des Friedens wieder ausgefüllt sein.

Sehr beachtenswerth ist das Urtheil des Verfassers über die zukünftige politische Stellung des Elsaß, dessen Bewohner mehr oder weniger, wie alle Franzosen, durch die falsche Vorstellung von der Macht, welche Frankreich repräsentirt, verblendet sind. „Frankreich war für sie der Inbegriff der größten politischen Macht und des höchsten kriegerischen Ruhmes geworden. Von Frankreich losgelöst, werden die Straßburger, wie alle übrigen Elsässer und insbesondere die Bewohner seiner Städte, jenem Glauben nur dann entsagen und sich willig in die neuen Verhältnisse schicken, wenn sie Bürger eines Staates werden, der selbst dieses ruhmreiche Frankreich mit leichter Mühe über den Haufen zu rennen, seine Heere aus dem Felde zu schlagen und von seinen Festungen eine nach der andern zu nehmen oder unschädlich zu machen vermochte. Dieses Reich ist für die Franzosen einstweilen noch „Preußen," nicht „Deutschland." Preußen ist es, welches ihren Haß aufs Tiefste erregt, ihnen aber auch die nachhaltigste Furcht einflößt. So ist Preußen nach meinen in und über den Elsaß gewonnenen Eindrücken die ein-

zige Macht, welche mit Erfolg die Wacht auch am Oberrhein übernehmen kann. Verbindet es mit seiner Stärke die Fähigkeit, jenen Haß in Achtung, jene Furcht in Liebe zu verwandeln, dann werden die Bewohner des Oberrheins mit dem Tausche ihrer Staatsangehörigkeit bald eben so zufrieden sein, wie es die des Niederrheins sind, die, nachdem kaum fünfzig Jahre verflossen, zu den treuesten Bürgern des Staates gehören und durch ihre Intelligenz, ihre Industrie, ihren Handel nicht wenig dazu beigetragen haben, Preußen und Deutschland auf die Stufe zu erheben, auf welcher es jetzt, zur Freude aller Deutschen in allen Theilen der Erde steht."

Die Frage, welchem deutschen Staate wird Elsaß und Lothringen angeschlossen, respective einverleibt werden, beschäftigt viele Köpfe. So schreibt mir ein einflußreicher Mann aus einem deutschen Kleinstaate: „Elsaß und Lothringen muß preußisch werden, wenn es deutsch werden soll — der mächtige Schild, der sich wie ein eisernes Band um den deutschen Süden legt. — Erst wenn Preußen süddeutsche Provinzen hat, wird es mit dem Süden empfinden. Die neuen Provinzen müssen sich an ein mächtiges Reich anlehnen, eben weil man sie von einem mächtigen Reiche abtrennt."

Nachdem der Verfasser über seine Erlebnisse und Wahrnehmungen berichtet hat (dieser Bericht füllt zweiundvierzig Seiten), behandelt er auf noch fünfzehn Seiten einige generelle Punkte über die Sendung von Liebesgaben nach dem Kriegsschauplatze.

Wenn einst, heißt es am Schlusse, das Buch von Deutschlands Erhebung geschrieben werden wird, so werden selbstverständlich die Leistungen der deutschen Armeen die Mehrzahl seiner Blätter füllen und die glänzendsten Partien desselben bilden. Einige wenige Seiten wünschten wir jedoch gern der Geschichte und Statistik der freiwilligen Wohlthätigkeit vorbehalten, welche die deutschen Armeen auf Schritt und Tritt begleitete und die Zeugniß dafür ablegt, daß in Deutschland wirklich Volk und Heer nicht blos sich Eins fühlen, sondern auch wirklich Eins sind.

Hierauf verspricht der Verfasser an einem anderen Orte nochmals zurückzukommen, indem für ihn ein Anlaß vorliegt, wie er ehrenvoller und darum zwingender nicht wohl gedacht werden kann. Es folgt nun die Veröffentlichung einer Zuschrift Ihrer Majestät der Königin Augusta, in welcher der berühmte Verfasser aufgefordert wird, eine Geschichte und Statistik der freiwilligen Wohlthätigkeit — zum Andenken an diese große Zeit und als Anhalt und Lehre für künftige Geschlechter — wie es in dem Schreiben heißt, zu verfassen.

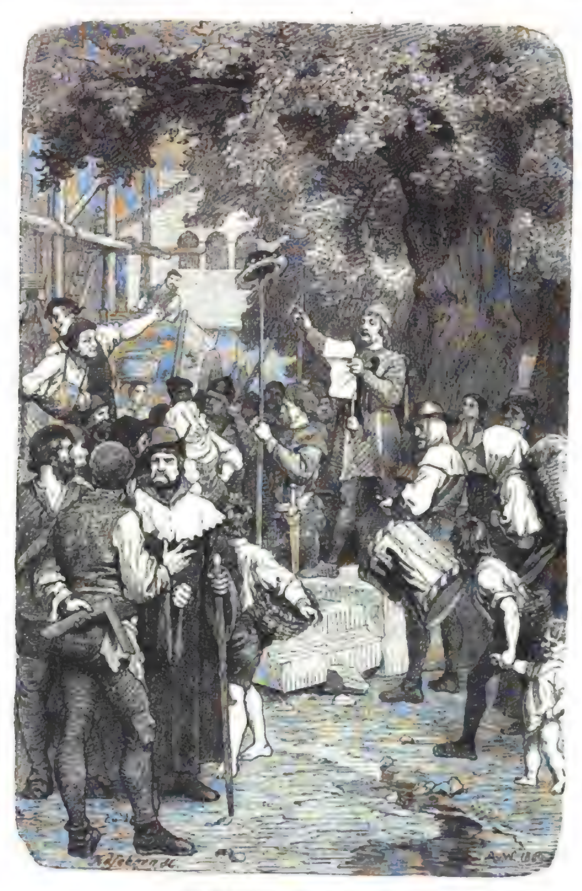
„Ich glaube," sagt die Königin in ihrem Schreiben, „daß die Mittel für die Lösung einer derartigen Aufgabe kaum Jemandem in so glücklicher Weise zu Gebote stehen würden, wie dem Leiter einer Behörde, der ähnliche Arbeiten von nicht geringerem Umfange mit Meisterschaft bewältigte. Ich wende mich daher an Sie mit der Bitte, diesen Plan in Erwägung zu ziehen und Ihre Kraft einem Werke zu widmen, dessen Ausführung Deutschland zur größten Ehre gereichen würde."

Möge die vortreffliche Schrift den so schwer heimgesuchten Straßburgern reichen Segen bringen und so die edle Absicht des Verfassers krönen.

Die Grote'schen illustrirten Ausgaben von Goethe und Schiller.

In der Entwicklung des Kunstlebens eines Volkes bildet das Zusammenwirken der verschiedenen Künste zu gemeinsamem Zwecke ein höchst wichtiges Moment, fruchtbar in der Förderung und Ausbildung jeder der dabei betheiligten Kunstarten und häufig epochemachend für die eine oder die andere. Am augenscheinlichsten tritt dieses förderliche Verhältniß bei der Musik hervor, die, ursprünglich ganz von der Dichtkunst abhängig, sich doch, trotz fortwährender Anlehnung an diese, Schritt für Schritt selbständiger machte, und in diesem Verhältnisse die wesentlichste Rückwirkung auf die Dichtkunst äußerte. Nicht so auffällig ist die Wechselwirkung zwischen der Dichtkunst und den zeichnenden und plastischen Künsten gewesen. Zwar haben schon im Alterthume Bildhauer und Maler ihre Vorwürfe Dichtern entnommen; dies bezeugen viele Vasenbilder und unter den größeren plastischen Kunstwerken namentlich der Laokoon, dessen Beziehung auf die entsprechende Schilderung Virgil's in der Aeneide unverkennbar ist; auch die Künstler des ausgehenden Mittelalters und der Neuzeit bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts haben vielfach diesem oder jenem Dichter ihre Stoffe entnommen, und selbst in Holzschnitten und Kupferstichen einzelne Dichterwerke zeichnend zu versinnlichen versucht; aber im Ganzen geschah dies doch mehr selbständig, als mit der Absicht, auf Geist und Stimmung des Dichters eingehend, denselben in seiner eigenthümlichen Weise, in genauem Anschluß an das betreffende Dichtwerk, wiederzugeben und zu erläutern, oder wie der jetzt gang und gäbe Kunstausdruck besagt, ihn zu illustriren. Erst mit dem Aufschwunge der deutschen schönen Literatur in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts brach sich auch der Geschmack an Illustrationen der Dichterwerke Bahn. Zeuge davon vor allen Chodowiecki. Mit der steigenden Entwicklung der Poesie ging dann auch der zunehmende Sinn für Versinnlichung der Dichtwerke durch erläuternde Zeichnungen Hand in Hand, bald einen

eigenen Zweig der zeichnenden Kunst schaffend, der sich selbst von Seiten der größten Kunstgenien bahnbrechender Pflege zu erfreuen hatte. Wir brauchen, die vielen Künstler zweiten und dritten Ranges übergehend, nur an die durch den Kupferstich verbreiteten Zeichnungen Cornelius' zu den „Nibelungen" und zu Goethe's „Faust" zu erinnern. Auf die höchste Stufe ihrer Entwicklung gelangte jedoch die illustrative Kunst durch den Aufschwung, welchen in den letzten dreißig Jahren alle technischen Künste, und mit ihnen namentlich der Stahlstich, der Holzschnitt und später auch die Photographie nahmen. Es war nur zu natürlich, daß auch die echte, die ideale Kunst von diesen Kunstmitteln zu wahrhaften Kunstzwecken Gebrauch machte und sie nicht bloß dem Kunstgewerbe zur äußerlichen Verschönerung des Lebens überließ. So ist es gekommen, daß es fast keinen der Kunstkoryphäen der neuesten Zeit giebt, der nicht diese Kunstmittel zur Wiedergabe seiner Kunstschöpfungen benutzt, und, da sie eben ganz besonders zur Darstellung von Folgen sich ergänzender und fortentwickelnder graphischer Bilder geeignet sind, sich nicht auf die Illustration dieses oder jenes Dichtwerkes geworfen hätte, welches günstige Vorwürfe zu einer Reihe von zusammenhängenden Zeichnungen bietet. Kein Zweifel, daß eine solche Auffassung und Versinnlichung der Gedanken und Anschauungen des Dichters durch die Phantasie und den Griffel eines großen Künstlers einen eben so faßlichen



Zu Schiller's „Wilhelm Tell."

als in seiner Weise eindringlichen Commentar zu den Worten des Dichters bilden muß, der in seiner Weise dieselben aufs anschaulichste erläutert und aus diesem Grunde auch mit vollem Rechte die Benennung Illustration verdient. — Es war nur natürlich, daß von allen deutschen Dichtern vor Allem das große Dioskurenpaar Goethe und Schiller besonders von den zeichnenden Künstlern bevorzugt und

Diesem Mangel nun hat die Grote'schen Verlagsbuchhandlung zu Berlin im Verlaufe der letzten Jahre durch die Veröffentlichung von xylographisch-illustrirten Ausgaben von „Goethe's Werken" und von „Schiller's Werken" auf eben so glänzende als tüchtige Weise eine höchst willkommene Abhülfe gebracht. Daß der Text beider Ausgaben sich durch Correctheit und die äußere Ausstattung durch Eleganz auszeichne,



Zu Goethe's „Aus meinem Leben."

als eine Fundgrube und Quelle zu Illustrationen benutzt wurde. Wir übergehen die Namen der vielen Künstler, die sich in derartigen Unternehmen mehr oder weniger Berühmtheit erworben haben, um damit zu der Bemerkung zu gelangen, daß es trotz alles dieses Reichthums von Goethe'schen und Schiller'schen Illustrationen im Einzelnen, doch bis vor Kurzem noch keine Gesammtausgabe der poetischen und historischen Werke beider Dichter gab, die sich einer durchgehenden „Erläuterung" durch die Hand zeichnender Künstler zu erfreuen gehabt hätte.

sind Anforderungen, deren Erfüllung sich bei einer illustrirten Ausgabe von selbst versteht. Daß aber auch die Illustrationen bei diesen ersten illustrirten Ausgaben der epochemachenden Werke der beiden Classiker fast durchweg Anerkennung verdienen, ja mitunter ausgezeichnet sind, dies verdient besonders hervorgehoben zu werden, da die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung des Unternehmens in künstlerischer Hinsicht entgegenstellen mußten, ganz enorm waren. So war es eben so wegen der Kürze der Zeit wie wegen der verschiedenartigen Natur der zu illu-

strirenden Dichtungen ꝛc. ganz unthunlich, weil unpraktisch und künstlerisch unangemessen zu gleicher Zeit, die Illustrationen beider Dichter, oder je eines derselben einem Künstler zu übertragen. Flüchtigkeit und Oberflächkeit in der Ausführung, sowie Eintönigkeit und Mangel an Individualität im Stil würden die Folgen eines solchen Mißgriffs gewesen sein. Die Verlagshandlung schlug glücklicherweise den entgegengesetzten Weg ein, und suchte für die einzelnen Werke der beiden Dichter die geeignetsten künstlerischen Kräfte zu gewinnen. Die glückliche Folge davon war nicht nur eine bedeutende Beschleunigung im Erscheinen beider Werke, sondern auch eine meistens richtige Auffassung des



Zu Goethe's „Aus meinem Leben."



Zu Goethe's „Aus meinem Leben."

zu illustrirenden Werkes, die fast immer mit einer individuell treffenden Darstellung und ausgezeichneten Ausführung Hand in Hand ging. Wenn auch nothwendigerweise bei der Verschiedenheit der Vorwürfe und der Kräfte mitunter eine oder die andere Zeichnung minder gelungen ist, so wird die thätige Verlagshandlung schon in den später sich nöthig machenden Auflagen dafür Sorge tragen, daß die minder gelungenen Holzschnitte durch bessere ersetzt werden. Bürge dafür ist die bereits nach Jahresfrist erschienene zweite Auflage von „Goethe's Werken" — beiläufig ein schlagender Beweis des Beifalls, dessen sich das Unternehmen zu erfreuen hat —, in der mehrere neue vorzüglichere Stiche die alten weniger guten ersetzt haben, so besonders in der „Iphigenie." — Schon die Namen der an beiden illustrirten Werken beschäftigten zeichnenden Künstler: Pietsch, Piloty, Schmitz, Bosch, Thumann, Liezen Mayer, Rothbart, Osterdinger, Meyerheim, Lossow, Gnauth, Grot Johann, Lüders, Gussow, Friedrich, Schlesinger, Füllhaas, Seibertz, von Werner, Ehrentraut, Diez, F. W. Heine, geben Gewähr, daß die Gesammtheit der künstlerischen Leistungen immer bedeutsam ist, während der Augenschein zeigt, daß viele einzelne Erzeugnisse darunter auf die höchste Anerkennung Anspruch haben. Schließlich wollen wir die höchst zweckmäßigen Einleitungen, die Hr. Gustav Wendt jedem einzelnen der illustrirten Werke vorangestellt hat, hervorgehoben haben. Entstehung, Inhalt und Form des Werkes werden darin dem Leser in höchst belehrender Weise, sowohl in historischer, wie in literarisch-ästhetischer Beziehung auseinandergesetzt und erläutert und dadurch der Leser in ausgezeichneter Weise zum Verständniß des Werkes befähigt.

Das treffliche Sammelwerk **„Ergänzungsblätter zur Kenntniß der Gegenwart,"** welches jetzt von Dr. Otto Dammer und Dr. Jul. Grosse redigirt wird (Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen) bringt in den letzten Heften interessante Artikel über die neuesten politischen Bewegungen, über das Kriegswesen, Krankenpflege und dergleichen zeitgemäße Fragen. Doch ist auch Literatur, Kunst und Wissenschaft vortrefflich vertreten.



Die Besteigung des Smeru auf Java.

Von

Bruno Beheim-Schwarzbach.

In der Regentschaft Passuruan, hart an der Grenze Probolingo's, im östlichen Java, liegt der höchste Berg des indischen Archipels, der gegen 13,000 Fuß hohe Krater Smeru, dessen Umgebung mit urwaldartigen, sich meilenweit erstreckenden Gebüschen, mit unzugänglichen Felspartien, Klüften und Schluchten bedeckt ist. Von der ganzen östlichen Hälfte Java's ist der Kegel des Kraters zu sehen, wie er kahl und sandig über alle anderen Berge weit hinausragt und in ziemlich regelmäßigen Intervallen von zehn bis fünfzehn Minuten dichte umfangreiche Rauchwolken aus seinem Inneren emporwälzt. — Oftmals hatte ich bei meinen Streifzügen durch Ost-Java sehnsüchtig nach jener Spitze geschaut, oftmals stand ich in Gedanken dort oben und blickte weit hinab auf die Perle aller Meere, auf die mit ewigem Sommerschmucke reichbedachte Insulinde. — Obgleich ich weder dem Mont-Blanc-Club, noch einer anderen Touristengesellschaft angehörte, so hatte doch stets die Erklimmung hoher Berge einen eigenartigen Reiz für mich. Die Besteigung des Smeru war doppelt verlockend, denn jedesmal erhielt ich auf etwaige derartige Anfragen die entmuthigendsten Antworten. Die dortigen Europäer belächelten meine Idee, wie sie ein Unternehmen, auf den Mond zu gelangen, belächelt haben würden.

Von der Spitze des ausgebrannten Kraters Ardjuno, 9000 Fuß über der Meeresfläche, hatte ich einst Gelegenheit, die oberflächliche Formation des Smeru und die seiner Umgebung zu betrachten. Es war unschwer zu sehen, daß ein Versuch, den genannten Berg zu ersteigen, auf viele Hindernisse stoßen mußte. — Ich war mit meinen Begleitern gezwungen, eine Nacht auf der dicht mit Vegetation bedeckten Höhe des Ardjuno zuzubringen, — bereute es auch nicht, denn weder zuvor, noch nachher hatte ich Gelegenheit, drei feuerspeiende Berge zu gleicher Zeit zu beobachten. Links von mir, in einer Entfernung von circa zwanzig Paal* lag, durch größere Bergschichten verdeckt der Vulcan Brómo, dessen Dasein ich von meinem Beobachtungspunkte aus nur des Nachts durch das Aufsteigen mattfeuriger Streifen bemerkte. Etwas rechts, in noch größerer Entfernung als der Brómo, erhob sich der Smeru, am Tage durch seine gigantische Dimensionen imponirend und sich des Nachts durch Auswerfen von feuriggelben kolossalen Rauchsäulen bemerkbar machend; jede seiner Erup-

* 1 Paal = ⅓ deutsche Meile.

tionen wurde von dumpfem Donner begleitet. Zu meiner äußersten Rechten, über die Berge Kawi, Klut, Willis und Penangongan hinaus, zeigte sich der Vulcan Lawu in Thätigkeit, die sich aus erklärlichen Gründen des Nachts imposanter als bei Tageslicht kundgab. — Es ist wahrscheinlich, daß diese drei Kolosse in einer unterirdischen Verbindung zu einander stehen, denn ihre Auswürfe folgen regelmäßig aufeinander. Kaum hatte sich der Bromo einer Rauchmasse entledigt, so that gleich darauf der Smeru und nach vier bis fünf Minuten der Lawu dasselbe. Stets waren sie nur in der angeführten Reihenfolge thätig.

Ich hatte einer freundlichen Einladung des holländischen Controleurs von Tumpang, des Herrn Briesman Folge geleistet und hielt mich einige Tage in seiner Amtswohnung auf, welche groß genug war, mehreren Familien zu genügen, geschweige denn einem einzelnen Junggesellen. Dort war es, wo ich abermals den Wunsch aussprach, den Smeru zu erklimmen. Gegen meine Erwartung faßte Herr Briesman die Idee lebhaft auf und schon am nächsten Tage zogen wir bei den Inländern sich darauf beziehende Erkundigungen ein, deren trauriges Resultat uns jedoch nicht entmuthigte. Wir wußten wohl, daß die Javanen die Smeruspitze als den Wohnsitz überirdischer Wesen ansehen und sich fürchten, deren Zorn auf sich zu laden. Wie die Japanesen den Fusi-Yama als heilig betrachten, so die Javanen den Smeru. Dazu kam, daß mehrere Europäer verschiedene Male vergebens versucht hatten, den Berg zu besteigen. Der deutsch-holländische Naturforscher Dr. Junghuhn, der zwanzig Jahre die eingehendsten geologischen und botanischen Studien auf Java gemacht und sich durch das Werk „Java, seine Gestalt, innere Bauart und Pflanzendecke," unsterbliche wissenschaftliche Verdienste um jene Insel erworben, will zwar den Smeru schon im Jahre 1849 erklettert haben. Wir werden nachher sehen, daß dies auf einem Irrthum beruht.

Ein College meines Wirthes, der Controleur der Abtheilung Malang, bat, sich unserem Vorhaben anschließen zu dürfen, und nach abermaliger Rücksprache mit den eingebornen Fürsten machten wir drei Europäer umfangreiche Vorbereitungen zu dem Unternehmen. Auf die liebenswürdigste Weise wurden wir von dem Residenten der Provinz Passuruan, dem Assistent-Residenten und anderen hervorragenden Beamten unterstützt, die uns u. A. hundert Kuli zur Verfügung stellten.

Thorheit wäre es gewesen, aufs Gerathewohl hin die Besteigung zu versuchen, denn dann hätten wir uns, wie es ja auch unseren Vorgängern ergangen war, wochenlang quälen können, ohne zu reüssiren. Unerwartet kam uns noch ein Umstand sehr zu Statten. Als nämlich ein inländischer Regent, dessen Visitenkarte den Namen Adiepatti Ario Notto Die Ringrat trägt, von dem Vorhaben hörte, benachrichtigte er uns, daß einer seiner Unterthanen, Namens Pa Rasido, zweimal den Berg erklettert haben wollte, um dort — vom Aberglauben befangen — bei den Smeru-Gottheiten für seinen Wohlstand Propaganda zu machen; er stelle den Mann zu unserer Verfügung. Nichts konnte willkommener sein, denn es eröffnete uns wenigstens die Aussicht, keinem Phantomziele nachzustreben.

Wir ließen den alten Pa Rasido vor uns führen, hörten die glaubhaft klingende Erzählung von seiner Tour an, auf welche ich später nochmals zurückkommen werde, und gingen dann allen Ernstes an unser Werk. Pa Rasido war mehrere Jahre vorher auf anscheinend ungangbaren, schlüpfrigen Stegen, die nur von wenigen Büffeljägern gekannt, zu dem mittelbaren Fuße des Smeru gelangt. Doch behauptete er, daß von der östlichen Seite aus, über den Berg Ajak-Ajak hinüber, leicht ein passirbarer Weg gebahnt werden könne. Um Letztes möglicherweise auszuführen, wurden von uns fünfzig Javanen vier Tage vorausgesandt. — Die Controleure befahlen, Strickleitern aus Kokosbast zu drehen, eisenbeschlagene Stangen und feste Taue zu besorgen, mit welchen wir die sich uns entgegenstellenden Schwierigkeiten zu überwinden hofften.

Eine besondere Rührigkeit entwickelte bei den Vorbereitungen mein Diener Oedin. Anfangs war er zwar mit abergläubigem Kopfschütteln und vor sich hinbrummenden tru boleh's! (unmöglich)! umhergeschlichen, ja er hatte selbst auf originelle Weise versucht, mich von der Idee abzubringen. Erst nach einer ihm von mir gehaltenen Philippika, mit dem Androhen, ohne ihn

fortzugehen, verscheuchte er scheinbar die Furcht vor dem Zorn der Geister, den wir uns nach seiner Meinung, durch unser Unternehmen unfehlbar zuziehen würden, — um frisch Hand mit an das Vorbereitungswerk zu legen. Er hatte Erfahrung dabei, denn während meines achtmonatlichen Umherstreifens in Java hatte ich sechs über achttausend Fuß hohe Berge erklettert und stets in meinem „Jungen" einen praktischen Begleiter gefunden, der mir mehr Nutzen leistete, als es ein Dutzend Anderer seiner Landsleute gethan haben würde; der Grundtypus des Volkes ist eine unsagbare Trägheit. Nur vor dem Smeru zeigte Oedin stets einen eigenen Respect, der, wie ich glaube, bis auf den heutigen Tag in ihm erhalten geblieben ist.

Der Berg hatte gerade in den Tagen unserer Zurüstungen stärker als gewöhnlich „gebrüllt," als ahne er kommende Frevel; von der Pendoppo unseres Hauses sahen wir jeden Abend feurige Rauchsäulen über seine Spitze emporsteigen.

Es ist gewiß verzeihlich, wenn wir uns mit einem kritischen Gefühle, welches wohl einen jeden Menschen, der einer unbestimmten unsichtbaren Gefahr entgegengeht, befällt, eines herrlichen Julimorgens auf die kleinen muthigen Makassarhengste schwangen und unsere Tour antraten. In mir jedoch wurde diese Unbehaglichkeit sehr bald durch das Einwirken der uns umgebenden unnennbar schönen Natur einerseits, durch das animirte Geplauder der Begleiter andrerseits verscheucht. Unser berittenes Gefolge bestand aus Pa Rasido, Oedin, zwei javanischen Fürsten und fünf Dorfhäuptlingen, während dreißig Kuli, theilweise mit Strickleitern und Haken, theilweise mit Proviant schwer beladen, in größerer Entfernung rüstig hinter uns her trabten.

Von Tumpang begaben wir uns zunächst nach Gubock Klacka und ritten von dort ziemlich steil aufwärts nach Ngnades. Dies ist ein bekannter Bergweg, der den originellen Brômo von der Malangseite aus zugänglich macht. Ich halte diesen Weg für pittoresker, wenn auch für gefährlicher als den großen Tengerweg nach dem Brômo, über Passerpan und Tossarie. — Zwei Meilen hinter Tumpang war eine Calesche für uns drei Milchgesichter in Bereitschaft gehalten, die uns in kurzem Zeitraume nach Gubock Klacka brachte. Der dortige Häuptling ritt uns mit einem Gefolge entgegen, um bis zur Ankunft in seinem Kampong (Dorf) hinter unserem Wagen als Ehrenwache zu bleiben. In seinem Hause war ein nach inländischer Art zubereitetes Frühstück servirt, welches uns bei den melancholischen Klängen eines Gamelong-Orchesters trefflich mundete.

Der schmale Gebirgsweg bis Ngnades konnte nur zu Pferde zurückgelegt werden. Die kleinen Thiere hatten tapfer zu steigen und mehr als einmal waren wir abzusteigen gezwungen, um sie an den Zügeln besonders schwierige Passagen hinaufführen zu lassen. An einigen Stellen waren so schmale Engpässe, daß nur ein Reiter sich mit Mühe durchzuwinden vermochte; zu ihren Seiten sich langhinstreckende hohe Wände, von Schmarotzerpflanzen bekleidet, die sich oben mit Buschwerk vereinigten und die eingeengten Wege derart überdachten, daß nicht ein Stückchen Himmel zu sehen blieb. Bald darauf wieder freie schmale Stege, rechts und links sich unmittelbar anschließende Abgründe, deren jähe Tiefe wohl geeignet war, den Neuling schwindeln zu machen. Weiterhin zu beiden Seiten große mit üppiger Vegetation bedeckte Thäler, die, durch kühngebogene Berglinien begrenzt, in ihrem Schooße eine Fülle exotischer Gewächse jeder Art bargen. Das Auge wurde nicht müde, sich an dem Colorit der Blätter, an der Mannigfaltigkeit der Bergformationen, der Baum- und Floratypen zu laben. Das frischeste Hellgrün mischte sich reichlich mit dunkelgrünen saftigen Laubpartien, Beides von silberfarbigen Gebüschen umzingelt; daran anschließend schlängelten sich lange Reihen der Riesenbananen, üppige Laublinien der mächtigen Yamudjueichen, der Benzoes und Djatibäume, oder stachlige scharfbegrenzte Aloe- und Kaktusgruppen in wunderbarer Symmetrie anmuthig den Wellen der Berge nach. Ueber dies Chaos der Tropenproduction ragten hoch und stolz die eleganten schlanken Cocospalmen, die Casuarinen und Farrenbäume empor, obgleich auch sie so tief, so winzig klein zu unseren Seiten erschienen.

Nach einer halbstündigen Rast in Ngnadas umritten wir die nordwestliche Seite jenes „Sandsees," der seiner Unfruchtbarkeit und seiner Oede wegen von mehreren Reisebeschreibern als das Giftthal Java's bezeichnet ist, in Wirklichkeit aber ein aus-

gebrannter Krater von ganz enormer Dimension zu sein scheint. Ist die letzte Ansicht richtig, so wäre der Sandsee das größte Kraterbecken der Erde, dessen Umfang über eine Meile beträgt; aus seiner Mitte erhebt sich der schon mehrfach erwähnte Brômo. Wir ließen ihn hinter uns und ritten östlich, die Grenze Probolingo's entlang, den hohen Ajak-Ajak hinauf. Doch nur bis zur Hälfte vermochten unsere Pferde zu dringen, dann breitete sich ein dichtes hohes Gras (Alang-Alang), chaotisch durcheinandergewachsene Dornsträucher und Tamarindengebüsche, von Schlingpflanzen und Parasyten, von dichtem Moos und riesigen Farrenkräutern engumsponnen, vor uns aus und verscheuchten jeden Gedanken an ein schnelles Vorwärtskommen. Hier war es, wo mehrere Tage vorher die vorausgesandten Kuli ihre Arbeit begonnen und für uns einen Fußweg oder besser eine nothdürftige Passage durch das dichte hohe Gebüsch gebahnt hatten. Wir ließen unsere Pferde unter geeigneter Obhut zurück, und nur mit größter Anstrengung wurde dann die zweitausend Fuß hohe Spitze des Berges erreicht, um von uns an der anderen Seite fünfzehnhundert Fuß bergab geklettert zu werden. Wir gelangten darauf in eine mit ungesund aussehendem Strauchwerke bewachsene Ebene, wo wir unser Nachtquartier aufzuschlagen beabsichtigten, dicht an dem Ranu (See) Kumbolo. Nach den Aussagen der Javanen waren selbst bis zu diesem Punkte noch keine Europäer vorgedrungen und war der See nur durch die Bantengjäger bekannt, welche auf mühevollen, ja gefährlichen Schleichwegen bis hierher gelangten. Der See hat einen Umfang von drei Paal und ist ein Viertel Paal breit, doch scheint er kein Kraterbecken gewesen zu sein, was sonst seiner Lage und seiner Form nach leicht angenommen werden könnte. Nicht nur haben die umliegenden Berge durchaus keine vulcanische Formation, sondern der Boden des Sees ist auch so weich und nachgiebig, wie solches bei einem vulcanischen Grunde selten vorkommen dürfte. Das Wasser fand ich total geschmacklos und mit einem Schwarme wilder Enten bedeckt, während an der gegenüberliegenden Seite eine Heerde Bantengs (wilde Büffel) graste, die, durch unser Erscheinen gestört, in die naheliegenden Büsche flüchtete. Unsere große Ermüdung ließ uns von einer strapaziösen Jagd abstehen. Ich will hier gleich bemerken, daß wir Europäer zwar mit Feuerwaffen reichlich versehen waren, ohne sie aber weiter zu benutzen als zur Erlegung einer Tigerkatze, vier wilder Pfauen und einiger Wildschweine.

Es war fünf Uhr Nachmittags, als wir den R. Kumbolo sahen. Wir hatten an diesem Tage dreißig Paal, und zwar den beschwerlichsten Theil davon zu Fuß zurückgelegt und befanden uns circa 6000 Fuß über der Meeresfläche. Das Thermometer zeigte Abends acht Uhr auf zweiundvierzig Grad Fahrenheit, sank aber gegen Morgen bis achtunddreißig Grad. — Die Javanen hatten sich, vor Kälte zitternd, dicht um große Feuer gehockt und wahrscheinlich zum ersten Male im Leben ihre primitive Kleidung verwünscht. Für die Controleure und für mich war von geschäftigen Händen eiligst eine dichte Laubhütte erbaut und rings um diese Feuer angezündet worden. Dedin breitete Decken auf eine dichte Unterlage weichen Mooses aus und zankte hinter unserem Rücken mit den Kulis, weil das Wasser zum Kaffee- und Eierkochen nicht schnell genug erwärmt wurde.

Es war ein phantastisches Bild, gegen fünfzig halbnackte chocoladenbraune Gestalten in stoischer Ruhe um die angezündeten Feuer hocken zu sehen, — viele vollkommen theilnahmlos, nur mit Betelkauen beschäftigt, Einige ihren mitgebrachten kalten Reis verzehrend, während noch Andere sich in ihrer klagendklingenden Sprache leise unterhielten. Die Häuptlinge hatten sich auf unseren Wunsch an dem Feuer niedergelassen, an dem wir nach mohamedanischer Art mit verschlungenen Beinen kauerten. Ehrerbietig und würdevoll saßen sie rauchend neben uns und unterbrachen ihr charakteristisches Schweigen nur selten, außer auf unsere Fragen. — Dort war es auch, wo uns Pa Rasido nochmals seine erste Besteigung des Smeru erzählen mußte; sein furchenreiches ehrliches Gesicht ließ keinen Zweifel an die Glaubwürdigkeit seiner Aussagen aufkommen.

„Vor vier Jahren,“ begann er, „war ich ebenso stark und muthig als arm. Meine Frau war gestorben und ich liebte die Tochter eines Tengeresen, ohne Aussicht, sie besitzen zu können, denn meine Armuth erlaubte mir nicht einmal, eine neue Hoch-

zeitskabaya anzuschaffen. Da erschien mir meine Mutter im Traume und sagte, daß für mich Hülfe auf der Höhe des heiligen Smeru zu finden wäre. Ich beschloß, sie zu erklimmen. Mit vieler Mühe und unter großen Strapazen gelangte ich bis zum Fuße des Sandkegels, dort wo dem Wachsthume der Bäume eine Grenze gezogen ist. Ich wagte mich nicht weiter hinauf aus Furcht vor dem Zorn der Götter. Sieben Tage und sieben Nächte [?] wartete ich auf ein günstiges Zeichen, ohne andere Nahrung zu mir zu nehmen als Wurzeln und Kräuter. In der siebenten Nacht erschien mir meine Mutter abermals im Traume, befahl mir nach Hause zu gehen, zwei weiße Hühner mit gelben Pfoten, zwei Stangen Pisang (Bananen) und zwei Hände voll gekochten Reis zu nehmen und dies Alles den Göttern zu opfern. Ich that wie mir geheißen. Durch meine Opfer waren die Götter günstig gestimmt, denn sie halfen mir bei meiner Arbeit, ließen meine Sawafelder gedeihen und schickten die Banteng in den Bereich meines Wurfspießes. Mein Wohlstand begann sich zu heben, so daß ich Melati zur Frau nehmen und meine Kinder mit bunten Kopftüchern beschenken konnte. Heute bin ich ein wohlhabender Mann."

So erzählte Pa Rasido, wenn auch durchaus nicht in dieser Kürze, denn die bilderreiche Sprache der Orientalen, verbunden mit einer peniblen Ausführlichkeit, läßt kurze Thatsachen zu langen Begebenheiten anschwellen. — Wir wollten gern wissen, ob noch andere Javanen den Berg erstiegen hätten, auf welche Frage Pa Rasido entgegnete: „Sicherlich nicht, denn die Furcht, die Ungnade der Götter auf sich zu laden, verhinderte vor mir Andere, es zu thun. Erst nach mir bestiegen ihn vielleicht noch sieben [?] Javanen, da sie gesehen, welch ein Glück ich davongetragen. Da nun der heilige Berg zum ersten Male von Europäern erklommen werden soll, so will ich wieder wie vor vier Jahren den Smeru-Gottheiten opfern, damit den hohen Herren kein Unglück widerfahre."* Auf unsere Bemerkung, daß Junghuhn einst von Gondang Legie aus den Smeru erklettert haben wollte, schüttelte der alte Javane den Kopf, weil dieses im Reiche der Unmöglichkeit läge, wie wir uns selbst leicht überzeugen könnten. Er, Pa Rasido, habe auch verschiedene Male versucht, von dieser Seite dem Berge nahe zu kommen; unüberschreitbare Schluchten und Ravinen hätten ihn aber jedesmal gezwungen, wieder umzukehren, obgleich die Stege und Schleichwege von ihm besser gekannt seien als von Anderen.

In der That ist es auffallend, daß Junghuhn, falls er oben gewesen, in seinem Buche wenig mehr als mit dürren Worten bemerkt, der Berg habe drei Spitzen und es sei auf ihm empfindlich kalt. Von unten aus betrachtet, scheint der Berg allerdings drei Spitzen zu haben und daß es in solcher Höhe herzhaft kalt sein kann, wird Jedem einleuchten, ohne oben gewesen zu sein. Ich will die unendlich großen Verdienste, die sich Junghuhn in naturhistorischer Hinsicht um Java erworben, keineswegs schmälern, denn daß er, der achtundzwanzig Vulcane der Insel erklommen, vorgiebt, auch den neunundzwanzigsten und letzten, den am schwersten zu erreichenden Smeru bestiegen zu haben, ist eine leicht zu verzeihende Gelehrteneitelkeit. Es wäre auch sonst unerklärlich, daß er über die Beschreibung dieses so ungemein interessanten Kraters mit wenigen Worten hinwegeilt, dagegen andere minder originelle geologische Erscheinungen einer ausführlichen Betrachtung würdigt. Nach Junghuhn hatten noch drei oder vier Europäer die Besteigung des Berges versucht, aber Alle kehrten, ohne ihr Ziel erreicht zu haben, zurück.

Somit sind wir die Ersten!

Mit diesem ermunternden Zurufe legten wir am anderen Morgen — es war ein Sonntag — circa sechshundert Fuß steigend,

* Es sei hier bemerkt, daß die Zahl „sieben" bei den Javanen wie bei den Malanen als eine heilige betrachtet wird; ich habe sie oft gebrauchen hören, wo die zu nennende Anzahl eine nicht gewußte oder unbestimmte war. — Gleichzeitig will ich mich wegen eines scheinbaren Widerspruchs vertheidigen: es dürfte nämlich auffallen, daß die Bewohner Java's an Gottheiten und Geister glauben, während sie doch, wie bekannt, der mohamedanischen Religion angehören. Doch sind die Eingeborenen des ganzen indischen Archipel's abergläubig im hohen Grade, lassen sich von Zufälligkeiten leiten, glauben an Seelenwanderung ꝛc. Die Bewohner des Tengergebirges auf Java, die sogenannten Tengeresen, sind aber noch orthodoxe Buddahisten, — werden es auch bleiben, so lange die Insel eine holländische Colonie; die Regierung läßt dort in lobenswerther Weise einen Jeden nach seiner Façon selig werden.

die dreieinhalb Paal von R. Kumbolo bis zum Fuße des Smeru zurück; von dort war binnen fünf Stunden der Platz erklommen, auf dem Pa Rasido gefastet und geopfert hatte. Hier beschlossen wir, wiederum zu übernachten, um mit anbrechendem Tage unserem Ziele entgegenzueilen.

Der alte Pionier machte sich sofort daran, seine Opfergaben auszukramen, breitete Alles auf ebener Erde vor einem kleinen buddahistischen Götzenbilde aus und flehte mit lauter Stimme zu gottweißwelchen Geistern, dem Unternehmen des Tuan Controleurs von Tumpang, des Tuan Controleurs von Malang und des Tuan Reisenden ihre volle Gunst zuzuwenden. Statt aber seine Gaben durch Wasser oder Feuer wirklich zu vernichten, ließ er die an den Füßen gebundenen Hühner leben und steckte die Früchte und den Reis wieder in seinen Sack zurück. Auf unsere Frage, warum er dies thue, erklärte er, daß seine Priester ihm befohlen, die Hühner lebend zurückzubringen und als Speise zu gebrauchen, weil — wir Holländer seien. Ich muß gestehen, daß ich diese Art von Opfer ebenso verständig wie praktisch fand.

Das Thermometer zeigte an jenem Platze Abends und Morgens fünfzig Grad, Mitternachts fünfundvierzig Grad Fahrenheit. Obgleich wir uns bedeutend höher als in der vergangenen Nacht befanden, war doch die Kälte eine geringere, wahrscheinlich deshalb, weil wir über jenen kalten Wolkenzügen standen, die in der Höhe des R. Kumbolo das Gebirge durchstreiften. Auch verspürten wir weder in der Nacht noch am anderen Morgen irgendwelchen Thau.

Die größte untere Hälfte des Smeru ist von dichtem Baum- und Buschwerk bedeckt, wie man solches schon aus der Ferne sehen konnte. Es ist dies eine Tannenart, (Casuarina Junghuhniana et Lechenaultiana mig), die in ganz Ost-Java auf einer Höhe von 5000 Fuß anzutreffen ist. Sämmtliche Blätter, wie der ganze Boden weit umher, waren mit einer dicken Lage Staubasche bedeckt, die nur von der Kraterhöhe aus darauf niedergefallen sein konnte.

Kaum hatte Pa Rasido seine mit vieler Mühe so weit geschleppten Opfer nicht geopfert, so machten er und seine zwei ältesten Söhne sich bereit, noch an demselben Tage die Spitze des Berges zu erreichen, um nochmals und zwar an einem bestimmten Platze die Gunst der so gefürchteten Geister zu erflehen. Bald sahen wir die Drei hoch über uns in Käfergröße den steilen Weg erklimmen; sie kehrten während der Nacht zurück.

Am Montag den 22. Juli verließen wir um vier Uhr Morgens mit nüchternem Magen unser Bivouac und kurz darauf auch den mit Buschwerk bedeckten Theil des Berges. Den Javanen hatten wir freigestellt, auf unsere Rückkehr zu warten, falls sie selbst keine Lust verspürten, weiter zu gehen. Dreiundzwanzig Javanen — unter diesen Oedin — und sämmtliche Häuptlinge schlossen sich uns an, während die Anderen nach R. Kumbolo zurückgeschickt wurden, mit der Weisung, gegen Abend Hütte, Feuer und Speisen für uns in Bereitschaft zu halten. — Mit eisenbeschlagenen Stöcken wohl ausgerüstet, schoben wir uns langsam, Einer hinter dem Andern, den mächtigen Sandkegel schräg hinauf. Gegen ein Paal hielten wir uns in südwestlicher Richtung, änderten darauf unseren Curs und legten südöstlich den Rest des Weges zurück, — kamen auch grade zur Zeit auf der Spitze des Berges an, um die aufgehende Sonne ihre Strahlen über das Lemongan-Gebirge werfen zu sehen.

Wenn es eine Ehre genannt werden kann, der Erste gewesen zu sein, der Javas höchste Spitze erklommen, so will ich diese Ehre stillschweigend hinnehmen, — aber weniger, weil ich danach getrachtet, als einfach deshalb, weil ich wohl von Allen der geübteste Bergkletterer war, wurde es mir zuerst vergönnt, von hoch oben den nachklimmenden Begleitern mein an den Gebirgsstab angebundenes Taschentuch entgegenzuschwenken. Die Herren Briesman und Heyting hatten jeder, der Stütze halber, einen Shawl um den Leib eines kräftigen Javanen geschlungen, dann folgten im tiefsten Stillschweigen die Häuptlinge mit den Kulis, während der Schluß von Pa Rasido und Oedin gebildet wurde. Letzterer seufzte wiederholt sein geliebtes tra boleh! und schwitzte derart, daß er, wie er ernsthaft versicherte, in Wasser aufzugehen fürchtete.

Was für eine entzückende Aussicht entfaltete sich vor meinen Augen! Ich stand auf einer kahlen Bergspitze, aus deren Tiefe in meiner nächsten Nähe dichte Dampfmassen emporgeschleudert wurden, während das ganze übrige Land, welches im Bereiche meiner Sehkraft lag, einen blühen-

den, überaus üppigen, von Saft und Frische strotzenden Garten bildete. Ich hoch oben auf einem mit Schutt und scharfen Lavasteinen bedeckten Boden in einer kalten Atmosphäre, — und rings um mich herum sonnte sich die Vegetation zweier Zonen im auseinander stehenden Bergkolosse Ardjuno, Kawi, Klut, Willis, Lawu und Penangungan eine einzige Bergkette zu bilden, während sich in Nordosten die Riesen Lamongan und Yang verbrüdert hatten. Gegen Norden war die Straße von Madura, ge-



Ansicht des Smeru vom Ajak-Ajak aus.

warmen oder heißen Sonnenlichte, je nach der betreffenden Höhe und der damit verbundenen Temperatur. Das prachtvolle Tengergebirge, dessen südliches Ende der Smeru selbst bildet, lag in lieblichster Form winzig klein vor uns; in nordwestlicher Richtung schienen die in Wirklichkeit weit gen Süden das indische Meer scheinbar dicht zu unseren Füßen, obgleich es Tagereisen erfordert hätte, in grader Linie zu ihnen zu gelangen. Und das Imposante des ganzen Panorama wurde durch eine Masse compacter milchweißer Streifenwolken gehoben, die langsam zwischen den

Bäumen der unter uns liegenden Bergeshöhen hindurchtrieben. Die ganze Atmosphäre war wunderbar klar und für eine Fernsicht vorzüglich geeignet; nur ein scharfer Wind, der die Spitze des Smeru streifte, belästigte uns, die wir am Tage vorher einer Tropenwärme entstiegen waren. Das Thermometer sank unter 32 Grad Fahrenheit und war indirecte Ursache, daß wir Alle während der ersten halben Stunde eng zusammengehockt hinter kolossalen Lavablöcken Schutz suchten.

Am fühlbarsten machte sich der Mangel des Trinkwassers, denn es war nicht möglich gewesen, viel davon mit herauf zu bekommen. Hatten wir uns doch schon gegen anderthalb Tage nicht waschen können, so daß sich die Farbe unserer Gesichter, durch Staub und Schweiß arg mitgenommen, von der Hautfarbe der Javanen wenig unterscheiden mochte. Nur drei Flaschen Genever und eine Flasche Rheinwein hatten wir bei uns, den anderen Proviant dagegen bei den zurückgebliebenen Kulis gelassen, der, nebenbei bemerkt, für fünfzig Mann auf sechs Tage berechnet war. Während wir Europäer den Rheinwein für uns behielten, überließen wir den Genever unseren Begleitern. Es bot einen belustigenden Anblick, mit welcher Gier die Mohamedaner das scharfe Getränk zu sich nahmen, in der Hoffnung, durch dasselbe erwärmt zu werden. Nur ein Javane enthielt sich des ihm von seiner Religion verbotenen Genusses.

Nach gehabter Ruhe machten wir uns nun daran, den dicht mit Lavasteinen bedeckten Rücken des Bergkegels ein wenig näher zu untersuchen. Vor allen Dingen sah ich mich nach den bewußten drei Spitzen um, ohne daß es mir gelang, sie zu entdecken. Von drei eigentlichen „Spitzen“ konnte ich in der That nichts bemerken, wenn ich nicht das leise Steigen und Sichsenken einer Fläche so nennen will; dann aber hätte der Berg statt dreier, gewiß ein Dutzend solcher Höhen. — Die nördliche Oberfläche des Kegels, die des „Mahameru,“ hat circa ein Drittel Paal im Durchmesser und neigt sich südwärts; dort wird sie von einem gegen hundert Fuß tiefen Thale begrenzt, an dessen anderer Seite sich der eigentliche Krater, der „Smeru,“ erhebt. Dieser Krater hatte nur eine an dem südöstlichen Theile gelegene hohe Spitze, welche von der südwärts befindlichen Ebene aus gesehen den höchster Punkt des Mahameru verdeckt. Von den nördlichen Ebene betrachtet, ist das Umgekehrte der Fall, dann macht der Mahameru den Krater unsichtbar.

Meiner Ansicht nach hatten die Javanen nicht so ganz Unrecht, indem sie die südliche Hälfte des ganzen Bergriesen „Smeru“ und die nördliche etwas höher steigende Hälfte „Mahameru“ benamten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Smeru und der durch das erwähnte Thal von ihm getrennte Mahameru zwei vollkommen verschiedene Bergclassen sind, wenn auch durch Erdrevolution zusammengeworfen, so doch ohne directe innere Verbindung. Das die Seiten eines Berges verschiedene Erdclassen umfassen können, ist ja erwiesen. So erinnere ich mich, in dem Sierra-Nevada-Gebirge in Californien einen Berg mit drei Spitzen gesehen zu haben, dessen Seiten drei total verschiedene Productionskräfte besaßen: der eine Bergstrich war vollkommen kahl und sandig, der zweite bis zur äußersten Höhe mit starken Bäumen bedeckt, während auf dem dritten kein Baum, kein Strauch, aber eine hohe Grasart von überraschend hellgrüner Farbe wucherte.

Wir kletterten den Abhang hinunter und an seiner anderen Seite längs der Smeruwand wieder nach oben. Dort warteten wir die nächste Eruption ab, um nun so weit als thunlich zum Kraterrande zu gelangen. Wir hatten nicht lange zu warten. Alle zehn Minuten schien der Berg zu beben (doch nur dem Smeru, nicht aber dem Mahameru wurde die Erschütterung mitgetheilt), worauf, von dumpfem donnerartigen Getöse begleitet, eine kolossale Rauchmasse — meistens Staubasche — aus der Oeffnung folgte. Wie ein mächtiger Ball von gegen zweihundertfünfzig Fuß im Durchmesser, aus Tausenden von kleinen Bällen zusammengesetzt, deren Jeder seinem eignen Centrum zurollte, während sich das Ganze von innen heraus seiner Peripherie zuwälzte, — so stieg die Wolke majestätisch in die Höhe, während ihr Schweif wohl über 1500 Fuß mit der Kraeröffnung verbunden blieb. Nun gedachten wir schnell die wenigen Hundert Schritte, welche uns von der Oeffnung trennten, zurückzulegen; unser Lauf wurde jedoch durch eine

große beckenartige Vertiefung gehemmt, in deren Mitte sich die Hauptöffnung befand. Bis zu ihr zu gelangen, war mit den uns zu Gebote stehenden Hülfsmitteln unmöglich, selbst wenn die Eruptionen es erlaubt hätten.

An der oberen inneren Ost- und Westseite der Kraterwand, die man von unserem Standpunkte bequem übersehen konnte, bemerkte ich dicke Lagen riesiger Blöcke reinen Schwefels, die dort aufgestapelt waren; die südliche Kante war durch einen circa vierzig Fuß tiefen und hundert Fuß langen Bruch theilweise fortgerissen. Pa Rasido, der noch ein Jahr vorher den Berg bestiegen hatte, behauptete, daß dieser Bruch damals noch nicht vorhanden gewesen. Den Umfang des ganzen vulcanischen Kammes schätzte ich auf anderthalb Paal, den der eigentlichen Krateröffnung dagegen nicht stärker als den Umfang des aus ihr emporsteigenden Rauchballs, circa zweihundertfünfzig Fuß im Durchmesser. Wenn man bedenkt, wie gewaltig der Druck ist, mit welchem, von unterirdischem, durch diesen Druck verursachten Donner begleitet, sich die Wolke aus der Oeffnung herauspreßt, die sich dann erst in freier Luft ausbreitet, so muß man zu obiger Ansicht kommen.

Als wir dort, wenige Schritte von der unheimlichen Tiefe, dicht am Rande der vulcanischen Einsenkung standen, bebte der Berg abermals — früher als wir es erwartet — und ein Rauchkoloß stieg vor unseren Augen empor, höher und höher, Asche weit im Kreise umherschleudernd. Der Nachrauch breitete sich in dem ganzen vulcanischen Kamme derart aus, daß wir uns platt niederwarfen und Nase wie Augen mit Tüchern bedecken mußten; dennoch spürten wir noch viele Stunden nachher scharfes Brennen und Kratzen im Halse, die Folgen des reichlich eingeathmeten Schwefelqualms. Sehr natürlich warteten wir an jenem gefährlichen Platze keine zweite Eruption ab, sondern erprobten die Leistungsfähigkeit unseres Pedals, um schnell das Becken zu verlassen. — Nun versuchte ich den östlichen und höchsten Punkt, die augenscheinlich einzige Spitze der ganzen Kesselformation, zu erklimmen. Doch ging meine Hoffnung, von dort aus einen besseren Ueberblick über die Krateröffnung zu erlangen, nicht in Erfüllung. Wie ich mich eben anschickte, diesen Platz zu verlassen, erfolgte ein aus der Tiefe aufsteigendes, stärker als gewöhnlich tönendes Donnern, und mit der Wolke zugleich wurden eine Masse Steine wohl gegen tausend Fuß hoch emporgeschleudert; sie theilten sich oben, indem sie, ähnlich wie ein Raketenschauer, nach allen Seiten niederfielen. Es bot dies ein imposantes Schauspiel: wie sich bei einem Feuerwerke Millionen Funken durcheinanderwerfen und verbreiten, wie bei einer Fontaine das Wasser hoch aufsteigt und kosmetisch geordnet wieder niedersinkt, — einen solchen Effect verursachte diese Eruption. Viele Steine hatten einen ansehnlichen Umfang und einer von Kopfesgröße fiel kaum fünf Schritte von mir zur Erde. Hätte die Eruption stattgefunden, während wir uns noch in dem naheliegenden Becken befanden, also nur wenige Minuten vorher, — wahrlich, mit heiler Haut wäre nicht Jeder von uns davongekommen.

Nach einem dreistündigen Aufenthalt auf dem Berge beschlossen wir unseren Rückzug. Ich konnte es jedoch nicht unterlassen, meine Visitenkarte an einen Stein zu binden und diesen — zum Entsetzen einiger der Eingeborenen — in die Krateröffnung hinabzuschleudern, damit der grimmige Schmiedemeister dort unten erführe, wer in seiner Nähe gewesen. Eine conventionelle Einladung wurde nicht abgewartet. — Nachdem wir noch schließlich, so gut es gehen wollte, auf dem hervorragendsten Punkte eine Trophäe, in Form von Bambusstangen mit einer alten Kabaya als Flagge, erbaut und unter sie einen mit großen Schwierigkeiten hinaufgeschleppten polirten Stein, der die Namen von uns drei Europäern trug, gelegt hatten, nachdem also das gebrechliche Signal errichtet und der unseren Ruhm der Welt verkündende Stein placirt war, zogen wir höflich vor dem aufs Neue stark speienden Kraterloche unsere Hüte und gingen bergab in dem stolzen Bewußtsein, für einige Stunden wenigstens die höchstgestellten Leute des indischen Archipels gewesen zu sein.

Bei unserem Aufbrechen fand sich noch unerwarteterweise eine Flasche Arrak vor, welchen wir während des Marsches zu trinken gedachten. Sie wurde einem der Kuli übergeben, zur Sicherheit jenem Javanen, dem Einzigen, welcher sich bei dem

Vertheilen der Geneverportionen aus religiöser Nüchternheit jedes Tropfens enthalten hatte.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß anhaltendes Bergabsteigen auf den Körper anstrengender und ermüdender einwirkt als Bergaufsteigen von derselben Zeitdauer. Eingedenk dieses Umstandes beschlossen der Herr Heyting und ich zur Verkürzung unseres Rückmarsches in grader Linie den Berg hinabzuklimmen, anstatt jenen zickzackartigen Weg zu betreten, den wir beim Aufsteigen benutzt hatten. Die Rechnung war jedoch ohne den Wirth gemacht. Tiefe, schrägverlaufende Ravinen und Furchen, die oftmals nur mit äußerster Anstrengung aller Muskelkräfte passirt werden konnten, erschwerten unseren Weg. Dabei waren die weißen Zeugschuhe, wie sie in Indien üblich sind, nach Zurücklegung der ersten tausend Schritte durch den scharfen Sand, durch spitze Steine und erkaltete zackige Lavamassen, mir buchstäblich von den Füßen gerissen, so daß ich barfüßig den Rest des Weges zurückzulegen hatte. Es war dies eine Arbeit, wohl geeignet, um Blutcongestionen vom Kopfe zu ziehen. Die um die Füße gewickelten Kleidungsstücke boten nur für sehr kurze Zeit, überdies ungenügenden Schutz. — Wir brauchten vier Stunden, um in grader Linie den Sandkegel hinabzuklimmen, während es die Anderen zickzackweise in weniger als einer Stunde vollbrachten.

Unser früheres Bivouak am R. Kumbolo war als Sammelplatz verabredet. Dort trafen wir mit Herrn Vriesman und den Javanen zusammen, — nahmen vor allen Dingen ein erfrischendes Bad in dem See und zählten dann gemeinschaftlich die Häupter unserer Lieben. Und sieh, es fehlte ein theures Haupt! Der Jüngling, welchem wir die Arrakflasche anvertraut hatten, war verschwunden. Abgeschickte Patrouillen fanden ihn bald, wie sie behaupteten, vom bösen Geiste befangen, an dem bewaldeten Bergabhange liegen. Eine flüchtige Ocularinspection belehrte mich jedoch, daß der böse Geist, der in ihn gefahren, der Inhalt der Arrakflasche war. Wahrscheinlich hatte bei dem in seiner Religion Anfangs so sittenfesten Mohamedaner die Neugierde gesiegt und ihn einige Tropfen des feurigen, ungewohnten Trankes kosten lassen; dann war die Flasche in Folge des Wohlgeschmacks lobenswerth ergründet worden.

Am folgenden Morgen legten wir zeitig die Strecke bis zu dem Platze zurück, wo die Reitpferde unter geeigneter Obhut unserer warteten. Von dort brachte uns ein dreistündiges, weder Busch noch Graben berücksichtigendes Galoppiren nach Ngnadas, dem Stammsitze Pa Rasidos. Der alte Herr ließ es sich nicht nehmen, eine seinen Verhältnissen entsprechende Schmauserei, zur Feier der glücklichen Vollendung unserer Tour, in aller Eile zu veranstalten. — Nachdem wir die übrig gebliebene Provision den Kulis zur großen Genugthuung derselben zur Verfügung gestellt hatten, — es war dies die einzige Belohnung, welche diese armen Leute für ihre tagelangen Bemühungen erhielten — bestiegen wir frische Pferde und in etwas unvernünftiger Eile suchten wir unseren Ruhehafen Tumpang zu erreichen. Der ganze Ritt glich einem Triumphzuge. Die Bewohner aller Kampongs (Dörfer) und Dessas (einzelne Häusergruppen) standen vor ihren Hütten, um bei unserm Passiren ehrfurchtsvoll zur Erde niederzukauern. Die Districts- und Dorfhäuptlinge ritten uns entgegen und ließen das melancholische Tink-Tank ihrer Gamelang-Orchester in ein schnelleres Tempo übergehen, so wie wir in ihre Nähe kamen. Die Eingeborenen hielten uns nach unserer Tour für unverletzbar und heilig. — Obgleich in allen Ortschaften Erfrischungen bereit standen, hielten wir uns mit unserem berittenen Gefolge, welches schließlich aus über hundert Personen bestand, nirgends auf, sondern trabten scharf durch bis Tumpang, wo wir von dem Wedono in feierlicher Procession eingeholt wurden.

Der Wedono von Tumpang, einer der liebenswürdigsten javanischen Fürsten, die ich kennen gelernt, veranstaltete an dem Abend unserer Rückkehr in den großen Räumen seines Holzpalastes eine Festlichkeit, bei welcher improvisirende Mimen und javanische Tänzerinnen (Rongings) keine untergeordnete Rolle spielten. Sogar wir Europäer, durch Wein und durch unsere Umgebung animirt, tanzten schließlich mit nach inländischer Art, wobei jedesmal das zahlreiche Publicum in lautes Jauchzen ausbrach; solches sollte uns ehren. Der ganze Abend verlief so originell und die

Landessitten charakterisirend, daß ich nicht verfehlen werde, bei einer anderen Gelegenheit darauf zurückzukommen.

So endete unsere Tour nach dem Smeru, deren glücklicher Ausgang von so Vielen bezweifelt worden war.

Mein
Verhältniß zum Vegetarianismus.

Von

G. Fr. Daumer.

In Band 28, Seite 688 dieser Zeitschrift befindet sich ein Aufsatz mit der Ueberschrift: „Die deutschen Vegetarianer," von Meta Wellmer. Ich stieß hier auch auf meinen Namen; ich werde Seite 691 als Fanatiker der vegetarianischen Lehre und als Verfasser einer Schrift, worin ich mich als ein so leidenschaftlicher Vorkämpfer derselben geäußert haben soll, aufgeführt. „Schon vor fast fünfzig Jahren," so heißt es wörtlich, „hat Fr. Daumer in Nürnberg* ein Buch geschrieben, welches den sonderbaren Titel führt: „Das blutige Mahl unter der Decke des Küchenprocesses," und in welchem er gegen das Fleischessen, das er cadaveröse Diät, Mord- und Leichenfraßsystem nennt, mit einer Heftigkeit zu Felde zieht, als stünde bereits die Welt in Waffen seiner neuen Lehre entgegen." Weiterhin steht der in solchem Zusammenhange auch mich wieder berührende Satz: „Es kann nicht befremden, daß überschwenglicher Eifer und zelotisches Vorgehen Widerspruch und Spott erregten" rc. Durch diese Angaben und Vorwürfe bin ich zu der ganz bestimmten Erklärung veranlaßt: daß ich ein Buch, wie das dort citirte und charakterisirte, niemals verfaßt, noch herausgegeben habe, auch seinen Verfasser nicht kenne und mich nicht erinnere, dasselbe auch nur zu Gesicht bekommen zu haben. „Vor fast fünfzig Jahren" — ich stehe jetzt in meinem einundsiebzigsten Lebensjahre — kann ich ein solches Buch um so weniger verfaßt haben, da ich damals mit ganz anderen Dingen, als mit diätetischen Problemen und Theorien zu thun hatte und noch ganz so lebte, wie andere Leute zu thun pflegen. Noch als Pflegevater des Findlings Kaspar Hauser, in den Jahren 1828 und 1829, war ich so weit entfernt, mit dem herrschenden Regime in Widerspruch zu stehen, daß ich es, wiewohl mit großer Vorsicht und Allmäligkeit, unternahm, jenen räthselhaften Menschen, der anfangs ganz nur von Wasser und Brot lebte, sich dann auch zu Milchspeisen und ungewürzter Chocolade verstand, Fleischkost aber auf das äußerste verabscheute und schlechterdings nicht genießen konnte, endlich auch zu dieser überzuführen.* Ich war schon ohngefähr ein halbes Jahrhundert alt, als ich, auf die Anregung des Herrn W... hin, den Versuch machte, mich des Fleisches zu enthalten. Zum sogenannten Vegetarianismus aber, im Sinne dieses eifrigen Repräsentanten desselben, habe ich mich niemals bekehrt und bekannt, sofern nämlich mit den verpönten animalischen Nahrungs- und Genußmitteln auch andere verworfen werden, die wir aus der vegetabilischen Natur gewinnen, denen man als Freund der Humanität — und als solcher hauptsächlich ging ich auf die Sache ein — Nichts vorwerfen kann, die so belebend auf Geist, Gemüth und Körper wirken und die, in maßvolle und zweckmäßige Anwendung gebracht, nach meiner Ansicht auch keine schlimmen Folgen für die Gesundheit haben und ihr mehr nützlich als schädlich sind. Ich hätte, um jenen Freund zu befriedigen, auch der mir unentbehrlichen Tasse Kaffee entsagen müssen, wurde jedoch durch seine Gründe von der Nothwendigkeit einer für mich so bitteren, ja gefährlichen Entbehrung, die nicht einmal Hahnemann, der bekannte Gegner des schwarzen Getränkes, allen seinen Patienten zur unbedingten Pflicht machte, keineswegs überzeugt. Was den Wein betrifft, so trinke ich ihn nur in äußerst geringer Quantität und das nicht immer; den größten Theil meines Lebens genoß ich in der Regel gar keinen, auch starke Biere nicht. Aber auch gegen den

* Dort, in meiner Vaterstadt, lebte ich vordem; schon seit vielen Jahren aber halte ich mich in Würzburg auf.

* Näheres darüber ist in meinen „Mittheilungen über K. H." Nürnberg 1832. I, S. 3, 5, 22, und in meinen „Enthüllungen über K. H." Frankfurt am Main 1859. S. 142 ff. zu sehen.

Weingenuß konnte und mochte ich keinen Krieg machen. Meine Leser erinnern sich vielleicht meiner dem persischen Dichter Hafis nachgebildeten Wein- und Liebeslieder, mit denen sich ein solcher Vegetarianismus übel vertragen hätte. Die erste Sammlung dieser Lieder kam in den Jahren 1846 und 1856 zu Hamburg, eine zweite 1852 zu Nürnberg heraus.* Da kommen Stellen, wie folgende, vor:

Enthalte Dich der Nüchternheit,
So bist Du auf der rechten Bahn ꝛc.

Wenn meine Verse gar zu frei
Und gar zu reich an Unbedacht,
Dann, liebe Leute, denket Euch,
Ich habe sie im Rausch gemacht.

Bekehre Dich zum Feuerdienst!
Denn flammenheiß ist Lieb' und Leben.

Der Esel bückt sich in die kühle Fluth;
Sie ist für ihn und seines Gleichen gut.
Der Mensch verlangt nach Feuer und nach Gluth,
Drum brauset ihm das edle Rebenblut.

Und so vieles Andere. Nun ist zwar die Trunkenheit, die hier empfohlen wird, nicht die gemeine, die durch ein Uebermaß berauschender Getränke erzeugt wird und von der ich selber mein ganzes Leben lang so entfernt gewesen; es ist in jenen, oft scherzhaft und neckisch maskirten und outrirten Darstellungen vielmehr die Ekstase echt- und hochpoetischer Stimmung und Weltanschauung, die Begeisterung und intellectuelle Berauschung gemeint, welche aus der Erkenntniß und Würdigung des sich in der Schöpfung, namentlich im Reiche der dichterisch gefaßten und gefeierten Schönheit und Liebe, manifestirenden Göttlichen resultirt. Eine solche ist auch ohne Wein möglich. Aber ein wirklicher Weingenuß ist doch nicht ausgeschlossen; und es wäre gar zu wunderlich gewesen, wenn ich einerseits solche Töne angeschlagen und andererseits einen Apostel der allernüchternsten Nüchternheit gemacht hätte.

So also steht die Sache. Ich erlaube mir, den Herren Vegetarianern noch die Bemerkung zu machen, daß sie ihrer Sache sehr schaden, wenn sie von den Menschen zu viel auf einmal verlangen. Es sollte ihnen, denke ich, wenigstens vor der Hand, nur daran gelegen sein, die animalischen Genüsse zu beschränken; auch begreift man nicht, wie sie sich jenen Namen geben können, indem sie mit dem Fleische auch die köstlichsten und balsamischsten Geschenke der Pflanzenwelt ausschließen. Das theoretisch-diätetische System, welches sich durch Studium und Erfahrung mir selbst gebildet hat und welches ich für das der menschlichen Natur gemäßeste, zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens dienlichste halte, ist eigenthümlicher Art und von mir noch niemals öffentlich dargelegt und entwickelt worden. Ich werde das vielleicht künftig einmal thun. Für jetzt wollte ich nur einen literarischen Irrthum berichtigen und einen sehr unverdienten Vorwurf von mir ablehnen.

* Eine neue Ausgabe der letzteren hat die Verlagshandlung auf ihre eigene Hand und ohne daß ich darum wußte, im Jahre 1868 veranstaltet.

Literarisches.

Wir haben bereits früher das bedeutende Werk von Adolf Bastian über die Völker des östlichen Asien kurz charakterisirt; gegenwärtig hat die Verlagshandlung von Hermann Costenoble in Jena das Vorwort zum sechsten Bande jenes großartigen Werkes unter dem Separattitel **„Das Religiöse in ethnologischer Auffassung"** von Adolf Bastian, erscheinen lassen, und wir können bei dieser Gelegenheit nur wieder aufs Neue darauf hinweisen, wie klar und verständlich Bastian seine Ideen entwickelt. Die psychischen Functionen bilden auf der Stufenleiter terrestrischer Natur die letzte Destillation der sonst materiell verlaufenden Processe, und zu den Gesetzen, unter denen jene selbst weiter schaffen, gehört das der Causalität, das deshalb aus den zur geistigen Ernährung dienenden Körperwurzeln abstrahirt sein muß und in ihnen auch überall in Einzelfällen nachweisbar ist, aber trotzdem in der Zusammenfassung des Großen und Ganzen eine durchaus verschiedene Gestaltung annehmen mag. Dieser Satz wird in den mannigfaltigsten Fällen zur Anschauung gebracht und die Entwicklung der religiösen Vorstellungen bei den verschiedenen Völkern in faßlicher und überzeugender Weise dargelegt. Es gehört des Verfassers philosophischer Geist, verbunden mit seinen ethnologischen Kenntnissen, die er aus eigener Anschauung geschöpft, zu einer so zeitgemäßen und der Sache auf den Grund gehenden Darlegung.



Minatka.

Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Capitel.

Der Morgen des 9. November des Jahres 1631, der am Tage nach der Ankunft Sr. Gnaden des Herrn Grafen Ferdinand von Mérek-Lodron in der böhmischen Hauptstadt, über Prag heraufstieg, besaß eine eigenthümliche gemischte Physiognomie. Er war nicht trüb und nicht hell, nicht naß und nicht trocken, nicht kalt und nicht warm, sondern alles dies abwechselnd, und zwar in ungemein rascher Folge. Der Wind blies bald aus Nord und bald aus Süd; wenn er das letztere that, klatschte der Regen mit dämmergrauem Licht auf die winklichten Straßen herunter, daß Alles mürrisch, verdrossen, leblos aussah. Doch sobald er nach Norden umsprang, kam die Sonne am blauen Himmel hervor und übergoß die feuchtglänzenden Dächer mit dem freudigsten, jeden Winkel erhellenden, warmen Licht, als ob ihr nicht der Winter, sondern der Sommer auf dem Fuße folge.

Das Wetter des Tages mochte die Träume der Nacht, die sich in ihre Schlupflöcher verkrochen, fortsetzen, denn wenn der Hahnenschrei sie verscheucht, wissen die Menschen, bei denen sie zu Gast gewesen, nichts mehr von ihnen.

Die Grasnarbe liegt wieder unbewegt über den eingeschaufelten, versteckten oder hervorlugenden Gebeinen an den Abhängen des Weißen Berges, über Gräbern und Herzen, und der phantastische Reigen, zu dem die Todten mit den Schlafenden sich umschlungen, zu dem der Wind seufzend und winselnd aufgespielt, ist vorüber. Die weißen Gestalten sind in einander geblichen und in ihre todten und lebendigen Särge gekrochen, nur unsichtbar geisterhaft schweben sie fort im Tageslichte über den Dächern und weben ihr Gespinst, die Träume, die Träume, die Träume.

Ob „draußen im Reich" auch das Schlachtenwetter wechselt wie hier der Wind nur, wie Regen und Sonnenschein, das kaiserliche Böhmen ist ruhig, bei Tage wie bei Nacht. Jeder geht in Prag, wie überall, seinem Geschäfte und Berufe nach, der Handwerker um zu arbeiten, der friedliche Bürger an seinen Erwerb, der Geistliche — vielleicht zur größeren Ehre Gottes — der List des Teufels nachzuspüren und eine Hexe zu verbrennen, der Jude, dem im Tageslichte jedes Auge scharf auf die Finger zu sehen vermag, daß er nicht im Vorübergehen einen Brunnen vergiftet

oder ein Christenkind beschneidet, um zu handeln und gestoßen zu werden, zu handeln und sich in den Bart speien zu lassen, zu handeln, sich umzusehen, aufzuhorchen, getreten zu werden, um Verzeihung zu bitten und zu handeln.

Es ist nichts natürlicher und gewöhnlicher, als daß die Witterung sich auf den Gesichtern der Menschen wiederspiegelt, und es war demnach begreiflich, daß auch die Gegensätze des Wetters vom 9. November des Jahres 1631 sich in den Zügen der friedsamen Einwohner Prags ausprägten. Nur erschien es allerdings auffällig, daß sie dies nicht, wie jene, abwechselnd thaten. Die Physiognomien der Menschen wurden offenbar nicht trübe mit dem Regen und hell mit dem Sonnenschein, sondern, wo in einem Gesichte Sonnenschein lag, blieb er constant, trotz aller wüthenden Versuche des Südwindes, ihn mit Wolkenbrüchen wegzupeitschen, und andererseits sah der hellste Himmelsglanz sich außer Stande, die mürrische Verbissenheit in den Zügen, welche die Partei des Regens ergriffen hatten, aufzuklären.

Die Zahl der Ersteren war unverkennbar größer als die der Letzteren. Man traf sie überall, in der Altstadt und auf der Kleinseite, auf dem Roßmarkt und dem Graben, dem Hradschin und dem Wischehrad. In kleinen und größeren Gruppen standen sie beisammen und ließen sich unbekümmert naßregnen, wenn ein Schauer kam, als zählten sie darauf, daß der Sonnenschein auf ihren Gesichtern sie schon wieder zu trocknen vermöge.

Es hatte eine eigene Bewandtniß damit, die sich auch in manchem Auge aussprach. Im Grunde war es doch kein rechter, voller Sonnenschein, sondern eigentlich nur jene eigenthümliche Helle, welche die Sonne am Morgen schon verbreitet, wenn sie zur Mittagszeit den Wolkenflor durchbrechen und sich in ihrer ganzen Strahlenpracht zeigen will. Doch die erfahrensten Meteorologen täuschen sich mitunter in solchen Prophezeihungen, und es ist klug, darauf nicht als auf etwas Untrügliches zu bauen, wenn man irgend einen Plan beabsichtigt, zu dessen Ausführung die Sonne unumgänglich nöthig ist. Es ist besonders dann klug, zu warten, bis sie wirklich erschienen, wenn man schon oft in der Zuversicht, sie kommen zu sehen, betrogen worden, und ihr einstweilen so unbeweglich entgegenzublicken wie die aufgespießten Köpfe auf der Moldaubrücke, die seit einem Jahrzehnt sich wenig mehr um den Witterungswechsel bekümmert hatten, obwohl er sie eigentlich besonders noch anging, da die Sonne ihnen die Knochen bleichte und der Regen das letzte gedörrte Fleisch von ihnen abwusch.

Nur in drei Gruppen von Gesichtern war von den Witterungsgegensätzen des Tages nichts zu bemerken. Die erste concentrirte sich in vielen Species in der Galligasse, dem alten Judenmarkte der böhmischen Hauptstadt. Was geht das Geschäftchen im lang herunterschlotternden Rocke und in der steifen, blauen Halskrause Regen und Sonnenschein, oder die Hoffnung auf den letzteren, an? Ist der Regen zu taxiren nach Geldeswerth? Oder mit dem Sonnenschein, oder mit der Hoffnung zu machen ein Profitchen? Nein! Wenn man's überschlägt genau, 's ist Eins wie's Andere. 'S wird Nichts kommen heraus dabei fürs Volk Israel. Warum sollt' man sich die Mühe machen, zu haben Sonnenschein auf dem Gesicht, wenn doch bei der ganzen Witterungsänderung nichts kann herauskommen fürs Geschäft? Wenn die Leute Recht kriegen mit ihrer Erwartung, werden sie darum weniger stoßen die Juden auf der Gasse und nennen sie Hunde? Wird es angenehmer sein, zu tragen im Bart den Auswurf von einem Protestanten als von einem Katholiken, oder getreten zu werden auf die Hühneraugen von einem schwedischen Soldaten, als von einem kaiserlichen Landsknecht? Wird man bei der Glaubensfreiheit sagen: Jud', Du darfst auch glauben, was Du willst, ohne dafür zu bezahlen, und in einem großen Hause in der Stadt wohnen, wo Du willst, wenn Du es bezahlen kannst? Nein, 's wird heißen: Jud', wir brauchen Geld! Und der Jud' wird sagen: Wie heißt Geld? Hat der Kaiser doch alles Geld genommen, was da war. Und wird es weiter heißen: So laß es Dir wiedergeben vom Kaiser, Jud', und gieb uns Deinen Rock, Deine Stiefel, Deine Betten und Deine Frau und Töchter, und es wird sein das alte Schlamassel. Nein! Es wäre am besten, wenn's gar nicht wollte abwechseln in der Welt, denn es ist ein Wechsel, wenn er Einem wird präsentirt, so kann man nur darauf verlieren.

Die langgeröckten Söhne Israel's rede-

ten es mit pfiffigem Gesichte lauter und leiser unter einander zwischen den Tischen und Gestellen auf dem Trödlermarkte in der Galligasse. Doch plötzlich drehten sich ein paar von ihnen überrascht um und sahen erstaunt einem hochgewachsenen Manne nach, der in unscheinbarer, bürgerlicher Kleidung, die Kopfbedeckung tief ins Gesicht gedrückt, rasch an ihnen vorüberging.

„Gotts Wunder," sagte einer von den Hinterdreinblickenden leise, „war's nicht der Herr Graf von Thurn, welcher vor dreizehn Jahren die kaiserlichen Herrn Stadthalter hat aus dem Schloßfenster hinunterwerfen lassen auf den Mist? Waren's nicht seine Augen, mit denen er mich oft hat angesehen wie mit einem spitzigen Messer, und mit denen er nun kann ansehen die Köpfe von seinen Herren Collegen vor dreizehn Jahren auf den spitzigen Piken, wenn er geht über die Brücke vom Nepomuk? Gotts Wunder, was mag der Herr Generalwachtmeister haben für ein Geschäft in Prag, das er könnte mit seinem eigenen hochgeborenen Kopfe bezahlen? Es ist ein unsicheres Geschäft, was man kann bezahlen müssen mit einem sicheren Kopfe, und ich würd' ihn nicht nehmen zum Pfand auf ein Darlehn über einen Goldgulden. Aber es muß etwas sein in der Witterung, was ist curios."

Der Sprecher schnupperte, die Luft einziehend, mit der Nase in der Luft, während er noch immer dem Gegenstande seiner Verwunderung nachsah. Dieser schritt, weder rechts noch links blickend, geradewegs dem Ziele zu, von dem der Jude als einer Möglichkeit gesprochen. Nun erreichte der Fremde die Nepomukbrücke und hob unmerklich den Kopf und zuckte einen Moment noch unmerklicher mit den Augen, als sie an der abgebleichten Schädelreihe entlangflogen, mit denen Seine Majestät Kaiser Ferdinand II. durch die Hände tüchtiger und eifriger Künstler das Brückengeländer in Ermangelung anderer Statuen hatte verzieren lassen. Dann schritt er, wieder tiefgesenkten Hauptes, über die Moldau auf die Kleinseite der Stadt zu, dem größten der jenseitigen Paläste entgegen, der, gleichsam unter dem Schutze des Hradschin, imposant wie eine kleine Stadt für sich, aus seiner Umgebung aufragte.

Was sich um diesen Palast bewegte, und es bewegte sich um und in ihm wie in einem Ameisenhaufen, bildete die zweite Gruppe der Bewohner Prags, auf deren Gesichtern von den Witterungsgegensätzen des Tages nichts zu bemerken war. Es war ein kolossaler Bau, d. h. nicht ein einzelnes Gebäude, sondern ein Labyrinth von Höfen, Flügeln und Gängen, in denen es von Gedränge buntester und wunderlichster Art wimmelte. Pagen in betreßten Hofkleidern, Läufer in rothem Wamms, Kutscher, Reitknechte, Diener jeder Gattung füllten die Thüren, die Treppen, die Vorplätze, die Höfe, den ganzen Raum vor dem Palast. Große Hunde sonnten sich an den Mauern oder verkrochen sich in den Ecken, wenn ein Regenguß kam. Wagen und Sänften standen umher, zwischen Allem hindurch trieben sich in dem phantastischsten, verschiedenartigsten Aufputze abenteuerliche, frechverwegene, verwitterte und jugendfrische Gesichter, zumeist mit Federhüten auf dem Kopfe und langen gestickten Kragen über dem Brustkoller. Hier und da klirrten ein paar große Raufdegen gegen einander, um die Langeweile ihrer Besitzer für einige Minuten zu unterbrechen. Es bildete sich ein Kreis und mächtige Hiebe flogen hin und wieder, klatschten auf das Büffelleder und schnitten pfeifend durch die rothe Hahnenfeder. Es war nur Spiel und Zeitvertreib, aber den friedlichen Bürgern, die gaffend stehen blieben und von ferne zusahen, stand es auf dem Gesichte, daß für ihren Geschmack eine derartige Unterhaltung bereits sehr an einen höchst bedenklichen Ernst gestreift haben würde. Innerhalb des ganzen Gebietes des kolossalen Palastes aber befand sich keine einzige Physiognomie, die von den eigenthümlichen Witterungsverhältnissen draußen irgendwelche Notiz nahm. Eine besondere Atmosphäre, die mit derjenigen der übrigen Stadt durchaus in keiner Verbindung stand, schien hier eine abgeschlossene und doch geräuschvolle Welt für sich zu überweben.

Es befand sich in Prag, wie gesagt, noch eine dritte Gruppe der nämlichen Art. Diese bestand nur aus einer einzigen Persönlichkeit, doch diese Persönlichkeit wog tausend andere Persönlichkeiten auf. Eigentlich war sie augenblicklich die einzige Persönlichkeit in Prag und die böhmische Hauptstadt gewissermaßen nur ein Appendix derselben, das was die Schleppe an einem fürstlichen

Gewande ist. Das Gewand, in das Se. Majestät, Kaiser Ferdinand II., sich momentan zu hüllen geruht hatte, war die Persönlichkeit Sr. Gnaden, des Grafen Mérek-Lodron, der gegenwärtig aus dem Gasthause am großen Ring an den harrenden Wagen herantrat.

Auch hier drängten sich gaffende Gesichter umher, und auf ihnen lag Sonnenschein und Regen wie überall. Doch Graf Mérek nahm weder den einen noch den andern wahr. Hätte Jemand ihn darauf aufmerksam gemacht, daß eine Verschiedenheit des Ausdrucks in den gaffenden Gesichtern vorhanden sei, Graf Mérek würde es für eine Täuschung der Augen dieses „Jemand" gehalten haben. Jeder Unterthan des Reiches blickt mit dem nämlichen Ausdrucke auf den Vertreter Sr. Majestät des Kaisers, wie auf Se. Majestät den Kaiser selbst. Mit dem Ausdrucke der tiefsten Ehrfurcht, der schuldigsten Dankbarkeit, der enthusiastischsten Bereitwilligkeit, in jeder Secunde Gut und Leben seiner eigenen nichtssagenden Persönlichkeit auf den leisesten Wink Sr. Majestät des Kaisers zu opfern. Graf Mérek weiß dies, wie er weiß, daß seine Ahnen mit den Ahnen Sr. Majestät des Kaisers zusammen in einem besonderen Saale des Himmels für ihre Erdentugenden belohnt werden, und in diesem doppelten Gefühle besteigt er den Wagen, der ihn erwartet.

Nur secundenlang noch einmal, als Graf Mérek's Auge auf den Kutschersitz fiel, besagte ein Blick, daß die Gemeinheit der menschlichen Natur auch heute bereits sich in das gehobene Lebensbewußtsein Sr. Gnaden einzudrängen vermocht habe. Graf Ferdinand hatte in entschiedenster Weise Unglück mit seinen Kutschern, denn als er Befehl ertheilen lassen, daß der Wagen vorfahren solle, hatte die nämliche Scene in Prag wie in Rowensko gespielt, d. h. der Kutscher war nicht zu finden gewesen. Es war dies um so nichtswürdiger, als Se. Gnaden das Gedächtniß desselben noch dadurch geehrt, daß er seiner als eines anstelligen und gewandten Menschen gedacht, von dem er, wenn er sich weiteren Gedanken noch darüber hätte hingeben können, vermuthet haben würde, die Ehre, den Stellvertreter Sr. Majestät des Kaisers mit der Schleppe Prag zu fahren, werde die angeboren gemeine Natur siegreich und ungefähr in der Art wie der heilige Georg den Lindwurm, zu bekämpfen im Stande sein. Allein Graf Mérek's Edelsinn in der Beurtheilung niederer Persönlichkeiten war wieder einmal zu groß gewesen; es hatte sich gezeigt, daß im Kopfe Sr. Gnaden sich kein Maßstab für die Gemeinheit derselben befand, und daß der Wirth des Gasthauses für einen anderen Kutscher Sorge treffen gemußt, der jetzt mit gewaltigem Peitschenknall die Pferde durch die aus einander stiebende Gaffermenge hinstürmen ließ. Durch breite und schmale Straßen rollte der Wagen, die Graf Mérek mit dem Bewußtsein an sich vorüberfliegen ließ, daß sie das Eigenthum Sr. Majestät des Kaisers seien und in ihren Häusern getreue Unterthanen Sr. Majestät des Kaisers beherbergten. Dann fiel sein Blick auf zwei große goldene Buchstaben: „S. J.," die über einen weitläuftigen, wieder fast ein Städtchen für sich bildenden, düstergrauen Gebäude prangten, aus dessen klosterartigen Fenstern hier und da ein bleifarbiger, tonsurirter Kopf, auf dem in entschiedenster Weise sich die regnerische Hälfte der Tagesphysiognomie ausprägte, hervorlugte. Auch hier herrschte ein gewisses, ameisenartiges Gewimmel, doch nicht in zeitvertreiberischer, gemüthlich-gelangweilter Weise, sondern ein Umspähen und Aufhorchen lag in allen ingrimmig dreinblickenden Gesichtern, auf denen die Augen der, wie überall umhergelagerten, den sonnigen Tagestheil repräsentirenden Menge mit unverhüllterer Schadenfreude als irgendwo ruhten. Erzbeschlagene Truhen und Kasten aller Art wurden hastig in den Höfen des Gebäudes ausgeleert und gesäubert, ungeheure Papierbündel, kostbare Geräthe und Utensilien jeder Gattung umwickelt, verschnürt, verpackt. Alles geschah lautlos, aber Alles in treibender Eile und die Augen der Arbeitenden blickten nicht auf die eifrigen Hände, sondern schielten unter der Wimper nach rechts und links, als ob ihre Thätigkeit eine nicht minder wichtige wäre als die der Arme.

Als Graf Mérek an der Front des großen Gebäudes vorüberfuhr, zog er, genau in dem Moment, wo er sich vor dem goldenen S. J. befand, den Hut respectvoll von seinem Haupt. Er that dies infolge einer äußerst einfachen und schlagenden Ideenverbindung. Allerdings hegte er selbst

die unbedingteste Hochachtung vor dem verdienstvollen Orden der Gesellschaft Jesu, allein diese hätte eine Entblößung seines Kopfes vor einem Sitz derselben unter gewöhnlichen Umständen nicht erfordert. Doch Graf Mérek erinnerte sich, daß Seine Majestät der Kaiser am Frohnleichnamstage zu Wien baarhaupt in der Procession hinter dem Allerheiligsten einherschritt, um seinen Respect vor der christlichen Religion zum vollkommensten Ausdruck zu bringen. Freilich wußte Niemand in der Schleppe Prag als Se. Gnaden selbst, daß in diesem Augenblicke gewissermaßen Se. Majestät in andrer Person an dem Jesuitenkloster der böhmischen Hauptstadt vorüberfuhr; aber Graf Ferdinand war dafür desto mehr von diesem, ebensowohl Pflichten als Würde auferlegenden Bewußtsein durchdrungen, und zu den ersteren gehörte ohne Zweifel, daß er als Vertreter seiner Majestät des Kaisers die reichsoberhauptliche Ehrfurcht vor dem Symbolum der christlichen Religion bekunde.

Deshalb lüftete Graf Mérek den Hut, ein Gruß, den ein paar schmalstirnige, tonsurirte Gestalten in einem Erker des Collegiums mit einer Verneigung erwiederten, natürlich ohne eine Ahnung davon zu besitzen, welcher bedeutungsvollen Persönlichkeit und welcher Gedankenverbindung derselben diese Erwiederung zu Theil geworden. Die eine der beiden Erkerfiguren lächelte so verbindlich, als ihre schmalen Lippen dazu im Stande waren, und wer zufällig von der Straße hinaufblickte, hätte darauf geschworen, daß sie in der Erzählung irgend eines scherzhaften Vorganges begriffen sei. Was sie sagte, war leise gesprochen, und drang nicht bis hinaus, doch die vergnügliche Miene des Hörers und der fröhliche Ausdruck, mit dem er Antwort gab, ließen ebenfalls keinen Zweifel über die harmlose Art des Themas, das ihnen zum Gesprächgegenstande diente, aufkommen. Der Erste flüsterte:

„Da fährt er hin, der Narr; in einer Stunde wird er bei Ihm gewesen sein und wir werden wissen, wie wir daran sind."

„Von wem erfahren wir's?"

„Von einem seiner Hartschiere, einem dummen Baiern, den ich um Mittag zur Beichte hierher bestellt."

„Wird Er oder wird Er nicht?"

„Ich wollte, der Satan drehte ihm das Genick, eh' er sich entscheiden kann."

„Er ist allein im Stande, uns zu schützen; wenn er sich weigert, haben wir übermorgen die verdammte Brut hier."

„Jedenfalls. Er versteht sich aufs Rechnen und weiß, wann die höchsten Preise bezahlt werden, so lange wird Er zaudern. Für uns ist eins so schlimm, wie das andere; Er haßt uns, wie wir Ihn. Ich weiß noch mehr, Graf Thurn ist in Prag seit heut' Morgen."

„Er wagt es? Wo ist er?"

„Er kommt von Arnheim mit Anerbietungen und ist auf dem Wege zu Ihm. Doch es ist gesorgt, daß er nicht hingelangt. Auf meine Veranstaltung wird er am Ende der Brücke verhaftet und eh' der Mittag kommt, steckt sein Kopf bei den übrigen und sieht auf die Moldau herunter. Das ist für diesmal unser letzter Triumph hier."

„Von woher kommen die Befehle und wer ertheilt sie?"

„Frater Peregrinus. Der General hat ihm bis auf Weiteres das ganze Königreich in außerordentlicher Weise untergeordnet. Er befindet sich gegenwärtig auf dem Schloß des alten Schwachkopfs, der eben vorüberfuhr, und betreibt —"

„Seltsame Dinge, wie man sagt."

„Wie so?"

„Man sagt, doch wer glaubt daran, mein Bruder — relata refero. Es ist nur ein Gerede, Frater Peregrinus verstehe sich besser darauf, die Macht und Unterstützung unseres heiligen Ordens für seine Interessen zu benutzen, als seine Thätigkeit den Interessen des Ordens zu widmen. Verstehe mich, es ist ein leeres Geschwätz, doch man sagt —"

„Ich verstehe, man sagt —?"

„Man sagt, Frater Peregrinus sei vor fünf Jahren nicht deshalb in unsern Orden getreten und habe seinen weltlichen Namen abgelegt, um die Ziele unserer allerheiligsten Religion fördern zu helfen, sondern um uns zu verwerthen, ihm zur Förderung seines Zieles behülflich zu sein, welches, wie man sagt — es ist eine müßige Erfindung, doch man sagt es, mein Bruder —"

„Ich verstehe, man sagt —?"

„Welches, wie man sagt, eine wahnsinnige Leidenschaft für eine Dame von hohem Range ist, die ihn früher verschmäht und die er um jeden Preis dahin zu bringen

sucht, daß ihr kein anderes Mittel übrig bleibt, als sich selbst ihm zu überliefern. Man sagt auch, daß Frater Peregrinus seit lange sein Netz um die Turteltaube gesponnen, die er zu fangen wünscht, und daß er gerad jetzt im Begriff steht, es zuzuziehen, wobei es ihm allerdings auf einige Tropfen Menschenblut ebenso wenig ankommen soll, wie man sagt, als im Anfang —“

„Du weißt dies —?“

„Von einem Boten des Frater Basilides, der augenblicklich sich auf Schloß Lodron befindet und die Befürchtung ausspricht, daß Frater Peregrinus kein Mittel, und wäre es auch noch so sehr den Interessen unseres heiligen Ordens entgegen, scheuen könne, um zu seinem Zweck zu gelangen.“

„Man sagt viel, mein Bruder. Das Auge des Herrn erleuchtet seine Gesandten, im Verborgenen zu sehen und zu richten. Er wird über dem Großen auch das Geringe nicht vergessen lassen. In einer halben Stunde werden wir Nachricht von drüben haben, das ist im Augenblick das wichtigste. Graf Thurn muß bereits verhaftet sein; wir wollen auf die Nepomukbrücke gehen und ein Schauspiel zur Ehre Gottes genießen.“

Der Provinzial des Hauptcollegiums der Gesellschaft Jesu im Königreich Böhmen zog seinen Untergebenen mit sich fort, während Graf Mérek im Vollbewußtsein des Geheimnisses, das auf der Erde nur er und Se. Majestät Kaiser Ferdinand II. wußten, weitergefahren war, und den Anfang der großen Moldaubrücke erreicht hatte. Es war sicher kein Grund ausfindig zu machen, weshalb der Vertreter des Kaisers nicht mit dem Ausdruck voller Befriedigung sein Auge auf einem Werk des Kaisers ruhen lassen sollte. Unter ordinären Umständen mögen auf Piken aufgespießte, halbvermoderte Menschenköpfe allerdings einen widerwärtigen Anblick erregen, allein mit einem kaiserlichen Werke ist der Begriff des Unästhetischen von vorn herein nicht vereinbar. Es ist immer ein Kunstwerk und es wirkt immer sittlich erhebend. Graf Ferdinand's Blick verweilte deshalb mit Genugthuung im Vorüberfahren auf den Rebellenköpfen, die, so stumm sie auch seit elf Jahren schienen, doch unausgesetzt in beredter Weise eine heilsame Lehre aussprachen. Ja, er war so sehr in Bewunderung der kaiserlichen Kunstgalerie versunken, daß er sein Auge erst von derselben ablenkte, als plötzlich der Wagen anhielt.

Ebenfalls jetzt erst bemerkte Se. Gnaden zu seinem höchsten und unwilligen Erstaunen den Grund dieses Anhaltens. Der Wagen konnte nicht weiter, denn eine dichte Menschenmenge hatte sich am Ende der Brücke aufgestaut und versperrte den Weg vollkommen. Lärm und drohende Stimmen klangen aus ihr hervor, doch verworren durcheinander und von allgemeinem Getöse verschlungen, so daß man außerhalb des Kreises nicht vernahm, was drinnen vorging.

Graf Mérek zog die Stirn in Falten. Er that es in dem Gedanken, daß eine Möglichkeit innerhalb der Unvollkommenheit der Erde existire, daß Sr. Majestät dem Kaiser das nämliche passiren könne. Sodann fragte er sich, was dieser in einem solchen Falle muthmaßlich zu thun geruhen würde und gelangte zu dem Resultat: Das Unvermeidliche. Es konnte mithin dem Vertreter Se. Majestät nicht als Unterschätzung seiner Würde von der Schleppe Prag angerechnet werden, wenn er ebenfalls das Unvermeidliche that und — wartete.

Den von außen nicht deutlich wahrnehmbaren Mittelpunkt des Kreises bildete die hochgewachsene Figur des einfach gekleideten Mannes, der vorhin in der Galligasse einigen Söhnen Israel's Anlaß zu nachdenklichen Bemerkungen gegeben. Er war mit gesenkten Augen schnell über die Brücke geeilt, als plötzlich am Ende derselben ein kaiserlicher Hauptmann mit einem Dutzend von Begleitern hinter sich auf ihn zutrat und, die Hand fest auf seine Schultern legend, sagte:

„Graf von Thurn, ich verhafte Sie wegen Hochverraths.“

Es war vielleicht nur eine halbe Minute seit diesen Worten verflossen, aber in ihr schossen die Zuschauer der unerwarteten Scene wie Pilze aus der Erde und versperrten den Pferden Graf Mérek's den Weg. Fast alle Gesichter der Umherdrängenden boten ursprünglich die Sonnenschein-Physiognomie dar, die sich schnell in eine unruhige und drohende verwandelte. Vereinzelte Stimmen tönten hervor: „Wir dulden's nicht! Muth! Befreit ihn! Greift

an! Das Jahr 1618 steht wieder vor der Thür!"

Der Angeredete warf einen schnellen Blick über die sich bildende Menge und erwiederte, sich der Hand des Offiziers entwindend, kurz:

„Sie irren sich; lassen Sie mich gehen, ich bin ein friedlicher Bürger."

„Sie werden es bald sein," engegnete der Hauptmann mit einer deutenden Bewegung auf den eben zuvor von Graf Mérek bewunderten kaiserlichen Brückenschmuck, „wenn Sie Graf von Thurn sind. Doch wer Sie zu sein vorgeben, leisten Sie keinen Widerstand, ich verhafte Sie im Namen des Kaisers und habe Vollmacht, Sie niederstoßen zu lassen, wenn Sie sich widersetzen."

Das dumpfe Gemurmel der Menge verstärkte sich. Ein Gedränge entstand, das einen Stoß auf die Soldaten ausübte, der Verhaftete riß mit hastiger Bewegung seine Kopfbedeckung ab und rief:

„Ich bin's! Helft mir, Freunde! Ich bringe Euch die Freiheit; die Sachsen stehen heut bei Leitmeritz und sind übermorgen vor Prag. Bereitet ihren Einzug vor, erhebt Euch und werft Eure Zwingherren aus der Stadt!"

Ein lautes Freudengeschrei erhob sich ringsum, doch zugleich commandirte der Hauptmann mit fester Stimme: „Nehmt den Gefangenen in die Mitte! Stoßt jeden nieder, der sich Euch auf zwei Schritte nähert! Vorwärts!"

Der Befehl wurde so rasch und sicher ausgeführt und die Volksmenge wich unwillkürlich so heftig vor den plötzlich aufblitzenden Schwertern zurück, daß ihre Unentschlossenheit und Unfähigkeit zu gemeinsamem Handeln unverkennbar und das Schicksal des Gefangenen entschieden war. Er warf einen bittern, verächtlichen Blick auf seine nutzlosen Freunde und sagte stolz:

„Macht die Sache kurz. Wozu braucht Ihr mich erst vor ein Gericht zu führen, das sein Urtheil schon gesprochen hat? Hier ist mein Kopf, gesellt ihn zu den andern!"

„Ei, alter Gesell, hast den Kopf so verloren, oder hältst so wenig auf eine anständige Stellung, daß Du so hastig auf die Pike willst?" tönte plötzlich eine derbe Stimme im Rücken der Soldaten. Die Menge wich auseinander, denn an der Spitze eines Haufens der müßigen, bunt durch einander gewürfelten Landsknechtsgesichter, die sich drüben vor dem großen Palast an den Kleinseite die Zeit vertrieben, drängte der Sprecher sich durch. Es war eine stämmig-hohe Gestalt mit einem Federhut auf dem Kopf und in der Tracht der Hartschiere Sr. Durchlaucht des Grafen Albrecht von Waldstein, Herzogs von Friedland und Sagan, dereinst Generalissimus der k. k. Reichsarmee.

Der Hartschier trat an den Hauptmann heran, begrüßte ihn und lachte aus voller Kehle auf. Da hättet Ihr bald einen guten Mißgriff gemacht, Kamerad, und meinen alten Waffengenossen, anstatt Gott weiß wen, auf den Ihr vigilirt, in Euer Krötenloch gesteckt. Komm, Freund, und sei mir dankbar; ich spar Dir eine Nacht in der Gesellschaft von Ratten und Ungeziefer und Euch eine Nase, Hauptmann."

Der Sprecher faßte den Arm des Verhafteten, der sich beim Klang der Stimme hastig umwandte und mechanisch ausstieß:

„Wie? Du hier, Du in Waldstein's Dienst, Wenz —"

„Nun natürlich! In wessen Dienst sollte der Wenzeslaus von Radonitz sich denn befinden, als in seinem? Man kommt immer zu seiner ersten Liebe zurück, sagt ein Sprichwort, und wenn's auch oft lügt in unserer Zeit, beim Albrecht sagt's die Wahrheit."

Der Hartschier war unter noch lauterem Gelächter als zuvor so schnell dem Gefangenen ins Wort gefallen, daß fast Niemand das letzte Wort desselben verstanden hatte. „Ihr seht, wie froh überrascht er ist, mich wiederzufinden, Hauptmann," fuhr der Erstere fort, „also entschuldigt, wenn ich Euch Euren leibhaftigen Irrthum zu unser aller Wohlbefinden entführe."

Der kaiserliche Offizier hatte überrascht dreingeblickt; jetzt faßte er sich schnell und erwiederte:

„Sie sind im Irrthum, dies ist der Graf von Thurn —"

„Hört, Hauptmann," entgegnete der Hartschier spaßhaft, „ich fange Händel mit Euch an, wenn Ihr meinem alten Freunde und Zeltgenossen solchen verfluchten Schimpf- und Ketzernamen anhängt!"

„Ich spaße nicht, ich handle nach meinem Befehl und meinen Augen," versetzte der Offizier ernsthaft. „Im Namen des Kai-

sers! Nehmt den Gefangenen, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Der scherzende Ausdruck in dem Gesichte des Hartschiers veränderte sich mit Blitzesschnelle. „Was?" schrie er ingrimmig auf, „das sollten wir dulden? Was geht uns der Kaiser an? Er kümmert sich nicht um uns und zahlt uns keinen Sold! Wir sind im Dienst des Herzogs, der Keinen vergißt, der für ihn seine gesunden Gliedmaßen entzweischlagen läßt. Sollen wir ruhig ansehen, daß ein kaiserlicher Profoß meinen alten Freund, der mit mir unter dem großen Albrecht den Mansfeld zusammengehauen, vor Glückstadt und Stralsund gelegen und mehr Schlachten mitgemacht hat als dieser bunte Tressenrock in der Hofburg fürstliche Schleppen getragen, daß der von einem kaiserlichen Buben behandelt wird, wie der Kaiser selbst den großen Albrecht behandelt hat. Nicht so lang ich lebe —"

Die breiten Raufklingen der Landsknechte flogen in einem Nu sämmtlich aus ihren Lederscheiden. „For Pokker, das ßoll ihm nicht!" schrie Jens Svendson und schwang seinen Pallasch über dem Kopf des erschreckt zurücktretenden Offiziers, während Wenz Wlatka die erste Verwirrung benutzte, den Gefangenen mit einem heftigen Ruck aus der Mitte der verdutzten Soldaten herauszureißen und ihn hinter sich in Sicherheit zu bringen. Die Menge stand unschlüssig gaffend umher. Sie war beiden streitenden Parteien feindlich gesinnt, aber die Kunde, daß Landsknechte des Herzogs von Friedland kaiserlichen Soldaten mit Gewalt einen Gefangenen entrissen, lief wie ein Lauffeuer, sich lawinenhaft vergrößernd, durch Prag.

Der Hauptmann wollte noch einen Versuch machen, sich der geraubten Beute wieder zu bemächtigen, doch er hatte nur eben noch Zeit, sich seitwärts zu ducken, um zu vermeiden, daß die scharfe Schneide des Baiern Tobias nicht statt der Hälfte seines Hutes, die seines Kopfes heruntersäbelte. Drüben vom Palast her strömten immer mehr wildblickende Gesichter herzu und aus Tobias breitem Munde brüllten Dünste des Weines vom Abend zuvor mit Stentorstimme:

„Hierher, Wenzeslaus! Komm heran, Du Lauskerl! Der Kaiser ist ein Spitzbube, ein undankbarer Hallunk! Albrecht soll Kaiser werden und Jeder, der ihm dient, bekommt eine Grafschaft! Und Jeder, der einen anrührt, der ihm dient, bekommt von mir kaltes Eisen in die Rippen."

Von allen diesen Worten und Vorgängen besaß Graf Ferdinand Mérek keine Ahnung. Man kann nicht sagen, zum Glück, denn wenn er sie vernommen hätte, würde er keine Silbe von ihnen verstanden haben. Wenn es bei der Gemeinheit der menschlichen Natur auch nicht unbedingt unzweifelhaft war, daß die Leute, welche die Brücke versperrten, sich einzig zu dem Behuf zusammengefunden, untereinander Lob über die Güte, Großmuth und Erhabenheit Se. Majestät des Kaisers auszutauschen, so hätte Graf Mérek doch die Worte der Hartschiere, wenn er sie vernommen, einer der deutschen ähnlichen Sprache mit totalem Gegensatz in ihrer Bedeutung angehörig erachtet. Das Gedränge wich jetzt aus einander und die Pferde vermochten im Schritt weiter zu gehen. Der Offizier, der sich mit seinen Soldaten vor der Uebermacht, die anzugreifen, völlig zwecklos gewesen wäre, zurückgezogen hatte, marschirte stumm und eilig, doch mit knirschenden Zähnen durch die schadenfroh raunende Menge, während der Hartschier, dessen Dazwischenkunft im letzten Moment den Gefangenen befreit hatte, mit diesem Arm in Arm, etwas von seinen über den gehabten Spaß laut lachenden Gefährten entfernt, auf den großen Palast an der Kleinseite zuschritt. Wenige Schritte von ihm gewahrte Niemand, daß er die Lippen bewegte; doch er sprach, fast unhörbar, unausgesetzt.

„Sie sind tollkühn, Herr Graf; wenn der Zufall mich nicht hierherführte, es um eine Minute später that, wenn man Sie am andern Ende der Brücke schon erwartete, so steckte Ihr Kopf jetzt bei den übrigen und die ganze schwedisch-sächsische Armee hätte ihn Ihnen nicht wieder auf die Schultern gesetzt."

Der Andere nickte. „Du hast Recht, Wenz, und ich bin nicht der Erste, der Deiner Klugheit Leben und Freiheit dankt. Doch zum Reden ist nicht Zeit, Du mußt mich zum Herzog führen —"

„In einer Viertelstunde sucht Graf Maradas, der Stadtcommandant, Sie dort auf und verlangt Ihre und meine Auslieferung."

Trotzdem, ich muß, Wenz, um jeden Preis. Ueberlaß mich mir selbst und sorge

für Dich. Daß ich Dich gefunden, ist unschätzbar. Hast Du ein Pferd?"

„Ich denke, Graf Mérek wird mir eines von seinen nicht vorenthalten, wenn ich ihn nicht darum bitte."

„Wo hältst Du Dich auf?"

„Im Vorsaal."

„Wenn ich den Herzog verlasse, werde ich den rechten oder den linken Arm ein wenig heben. Du reitest dann so schnell Du zu Pferde kommen kannst, nach Leitmeritz, suchst Arnheim auf und bringst ihm im ersteren Falle das Wort: „Ja" zur Botschaft, im andern „Nein."

Wenz Wlatka nickte bejahend mit dem Kopf, und die Beiden traten in das Portal des großen Palastes ein.

In einem weiten, eine Treppe höher belegenen Gemach desselben, das mit Himmelsgloben und Wandtafeln, auf denen seltsam sich kreuzende trigonometrische und sphärische Linien verzeichnet standen, ausgestattet war, befanden sich zwei verschiedenartige und doch wiederum ähnliche Gestalten. Ein kaltes Nordlicht fiel durch die Fenster herein und beleuchtete sie scharf aber grau.

Es waren zwei Männer; der Kleinere von ihnen saß mit breitrandig-spitz aufgethürmtem Filzhut, von dem eine schmale, lange Feder aufstieg, in einem Armsessel. Sein Wuchs war, trotzdem, daß er als der Kleinere erschien, groß und stark; ein halbes Jahrhundert etwa lag auf seinem oben breitgewölbten Gesicht, das indeß durch den schwarzen Spitzbart am Kinn doch einen länglichen Anschein erhielt. Starke Brauen überwölbten die kleinen, slavisch enggeschlitzten Augen, aus denen ein tiefdunkler, stätig blickender Stern mit ungewöhnlichem Glanz, wie Funkenspiel, hervorstach. Um die Lippen, die der obere Bart zum Theil beschattete, lag ein herber, kalter Zug, als ob sie nie gelacht; über dem ganzen Gesicht ein abwehrender, finstrer Ernst mit einem phantastisch-fatalistischen Schatten gepaart, der darüber hinzuckte, als ob ein grellflackerndes Feuer ihn über ein düstres Gemälde bald schwächer und bald tiefer hinwürfe. Ueber dem fast in königlichem Hofprunk strahlenden Leibgewand trug er eine breite von Gold und Gesteinen blitzende Schärpe, die sich unter einem spanischen Mantel verlor, auf den ein werthvoller Spitzenkragen bis auf die Hälfte der Brust herabfiel. Der untere Theil des Körpers verschwand in ungeheuren, modisch-bauschenden Pluderhosen und breitstulpigen, bis ans Knie reichenden Stiefeln, die sich, dem Geschmack der Zeit gemäß, an den Zehen leise schnabelförmig in die Höhe bogen.

Der so dasaß, die breiten Hände auf das Gefäß seines langen Schwertes gestützt, war Graf Albrecht von Waldstein, Herzog von Friedland und Sagan, ehemals Generalissimus des k. k. österreichischen Heeres, General des oceanischen und und baltischen Meeres und Herzog beider Mecklenburg, gegenwärtig friedlicher Privatmann in der kaiserlichen Landeshauptstadt des Königreichs Böhmen.

Ihm gegenüber, an eine der Wandtafeln gelehnt, stand eine beinahe erschreckend lange, hagere Gestalt. Es war ein Mann in dunkler, fast gesucht einfacher Tracht, mit südlichem, italienischem Typus und magerblassem Gesicht, daß der schwarze Spitzbart sich wie von leichenhaftem Grunde abhob. Doch ein fatalistischer Zug verlieh ihm trotz aller Verschiedenheit des Bau's eine gewisse Aehnlichkeit mit dem des Andern. Seine Augen hatten etwas Ausdrucksloses und blickten ins Leere; er stand unbeweglich, wenn er sprach, nur die Finger seiner Hände drehten sich in langsam kreisender Bewegung, wie Planeten um ein Sonnencentrum, umeinander.

Der Herzog hatte lange in brütendem Schweigen gesessen; nun hob er den Kopf zu seinem Zimmergenossen und fixirte ihn mit scharfen Augen.

„Ich kann nicht mehr warten, Seni," sagte er mit leisem, unzufriedenem Ton, „Deine Sterne dürfen es nicht länger verlangen."

Battista Seni zuckte antwortlos die Achseln, und Albrecht von Waldstein stand zornig auf.

„Beim Teufel und seinen Jesuiten, sie *sollen* sich entscheiden, ich will es!"

Eine gewisse stolze Verachtung lag in dem Blick, mit dem der Astrolog den Wuthausbruch seines Herrn erwiederte. „Die Sterne lenken uns, nicht wir sie," versetzte er monoton.

„Du hast Recht, Seni, aber sie machen uns die Zeit lang, und das Leben ist kurz. Sprich, was sagen sie?"

„Mars steht mit seinem Rande noch

immer in Opposition mit der Sonne und Merkur mit ihr in Conjunction —"

„Nenn' ihn bei seinem rechten Namen, Pater Joseph," fiel der Herzog ein. „Was weiter?"

„Die übrigen Planeten sind günstig, nur Uranus befindet sich noch nicht an der richtigen Stelle; er verlangt noch einen Monat Frist."

„Das Siebengestirn?" fiel Wallenstein abermals heftig ein.

„Strahlt heller denn je, aber neigt sich bereits; jedenfalls wird es vom Mars überdauert."

Der Herzog von Friedland versank wiederum in schweigsames Brüten. Battista Seni wartete noch einige Augenblicke und fügte dann hinzu:

„Seit gestern flankiren ihn zwei Sterne von gleichem Licht, die sich mit übereinstimmender Geschwindigkeit nähern und ihren Schneidepunkt noch heut' in seiner Parallaxe finden müssen."

Albrecht von Wallenstein sah zufrieden auf. „Ich weiß es und fragte Dich, um zu wissen, ob die Sterne es ankündigten. Sie irren sich nie, es ist gut. Was ist das Gesammtresultat?"

„Warten Sie."

„Gut, Seni; ich gehorche. Gieb Acht, wenn die Nacht klar wird, ob die Opposition sich ändert und wie schnell das Siebengestirn sich Uranus nähert. Was für Nachrichten von Bethlen Gabor?"

„Wenn Sie ihm die ungarische Krone, als Lehn, bewilligen, ist er mit Allem einverstanden und stellt zwanzigtausend Mann."

„Er soll warten wie ich, bis es sich entscheidet — ob Ungarn zum Reich gehört oder nicht. Schreib ihm, aber nicht in der letzten Chiffre, die Jesuiten haben den Schlüssel aufgefangen. Bereite Alles vor; die sächsische Armee steht übermorgen vor Prag — wenn ich wollte, in acht Tagen vor Wien."

„Wenn die Sterne es wollten," betonte der Astrolog unbeweglich.

Der Herzog zuckte unwillig mit der Achsel und trat durch eine verborgene Seitenthür in einen, an das Gemach stoßenden, mit königlicher Pracht ausgestatteten Saal. Er hatte ihn kaum erreicht, als eine Flügelthür an der entgegengesetzten Seite, die zum Vorsaal hinausführte, sich öffnete. Ein Kammerherr erschien und überreichte mit tiefer Verneigung auf goldenem Tablet einen Brief.

Wallenstein's Augen zuckten unmerklich, als er die Aufschrift wahrnahm. Seine Lippen murmelten mißtrauisch:

„Berechnung oder Ungeschicklichkeit?" Dann winkte er, ohne den Brief zu lesen, mit der Hand, die Thür öffnete sich abermals und der auf der Nepomukbrücke zugleich Gefangene und Befreite trat ein.

Der Herzog machte ihm einen Schritt entgegen und begrüßte ihn durch eine gemessene Neigung des Kopfes, doch auf seinem Gesichte stand weder Ueberraschung noch irgend ein Ausdruck der Unzufriedenheit oder das Gegentheil.

„Sie sind kühn, Graf Thurn," sagte er nach einer kurzen Pause, „für sich selbst und für Andere."

Der Angeredete lächelte gezwungen. „Wen verstehen Eure Durchlaucht darunter?"

„Ihre Freunde in Prag, denn ich vermuthe, daß Sie solche besitzen."

Es war kalt, abwehrend gesprochen und vibrirte von den Wänden. „Mein Auftrag," replicirte Graf Thurn rasch, „geht dahin, zu erforschen, ob wir es thun."

„Ich wiederhole, Ihnen Herr Graf, eine gefährliche Aufgabe, für Sie und für Ihre Freunde."

„Wer einen Preis zu gewinnen strebt, muß stets der Gefahr Trotz bieten."

Der Herzog zuckte leicht die Achsel. „Wer ihr trotzt, muß den Werth des Preises kennen, der sich ihm bietet."

Eine kurze Pause entstand, in welcher Graf Thurn's Blick vergeblich mit schnellem Aufschlag das unveränderliche Gesicht vor ihm zu durchdringen suchte. Dann erwiederte er:

„Seine Majestät, der König von Schweden, hält im Interesse des europäischen Friedens und der Religion eine Abtrennung Böhmens von den österreichischen Erblanden mit Verleihung der Königs- und Churwürde für wünschenswerth."

„Mir scheint, der König von Schweden hegt Gedanken über Dinge, die nicht in seinem Besitz sind."

Die Replik kam wiederum wie von den Lippen eines Erzbildes. Doch Graf Thurn versetzte ebenfalls ruhig:

„Es scheint ihm verstattet zu sein, über

Dinge, die ihm zu nehmen freisteht. Seine Majestät würde es sogar unter Umständen als vortheilhaft erachten, die nahverwandte Bevölkerung von Mähren mit der böhmischen unter eine Hand zusammenzufassen, d. h. —"

„Das heißt, Herr Graf —?"

Der Ton, in dem die beiden Worte wiederholt worden, besaß zum ersten Mal nicht das Eisige der früheren, so daß der Unterbrochene schneller fortfuhr:

„Das heißt, unter der Voraussicht, daß die Stellung zu dem neuen Reichsoberhaupte in ihren wesentlichen Grundzügen keine Veränderung —"

Graf Thurn sollte den Satz entschieden nicht vollenden, denn die Thür öffnete sich und ein Kammerherr meldete mit lauter Stimme:

„Herr Graf von Mérek, Abgesandter Seiner Majestät des Kaisers."

Ein schalkhaftes Lächeln spielte secundenlang um Wallenstein's herbe Mundwinkel. „Sie sehen, Graf Thurn," sagte er, „daß Ihre Voraussicht in der That etwas zu weit voraussieht, da das alte Reichsoberhaupt gegenwärtig in den wesentlichen Grundzügen noch keine Veränderung seiner Stellung zu beabsichtigen scheint. Entschuldigen Sie die Unterbrechung, doch, wie Sie begreifen, geziemt es mir nicht, einen Gesandten m e i n e s Kaisers warten zu lassen."

Graf Thurn antwortete mit einer Verbeugung und bewegte sich nach der Thür, doch der Herzog hielt ihn mit einer fast unmerklichen Armbewegung.

„Sie verstehen mich falsch. Die Ehrfurcht, die ich vor Seiner Majestät als Unterthan empfinde, verbietet mir, einen Gesandten desselben warten zu lassen, doch als schlichter Privatmann, wie ich es bin, habe ich kein Geheimniß, das die Ohren der Welt scheute. Wenn ich Sie recht verstand, Graf Thurn, so kamen Sie nach Prag, um Freunde hier aufzusuchen; ich ersuche Sie, das Haus des Herzogs von Friedland nicht als ein ungastliches zu betrachten."

Und mit einer leichten Verneigung schritt er an seinem Gast vorüber auf den eintretenden Abgesandten des Kaisers zu.

Graf Ferdinand Mérek stand dem, an den er gesandt worden, zum ersten Mal im Leben gegenüber, und dieser besaß für ihn gewissermaßen eine doppelte, eine linke und eine rechte Seite. Die eine Seite gehörte gleichsam der Vergangenheit an, und auf sie hatte Seine Majestät der Kaiser ungnädig zu blicken geruht, als er den Generalissimus seines Heeres entließ und ihm gleichzeitig den Herzogshut von Mecklenburg wieder vom Haupte nahm. Es war das, die Stimmen der Welt mochten darüber urtheilen, wie sie wollten — und es befanden sich manche unter ihnen, die den Kaiser des schreiendsten Undankes und Unrechtes beschuldigten — aber es war das für Graf Ferdinand Mérek jedenfalls eine höchst verächtliche Seite an der Persönlichkeit Sr. Durchlaucht, des Herzogs von Friedland und Sagan, Grafen Albrecht's von Wallenstein. Diese Seite wurde für das edlere Gefühl Graf Mérek's dadurch keineswegs erhellt, daß Albrecht von Wallenstein nur aus einer einfach-adligen und obendrein protestantischen Familie entstammte, zwei Eigenschaften, die an sich mit einem unvertilgbaren Makel behaftet waren und eigentlich eine selbstverständliche, vom Himmel selbst dictirte Unterordnung unter die höhere und fleckenlos katholische Geburt jedes Sprossen aus dem Hause Mérek bedingten.

Die gegenwärtige, rechte Seite — und Graf Mérek schien sie, gewissermaßen um einen Anhalt zu haben, auch räumlich als nach rechts befindlich aufzufassen — diese gegenwärtige Seite war dagegen nach dem Inhalt der kaiserlichen Sendung unzweifelhaft von der sich wieder erhebenden Morgenröthe allerhöchster Huld bestrahlt. Graf Ferdinand kam es vor, als ob sie förmlich in einem rosigen Lichte erglänze, und indem er vor dieser rechten Seite eine genau so tiefe Verbeugung machte, als die Schleppe Prag an seinen Fersen es verstattete, sagte er feierlich:

„Graf Mérek, Eure Durchlaucht, Abgesandter Seiner Majestät des Kaisers."

Der Herzog erwiederte den Gruß ceremoniös. Es war, als ob flüchtig wiederum der Schatten eines Lächelns über seine Oberlippe hinhusche, dann antwortete er, mit einer leichten Handbewegung den dritten Zeugen der ungewöhnlichen Begegnung vorstellend:

„Herr Graf von Thurn — Herr Graf Mérek, Abgesandter Seiner Majestät des Kaisers."

Eine Secunde — die Wahrheitsliebe verbietet, es zu verschweigen — gewahrten die Augen Graf Ferdinand's auch in physischer Wirklichkeit in der Richtung, welche die Hand des Herzog's ihm deutete, nichts, durchaus nichts. Etwas wie eine Wüstenstaubwolke von einem glühenden Samum gepeitscht, etwas Ungeheures, noch nie zuvor von Menschen Erlebtes, legte sich über sein Seh- und Denkvermögen. Dann tauchte mit Blitzesschnelle eine einzige Idee in Form einer Frage in seinem Haupte auf. Es unterlag nicht dem geringsten Zweifel, daß ein Mérek die adlige Verpflichtung besaß, in dem Moment, wo vermöge eines unbegreiflichen Irrthums sein Fuß eine verpestete Höhle, ein Loch, mit Kröten, Schlangen und Ungeziefer angefüllt, betrat, diesen Fuß sofort zurückzuziehen. Doch es erschien dubiös, ob ein Mérek, dem die Schleppe Prag anhaftete, unbedingt diesem sonst selbstverständlichen und natürlichen Gefühle nachgeben dürfe, und um die Schwierigkeit dieser Untersuchung zu überwinden, fragte Graf Ferdinand sich: würde es der Majestät des Kaisers geziemen, wenn er mit dem Hermelin um den Nacken inmitten einer bedeutungsvollen Staatsobliegenheit plötzlich an der Ferse den Biß einer Natter empfände, diesen verächtlichen Vorgang durch die Anerkennung irgend eines Wortes oder Blickes zur Thatsächlichkeit zu erheben?

Nein, sagte sich Graf Mérek, er würde es nicht. Mit dieser Beantwortung seiner Frage fühlte er, wie der samumgepeitschte Wüstensand ohnmächtig vor seinen physischen Augen niedersank und er schlug dieselben wieder empor. Nur figürlich gewahrte er von der Persönlichkeit, die sich an der linken Seite des Herzog's befand, eben so wenig wie von dieser linken Seite überhaupt. Beide waren nicht vorhanden, und man sah durch sie hindurch auf die Wand, die Fenster, auf irgend etwas.

Graf Mérek, wiederholte deshalb, statt vor demjenigen, der ihm präsentirt worden, seine Verbeugung vor der rechten Seite Wallenstein's, der, die Augen ironisch auf ihn heftend, abermals das Wort ergriff und sagte:

„Welchem Umstande verdankt meine geringfügige Persönlichkeit die Ehre Ihres Besuches und Ihrer Sendung, Herr Graf?“

Es war eine peinliche und unlogische Situation für Graf Ferdinand, durch eine Umschreibung andeuten zu müssen, daß etwas nicht Existirendes, ein Nichts im Stande sei, Ohren zu besitzen. Doch muthmaßlich würde Seine Majestät der Kaiser unter ähnlichen Umständen die Logik ebenfalls als etwas Nebensächliches, wenigstens nicht in allen Lagen streng zu Befolgendes erachtet haben, und Graf Mérek entgegnete:

„Einem geheimen Auftrag Seiner Majestät, Eure Durchlaucht.“

„Da Seine Majestät sich nicht bewogen gefühlt hat, mir die Würde einer anderen Stellung, als jeder Unterthan sie besitzt, zu sich zu belassen, so wüßte ich Niemanden, dessen Ohren ich bei einer Mittheilung, die Seine Majestät mir zu machen geruht, zu scheuen Anlaß hätte,“ versetzte Wallenstein ruhig.

Graf Ferdinand empfand in einer Hinsicht die volle Richtigkeit dieser Antwort. Graf Thurn war offenbar der Niemand, von dem Seine Durchlaucht gesprochen. Und andrerseits hatte der Herzog es in so gemessenem und bestimmtem Tone gesagt, daß kein Zweifel darüber obwalten konnte, es sei seine feste Absicht, die Botschaft des Abgesandten gerade unter diesen Bedingungen anzunehmen. Es war fraglich, ob Seine Majestät von denselben im Voraus eine Ahnung besessen, denn der Brief enthielt keinerlei Bestimmungen darüber. Aber es war unfraglich, daß ein kaiserlicher Auftrag so hoch über dem Höchsten wie über dem Gemeinsten stand, daß er unmöglich von einem Nichts oder einem Niemand beeinträchtigt werden konnte, und Graf Mérek faßte sich rasch und erwiederte:

„Seine Majestät hat mir den Auftrag zu ertheilen geruht, Eurer Durchlaucht zu communiciren, daß er empfinde, mit Eurer Durchlaucht den kostbarsten Stein aus seiner Krone verloren zu haben. Seine Majestät hat geruht hinzuzufügen, daß dies nur durch Verhältnisse erforderlich gewesen und mit Widerstreben geschehen sei, da die Gunst und Hochachtung, welche Seine Majestät stets für Eure Durchlaucht gehegt, unveränderlich dieselbe geblieben.“

„Seine Majestät der Kaiser ist sehr gnädig, sich gegenwärtig der Dienste, welche ich ihm zu leisten befähigt war, zu erinnern.“

Der Herzog antwortete es ohne irgend welche Betonung irgend eines Wortes. Trotzdem war es unverkennbar, daß die

Worte völlig verschiedenartig aufgefaßt wurden. Wenn „Nichts“ ein Gesicht und darauf einen Ausdruck zu haben vermochte, so besagte dieser, daß in ihnen deutlich zu verstehen gegeben worden, Seine Majestät befinde sich gegenwärtig in einer Lage, welche ihm nicht verstatte, vor der tiefsten Demüthigung vor Albrecht von Waldstein zurückzuscheuen. In den Augen Graf Ferdinand's dagegen legte diese gegenwärtige Erinnerung allerdings Zeugniß für die unerschöpfliche — und für die linke Seite das Betroffnen jedenfalls unverdiente — Gnade Seiner Majestät des Kaisers ab, und er fuhr fort:

„Seine Majestät geruht deshalb, in Eure Durchlaucht die Erwartung zu setzen, daß Ihre erprobte Treue und glänzende Feldherrnbefähigung an der Spitze eines von Ihnen ausgerüsteten Heeres binnen kurzer Zeit eine vollständige Umwandlung der augenblicklichen“ — Graf Mérek verweilte auf dem letzten Wort, als ob er im Stillen „eigentlich unbegreiflichen“ hinzufügte — „Sachlage im Reiche hervorrufen wird, und verstattet Eurer Durchlaucht deshalb in allerhöchster Gnade, zu diesem Behuf in sämmtlichen Erblanden der Monarchie eine unbeschränkte Werbung und Erhebung von Geldern zu unternehmen. Seine Majestät ist dafür in gnädigster Anerkennung solcher Bemühungen gewillt, alle Würden, Titel und Besitzthümer, die Eure Durchlaucht früher besessen, unverkürzt zu restituiren —“

„Seine Majestät ist noch allzu gnädig gegen mich, Herr Graf,“ fiel der Herzog kurz ein. „Er belohnt die Absichten, nicht die Wirklichkeit.“

Das Nichts, das sich in dem Saale befand, fühlte deutlich den bittern Hohn der Worte. So lange seine Majestät sich gnädig beweisen zu können glaubte, war die Zeit für Albrecht von Waldstein noch nicht gekommen, und die Wirklichkeit seiner Macht stand in ironischem Verhältniß zu dem Lohn, den man ihm zu bieten beabsichtigte. Es gab Leute, die weniger gnädig und weniger karg waren, ohne daß die Noth sie so gewaltsam trieb wie Seine Majestät Kaiser Ferdinand II. von Oesterreich.

Was hatte in dem Briefe gestanden, den Graf Ferdinand den gemalten, aber immer noch dadurch beglückten Augen der Ahnen des Hauses Mérek präsentirt?

Hatte derselbe etwa einen Passus enthalten, wie:

„Wenn er sich den obigen Bedingungen gegenüber zögernd verhalten sollte, so sind Sie ermächtigt, eine Andeutung einfließen zu lassen, daß Wir eventualiter vielleicht nicht abgeneigt sein würden, außerordentliche Erfolge durch die Verleihung dieses oder jenes Kronlandes Unserer Monarchie zu belohnen, da Wir Ihnen den Auftrag ertheilen, die Einwilligung des Herzog's in Unsere Vorschläge auf jede Weise zu erlangen?“

Es mußte etwas Aehnliches in dem Briefe gestanden haben, denn nach einer halbminutenlangen Pause, die schweigsam über dem Saal gelegen, nahm Graf Mérek wieder das Wort:

„Seine Majestät der Kaiser hat mich allerhöchst beauftragt, Eure Durchlaucht dahin zu verständigen, daß die Beweise seiner gnädigsten Dankbarkeit in der That die Absicht hegen, der Verwirklichung der allerhöchsten Wünsche in vollkommenem Maße zu entsprechen, dergestalt, daß, sobald die völlige Unterwerfung sämmtlicher rebellischer Reichsfürsten und die Zurücktreibung des Königs von Schweden über die Ostsee erzielt worden, Eurer Durchlaucht, von Seiner Majestät gekannte, Anschauung über die zukünftige Stellung des Königreiches Böhmen nicht ohne Berücksichtigung gelassen werden —“

War es eine besonders boshafte Ironie des Schicksals, Seine Gnaden, den kaiserlichen Abgesandten, ebenso zu behandeln, wie seine unerwartete Dazwischenkunft zuvor das Nichts, das er im Saale antraf, behandelt hatte, gleichsam als ob Graf Mérek mit diesem auf eine Stufe zu stellen und gleichfalls ein Nichts sei? Auch er wurde inmitten seiner Mission durch einen die Thür öffnenden Kammerherrn Seiner Durchlaucht unterbrochen, der mit lauter Stimme den kaiserlichen Obrist und Stadtcommandanten von Prag, Grafen Maradas, ankündigte.

Dieser selbst folgte der Nennung seines Namens auf dem Fuße nach. Es war eine soldatisch-kühnblickende Gestalt, die einen kräftigen Eindruck erregte. Rasch schritt er auf Wallenstein zu und nahm, nach respectvoller, doch kurzer militärischer Begrüßung sogleich das Wort.

„Durchlaucht, nach den Botschaften, die

ich erhalten, vermögen die Sachsen bereits morgen Abend vor unseren Thoren zu stehen. Sie werden jedenfalls in großer Ueberzahl erscheinen, und es ist unmöglich, noch rechtzeitige Hülfe vom Feldmarschall Tiefenbach aus Schlesien herbeizurufen. Ich bin ohne jede Instruction, bin jedoch bereit, Prag auf Leben und Tod mit meiner geringen Mannschaft zu vertheidigen, wenn dieser Entschluß die Billigung Eurer Durchlaucht finden und mir dadurch den Mangel einer höheren Vollmacht ersetzen würde."

Es lag ein zugleich entschlossener und gewinnender Ton in den Worten, der keinen Zweifel darüber ließ, daß der Wunsch und der Muth des Sprechers die Frage bereits entschieden, und daß derselbe nur vor der selbständigen Verantwortung des Schrittes, zu dem die persönliche Neigung ihn trieb, zurückschreckte. Der Herzog hatte ihn, ohne eine Miene zu verändern, angehört. Dann erwiederte er:

„Ich bin ein friedlicher Privatmann, Herr Obrist, der sich seit Jahren um das politische Treiben der Zeit nicht bekümmert hat und als größten Wunsch hegt, auch fernerhin von demselben vollständig unberührt zu bleiben. Aufrichtig gesagt, wüßte ich deshalb nicht, welchen Werth meine Anschauung Ihrer Lage für Sie zu bieten vermöchte?"

„Durchlaucht," versetzte Graf Maradas dringend, „ich bitte Sie nur, mir zu sagen, ob Sie der Meinung sind, daß ich mit meiner Truppenzahl, deren Stärke Sie kennen, die Stadt zu halten im Stande bin, bis Ersatz eintrifft?"

Albrecht von Wallenstein hatte lange nicht so oft schelmenhaft gelächelt wie an diesem Tage. „Es wird das auf die Zahl der Belagerer und auf die Schnelligkeit des Ersatzes ankommen," antwortete er.

Der kräftige Körper des Obristen begann vor Aufregung leise zu zittern. „Durchlaucht, Sie würden mich zu wärmstem Danke verpflichten, wenn Sie mir nur mittheilen wollten, wie Sie sich in meiner Lage zu handeln verpflichtet glauben würden?"

„Ich würde es nicht wagen, etwas von unersetzlichem Werth ohne Nothwendigkeit preiszugeben," antwortete der Herzog.

Ueber Graf Maradas' Gesicht flog ein freudiger Glanz. „Ich wußte es wohl," rief er, „und ich danke Ihnen, Durchlaucht. Ihr Wort, daß Prag von unersetzlichem Werth ist für unsere Sache, ist die beste Vollmacht."

Der Herzog von Friedland lächelte wiederum unmerklich. „Sie legen meine Worte willkürlich aus, mein lieber Obrist; ich habe nur gesagt, daß ich nicht ohne Nothwendigkeit etwas von unersetzlichem Werth preiszugeben wagen würde, und das Leben der kaiserlichen Soldaten scheint mir ebenfalls unersetzlicher denn je."

Die Züge des Grafen Maradas verdüsterten sich ebenso hastig, wie sie sich vorhin erhellt. „Also Sie wollen die Hauptstadt Böhmens vor dem Feinde räumen, Durchlaucht?" fragte er verzweiflungsvoll.

„Sie wollen mich durchaus mißverstehen, mein lieber Obrist. Wenn ich Prag verlasse, so habe ich keinerlei Verpflichtung, das Gegentheil zu thun. Ich räume es nicht vor einem Feinde, denn als harmloser Privatmann besitze ich keine solche, sondern ich gehe nach Mähren auf mein Güter, um, wie es ab und zu die Pflicht eines achtsamen Landwirthes ist, selbst den Zustand derselben in Augenschein zu nehmen."

Und Albrecht von Wallenstein ging, immer lächelnd, an dem kaiserlichen Obrist vorüber auf die Thür zu, öffnete diese und rief mit fester, aber gleichmüthiger Stimme in den Vorsaal:

„Wir brechen heut Nachmittag um drei Uhr nach Mähren auf; sorgt, daß Alles bereit ist."

Graf Maradas faßte den Kopf zwischen beide Hände, während der Herzog zu Graf Mérck gewendet fortfuhr:

„Das Königreich Böhmen hat das Unglück, gegenwärtig sehr verschiedenen Anschauungen zu unterliegen, Herr Graf, und es will mir scheinen, als ob selbst Seine Majestät der Kaiser nicht in der Lage befindlich sei, über die zukünftige Stellung desselben augenblicklich eine definitive Entscheidung zu fällen. Vielleicht, daß von Mähren aus die Dinge sich in einem deutlicheren Lichte darstellen. Wenn ich mich nicht täusche, Herr Graf, hegen Sie auch eifriges Interesse für Landwirthschaft und sind im Besitze von Gütern, die schon heut oder morgen spätestens wieder in die Gewalt desjenigen — oder vielmehr der Erben des Herrn von Lodron, er selbst ist, wie ich mich erinnere, nicht mehr am Leben — übergegangen sein werden, der sich vor dem Kriege als Eigenthümer derselben betrachtet.

Wenn Sie, Herr Abgesandter, deshalb die Zuflucht bei einem einfachen Privatmann nicht verschmähen, wird Ihre Begleitung nach Mähren die Absicht meines dortigen Aufenthalts unterstützen."

Graf Ferdinand gedachte noch rechtzeitig der allerhöchsten Worte in dem Briefe Seiner Majestät, „auf jede Weise." Muthmaßlich hatte der Kaiser in seiner allumfassenden Kenntniß auch eine Reise nach Mähren vorgesehen und sie in den Worten begriffen. Graf Mérek biß sich deshalb auf die Lippen und verbeugte sich vor der rechten Seite Seiner Durchlaucht, des Herzogs von Friedland und Sagan.

Der kaiserliche Obrist hatte bis jetzt wie betäubt dagestanden und fuhr, als ob er aus einem Traum erwache, in die Höhe. „Durchlaucht," stammelte er verwirrt, „ich kam noch in einer anderen Angelegenheit zu Ihnen —"

„Es wird mir stets erfreulich sein, einem so tapferen Offizier nach Kräften jeden Dienst zu leisten," fiel Wallenstein zuvorkommend ein.

„Es schmerzt mich, Eure Durchlaucht damit zu belästigen, aber das Ansehen der kaiserlichen Behörden hat unter den obwaltenden Verhältnissen bei der in der Mehrheit uns feindlich gesinnten Bevölkerung der Stadt bereits so viel Einbuße erlitten, daß jedes neue Beispiel unberechenbare Folgen nach sich ziehen kann. Und ein solches haben vor kaum einer Stunde unfern diesem Palaste Söldner aus der Leibwache Eurer Durchlaucht gegeben, indem sie unter falscher Vorgabe einen von einem meiner Offiziere verhafteten Hochverräther, auf dessen Kopf Seine Majestät einen hohen Preis gesetzt, gewaltsam befreit —"

Der Herzog runzelte die Stirn. „Ich werde die Sache auf's strengste untersuchen lassen, Herr Obrist," unterbrach er den Redner, „und den Schuldigen, der es gewagt, sich an den Ausführern des Befehles Seiner Majestät zu vergreifen, Ihnen zur Bestrafung überweisen. Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn sie sich der Aufgabe unterziehen wollten, mir bei der Ermittelung desselben Dienste zu leisten, Graf Thurn."

Der Obrist fuhr bei dem Namen zusammen und starrte sprachlos auf die mit den letzten Worten angeredete Persönlichkeit, die bisher abgewendet gestanden, und der er in seiner Erregung keine Beachtung geschenkt. Wallenstein fuhr gleichmüthig fort:

„Ihr Eifer für Ihre Berufsverpflichtung, mein lieber Obrist, hat mich ganz vergessen lassen, Ihnen die Herren, die mich mit ihrem Besuche beehrt und mir das Vergnügen erweisen werden, mit mir nach Mähren zu reisen, vorzustellen. Herr Obrist, Graf Maradas, Stadtcommandant von Prag — Herr Graf von Mérek, Gesandter Seiner Majestät des Kaisers — Herr Graf von Thurn, mein Gast."

Es waren an und für sich sehr gewöhnliche, sehr häufig vorkommende, sehr gleichgültige Worte, und doch verriethen sie, daß die Geschicke der Zukunft Europa's auf der Zunge schwankten, die sie sprach. Wohin wird sie sich neigen, welche Schale, in der die Gewichte Thurn und Mérek, König und Kaiser, Protestantismus und Katholicismus liegen, wird steigen?

Niemand weiß es noch, der Besitzer der Zunge selbst nicht — nur die Sterne.

Augenblicklich scheint es fast, als ob das Gewicht Thurn schwerer in die Wage fällt, als sein Widerpart, obwohl es für diesen ein Nichts ist und deshalb eigentlich keine Schwere besitzen kann. Das Gewicht Mérek stand mit stumm geöffnetem Munde, und Graf Maradas that dasselbe, und Albrecht von Wallenstein fügte seinen letzten Worten bei:

„Ich begreife, daß Ihre Zeit äußerst kostbar ist, mein lieber Obrist, und meine Reise erheischt natürlich ebenfalls mancherlei Vorbereitungen. Nehmen Sie meinen Glückwunsch zu dem von Ihnen gefaßten Entschluß." — —

Eine Minute später schritt Graf Thurn an der Seite des Herzogs von Friedland durch den Vorsaal. Er erhob in der Mitte desselben mit einer leichten, gleichmäßigen Bewegung beide Arme und erregte dadurch ein unverhohlenes Erstaunen in den Zügen eines der Hartschiere Seiner Durchlaucht, der ihm, sich die Stirn reibend, nachdenklich nachblickte. Dieser verweilte noch eine Zeitlang auf seinem Posten, dann schlenderte er nachlässig fort, die Treppe hinunter, auf die Nepomukbrücke zu. Allmälig, wie er diese überschritten, begann er schneller zu gehen; als er den Ring erreichte, lief er fast. Er trat in das Gasthaus, in welchem Graf Ferdinand Mérek am Abend

zuvor abgestiegen war und erschien nach zwei Minuten wieder zu Pferde unter dem Eingang des Thors. Dann sprengte Wenz Wlatka wie der Blitz durch die krummen Straßen Prags.

Seine Eile fiel Keinem auf, denn wohin er blickte, schien Alles eilfertiger noch als er. Es war unverkennbar, daß die Sonne die Siegerin des Tags blieb, voll und voller glänzte sie auf allen Gesichtern, die in dichten Gruppen die Gassen erfüllten. Sie wogten still, ohne Lärm und Drohung, auf und ab; schweigsam bildeten sie Spalier für einen langen, schwarzröckigen Zug, der aus dem großen Gebäude in der Altstadt, an dem Graf Mérek vorhin mit der Schleppe Prag an seinen Fersen vorübergefahren war, düsterblickend und zähneknirschend davonzog. Wie eine Schlange wand der Zug sich hastig südwärts durch die Straßen, doch wie das letzte Glied derselben das große Gebäude verlassen, schnellte sich tollkühn eins von den kecken Sonnenscheingesichtern an dem Mauerwerk des Portals in die Höh und traf mit wuchtigem Beilhieb das goldig gleißende S. J., daß beide Buchstaben zugleich, in tausend Stücke zerschellt, zur Erde hinunterflogen. Und von ebenso viel Lippen brach zum erstenmal ein donnernder, wie Meereswogen brausender, unermeßlicher Beifall —

Schwebten sie nicht mehr unsichtbar geisterhaft fort im Tageslicht über den Dächern? Webten sie ihr Gespinnst nicht mehr heimlich über die Grasnarbe der eingeschaufelten Gebeine am weißen Berg?

Sie thaten es nicht mehr. Auch im Sonnenschein kamen sie aus ihren Särgen, aus den Gräbern in Süd und Nord, und umschlangen sich mit den Lebendigen. Ueber ihre weißen Schädel wuchs das rosige Fleisch, in den todten Augenhöhlen blitzten die alten Sterne, sie hatten Stimmen und riefen mit ihnen, sie hatten Arme und packten mit ihnen nach Schwertern, Beilen, Spießen und Hellebarden, daß das alte Eisen riesenhaft wuchs im Preis bei den Söhnen Israels, und sie schwangen sie klirrend, weithinschallend, racheflammend durch die Luft, die Träume — die Träume — die Träume —

Und selbst wie Gespenster im Hahnenschrei, drängten sie sich den ganzen Tag und die ganze Nacht, die lange Jahre hindurch über den Gräbern der Lebendigen als Herren einhergeschritten und der Träume gelacht, die der Nachtwind über Böhmen geweht und über den alten Mauern des Hradschins um die Geisterstunde gemustert. Nun saßen sie ihnen im Nacken, die Träume, und zerfleischten sie mit blutigem Speere der Erinnerung, daß sie angstgepeitscht dahinjagten, zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß, den ganzen Tag und die ganze Nacht, in unabsehbaren Reihen. Die kaiserlichen Vampyre, die sich von Blut und Mark genährt, die Brüderschaften mit Heiligenbildern und Fahnen, unter denen sie die Ketzer mit Feuer und Schwert zum Glauben an das liebreiche Herz des katholischen Gottes bekehrt. Mit geweihten Crucifixen die Geistlichkeit, fort von den heiligen Geräthen, in denen man in majorem Dei gloriam Hexenglieder zerbrach und Hexenasche bewahrte — mit ihnen die Beamten der Krone, die Geldsäcke mühsam schleppend, die ihnen die treuliche Verwaltung ihres Amtes erworben; der hohe Adel und das niedere Volk, die sich darin ähnlich waren, daß sie Häuser bewohnten, für die sie keine andere Besitztitel inne hatten, als daß sie die früheren Eigenthümer hohnlachend hinausgejagt; Soldaten, Dirnen, Troß — alle, alle füllten sie in unermeßlichem Gedränge die Straßen nach Süden, nach Wien. Ihnen allen saßen im Nacken, in den bleichen Zügen, den scheuen, zitternden Augen wie Geierkrallen die bösen, verspotteten unheimlichen Träume der Vergeltung.

Den ganzen Tag, die ganze Nacht. Alle Straßen bis nach Wien waren mit Fliehenden erfüllt und in Prag nichts zurückgeblieben, als Gesichter, die wie die Sonne lachten.

Sie zogen gen Süden; die Zähne auf die Lippen gepreßt, finsterblickend, schloß Graf Maradas, der wackere Soldat, an der Spitze seiner kleinen Schaar den Zug. Er hatte die Verantwortlichkeit, das unersetzliche Leben kaiserlicher Soldaten „ohne Nothwendigkeit“ zu gefährden, nicht auf seinen eigenen muthigen Kopf zu laden gewagt — besaß er trotzdem, wie er vor der Stadt den Weg der ostwärts gewandten, fürstlichen Cortege Seiner Durchlaucht des Herzogs von Friedland und Sagan kreuzte, eine Ahnung davon, daß Albrecht von Wallenstein ihn arglistig in seiner Unentschlossenheit bestärkt, damit Prag, die zweite Stadt des Reiches, in die Hände der Feinde

falle, und der Einzige, der noch zu helfen vermochte, für die Rettung Oesterreichs vom Untergange dem Kaiser seine Bedingungen vorzuschreiben vermöge?

Was der tapfere Obrist denken mochte, als die glänzende herzogliche Carrosse an ihm vorüberflog, in der das seltsame Dreigestirn Albrecht von Wallenstein, Graf Ferdinand Mérek und diesem gegenüber das Nichts des Grafen von Thurn saß, er wandte den Kopf zur Seite und biß sich auf die Lippen, daß das Blut hervorsprang.

Aus dem Norderthor Prags zog am Mittag des Tages nur eine einzige Gestalt. Einen Augenblick hielt sie das schnaubende Pferd, das sie trug, an der Kreuzung des Wegs nach Nordost und Nordwest an und blickte nachdenklich zurück auf die Stadt. Dann murmelte sie:

„Die Sachsen werden Prag ohne mich nehmen, und Graf Thurns Arme haben mir keine Nachricht über die Entscheidung des Herzogs aufgetragen; dagegen bin ich neugierig, weshalb dieser Frater Peregrinus an meine heiligen Freunde in Rowensko geschrieben hat, und ich will ihnen doch jetzt selbst den Brief überbringen."

Und Wenz Wlatka spornte sein Pferd und flog wie der Wind auf die Elbbrücke von Altbunzlau zu.

Dreizehntes Capitel.

In dem Zimmer Seiner Ehrwürden des Pfarrers zu Schloß Lodron befanden sich nur drei Personen mehr. Zwei Heilige, der Hausbesitzer selbst und Herr Lissov, dessen Seele unter dem Namen Frater Peregrinus in den sacrosancten Registern des Himmels verzeichnet stand, und eine Unheilige, Anna Gerold, die leibhaftige und gutwillig überführte Favoritin des großen Höllenfürsten Beelzebub.

Die letztere lag noch halb bewußtlos auf dem Hexenstuhl zurückgelehnt. Ab und zu drängte sich noch ein rother Tropfen aus dem stigma diabolicum, das dem untäuschbaren Blick und der unbeirrbaren Stahlnadel des großen Remigius Bodinus Hegissopyrus nicht entgangen war, und rann wie ein dünner Purpurfaden über die Brust hinunter. Se. Ehrwürden sah mit verklärtem Auge, in dem sich das entzückende Bewußtsein aussprach, daß seine — geringe — Wohnung zur Schaustätte eines, jeden wahren Diener der Kirche so innig befriedigenden Anblicks gewürdigt worden, darauf nieder; d. h. er that es mit dem einen Auge, während das andere seitwärts fragend und forschend über das Gesicht Herrn Lissov's hinblinzelte, als ob es die Gedanken desselben zu errathen suchte, welchen Prüfungen dieser den sündhaften Leib der Hexe zur größeren Ehre Gottes noch weiter zu unterziehen beabsichtige.

Herr Lissov stand einen Augenblick nachdenklich, dann trat er auf die Verurtheilte zu und lockerte zum größten und fast unwilligen Erstaunen Sr. Ehrwürden die Bande, welche die Hände und Beine derselben umschnürt hielten. Er beugte sich über sie und sagte in artigem Tone:

„Frau Gerold."

Die Angeredete schlug die Augen auf und blickte ihn, sich besinnend, groß an. Sie war unverkennbar eine Hexe, Se. Ehrwürden empfand es deutlich. Sie hatte den Zauberblick, der ihn am ganzen Leibe erzittern ließ.

„Frau Gerold," wiederholte Herr Lissov, „ich habe Mitleid mit Ihnen. Sie sind eine tapfere Frau und haben Ihren Mann sehr lieb. Was würde er sagen, wenn er zurückkäme und fände nichts mehr von Ihnen, nichts, als ein Häuflein Asche?"

Ein Schauer lief durch die Augen des jungen Weibes. Was mochte sie gedacht haben, wie sie stumm dagelegen? Hatte sie das Alles auch gedacht und doch gewünscht, es wäre nur erst geschehen? Erst vorüber, weil keine, keine Hoffnung mehr war? Und fiel jetzt aus den Worten über ihr doch noch ein Strahl der Hoffnung in ihre todmüde Seele, daß es wie ein rosiger Abglanz des schönen Lebens noch einmal über ihr weißes Gesicht heraufzog?

„Frau Gerold," fuhr Herr Lissov fort, „Sie haben eine doppelte Pflicht, Ihr Leben zu erhalten. Nicht nur für Ihren Mann, der Sie liebt, auch für sein Ebenbild, das er von Ihnen erharrt, auf das er sich freut."

Ging ein Hauch aus seinen Worten, der den Funken der Hoffnung zum Strahl, zum warmen, lächelnden Frühlingssonnenstrahl aufwehte? Ueber Anna Gerold's armes, hoffnungsloses Gesicht flog ein göttlicher Schimmer, schnell, secundenschnell,

dann verblich er. Aber ihre Lippen sagten leise: „Mein Leopold, mein Kind —“

Sah der Frater Peregrinus bis in ihre Seele und errieth er, weshalb der Schimmer so hastig wieder zerrann? Hörte er ihre Gedanken: Was kann mich retten, da ich bekannt, daß ich Se. Ehrwürden, den Pfarrer von Lodron durch teuflische Mittel an seinem Leibe geschädigt habe — daß ich zum Hexensabbath auf die Schneekoppe geritten bin — daß ich — —? Hörte er sie, obwohl sie bei der Erinnerung an den letzten, unausgedachten Gedanken, schaudernd die Augen wieder schloß?

Herr Lissov unterschied sich dadurch von dem verdutzt neben ihm stehenden Hirten der Lodroner Herde, daß er Alles sah, hörte und wußte. Und er lächelte und fuhr fort:

„Nicht wahr, Sie würden gern in das kleine Häuschen mit den Epheuranken rundumher zurückkehren, Frau Gerold? Nicht wahr, es wäre hübscher, als verbrannt zu werden, in dem kleinen Häuschen fröhlich an den kleinen Strümpfen weiter zu stricken, die für ein paar kleine Füße bestimmt sind, über denen ein Köpfchen lachen wird, so blond und blauäugig und glücklich wie das seines Vaters, wenn er die Mutter anblickt? Sie brauchen nur „ja“ zu sagen, Frau Gerold, daß dies Alles viel hübscher sein würde, als in dem Rauch des Holzstoßes, den sie da draußen eifrig vor dem Fenster aufbauen, zu ersticken, als lebendig als Hexe verbrannt zu werden — Sie brauchen nur „ja“ zu sagen, Frau Gerold, und Alles ist wie es war und wird sein, wie Sie tausendmal in Ihren lieblichsten Träumen es gedacht.“

War Herr Lissov ein Gott, der sich in dieser bleichen, unheimlichen Menschenhülle verborgen, um im Augenblick der höchsten Noth zu der Bedrängten zu treten und sie zu erretten? Ein Gott, dessen wahre Gestalt nur der Unglückliche erkannte und der dem Glücklichen als Teufel erschien?

Wenn Anna Gerold es dachte, so war es nur ein Augenblick. Andere Gedanken, andere Bilder, hastige, seligüberschauerte, drängten sich dicht vor ihren Augen, ihrem Herzen, und sie stammelte athemlos: „Ja — o ja — o ja —“

Um den Mund des verkleideten Gottes spielte ein noch deutlicher wahrnehmbares Lächeln als vorher. „Sie sind eine vernünftige Frau,“ sagte er, „und wissen das wahre Lebensglück von einem eingebildeten zu unterscheiden. Ich bin es, der in Abwesenheit Sr. Gnaden, des Herrn Grafen, hier zu gebieten hat, und ich gebe Ihnen die Freiheit. Sie haben nur, um der Form zu genügen, noch ein paar Fragen zu beantworten, die ich Ihnen vorlegen werde; dann werde ich Befehl ertheilen, daß Niemand bis zur Rückkunft Ihres Mannes Ihre Wohnung betritt und Ihre häusliche Ruhe stört. Seien Sie unbesorgt, die Fragen, die ich — der Form halber — an sie richten muß, sind durchaus gleichgültige und haben nichts von der Art abgeschmackter, einfältiger und cynischer Fragen an sich, die nur die thierische Dummheit im Ernst zu stellen vermag. Sie berühren nur drei Punkte, und es ist überflüssig, Ihre Antwort zu den übrigen ins Protokoll aufzunehmen, da es hinreicht, wenn ich sie erhalte. Ich frage Sie als Erstes nur — und Sie bekräftigen mir mit einem Eide die Wahrheit zu sagen, nicht wahr? —“

Die junge Frau erbleichte, doch sie murmelte: „Ja.“

„Sie scheinen noch immer zu glauben, daß ich Fragen an Sie stellen könnte, welche Vernunft, Scham und Ehrbarkeit Ihnen zu beantworten erschweren,“ versetzte Herr Lissov immer lächelnd. „Ich frage Sie nur — auf Ihren Eid — und dann sind Sie frei und können gehen, wohin Sie wollen: Gehört das Gerippe, das man neulich in dem grabschänderisch geöffneten Sarge des früheren Besitzers dieses Schlosses aufgefunden, dem Herrn Franz von Lodron?“

Weshalb erbebst Du, Anna Gerold? Weshalb weicht Dein Blick dem des verkleideten Gottes aus, als vermöchtest Du ihn nicht mehr zu erkennen und sähest wieder den Teufel an seiner Stelle? Weshalb stotterst Du zitternd, daß Du es nicht weißt?

Auf Deinen Eid, Anna Gerold?

Herr Lissov runzelte ungeduldig die Stirn.

„Wenn Sie sich auf die Antwort besinnen müssen, so erwiedern Sie mir zuerst auf die zweite Frage: Ist das Kind in Ihrem Hause, das kleine, zehnjährige Mädchen, mit Namen Minalka, Ihr Kind oder nicht? Und wenn es nicht Ihr Kind ist, wer ist seine Mutter, wer sein Vater?“

Nein, Anna Gerold, treu bis in den Tod! Ist das der Preis für alles das, was hübscher, süßer, seliger ist als der furchtbarste Tod — nicht um den Preis! Jetzt erkennst Du ihn wieder, Anna Gerold, deutlich, in jedem Zug, in jeder Miene, und Du schüttelst stumm den Kopf.

Herr Lissov lächelte nicht mehr. Seine Brauen zogen sich finster zusammen, seine scharfen Augen bohrten sich wie Pfeile in ihr Gesicht. Er zählte die Secunden ihres Schweigens an den langen, gelbweißen Fingern, dann sagte er mit verhaltenem Zorn:

„Ich will Ihnen die letzte Frage noch stellen; Sie können mir sodann alle drei zusammen beantworten: In welchem Verhältniß stand die Frau Gräfin von Mérek zu dem früheren Besitzer dieses Schlosses, Herrn Franz von Lodron, und aus welchem Grunde hat sie sich mit dem Herrn Grafen Ferdinand von Mérek vermählt?"

Auf Deinen Eid, Anna Gerold! Du kannst nicht sagen, daß Du es nicht weißt.

Du kannst schweigen, wie Du es thust — aber wird das Schweigen Dich in das kleine, epheuumrankte Haus zurückführen, zu all' den hübschen Sachen, die so ganz anders sind, als der Holzstoß, an dem sie vor dem Fenster — welcher Raum wäre geheiligter für dies gottgefällige Gerüst, als die Stätte vor dem Hause eines frommen Dieners der Kirche? — noch immer so eifrig fortbauen? Du kannst schweigen, aber wirst Du es stets können? Du schwiegst auch im Anfang, als der große Gelehrte Dir seine drei Fragen über das Teufelswerk, das Du betrieben, vorlegte. Muthig, wie Dein Buhle, der Teufel, es bezeichnet, oder trotzig, wie die Engel im Himmel wehklagend es genannt haben werden, schlossest Du den Mund. Doch wenn der Höllenfürst die Seinen auch gegen den Schmerz verhärtet, Gott läßt es in seiner Barmherzigkeit nicht zu, Anna Gerold, daß die Hexen jede Marter ertragen, und er zwingt sie durch die Hand seiner Auserwählten und ihre weise construirten Geräthschaften, schließlich doch zu bekennen.

Siehst Du, da liegt die Hand desjenigen von seinen Auserwählten, der vor Dir steht, wieder an den Klammern, die sie vorher gelockert, und die lange gelbweiße Hand schraubt sie langsam wieder fest. Und seine Lippe fragt, nicht mehr artig und lächelnd wie zuvor, sondern hart, klanglos, drohend:

„Willst Du mir Antwort auf meine Fragen geben, Anna Gerold?"

Ja, Du bist eine Hexe! Du kennst muthmaßlich aufs genaueste Hexenbrauch und Hexenrecht und weißt, daß der Hexenhammer vorschreibt, daß die Folter, wenn sie einmal von einer Angeklagten überstanden worden ist, nicht wiederholt werden darf. Aber siehst Du, Anna Gerold, das ist die List des Teufels, der nicht nur seine Widersacher, sondern alle Welt, auch die sich ihm mit Leib und Seele verschrieben haben, betrügt. Er macht Dich mit dem Text des „heiligen Buches" vertraut, daß Du in gottlosem Trotz darauf pochst und vermeinst, man könne Dir mit Daumschrauben, Reckbänken und Stachelschuhen jetzt keine Antworten mehr aus dem sündigen Herzen reißen, aber er verblendet Dein Auge zugleich, daß Du die gelehrte Anmerkung zu diesem Paragraphen des „heiligen Buches" nicht siehst, die, von der Hand des ehrwürdigen Sprenger hinzugefügt, lautet: „Wiederholen darf man die Folter nicht ohne neue Anzeigen, aber wohl fortsetzen, continuiren — — — —"

„Wir werden die Tortur gegen Dich continuiren müssen, wenn Du nicht antwortest," sagte der Frater Peregrinus finster, indem er Sr. Ehrwürden ein Zeichen gab, die an dem Stuhl befindliche Kurbel einmal umzudrehen, eine gottgefällige Aufgabe, der sich die geweihten Hände des Hirten mit preiswürdiger Geschicklichkeit unterzogen und die Knie der jungen Frau dadurch abermals so fest zusammenpreßten, daß sie einen unwillkürlichen Schrei ausstieß und das Blut ihr heftig pulsirend in die Schläfe hinaufdrängte.

„Willst Du auf meine Fragen antworten, Weib? Noch ist Alles, wie ich es Dir zugesagt —"

Nein, Anna Gerold, treu bis in den Tod! Was wäre das süßeste Leben, wenn in jeder Minute die Erinnerung es mit bittern Tropfen des begangenen Verrathes vergällte? Nicht um den, um keinen Preis!

„Drehen Sie die Kurbel noch einmal, die verfluchte Hexe muß bekennen!" befahl der verkleidete Gott, sich auf die Lippen beißend.

Auch Anna Gerold biß sich auf die Lippen.

Sie that es, daß das Blut hervorsprang, und ihr Mund wimmerte und ihr Kopf fiel zurück.

Herr Lissov beugte sich über sie und rief ihr ins Ohr: „Willst Du antworten, oder ich lasse noch eine Windung machen! Wenn Du nicht sprechen kannst oder darfst, weil Du einen früheren Eid geleistet, es nicht zu thun, so nicke zu meinen Fragen mit dem Kopf oder schüttle ihn. Gieb Antwort: Ist Minatka die Tochter der Gräfin Mérek? Ist Wenla die Gattin Franz von Lodron's gewesen? Als man Franz von Lodron drüben im rechten Flügel des Schlosses in jener Nacht ermordet gefunden, hat man ihn unter dem Stein begraben, der seinen Namen trägt? Antworte Weib!"

Es giebt nichts, das der Barmherzigkeit der Diener Gottes gleicht, Anna Gerold. Sie sind alle gleich an überschwenglichem Erbarmen. Auch das strenge, aber großmüthige Herz des großen Gelehrten erließ Dir die Antwort der Zunge und verstattete Dir, mit einer Bewegung des Kopfes Deine Schuld zu gestehen.

Nein, der Frater Peregrinus übertrifft ihn. Er nimmt sogar Rücksicht darauf, daß Du möglicherweise früher einen anderen Eid geschworen haben könntest, und er will nicht Dein ewiges Verderben, er will die Rettung Deiner Seele um jeden Preis, auch um den lebendig zerbrochener Gebeine — die Rettung, die nur Dein Geständniß zu erzielen vermag, und deshalb befiehlt er mit zitterndem, blutlosem Gesicht:

„Drehen Sie! Der Teufel trotzt uns!"

Aber die Hand Sr. Ehrwürden gehorchte diesmal nicht. Statt dessen stotterten seine Lippen:

„Ich fürchte — ich glaube — mir ist, Herr Verwalter, als würde sie davon sterben — es wäre Schade —"

Warum Schade? Ja, natürlich! Es wäre ein schlimmes, ein höchst verderbliches Beispiel für die ganze gläubige Gemeinde, wenn der Teufel bis zuletzt in ihr trotzte und ihr gar während der Folter zu Hülfe käme und sie für immer stumm machte. Was könnte man dann noch in majorem Dei glorium mit ihr beginnen? Nichts, gar nichts!

Se. Ehrwürden entwickelte diese Anschauung allmälig beredter. Er war der Ueberzeugung, daß jetzt vielleicht der Augenblick gekommen, wo ein milder, geistlicher Zuspruch, etwa in Form einer Ohrenbeichte ihre Zerknirschung zu nutzen und sie zur Beantwortung der drei von dem Herrn Verwalter ihr vorgelegten Fragen zu bewegen vermöge.

Erinnerte Herr Lissov sich plötzlich der Verpflichtung, die er Seiner Gnaden gegenüber übernommen, für das körperliche wie für das geistige Wohl der Gutsangehörigen von Schloß Lodron Sorge zu tragen? Er bückte sich hastig auf Anna Gerold's kaum merkbar mehr athmende Lippen und stampfte, einen unverständlichen Laut ausstoßend, heftig mit dem rechten Fuß auf den Boden.

Doch unmittelbar darauf stieß Herr Lissov einen zweiten, stärkeren Laut aus. Es war unverkennbar ein Schmerzenston, und er bückte sich hastig, in anderer Richtung, auf seinen Fuß nieder und zog aus dem Schuhrande die lange Stahlnadel des berühmten Gottesgelehrten, welche dieser in seinem Erstaunen über die Einmischung eines Dritten in den vom heiligen Buche vorgeschriebenen Rechtsgang zur Erde fallen gelassen, und die der Frater Peregrinus sich bei seinem entrüsteten Auftreten in die Sohle gebohrt hatte. Herr Lissov entfernte die Nadel mit einem zornigen Ruck, doch er hatte vergessen, daß die Spitze derselben, um wirksamer der Kraft des Höllenfürsten zu begegnen, mit einem Häkchen versehen war, so daß seine Lippen vor Schmerz zuckten, als seine gewaltsame Bewegung den Widerhaken aus der Wunde heraus gerissen hatte.

„Zum Teufel!" knirschte Herr Lissov, die Nadel von sich auf den Boden zurückschleudernd. Wenn Flüche auf geweihten Lippen im Allgemeinen allerdings als eine Uebereilung angesehen werden dürfen, so war dieser gewiß im höchsten Grade durch den Gedanken gerechtfertigt, daß das gottgefällige Instrument, das noch von dem unheiligen Blut einer Hexe geröthet gewesen, offenbar durch Arglist des unsichtbaren Bösen mit dem durch die Fußbedeckung nachrinnenden, heiligen Blute eines Mitgliedes der Gesellschaft Jesu vermischt wurde.

Dann blickte er plötzlich nach dem bereits dämmernden Himmel, drehte mit einer raschen Bewegung die Kurbel zurück, löste die Klammern der Gefangenen und sagte:

„Ich habe einen unaufschiebbaren Gang

zu thun; Sie bleiben hier zurück und bewachen das Weib während meiner Abwesenheit. Ich schließe die Thür, damit ich Sie wieder hier vorfinde. Lassen Sie die Verurtheilte ungehindert in Freiheit nachdenken, bis ich zurückkomme."

Die Brust der aus ihren Fesseln gelösten jungen Frau athmete zum ersten Mal wieder tief, doch noch ohne Bewußtsein auf, und er flüsterte, seine Lippen dicht an ihr Ohr legend:

„Ich gehe und gebe Dir noch einmal Bedenkzeit, ob Du mir antworten willst? Wenn ich wiederkehre, habe ich das Kind bei mir, von dem Du behauptest, daß es das Deinige sei, und vielleicht wirst Du antworten, wenn es statt Deiner auf dem Stuhl liegt —"

Ein jäher Schauer rüttelte Anna Gerold's Körper aus der Ohnmacht auf. Ihr befreiter Leib richtete sich halb empor; sie öffnete, den Sprecher anstarrend, geisterhaft die Augen und ihr Mund stöhnte, vor Entsetzen zitternd: „Nein — nein — tödten Sie mich — nur das nicht!"

In Herrn Lissov's scharfsichtigen Augensternen stammte es befriedigt auf. „Ich werde Dich nicht tödten, sondern Du wirst leben, um zu sehen, zu hören und — zu sprechen," fügte er, nicht mit einem Lächeln wie zuvor, sondern mit einem sardonischen Zucken der Mundwinkel hinzu. „Bis dahin hast Du zehn Minuten Bedenkzeit."

Er that, wie er gesagt, schloß, ohne sich um Anna Gerold zu bekümmern, die, alle Kraft ihres zermarterten Körpers zusammenraffend, von ihrem Stuhl aufgesprungen war und ihm mit verzweiflungsvollem Blick nachzuschwanken suchte, die Thür hinter sich und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

Es war die dritte Nachmittagsstunde des Tags, an dem über der böhmischen Hauptstadt die Sonne am Himmel und auf den Gesichtern siegreich hervorbrach. Sie that es auch über dem waldigen Gebirgsthal, in dem Schloß Lodron lag. Glänzend und herbstruhig spielte ihr Licht auf den letzten braunen Blättern in den Bäumen der breiten Allee und der schweigsamen, dunklen Bergwälder, über den glitzernden Kreuzen des Kirchhofs, auf den grauen Quadern des alten Schlosses wie auf dem kleinen epheuumrankten Häuschen jenseits des Baches, das so still mit geschlossener Thür dalag, und auf das Herr Lissov von der Wohnung Sr. Ehrwürden zuschritt. Er that es nicht ganz wie sonst, denn er zog den rechten Fuß etwas schleppend nach, daß ein abergläubisches Gemüth, das ihn aus der Ferne gesehen, eher geneigt gewesen wäre, den großen, überall umherhinkenden Widersacher des Herrn, als einen in Menschengestalt verwandelten Gott in ihm zu vermuthen; aber trotzdem, obwohl es ihm sichtlich Schmerz bereitete, ging Herr Lissov schnell, fast noch schneller als gewöhnlich, und hatte in kaum einer Minute das kleine Häuschen erreicht.

Der Blick des Frater Peregrinus, überall das Verdammenswürdige und Verbrecherische zu entdecken, war sehr scharf, allein er reichte doch nicht über eine gewisse physische Grenze hinaus. Er vermochte nicht über Berge und durch Wälder fortzugehen, weder nach Nordwest, noch nach Südwest. Vielleicht wäre Herr Lissov, der unheiligen Wunde an seinem Fuße zum Trotz, noch schneller gegangen, wenn er etwa auf zehn Meilen Entfernung in die erstere Richtung sehen gekonnt hätte. Unendlich klein, wie winzige Insecten, hätte er viele, sehr viele menschliche Gestalten in dichten Massen zusammengedrängt gewahrt, die stromaufwärts von Leitmeritz durch das Elbthal heraufkamen. Doch zugleich würde er gesehen haben, daß sie alle wie Vögelschwärme, die gen Süden ziehen, ohne rechts oder links vom Wege abzuschweifen, gen Mittag dahineilten, und er würde seine Wege ebenfalls fortgesetzt haben, ohne sich darum zu bekümmern.

Er hätte es vielleicht unruhiger, hastiger gethan, wenn er im Stande gewesen wäre, über die Berge und Wälder fort in grader Richtung nordwärts zu blicken. Nur einen einzigen Reiter würde er freilich gewahrt haben, eine hohe, schöne, männliche Gestalt mit hellblauen Augen in dem ernsten, bangfreudig voraussuchenden Gesicht, auf dessen kastanienbraunem Haar die weißen Federn des Hutes in der Hast des Rittes weithin zurückflattern. Auf pfadlosen, schlimmen Wegen kommt er daher durch das kaiserliche Böhmen. Sein edles Pferd ist schweißbedeckt und feucht von der Anstrengung. Aber es ist noch weit, sehr weit — zu weit für Dich, Anna Gerold — die tiefe Nacht wird kommen, eh' er Schloß Lodron erreicht.

Vielleicht, daß Herrn Lissov's Haar einen

Augenblick sich entsetzt emporgerichtet haben würde, wenn er den einsamen Reiter gesehen. Aber er hätte schnell gerechnet — gerechnet und gelächelt mit den weißen Zähnen und seine Wege fortgesetzt, nur noch schneller, stürmischer, blitzartig.

Auch von Südwest kommt ein einsamer Reiter herauf, federgeschmückt wie der andere, und mit rundum, aber anders suchenden Augen, wie er. Gleich dem Wirbelwind jagt er über die Elbbrücke von Altbunzlau, er hat kaum eine Stunde gebraucht, sie von Prag zu erreichen. Doch auch er ist noch weit, sehr weit — zu weit für Dich, Anna Gerold — und über Deinen Augen wird tiefe Nacht sein, eh' er Schloß Lodron erreicht.

Sie kommt, Anna Gerold, grad' jetzt kommt sie und legt sich über Dein armes qualvolles Herz. Mit einem Schauer, schnell wie der Blitz, hat sie es erreicht und umwebt es barmherzig mit ihrem Schatten, damit Du treu bleiben kannst bis in den Tod.

Wüßtest Du es, Wenz Wlatka, wie Dein schnaubendes Pferd, das den Heimweg zu seiner Krippe erkennt, Dich ahnungslos über die Brücke von Altbunzlau trägt! Wüßtest Du's — Du vermöchtest doch nichts daran zu ändern, denn es ist noch manche Meile bis Lodronschloß.

Aber wenn Du es wüßtest, würdest Du doch noch schneller dahinfliegen. Du würdest nicht ab und zu, wenn auch noch so kurz, anhalten —.

Hätte Herr Lissov gen Südwest zu sehen vermocht, er würde Wenz Wlatka, falls er ihn in der ungewohnten, kriegerischen Tournüre erkannt hätte, nicht nur für einen Hausirer, einen Kärrner, einen Gaukler, einen Possenreißer, einen Landfahrer — er würde Wenz Wlatka, den Storger, den Krämer, den Sterndeuter, den Zeitungsträger, den Luftspringer, den Vagabunden, den wandernden Pickelhäring, den harmlosen, lustigen, närrischen Allerweltswenz auch für einen Zuberer gehalten haben. Für irgend ein unheimliches Geschöpf, wie der Rattenfänger von Hameln, der nur zu pfeifen brauchte, daß die Kinder in den Straßen zusammen und hinter ihm dreinliefen auf Nimmerwiederkehr.

Es war merkwürdig. Wo auf dem öden Hochland, das sich nordwärts von der Elbe empordehnt, ein einsames, wie ausgestorbenes Haus lag, da ritt Wenz Wlatka vorüber und pfiff. Ein schriller, vogelrufartiger, eigenthümlicher Pfiff war es, wie der Rattenfänger von Hameln ihn auch wohl ausgestoßen haben mochte, und noch eh' er verklungen, streckte sich hastig ein aufhorchender Kopf aus der Thür oder aus dem Fenster. Ein Kopf, der noch eben gleichgültig oder verdrossen vor sich hingeblickt, und den es plötzlich blitzartig hell überflog, wie der Sonnenschein die Gesichter auf den düsteren Gassen von Prag. Dann stand der Kopf mit dem Körper zusammen schon draußen vor der Hütte, und der Reiter sagte nichts als: „Komm, es ist Zeit!" und war schon wieder davon.

Doch wie auf den Pfiff des gespenstischen Gastes von Hameln, kam es hinter ihm drein und bezeichnete seine Spur. Kaum eine Minute, nachdem er verschwunden, verließ der Gerufene, gleich den Kindern des Städtchens an der Weser, seine Hütte. Weib und Kinder drängten um ihn her, doch Keiner suchte ihn zu halten. Mit glänzenden Augen sahen sie ihm nach, wie er hastig mit einem verrosteten Schwert, das er aus einer geheimen Lade seiner Kammer geholt, mit einer alten Partisane, mit einem Handbeil oder einer Hacke dem Pfeifer nachfolgte, ohne seine Kleidung zu wechseln, ohne Aufschub, fast ohne Abschied.

Herr Lissov sah, wie gesagt, zu Wenz Wlatka's Glück das Alles nicht und hatte somit keinen Anlaß, schon in der Stille des Gedankens ein Gericht über die Zauberei desselben abzuhalten. Er trat in das kleine Epheuhäuschen ein und in das Zimmer, in welchem er am Morgen zuvor die kleine Minatka während des Krankenbesuches ihrer Mutter bei Seiner Ehrwürden zu beaufsichtigen versprochen hatte.

Es war ein Unglück, daß es sich herausgestellt hatte, daß eben Anna Gerold an der Krankheit Sr. Ehrwürden die Schuld trug und eine Hexe war, aber Herr Lissov konnte nichts dafür. Er hatte sich begreiflicherweise nicht im Stande gesehen, das Rad der göttlichen Gerechtigkeit, das zermalmend über dem schuldigen Haupt der Mutter hinging, aufzuhalten, aber er hatte es für seine heiligste Pflicht erachtet, das ihr in Betreff des unschuldigen Kindes ertheilte Versprechen aufs gewissenhafteste zu beobachten. Da seine Obliegenheiten im

Dienste Sr. Gnaden ihm jedoch nicht ein unausgesetztes Verweilen bei der kleinen Minatka verstatteten, so war seine Fürsorge darauf gerichtet gewesen, ein paar zuverlässigen Leuten von jenseits des Baches das verwaiste Haus mit seinem lebendigen Inhalt anzuvertrauen, und den letzteren ihrer Obhut mit dem strengen Bedeuten zu übergeben, daß sie ihn bei seinem höchsten Zorn bis zu seiner Rückkehr zu bewachen und Niemandem, sei es wer es sei, der unter dem Vorwande, das Mädchen holen zu sollen, kommen möge, dies zu verstatten hätten.

Herr Lissov fragte deshalb beim Eintreten, während sein Blick unruhig das Zimmer durchschweifte:

„Wo ist das Kind?"

In den Zügen der beiden Hüter der Verwaisten, die seine Pflichttreue ihr bestellt hatte, lag ein etwas zaghafter Ausdruck. Sie zauderten mit der Antwort —

„Hunde!" knirschte Herr Lissov, „Ihr bezahlt es mit Eurem Kopf, wenn Ihr es Euch habt nehmen lassen!"

Nun nahm Einer stotternd das Wort: „Wir glaubten — wir dachten — weil Ihro Gnaden selbst kam und sagte, das Kind thue ihr Leid, weil seine Mutter nicht —"

„Wer kam und sagte das?"

„Ihro Gnaden, die Frau Gräfin —"

„Sie selbst? Und sie nahm es selbst mit sich?"

„Ja, wahrhaftig" — „wahrhaftig," fügte der Andere betheuernd bei.

„Und wann?"

„Vor einer Stunde." „Ja, wahrhaftig, vor einer Stunde," wiederholte das Echo.

Herr Lissov sah sie eine Weile starr an. „Sie selbst, es ist gut, ist am besten," murmelte er tonlos. „Es ist gut," wiederholte er auch laut, „der Wunsch der Frau Gräfin steht natürlich über meinem Befehl und Ihr mußtet ihm gehorchen."

Die Obsorge des Herrn Verwalters, die er versprochen, war bewunderungswürdig. Sie erstreckte sich nicht nur auf die menschliche, sondern sogar auf die vierfüßige Einwohnerschaft des verlassenen Hauses, denn er fragte plötzlich:

„Wo ist der große Hund des Försters?"

Er war mitgegangen. Das Kind hatte gesagt: „Komm, Mil, nicht wahr, der gute Mil darf mit?" und die Frau Gräfin hatte geantwortet: „Gewiß, Minatka; komm, Milosch."

Herr Lissov runzelte die Stirn. „Nach den Geständnissen, welche die Frau des Försters, die sich als Hexe bekannt, gemacht, ist dieser Hund, der ihr stets eine auffällige Anhänglichkeit bewiesen, ein äußerst gefährliches und boshaftes Thier, und wer ihn anzutreffen und unschädlich zu machen vermöchte, würde sich ein Verdienst — auch besonders um Ihro Gnaden — erwerben. Ihr wißt, daß ich ein Verdienst stets lohne, wo ich es finde."

Der Sprecher griff in die Tasche und legte einige größere Silberstücke auf den Tisch, welche die beiden verdienstlichen und pflichtmäßig gehorsamen Unterthanen Seiner Gnaden mit lüsternen Augen verschlangen. Dann verließ Herr Lissov das Zimmer. Er stand vor der Thür des kleinen Epheuhäuschens still und blickte auf das Schloß, dessen Dach vom letzten, absinkenden Sonnenstrahl geröthet war. Einen Moment schien es, als ob er den Weg zu demselben hinüber einschlagen wollte, dann murmelte er:

„Geduld! Meine Psychologie müßte mich betrügen, wenn die Drohung allein nicht schon ihren Zweck erreicht hat," und lenkte wieder dem Pfarrhause zu.

Er zog den Fuß noch mehr nach, als da er das Haus verlassen, doch seine Züge drückten zu sehr gespannte Erwartung aus, als daß der Schmerz, den er beim Auftreten empfand, diese zu überwinden im Stande war. Leise schritt er an dem großen Gemach vorüber, in welchem die frommen Brüder der Gesellschaft Jesu sich durch die Vermittlung der keuschen Josephe von der christlichen Anstrengung des Tages erholten, nahm den Schlüssel und öffnete die Thür zu dem Sanctuarium Seiner Ehrwürden.

Es dämmert schnell im November, sobald die Sonne unter den Horizont gewichen, und das nach Norden belegene Zimmer war schon mit einem halben Zwielicht erfüllt, daß der Eintretende sich gewissermaßen erst einige Secunden lang über die Veränderung, die darin stattgefunden, orientiren mußte. Dann erfaßte das Auge zuerst, daß der in der Mitte befindliche Hexenstuhl leer stand und daß diejenige, die ihn frü-

her eingenommen, seitwärts davon, der Länge nach ausgestreckt, in ihrer weißen Umhüllung regungslos auf dem Boden lag. Von sonstiger Anwesenheit eines lebendigen Wesens nahm man anfänglich nur ein unruhiges Schnaufen in der entlegensten Ecke des Zimmers wahr, bis das Auge, sich orientirend, in derselben das Gesicht Seiner Ehrwürden entdeckte, das auf den weißen Fleck stierte, der unbeweglich die Mitte des Gemaches einnahm.

Herr Lissov hatte unbewußt gefragt: „Was ist hier geschehen?"

„Jesus Maria seien gedankt," stammelte Seine Ehrwürden, „daß Sie wiederkommen. Ich glaube — es ist mir — sie rührt sich schon seit fünf Minuten nicht mehr — als ob sie todt —"

„Todt?" schrie Herr Lissov auf. Er warf einen Blick über das Gesicht des eifrigen Hirten der Lodroner Heerde, daß dieser unwillkürlich noch weiter in die Ecke zurückwich, und trat auf das regungslose Weib zu. Rasch kniete er neben ihr nieder und tastete mit der Hand über der Leinwand nach ihrem Herzen. Dann stieß er einen wildgellen Fluch aus, riß mit krampfhaftem Griff das Todtenhemd von ihrer Brust und starrte ausdruckslos darauf hin.

Die rechte Hand Anna Gerolds lag auf ihrem Herzen, ruhig, still, unbewegt, wie alles Andere. Nur war sie um etwas zusammengeschlossen, das sie gehalten, als sie noch regungsfähig gewesen, und von dem sie jetzt gehalten wurde. Ein dünnes, zierliches Heft — langsam, widerwillig, wie von einem Freunde, lösten sich die halberkalteten Finger der jungen Frau unter Herrn Lissov's Hand von dem Gegenstande und seine Augen konnten es deutlich gewahren. Sie konnten deutlich im Dunkel der Vergangenheit, der er nicht beigewohnt, lesen. Sie sahen Alles klar, bis zu dem Moment, wo Anna Gerold's verzweifelnder Blick die heilige Nadel am Boden gewahrt und mit letzter Kraft sich hastig gebückt und ihren feinen Stahl schnell und fest dahin bewegt, bis ans Heft hineingepreßt, wo ihr zitterndes, hoffnungsloses Herz klopfte.

Wie wenig braucht's, um viel Jammer und viel Glück zu beenden, das wechselvoll im Herzen pocht. Nur eben mit der Spitze der heiligen Nadel zu berühren hättest Du es gebraucht, Anna Gerold — aber was Du im Leben thatest, Du vollbrachtest es immer voll und ganz, mit festem Muth. Und voll und ganz, mit festem Muth, stießest Du auch bis ans Heft den kleinen Stahl Dir ins Herz. — Wie friedlich sein Heft da ruht! Einmal nur zitterte es noch mit der letzten Schwingung des Lebens auf, dann war es still.

War es denn der letzte, der einzige Freund, Anna Gerold? Gab es kein Mittel mehr, um die Hoffnung, die auf Dich gebaut, die Liebe, die an Deinen Lippen hing, das ahnungslose Leben in Dir zu retten — gab es kein anderes Mittel mehr um Allem, Allem treu zu bleiben, bis in den Tod?

Nein, es gab keins. O hätte es eines gegeben, denn Du hättest gern gelebt, Anna Gerold! Das Leben ist so freudig, so freundlich und so warm, und der Tod so einsam und so kalt. Es ist so schwer, im Frühling zu sterben, auf den man den langen Winter hindurch geharrt, und es ist der letzte Novembertag, der heute geht, und mit dem Frühling bricht die Maisonne herein über Böhmen. Zehn Jahre haben Deine Augen auf sie geharrt, Anna Gerold, und da sie kommt, sollst Du sie nicht mehr sehen.

Kann es ein Trost sein, daß Du Eine von Tausenden bist, die man gleich Dir im Namen des Himmels fortgeschleppt, gemartert, getödtet? Eine von vielen, vielen Tausenden. — Kann es ein Trost sein, daß über Deinem kalten Antlitz noch heiße Thränen geweint sein werden, die Dir nachfolgen in die Erde hinunter und Dein enges Doppelgrab überströmen, auf dem nichts stehen soll als die stolzen, stolzen Worte: „Treu bis in den Tod" —?

Dir kann es Trost sein, Anna Gerold, denn Du brauchst keinen Trost mehr. Der Stachel, den Deine Hand sich ins Herz gepreßt, war immer noch ein Freund, denn er schützte Dich vor dem, was herber, erbarmungsloser gewesen wäre. Aber der Stachel, den Deine Hand denen ins Herz gepreßt, die Dich da finden werden, Anna Gerold, im Hexenhemd, blutbedeckt, zermartert, todt — er wird riesenhaft anwachsen, zum Schwerte, zum Speer, zur Hellebarde werden, die sich in die Herzen derer bohren, welche Dich gemordet, die sie zerwühlen und zerfleischen, die keine Gnade, keine Barmherzigkeit, keine Menschlichkeit

mehr, keinen Himmel kennen werden, als Dich zu rächen, und keine Hölle, als das Lebensmark derer, welche Dich getödtet. Du bist nur Eine von vielen, vielen Tausenden, Anna Gerold, aber Du hast Dich den bösen Träumen Böhmens zugesellt, die sich nicht mehr im Tageslicht in Gräbern verkriechen, sondern vergeltend über neue Leichen und neue Gräber dahinstürmen wollen. Dein todtes Gesicht, Anna Gerold, es blickt auch aus den Strahlen der neuen Sonne herab, die Böhmen zu erhellen beginnt, und das Auge, das ihm begegnet, das Du finster anblickst, wird den Tag nicht mehr sehen.

Rache — Rache — Rache für Dich, Anna Gerold, die Du nur Eine bist von Tausenden!

(Schluß folgt.)

Architektonisches aus Sicilien.

Von

M. Krabe.

Neapel gilt den meisten Italienreisenden, — selbst auch solchen, denen ein längerer Aufenthalt im Lande jenseits der Alpen vergönnt ist — als Endziel ihrer Reisewünsche und somit als Wendepunkt zur Rückkehr nach dem Norden. Von den vielen tausend Fremden, die alljährlich Italien überfluthen, bleiben nur Wenige übrig, die sich zu einer Ueberfahrt nach Sicilien, noch Wenigere freilich, die sich zu einer Durchwanderung der südlichen Theile des italischen Festlandes entschließen.

Erfüllt von stets wechselnden, lebhaften Eindrücken durch Kunst und Cultur, durch Land und Volk — vielleicht kaum im Stande, das Gesehene zu fühlen und zu verdauen, kommt der Reisende nach Neapel. Entweder bringt er schon ein gewisses Bedürfniß nach Ruhe mit oder es stellt sich dort unbedingt bei ihm ein. Nach Erholung trachten alle Sinne — wo würde man sie eher aufsuchen und auch zu finden hoffen als in der unübertroffenen Schönheit und grandiosen Ruhe der Natur? — Indessen sollen wir uns noch nicht so ohne Weiteres ihrem Genusse hingeben; denn in Neapel ist zwar ohne viel Mühe für Geld Alles feil, — nur keine Ruhe, und wer im übrigen Italien weniger Gelegenheit hatte, südliche Lebendigkeit kennen zu lernen, der wird in Neapel das Versäumte in interessanter aber keineswegs angenehmer Weise nachzuholen gezwungen.

Es war an einem köstlichen Abende der ersten Tage des Mai, als wir uns als Passagiere für Palermo an Bord des zur Abfahrt bereit liegenden Dampfers begaben. Ein prachtvoller Mondenschein warf sein magisches Licht auf den Golf und zog lange, glänzende Reflexe in dem fast spiegelglatten, dunkeln Meere. Durch zahlreiche Lichter, von dem tief ausgebogenen Strande bis zu den Höhen hinan erhellt, markirte sich die Stadt in ihrer ungeheuern Ausdehnung und bei weitem großartiger als bei Tage zeichneten sich die Conturen des dunkel und drohend daneben liegenden Vesuvs auf dem klaren Himmel ab. Dann und wann entstieg unter dumpfen abgebrochenen Tönen eine Feuersäule dem schwarzen Krater, grelle Contraste erzeugend zu dem blassen Mondlichte. Bald genug entzog sich Neapel unsern Blicken. Sie wandten sich nun dem klaren Nachthimmel und dem dunkeln Meere ausschließlich zu. Tiefe Stille — ausgenommen das regelmäßige und deshalb bald nicht mehr störende Geräusch des vorwärts eilenden Schiffes — umgab uns und so kam endlich eine wohlthuende Ruhe über die in steter Spannung erhaltenen Sinne. Die ganze Nacht hätten wir gern auf dem Verdeck in unsere Decken eingehüllt zubringen mögen; nachdem wir aber Capri gekreuzt hatten, zwang uns die auf dem offenen Meere beträchtlich zunehmende Kälte, in die Kajüte hinabzusteigen. Am folgenden Morgen waren schon leise Umrisse von Sicilien sichtbar; duftig hellblau tauchten sie aus dem tiefblauen, durch kleine weiße Schaumspitzen gekräuselten Meere empor; die Sonne aus völlig wolkenlosem Himmel malte Farben darauf, die auf einem getreuen Bilde wiedergegeben bei uns Söhnen des Nordens ein ungläubiges Kopfschütteln hervorrufen würden. Immer größer und deutlicher gestaltete sich der Anblick der Insel; bald hatten wir einen großen Theil der nördlichen Küste in der Gestalt einer ununterbrochenen Kette hoher Gebirge vor uns; bald ließ sich auch die Lage Palermo's bestimmen, der durch seine charak-

teristischen Conturen auffällige Monte Pellegrino signalisirte die unweit seines Fußes gelegene Stadt. Nach sechzehnstündiger Fahrt, etwa zwölf Uhr Mittags, ließen wir glücklich vor Anker.

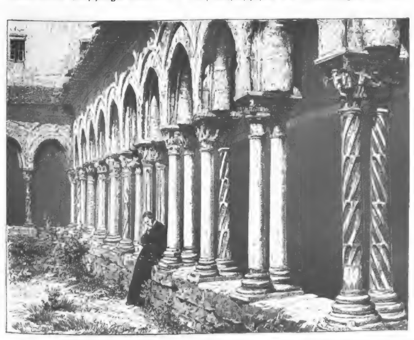
Abgesehen von dem schönen Hafen und der wundervollen gebirgigen Umgebung bietet die eigentliche Stadt an der Seeseite hin keinen großartigen Anblick. Es fehlt hier sowohl an hervorragenden Bauwerken wie auch an dem zur Hervorbringung pittoresker Bilder nöthigen Wechsel im Terrain: Palermo liegt vollständig in der Ebene. Beim ersten Betreten der Stadt wird man, von Neapel kommend, eine gewisse Dürftigkeit im allgemeinen äußern Anstrich und Mangel an Verkehr empfinden. Die Hauptstraßen haben im Verhältniß zur Länge nur geringe Breite, sie sind eingefaßt mit hohen Häusern, die sich alle in den nie fehlenden eisernen Fensterbrüstungen, offenen und vergitterten Balcons wie in ihrer gesammten architektonischen Behandlungsweise gleichen. Zopfige Kirchen, mit den Façaden in die Häuserflucht eingebaut, unterbrechen ab und zu diese Monotonie, welche die etwaigen Hoffnungen, in Palermo ein romantisches Ensemble zu finden, bedeutend herabstimmt. Die allgemeine Anlage der Stadt zeigt insofern ganz modernes Gepräge, als sie von zwei sich rechtwinklich schneidenden Hauptstraßen gebildet wird. Die Durchkreuzung ist zu einem kreisrunden, jedoch nicht sehr großen Platze erweitert, von dem ab sich vier ganz imposante Perspectiven nach den vier Hauptthoren der Stadt eröffnen. In den auf diese Weise gebildeten vier Quartieren der Stadt herrscht nun hinsichtlich des Zuges der Straßen das gerade Gegentheil, neben wenigen Plätzen treffen wir auf ein Gewirre meist kurzer und gewundener Straßen, in welchen sich der Fremde nur mittelst eines Stadtplanes und dann selbst mühsam orientiren kann.

Bevor wir uns nun der Betrachtung der Hauptmonumente zuwenden, ist es nöthig, einige kurze geschichtliche Notizen dazu mitzunehmen.

Wir übergehen — weil für das, was wir heute in Parlermo antreffen, nicht weiter in Betracht kommend — die älteren Perioden. Es genüge, daran zu erinnern, daß die Stadt vermöge ihrer überaus günstigen Lage schon im Alterthume eine hohe Bedeutung hatte. Auch nicht ein einziger wahrnehmbarer Rest giebt uns Kunde darüber; erst die jüngste Zeit hat uns durch die — rein zufällige — Entdeckung eines schönen musivischen Fußbodens, tief unter dem heutigen Pflaster verborgen, den Beweis geliefert, daß auch in der alten Panormus bedeutende Werke vorhanden sein mußten. Bei der Theilung des römischen Reiches im Jahre 395 kam die Insel zu dessen westlicher Hälfte, an deren Geschicken sie fortan theilnahm. Dann durch Theodorich der Botmäßigkeit der Ostgothen unterstellt, ward sie diesen im Jahre 536 durch Belisar entrissen und somit griechische Provinz. Vieles und Schweres muß die Insel unter der byzantinischen Herrschaft gelitten haben, die vielen mißlungenen Versuche der Sicilianer, das verhaßte Joch abzuschütteln, liefern die Beweise. Nach Herrschaft lüsterne griechische Generale schürten die Aufstände; aber trotz ihrer zum Abfall verführten Truppen zu schwach, die Insel in ihre Gewalt zu bringen, suchten sie bei dem mächtigen Stamme der Aghlabiten in Afrika Hülfe. Im Jahre 827 landeten die ersten Saracenen, drangen siegreich vor und brachten, während andere Städte — vor allen Syracus und Taormina — noch fünfzig Jahre hindurch heldenmüthigen Widerstand leisteten, schon 831 Palermo in ihre Gewalt, das sie, Bulirma nennend, zur Hauptstadt der eroberten Insel machten. Eine kurze Zeit des Glanzes kam damit über die Stadt. Die Saracenen, damals im Besitze einer hochentwickelten Cultur, führten ihre Sprache, Wissenschaft und Kunst in Sicilien ein, gestatteten aber — wenn auch der Islam herrschend wurde — doch das Bekenntniß und die Ausübung des auf der Insel verbreiteten Christenthums — eine Toleranz, deren sich sogenannte „christliche" Völker in ähnlichen Fällen nie rühmen konnten.

Die Fruchtbarkeit und der Reichthum des neu erworbenen Landes, ein schwunghafter Handel und der an sich zur Entfaltung von Pracht geneigte Sinn der Orientalen begünstigten die Kunst — d. h. die Architektur, da eigentlich nur von dieser unter den bildenden Künsten bei Mohamedanern die Rede sein kann. Es entstanden Moscheen, Kaufhallen, Brunnenanlagen 2c. innerhalb der Stadt und viele Lustschlösser in der schönen dazu einladenden Umgebung.

Die Pracht des damaligen Palermo können alte Chronisten nicht genug rühmen: es habe den Anblick einer orientalischen Stadt gewährt und es einer jeden an Schönheit und Reichthum gleich gethan. Aber von all dem, was die Saracenen schufen, ist heute nichts mehr erhalten; denn die beiden noch vorhandenen — leider auch nicht intact gebliebenen — Werke, welche, wie wir gleich sehen werden, bisher mit gutem Grunde als rein saracenisch galten, haben neuere Forschungen Amari's — des nen. Schon 1090 ist Palermo Residenz der normannischen Könige und damit kam eine neue — freilich auch nicht lange — Glanzperiode über sie. Es ereignete sich bei den Normannen, was wir allemal in der Geschichte bestätigt finden, wenn ein frisches, noch unentwickeltes Volk ein Land mit vorgeschrittener Cultur erobert: der Sieger nimmt — wenn auch seiner Religion getreu bleibend — ohne Widerstand die Sitten und Gebräuche, die Künste und Wissenschaften von dem Besiegten an. Ja



Kreuzgang im Kloster zu Monreale bei Palermo.

vorzüglichen Sammlers sicilisch-arabischer Alterthümer — als Bauten normannischer Könige festgestellt; und von anderen saracenischen Architekturen, wie der Albehira und Ainsenin, Lustschlössern, deren Wände von Gold, Silber und kostbarem Marmor glänzten, blieben außer ihren Namen nur noch wüste und zweifelhafte Trümmer zurück. — Nach einer kurzen Blüthe gerieth durch zunehmende äußere und innere Bedrängnisse die Herrschaft der Saracenen ins Schwanken und nach etwa zweihundertjährigem Besitze der Insel erlagen sie 1072 den wiederholten Angriffen der Norman- die Normannen bewahrten noch nicht einmal das Gut, welches allen Völkern nächst dem Glauben als das höchste gilt: die Sprache. Neben den vielen damals auf der Insel im Gebrauche befindlichen Sprachen blieb und ward das Arabische Hof- und Staatssprache.

Aehnliches fand statt in der durch die Normannen in Sicilien ausgeübten Kunst. Was war auch wohl natürlicher, als daß das phantastisch-heitere Element saracenischer Architekturen, das farbenfreudige reiche Spiel orientalischer Ornamentik, welche so prächtig mit dieser wundervollen Natur

harmonirten, ihre Sinne gefangen nahm und sie vorläufig die schweren, strengen Formen heimischer nordischer Kunstweise vergessen ließ? Und mögen aus nahe liegenden Gründen die Normannen sich anfänglich nur saracenischer Künstler zur Ausführung ihrer Werke bedient haben, so fehlen doch — als dem Siegesrausche über den Besitz des schönen, reichen Landes mehr Ruhe und Reflexion gefolgt waren — selbst an keinem der später entstandenen Werke wesentlich saracenische Motive. Aber auch die von den Byzantinern in Sicilien errichteten Denkmäler übten auf die Kunst der Normannen bedeutenden Einfluß — wie z. B. in der Plandisposition des Kirchenbaues — und so entstand unter Einwirkung der vorgefundenen und der aus dem Norden mitgebrachten Elemente ein eigenthümlicher Mischstil: der sicilisch- oder arabisch-normannische. Das den Saracenen entlehnte Hauptmotiv, welches zunächst in der sicilisch-normannischen Architektur auftretend, dann eine so bedeutende Umgestaltung der gesammten abendländischen Kunst hervorrufen sollte, ist der Spitzbogen. Der Spitzbogen ist aber — und das kann nicht scharf genug hervorgehoben werden — bei Saracenen wie Normannen lediglich decoratives Moment, sei es als Blindbogen des Mauerwerkes, als Begrenzungslinie von Thür- oder Fensteröffnungen, als Profil von Gliederungen oder — namentlich in verschlungener Anwendung — als Grundform reliefirter oder gezeichneter Ornamentik. Weitere Consequenzen zogen die Normannen Siciliens aus diesem neuen Motive nicht!

Die Normannen Frankreichs, welche, wie auf der Bibliothek zu Caen vorhandene Documente darthun, mindestens alle acht Jahre Gesandtschaften nach Sicilien abschickten, um der Entfremdung von alten Eigenthümlichkeiten und Einrichtungen bei den südlichen Brüdern möglichst vorzubeugen und das Gefühl der Stammverwandtschaft wach zu erhalten, und die außer diesem officiellen Verkehre offenbar viele andere Beziehung zwischen sich und Sicilien unterhalten haben werden, führten ohne allen Zweifel den Spitzbogen von dort in Frankreich ein, wo er bekanntlich zuerst in ein System gebracht und constructiv wie decorativ weiter entwickelt wurde.

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung zur Betrachtung der vorzüglichsten Denkmäler Palermo's und beginnen wir mit zwei Werken, die, weil sie eine merkwürdige Uebereinstimmung zeigen mit zu Kairo vorhandenen Bauten und fast frei sind von normannischen Zuthaten, lange unbestritten als saracenischen Ursprungs galten. Es sind die außerhalb der Stadt gelegenen beiden Lustschlösser Zisa und Cuba. Als Form des Grundrisses finden wir bei beiden das Oblongum; bei der Cuba treten an dessen Ecken, bei der Zisa in der Mitte der Schmalseiten thurmartige Ausbauten, deren Höhe das Hauptgebäude nicht übertrifft, hervor. Beide Paläste gleichen sich in der allgemeinen Anordnung der Façaden, in der Construction und dem dazu verwendeten Materiale, einem porösen Kalksteine. Beider Aussehen ist schwer und massig. Die dominirenden Mauerflächen sind durch nur schwach vortretende, in höchst einfacher Weise mit Platte und flacher Hohlkehle profilirte, oben in Spitzbögen zusammentretende Streifen (Lisenen) belebt und von wenigen Thür- und Fensteröffnungen durchbrochen. Ein Zinnengesimse umgiebt das flache Dach und vollendet den Eindruck des Castell- oder Burgartigen, der mit der ebenen Lage beider Schlösser auffallend contrastirt. Ueberhaupt würde der Anblick derselben — wenn uns keine anderen Beispiele arabischer Architekturen bekannt wären — unsere Ansichten über diesen Stil anders lauten lassen. Vermissen wir hier Eleganz, Leichtigkeit und freie Bewegung, so müssen wir dabei erwägen, daß der Orientale wie auch ehedem der Südeuropäer, bei Privatbauten allen Luxus, alle Zierde und Schmuck auf das Innere seines Hauses concentrirt; daß das Klima jener Gegenden gebieterisch fordert, dem Hause möglichst wenige Oeffnungen nach Außen zu geben und daß im speciellen Falle Schlösser von Fürsten und Reichen in jenen bewegten Zeiten der Festigkeit und Vertheidigungsfähigkeit nicht ermangeln durften. Wenn hinsichtlich ihrer Architektur beide Bauten als saracenische bezeichnet wurden und die in ihrem obern Theile enthaltenen, so lange Zeit räthselhaft gebliebenen Inschriften ihren saracenischen Ursprung zu bekräftigen schienen, so hat sich doch — wie schon bemerkt — diese Annahme durch Amari's Erklärung jener Inschriften als irrig herausgestellt. Nach ihm sind sie des Inhalts, daß der Nor-

mannenkönig Wilhelm II. um 1180 diese Schlösser erbauen ließ.

Von der Cuba ist leider nur Weniges noch übrig. Schon im sechzehnten Jahrhundert verfallen, beraubten später Aus- und Umbauten, zuletzt ihre Umwandlung zur Caserne sie total ihres Charakters, und es bedarf heute einiger Mühe, sich das Ursprüngliche aus dem Vorhandenen in Gedanken zu reconstruiren. Sowohl an Größe bedeutender, als auch glücklicherweise besser erhalten ist die Zisa. (Bei hundertvierundzwanzig Fuß Länge und siebenundsechzig Fuß Breite ist sie siebenundachtzig Fuß hoch). Diese bedeutende Höhe ist äußerlich, in der Hauptfaçade außer dem durch drei Thore markirten Parterre in nur zwei Stockwerke getheilt, von denen das untere vier, das obere sieben der schon vorhin gedachten Blindbogentheilungen enthält. In diesen so getheilten großen Spitzbogenfeldern liegen die — in späterer Zeit so angeordneten — unverhältnißmäßig kleinen, mit Rundbogen überwölbten Fenster, die ohne alle weitere Gliederung und Verzierung in der gewaltigen Mauermasse fast verschwinden, und wenn sie ganz fehlten, den Anblick des Aeußern kaum alteriren würden — ein crasser Gegensatz zu unsern heutigen Façaden, in denen die Fenster und deren Gruppirung den integrirenden Theil ausmachen. Die Eintheilung des Innern der Zisa ist in allen drei Etagen nach einem so merkwürdig disponirten Grundrisse vorgenommen, daß man sich ohne Zeichnung nicht wohl einen Begriff davon bilden kann und selbst für den Fachmann bleibt derselbe — so wie er jetzt vorliegt — fast ein Räthsel. Jedenfalls haben auch hier bedeutende Umbauten stattgefunden, über welche weder eine Chronik dieses einzigen bis auf den heutigen Tag bewohnten Palastes noch sonstige Aufzeichnungen irgend welche Aufklärung geben. Haben wir in Folge dieser Veränderungen auch den Verlust manch' schönen Raumes, mancher Mosaiken und Prachtstücke zu beklagen, so verdanken wir ihnen indirect die Erhaltung des originellen Aeußern, das an sich so fest und massiv den Neuerern dieses Baues ein respectvolles noli me tangere zurief und durch die stetige Bewohnung des Hauses gesichert und vor den Unbilden des Wetters geschützt auch im Laufe vieler Jahrhunderte nicht zur Ruine werden konnte. Nur ein einziger innerer Raum zeigt noch die Spuren ehemaligen Glanzes: der die Mitte des Erdgeschosses einnehmende Brunnensaal. Man gelangt in ihn durch das mittlere Thor, hinter welchem sich zunächst eine schmale, in ihrer Längenrichtung der Façade parallele — aber im Innern des Gebäudes liegende — Vorhalle hinzieht. Dann folgt der Saal, ein Quadrat von ungefähr sechsundzwanzig Fuß Seitenlänge mit über die Seiten hinausgebauten Nischen, also nach einem der Form des griechischen Kreuzes sich annähernden Grundrisse. Höchst wahrscheinlich war der jetzt mit einem Gewölbe überspannte Saal früher nach oben offen und bildete einen innern Hof, von dem mehrere dunkle Räume der obern Etagen Licht erhalten mochten. Ganz nach arabischer Auffassung hatte man der Kühlung spendenden Quelle den vornehmsten und größesten Theil des Hauses geweiht und ihn auch äußerlich in der Façade als solchen bezeichnet. Ueber der Brunnengrotte, welche in der dem Eingange gegenüberliegenden Nische sich befindet, schweben auf zierlichen Säulchen Hufeisenbögen und Stalaktitengewölbe, ehedem in Gold und Farben prangend, jetzt aber wie der übrige Raum unbarmherzig mit Tünche besudelt. Nur im obern Theil der Mauern blieben noch einige Mosaiken auf Goldgrund sichtbar und im Fußboden schön gezeichnetes Getäfel aus verschiedenfarbigem Marmor. Die von Schlinggewächsen umwucherte Quelle plätschert noch heute, ergießt sich aber nicht mehr in den ehemals vor dem Schlosse sich ausbreitenden Park, wo marmorgefaßte Teiche sie aufnahmen, sondern verrinnt im Graben einer staubigen Landstraße. So viel man in und an der Zisa auch zerstörte, eines konnte man ihr nicht nehmen: die überaus herrliche Lage, deren Schönheit uns auf ihrem flachen Dache zu lauterm Entzücken hinreißt. In lachend grüner Ebene, ihrer Schönheit und großen Fruchtbarkeit wegen conca d'oro (Goldmuschel) genannt, umrahmt von schattigen Gärten und hellen Villen liegt Palermo mit seinen vielen Kuppeln und Thürmen vor uns. Zur Linken erhebt sich der zackige und sterile, in Formen und Farben gleich originelle Monte Pellegrino völlig isolirt aus der grünen Ebene; rechts aber erblicken wir andere wundervoll geformte Bergzüge, zwischen sich und dem sanft ausgebogenen

Saume der Bag den schmalen grünen Streifen der Bagaria lassend und dann an der äußersten Spitze des Golfs — der Punta Mongerbino — als gewaltige Klippen zum Meere abfallend. Ueber Stadt und Landschaft her erglänzt das unendliche Meer, silberhell leuchtend im Vergleich zu dem dunkelblauen Himmel. Wer würde da nicht beistimmen der hier oben vorhandenen spanischen Inschrift: „Del Orbe Europa es Honor; de Europa Italia Verjel; Sicilia compendio del; Yesta vista la mejor.“ (Die Ehre der Welt ist Europa; Italien Europa's Garten; Sicilien dessen Inbegriff; diese Aussicht die beste). Als sollten unsere in Formen und Farben schwelgenden Sinne völlig berauscht werden, trug die sanft bewegte Luft balsamische Wohlgerüche, vornehmlich von blühenden Orangen, deren ein ganzes Wäldchen unterhalb der Zisa beisammen stand, zu uns hinauf. Wie gern hätte man oben ein Zelt aufschlagen und einige schöne Tage verträumen mögen! Der eiligen Custodin blieben wir aber vielleicht schon allzulange, ihr Schlüsselklappern raffte uns aus romantischen Träumereien empor und nur allzubald machte sich die gewöhnliche Wirklichkeit wieder geltend. Als wir hinabgestiegen waren, harrte unser am Eingange des ehemaligen Königssitzes ein Haufe zerlumpter Bettlergestalten, blühende Orangenzweige darbietend. Noch oft blickten wir hinter uns auf dem Heimgange zur Stadt nach der imposanten Masse der Zisa; trotz ihrer Einfachheit bei der köstlich goldbraunen Farbe ihres Materials in Verbindung mit einer einzigen mächtigen Pinie ein Bild von schöner, malerischer Wirkung.

In Palermo selbst sind es vorwiegend kirchliche Gebäude, welche aus der normännischen Periode auf uns kamen. Eins der ältesten, aus dem Jahre 1132 stammend, ist die kleine Klosterkirche San Giovanni degli Eremiti, verlassen und versteckt im südlichsten Ende der Stadt gelegen. Ihr Grundriß hat die selten vorkommende Form des ägyptischen Kreuzes und besteht nur aus einem von drei Quadraten gebildeten Langschiff und einem schmalen Querschiff, an welches sich unmittelbar die halbrunde Chornische ansetzt. In der Anordnung der Decke erkennen wir die Befolgung byzantinischer Constructionen; über jedem der durch Spitzbogengurte verbundenen Quadrate erheben sich volle Halbkreiskuppeln, deren Uebergang von Quadraten durch Eckzwickel aus nach und nach sich vorschiebenden Bögen bewerkstelligt ist. Merkwürdig gut ist das Mauerwerk dieser Kuppeln erhalten, die, einer sie schützenden zweiten (äußern) Kuppel entbehrend, nur mit einer Verputzung versehen aus dem Dache unmittelbar zu Tage treten. Das Innere der Kirche ist leider gründlich verwahrlost; von dem Farbenschmuck der Wände und Kuppeln ist außer den Spuren eines blauen Grundes unter der Tünche nichts mehr vorhanden. Ein kleiner Kreuzhof, — ganz ähnlich dem weiter unten abgebildeten — schließt sich an die Kirche. Total verfallen, von Epheu und Schlinggewächsen umrankt, gewährt er einen höchst romantischen Anblick. An den kleinen schmucklosen Thurm der Kirche, den wir schon wegen der bequemen Untersuchung der Kuppeln und der schönen Aussicht besteigen müssen, knüpft sich noch eine ereignißvolle geschichtliche Erinnerung: von ihm herab gab Johann von Procida am zweiten Ostertage 1282 das Signal zur Ermordung aller Franzosen in Sicilien, der sogenannten sicilianischen Vesper.

Auf Wanderungen durch die Stadt könnten wir dem Leser noch manch' interessantes Einzelstück aus der Normannenperiode vorführen. Vielleicht würde er dabei unserer Neigung einigen Geschmack abgewinnen, in den Städten selbst auf Entdeckungsreisen auszugehen und deren alte Straßen, Häuser und Höfe zu durchstöbern. Indessen wollen wir hier seinen Kunst- und Alterthumseifer nicht auf die Probe stellen; er würde beim Durchlaufen der krummen engen Gassen Palermo's nicht überall seine Rechnung finden und wenn er beim Erblicken eines alten Fensters oder Portales stillstehend seine Freude äußert, würden wir ihn kaum zu schützen wissen vor dem liebenswürdigen Lächeln einer überall gegenwärtigen, dienstbeflissenen Plebs oder gar vor dem Ausrufe „Inglesi,“ in dessen eigenthümlicher Accentuirung mit freudigem Erstaunen die gewinnverheißende Aussicht so vernehmlich durchklingt. In solchen Fällen möchten wir dem Leser entschieden abrathen, den nun etwa folgenden Anerbietungen zur Besichtigung irgend einer Merkwürdigkeit, eines kostbaren alten Gegenstandes, Gemäldes

oder dergleichen Gehör zu geben. In der Absicht, mehrfache Trinkgelder zu erpressen, schleift uns ein verschmitzter Bursche straßenweit fort; schließlich stehen wir dann vor einer Sache, die wir mit mehr Muße und Freiheit so wie so gefunden haben würden; oder wir durchkriechen irgend eine verdächtig aussehende schmutzige Spelunke, um mit einem unbedeutenden oder gefälschten Gegenstande confrontirt zu werden. In dieser Art Industrie, die im ganzen schönen Italien in großer Blüthe steht, hat man es nämlich im ehemaligen Königreich beider Sicilien am weitesten gebracht.

Um bei unserer Wanderung der historischen Folge getreu zu bleiben, begeben wir uns in das Centrum der Stadt, dem schon genannten runden Platze, und stehen von da nach wenigen Schritten vor der Klosterkirche der Martorana oder Santa Maria dell' Ammiraglio, so benannt von ihrem Erbauer Georgios, dem Großadmiral König Roger des Zweiten. Im Anfange des zwölften Jahrhunderts begonnen, macht sich bei ihr äußerlich im Aufbau und der decorativen Behandlung des Glockenthurms — wie z. B. in dem in der Normandie und in England häufig anzutreffenden Zickzackfriese — das normannische Element entschiedener geltend. Daneben kommen noch, wie in den ausgezeichnet conservirten Holzthüren und andern Sachen, ganz und gar saracenische Einzelheiten vor; während die Hauptanlage der Kirche mit einer centralen Kuppel byzantinischer Art ist. Alle spätern Stile, bis zum Barock hinab, haben diese Kirche nicht unverschont gelassen und so bildet ihr Inneres, wo überdies eine reiche Färbung hinzutritt, das wunderbarste architektonische Compositum, welches man sehen kann. In formeller Hinsicht liegt der Haupteindruck des Innern in der auf vier mit Spitzbögen verbundenen Pfeilern ruhenden Kuppel, und in der Chorpartie, letztere mit acht antiken Granitsäulen mit vergoldeten korinthischen Capitellen geschmückt, auf deren Deckplatte sich unmittelbar überhöhte Spitzbogen ansetzen. Kuppel, Bögen und Obertheile der Mauern sowie das Pflaster sind musivisch verziert. In dem marmornen Fußboden sind es geometrische Muster, an den übrigen Partien Ornamente, vielfach mit arabischen Schriftzeichen (jedoch christlichen Inhalts) verflochten; sodann auch figürliche Darstellungen: die ältesten Denkmale der Malerei in Sicilien. In Anbetracht der frühen Entstehungszeit — die Bilder waren 1143 jedenfalls vollendet, da in genanntem Jahre die Kirche durch den König Roger selbst eingeweiht wurde — bekunden diese in so unfügsamem Materiale geschaffenen Darstellungen, obwohl nicht frei von Steifheit und Mängeln der Zeichnung und grellen unvermittelten Contrasten des Colorits, doch schon einen gewissen Zug nach ausdrucksvoller Wahrheit, ein Bestreben nach Selbständigkeit und Freiheit gegenüber den streng conventionellen starren Typen rein byzantinischer Malerei. Ueber den Inhalt und die Anordnung der Bilder dieser Kirche wollen wir, in Anbetracht später zu nennender musivischer Gemälde von größerer Bedeutung, uns nicht weiter auslassen, doch mögen zwei davon nicht unerwähnt bleiben, welche als Portraits so früher Zeit von besonderem Interesse sind. Das eine zeigt den Stifter, Admiral Georgios, wie er zur heiligen Jungfrau betet, die ihrerseits in einem Gebete, dessen Inhalt auf einer von ihr gehaltenen Rolle in griechischer Sprache zu lesen ist, bei ihrem aus der Höhe herabschauenden Sohne Fürbitte für Georgios einlegt. Das zweite Mosaik stellt die Krönung Roger's durch Christus selbst vor — denn so sollte damals die gewaltsame Eroberung eines fremden Landes aufgefaßt werden. Es übertrifft im Ausdruck der Köpfe alle übrigen Bilder der Kirche und ist speciell interessant durch die minutiöse Sorgfalt, mit welcher der Krönungsornat und die Insignien des Königs behandelt sind.

Wir wenden uns nun zu zwei Bauwerken, die uns Deutschen noch eine besondere Sympathie erwecken müssen. Eins davon ist der königliche Palast. Der glänzende Herrschersitz aller derer, die Sicilien regierten, bargen seine Mauern auch lange Jahre hindurch den großen Hohenstaufen, den Wissenschaften und Poesie liebenden Kaiser Friedrich den Zweiten.

Am landseitigen Ende der vom Meere nach den Bergen zu führenden Hauptstraße, die bis vor Kurzem nach dem Palaste auf arabisch Cassaro genannt ward und diesen alten Namen — wie leider in so vielen Städten Italiens der Fall — durch die politischen Umwälzungen der letzten Decennien einbüßte und gegen die fast zu oft

gehörte, endlose Bezeichnung Corso Vittorio Emanuele eintauschte, erheben sich die ausgedehnten Baulichkeiten, welche die königliche Residenz bilden. Sie schließen mit ihrer äußern Längenseite an Stelle der Stadtmauern die eigentliche Stadt im Südosten ab und occupiren darin den höchsten Punkt des nach dem Meere zu sanft abfallenden Terrains. Man nimmt an — und die Lage begründet diese Annahme, daß alle früheren Eroberer von den Carthagern an hier das stadtbeherrschende Castell inne hatten; indessen können mit Sicherheit nicht mehr die Bauten der arabischen Herrscher daran nachgewiesen werden, ja selbst von den bedeutenden Veränderungen, welche die Normannen an ihm vornahmen, sind nur zwei — allerdings prachtvolle Stücke auf uns gekommen. Nach diesen zu urtheilen, treffen die fast fabelhaft klingenden Beschreibungen wohl zu, welche normannische Chronisten von der Großartigkeit und Schönheit des Palastes und seinen von Gold und Steinen schimmernden Gemächern entwerfen. Wie nur zu oft hätten wir auch hier wieder Veranlassung, in Klagen und Verwünschungen auszubrechen über die Barbarei, welche spätere Geschlechter ausübten, und doch müssen wir froh sein, daß uns noch einige Proben des Alten erhalten blieben!

Ich verzichte auf eine Beschreibung der äußern Ansicht dieses Schlosses, bunt genug durch verschiedene Stilarten und in seinen Theilen keineswegs nach ästhetischen Principien gruppirt. Von einem großen Platze, der Piazza reale, welcher sich vor dem Palaste nach der Stadtseite zu ausdehnt, treten wir zunächst in einen vierseitigen Hof, den ringsumher und durch drei Etagen hindurch offene flachbogige Loggien umgeben. In Verbindung mit einem schönen Treppenhause ist er eine höchst gelungene Anlage in der Renaissance des sechzehnten Jahrhunderts und perspectivisch von vortrefflicher Wirkung. Wir durchschreiten dann eine lange Reihe königlicher Staats- und Privatzimmer mit zum Theil sehr prunkvoller Ausstattung und vielen Gemälden; vergessen aber diese in fürstlichen Gemächern mehr oder weniger wiederkehrenden Decorationen beim Anblick der sogenannten Stanza di Ruggiero. Ihre goldstrahlenden Wände bedecken reizende Mosaikgebilde; Centauren, Vögel, Drachen, Jagdscenen u. s. w. in Arabesken verschlungen, phantasievoll gezeichnet und mit feinem Farbengefühl belebt. Erkennt man auch hie und da die ausbessernde Hand späterer Zeiten, so läßt die Erhaltung des Ganzen — bei Berücksichtigung eines achthundertjährigen Alters — wenig zu wünschen übrig.

Welch' echt monumentaler Geist durchdrang die Kunst jener Zeiten! Was wird nach so viel Jahrhunderten aus den Sammet- und Seidenteppichen, aus dem Gold- und Flitterwerk geworden sein, mit dem man heutzutage derartige Prunkgemächer ausstattet?

Das zweite Kleinod normannischer Kunst im königlichen Palaste ist die Capella Palatina, zu welcher wir von der mittleren Arcadenreihe des oben genannten Hofes gelangen.

Ein feierlich-poetischer Hauch weht uns entgegen beim Eintritt in diesen Raum; kaum wagen wir uns zu bewegen oder durch Worte der eigenthümlichen Stimmung Ausdruck zu geben, in welche das wunderbare Helldunkel uns versetzt. Erst allmählig erlangen wir Einblick in das, was uns umgiebt, und erstaunen um so mehr bei der Wahrnehmung, daß es ein nur mittelgroßer Raum ist, welcher diese unverhältnißmäßige Wirkung hervorbringt. Bei nur neunundneunzig Fuß Gesammtlänge und achtunddreißig Fuß Gesammtbreite ist die Plandisposition der Capelle die einer dreischiffigen Basilika. Die Mauern des Mittelschiffes ruhen auf steilen Spitzbogenarcaden, welche antike, zum Theil cannelirte Säulen mit korinthischen Capitellen stützen. Eine Kuppel steigt auf Doppelsäulen und Spitzbogengurten über dem Ende des Mittelschiffs empor und lenkt den Blick auf die nur ganz wenig Licht von ihr erhaltende mittlere Apside. Die Decke des Hauptschiffes wird von reichverzierten arabischen Stalaktitengewölben gebildet, über den Seitenschiffen liegen Holzdecken. Diese einfachen, in den gegenseitigen Verhältnissen trefflich abgemessenen Formen sind ausnahmslos in die höchste, erdenklichste Farbenpracht gekleidet. Wo nicht wie im Marmorgetäfel der Seitenmauern und des Fußbodens und in den antiken Säulen das edle Material an sich eine schöne Färbung zeigt, erstrecken sich über alle andern Theile der Mauern, Gewölbe und Decken Mosaiken oder Gemälde auf Goldgrund und

reiche wesentlich arabische Ornamente. Farben und Formen gehen harmonisch in einander über; aber indem der Goldgrund über Gliederungen und Ecken hinweg sich von einer Fläche unmittelbar über die folgende zieht, vermögen die Formen das farbige Element kaum noch in den ihm zukommenden Grenzen zu halten. Die Gemälde selbst — unter sich zwar von ungleichem Werth — stehen in Composition, Zeichnung und Colorit schon höher als die der Martorana und geben in den Darstellungen, wo es sich wie u. A. bei alttestamentlichen Scenen nicht um die Wiedergabe bereits feststehender Typen handelte, vom Studium der Natur und charakteristischer Auffassung deutliche Beweise. Die Anordnung des Bildercyclus ist diejenige, wie sie auch später im Allgemeinen bei kirchlichen Fresken beibehalten wurde; die für die Laien bestimmten Räume — das Haupt- und die Nebenschiffe bis zum Chor — enthalten Darstellungen aus dem alten Testamente oder aus der Geschichte der Heiligen, auch Einzelfiguren von Propheten und Heiligen; der ausschließlich den Priestern gehörende Raum — der Chor mit den Apsiden — ist dagegen meist dem Leben und dem Erlösungswerke Christi gewidmet. Hier in der Capella Palatina ist noch das Leben der beiden Apostelfürsten — die Capelle ist dem heiligen Petrus geweiht — eingehender an den Mauern der Seitenschiffe behandelt.

Fehlt den Figuren noch viel zur künstlerischen Vollendung, so sind dagegen die wegen mangelnden Lichtes nur mühsam zu erkennenden arabischen Ornamente der Decken und der sonstige decorative Schmuck des Bodens, der Mauern, der Chorschranken u. s. w. kaum zu übertreffen in phantasievoller Erfindung, feiner Zeichnung und zarter Färbung.

Könnten wir dem Leser auch alle Einzelheiten dieser wunderbaren Capelle bildlich vorlegen; wir würden ihm doch keine richtige Vorstellung von deren Gesammteffecte erwecken. Sind doch die Versuche, das gedämpfte Licht dieser Capelle, den matten Goldglanz ihrer Wände in einem Bilde annähernd wiederzugeben, schon mehr als einem tüchtigen Maler nicht gelungen; und was vermöchte der tonlose Buchstabe gegenüber diesem vielstimmigen ergreifenden Chorale der Farben?

Das größte kirchliche Bauwerk Palermo's, der Dom, entstammt ebenfalls der Normannenzeit. Stände nicht die nachdrucksvoll hervorgehobene schöne Thurmanlage in sichtbarem Zusammenhange mit ihm, flankirten nicht die West- und Ostseite überdies je zwei hübsche Thürmchen und hätten nicht spätere Zeiten manches Anhängsel hinzugefügt, welches wir bei Kirchen anzutreffen gewohnt sind, so würden wir in diesem eigenthümlich gruppirten, beinahe unruhig reich decorirten Werke wohl kaum ein christliches Gotteshaus vermuthen. In der äußern Architektur des Langhauses haben die Mauermassen und die Horizontale das Uebergewicht, trotz einer ununterbrochenen Reihe von spitzbogigen Fenstern und Blindarcaden, gezackten und geschwungenen Bekrönungen, Lisenen und Säulchen, die sich an und unter ihnen hinziehen. Mosaicirte Bänder, Friese und Bögen verleihen der ganz eigenthümlich gestalteten Choranlage ein vollends phantastisches Aussehen. Während an diesen Theilen das saracenische Element vorherrscht, sind dagegen die Thürme entschieden mehr normännischen Charakters. Von quadratischem Grundrisse, bauen sie sich, durch kräftige Gesimse unterbrochen, etagenförmig auf. Spitzbogige Fenster mit Theilungssäulchen und von einem größern Spitzbogen zu einer Gruppe umschlossen, lösen die Massen wirkungsvoll auf; halbrunde, in der ganzen Thurmhöhe durchgeführte, reichgegliederte Ecken geben der so erleichterten Masse wieder das nöthige Gegengewicht. Höchst imposant ist der Hauptthurm, der sich vor der Westseite isolirt, aber mit zwei mächtigen Bögen in der Höhe der Seitenschiffe mit der Kirche zusammenhängend fast bis zur Höhe des Kirchendaches ganz schmucklos auf oblonger Grundlage erhebt. Vier kleinere reich behandelte Thürmchen steigen dann an seinen Ecken empor; eine Reihe offener und blinder Arcaden verbindet die vier Thürmchen und umschließt den aus der Mitte emporwachsenden großen Hauptthurm, ebenso aufgebaut wie die übrigen und gleich diesen nach normännischer Art mit pyramidaler Spitze beendigt. Wie wir den Dom jetzt vor uns sehen, stammt er im Wesentlichen aus den Jahren 1170 bis 1185, in welchen ihn Erzbischof Gualterius Offamilius unter der Regierung König Wilhelm's des

Zweiten erbaute, nachdem schon in vorsaracenischer Zeit eine christliche Kirche an dieser Stelle stand, die dann zur Moschee umgewandelt ward. Leider haben fast alle spätern Jahrhunderte — das unsrige nicht ausgeschlossen — sich auch an diesem merkwürdigen Bau versündigt, ihm vieles Alte genommen und Neues hinzugefügt. Der letzte durchgreifende Umbau geschah von 1781 bis 1801, ihm verdankt er eine ganz heterogene Hauptkuppel, à la Michel Angelo, geschmacklose Laternen, Pilasterchen und Fenster, sowie das außer all und jeder Harmonie mit dem Aeußern stehende Innere. Letzteres — für sich betrachtet — ist ein sonst respectables Werk jener Zeit, wo man nach dem Wuste des Barockstils zu den reineren antiken Formen zurückgriff. Muß man leider zugestehen, daß auch heutzutage bei Restaurationen an historischen Denkmälern vielfach gesündigt wird, so weit sind wir doch glücklicherweise in der historischen Kenntniß der Stile vorgedrungen, so viel Pietät und Selbstverleugnung wird uns heutzutage von den Lehrstühlen herab wie durch die kunsthistorische Literatur eingeprägt, daß es Niemand wagen würde — will er nicht für immer als Barbar gebrandmarkt sein — ein ehrwürdiges Kunstdenkmal so seines Charakters zu berauben wie das am Palermitaner Dom geschah!

Dieser Dom ist das zweite Bauwerk Palermo's, für welches wir schon oben das besondere Interesse des Deutschen in Anspruch nahmen.

In einer seiner Capellen, sie hat noch davon die Bezeichnung: Hic Regi Corona Datur" (hier wird dem Könige die Krone gegeben) wurden die Normannenfürsten gekrönt; in einer andern gingen Mehrere von ihnen zur ewigen Ruhe ein. Auch Friedrich der Hohenstaufe theilte hier deren Geschicke. Er wie sein Vater, Kaiser Heinrich der Sechste, ruhen hier in einfach würdigen Grabstätten zur Seite ihrer Gemahlinnen und des Normannenkönigs Roger. Verlassen wir Deutsche diese Stätte nicht ohne ein Todtenopfer zu spenden den Manen des ritterlichen hochpoetischen Friedrich!

Mit der Beschreibung anderer zu Palermo noch vorhandener Werke dieser Epoche wollen wir den Leser nicht ermüden; wir übergehen hier selbst die normannisch-sicilischen Bauten, welche wie z. B. der Dom von Cefalu Bedeutung genug besitzen, und führen ihn nunmehr zum Gipfelpunkt dessen, was die normannisch-sicilische Kunst überhaupt hervorbrachte. Es bedarf nur weniger Stunden, um von Palermo nach Monreale hinaufzusteigen, einer kleinen sehr herabgekommenen Stadt, schön gelegen auf einem Plateau am Rande der Palermo umrahmenden Gebirge. Dort thront weithin sichtbar die weltberühmte Kathedrale, das bedeutendste Bauwerk, welches nach den griechischen Tempeln Selinunts und Agrigents auf sicilischem Boden entstand.

Von Palermo her in südwestlicher Richtung kommend, erblicken wir zuerst den nach Osten gerichteten Chor mit seinen drei Apsiden, die schönste Partie des sonst schmucklosen, sehr vernachlässigten Aeußern. Um so gewaltiger überrascht das Innere, wo eine ungeahnte Fülle von Gold und Farben uns entgegenströmt, die hier bei hinlänglichem Lichte eine unbeschreiblich prachtvolle, fast die Sinne aufregende Wirkung hervorbringen. Das erste, was die erstaunt umherirrenden Blicke zur Ruhe zwingt, ist in der Halbkuppel der mittleren Apside die kolossale Halbfigur des Erlösers, mit der Linken das Evangelium haltend und die Rechte zum Segen erhoben, ein Gebilde imponirend durch die würdevolle Ruhe, die ernste Schöne des Antlitzes.

Ihren architektonischen Verhältnissen nach ist die Monrealer Kathedrale im Wesentlichen eine römische, flachgedeckte Säulenbasilika mit einem breiten Lang- und zwei schmalen Seitenschiffen. Daran schließt sich die den Byzantinern entlehnte auf vier starke Pfeiler gestützte Kuppel und ein in drei Apsiden endigender Chor; also dieselbe Disposition — selbstverständlich in vervielfachtem Maßstabe, die wir in der Capella Palatina vorfanden. Auch zu Monreale hat die Antike ihren Tribut gestellt in den achtzehn korinthisirenden Säulen des Mittelschiffes. Ueber deren weißen Marmorcapitellen liegen starke, wenig gegliederte Würfel, auf denen die stark überhöhten (saracenischen) Spitzbögen fußen, welche Bogenform hier überall — mit Ausnahme des Portals, wo sie in die Hufeisenform übergeht — beibehalten ist. Diese so heterogenen Elemente bringen durch eine auf schönen Verhältnissen basirende Vermittlung dennoch einen einheitlichen Ge-

sammteindruck zu Wege. Was indessen auch hier Wunder bewirkt und alles Uebrige fast vergessen macht, ist der farbige Schmuck. Er hebt an in dem mit Bändern, Sternen u. s. w. reich ausgelegten Marmorfußboden. Bis zu den Fensteranfängen sind die Mauern der Seitenschiffe mit schmalen, reich verzierten und in Zinnen endigenden



Kirche Sa. Maria della Catena zu Palermo.

weißen Marmorplatten belegt; durch ihre jüngst stattgefundene Erneuerung noch zu blendend weiß gegen das Uebrige. Ueber diesem Getäfel und an den bereits erwähnten Tragwürfeln der Säulen beginnen dann auf goldenem Untergrunde die Mosaiken, welche in Medaillons, Bändern und andern Ornamenten, vorwiegend aber als Gemälde alle noch übrigen Mauer- und Bogenflächen ausnahmslos bedecken. In dem offenen reich bemalten Dachgespärre klingt die so hervorgebrachte, wundervolle Farbensymphonie aus.

In diesen Mosaiken besitzen wir das umfangreichste Denkmal der Malerei des zwölften Jahrhunderts, die wahrscheinliche Vorstufe für die etwa hundert Jahre später stattfindende Entwicklung der eigentlichen Malerei in Italien durch Cimabue und Giotto. Mit den Mosaiken der Palatina verglichen ist hier wiederum ein bedeutender Schritt vorwärts geschehen. Eine lebensvolle Charakteristik geht noch Hand in Hand mit köstlicher Naivetät, die uns zuweilen ein Lächeln abnöthigt. Bei der Stellung, Bewegung und Drapirung der Gestalten leitete den Künstler nicht nur die Absicht einer möglichst klaren, erzäh-

lenden Veranschaulichung der betreffenden Scenen, in welche bereits Thiere und Pflanzen mit hineingezogen werden, sondern auch offenbares Gefühl für Composition und Linienführung.

Den Inhalt der Darstellungen betreffend, könnte man sie als älteste Bilderbibel bezeichnen. Die Mosaiken beginnen im Hauptschiff mit der Schöpfungsgeschichte — mit Gott Vater über den Gewässern schwebend — worauf dann auf beiden Seiten des Mittelschiffs in doppelter Reihe, nach Erschaffung der Pflanzen, Thiere und Menschen, der Sündenfall, die Sündfluth, die Geschichte Noah's und der Patriarchen bis zum Traume Jakob's (von der Himmelsleiter) folgen. Bis soweit der alte Bund. Die Seitenschiffe führen die Geschichte Christi, seinen Wandel unter den Menschen und seine Wunder vor. Die Darstellung seiner Leiden finden wir in dem heiligsten Raume, dem Chor, aus dessen Hauptnische — wie schon bemerkt — sein gewaltiges Bild alles Uebrige dominirt. Außer dieser kurz angedeuteten Hauptidee des ganzen Cyclus ist in den Seitenapsiden das Leben und Leiden der Apostel Petrus und Paulus dargestellt; an anderen Stellen spätere Heilige u. s. w. Auch der Stifter dieses einzigen Tempels, König Wilhelm der Zweite, der Gute, der ihn 1170 bis 76 erbaute, ist nicht vergessen. Wir sehen ihn einmal diese Kirche der Jungfrau Maria dedicirend, nach welcher sie die Bezeichnung Santa Maria nuova trägt, — das andere Mal, ganz in der Weise des Königs Roger in der Martorana von Christo unter Assistenz von Engeln die Krone empfangend. Dann werden wir hier noch einmal an diesen König durch sein prächtiges Grabmal erinnert, das eine viel spätere Zeit (1575) an Stelle des ursprünglichen, welches seine und seines Vaters, Wilhelms des Bösen Gebeine enthielt, ihm errichtete.

Ueber die alten Künstler, welche in den Mosaiken Palermo's und Monreale's sich so unvergängliche Denkmäler errichteten, fehlt uns bis heute noch jede sichere Auskunft. Weil es feststeht, daß die Kunst aus Glasflüssen (Pasten) oder farbigen Steinen Ornamente und Muster herzustellen schon von den Saracenen ausgeübt ward, nehmen einige an, daß die Normannen diese schwierige Technik von ihnen erlernt und direct auf die Composition eigentlicher Bilder angewendet hätten. So sehr man indessen im Allgemeinen die große Befähigung für Kunst bei den Normannen anzuerkennen hat, finden wir auffälliger Weise bei ihren Bauten in Frankreich und England gerade in dem Figürlichen immer die schwächere und am wenigsten cultivirte Seite ihrer Werke. Woher nun diese ausgeprägte Vorliebe für malerischen Schmuck, diese bewunderungswürdige und mit glänzendem Erfolge belohnte Ausdauer in den künstlerischen Unternehmungen der sicilischen Normannen?

Unverkennbar ist die Verwandtschaft ihrer Mosaiken mit den figürlichen Typen der Byzantiner; Anregung und Einfluß von Seiten der Letzteren muß unbedingt stattgefunden haben. Vor dem Einfall der Saracenen in Sicilien existirten dort bereits christliche Kirchen und viele derselben wurden den Christen unter der Herrschaft des Islams auch ferner belassen; was liegt also näher, als daß die Normannen in diesen byzantinischen Gotteshäusern ihre ersten Studien der Malerei machten und, wenn sie anfänglich sich ängstlicher an ihre strengen und steifen Vorbilder hielten, doch bald einem glücklichen, angeborenen Zuge nach größerer künstlerischen Freiheit und Natürlichkeit folgten? Es soll diese unsere Erklärung des byzantinischen Antheils jedoch keineswegs die anderweitig aufgestellte ausschließen, nach welcher griechische Künstler selbst vielfach in Sicilien als Mosaicisten thätig waren.

Man glaubt diese Annahme namentlich durch die ältesten Mosaiken — in der Martorana und zu Palermo — zu stützen. Diese Kirche wurde bei ihrer Gründung dem griechischen Ritus überwiesen; also immerhin möglich, daß griechische Künstler sie erbauten und ausschmückten. Aus den griechischen Inschriften der dortigen Stiftungsbilder läßt sich noch dazu bei eigenthümlicher Schreibweise* diese Annahme ebensowenig motiviren, als andere Ansichten auf die in derselben Kirche enthaltenen arabischen Schriftzeichen und die zu Monreale befindlichen lateinischen Inschriften. Kaum ist indessen anzunehmen, daß bei der enormen Bauthätigkeit der Normannen im

* Das „*Poyeqios Pηξ*“ des oben erwähnten Krönungsbildes Rogers ist sehr auffällig.

zwölften Jahrhundert die Zahl einheimischer Kräfte in dem verhältnißmäßig neuen Zweige musivischer Kunst zur Bewältigung der ihnen gestellten Aufgaben genügt hätte. Nach Duca Serra di Falco's Berechnung mußten in Monreale allein hundertfünfzig Künstler unausgesetzt drei Jahre an den Mosaiken der Kathedrale arbeiten. Wie nahe also die Vermuthung, daß man erprobte auswärtige Kräfte von Byzanz herzuzog?

Hoffen wir, daß über den byzantinischen Antheil an den normännisch-sicilischen Mosaiken speciellere Forschungen die Kunstgeschichte bald mit positiven Resultaten bereichern mögen, daß man ihre hohe Bedeutung für die spätere Entwicklung der Malerei mehr und allgemeiner anerkenne, als dies bislang nur ausnahmsweise der Fall gewesen ist.

Daß wir uns der prächtigen Kathedrale zu Monreale noch heute erfreuen können, verdanken wir nicht zum Geringsten dem hohen Kunstsinn eines deutschen Fürsten. Denn als im Jahre 1811 durch Nachlässigkeit eines Chorknaben ein Feuer im Chore ausbrach, das, wenn auch glücklicherweise nach einigen Stunden gelöscht, doch den ganzen Dachstuhl verzehrt und an einem Theile der Mosaiken große Beschädigungen angerichtet hatte, trug die große Liberalität des verstorbenen Königs Ludwig von Baiern viel dazu bei, auch hier eine würdige Herstellung des Zerstörten zu ermöglichen.

Das mit der Kathedrale zusammenhängende Kloster war gleichfalls von König Wilhem dem Zweiten gestiftet und in einem dem Dome entsprechenden großen Maßstabe prächtig ausgebaut. Von diesem alten Bau ist nur noch ein Theil vorhanden, die ausgedehnten pompösen Baulichkeiten, welche wir heute neben der Kirche erblicken, entstanden in weit späteren Zeiten. Sie gehörten bis vor Kurzem dem reichen und mächtigen Orden der Benedictiner, diesen Aristokraten unter den geistlichen Verbrüderungen, deren Klöster überall ein so stattliches Ansehn, eine Vorliebe für Weiträumigkeit und Eleganz zur Schau tragen. In diese spätern Bauten hat man das vom ursprünglichen Kloster stammende Prachtstück, den Kreuzgang eingeschlossen, von dessen reizvoller Architektur die obenstehende Abbildung uns eine Probe liefert.

Zweihundertsechzehn, durch gemeinsame Plinthe unter den Basen und gemeinsame Deckplatten der Capitelle zu je zwei gekoppelte Säulen schließen den vierseitigen Hof ein und tragen Arcaden, deren Spitzbogenformen in den äußern Stirnflächen durch schwach vortretende Gliederungen sich zweimal über einander wiederholen. Ueber der obern zweiten Einfassung dieser durch dunkles und helles eingelegtes Material rautenartig gemusterten Bögen zieht sich ein horizontales Band von mäßiger Breite, überschattet von dem darauf beginnenden, weit vorspringenden Sparrendache. Die auf den graciösen Säulen ruhende Last würde zu schwer erscheinen, namentlich durch die auf den inneren Leibungsflächen der Bögen so stark vortretenden Wulste, deren unvermittelte horizontale Endigung über den Abaken der Capitelle mit dem Uebrigen auffällig contrastirt; — wovon ein Blick auf die in geometrischer Ansicht erscheinende Arcade im Hintergrund der Abbildung uns überzeugt — die doppelte Säulenstellung aber — und nur diese kommt in der Perspective zur Geltung — beruhigt sofort das statische und ästhetische Gefühl, über das in seinen Maßen so wohl proportionirte Werk. Die anmuthigen Säulen fesseln nach einem prächtigen Totaleindrucke unsere Aufmerksamkeit im Besonderen. Bei allen zweihundertsechzehn Marmorsäulen ist es nur die aus Platte, drei Wulsten (Toren) und zwei Hohlkehlen bestehende Basis, deren Form durchgehends beibehalten wurde. Schon die Säulenschäfte aber, welche nach ihrem tektonischen Begriffe den Ausdruck des Stützend-Tragenden zur Erscheinung bringen sollen und deshalb in der Blüthe classischer Kunst nur mit aufwärtsstrebenden, leicht ausgehöhlten Canneluren versehen wurden, werden hier von der normännischen Verzierungs- und Farbenlust in Anspruch genommen. Die wenigsten Schäfte sieht man glatt; nach etwa zwölffach verschiedenen Weisen versah man sie mit der Länge nach geraden, halb- oder ganz gewundenen Canneluren, Zickzackmustern, bandartigen Verschlingungen oder wirklichem Blattornament. Die Vertiefungen legte man aus mit musivischen Sternmustern, bei denen in den noch spärlichen Resten nur schwarze, rothe und goldene Pasten verwendet erscheinen, denn leider hat barbarische Roheit und betrogene

Raubsucht, die wirkliches Gold in den Pasten vermuthete, fast alle Säulen dieses reizenden Schmuckes beraubt. Das weiteste Feld für einen phantastischen spielenden Erfindungstrieb boten die Capitelle dieser Säulen. Nur höchst selten wiederholt sich ein und dieselbe Form bei einer zweiten Säule. Wir finden da alle nur möglichen Variationen des Kelch- und Blattcapitells, bei dem man sich mit reichem vegetabilischen Ornament allein nicht begnügte. Thiere und Menschen, Ungethüme und Engel wachsen daraus hervor und verschlingen sich auf wunderbare Weise. Scenen der heiligen und profanen Geschichte, religiöse Vorstellungen und beißender Spott folgen sich in regellosem Wechsel. Es sind die Capitelle gleichsam Blätter aus einem versteinerten Buche, in welchem das damalige Volk unverfälschte Proben seines Wissens und Könnens, seines Glaubens und seines Humors niederlegte.

Lobend ist es anzuerkennen, daß der weitern Beraubung und dem zunehmenden Verfall dieses Prachtstückes normannisch-sicilischer Kunst jetzt energisch vorgebeugt wird. Möge man auch ferner dabei bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß die durch zerbröckelndes Gestein und üppigen Pflanzenwuchs erhöhte Romantik des Hofes einigen Abbruch erleide!

In dem verkommenen Neste Monreale, dem unwürdigen Gefäße so kostbarer Schätze, ist Nichts, was uns weiter zu fesseln vermöchte. Die herrliche Aussicht auf die von Bäumen und Früchten prangende Ebene, auf die sie umschließenden schönen Berge, auf Palermo und das leuchtende Meer, welche sich von einer Terrasse des Klosters darbietet, begleitet uns unmittelbar nach dem Verlassen der Stadt auf einem neuen bequemen Wege bis zum Fuße der Berge (der Salita) zurück.

Aus den späteren Zeiten besitzt Palermo kein einziges Bauwerk, das sich nach seiner ästhetischen Wirkung oder seinem kunstgeschichtlichen Werthe mit den Schöpfungen aus normannischer Periode auf gleiche Stufe stellen ließe. Es ist auffallend, daß die Zeiten der Herrschaft deutscher Kaiser (von 1195 bis 1268), die der Franzosen und Spanier bis zu Karl dem Fünften, also bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, nur ganz vereinzelte Spuren baulicher Thätigkeit in Palermo zurückließen. Wie in Italien kam auch in Sicilien der entwickelte Spitzbogenstil nicht in Aufnahme. Seine decorativen Formen, seine der Phantasie größern Spielraum gewährenden Freiheiten nahm man gern an; gegen seine strengen Consequenzen, gegen sein nach Auflösung der Mauer und völliger Herrschaft der Verticalen gerichtetes Streben verhielt sich der auf Gestaltung schöner weiter Räume, auf wohlgefällige Proportionen und anmuthige Formen bedachte Sinn des Südländers stets ablehnend. Es sind nur Anklänge an nordische Gothik, denen wir zu Palermo hie und da, wie z. B. in der Kirche della Ripentite, begegnen. Eine freie, sehr gelungene Benutzung normannischer und gothischer Motive finden wir in den Vorhallen der Kirchen Sa. Maria Nuova und Sa. Maria della Catena. Es ist namentlich die letztere, deren nicht sehr große, von Korbbögen auf Säulen durchbrochene, von vierseitigen Eckthürmchen flankirte und mit einer zierlichen Galerie gekrönte Masse bei einer durch Unterbau mit Freitreppe erhöhten und ziemlich freien Lage sofort eine packende Wirkung auf uns äußert. Prächtig setzen sich ihre originellen, hübsch gezeichneten Formen in einem warmtönigen gelbbraunen Steine von dem tiefblauen Himmel ab.

(Schluß folgt.)

Sophie de la Roche,

ihr erster Roman und ihre Umgebung in der Wertherzeit.

Von

G. Zimmermann.

Nur wenige Schriftwerke einer Nation bestehen die Feuerprobe der Zeit und bleiben jung bei allen Veränderungen des staatlichen und geselligen Lebens, der allgemeinen Begriffe und des herrschenden Geschmackes. Nur einer kleinen Zahl von Auserwählten ist es vergönnt, die allgemeine Sprache der Jahrhunderte zu reden und sich den späteren Geschlechtern ebenso klar, anschaulich und heimisch auszudrücken, als dem Geschlechte, in dem sie aufge-

wachsen sind; ja, es liegt in dem Wesen jener Geisteswerke, die wir classisch nennen, daß ihr tieferes Verständniß nur allmählig angebahnt wird, daß die Geschichte ihre verborgenen Schätze enthüllt, daß die Menschenalter an ihrer Erklärung fortarbeiten. Verschieden von diesen Königen des Geistes, deren Werke „nie sterben,“ sind jene Talente und Charaktere, die nur „den besten ihrer Zeit genug gethan“ haben. Auch sie haben, wenn gleich nicht mit ihren einzelnen schriftstellerischen Leistungen, doch mit ihrer Geistesthätigkeit im Allgemeinen „für alle Zeiten gelebt;“ auch ihren Namen bleibt eine Ehrenstelle im Andenken der Nation gesichert, und obgleich ihre Bücher fast nur noch für die Zwecke der Fachwissenschaft gelesen werden, so leben sie doch im Stillen in ihren Wirkungen fort.

Zu ihnen gehört auch Sophie de la Roche, die einst so hochgefeierte Frau, deren Erstlingsroman von den Stimmführern unserer damaligen Literatur freudigst begrüßt wurde, und deren Erziehungsschriften ihr den Beinamen der guten Mutter von Deutschlands Töchtern erwarben. Ihre von den Zeitgenossen bewunderten Geisteswerke finden wir, bei mancher Perle, die uns daraus entgegenstrahlt, doch im Ganzen weitschweifig, ermüdend und altfränkisch; sie machen uns den Eindruck des Abgelebten, Vorübergegangenen, und sie können uns nur dann gegenwärtig und lebendig werden, wenn wir sie als Bausteine zu einer Lebensgeschichte der Verfasserin benutzen, wenn wir die einzelnen Züge ihrer nie alternden, schönen und edeln Persönlichkeit darin aufsuchen. Dieser biographische Weg, uns mit ihren Schriften bekannt zu machen und den Kern ihres Geisteslebens zu erforschen, leitet uns zugleich durch eine Reihe der bedeutendsten Beziehungen, worin sie zu den geistigen Führern ihrer Zeit stand.

Es ist nicht unsere Absicht, auf diesen wenigen Blättern Sophiens vollständiges Lebensbild auszuführen; wir setzen uns die begrenztere Aufgabe, ihre Geschichte bis zur Entstehung ihrer ersten und berühmtesten Schrift zu erzählen, den Geist derselben darzulegen, auf die literarischen und freundschaftlichen Verhältnisse der Verfasserin in der sogenannten Genieperiode unserer Literatur, namentlich auf ihr Verhältniß zu Wieland, Fr. H. Jacobi, Merck und Göthe einzugehen, und die Urtheile der Zeitgenossen über ihren Charakter zusammenzufassen und zu beleuchten.

Marie Sophie de la Roche, geboren am 6. December im Jahre 1731 in der kleinen schwäbischen Reichsstadt Kaufbeuren, war die Tochter des ausgezeichneten Arztes und Gelehrten Georg Friedrich Gutermann, Edeln von Gutershofen, der später nach Augsburg übersiedelte; durch beiderseitige Abstammung war sie Patricierin dieser Stadt. Beide Eltern waren fromme Lutheraner; aber der Vater war in kirchlicher Beziehung ebenso unduldsam, als die Mutter das Gegentheil. Sophie genoß eine sorgfältige Erziehung, wofür sie den Eltern zeitlebens innig dankte; aber ihr Geist empfing durch Unterricht und Lectüre eine frühreife ungesunde Entwickelung und wurde durch die Ideen des Vaters verdüstert. Der katholische Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg, Johann Ludwig Bianconi aus Bologna, gewann das schöne, geistvolle Mädchen lieb und wurde sein Lehrer. Sie war im siebzehnten Jahre, er ein anfangender Dreißiger, als er ihr seine Liebe bekannte und erhört wurde. Er hielt um ihre Hand an und erlangte nur mit Mühe die Einwilligung des Vaters. Durch das Ableben der Mutter verloren die Liebenden im August des Jahres 1748 den Schutzgeist ihres Bundes. Vater und Bräutigam entzweiten sich über den Ehevertrag, und Bianconi durfte das Haus nicht mehr betreten. Sophie mußte in Gegenwart des Vaters das Portrait Bianconi's zerschneiden und einen von ihm erhaltenen Ring entzweibrechen. Sie gelobte im Innersten ihrer empörten Seele, fortan Niemanden mehr irgend etwas von dem, was sie der Unterweisung des geliebten Mannes dankte, hören oder nur in ihr vermuthen zu lassen. Der Name Bianconi's kam nicht mehr über ihre Lippen, und niemals im Leben sahen die Liebenden sich wieder.

Sophie ergab sich nun einer stillen Entsagung, pflegte den Vater treu und liebevoll und machte ihm keinen Vorwurf. Sie zog sich in die tiefste Einsamkeit zurück und versenkte ihren Geist in die Bücher; die einzige Stütze fand sie an ihrem stets voranstrebenden Geiste. Die an ihr geübte Tyrannei trug sie dem Vater nicht nach,

sondern gedachte seiner zeitlebens mit Pietät, mit Liebe und Verehrung. Dafür zeugt unter Anderm so manche Stelle ihres Erstlingsromanes. Da sie nach ihrer eigenen Versicherung in den Eltern des Fräuleins von Sternheim ihre eigenen schilderte, hebt sich, wie Vieles auch immer in der Darstellung des Vaters auf Rechnung der verklärenden Pietät kommen möge, doch hierdurch das Bild dieses Mannes weit edler, würdiger und menschlicher heraus, als wir nach den oben erwähnten Thatsachen auch nur vermuthen konnten; aber Vorurtheil, Eigensinn und ein tyrannischer Zug konnten recht wohl neben vorzüglichen Eigenschaften seines Geistes und Herzens bestehen. Sie gedachte des Vaters mit besonderer Wärme im Sommer 1799 während ihres Aufenthaltes in Halle, wo er vor vielen Jahren gewohnt hatte.

Kehren wir zu ihrer Jugendgeschichte zurück. Der Vater schickte sie im Frühjahre 1750 nach Biberach, wo sie nach dem Tode ihres Großvaters in das Haus des mit ihr verwandten Predigers Wieland zog. Der Sohn dieses Mannes, der spätere Dichter des Oberon, knüpfte mit ihr ein schwärmerisches Liebesverhältniß an und wurde ihr Bräutigam. Da Gutermann sich wieder verheirathete und mit Sophiens Verlöbniß unzufrieden war, mied sie das Vaterhaus und wurde statt dessen von Wieland's Eltern wie eine Tochter aufgenommen. Im Juni 1752 rief sie der Vater nach Augsburg, und erst am 11. October langte sie in Biberach wieder an, wo sie im Pfarrhause ihre einzige Zufluchtsstätte suchte, aber nicht fand. Die Frau des Geistlichen haßte sie aus mütterlicher Eifersucht und machte auch ihren Sohn, der indessen nach Zürich übergesiedelt war, eine Zeit lang auf die Braut eifersüchtig.

Nachdem Sophie Wochen lang vergeblich auf einen Brief des Dichters gewartet hatte, erklärte sie im September 1753 in einem Briefe an ihre Stiefmutter die Verlobung für aufgelöst und kündigte ihre baldige Heimkehr an. In einem Briefe an Wieland sprach sie diesen von seinen Verpflichtungen gegen sie frei. Ihr voriger Brief an ihn war verloren gegangen. Erst im December empfing er den von ihrer Stiefmutter ihm zugesandten Absagebrief und zugleich die Mittheilung, Sophie beabsichtige, dem kurmainzischen Hofrathe de la Roche ihre Hand zu reichen. Acht Tage darauf waren Sophiens Abschiedsworte im Besitze des Dichters.

Am 27. December feierten la Roche und Sophie ihre Vermählung.

Sie hatte sich zu einem Schritte der Verzweiflung entschlossen. Das Elternhaus war ihr zum Kerker geworden. Der Vater hatte sich ihr entfremdet; einen eiskalten Empfang hatte sie bei der Stiefmutter gefunden. Beide drangen unablässig in das Mädchen, zu heirathen. Als nun la Roche um ihre Hand warb, vertraute sie ihm ihr Schicksal. Sie erweckte in seinem Herzen Mitleid und Liebe zugleich; er wußte, daß sie ihn nicht lieben konnte, warb aber um sie desto eifriger, um sie aus so unglücklichen Verhältnissen edelmüthig zu retten. Daß La Roche Katholik war, erschien dem Vater als kein Hinderniß.

Georg Michael Frank v. Lindenfels war 1720 zu Tauberbischofsheim geboren, der Sohn eines geschickten Wundarztes. Den fünfjährigen Waisen ließ der kurmainzische Großhofmeister und Staatsminister Graf Friedrich von Stadion bei sich erziehen, betrachtete und behandelte ihn fortan wie seinen Sohn. Er nannte ihn La Roche und erwirkte ihm später den Adel. Die Erziehung, die er ihm gab, war, nach den Mittheilungen Goethe's in „Dichtung und Wahrheit“ zu urtheilen, leichtfertig.

La Roche war ein schöner Mann von mittlerer Größe. Seine Augen waren voller Geist, seine Gesichtszüge fein, offen, edel und männlich. Sophie nannte ihn einen der geistvollsten Männer. Wieland rühmt um 1762 an ihm die vollkommenste Welt- und Menschenkenntniß, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und die Kenntniß alles dessen, was Shaftesbury zu seinem Virtuosen fordere. Er bezeichnet ihn als einen großen Kenner und Meister in den schönen Künsten und rühmt daneben seine ganz außerordentliche Geschicklichkeit im Cabinete und Erfahrung in Geschäften. Auch von dem Charakter seines Freundes spricht Wieland mit der lebhaftesten Anerkennung: „Er ist, in dem ganzen großen Umfange des Wortes, ein rechtschaffener, edelmüthiger Mann, ein Menschenfreund; sein Herz ist mit dem Vergnügen, Gutes zu thun, vertraut; er ist für die Freundschaft und für jedes Sentiment, welches der menschlichen Natur Ehre bringt, gemacht.“ Man darf sich dem En-

thusiasmus dieser Schilderung nicht unbedingt hingeben; aber man hat auch keinen Grund, ihr allen Glauben zu versagen. Halten wir uns dagegen an den Kern der Goethe'schen Darstellung, so war La Roche ein Mann von unerbittlicher Verstandesklarheit, der allen Illusionen aus dem Wege ging und im Reiche der Schwärmerei und Poesie keinen Platz fand. Was übrigens die einzelnen Nüancen des von unserem Dichter entworfenen Bildes betrifft, so hatte er wohl nie Gelegenheit, dem Originale näher zu treten und einen tieferen Blick in dessen Inneres zu werfen. Auch spricht er noch mit lebhaftem Gefühle für die Wertherzeit, für den Congreß, bei dem La Roche eine störende Erscheinung war, und versetzt sich wohl auch in die Gesinnung jener stürmischen Tage, worin eine weltmännische Persönlichkeit ihn unsanft berühren mußte. Auf der anderen Seite dürfen wir nicht übersehen, daß Goethe seine Schilderung lange nach dem Tode jenes Mannes ausführte und hiermit mancher Zug seiner Erinnerungen an denselben ins Schwanken gerathen war. Bei der oben erwähnten unerbittlichen Verstandesklarheit war La Roche übrigens, wie L. Assing versichert, unerschöpflich an jenem Witze ohne Bosheit, der wie ein schönes Feuerwerk leuchtet, ohne zu verletzen. Außerdem sehen wir das leibhaftige Bild eines Diplomaten vor uns, wenn wir in einem Briefe Sophiens an Merck lesen: „In der Kürze werden Sie La Roche sehen; beurtheilen Sie ihn nicht nach der Oberfläche; bedenken Sie, daß fünfzig Jahre Verpflichtung sich zu betragen, den Ton nach dem Willen und dem Geschmacke der Andern anzunehmen, einen äußeren Anstrich geben können, der nicht der Charakter ist. Aber ich würde mich sehr täuschen, wenn er sich nicht mit Ihnen so geben sollte, wie er wirklich ist."

Während seine junge Frau beständig gerührt war, für Klopstock schwärmte und bei den Schriften Richardson's Thränen des Entzückens weinte, fand La Roche leider sein Vergnügen an den französischen Freidenkern, war namentlich ein eifriger Verehrer und Anhänger Voltaire's und persiflirte mit Grazie die ideale Richtung seiner Gattin. Sie blieb für diese Einwirkung nicht unempfänglich. Sie war ihm mit Dankbarkeit und Verehrung zugethan und wurde, nach dem Zeugnisse Wieland's, von ihm angebetet. Wie La Roche im zweiundzwanzigsten Jahre der Ehe von ihr dachte, erkennt sich aus den von seiner Hand geschriebenen Worten, die sich unter ihrem Schattenrisse in seinem Nachlasse fanden: „Sophie von La Roche — — Schön von Gestalt, edeln Anstandes, glänzend an Tugend und Wissenschaften, die beste Gattin und Mutter, die wärmste Freundin, die gutthätigste Menschenseele, mit ausgebildetem männlichen Verstand, dabei anspruchslos bescheiden. Geschrieben und gezeichnet 1775 den 28. Juli."

Sophie folgte ihrem Gatten nach Mainz, wo sie an Stadion's Tafel sechzehn Jahre lang das Glück hatte, viele bedeutende Menschen reden zu hören. Zwischen ihr und dem Grafen waltete ein Verhältniß gegenseitiger großer Verehrung.

Den Grafen beschreibt Wieland als einen alten Herrn von jener Gestalt und Miene, wovon Shakspeare sagt; „daß die Natur aufstand und sagte: Dies ist ein Mann," als einen Siebziger mit allem Feuer eines Franzosen von fünfzig Jahren und zugleich mit dem Benehmen und der Denkart eines vornehmen Engländers. Das Alter schien mehr ein Schmuck als eine Bürde für ihn zu sein. Ihm gaben sein staatsmännisches Verdienst, seine Kenntniß der Höfe und der Welt, der älteren und der neueren Literatur, die große Ueberlegenheit, womit er alle Dinge überschaute, sein sicherer Tact und feiner Geschmack ein gewichtiges Ansehen; er wußte aber mit edler Würde eine ungezwungene Liebenswürdigkeit, heiteren Witz und fröhliche Laune, ja einen kleinen Zug von munterer Leichtfertigkeit zu vereinigen. In jüngeren Jahren hatte er ein lockeres Leben geführt. Er war in der Schule der Franzosen gebildet, ein Aristokrat, aber ohne Vorurtheile, und ein Menschenfreund, der die Liebe und Verehrung seiner Untergebenen erwarb.

Stadion legte im Jahre 1762 seine Aemter in Mainz nieder und begab sich auf seine prächtige Besitzung Warthausen in der Nähe des Federsees. La Roche und Sophie mußten ihm folgen. Sobald Wieland, der in dem benachbarten Biberach angestellt war, die Ankunft seiner Freundin erfahren hatte, erschien er auf dem stattlichen, reizend gelegenen Schlosse,

um das Wiedersehen mit vielen Thränen zu feiern.

Sophie hatte sich in den Gatten und in die äußeren Verhältnisse gefunden; aber in der Tiefe ihres Herzens fühlte sie, dachte sie wie sonst. Nun erblühte ihr durch die Gegenwart des Jugendgeliebten ein neuer Frühling; sie vergaß aber nicht, daß ihr Wieland nichts mehr als ihr Freund sein durfte. Er empfand wieder den wohlthuenden Einfluß der feinen und edeln Frau, die ihm treu ergeben blieb. Das freundschaftliche Verhältniß zwischen beiden wurde durch Wieland's Verheirathung (1765) in keiner Weise gestört.

Stadion und La Roche wurden des Dichters Freunde, und er verdankte ihnen wohl hauptsächlich jenen berühmten Umschwung seiner Weltansicht und Gesinnung, der sich allerdings schon längere Zeit in ihm vorbereitet hatte und durch die Oberflächlichkeit und Halbheit seiner früheren Richtung begünstigt wurde. In Warthausen herrschten Voltaire und Shaftesbury.

Sophiens Wesen war und blieb von dieser Umgebung, wenn es derselben auch in mancher Beziehung sich anähnlichte, doch im tieferen Grunde verschieden.

In ihrer „Geschichte des Fräulein's von Sternheim“ prägt sich etwa der Geist rationalistischer Theologie aus. Hier wird auf die Natur als eine Hauptquelle des religiösen Gefühles hingedeutet. Die teleologische Naturbetrachtung verbindet sich mit dem Bewußtsein der Liebe als des sittlichen Grundprincipes. In einer schwungvollen Stelle wird die Harmonie der physischen Welt neben die Störungen der moralischen gehalten und in den letzteren ein verborgenes Gesetz der Nothwendigkeit geahnt. Ein starkes religiöses Gefühl drückt sich in Worten aus, die von der Heldin des Romanes in ihrem Elende niedergeschrieben werden. Ein tieferes Eindringen in Sophiens gesammten religiösen Entwickelungsgang, in ihr Verhältniß zum positiven Glauben, zu der herrschenden Aufklärung und den mit dieser contrastirenden oder sie ablösenden Richtungen, in ihr Verhältniß zu Rousseau, an dem sie mit einer treuen Verehrung hing, zu anderen Confessions- und Religionsformen müßten einer umfassenderen Biographie und Charakteristik vorbehalten bleiben. Das an Mittheilungen so reiche Buch L. Assing's liefert in dieser Hinsicht nur Beiträge. In politisch-socialer Beziehung war Sophie entschieden liberal, wurde aber durch die französische Revolution erschreckt und wandte Ludwig XVI. und der ganzen königlichen Partei herzliches Mitleiden zu. Sie bewunderte Marc Aurel, Friedrich den Großen und Joseph II.

Im Jahre 1768 starb der alte Graf, im ganzen Bereiche seiner Wirksamkeit, besonders aber von seinen Nächsten schmerzlichst betrauert. Seinem letzten Willen gemäß wurde La Roche Amtmann in Bönigheim, wo er zwei Jahre blieb.

Der Tod des Grafen, die Entfernung von Wieland (der im Jahre 1769 nach Erfurt berufen ward) und besonders die Nothwendigkeit, ihre beiden Töchter in Straßburg erziehen zu lassen, machten Sophien tief unglücklich. Auf den Rath eines Freundes suchte sie Beruhigung und Selbstklärung in ihrem ersten schriftstellerischen Versuche, — der Geschichte des Fräuleins von Sternheim.

Das Buch läßt, nach dem Urtheile L. Assing's, zwar durchweg erkennen, daß die Verfasserin sich die Romane von Richardson und in einigen Schilderungen Rousseau's neue Heloise zum Vorbilde genommen habe; sie habe sich jedoch keineswegs mit einer bloßen Nachahmung begnügt, vielmehr den eigentlichsten Inhalt ihres Lebens in dieser Form künstlerisch gestaltet, und die Geschichte des Fräuleins von Sternheim sei der erste deutsche Roman, worin ganz persönliche Erlebnisse und aus der frischen Gegenwart genommene Menschen erschienen. — Das Fremde wird mehr oder weniger zum Eigenthume, wenn eine Schrift, wie vorliegender Roman, sowohl in der Erfindung, als auch in der Ausführung aus einem Gusse und von so lebendigem persönlichen Ursprunge ist.

Sophie hat in ihrem Erstlingswerke mit überquellender Gutmüthigkeit die Beförderung des Menschenwohles und der Menschenbildung, namentlich der sittlichen vor Augen. In ihr schlägt ein sehr mitleidiges Herz für die Armen, Leidenden und Gedrückten; so gerne möchte sie jedes gestoßene Rohr aufrichten und jeden verglimmenden Docht anfachen; sie wünscht allen Menschen Erziehung, Kenntniß und Anleitung zum Guten, weil nur hierdurch ein dauerndes

Glück zu erreichen ist; diesem Zwecke dienende Anstalten zu gründen, daran zu wirken, schwebt ihr als eine hohe, heilige Lebensaufgabe begeisternd vor. Die Erzieherin spricht aus manchen ergreifenden Blättern ihrer Schrift. Sie muß durch diese Gesinnung das Zeitalter ins Herz getroffen haben; sonst wäre der Beifall, den sie fand, unerklärlich. Sie hielt einem weitgezogenen Kreise von Lesern das in denselben wohnende und lebendige Ideal vor, und damit entzückte sie. Ein ehrenvolles Zeugniß für jene Periode unseres Geisteslebens! Mischte sich in die hier erwähnte Denkungsart auch vieles Ueberspannte, Romanhafte, Gemachte und Kranke, fehlte es dabei — und vielleicht ist unsere Verfasserin ebenfalls hiervon nicht frei zu sprechen — auch nicht an Coketterie mit dem eigenen Seelenadel, an selbstgefälligem und schönthuendem Moralisiren: ein guter Kern war da, mitten in so manchen verkommenen Staatsverhältnissen (an die jenes Buch lebhaft gemahnt) sich erhaltend. So begegnen uns in dem damaligen Literatengeschlechte, neben der weichlichen Empfindsamkeit, dem Uebermuthe, der Gesetzlosigkeit, schöne Züge der Menschlichkeit, der Aufopferungsfähigkeit, der sich bewährenden Freundschaft in Menge; wir fühlen Liebe heraus, die glücklich ist, wenn sie Glückliche machen kann.



Sophie de la Roche.

Sophiens Roman hat eine Ueberzartheit, ein Schwelgen in Empfindungen, ein Zerfasern der Seelenzustände, woran wir heute kein Gefallen mehr finden können,

und über die excentrische Idealität des Fräuleins von Sternheim lächeln wir — ohne Spott, vielleicht mit Wehmuth. Aber dieser Empfindsamkeit stellt sich doch ein reger, nicht selten praktischer Verstand zur Seite, und die Verfasserin verfolgt sittliche Zwecke; ihr Herz ist rein. War es Frauen und Mädchen nicht heilsam, in diesen Spiegel zu sehen? Freilich konnte ein in die Wirklichkeit hineingedichtetes, fast übermenschliches Ideal, wie es in der Heldin des Romanes aufgestellt ist, im Anfange sittlich überspannen, um dann Erschlaffung folgen zu lassen; aber im Guten liegt immer eine Quelle des Segens, und vor der Trübung hatten Kritik und Erziehung zu wahren.

Die Blume der Posie fehlt hier; sie fehlt insbesondere meistens der Sprache, obgleich diese im Einzelnen Geschmeidigkeit, Wärme und anmuthige Klarheit besitzt. Wir empfinden hier nicht jenen beseelenden, befreienden Hauch, der von künstlerischer Eingebung und Beschauung ausgeht. Der reichlich angehäufte Stoff wird nicht von den Ideen mit schöpferischer Macht ergriffen, durchdrungen und zu einer zweiten Welt in der Welt umgeschmolzen.

Dagegen bewährt sich in dem Entwurfe der Fabel, die trotz der Fülle von Personen und Begebenheiten den Zusammenhang und die einheitliche Grundabsicht im Auge behält, eine achtbare Erfindungskraft. Freilich büßt das Gewebe durch die briefliche Form an Durchsichtigkeit ein, und dieselbe Form steht einem unverkennbaren Talente zur spannenden Darstellung im Wege. Auch finden wir abenteuerliche Einfälle, die nur zum Tone des Märchens stimmen könnten, aber zumal durch die prosaische Haltung des Ganzen eine grelle Beleuchtung empfangen, alle Wahrscheinlichkeit verlieren, uns verletzen oder in's Lächerliche fallen. Die Charaktere sind freilich nur gedacht und mechanisch zusammen gesetzt, nicht in lebendiger, unmittelbarer Einheit aus der Phantasie entsprungen, sie stammen aus dem grübelnden Verstande; aber diesem fehlt es nicht an bedeutsamen, tiefen Ansätzen. Es sind denn doch großartige Probleme, die in der tragischen Lebens- und Herzesentwicklung Seymour's und Sophiens verfolgt werden; — zu ihrer Lösung fehlte die geniale Kraft; aber sie auch nur zu ersinnen, war ohne eine ungewöhnliche Begabung nicht möglich. Es war eine kühne Idee, die Ereignisse und die Gedanken der Menschen so ineinander zu flechten, daß der Lord sich zu einer langen Thatlosigkeit, und das Mädchen, das ihn liebt, sich zur Vermählung mit dem Ungeheuer Derby entschließen muß. Aber diese Idee künstlerisch auszuführen, dazu gehörte ein ganz anderes Durchlaufen der Möglichkeiten, eine ganz andere Gabe der poetischen, unmittelbar einleuchtenden Wahrscheinlichkeit, als eben die berühmte Schriftstellerin besaß.

Mit den sich ihr aufdrängenden moralischen Betrachtungen, wozu sie eine besondere Neigung und eine größere Fähigkeit hatte, als Wieland ihr zugesteht, mit ihrem grübelnden Erfinden ging sie hauptsächlich auf das eine Ziel: Enträthselung des menschlichen Herzens, und sie war hiermit so beschäftigt, daß sie den Hintergrund des Naturlebens, den ein Seelengemälde doch eigentlich erfordert, und zu dem ihr ländlicher Aufenthalt so reizende Farben anbot, beinahe ganz verschwinden ließ, und daß die gesellschaftlichen Bilder, zu denen ihr der lange und vielseitige Verkehr mit den Menschen reichlichen Stoff gewährte, unter ihren Händen so leicht zerflossen. Dieser Roman hat beinahe nichts von dem geheimnißvollen Zusammenhange zwischen den Erscheinungen der Natur und den Vorgängen in der Menschenbrust, die doch wie zwei Echo's einander begleiten, erwecken und zurufen; er hat beinahe nichts von dem künstlerischen Ineinanderschmelzen der Farben in den Bildern menschlicher Gruppen und Beziehungen. Eine lebendige Form erreicht die Verfasserin beinahe nur dort, wo sie Betrachtungen und Gefühle vorträgt; dichtet sie, so thut sie es nur in Empfindungslauten, aber ohne die freie Gestaltung und Erhebung der Kunst.

Wieland gab diesen Roman im Jahre 1771 in zwei Theilen heraus.

„Wir haben in unserer heutigen Literatur," sagt L. Assing, „keinen Roman, der so auf der Stelle sich alle Herzen erobert hätte, der gleich diesem von so vielen schönen Augen mit Thränen des Entzückens und des Mitgefühls gelesen wäre. Es war ein Sturm des Beifalls und der Bewunderung. — — Alle Blicke richteten sich auf die ausgezeichnete Frau, die kennen zu

lernen man allgemein begehrte." Goethe vertheidigte in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 das Buch gegen seine Tadler, unter denen er vielleicht auch Haller vor Augen hatte, mit Wärme und sagte unter Anderem: „Alle diese Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurtheilen ein Buch — es ist eine Menschenseele." Herder drückte in Briefen an Merck seinen wärmsten Beifall aus; zwischen ihm und seiner Braut wurde eine ganze Reihe von entzückten Briefen über das Buch gewechselt. Sophiens Freundin, die geniale Julie Bondeli, gab ihm vor der Clarissa bei Weitem den Vorzug. Lenz bewunderte es enthusiastisch. Sulzer's Urtheil war anerkennend.

Kehren wir zu Sophiens Lebensgeschichte zurück.

Im Anfange des Jahres 1771 trat La Roche als wirklicher Geheimerath in den Dienst des Kurfürsten Clemens Wenceslaus von Trier und ließ sich im Thal Ehrenbreitstein bei Coblenz nieder. Bald stieg er bis zum geheimen Staatsrath und Regierungskanzler empor. Er wirkte bei dem großen Einflusse, den er gewann, viel Gutes; sein Geist, seine Rechtschaffenheit fanden vielseitigen Beifall; nur die katholischen Geistlichen wurden seine Feinde. „Zehn glückliche Jahre," schreibt seine Gattin, „flossen am Ufer des herrlichen Rheins mit seinen Wassern vorüber; viele vortreffliche Menschen und Verdienste aller Art aus vielerlei Landen und Gegenden wurden mir — — bekannt; viele darunter wurden meine gütigen Freunde."

In dem von Goethe so anziehend geschilderten Hause wurden jene literarisch-sentimentalen Congresse gehalten, die uns das Zusammenleben der damaligen Poeten, Schöngeister und Philosophen besonders anschaulich vergegenwärtigen, und deren einer durch den Meister deutscher Poesie und Prosa verewigt ist.

Bei der Zusammenkunft, die hier im lieblichen Frühlinge 1771 mit Leuchsenring, den Brüdern Jacobi und Wieland gefeiert wurde, tranken die empfindungsseligen Herzen mit vollen Zügen aus dem Pocale freundschaftlicher Rührung. Als Wieland anfuhr, liefen ihm La Roche und Friedrich Heinrich Jacobi entgegen und empfingen ihn unter der Hausthür. Nun kam auch Sophie die Treppe herunter. Sowie der Dichter seine Freundin erblickte, kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden, heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu ihr hin. Sie ging ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Antlitz darin zu verbergen; sie neigte sich mit einer himmlischen Milde über ihn und sagte: „Wieland — Wieland — O ja, Sie sind es — Sie sind noch immer mein lieber Wieland!" — Von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete er sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten. Friedrich Heinrich Jacobi, dem wir diese Scene nachschildern, schluchzte. Derselbe zählte von seiner Ankunft in Ehrenbreitstein ein neues Leben und erklärte sein ganzes voriges für Tand. Er begann für Sophien zu schwärmen und blieb ihr Freund bis zum Tode. Er schrieb ihr 1773, sie habe ihn größtentheils zu dem gemacht, was er jetzt sei. Ein Absatz des Briefes, den er nicht viel später, nach einem wiederholten Besuche an sie richtete, läßt an Ausdrücken platonisirender Verehrung nichts zu wünschen übrig; wir lesen ein Petrarcisches Sonett in Prosa, das in dem zartesten Mondscheine der Sentimentalität verdämmert und in idealer Empfindungsfeinheit mustergültig heißen kann.

Zu diesen Schwärmereien des Dichterphilosophen bilden die Andeutungen, die Merck in seinen Briefen gibt, einen wohlthuenden Gegensatz. Der scharfblickende Menschenkenner und nüchterne Kritiker, den übrigens nur eine oberflächliche Auffassung für gemüthlos erklären kann, bewunderte Sophien, ohne sein klares Urtheil zu verblenden, und schwang sich über sie erst kurz vor seinem Tode zu einigen Worten der Begeisterung auf, denen man die Wahrheit anfühlt, und die zugleich eine ganz eigene Wehmuth erregen.

Sophie wurde für Merck zuerst durch dessen Briefe an Leuchsenring gewonnen, und jener knüpfte mit ihr eine Correspondenz an. Aus einem Briefe, den sie zu Anfang des Jahres 1772 an ihn schrieb, erkennen wir ein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden. Im Frühlinge desselben Jahres machte Sophie in Frankfurt,

wohin sie mit ihrer Tochter Maximiliane kam, Merck's und Goethe's persönliche Bekanntschaft. Von dort kündigte Merck seiner Gattin den Besuch beider Frauen in seinem Hause an, und meldete zugleich, daß er und Goethe bei Jaup logiren würden. Wie er in demselben Briefe erzählt, hatte Leuchsenring eine Klatscherei zwischen ihm und Frau von la Roche herbeigeführt, so daß unangenehme Erläuterungen in aller Form nothwendig waren; Leuchsenring hatte ihr unter Anderem gesagt, ihr Mann habe dem Kritiker mißfallen. Merck webt eine Schilderung Sophiens ein, die, bei aller Bewunderung, doch unter dem Einflusse einer gewissen Unbehaglichkeit, Befremdung und Gereiztheit entstanden ist: „Frau von la Roche ist eine Frau der großen Welt, von den nobelsten Manieren; sie spricht besser französisch als deutsch, und ihr Geist geht mit einer überraschenden Schnelligkeit von der tiefsinnigsten Unterhaltung zu jenen leichtesten Aufmerksamkeiten über, die wir unserer Umgebung schuldig sind; sie setzt ihre Maske der Unempfindlichkeit auf, wie sie will. — — Ich weiß noch nicht, wie ich mich mit der Frau von la Roche benehmen werde. Es ist ein starker Kopf, und ich weiß aus Erfahrung, daß es nicht gut thut, sich daran zu reiben — wenigstens wenn man sie sieht, ist sie ganz anders, wie ihre Briefe. Sie spricht unendlich besser als sie schreibt."

Von Frankfurt begab sich Sophie mit dem Kritiker nach Darmstadt. Goethe kam nicht mit, weil er, wie Karoline Flachsland erzählt, durch die Vorgänge in Frankfurt gegen Sophien „wie ein Löwe aufgebracht war." Auf Karolinen machte Sophie einen peinlichen Eindruck, wie aus ihrem zu Ende des April an Herder geschriebenen Briefe hervorgeht. Die Schilderung, die Karoline von Sophien entwirft, ist wenigstens sehr lebendig und hat eine gewisse Beredsamkeit der Malice. So sehr auch die persönliche Gereiztheit aus diesen Zeilen spricht, und so wenig sie auf den Werth einer unbefangenen Charakterzeichnung Anspruch machen können, enthalten sie doch manchen interessanten Beitrag zu einer solchen und lassen Sophien immer noch in einem glänzenden Lichte erscheinen; dabei sind sie geeignet, dem Enthusiasmus, der damals die meisten Urtheile über befreundete Persönlichkeiten beherrschte, ein Gegengewicht zu bieten. Sophie mißfiel übrigens in Darmstadt nicht allein diesem eifersüchtigen Mädchen, sondern auch dessen Umgebung, und sie äußerte in einem Briefe an Merck die Besorgniß, ihre Erscheinung möge sein Urtheil über sie herabgestimmt haben. „Meine ganz vollkommene Achtung für Ihren Geist und Herz," fährt sie fort, „ist in Frankfurt und Darmstadt nicht so eigentlich vermehrt, aber befestigt worden. Ihre Briefe an Leuchsenring, lange ehe Sie mir schrieben, hatten meine Gesinnungen bestimmt; Ihre persönliche Kenntniß hat mir das Vergnügen gegeben, daß ich Recht hatte zu denken und zu schreiben, wie ich that; Alles zeigte sich nicht so, wie es in mir war; gerne hätt' ich es gehabt, wenn Sie das Warum gesehen hätten. — Vielleicht sahen Sie das Beste nicht, was ich in Darmstadt that." Sie fügt hinzu, dort habe ihre Hülle einen Theil ihrer Seele umgeben.

Sophie ermuthigte den Philosophen Jacobi, den Kritiker zur Mitarbeit am „Deutschen Mercur" aufzufordern. Er übersandte ihr im November einen desfalls an Merck gerichteten Brief mit der Bitte, ihm ein kräftiges Empfehlungsschreiben beizufügen.

Der von Goethe geschilderte artistisch-empfindsame Congreß in Thal-Ehrenbreitstein, woran sich auch Merck und Leuchsenring betheiligten, scheint im September 1772 stattgefunden zu haben.

Leuchsenring las hier aus dem vertrauten Briefwechsel vor, den er mit mehreren Freunden unterhielt. „Es war überhaupt," sagt Goethe, „eine so allgemeine Offenheit unter den Menschen, daß man mit keinem Einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigenes Herz aus und das des Anderen. — Solche Correspondenzen, besonders mit bedeutenden Personen, wurden sorgfältig gesammelt und alsdann, bei freundschaftlichen Zusammenkünften, auszugsweise vorgelesen; und so ward man, da politische Discurse wenig Interesse hatten, mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt. Leuchsenring's Chatoullen enthielten in diesem Sinne manche Schätze." Der Dichter versichert, diesen Vorlesungen gern beigewohnt zu haben, indem er dadurch in eine unbekannte Welt versetzt worden sei und das

Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen gelernt habe; freilich sei nicht Alles gehaltreich gewesen. Von La Roche sagt er: „Meistens entzog sich dieser wackere Mann der Gesellschaft, wenn die Chatoullen eröffnet wurden. Hörte er auch wohl einmal einige Briefe mit an, so konnte man eine schalkhafte Bemerkung erwarten.“

Die Gesellschaft fühlte sich übrigens, wie Goethe erzählt, behaglich, bis Merck mit seiner Familie ankam und den Stoff der Uneinigkeit hineintrug. „Merck, zugleich kalt und unruhig, hatte nicht lange jene Briefwechsel mitangehört, als er über die Dinge, von denen die Rede war, sowie über die Personen und ihre Verhältnisse gar manchen schalkhaften Einfall laut werden ließ, mir aber im Stillen die wunderlichsten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen sein sollten. Von politischen Geheimnissen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewissen Zusammenhang gehabt hätte; er machte mich nur auf Menschen aufmerksam, die ohne sonderliche Talente mit einem gewissen Geschicke sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen, und durch die Bekanntschaft mit Vielen aus sich etwas zu bilden suchen; und von dieser Zeit an hatte ich Gelegenheit, dergleichen mehr zu bemerken. — — Wir nährten von jener Zeit an, eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigene Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe ich im Pater Brey, einen anderen, tüchtigeren und derberen in einem künftig mitzutheilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt: „Satyros, oder der vergötterte Waldteufel,“ wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt. Indessen wirkten die wunderlichen Elemente unserer kleinen Gesellschaft noch so leidlich auf einander; wir waren theils durch eigene Sitte und Lebensart gebändigt, theils aber auch durch jene besondere Weise der Hausfrau gemildert, welche von dem, was um sie vorging, nur leicht berührt, sich immer gewissen ideellen Vorstellungen hingab, und indem sie solche freundlich und wohlwollend zu äußern verstand, alles Scharfe, was in der Gesellschaft hervortreten mochte, zu mildern und das Unebene auszugleichen wußte. Merck hatte noch eben zur rechten Zeit zum Aufbruch geblasen, so daß die Gesellschaft in dem besten Verhältnisse aus einander ging.“

Die Schilderung, die Goethe aus fernen und zum Theil verblaßten Erinnerungen entwirft und mit novellistischer Grazie abrundet, macht uns den Eindruck, als wenn Merck außer dem Herrn von La Roche der einzige Kritiker und Spötter in jenem empfindsamen Zirkel gewesen und ganz eigentlich als Mephistopheles in denselben hineingetreten wäre. Daß er zu verständig war, in die Schwärmerei der Anderen miteinzustimmen, hatte wohl seine Richtigkeit; aber in der ironischen Auffassung Leuchsenring's wird ihm der Dichter des Pater Brey schon von selbst entgegengekommen sein, ohne erst der Verführung durch seinen Freund zu bedürfen. Hätte sich übrigens Merck über Leuchsenring wirklich so ausgelassen, wie uns Goethe aus seinem über einzelne Vorgänge und deren Folge nicht immer treuen Gedächtnisse berichtet, so wäre der Schalk, bei dem Verhältnisse, worin er damals noch zu dem Phantasten stand, von einer Verletzung der Freundschaft nicht freizusprechen.

Zwischen dem Dichter und Sophiens ältester Tochter, der liebenswürdigen, geistreichen, schwärmerischen Maximiliane, leitete sich, wohl zuerst auf dem Congresse, ein zärtliches Verhältniß ein. Sie wurde, gegen ihre Neigung, am 9. Januar 1774 mit dem reichen Kaufmanne Peter Brentano verheirathet. Am 15. kamen die Neuvermählten in der Begleitung Sophiens nach Frankfurt. Goethe, der damals zur Mutter in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand, wurde gleich beim jungen Paare Hausfreund und machte den Gatten eifersüchtig. Goethe's Lage war, nach „Dichtung und Wahrheit“ zu urtheilen, eine peinliche, und er leitet von ihr sogar theilweise die Entstehung seines „Werther“ ab. Maximiliane fühlte sich unglücklich. Goethe sucht den Grund fast nur in den Aeußerlichkeiten ihrer neuen Lebenslage und schwächt das Tragische dieser Zustände ab. Sagt er auch: „Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geschwisterliches, ward nach der Heirath fortgesetzt,“ so ist denn doch in den folgenden Worten eine

Andeutung nicht wohl zu verkennen, daß seine Empfindungen für sie leidenschaftlich waren: „Jerusalem's Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traume, und weil ich nicht blos mit Beschaulichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, sondern das Aehnliche, was mir im Augenblicke selbst widerfuhr, mich in leidenschaftliche Bewegung setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Production, die ich eben unternahm, alle die Gluth einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt." — Der Dichterphönix verjüngte sich. Maximiliane war und blieb unglücklich.

Sophie zerstörte übrigens auch das Lebensglück ihrer zweiten Tochter Louise, die von einigen noch schöner als Maximiliane gefunden wurde, indem sie ihr (1779) den Hofrath Möhn als Gatten aufnöthigte. Louise fügte sich, wie früher Maximiliane, weinend in ihr Schicksal. Die Heirath erwies sich als eine durchaus unglückliche. Die Wuth, in die Goethe's Mutter und Wieland über diese Handlung der Familientyrannei versetzt wurden, gab ihnen sehr komische und drastische Ausdrücke ein, wobei der arme Hofrath Möhn zu einem ebenso schrecklichen als lächerlichen Zerrbilde ward.

Wieland sah die Jugendgeliebte nicht mehr mit den früheren Blicken schwärmerischer Verehrung an, sondern hatte jetzt ein Auge für ihre Schwächen, und fühlte sich ihr, was er ihr auch (1791) zu verstehen gab, mehr und mehr entfremdet, wogegen sie ihm ihre innige Freundschaft und die erste Stelle in ihrem Herzen bis zum Tode bewahrte, an allen seinen persönlichen Erlebnissen einen unwandelbaren Antheil nahm und mit allen seinen Launen, Wunderlichkeiten und Schwächen freundliche Geduld hatte. „Der Name Wieland klingt," wie Ludmilla Assing schön sagt, „durch alle ihre Schriften wieder, gleich einem rührenden und süßtönenden Refrain in einer Ballade." In der Kriegs- und Schreckenszeit des Jahres 1794 scheint er sich als engherziger Philister gegen sie benommen zu haben. Sie fühlte sich fünf Jahre später bei ihm in Oßmannstedt sehr glücklich; aber Goethe sagt, Wieland habe mit ihr eigentlich niemals übereingestimmt und befinde sich jetzt mit ihr im vollkommensten Widerspruche. Böttiger, dessen Mittheilungen freilich mit besonders wachsamer Kritik gelesen sein wollen, hat manche tadelnde, oft sehr scharfe oder spöttische Worte des Dichters über die einst von ihm angebetete Freundin aufbewahrt. Mit diesen Schatten versöhnt uns das volle Licht der freundschaftlichen Pietät und Anhänglichkeit und zugleich der rückhaltlosen Offenheit in dem Briefe, den Wieland im December 1805 auf den Anlaß ihres Geburtstages an sie schrieb.

Ein Verhältniß achtungsvoller Freundschaft bestand zwischen Merck, La Roche, Sophien und dem edlen kurtrierischen Staatsminister v. Hohenfeld. Doch wurde Sophie durch den scharfen kritischen Blick ihres Darmstädter Freundes manchmal unheimlich berührt, und im persönlichen Ideenaustausche wagte sie, aus Scheu vor der verneinenden Seite desselben, ihr Inneres nicht ganz hervortreten zu lassen. Sie schrieb an ihn 1779: „Es würde La Roche und mich sehr gefreut haben, Sie in Frankfurt zu sehen, und wir danken Ihnen Beide für die gütige Freundschaft, die Sie uns durch Ihre Reise nach Frankfurt bewiesen haben. Ich hätte nach meiner vieljährigen Achtung für Sie und Ihren Geist recht gern über Alles mit Ihnen gesprochen, aber ich fürchte Sie auch seit einiger Zeit so sehr, daß es mir beinahe lieb ist, die Gelegenheit dazu verloren zu haben. Verzeihen Sie mir, daß ich es so ganz freimüthig hinschreibe, es war doch wirklich dies, das zuoberst in meinen Ideen lag; es kann Ihnen herzlich wenig daran gelegen sein, aber mir ist recht viel wahres Vergnügen dadurch verloren gegangen, das mir nicht ersetzt werden kann. Ich habe alle Ursache, mit dem Stück Deutschland, es mag den Boden, Städte und Leute angehen, zufrieden zu sein. Gottes Boden ist mir recht, wie er ihn schuf und werden ließ. Die Städte und Dörfer der Menschen freuen mich wegen der Verschiedenheit. — Einen Brief oder vielmehr mein kleines Tagebuch schickte ich Ihnen gern, ob es schon arme Vergeltung für Ihre vortrefflichen Seebriefe wäre, aber Merck — meine Furcht vor Ihnen hindert mich daran, der feine liebenswürdige Scharfsinn Ihres Genius ist so ätzend geworden, wie mich dünkt." Die Freundschaft zwischen Beiden

dauerte fort und erfuhr wohl keine wesentliche Störung. Besonders warm sind einige Zeilen, die er über sie im November 1789 schrieb: „Heute habe ich das Vergnügen gehabt, meine alte Freundin, die Frau von La Roche hier zu sehen. Sie können nicht glauben, wie ich durch diese angenehme Erscheinung auf lange Zeit glücklich geworden bin. Es liegt doch eine wunderbare Magie darin, sich in dem Anblicke eines klugen Menschen zu weiden und sich mit seinen Lieblingsideen in einem Dritten wiedergeboren zu finden. Diese Frau hat das besondere Glück, sich so leicht an alles Verdienst anzuhängen, das sie auf ihrem Wege trifft, und durch die große Empfänglichkeit Anderer Werth anzuerkennen, beinah den Andern zu nöthigen, sich ganz zu zeigen, wie und was er ist. Daher entdeckt sie so viele eminente Menschen, wo Andere Nichts finden konnten. Sie ist und bleibt für mich das erste Ideal, was ich mir in einer ausgebildeten Weiberseele denken kann, und ich glaube, wenn ich schon halb jenseits der elisäischen Felder angelangt wäre, sie würde mich mit einem Winke zurückzaubern können." Ein Vierteljahr vor Merck's Tode schrieb Sophie an ihn von Offenbach aus das herzliche Wort: „Hier, mein gütiger, geistvoller Fr.! nochmals tausend Dank für Ihre liebe Erscheinung von gestern!"

Ueber Sophiens spätere Lebensjahre genügen einige Andeutungen. Im Herbste des Jahres 1780 erhielt La Roche, in Folge einer gegen ihn gesponnenen ultramontanen Intrigue, in Ungnaden seinen Abschied. Hierüber entrüstet, begehrte Hohenfeld gleichfalls seine Entlassung und schlug die ihm angebotene lebenslängliche Pension unter der Bedingung aus, daß sie seinem Freunde gegeben würde. Auch bot er diesem sogleich das Haus an, das er als Speierer Domherr inne hatte, indem er nur ein Zimmer und eine Kammer desselben zu seinem Gebrauche behielt. Es ist derselbe Hohenfeld, den Schiller bei seinem Marquis von Posa vor Augen gehabt haben soll. La Roche hatte nun durch seine Pension und durch die Besoldung für ihm allein verbliebene Zollschreiberei nur ein mäßiges Einkommen, bewahrte sich aber guten Muth. Sophie fand sich in dieses Mißgeschick mit ruhiger Fassung und unerbittert. Sie verdoppelte ihren schriftstellerischen Fleiß und erwarb sich hierdurch, namentlich im Erziehungsfache, große Anerkennung. Die Winterzeit verlebte sie alljährlich mit den Ihrigen in Mannheim, wo sie von aller Welt aufgesucht und mit Menschen aus allen Kreisen bekannt wurde. In den Jahren 1784, 1785, 1787, 1791 machte sie Reisen in die Schweiz, nach Paris und dem südlichen Frankreich, nach Holland und England. Zu Ende des Jahres 1786 verließen La Roche und Sophie den bisherigen Wohnsitz in Speier, um sich in Offenbach niederzulassen. Etwa zwei Jahre nachher starb La Roche, den seine Wittwe aufrichtig betrauerte. Da sich in Folge der Weltereignisse ihre Einkünfte verminderten, die ihr vom Trierischen Hofe gebührenden stockten und später ganz aufhörten, half sie sich durch rastlose schriftstellerische Thätigkeit. Sie war Mutter von acht Kindern, von denen fünf in ungewöhnlicher Schönheit heranwuchsen. 1791 starb ihr Sohn Franz, 1793 ihre Tochter Maximiliane, 1800 (1?) ihre Enkelin Sophie Brentano. Sie selber starb am 18. Februar 1807.

Sie war im Alter schön geblieben und hatte sich die Jugendlichkeit der Seele bis ans Ende bewahrt.

Die Gestalt majestätisch; die Züge sprechend; seelenvolle Augen; das ganze Wesen belebt; das Auftreten bis zur geringsten Bewegung und Geberde edel; Thun, Anstand, Haltung und Grazie bedeutungsvoll; die Gespräche besonnen, leicht, sicher, mit dem feinsten attischen Salze gewürzt und reich an den naivsten Wendungen des Witzes — so schildert sie uns der junge Dichter Buri, der sie erst in ihrem Greisenalter kennen lernte, ganz in Begeisterung. „Welch eine Erscheinung auf Erden war sie! wie herzerhebend ihr Anblick, ihre Gegenwart!"

Versetzen wir uns in ihre früheren Jahre, in die Zeit ihres beginnenden Ruhmes, so hören wir im Frühlinge 1772 über sie zwei Urtheile, die der Enthusiasmus nicht eingegeben hat; sie rühren von Karoline Flachsland und von Merck her, die damals beide verstimmt und gereizt waren. Dazu kommt jene keineswegs von Bewunderung und Liebe dictirte, vielmehr diplomatisch verhüllende Charakteristik in „Dichtung und Wahrheit." Diese drei Stimmen sind kritisch, eher gegen, als für Sophien eingenommen, und somit geeignet, die in jener Zeit üblichen schwärmerischen Auffassungen

befreundeter Personen zu berichtigen. Sie enthalten immer noch Lob und Anerkennung genug. Sophie bot Karolinen damals eine ebenso imponirende, als dem sich erinnernden Dichter eine anziehende Erscheinung; der Kritiker fühlte sich in jenen Momenten gefesselt und doch abgestoßen.

Sophie war schlank und zart gebaut, eher groß als klein, fein und zierlich; wie Karoline und Merck sagen, eine Hofdame, eine Frau nach der Welt, von den nobelsten Manieren; nach der Bezeichnung Goethe's von einer noch erhaltenen Eleganz der Gestalt und des Betragens, die zwischen dem Benehmen einer Edeldame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig schwebte. Karoline fand Sophien in Gesellschaft, wo diese sich zeigen wollte, der Dichter im häuslichen und freundschaftlichen Kreise. Dort erschien sie „mit tausend kleinen Zierrathen," obgleich sie „keine Blonden" trug; hier stand „ein nettes Flügelhäubchen dem kleinen Kopfe und dem feinem Gesichte gar wohl, und die braune oder graue Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde."

Zürnend und bewundernd zugleich beschreibt Karoline den Witz, mit dem Sophie die Gesellschaft regierte, ihre feine Beobachtungsgabe, die Leichtigkeit ihres Auftretens, ihres Umganges mit Menschen, ihre Kußhände nach allen Seiten, ihre überall hin sprechenden schönen schwarzen Augen. Goethe läßt sie von dem Unfreundlichen, was um sie vorgeht, nur leise berührt werden und durch den wohlwollenden Ausdruck ihrer idealen Gesinnung die in der Gesellschaft hervortretenden Mißlaute ausgleichen. Dort herrschte sie durch glänzende Gaben, hier durch ausgleichende Milde. Wie der Kritiker sie in der oben angeführten Stelle seiner Gattin schildert, war sie eine Virtuosin der gesellschaftlichen Unterhaltung und mehr auf diese als auf die schriftstellerische Thätigkeit angelegt. Für die außerordentliche Leichtigkeit, mit der sie von einem Gegenstande der Unterredung zum anderen überging, prägte Lavater in seiner physiognomischen Münze den Ausdruck: „Die Verschwebte."

Sie hatte, wie Buri aus späterer Anschauung sagt, eine reiche Ader des Witzes und Scherzes; aber dieselbe öffnete sich meist gutmüthig, nicht leicht zum Spotte. Sie warnte mündlich und in Schriften vor dem boshaften Witze, den sie mit einer im Schimmern verwundenden Lanzette verglich, und sie versichert, den Witz, auch die „Finesse" nie geliebt oder gesucht zu haben.

„Ihr Betragen war gegen Jedermann vollkommen gleich," sagt Goethe — ob mit Anerkennung oder Tadel, ist ungewiß. Eine unfreundliche Auslegung geben die Worte, die er 1799 nach dem Besuche der alten Freundin an Schiller schreibt: „Sie gehört zu den nivellirenden Naturen, sie hebt das Gemeine auf, und zieht das Vorzügliche herunter, und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an." Auch Karoline kritisirt diese gesellschaftliche Gleichhaltung der Menschen, aber nicht auf die kalte, schneidende Art, wie Goethe, sondern in momentaner Aufwallung, aus verletzter Eitelkeit, weil ihr Sophie die besondere Aufmerksamkeit nicht erwies, die Karoline in ihrer Umgebung, zumal als bekannte schwärmerische Verehrerin Sophiens, von dieser verlangte und vielleicht zu verlangen berechtigt war. Menschen, die ihre Liebe und Aufmerksamkeit in der Gesellschaft nach allen Seiten gleichmäßig vertheilen, haben, besonders wenn sie dadurch — bewußt oder unbewußt — möglichst viele Eroberungen zu machen suchen, gerade für ausgezeichnete Persönlichkeiten etwas Verletzendes; so namentlich in dem Zeitalter freundschaftlicher Sentimentalität und übertriebener Werthlegung auf das Individuelle. Jenes scheint denn doch die Art Sophiens gewesen zu sein, freilich ohne die charakterlose „Begierde, sich allen ohne Unterschied beliebt zu machen," die in der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" ihren scharfen Tadel erfährt. „Mein Herz schlägt nicht für Alle," sagt die Heldin des Romans. Aber selbst die scharfen Worte Karolinens dürfen wir nicht überhören: „Mir hat sie etliche Mal mit einem recht silbernen Ton, den ich den Ton ihres Herzens nannte, gesagt, daß sie mich liebte, daß ich ihr gefiele, und ich sollte so bleiben; aber mich dünkt, es war Almosen, und ich hörte ihren Silberton, der mich so rührte, bei jeder andern zu erscheinenden Gelegenheit." Eine gesellschaftliche, etwas protectorische Allerweltsfreundlichkeit prägt sich in dieser Schilderung sehr lebhaft aus. Aber mit solchen aristokratischen Manieren vereinte Sophie einen schönen volksthüm-

lichen, echt menschlichen Zug: sie bewegte sich, wie Buri sagt, in einer „mannigfaltigen Conversation mit Höheren, Gleichen, Geringern;“ und hieran hatte neben der Gewandtheit und Vielseitigkeit ihres Geistes die Menschenliebe gewiß einen bedeutenden Antheil. Auch gewann sie, nach Ludmilla Assings Bemerkung, dadurch „einen freien und unparteiischen Ueberblick der Menschenliebe schreibt Sophie von Sternheim im Elende nieder.

Goethe's Bemerkung: „Sie sprach gut und wußte dem, was sie sagte, durch Empfindung immer Bedeutung zu geben,“ ist sehr unbestimmt und läßt dem Gedanken an gemachte, affectirte Empfindungen Raum. Herder gestand ihr in späterer Zeit — wenigstens in ihren Schriften — die Canz-



Wieland.

Sitten und Zustände, wie er Wenigen zu Theil wird.“ In der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ finden wir das Eingehen in die verschiedenartigen Lebenskreise, die schonende Beurtheilung der Individualitäten und die wohlwollende Erklärung derselben aus der Eigenthümlichkeit ihrer Umgebung, ihres Berufes und Entwickelungsganges mit Wärme als Princip der Heldin und ihrer Erziehung ausgesprochen. Einen schönen Erguß der gleichstellenden leisprache, nicht die Cabinetssprache des Herzens zu. Anna Amalia beschuldigte (1779, 80) ihre Empfindungen der Oberflächlichkeit und Ueberspanntheit. Miß Burney in London, die Sophien als eine zwischen dem fünfzigsten und sechzigsten Jahre stehende Frau (1786) kennen lernte und von ihrer Erscheinung hingerissen war, vermißte an ihr die Wahrheit: „Ich fühle, daß mir Frau von la Roche wirklich gefallen würde, wenn sie weniger schmeich-

lerisch wäre. — — Wenn ich sie oft sehen sollte, so würde es mir schwer werden, zu entdecken, was in ihr wirkliches Gefühl, und was Affectation ist. Bis jetzt hat sie mich in einem solchen Zweifel über ihren wirklichen Charakter gelassen, daß ich kaum weiß, ob ich sie mehr bedauern, bewundern, oder über sie lachen soll.“ Dieses schroffe Urtheil steht, unseres Wissens, allein, und wenn wir es mit den anderen Urtheilen über Sophien vereinbaren wollen, so können wir daraus nur festhalten, daß ihr die Sprache der Empfindung, des Wohlwollens und der Freundschaft geläufig, daß die Sentimentalität und die Haltung einer Frau von Welt in ihr verschmolzen waren. Gesellschaftliche Feinheit und ausgebreitete Verbindungen sind, zumal bei weichem Herzen, nicht geschaffen, das Wahre und Ursprüngliche in den Aeußerungen der Gefühle zur Geltung zu bringen. In welchem Grade nun Sophie unter diesen Einwirkungen gelitten habe, wagen wir nicht zu entscheiden. Daß ihr leicht war, Empfindungen zu verbergen, sagt Merck und ist aus ihrem Lebensgange wohl erklärlich; wie weit sie im Gegentheile, in der (unbewußten oder bewußten) Affectation der Empfindungen, in der „Canzleisprache des Herzens,“ zu der man in jenem Zeitalter leicht kommen mochte, gegangen sei, stellen wir dahin. Was den Kern der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe betrifft, möchten wir an die Worte des Fräuleins von Sternheim erinnern: „Ich kann die Versicherungen meiner Freundschaft und Hochachtung nicht entheiligen. Ich kann Niemand betrügen und sie geben, wenn ich sie nicht fühlen kann. Meine Emilia! mein Herz schlägt nicht für alle, ich werde in diesem Stücke vor der Welt immer ein Gespenst bleiben.“

Wir dürfen die gereizte Stimmung nicht vergessen, in der Karoline über Sophien die Worte niederschrieb: „Sie hat uns mit ihrer allzuvielen Coketterie und Repräsentation nicht gefallen.“ Aber Ludmilla Assing übertreibt, wenn sie in ihr jeden Funken von Eitelkeit findet; und die anspruchlose Bescheidenheit, die ihr la Roche zugesteht, hatte gewiß ihre Grenzen. Wir lesen mehrere Schilderungen des Fräuleins von Sternheim, zu denen Sophie nicht ohne Eitelkeit einige Züge ihrer eigenen Person entlehnt haben dürfte, wie denn die schönen, bis zur Erde reichenden Haare des Fräuleins den liebenden Dichter einst an der Verfasserin entzückten. Damit stimmt die anziehende und geistvolle Schilderung, die Miß Burney von der bereits im höheren Lebensalter stehenden Frau entwirft: „Sie besitzt eine Stimme von rührender Süßigkeit, Augen von taubengleicher Milde, Blicke, die um Wohlwollen bitten, und eine Miene und ein Betragen von einschmeichelnder Zärtlichkeit. Ich kann mir denken, daß sie sich ihr ganzes Leben lang wie das Vorbild der Lieblingsheldin ihres eigenen Lieblingsromans vorgekommen, und ich glaube, daß in ihrer Jugend ihre Reize bezaubernd waren. — — Sie schmilzt beinahe in ihrer Weichheit dahin.“

Für die innerste Güte ihres Wesens spricht schon die Achtung, Liebe und Freundschaft so vieler ausgezeichneter Menschen, zu denen auch Schiller gehörte.

Ihre Herzensgüte rühmen la Roche, Buffon, W. Heinse, Buri. Ihre Versöhnlichkeit wie ihre Pietät bewährte sie durch die Gesinnung gegen ihren Vater. La Roche gab ihr den Ehrennamen der besten Gattin und Mutter; und große Verdienste um ihre Kinder und ihren Mann stritt ihr auch Karoline in jenem gereizten Briefe nicht ab. Dabei war sie, nach dem Zeugnisse ihres Gatten, die wärmste Freundin. Eine Perle ihrer Eigenschaften war die Neidlosigkeit. Sie hatte, nach Merck's oben erwähnter spätester Schilderung, eine große Empfänglichkeit, Anderer Werth anzuerkennen, und nöthigte diese beinahe dadurch, sich in ihrer ganzen Bedeutung zu zeigen. Sie übte also durch den Blick der Liebe eine geisterweckende, geistbefreiende Macht aus; und so mußten besonders edlere Naturen in ihrer Nähe sich wohlfühlen. Aber durch die Herrschaft dieser idealisirenden Anschauung büßte die ihr eigene feine und rege Beobachtungsgabe, die durch den Umgang mit vielen Menschen und durch weitgehende Reisen mancherlei Nahrung und Anregung empfing, büßte der ihr einwohnende Sinn, die Verdienste und Eigenthümlichkeiten der verschiedensten Menschen herauszufinden und anzuerkennen, leicht an der scharfen Realität ein und verlor sich — hierin ohnedies den Strömungen des Zeitgeistes folgend — in empfindsame Steigerungen, in ein allgemeines Bewun-

dern, wobei die Unterschiede sich abschliffen. So verfiel sie häufig in den Fehler, die Menschen zu überschätzen. Sie verweilte, als Beobachterin und Beurtheilerin, zu ungern bei den Schatten des Lebens, obgleich sie, nach einer Bemerkung, die ihr Wieland in der Zeit des innigen Freundschaftsverhältnisses zu ihr machte, die Lücken im sittlichen Leben der Menschen so leicht und fein empfand. Derselbe Freund war es übrigens, der sie damals lehrte, an allen Dingen die schöne Seite aufzusuchen, den Eindruck der widrigen dadurch zu schwächen, und diese nicht mehr zu beachten, als dazu erforderlich sei, den Reiz und Werth des Schönen und Guten desto lebhafter zu empfinden. Zu diesem Grundsatze stimmte denn auch ihre Geschmacksrichtung. Sie trug — wenngleich in etwas höfischer Form — eine Ueberfülle der Empfindungen, eine Ueberschwänglichkeit der Phantasie, welche ihr Merck's kritischen Blick zeitweise unheimlich machte, aus der Jugendzeit und aus der schwärmerischen Periode unserer Literatur in ihr höchstes Alter hinüber und bot deshalb dem spätern Geschlechte eine sonderbare Erscheinung dar. Aber in der steten Empfänglichkeit, Erregbarkeit und Liebebedürftigkeit ihres Herzens lag eine Quelle der Verjüngung, die ihr auch am späten Lebensabend nicht versiegte. „Bei ihr," sagt Buri, „traf es recht ein: daß die Grazien nie altern."

Bei jener vorwaltenden Schwärmerei beobachtete sie aber Gelassenheit, Sanftmuth, Würde, ein schönes Gleichgewicht. Aus Goethe's in classischem Stile vorgetragener, aber doch unbestimmter Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" lesen wir Sophiens duldsame und doch selbständige Natur heraus; aber zugleich schwebt um dieses Bild ein Zug vornehmer Gleichgültigkeit, der sich denn doch mit ihrem Leben und Wesen nicht zusammenreimen läßt. Der Dichter sagt: „Sie schien an Allem Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf sie. Sie war mild gegen Alles und konnte Alles dulden ohne zu leiden; den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, Alles erwiederte sie auf gleiche Weise, und so blieb sie immer sie selbst, ohne daß ihr in der Welt durch Gutes und Böses, oder in der Literatur durch Vortreffliches und Schwaches wäre beizukommen gewesen. Dieser Sinnesart verdankt sie ihre Selbständigkeit bis in ein hohes Alter, bei manchen traurigen, ja kümmerlichen Schicksalen." „Es ist ein starker Kopf," sagt Merck, „und ich weiß aus Erfahrung, daß es nicht gut thut, sich daran zu reiben." Ihr war die Gabe verliehen, still und nachhaltig ihre Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit zu bewahren, und so gerne, so leicht sie Eindrücke von befreundeten Geistern empfing, hatten diese doch nicht die Macht, sie in ihrem Innersten zu verändern. Nahm sie auch an allem Guten und Schönen einen begeisterten Antheil, so lehnte sie doch, was ihrer Natur nicht zusagte, auf die sanfteste, mildeste Weise von sich ab. Freilich können wir einen — so zu sagen — in der Tiefe verborgenen Eigensinn bei ihr nicht ableugnen: er tritt sogar in jenen Momenten, wo sie in den Lebensgang ihrer Töchter eingriff, als Herrschsucht hervor, die freilich einen milden — wenn auch mächtigen — Scepter geführt haben mag.

Zum letzten Male sei unser Blick auf diese dunkle Stelle ihres Bildes gerichtet; noch einmal möge es in vollem Glanze strahlen, indem wir einige Worte des Dichters Buri mittheilen, die beinahe von der Verzückung eines Dante und Petrarca eingegeben, und mit jener schwärmerischen Herzensergießung des Philosophen Jacobi verwandt sind: „Sie schien wie die Seele des Leonardo da Vinci immerdar von den Musen und Grazien schwebend getragen zu sein und nie den Boden der gemeinen Wirklichkeit zu berühren. — — Ihr ganzes Wesen und Charakter war hohe, schöne Idealität. Weit entfernt, daß ihr Alter diese Eigenschaften vermindern sollte, so vermehrten sich solche, je älter sie ward. Ich betrachtete sie oft mit dem Gedanken, daß sie ein lebendiger Beweis der Unsterblichkeit der Seele sei. Solch ein Geistesleben muß unmittelbar aus höheren Regionen in seine irdische Hülle gesandt worden sein, und unmittelbar zu jenen zurückkehren. Wunderbares Wesen voll Himmels im Staube! Von Dir gilt Petrarca's Ausruf:

> In qual parte del celo, in qual idea
> Era l'esempio, onde natura ti tolse?"

Schon Wilhelm Heinse hatte sie das göttliche Weib genannt, in welchem Aspasia und Laura auf eine wunderliche Weise vereinigt seien.

Mit dieser Poesie, von der ihre Persönlichkeit umstrahlt und durchdrungen war, verband sie, wie La Roche sagt, einen „ausgebildeten männlichen Verstand," eine „Klugheit," von der Merck sich bezaubert fühlte, und einen rastlosen Drang, zu lernen und sich weiter auszubilden. Sie bekannte 1786, daß Bücher und Reisen immer für sie die einzige vollkommene Glückseligkeit dieses Lebens gewesen seien. Sie scheint an sich selbst zu denken, wenn sie das Fräulein von Sternheim erzählen läßt, sie habe aus dem Munde des Lord's Rich „ohne die geringste Zerstreuung, mit ununterbrochener Aufmerksamkeit bald die Historie eines Landes, bald einer Pflanze, bald eines griechischen Ruins, bald eines Metalls, bald eines Steins" angehört und sei nicht müde geworden. Ein langjähriger Bekannter verglich Sophien oft im Scherze mit einem Kunst- und Naturaliencabinet voll merkwürdiger Stücke, wodurch oft geistvollen Kennern angenehme Stunden bereitet würden.

Die realistischen Anforderungen des Lebens verlor sie nicht aus den Augen; sie war praktisch und arbeitsam und namentlich pflichtgetreu in ihren nächsten Kreisen. Wieland rühmt an ihr in einer Anmerkung zur Sternheim „eine wunderbare, und gleichsam zwischen allen ihren Seelenkräften abgeredete Geschäftigkeit derselben, bei jeder Gelegenheit die Güte ihres Herzens thätig zu machen."

Der trotz aller sentimentalen Umhüllung gesund erhaltene Kern ihrer Seele tritt in einem Vorgange zu Tage, der uns zugleich ihr Verhältniß zu Wieland von einer anderen Seite her beleuchtet:

Als sie ihn einst in Biberach besuchte, las er ihr, voll Eifers, ihr Urtheil zu hören, den „Idris" vor, mit dem er eben beschäftigt war. Unter dem Vorlesen kam seine Tochter ins Zimmer und lärmte. Aergerlich über die Störung und in seiner gewohnten Heftigkeit auffahrend, sprang er empor, nahm das Kind und warf es ins Nebenzimmer aufs Bett. Als er aber zurückkam und fortlesen wollte, erklärte ihm Sophie: „Ewig will ich von Ihrem „Idris" nichts mehr hören, noch sehen! Ich danke dem Himmel, daß er mir Sie nicht zum Gatten gegeben hat! Mein Wagen soll vorfahren!" Der ganz betroffene und bestürzte Dichter erwiederte: „Wie können Sie so grausam sein, und mir das sagen!" „Wem seine Verse mehr sind als seine Kinder," sagte sie, „wer mehr Dichtereitelkeit als Vaterliebe zeigt, der ist mein Mann nicht!" Sie ging unverzüglich fort. Sie zeigte sich selten in dieser Heftigkeit. — Daß ihr auch der Muth nicht fehlte, davon gab sie durch die Besteigung des Montblanc 1784 eine Probe.

Da ihr Herz, wie Buri sagt, von allem Edeln, Hohen, Schönen und Großen der sittlichen Welt unwiderstehlich angezogen wurde, hatte sie bei ihren schönen Gaben und ihrer reichen Bildung ohne Zweifel den Beruf, an der Jugenderziehung mitzuarbeiten, ja ihr pädagogisches Wirken über die Menschheit auszudehnen. Sie war, nach dem Ausspruche desselben Verehrers, „rastlos strebsam, im moralischen Gebiete Gutes und Heilsames zu stiften, Sinn für Edelmuth und feine Gefühle zu erwecken und zu nähren."

Literarisches.

Die Verlagsbandlung von Franz Lipperheide in Berlin, welche sich ganz besonders durch zeitentsprechende literarische Ausgaben hervorthut, hat eine Sammlung hübsch ausgestatteter Bändchen versandt, die sich unter dem Gesammttitel „Für Straßburgs Kinder" die rührende Aufgabe gestellt hatten, eine Weihnachtsbescheerung für die Straßburger Jugend zu beschaffen, und deren Ertrag nach Weihnachten für die deutsche Invalidenstiftung bestimmt bleibt. Eine ganze Reihe der beliebtesten Dichter tritt da mit neuen poetischen Gaben auf und die vollständige Sammlung bietet einen reichen Schatz von Stimmen der Zeit. Da giebt es „Zeitgedichte" von Fr. Bodenstedt, „Sechs Zeitgedichte" von Albert Traeger, „Zeitklänge" von A. Meißner, „Zeitstimmen" von Hermann Grieben, „Zeitgedichte" von Heinrich Viehoff, „Zeitgedichte" von G. v. Meyern; ferner „Lieder" und „Kriegs- und Friedenslieder" von Wilhelm Jensen, Heinrich Zeise, Karl Simrock, Julius Rodenberg, Rudolf Gottschall und Heinrich Pröhle; auch „Lieder eines Alten" von Karl von Holtei. Unter anderen Titeln sind Beiträge von Wolfgang Müller, Julius Grosse, Adolf Pichler u. A. vertreten: „Das Halljahr Deutschlands," „Durch Kampf zum Sieg," u. dgl.; kurzum, es ist ein einheitlicher, frischer und erhebender Zusammenklang, wie ihn diese große Zeit auf allen Gebieten hervorruft.



Neuestes aus der Ferne.

Die Zustände in Südarabien.

Im Decemberhefte erwähnten wir der Reise Werner Munzinger's in Hadhramaut, durch die wieder ein Stück jenes geheimnißvollen Gebietes unserer Kenntniß erschlossen worden ist. Jetzt ist Freiherr von Maltzan, der Herausgeber der Wrede-schen Reise, im Begriff, Südarabien zu erforschen. Ein Brief von ihm, in Dschedda, dem Hafen der nach Mekka wandernden Pilger geschrieben, macht uns mit einer eigenthümlichen Erleichterung seiner schwierigen Aufgabe bekannt. Es ist dies der glühende Franzosenhaß aller Araber, der nicht blos durch die Eroberung von Algier, sondern auch durch das übermüthige Auftreten der Franzosen im ganzen Orient entstanden ist. Als Angehöriger eines Volkes, von dem die Araber durch Schiffe und Karawanen wissen, daß es die Franzosen besiegt hat, ist Freiherr von Maltzan mit besonderer Achtung und Zuvorkommenheit aufgenommen worden. In Südarabien findet er eine große Gährung, aus der vielleicht bessere Zustände hervorgehen. Als Wrede jenes Gebiet bereiste, herrschte dort Anarchie. Jede kleine Stadt hatte ihren eigenen Fürsten, der außer seinem vornehmen Titel Sultan, Negyb, Daulet, wenig vor den übrigen Einwohnern voraus hatte. Seine Macht war fortwährend bestritten und wollte er sich ein höheres Ansehen verschaffen, so gab es kein anderes Mittel, als daß er sich aus den Beduinen der Umgegend eine kleine Macht bildete. Kaum war aber diese Besatzung in der Stadt, so forderte der Schah des Stammes, der sie geliefert hatte, einen Tribut und geberdete sich überhaupt als Oberlehnsherr seines Schützlings. Auf dem flachen Lande und im Gebirge war die Herrschaft der Beduinen eine unbestrittene. Seit einigen Jahren hat sich das geändert. Ein kluger und unternehmender Häuptling aus der Landschaft Jafa, die zwischen Hadhramaut und Jemen liegt und noch von keinem Europäer besucht worden ist, bemächtigte sich der Stadt Makalla und befestigte seine Herrschaft, indem er fünfhundert mit Luntenflinten bewaffnete Neger in seinen Sold nahm. In der nächsten Zeit unterwarf er sich auch die Umgegend und eroberte endlich die Stadt Chorebe (Chorayba). Er hat sich nun einen kleinen Staat gebildet, den er in culturfreundlichem Sinne regiert. Mit den Engländern in Aden unterhält er gute Beziehungen und hofft durch die Europäer zu größerer Macht zu gelangen. Sein fruchtbares Ländchen ist wohl angebaut, Chorebe und Makalla besitzen einen für Südarabien bedeutenden Handel. Auch noch andere südarabische Fürsten haben in neuester Zeit ihre Macht ausgedehnt und ihr Gebiet erweitert. Den südlichen Theil des Wadi Gasr mit der Hauptstadt Schobom hat der Sultan von Scheker, den nördlichen Theil mit der Hauptstadt Terya ein einheimischer Fürst sich unterworfen. So existiren in Hadhramaut bereits drei kleine Staaten, zwischen denen übrigens noch immer Beduinen genug leben, die selbst dann, wenn sie sich in den Besitz eines Dorfes ge-

setzt haben, nie lange auf einer Stelle wohnen. In dem östlich gelegenen Oman hat eine entgegengesetzte Bewegung stattgefunden. Dort ist die einheitliche Regierung durch gewaltsame Thronwechsel gestürzt und das Land in Anarchie versetzt worden. Der dritte seit Palgrave's Besuch (1860) auf den Thron gelangte Sultan wird bereits wieder von einem Prätendenten bedroht, der an der Beludschenküsten sich ein Heer von Beludschen und Afghanen gebildet hat und am 19. August an der Küste von Oman gelandet ist. Da der Sultan gleichzeitig mit zwei mächtigen Stämmen zu kämpfen hat, so kann ein allgemeiner Brand kaum ausbleiben.

Die Hafenplätze des Rothen Meeres.

Wenn wir die Karte des Rothen Meeres überblicken, so finden wir trotz der bedeutenden Ausdehnung dieses Golfes nur einige wenige Hafenplätze, die für die Schifffahrt oder den Handel bis jetzt von Bedeutung sind. Dieselben verdanken ihre Stellung wohl weniger den guten Häfen, als vielmehr ihrer vortheilhaften Lage den productiveren Hinterländern gegenüber, denn fast die ganze Küstengegend ist eine sterile, vegetationslose Wüste und schwach bevölkert.

An der Ostseite haben wir zuerst das unfruchtbar Hedschasch, welches sich ungefähr bis Gumfidah hinunter erstreckt mit den Häfen von Jiddah (Dschidda oder Dschedda) und Yanbo, welche einzig und allein ihre Bedeutung den Pilgerzügen zu verdanken haben, die von hier ihre Landreise nach Medina und Mekka antreten. Von Gumfidah angefangen, beginnt alsdann das sogenannte „glückliche Arabien," Yemen, welches sich bis zur Straße von Bab-el-Mandeb hinunterzieht und als das eigentliche Productionsland dieser Seite des Rothen Meeres angesehen werden kann. Die Hauptabzugscanäle für dessen Producte gehen über Hodeida, Loheia und allenfalls auch Gumfidah; Mocha, welches einst fast allen Handel dieses Landes in Händen hatte, ist durch seine weniger glückliche Lage seinen Rivalen Hodeida und Aden erlegen und jetzt ohne Bedeutung.

Auf der afrikanischen Seite haben wir ebenfalls von Suez angefangen bis Sejatin ein wasserarmes, vegetationsloses, schwach bevölkertes Land, das an und für sich kaum die eigenen Bedürfnisse des Lebensunterhaltes für seine Bewohner zu decken vermag. Nur die verhältnißmäßig productionsreicheren Hinterländer haben hier einige Häfen als Ab- und Zuzugsplätze geschaffen, und so die Orte von Cosire, Suakin und Massaua zu ihrer jetzigen Bedeutung für die Schifffahrt und den Handel emporgehoben. Cosire, durch einen Paß, welcher die hohen Gebirge des rechten Nilufers durchschneidet, mit dem fruchtbaren Oberägypten in directe Verbindung gesetzt, ist der bequemste Ausfuhrhafen dieses Landes für alle jene Producte, welche das arme Hedschasch für den Lebensunterhalt seiner Bewohner bedarf. Weiter südlich treffen wir Suakin, den am nächsten gelegenen Hafen des an Elfenbein, Baumwolle, Gummi, Sesam und Getreide reichen Sudan, dann weiter unten noch Massaua, den günstigsten Hafen des nördlichen Abessinien und theilweise auch des Sudan.

Als die eigentliche Metropole des Handels für das ganze Rothe Meer kann jedoch unbedingt Jiddah angesehen werden. Obgleich an einer der unproductivsten Küstenstrecken, dem sogenannten Hedschasch, gelegen, ohne irgend einen selbständigen Handel, hat es sich doch in Folge seiner Nähe bei Mekka zu einer solchen Bedeutung emporgeschwungen. Außerdem mag auch seine Lage in der Mitte des Golfes, sowie der gute geschützte Hafen viel dazu beigetragen haben. Jiddah ist jetzt der Haupt- und wohl fast der alleinige Stapelplatz aller jener Waaren und Producte, welche von Europa, Aegypten und Indien eingeführt, und ebenso aller Producte, welche von den angrenzenden Ländern des Rothen Meeres dahin ausgeführt werden.

Die zweite wichtigste Handelsstadt an der asiatischen Küste ist dann Hodeida, welches, durch eine bessere Lage begünstigt, jetzt den ganzen Handel von Mocha in Händen besitzt und sich daher eines lebhaften Verkehrs erfreut. Dieselbe, mit einer Einwohnerzahl von etwa 30,000, ist jetzt der Hauptmarktplatz von Yemen. Auch diesen Hafen laufen alljährlich einige englische Ostindienfahrer an, welche, mit Pilgern nach Jiddah geladen, ihre in Schmiedeeisen, Kupfer, Blei, Baumwollstoffen und sogenannter amerikanischer Leinwand (englisches Product) bestehende Ladung hier löschen, dagegen Kaffee laden, welchen sie dann ebenfalls mit den Pilgern nach Jid

dah bringen. Der übrige Theil des hier ausgeführten Kaffees wird mit Küstenfahrzeugen, von welchen die Stadt selbst an 250 Stück besitzen soll, nach Jiddah transportirt. Diese Fahrzeuge nehmen dann die von Suez oder direct von Indien über Jiddah kommenden Waaren als Rückfracht, und sollen jährlich von dort nicht weniger als 50,000 Colli verschiedener Waaren eingeführt werden. Der Export Hodeida's beläuft sich nach dort erhaltenen Angaben jährlich auf circa 3 Millionen Oka Kaffee, $1^1/_2$ Million Oka Pottasche (aus Seetang gewonnen) und 5—10,000 Oka Tamarinden, außerdem noch eine große Quantität ausschließlich für Indien bestimmter getrockneter Fische und einige Ziegenhäute.

Loheia, nördlich von Hodeida gelegen, bildet den zweiten Ausfuhrhafen von Yemen; derselbe ist jedoch ein armseliger Ort und die Ausfuhr im Vergleich mit Hodeida nur unbedeutend; doch wird außer Kaffee noch circa 2—3000 Oka Schildpatt, dann etwas Weihrauch und Perlmutter ausgeführt.

Gumfidah, am nördlichsten Ende von Yemen, führt Baumwolle, Gummi, Butter, Honig und Getreide aus, jedoch in unbedeutenden Quantitäten. Yambo endlich, der Hafen Medina's, ist als Handelsplatz von keiner Bedeutung und nur zur Pilgerzeit findet hier einiger Schifffahrtsverkehr statt.

Auf der afrikanischen Seite hat zuerst im Norden Cosire, durch die Ausfuhr von Getreide und Hülsenfrüchten, womit es die Hedschasch versorgt, Bedeutung. Die offene, fast schutzlose Rhede macht es auch wenig zu einem Handelsplatz geeignet.

Günstiger ist schon Suakin gelegen, welches einen kleinen, jedoch vortrefflichen Hafen besitzt. Die directe Verbindung mit dem Sudan dürfte viel dazu beitragen, es schon in nächster Zeit zu einem Hauptausfuhrshafen dieses Landes zu machen. Schon jetzt werden ganz beträchtliche Mengen von Gummi, Sennesblätter, Sesam, Butter, Häute, Wachs ꝛc. nach Jiddah ausgeführt.

Der dritte und letzte Handelspunkt dieser Küste ist dann Massaua, durch seine Nähe an Nordabessinien dessen natürlicher Hafen. Die traurigen politischen Verhältnisse dieses Landes in den letzten Jahren haben jedoch sehr störend auf dessen Handelsverkehr eingewirkt, so zwar, daß selbst die ägyptische Aziziegesellschaft, welche früher diesen Hafen durch ihre Dampfer berühren ließ, wegen Mangel an Fracht die Fahrten dahin bis auf Weiteres einstellte.

Seeunfälle an den britischen Küsten.

Nach den Zusammenstellungen des Board of Trade betrug die Anzahl der Schiffbrüche und sonstigen Seeunglücke an den Küsten der Vereinigten Königreiche im Jahre 1870 2114, wobei 2594 Schiffe betheiligt gewesen sind, welche Ziffer seit zehn Jahren — von 1860 ab — die höchste ist. Die meisten Unglücksfälle kommen auf die Monate October und December. Die von Unglücksfällen betroffenen Schiffe hatten im Ganzen 537,605 Tonnen; es waren darunter 2163 britische, davon 150 Dampfer, und 387 fremde, davon 15 Dampfer, dann 44 Schiffe von unbekannter Zugehörigkeit. Nach der Ladung entfällt die höchste Zahl in diesem wie in allen vorausgegangenen neun Jahren auf Kohlenschiffe, nämlich 1869 691; nach dem Tonnengehalte waren 25 Schiffe mit mehr als 1200, 49 von 9—1200, 73 von 601 bis 900, 371 von 301 bis 600, 996 von 101 bis 300 und 1078 unter 100 Tonnen. Nach dem Orte des Unglücks kommen 1190 Fälle auf die Ostküste, 212 auf die Südküste und 595 auf die Westküste von England, 39 auf die Nord- und Westküste von Schottland, 10 auf die Scilly Islands, 5 auf Lundy Islands, 14 auf Isle of Man und 148 auf die irischen Küsten. Die Gesammtsumme der Assecuranz der verunglückten Schiffe betrug 2,245,856 Pfund Sterling. Unter der Zahl von 2114 Unglücksfällen sind 606 Schiffbrüche, Zusammenstöße u. s. w. mit gänzlichem Verluste des Schiffes und 1047 mit nur theilweisen Schäden. Die Zahl der bei Seeunfällen verunglückten Personen betrug, so weit es erhoben werden konnte, 993, dagegen die Zahl der geretteten Personen 5121. Im Jahre 1869 gab es an den britischen Küsten 234 Rettungsstationen mit 254 Rettungsbooten und 282 Raketen- und Mörserstationen.

Expedition in Australien.

Die Versuche, von Westaustralien über Land nach der Colonie Südaustralien zu gelangen, wo sich noch völlig unerforschte Gegenden von gewaltiger Ausdehnung befinden, sind immer aus Mangel an Wasser gescheitert. Kürzlich ist es endlich einem

jungen dreiundzwanzigjährigen Mann gelungen, diese gefährliche Reise auszuführen. Sein Name ist John Forrest; er reist als Feldmesser, und erhielt von der westaustralischen Regierung den Auftrag, an der Spitze einer Expedition, welche außer ihm selber aus fünf Personen bestand, und welche fünfzehn Pferde für den Transport hatte, das Unternehmen zu wagen. Dasselbe wurde in vier Monaten glücklich ausgeführt und am 29. August traf die Gesellschaft in Adelaide ein. Man fand fast überall in geringer Entfernung von der Küste gutes Weideland, aber von Flüssen, wie überhaupt von permanentem Wasser auch nicht die Spur. Aus ausgehöhlten Felsen, wo sich der Regen angesammelt hatte, mußten sie sich das nöthige Wasser verschaffen, wobei sie aber öfters Tage lang ohne einen Tropfen waren. Das gefährliche Unternehmen gelang nur, weil es zur Regenzeit unternommen wurde und die Temperatur eine ungewöhnlich feuchte war.

Indianersagen.

Die europäische Civilisation ist in unserer Gegenwart zu einer kosmopolitischen geworden, und die Zahl der durch dieselbe noch nicht berührten Stämme in den verschiedenen Erdtheilen beginnt mit jedem Tage zu schwinden. Die Verbreitung der Cultur ist eine unaufhaltsame, das Schwache muß vor dem Stärkeren und Besseren erliegen, die Naturvölker gehen ihrem Untergange entgegen, aber es würde bedauerlich sein, wenn mit ihnen zugleich die Zeugnisse ihres geistigen Lebens verloren gehen würden, die, wenn auch ärmlich und klein, doch immer eine bestimmte Phase in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit bezeichnen. Vor Allem lassen sie sich in den Blüthen des Sagenkranzes erkennen, der über jeder Volkseigenthümlichkeit schwebt, hier reicher und üppiger, dort einfacher und bescheidener, je nach den Ansprüchen des Trägers und der Natur, die ihn schenkte. Besonders begünstigt zeigen sich in beiden Beziehungen die Indianer Nordamerika's, die „edlen Wilden," wie man sie genannt hat, ein Volk mit vielseitigen Fähigkeiten ausgestattet, in anregender Umgebung und in vollkräftiger Thätigkeit seine Lebensbahn durchlaufend. Ist dann der Sommer vorüber, sind die Stammesglieder zum Wigwam zurückgekehrt, dann zählt am Lagerfeuer der Jäger die Beutestücke, die er erlegt, dann rühmt sich der Krieger seiner Wagnisse, und Beide reden dann von den Bildern ihrer Phantasie, mit denen sie auf einsamen Wanderungen die Prairien und den Wald bevölkerten. In den langen Winternächten beim Dampf der Pfeife spinnen sich die Mythenmärchen aus, man erzählt sie leise, damit die unter dem Eise des Sees lauschenden Geister sie nicht überhören mögen und sich nachher an dem Ruderer rächen für die unceremoniöse Weise, in der er ihrer Schwächen gedenkt. Der mythologische Werth dieser Indianersagen ist schon mehrfach genügend anerkannt, und es ist das Verdienst eines deutschen Lehrers in den Vereinigten Staaten, eine größere Zahl derselben in einem soeben erschienenen Bande vereinigt zu haben. Einiges derart besaß die deutsche Literatur bereits, wie Kitschigami des trefflichen Erzählers J. Kohl, das freilich nur eine beschränkte Localität begreift, aber diese mit seiner scharfen und vielfach geübten Beobachtungsgabe gründlich gegliedert. Das Meiste war in Reisebeschreibungen, vorwiegend englischen, zerstreut, oder in den ungeordneten Materialanhäufungen Schoolcraft's versteckt. Die jetzige Gabe von Knortz' Märchen und Sagen kann deshalb nur in jeder Hinsicht willkommen sein.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 78 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 174.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

März 1871.



Minatka.

Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege

von

Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Vierzehntes Capitel.

Vielleicht eine halbe Minute starrte Herr Lissov ebenso unbeweglich, wie der Tod vor ihm, auf die Leiche, dann flog er mit einem Sprunge empor und packte mit eisernem Griff die Schulter Sr. Ehrwürden.

„Wie konnte das in Deiner Gegenwart geschehen? Hatte ich Dir nicht befohlen, sie zu bewachen?“ stieß er drohend aus.

Der würdige Hirte versuchte mehrmals vergeblich, den Anfangsbuchstaben des Wortes, das er zu bilden beabsichtigte, vom Gaumen loslösen. „G— Gna— Gnade sei mit ihrer Seele,“ stotterte er endlich, „ich w— weiß nicht — aber —“

„Du weißt nicht? Warum hast Du Deine Augen von ihr gewendet? Sprich, Schurke!“

Das Gesicht Sr. Ehrwürden drückte das höchste Staunen und die stärkste Verneinung aus, daß es nur für eine Secunde seine Augen von der ihm Anbefohlenen abgewendet haben sollte. Es lag etwas drin, das besagte, wenn irgend Jemand, müsse er über den Verdacht einer solchen Pflichtvergessenheit erhaben sein. Freilich, er konnte es nicht leugnen, nur sein geistiges Auge war nicht von ihr gewichen, während seine leibliche Sehkraft sich zum Behuf seines Vorhabens nach einem Meßbuche umgeblickt. —

„Eine Reinigung ihrer Seele durch die heilige Beichte zu erzielen —“ stotterte Se. Ehrwürden fort, doch er wurde von einer krampfhaften Handbewegung des Ver-

walters unterbrochen, die ihn an der Kehle faßte, daß er, heftig mit dem Kopf vorwärts nickend, nur einen Angstruf auszustoßen vermochte.

„Schweig' oder ich erdroßle Dich! Was geschah weiter?"

In den Augen dessen, der es befahl, flammte es nicht wie Spaß, sie durchbohrten mit finstrem, überzeugendem Ernst das aschgrau anlaufende Gesicht vor sich, daß es, in allen Muskeln zitternd, erwiederte:

„Der Teufel muß es ihr eingegeben haben, weil er sich vor den heiligen Worten, die ich zu sprechen begann, fürchtete — denn plötzlich — ich blickte nicht auf ihre Hand, noch auf ihre sündige Lieblichkeit — Leiblichkeit wollte ich sagen — überhaupt, sondern gen oben empor, wie es vorgeschrieben — und ehe ich es bemerkte, mußte sie sich niedergebückt haben und hielt die Nadel, die Sie wieder auf den Boden geworfen, in der Hand — und dann, da ich nur mit dem Gedanken an das heilige Werk beschäftigt, das ich beabsichtigt — stach sie —"

„Elende Creatur, ich erwürge Dich!" knirschte Herr Lissov dumpf zwischen den weißen Zähnen und seine Hand preßte sich fester, daß der eifrige Seelsorger die Augen zu verdrehen und sein Gesicht blau zu unterlaufen begann.

Auch das Lamm versucht sich zu wehren, wenn es die Zähne des Wolfes an der Kehle fühlt.

Auch das Lamm Gottes that es in der höchsten Erstickungsnoth. Mit der Kraft der Verzweiflung riß es sich plötzlich los und schrie, sich hastig hinter den Tisch zurückflüchtend, aus Leibeskräften:

„Hülfe — Mörder — Hülfe!"

Der Wolf war ihm nicht nachgefolgt, sondern blieb ihm gegenüber stehen und maß ihn einen Moment mit prüfendem Blick.

„Willst Du schweigen?" fragte er herrisch.

Nicht, so lange der Wolf solche Augen machte. Es war nur eine Wolfslist, um ihn zu kirren. Und Se. Ehrwürden brüllte noch stärker als zuvor.

„Gut," sagte Herr Lissov kurz und wandte sich nach der Thür. Das Lamm sah ihm mißtrauisch nach, dann stieg ihm der unverkennbare Triumph, den es über den abziehenden Wolf davongetragen, wie berauschend zu Kopf und es rief keck, seiner Lammsnatur zuwider, fast herausfordernd:

„Ich fürchte mich nicht vor Ihnen! Man kommt mir schon zu Hülfe! Sie sind ein roher Mensch! Ich werde mich bei Sr. Gnaden beklagen, daß Sie mich umbringen gewollt haben, weil ich einer Hexe nicht solche Fragen vorgelegt, die gar nicht zu einem ordentlichen Hexenproceß gehören!"

Es war sehr bedauerlich, daß Se. Ehrwürden sich so wenig darüber unterrichtet zeigte, was zu einem ordentlichen Hexenproceß gehörte. Sollte er sich vielleicht gar geirrt haben und die Weihe, die stets über seinem Haupte ausgegossen und es aureolenhaft zu umstrahlen schien, nicht der Abglanz des Himmels, sondern eine höllische Verblendung des Teufels gewesen sein?

Es glimmte ein phosphorisches Feuer in den Augen des Frater Peregrinus, welches verrieth, daß er durch plötzliche göttliche Erleuchtung zu dieser Erkenntniß gekommen sei. In der Secunde, in der er die Hand auf den Thürdrücker legte, öffnete diese sich von außen, und die Brüder der Gesellschaft Jesu, mit dem großen Gelehrten in ihrer Mitte, die das Geschrei des Lammes herbeigerufen, standen auf der Schwelle.

„Meine Brüder," sagte der Frater Peregrinus ernst, „der Herr hat Euch gerufen. Er will nicht, daß ein Verbrechen gestraft werde und das andere ungerächt bleibe. Deshalb hat er mein Auge begnadet, die ehrwürdige Hülle zu durchdringen, unter welcher der Fürst der Finsterniß seinen Anhänger verborgen. Es ist großes Aergerniß im Reiche Gottes gegeben, daß ein Sohn des Teufels das Kleid eines Dieners der Kirche geschändet hat. Doch ich habe ihn erkannt, dort steht er. Verflucht sei die gleißnerische Larve, die er trägt! Ich ließ ihn allein mit der Hexe, um ihn zu versuchen, denn Ihr wißt, der Herr spricht: da ich List anwandte, habe ich ihn gefangen. Doch er fürchtete, daß sie Alles gestehen und ihn mit verrathen würde, und als ich zurückkam, sah ich, wie er ihr diese Nadel ins Herz stieß, um sie stumm zu machen."

Die frommen Brüder blickten erstaunt auf den todten Körper des jungen Weibes, aus dessen Herzen der Sprecher bei den letzten Worten die Stahlnadel hervorzog,

daß ein einziger dunkler Blutstropfen ihr nachfolgte. Sie sahen gleichzeitig mit vernichtendem Blick auf den Hirten der Lodroner Heerde, der sprachlos, blöden Auges und offnen Mundes auf die Versammlung und Herrn Lissov hinstarrte, ob derselbe in irgend einer merkwürdigen Sprache geredet, in der die Worte eine der gewöhnlichen gänzlich entgegengesetzte Bedeutung besäßen. Dann fuhr der Wolf in dieser eigenthümlichen Sprache fort:

„Erst vor wenigen Tagen ist hier ein schweres Verbrechen begangen worden, dessen Thäter bis jetzt unerforscht geblieben. Eine Grabschändung hat drüben in der Kirche stattgefunden, der Sarg des früheren Besitzers dieses Schlosses ist gewaltsam erbrochen und muthmaßlich beraubt worden. Man rufe die Pfarrköchin, die sich im Hause befinden muß, um sie zu fragen, wo der, den ich durch göttliche Erleuchtung dieser That ebenfalls anklage, sich um die Stunde des Verbrechens befunden."

Es dauerte einige Minuten, in denen Se. Ehrwürden sich vergeblich an den Kopf griff, um sich von der Wirklichkeit seines wachen Zustandes zu überzeugen, dann war Josephe gefunden und trat ein. Ihr Gesicht war roth wie immer und schoß gallsüchtige Blicke auf ihren Dienstherrn, während der Frater Peregrinus ihr die obige Frage vorlegte.

„Was er gethan? Wo er damals gewesen?" replicirte Josephe, trotz ihrer mädchenhaften Schüchternheit im ungewohnten Kreise von Männern, mit hurtiglaufender Zunge. „Eine Axt und eine Brechstange hat er genommen und ist vorsichtig zu der Kirche hinaufgeschlichen. Und dann ist er nach einer halben Stunde, von oben bis unten mit einer Kruste von Schmutz überzogen und triefend, wiedergekommen, daß ich glaubte, als ich ihm die — nun, daß er aussah, als ob er selbst ein halbes Jahrhundert in einem Grabe gelegen hätte."

Die ehrsame Magd war bei dem Satz, den sie nicht beendet hatte, noch blutrother auf den Backen geworden, als vorher, und hielt schnaufend inne. Doch sie fuhr gleich wieder in die Höh', als Se. Ehrwürden, halb noch sprachlos vor Staunen und halb würdevoll, sagte:

„Wie, Sephe? Sie weiß doch, daß grade der Herr Verwalter es war, der mich zu dem Gange abholte "

Herr Lissov streckte seinen weißen Zeigefinger aus, wie er es zwei Abende zuvor drüben im Schloß auf dem Sammetfauteuil Ihrer Gnaden gethan. „Ihr hört, meine Brüder," versetzte er, „daß der Schändliche, von der Wucht des Zeugenbeweises erdrückt, gesteht, aber die ohnmächtige List des Teufels ihm zugleich eine elende Ausflucht auf die Zunge legt, die ihre Wirkung verfehlt, da sie ihn zwiefach verderbt."

Es war indeß nur der gewaltsamen und übermächtigen Entrüstung zu danken, mit der alle Sprachwerkzeuge Josephe's kämpften, daß Herr Lissov seine Worte zu Ende zu bringen vermochte, denn aus der Geschwindigkeit, mit der die ihren jetzt, nachdem die Hindernisse beseitigt worden, hervorflogen, verrieth sich, daß keineswegs die jungfräuliche Scheu, einen Mann zu unterbrechen, die Schuld an ihrem Verstummen, der von Sr. Ehrwürden an sie gerichteten Appellation gegenüber, getragen hatte.

„Wie, Sephe? Ich bin nicht ihre Sephe! Suchen Sie, wo Sie eine andere Sephe finden! Meinen Sie, ich wüßte nicht, warum Sie die Förstersfrau zu sich ins Haus gelockt? Glauben Sie, ich hätte nicht schon längst den Braten gerochen? Ich bin nicht neugierig, Gott bewahre, aber ich wollte doch wissen, was da vorgeht und wie man mit Ihnen dran ist. Das kann Einem Niemand übel nehmen und darum bin ich vor einer halben Stunde da auf das Vordach gestiegen und habe hier hereingesehen in Ihre Stube. Na, und was ich da mit meinen Augen gesehen, wissen Sie, da hatte ich genug, und ich wäre auch gekommen, ohne daß man mich gerufen, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich eine andere Köchin suchen können."

Die entrüstete Zunge des tugendsamen Mädchens schwieg, doch ihre Augen redeten mit gleicher Eloquenz eindringlich fort, sobald sie denen Sr. Ehrwürden begegneten. Der Frater Peregrinus dagegen hatte anfänglich überrascht dreingeblickt; allein jetzt war ihm das Verständniß des unerwarteten Vorganges vollkommen aufgegangen, sein Mittelfinger streckte sich neben dem Zeigefinger aus, und er sagte:

„Ihr vernehmt, daß meine Muthmaßung begründet war, meine Brüder," sagte er. „Gott hat seinen Dienern durch den Mund des heiligen Vaters Keuschheit auferlegt,

und es wird Niemand unter Euch sein, der nach der Aussage des Weibes hier bezweifelt, daß dieser Unwürdige sein Gebot gebrochen. Wie kann dies nur geschehen sein? Indem er seine Seele dem Teufel verkaufte, der ihm zuvor schon das Kirchengrab zu schänden und heute die Hexe, die gegen ihn zeugen konnte, zu tödten befahl. Wie aber lautet Gottes Gebot? „Du sollst die Zauberer nicht leben lassen!" Es bedarf keines Beweises mehr — Ihr aber gewahrt, meine Brüder, die Allwissenheit Gottes, der auch den Holzstoß draußen erbauen ließ, obwohl er wußte, daß nach seinem Willen diese Hexe einen andern Tod erleiden würde. Doch er wußte auch, daß er einen anderen Frevler an seiner Majestät auf ihm vor sein Gericht ziehen würde, und darum gab er zu, daß Eure Hände den Scheiterhaufen errichteten, ohne daß Eure kurzsichtigen, irdischen Augen sahen, für wen er bestimmt war."

Ein bewundernd zustimmendes Gemurmel der frommen Brüder folgte auf die Worte, in denen, wie in dem Gesicht des Sprechers, eine so eherne Unumstößlichkeit lag, daß in dem Gehirn Sr. Ehrwürden zum ersten Mal der furchtbare Ernst der ganzen Verhandlung aufstieg und es derartig in Verwirrung setzte, daß er instinctiv und besinnungslos mit einem Ruck sich aus den Händen derer, die ihn hielten, losriß und auf die Thür zusprang. Doch eh' er sie erreicht, hatten zehn sich nach ihm ausstreckende Arme ihn wieder gepackt, und der Frater Peregrinus rief mit lauter Stimme:

„Ich frage den Kenner des heiligen Buches, genannt malleus maleficarum, was dasselbe als vollständigen Beweis, noch außer dem eigenen Geständniß, für das Teufelsbündniß aufstellt?"

Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, an wen diese Anfrage gerichtet wurde. Der große Remigius Bodinus Hegissopyrus hatte bisher an dem neuen und unerwarteten Proceß wenig Antheil genommen.

Sein Auge haftete nur, düstren Ausdrucks, abwechselnd auf der todten Hexe am Boden und durchs Fenster hinaus auf dem nach allen Regeln der Kunst wohlgeformten Holzstoß, der, um einen Pfahl aufgebaut, mit Strohkränzen garnirt und mit Pech sorgsam beträufelt, jetzt völlig vergeblich errichtet zu sein schien. Aber zugleich lag etwas Mißgünstiges in den Augen des großen Gelehrten, das anfangs über dies Bedauern den Sieg davongetragen. Er gedachte offenbar noch des Eingriffs, den Herr Lissov sich vorher in seine Rechte erlaubt, als er das Urtheil an der Hexe für sofort vollzugsfähig erklärt hatte. Wäre dies damals geschehen, so würde der Himmel jetzt nicht durch Teufelslist um den lieblichen Wohlgeruch eines höllischen Opfers betrogen gewesen sein. Deshalb, obwohl er keinen Augenblick an der Schuld dessen, den man bis dahin fälschlich als „Se. Ehrwürden" betrachtet, gezweifelt hatte, war die Seele des großen Gelehrten von einem gewissen brütenden Mißmuth erfüllt, dem als Revanche vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben das Mißlingen der Ueberführung eines Anhängers des höllischen Fürsten erwünscht gewesen wäre. Doch diese ungöttliche und widernatürliche Regung war nur eine hastig dahinschwindende, muthmaßlich selbst eine Versuchung des mit im Gemach befindlichen Teufels, der zu widerstehen seine Pflicht war. Ein beifälliger Laut entschlüpfte schon seinen Lippen bei der unwiderleglichen Beweisführung Herrn Lissov's, weshalb Gott der Errichtung des Scheiterhaufens kein Hemmniß bereitet, obwohl er wußte, daß der sündige Leib, für den die Erbauer ihn schichteten, nicht von den Flammen desselben verzehrt werden sollte. Und als der Frater Peregrinus mit lauter Stimme nach einem Fundamentalsatz der heiligen Wissenschaft fragte, der er in unermüdlichem Eifer sein Leben gewidmet, da zerging der letzte Nebelrest der teuflischen Versuchung vor der Himmelssonne der Pflicht, die seiner Zunge gebot, eh' noch der Gedanke darum wußte, und er antwortete niederschmetternd:

„Den vollständigen Beweis, außer dem eigenen Geständniß, liefert noch der Versuch des Angeklagten, dem Gericht zu entfliehen. Denn weshalb nur sucht er zu fliehen? Weil er sich fürchtet. Weshalb nur fürchtet er sich? Weil er sich seiner Schuld bewußt ist. Das heilige Buch sagt, er soll, ohne weiter gehört zu werden, auf der Stelle verbrannt —"

„Gnade! Barmherzigkeit! Ich bin unschuldig," heulte das Lamm. „Ich bin unschuldig! Der Verwalter will mich umbringen lassen, weil ich Sr. Gnaden, dem Herrn Grafen —"

„Schweig!“ donnerte der große Remigius. „Du bist dreifach überführt! Man rüste die Fackeln und bringe Stricke herbei!“

Es war schon zu dunkel, um zu sehen, ob Herr Lissov lächelte. Doch der Ton seiner Worte klang fast, wenn auch kaum merklich, darnach, wie er, zu dem berühmten Manne hingewendet, fragte:

„Er behauptet, daß er unschuldig sei. Was sagt der Hexenhammer darüber, Herr Doctor, sind auch Unschuldige als Zauberer und Zauberinnen hingerichtet worden?“

„Nein,“ antwortete der doctus theologiae, Jakob Hexenbrand, „wir wissen es heutigen Tages mit Bestimmtheit, daß dies nie geschehen. In früheren Zeiten hat man darüber gestritten, und es sind manche wissenschaftliche Werke über die Frage verfaßt worden. Es war in den Zeiten des Beginns des heiligen Berufes, den die Vorsehung uns auferlegt. Da kam der ehrwürdige Sprenger und leuchtete mit der Fackel der Offenbarung in die Finsterniß der Streitfrage hinein, und es ward Licht.“

„Und wodurch?“

„Er sprach nur ein Wort, und die Schuppen fielen von den blinden Augen der Schwachmüthigen, daß der Blitz der Wahrheit in sie hineindrang. Es konnte nicht geschehen, geschieht nicht und wird nie geschehen — weil Gott es nicht zulassen würde.“

Einen Augenblick blickte selbst Herr Lissov von der einfachen Erhabenheit dieses Arguments betroffen, den großen Gelehrten sprachlos an, dann erwiederte er:

„Sie haben Recht und ich erkenne meine Schwäche. Natürlich — Gott würde es nicht zulassen. Daß es jemals eine Zeit von solcher Finsterniß geben konnte, in welcher dem Blick erleuchteter Männer diese beruhigende Wahrheit verborgen blieb! Gott läßt nie zu, daß die Unschuld auf Erden verfolgt werde. Lassen Sie uns also den Schuldigen sogleich verbrennen; ich bin Ihnen für die göttliche Erleuchtung meiner Schwachmüthigkeit zu Dank verpflichtet.“

Das Gesicht des berühmten Mannes sprach vollständige Genugthuung über das Neubekenntniß Herrn Lissov's aus, der, an dem Frater Basilides vorübergehend, sagte: „Ich wünsche, daß die Execution in zehn Minuten vollzogen wird; denn ich bin durch unaufschiebbare Verpflichtungen abgehalten, dabei gegenwärtig zu sein.“

Der Angeredete erwiederte leise: „Soll es wirklich geschehen? Ich habe den Dummkopf nicht für gefährlich gehalten und glaube, daß es uns mehr Schaden als Vortheil bringen dürfte —“

„Omnia, mi frater, in majorem Dei gloriam et ordinis nostrius. Es ziemt Dir nicht, abzuwägen; ich will, daß es in zehn Minuten geschieht. Gehorche!“

Der Frater Peregrinus flüsterte es nur für das Ohr verständlich, dem es bestimmt war, doch gebieterisch, jeden weiteren Widerspruch abschneidend, und der Führer der Jesuiten von Nowensko verneigte sich stumm, während Herr Lissov das Haus verließ und sich, durch tiefe Dämmerung schon, dem Schloß zuwandte. Er schleppte seinen rechten Fuß nicht mehr nach, sondern er hinkte jetzt unverkennbar und murmelte zähneknirschend:

„Ich hätte den Narren fragen sollen, warum Gott es zugelassen, daß ich grade heut mir seinen verfluchten Haken in den Fuß getreten — —“

„Jesus Maria Joseph!“ schrie plötzlich in dem Zimmer des Pfarrhauses Josepha, die tugendsame Magd. Sie hatte bis dahin, in ihrer gerechten Entrüstung, keine Ahnung davon besessen, welche Folgen ihre Aussagen für Seine Ehrwürden herbeigeführt. Nun, wie demselben die Arme auf den Rücken geschnürt wurden, ging ihr auf einmal das Verständniß auf und sie kreischte, als ob auch sie vom Teufel besessen sei und fiel der Länge nach ohnmächtig zur Erde.

Es war keine körperliche Ohmacht, in der sich der Hirt der Lodroner Herde befand, sondern nur eine völlige Geistesabwesenheit. Er stierte Alles blödsinnig an und ließ Alles stumpfsinnig mit sich geschehen. Er war kein Lamm, und er ward gemessen nach seinem eigenen Maß. Warum hatte er nicht gewußt, was zu einem ordentlichen Hexenprocesse gehörte, und war in eine Wolfsgrube gefallen? —

Du bist der Erste, der dem Schatten Anna Gerold's nachgeht, und fast könnte man glauben, er, der drüben zum Schloß so hastig hinüberhinkt, habe Recht, und der Himmel habe die Errichtung des Holzstoßes da draußen zugelassen, weil er wußte, daß er für Dich bestimmt sei. —

„So, es ist Alles bereit," sagte der große Remigius; „im Grunde jedoch ist es eine kostspielige Holzverschwendung für das eine Teufelssubject. Ich pflege gemeiniglich, wie der Hexenhammer es anräth, sparsamer zu verfahren und immer gleich ein halbes Dutzend zusammen zu verbrennen."

Sein Auge glitt noch einmal von der Schwelle in das Zimmer zurück, das jetzt von den angezündeten Fackeln blutroth erhellt war, und traf die noch immer regungslos ohnmächtig am Boden daliegende Josephe.

„Bindet das Weibsbild und nehmt es auch gleich mit," gebot er mit befriedigtem Gesichtsausdruck. „Eine Hexe ist sie jedenfalls, da sie eingestandenermaßen mit diesem Höllensohn im Einverständniß war. Wir sparen uns morgen Holz und Zeit für andere Nachforschungen. Wäre sie unschuldig, so würde Gott nicht zulassen, daß wir sie verbrennen. Ich wittre, daß wir hier auf der Spur und in ein fluchwürdiges Hexennest gerathen sind. Aber wir werden schon aufräumen und sollten wir ihnen Tag und Nacht hindurch einheizen! Weiß Jemand von den gottesfürchtigen Einwohnern hier sonst noch eine Hexe am Ort, die wir der Ersparniß halber ebenfalls gleich noch mitnehmen können?" — —

— — — — — — — — — — — —

Die Schenkel des Winkels, welche die Wege der beiden Reiter, die von West und Südwest auf Lodronschloß zukommen, in ihrer Fortsetzung mit einander bilden, haben sich verringert. Die Dämmerung liegt jetzt über dem ganzen kaiserlichen Böhmen, doch immer noch wimmelt es im Elbthal stromauf, bis es nach Melnik gelangt und ins felsbegleitete Moldauthal einbiegt. Und immer reitet noch der einsame Reiter von Westen wie der Abendwind über das öde Land auf Schloß Lodron zu. Die Sterne ziehen am klaren Himmel herauf, und am Horizont hebt es sich blutig roth. Dann verblaßt es zu ruhigem silbernen Glanz, Mondlicht überfließt schweigsam die unbestellten Aecker, die düsteren Waldberge über ihnen, und der Reiter denkt, mit dem Finger empordeutend: „Wenn die runde Scheibe dort am Himmel steht, habe ich meinen Himmel wieder."

Immer noch folgt es auch von Südwest, hier und dort, den Spuren des neuen Rattenfängers von Hameln. Es findet sich und schließt sich zusammen und hastig geht es fort, mit Beil und Hacke, mit rostigem Schwert und Spieß, zur Jagd auf die Ratten, die Ratten, die Ratten!

Da sprengt Wenz Wlatka durch die lange Straße von Rowensko.

Der Mond scheint noch nicht hinein, er steht noch hinter einem böhmischen Bergkopfe, und es ist ganz dunkel. Aber auch im Tageslicht hätte der Frater Basilides schwerlich den glaubenseifrigen Kärner, Seine Gnaden, der Graf Mérek, nicht den dummgesichtigen sächsischen Kutscher in ihm erkannt. Wie ein Fürst, wie der Herr des weiten Landes kommt er daher, wie Einer, der in Dienertracht sich gebückt und im Staube gekrochen und plötzlich stolz das Haupt vom Boden aufrichtet und mit flammendem Auge gebietet.

Nur Einer erkennt ihn auf den ersten Blick. Einer, dessen Augen aus einem Fenster des Hauses am Markt, über dessen Einfahrt die verrostete Messingkrone mit dem Blechbande und der Inschrift! „Zur böhmischen Krone" im Winde schaukelt, noch ins Dunkel hinauslugen. Er hat so gesessen — eine wortkarge, stämmige, blondhaarige Figur mit ausdruckslosen Augen — seit der Morgenfrühe, seit der lange, hagere Schatten, der wie ein Rabe auf Reiherbeinen ausgesehen, gleich einer Erscheinung über den Markt des Städtchens gekommen und verschwunden. Der Wirth „Zur böhmischen Krone" ist es, und seitdem hält er die alte rostige Muskete am offnen Fenster auf den Knien und ein brennendes Talglicht am Fußboden, das er immer erneuert. Eine gedrehte Schnur, wie eine Lunte, befindet sich zwischen seinen Fingern; doch die Finger spielen nicht mit ihr, sondern halten sie krampfhaft umschlossen und die Augen lugen ohne Ausdruck, aber im Dunkel phosphorescirend, wie die eines Tigers, der regungslos auf seine Beute harrt, in die Mondnacht hinaus.

Auch Wenz Wlatka erkennt ihn im Fenster im Augenblick, wo sein Pferd die Böhmische Krone erreicht, und er springt nicht aus dem Sattel, sondern ruft nur innehaltend: „Es ist Zeit, Franz! Komm!"

Mit einem Satz durchs Fenster und einem wahnsinnigen Schrei ist der Mann mit der Muskete draußen und wiederholt,

wie närrisch umhertanzend: „Zeit — Zeit — Zeit! Wo hinauf?"

„Dort!" deutet Wenzeslaus, „nach Lodron. Ruf' eilig, wer zunächst ist; ich muß vorauf."

Der Andere faßt jedoch noch einmal die Croupe des Pferdes. Er will ernsthaft und leise sprechen, aber seine Lippen lachen immer krampfhaft und schrill dazwischen auf.

„Sie sind auch da — von drüben," sagt er und lacht — „gestern Mittag sind sie da den Weg hinaufgezogen, ich weiß nicht wohin. Und heut früh, im Morgenlicht, hab' ich ihn gesehen — auch dorthin —"

Ein gewaltsames, mundverzerrendes Lachen reißt ihm die Kinnbacken auf, daß er nicht weiter kann.

„Wen hast Du gesehen?" fragte Wenz.

„Ihn." Der Wirth zur Böhmischen Krone wiederholte es nur und weist mit dem Finger auf eine Stelle, ungefähr in der Mitte des Marktes, die der Mond schon bestrahlt, und deren Steine in dem blassen Schein eigenthümlich schwarz, wie verbrannt, von den übrigen abstechen.

„Ich habe ihn nie gesehen," versetzte Wenz, „auffälliger Weise nicht." Er fährt sich plötzlich mit der Hand über die Stirn und fügt fast athemlos hinzu:

„Heut früh, sagst Du? War er lang, hager, schlotternd, schwarz? Hat er einen Fuchskopf, ein Pergamentgesicht, einen schiefen, verkrüppelten Schädel? Trägt er eine grüne Brille mit tellerartigen Gläsern? Um Gotteswillen, Franz —"

Der Gefragte starrt ihn an und lacht wieder. „Das ist Er — hast Du ihn auch gesehen?"

Doch Wenz Wlatka hat schon seinem Pferde die Sporen eingesetzt und keucht angstvoll:

„Wir treffen uns in Lodron! So schnell Ihr könnt! Nach Lodron! Gott im Himmel! Nach Lodron!"

Die Funken stieben aus den schwarzen, verbrannten Steinen in der Mitte des Marktes und Wenz Wlatka ist verschwunden. Der Wirth zur Böhmischen Krone stürzt hinter ihm drein. Er kehrt nicht in sein Haus zurück, schließt das Fenster nicht. Als ob es ein fremdes wäre, in dem er nie gewohnt, fliegt er davon, durch die Straßen und schlägt donnernd mit dem Kolben seiner Waffe an die Thüren andrer Häuser und lacht und ruft:

„Es ist Zeit! Es ist Zeit! Es ist Zeit!"

Da kommt es auch schon durch die Straße, die nach Süden führt, herauf, athemlos, mit Beil und Hacke, mit rostigem Schwert und Spieß, zur Jagd auf die Ratten, die Ratten, die Ratten!

Und jede Thür, an die der Kolben geschlagen, springt auf, und eine Gestalt stürzt hervor, in jeder Tracht, barhaupt und barfüßig, mit irgend etwas in der Hand, das im Mondlicht glitzert —

Zur Jagd auf die Ratten, die Wölfe, die Hyänen, die Basilisken! — — — — — — — — — — — — — — — — —

Herr Lissov trat in das Portal des Schlosses und fragte nach Ihrer Gnaden. Sie war droben, und er stieg die Treppe hinan. Er pochte, ohne Antwort zu ererhalten, und öffnete die Thür.

In dem Zimmer, dessen Fenster auf die Kirche und die Gutshäuser hinausgingen, befanden sich noch immer die Ahnen des Hauses Mérck. Es war schon viel zu dunkel, um zu sehen, ob der gerechte Stolz über den kaiserlichen Brief, den Seine Gnaden ihren Augen vor achtundvierzig Stunden entfaltet, noch auf ihren Zügen lag, aber unzweifelhaft that er's. Es war auch zu dunkel, um sich sofort mit dem Blick zu vergewissern, ob ein menschliches Wesen in dem großen Zimmer befindlich sei, aber ebenso unzweifelhaft war es. Das Auge sagte es nicht, doch das Ohr. Ein unregelmäßiger Athemzug, bald hastig und bald stockend, nicht wie Schlaf und nicht wie Wachen, wie in halbbewußtem Alptraum, kam aus einer der tiefdämmernden Fensternischen.

Herr Lissov suchte das Dunkel des Gemachs nach allen Seiten zu durchdringen. Befand sich sonst noch etwas Lebendiges darin?

Er horchte. Nein. Das Leben athmet und es war kein zweiter Athemzug zu vernehmen. Und langsam trat er an den, welchen sein Ohr deutlich hörte, heran.

Im Dunkel webt die Kreuzspinne ihr Netz. Geräuschlos, unermüdlich, Masche um Masche. Immer strickend, strickend, strickend, sitzt sie zusammengeduckt in dem wachsenden Gewebe und harrt.

Harrt sie des Moments, wo der schöne, dunkeläugige Nachtfalter, von einem plötz-

lichen Lichtschein geblendet, taumelnd, besinnungslos in ihr Netz hineinstürzt?

Es war eine zuckende, unwillkürliche Bewegung in Herrn Lissov's Armen, als wollten sie sich vor der Zeit nach ihrer bewußtlosen Beute ausstrecken, so dicht zog es, wie übermächtig, seine Hände nach dem seidenen Haar der Träumenden, das am Fensterstock lehnte. Dann bezwang er sich gewaltsam und trat zurück. Er stieß an irgend einen Gegenstand, daß dieser klirrte und daß die Schläferin erschreckt auffuhr.

Sie erkannte ihn; auch im Dunkel war sein weißes Gesicht so unverkennbar, wie das des Todes drüben an der Wand der Kirche, und sie fragte mechanisch, ihre Angst zu bemeistern:

„Was wollen Sie?"

Vieles. So Vieles, daß es sich im Stehen kaum beendigen ließ. Und obwohl es unfraglich den Respect verletzte, unaufgefordert einen Sessel herbeizurücken, that Herr Lissov es dennoch und setzte sich darauf. Dabei wollte es der Zufall, daß er den Stuhl derartig stellte, daß dieser gewissermaßen eine Barriere vor der Nische bildete, die erst beseitigt werden mußte, wenn Jemand heraus- oder hineingelangen wollte, und Herr Lissov antwortete:

„Es ist meine Pflicht, die mir die Abwesenheit Sr. Gnaden auferlegt, über betrübende Entdeckungen mit Ihnen zu reden, gnädige Frau. Der Herr Graf hat mir zwar in unbeschränkter Weise Vollmacht ertheilt, in seinem Namen zu handeln, allein es giebt Dinge so zarter Natur, daß es für den Mann fast geboten erscheint, zuvor die Anschauungen einer Frau darüber einzuholen."

Er sagte „Vollmacht," doch sie vernahm nur die letzte Sylbe des Wortes. Ja, er besaß die Macht, die unbeschränkte Macht, er brauchte es nicht erst zu betonen. Aber daß er es that, verrieth, daß er die Absicht hatte, sie unbeschränkt zu benutzen.

Der Athem der Gräfin Wenla war nicht weniger unregelmäßig, obwohl sie jetzt unfraglich wachte. Doch sie erwiederte nichts und Herr Lissov fuhr, als ob er nichts Unerwartetes darin finde, fort:

„Sie werden sich erinnern, gnädige Frau, daß ich mich durch die mir obliegende Verpflichtung veranlaßt sah, Se. Gnaden zu ersuchen, mir einen Einblick in die Acten in früheren Zeiten auf diesem Gute geführter Hexenprocesse zu gewähren. Es hat sich leider ergeben, daß ich dies Verlangen nicht ohne zwingende Nothwendigkeit gestellt. Unter Beihülfe der frommen Brüder aus der Genossenschaft Jesu von Rowensko, deren Anwesenheit ich zu diesem Zwecke veranlaßt, habe ich in der That unter den zu Schloß Lodron gehörigen Einwohnern einen Krebsschaden entdeckt, der, alle gesunden Glieder bedrohend, um sich gewuchert haben würde, wenn ich ihn nicht mit der festen und pflichtgetreuen Hand des Arztes im Keime unschädlich gemacht, ertödtet hätte."

So dunkel es auch war, ließ sich doch noch erkennen, daß sich bei den letzten Worten die weiße, pflichttreue Hand des Arztes auf die Armlehne des in der Nische befindlichen Sessels legte, so dicht neben die Hand des darauf sitzenden Weibes, daß dieses die seinige mit scheuer Hast — wie vor einer Spinne — antwortlos wie zuvor, zurückzog.

Was flammte da drüben züngelnd auf und warf durchs Fenster seinen Reflex über das kreideartige Gesicht des pflichttreuen Arztes?

Ja, unverkennbar war es eine feurige Lohe, die mit leckender Zunge, schnell wie der Gedanke, riesig zum Nachthimmel aufflackerte, während Herr Lissov ruhig hinzufügte:

„Mit einem Worte, gnädige Frau, wir haben leider in der Frau des abwesenden Försters Gerold, drüben in dem kleinen Epheuhäuschen, eine Hexe entdeckt, die zur Strafe für viele von ihr begangene Verbrechen durch das heute stattgehabte Gericht verurtheilt worden ist, in diesem Augenblick, wie Sie sehen, den Feuertod zu erleiden."

Der plötzliche Lichtschein ist da, von dem geblendet der schöne, dunkeläugige Falter taumelnd, besinnungslos in das Netz der Kreuzspinne hineinstürzen wird.

Nein, noch nicht. Obwohl sie, mit einem gellen Schrei aufgesprungen, wie eine Leiche dastand und auf das glühende Gemenge hinausstarrte, das rauchumhüllt über den Scheiterhaufen hinwogte, aus dem ein mehr und mehr ersticktes Jammern herüberklang. Obwohl ihre schmalen Finger sich krampfhaft an ihrem Kleide bewegten, als suchten sie etwas, das ihr helfen könne wie eine Brechstange, die lebendige Barriere vor ihr

zu zertrümmern. Obwohl ihre Lippen zitterten, als wäre es ihnen unmöglich, den Abgrund des Hasses, des Abscheus, des Wahnsinns länger zu verschließen, der ihre Brust ausgehöhlt.

Trotz alledem, noch nicht. Ihr war's, als ob seine Lippen ihr eine feurige Kohle aufs eigene Herz gelegt, die sich langsam qualvoll hinabfraß, daß sie die Zähne auf einander pressen mußte, um den ungeheuren Schmerz lautlos zu ersticken. Aber es war ein Herz, lange Jahre in Noth und Jammer geübt, und sie konnte es. Vielleicht gab es eine Tortur, die sie nicht zu ertragen vermochte, denn eine Grenze besitzt jede Kraft; doch diese überstand sie.

Gab es noch eine Tortur, bei der auch ihre Widerstandskraft brechen mußte? Langsam öffneten sich die Lippen vor ihr wieder und sagten:

„Gewiß, es ist schmerzlich, gnädige Frau, und entpreßt einem zarten Gemüth einen unwillkürlichen Aufschrei, sich die Todesangst eines Wesens, an einen Pfahl inmitten des auflodernden Feuers gefesselt, vorzustellen. Allein noch schmerzlicher ist es, zu gewahren, wie die Verderbtheit sich — wenn es nicht ein Widerspruch wäre, könnte man fast versucht sein zu sagen — gewissermaßen auf die Unschuld überträgt. Es ist eben ein alter Fluch, daß die Sünden der Eltern sich bis ins vierte Glied vererben. Die Vermuthung lag deshalb nahe, daß das Kind jener Förstersfrau — es heißt Minatka, ich glaube, Sie kennen es, gnädige Frau — daß dies Kind ebenfalls den Verlockungen des Teufels zum Opfer gefallen. Es ist eine gottlose Zeit, kein Alter schützt gegen die List der Hölle, und man hat sich hundertfach genöthigt gesehen, selbst Säuglinge als überführte Anhänger des Bösen zu verbrennen. Leider hat das Geständniß der Hexe unsere Vermuthung nur zu sehr bestätigt, und ich habe den Auftrag vom Gericht erhalten, das Mädchen wie heißt es doch noch? richtig, Minatka — zu suchen und der gotteseifrigen Brüderschaft noch heut' Abend zur Erlangung eines Geständnisses — das wir, wie ich hoffe, ohne Anwendung der Tortur, oder doch nur mit gelinder, erzielen werden — zu übergeben."

Nur mit gelinder Anwendung der Tortur — — athmet die regungslose Gestalt in der Fensternische, auf deren Stirn der rothe Reflex des Feuers von draußen liegt, noch? Hat sein Scharfsinn, wenn auch nur eine gelinde, doch noch eine Tortur erfunden, die den heldenmüthigsten Widerstand, die eisernste Kraft bricht und sie, um Erbarmen bettelnd, gefügig zu Boden wirft?

„Ich suchte demnach das Kind," fuhr Herr Lissov in dem nämlichen Tone fort, „in dem kleinen Epheuhäuschen, wo ich es nach der Abführung der Mutter unter der Obhut zweier von mir bestellter, sorgsamer Wächter zurückgelassen hatte, erfuhr jedoch dort, daß es, ich weiß nicht von wem, jedenfalls in der böswilligen Absicht, es den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen, aus dem Hause abgeholt worden und hier im Schlosse befindlich sei. Es war das der eigentliche Grund meines Kommens, gnädige Frau, Ihnen diese, Sie gewiß im höchsten Maße überraschende Mittheilung zu machen, und sie zu ersuchen, sich nicht durch die Nachforschung, die, überall im Schlosse nach dem Mädchen anzustellen, meine mir von Sr. Gnaden auferlegte Verpflichtung und Vollmacht gebietet, beunruhigen zu lassen."

Er war ein so pflichtgetreuer Verwalter, wie pflichttreuer Arzt. Er besaß nicht allein die Vollmacht, die Macht, auch den Entschluß, sie zu gebrauchen.

Und ehe sie zur Besinnung gelangte, stand er mit einer tiefen Verbeugung auf und trat auf die Thür zu. War es ein Irrthum, den die Dunkelheit verschuldete, daß er die richtige, die auf den Flur hinausging, verfehlte, und bevor die wie wahnsinnig aufspringende und ihm nachstürzende Frau ihn erreichen konnte, die kleine Seitenthür, die in ein Nebengemach führte, geöffnet hatte?

Muthmaßlich war es Irrthum gewesen, denn er schlug sie sogleich hastig wieder zu. So hastig, daß ein paar große, glühende Augen nur eine Secunde lang ihm durch den Spalt entgegenzufunkeln vermochten, und so heftig, daß der Lärm des Zuschlagens das dumpfe, zornige Knurren übertäubte, das sich im Moment, wo er die Hand auf den Drücker gelegt, unter den flammenden Augen erhoben.

Einige Augenblicke pochte nur ein einziges Herz wild vernehmlich durch das schweigende Dunkel des Saales. Die Ahnenbilder des Hauses Mérek blickten unzweifelhaft verwundert auf den räthselhaf-

ten Vorgang, daß die selbstverständliche Würde der Gemahlin des Grafen Ferdinand es ihr nicht verwehrt hatte, eine so ungestüme, unbegreifliche Bewegung zu machen, herab. Dann sagte die Stimme Herrn Lissov's:

„Ihr Schutzengel hat mich zu Ihnen geführt, gnädige Frau, denn ohne meine Dazwischenkunft hätten Sie nicht erfahren, in wie gefährlicher Nähe Sie sich befunden. Es ist mir zur Gewißheit geworden, daß die Arglist des Teufels seinen Schützling, eben das gesuchte Mädchen, dort in jenem Gemache verborgen, das keinen anderen Ausgang als hierher besitzt, und das wir deshalb bei der Untersuchung völlig außer Acht gelassen haben würden, wenn nicht ein glücklicher Zufall, ein segensreicher Irrthum mich die Thür hätte öffnen lassen. Ich schließe auf die Anwesenheit des Kindes mit Sicherheit aus der des großen Hundes des Försters, einer heimtückischen, nur mit Gewalt von dem Mädchen zu entfernenden Creatur, die dasselbe überall begleitet und, wie die heutige Untersuchung ergeben, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach selbst nichts Anderes als ein in Thiergestalt umherschleichender Sendbote der höllischen Finsterniß ist. Doch zum Glück besitzen wir Mittel, denselben unschädlich zu machen, und werden diese nachher beim Oeffnen der Thür anwenden. Da ich aber durch besondere Fügung des Himmels den Gegenstand meiner Nachforschung so schnell entdeckt und mir bis zur anberaumten Stunde, in der das hochwürdige Gericht wieder zusammentritt, noch Zeit verbleibt, will ich diese benutzen, Ihnen, gnädige Frau, noch einige im höchsten Grade interessante Mittheilungen zu machen, welche sich unter den Geständnissen befunden, die von der Hexe Anna Gerold während der Tortur gemacht worden."

Herr Lissov hatte im Dunkel die Hand ausgestreckt und die Ihrer Gnaden gefaßt, die sie ihm, starr und kalt, wie eine Todtenhand, überließ. Er führte sie schweigend an den Sessel in der Fensternische zurück und sie setzte sich, wie eine Schlafwandelnde, die willenlos von dem Gedanken eines Magnetiseurs beherrscht wird. Dann schloß er mit seinem Körper wieder die Barriere vor ihr und begann seine „interessanten Mittheilungen."

Hörte sie ihm zu? Ja, sie that es, obwohl keine Bewegung, kein Athemzug verrieth, daß sie lebte. Sie that es wie Jemand, der den Tod, Schauer um Schauer, kalt auf sich herabfließen, Glied um Glied erstarren fühlt, während das Herz noch, hoffnungslos mechanisch fortschlägt.

„Es ist eine sonderbare Geschichte, die ich Ihnen erzählen werde, gnädige Frau," sagte Herr Lissov, „eine Geschichte, wie sie nur unsere eigenthümliche, alle menschlichen Verhältnisse und Gedanken bunt verwirrende Zeit hervorzubringen vermag. Man könnte sie an vielen Punkten beginnen, müßte Manches zugleich berichten, wenn es möglich wäre. Doch ich bin nicht Meister solcher Kunst, nicht Dichter und nicht in geschickten Verknüpfungen geübt. Der Werth meiner Erzählung beruht auf der einfachen Wahrheit ihres Inhalts, für den ich irgend einen Ausgangspunkt suche und in eben dem Mädchen am besten finde, das, ohne Ihr Wissen, durch übernatürliche Mittel in dem Gemache dort nebenan eine Zuflucht erlangt hat. Vernehmen Sie denn, gnädige Frau, dies Kind ist in Wirklichkeit, wie aus den Geständnissen Derjenigen hervorgegangen, die wir, Sie wie ich, bisher für seine Mutter gehalten, nicht die Tochter der Frau des Försters Gerold, und obwohl es persönlich in der Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen im Begriffe stehe, keineswegs eine bedeutende Rolle spielt, so bedingt seine Existenz doch den ganzen Verlauf derselben dergestalt, daß, wenn ich aus ihr einen Roman zu gestalten beabsichtigte, ich ihn nach dem Namen der kleinen Minatka benennen würde.

„Ich habe gesagt, ein Roman, aber es klingt mehr wie ein Märchen, gnädige Frau. Sie werden fragen, was mich dazu veranlaßt, der Fabel desselben nachzuforschen? Ich interessire mich für seltsame Verwicklungen.

„Es sind jetzt elf Jahre, da lebte im Königreiche Böhmen eine schöne Dame. Sie hieß — wissen Sie einen guten Märchennamen, gnädige Frau? — Ich habe den wirklichen vergessen und will sie Wanda nennen, obgleich der, den sie trug, noch wohllautender war. Sie war jung, kaum sechzehn Jahre, die letzte eines altadligen Geschlechtes und ihre Schönheit so bezaubernd, daß, wer sie nur einmal sah, sie bis zum Wahnwitz liebte.

„Zwei aber thaten es besonders, zwei

Freunde. Auch sie trugen gute Namen, waren reich und jung. Was sie unterschied, war nur, daß die Welt den Einen schön, den Anderen häßlich nannte. Der Erste hieß — o einen Schäfernamen, gnädige Frau! — klingt Franz nicht gut? Der zweite hieß Jost von Tabor."

„Jost von Tabor," murmelten die Lippen der Gräfin Wenla unwillkürlich — „Jost von Tabor —"

„Der Name klingt Ihnen seltsam, gnädige Frau," fuhr Herr Lissov fort, „denn er ist sonderbar deutsch und böhmisch getheilt. Es kam, weil seine Mutter eine Deutsche und sein Vater ein Böhme war. Von ihm hatte er das häßliche Gesicht und vielleicht sonst manches Häßliche. Aber das deutsche Herz hatte er von der Mutter, und mit ihm liebte er die schöne Wanda, wie er zuvor seinen Freund geliebt hatte.

„Es ist leicht, als Mann seine Häßlichkeit zu ertragen, wenn man jung und reich und hochgeboren ist. Leicht, bis zu der Stunde — wo man liebt und erfährt, daß man nicht wieder geliebt wird, weil man häßlich ist.

„Ich habe gehört, daß es deutsche Herzen giebt, die auch das ertragen. Die ihre Geliebte in den Armen eines Andern sehen können und zufrieden sind in dem Glücke, das diejenige gefunden, für die ihr Herz schlägt. Doch es darf kein anderes Blut, als deutsches, mit in solchem Herzen fließen, gnädige Frau, nicht wildes, heißes, altböhmisches, wie in dem Jost's von Tabor.

„Es war an einem Herbstabende, im Beginne des Novembers, wie heute. Drüben am Weißen Berge bei Prag verschanzten sich die Parteigänger des Kurfürsten von der Pfalz, den man damals noch nicht Winterkönig nannte, und es war ein Waffengeklirr durch das Land vom Böhmerwalde bis zu den Sudeten. Nur Einer hörte es nicht und bekümmerte sich nicht darum — Jost von Tabor. Ihm war es gleich, ob Böhmen kaiserlich oder pfalzgräflich sei, denn was ihn bewegte, was ihn Tags erzittern ließ und ihm Nachts den Schlaf raubte, war nur, was eine einzige Lippe in Böhmen ihm auf eine einzige Frage antworten würde?

„An jenem Novemberabende war er allein, wie seit Wochen, denn sein Freund — Franz — hatte Gut und Leben an die neue Sache gewagt und befand sich zum Schutze Prags bei dem Pfalzgrafen. In einem Landhause im Norden Böhmens, das ihr gehörte, lebte die schöne Wanda, und an jenem Novemberabend — die Luft war weich und wie sommerduftig, die schräge Sonne lag wundersam auf den braunen Waldbergen — ging sie in ihren Garten. Da faßte Jost von Tabor sich ein Herz und fragte sie.

„Ich sehe sie vor mir, gnädige Frau — so deutlich kann ich mich in das fremde Märchen hineinversetzen — wie ihr sonst so ruhig-großes Auge unstät blickte, als er an sie herantrat. Es suchte in der Ferne, an ihm vorüber, wie er kam, und ihre Lippe öffnete sich unruhvoll, um etwas zu fragen, und schloß es wieder zurück. Dann stand er vor ihr, und sie sagte fast heftig:

„Wie? Sie sind hier? Sie sind nicht in Prag? Sind Sie krank?"

„Das Letzte, es klang beinahe spöttisch, doch er faßte es auf und bejahte es. „Ja, Wanda," erwiederte er besinnungslos, „ich bin krank, doch Ihre Hand, ein Blick von Ihnen, ein Wort kann mich gesund machen." — „Gehen Sie," antwortete sie, ihre Hand, die er gefaßt, hastig losmachend, „Sie haben Recht, Ihr Kopf ist krank —"

„Doch er achtete so wenig auf den zweiten Hohn wie auf den ersten. Er fiel vor ihr nieder und hielt sie und sagte: „Wanda" — und er stammelte wilde, heiße, liebessehnsüchtige Worte, die Sprache des deutschen Herzens im ungestümen, leidenschaftlichen Strome des böhmischen Blutes — „Du mußt mein sein, Wanda — verlange, was Du willst, Alles, Alles will ich erfüllen — ich bin gut, Wanda, wenn Dein Wort mich dazu macht, doch ich fühle es, Wanda, auch zur Hölle kann Dein Wort mein Herz machen —"

„Sie stand unbeweglich, und ihre Augen überblickten ihn wie mit Diamantstrahlen. „Wanda," sagte er noch einmal, „versprich mir, daß Du Keinem gehörst, daß kein Wort von Deinen Lippen gekommen, das Dich bindet, und dann sprich mir das Wort."

„Da antwortete sie — und ich höre ihre Stimme, gnädige Frau, so deutlich steht das fremde Märchen vor mir — „Mein Mund hat noch nie auf die Werbung eines Mannes erwiedert, Herr von Tabor. Doch ich verstehe Ihre Frage, verstehe, weshalb Sie mit ihr in dieser Stunde zu mir kom-

men, wo Böhmens Helden vielleicht auf dem Schlachtfelde bluten. Ich verstehe es, Herr von Tabor, denn Ihr Muth treibt Sie, anzugreifen, wo Ihnen kein Mann gegenübersteht. Wären Sie blutend, verwundet, von den Mauern Prags zu mir gekommen, mein Herz hätte Ihnen keine andere Antwort geben können als jetzt. Aber dankbar hätte ich Ihre Hand gefaßt und gesagt, daß Ihr Wort mich geehrt. Doch jetzt beschimpft es mich, Herr von Tabor, denn es ist das Wort einer doppelten Feigheit, die häßlich ist wie Sie."

„Einen Augenblick wankte Alles um ihn her. Ihm war, als ob ein Blitzstrahl ihn auf die Stirn getroffen, das Denkvermögen in ihr aufgezehrt und nur das Leben, das wie Feuer brennende, wahnsinnige, böhmische Blut ihm gelassen und nach seinem Kopfe hinaufgepeitscht. In seiner Brust schrie es wie ein Thier — es schrie: „Gewalt!" und er sah auf, sein Blick durchflog den einsamen Garten, er sprang empor —

„Da stießen auch die Lippen vor ihm einen Schrei aus, doch nicht der Angst, denn ihre Augen hafteten nicht auf ihm, sie gingen achtlos an ihm vorbei auf die Landstraße, über die, staubwirbelnd wie der Sturm, ein Reiter daherkam. Von Weitem schon sah er Wanda's helle Gestalt, wie sie ihn, und schwang sich vom Pferde und flog auf sie zu. Sie eilte ihm entgegen — eine Binde lag über seinem Gesichte, unter der das Blut herabrann — und sie rief, ihm beide Hände entgegenstreckend:

„Was ist geschehen? Sie sind verwundet, Franz —?"

„Besiegt, zersprengt, geächtet," antwortete er, „es giebt keine böhmische Armee, kein pfalzgräfliches Böhmen mehr. Am Weißen Berge bei Prag liegt sein Grab, Mansfeld hat uns verrätherisch im Stich gelassen, Herzog Maximilian uns geschlagen. Der Pfalzgraf, der Fürst von Anhalt, Graf Thurn sind nach Ungarn zu Bethlen-Gabor, auf uns Alle ist ein Preis gesetzt, unsere Köpfe vogelfrei. Es ist vorbei, Wanda, ich muß fort, vielleicht auf ewig, ich weiß nicht wohin, in die Fremde. Ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen — anders hatte ich's gedacht. Ich dachte, als Sieger zu kommen und zu fragen, im Siegesrausche zu thun, was ich nie gewagt — nun bin ich ein Bettler, Wanda, Alles dessen verlustig, was mein war, besiegt, geächtet, vogelfrei, geschändet — — leben Sie wohl!"

„Er wollte ihre Hände fahren lassen, doch Wanda faßte sie fester. „Sie kommen schöner zu mir, Franz, als hätten Sie es in jenem Rausch gethan," rief sie. „Besiegt, geächtet, geschändet nennen Sie sich — nein, Sieger sind Sie, hier sind Sie es. Hier ist eine neue Heimath für Dich, Franz, die Dich ehrt und liebt — willst Du sie für die alte, die Dich ausstößt? Sie folgt Dir überall hin, in die Fremde, in Noth und Elend —"

„Und sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihm das Blut, das unter der Binde hervordrang, von der Wange.

„Seitwärts dabei, unbeachtet, ungesehen, gnädige Frau, stand Jost von Tabor. Er sprach nicht, er regte sich, athmete kaum. Nur in seinem Herzen kochte die Hölle, die Wanda aus ihm gemacht. Hätte er damals eine Waffe besessen — so wäre er der Sieger an jenem Abend geblieben, gnädige Frau.

„Lange stand er unbeachtet, ehe der Blick seines Freundes auf ihn fiel und dieser ihm überrascht mit dem Wort: „Auch Du, Jost — alle Liebe und Freundschaft vereint — was fehlt noch zum Glücke?" die Hand bot.

„Kalt und stumm nahm er die Hand, Wanda's Blick streifte an ihm vorbei, doch Franz fuhr fort:

„Ich muß noch heut auf mein Schloß, Jost, was ich von beweglicher Habe retten kann, zu bergen; morgen, übermorgen spätestens, ist es von Kaiserlichen besetzt. Begleitest Du mich? Morgen komme ich zurück, Dich mit mir zu nehmen, Geliebte. Noch auf böhmischer Erde wollen wir Mann und Weib sein und ich bringe einen Geistlichen mit, uns in letzter Stunde vor dem Abschied vom Vaterlande zu vereinen."

„Ich muß auch auf meine Güter, die demselben Schicksal verfallen wie Deine," erwiederte Jost von Tabor kurz, „lebwohl!" Er sah noch, daß Franz ihm einen verwunderten, er fühlte, daß Wanda ihm einen mißachtlichen Blick nachwarf, und er eilte fort. Er warf sich auf sein Pferd und erreichte sein Schloß. Hatte er die Wahrheit gesagt? — Er wußte es selbst nicht. Mit den Waffen in der Hand war er nicht an der Empörung betheiligt gewesen, doch

durch seine Freundschaft mit Franz, durch manches öffentliche Wort hatte er für die Sache Böhmens Partei ergriffen. Brütend saß er bis um Mitternacht; Haß, Rachedurst, Leidenschaft brannten, wallten durch seinen Kopf. Dann sprang er auf, nahm von aller seiner Habe nur eins, das er im Gewande verbarg, und ritt wieder durch die Nacht gen Westen. Zwei Stunden, drei — da band er sein Pferd in finstrem Waldgrund an einen Baum und suchte im Gestrüpp. Er kannte genau, was er suchte, und fand es auch im tiefen Dunkel — einen Gang, der in die Erde hinabführte, grade hoch genug, ihn aufrecht zu durchschreiten, und er verfolgte ihn eine halbe Stunde lang, bis er, über eine Treppe hinauf, an eine Thür stieß. Daran tastete er mit der Hand und drückte auf eine Feder, und die Thür that sich auf.

„Was er wollte — er hatte es sich selbst noch nicht deutlich gesagt; wie er es wollte, nicht bedacht. Mechanisch hatte er gehandelt und stand er noch jetzt dort, in einem dunklen Gemach, dessen Fenster kaum der erste, matte Morgenschimmer umgraute. Wie lange er so stand, er wußte es nicht — endlich, da kam ein leichter fröhlicher Schritt durch einen Corridor herauf. Es schlief noch Alles im Hause, und der Schritt war weit durch die Stille vernehmlich. Er hielt vor der Thür, und sie öffnete sich, und Franz trat, eine Lampe in der Hand haltend, ein. Sie flackerte in der Zugluft, aber der Schein des Lichtes, der auf sein Gesicht fiel, war hell genug, ein strahlendes Feuer in seinen Augen, einen übermüthigen Glanz auf seinen Zügen erkennen zu lassen, als ob er in Wahrheit nicht besiegt sich zur Flucht rüste, sondern als ob er bekränzt von einem Siegesfeste komme. So flammten in rosigem Schimmer seine Wangen, so elastisch, wie triumphirend, erhob sich sein Fuß, bog sich sein Leib, wie er niederkniete, etwas am Boden zu suchen — im Dunkel hinten stand Jost von Tabor, der wirklich besiegt, geächtet aus der einzigen Hoffnung seines Lebens, geschändet an Stolz und Mannesehre war — das Alles von ihm, den er seinen Freund genannt, dem Hochmüthigen, dem zufälligen Kinde des Glückes, den die Natur schön, anmuthig, herzgewinnend gebildet, der, ehe dieser Tag zu Ende ging, Jost's einziges Kleinod, für das dieser der Hölle seine Seele zu verkaufen bereit war, an sich reißen und als flüchtiger Bettler reicher denn der stolzeste Sieger sein sollte —

„Nein, noch war er es nicht — noch nicht! „Der Hölle meine Seele für Dich, Wanda," stöhnte Jost von Tabor und hob den Arm gegen den Nacken des Knienden. Dann blitzte es auf und krachte hinterdrein, und Franz fiel taumelnd zurück — eh er den Siegeskranz erbeutet, lag der Sieger besiegt, todt in seinem Blut —"

Ein jäher Aufschrei der Gräfin Wenla unterbrach den Erzähler. „Jost von Tabor war's, der die Schurkenthat vollbrachte? Woher weißt Du das, Mensch — woher weißt Du das Alles?"

Die Lippen Herrn Lissov's mußten sich eigenthümlich bewegen, man vermochte nichts mehr von ihnen zu gewahren, aber man hörte es an dem Klange der Worte, mit dem er fortfuhr:

„Ja, eine Schurkenthat war's wohl, gnädige Frau, eine häßlich feige That. Doch Sie werden sich erinnern, daß Wanda es gesagt hatte, er sei ein häßlicher Feigling. Hätte sie ihm eine andere Antwort gegeben, er wäre vielleicht ein Held gewesen — hätte es eine andere Möglichkeit gegeben, ihm den Siegeskranz noch streitig zu machen, er hätte vielleicht seine Seele der Hölle nicht mit Freundesblut verkauft. Nun war's geschehen, und nun der Preis! Eh der Schuß die Bewohner des Schlosses aus den Betten gerissen, eh sie ihren Herrn, nicht aus Böhmen, aus dem Leben hastig entflohen, gefunden, hatte Jost den Ausgang des unterirdischen Ganges erreicht und schwang sich auf sein Pferd und jagte nach dem Hause, wo er am Abend zuvor vernommen, daß eine schöne Frau den nicht liebt, der feig und häßlich ist. Wie die gespenstische Jagd, die um Mitternacht von der Hölle freigelassen, flog er dahin — er wollte ihr sagen: „Ich habe Dich mit Blut, mit ewigem Verderben gekauft, Du bist mein! Komm mit mir, gutwillig oder mit Gewalt! Du mußt, denn Du bist mein und ich bin der Sieger —"

„Hahaha — wissen Sie, was man ihm, dem Freund des Hauses, im Vertrauen zur Antwort gab, gnädige Frau, als er fragte, wo Wanda sei? Hahaha — die Hölle schließt ihre Geschäfte klug ab! Als Jost sie verlassen, hatten sie ihren Plan geändert; sie hatte ihn begleitet auf sein

Schloß, und ehe die Mitternacht kam, hatte der Pfarrer dort ihre Hände ineinander gelegt und als der Morgen anbrach und Franz, sich zur Flucht zu bereiten, in das Zimmer kam, wo Jost von Tabor seiner wartete, da strahlte das Feuer nicht in seinen Augen, da brannte der Glanz nicht auf seinen Wangen, weil er des Siegeskranzes gedachte, den er am Abend zu erbeuten hoffte, sondern weil er Sieger war und von dem Siegesfeste kam, das er gefeiert."

Der Ton der Erzählung Herrn Lissov's hatte sich zum Schluß, obwohl er gedämpft klang, zu einer dämonisch leidenschaftlichen Gluth gesteigert. Sein Athem streifte verzehrend die Wange des nach jenem kurzen Aufschrei wieder wie erstarrt zurückgelehnten Weibes; nun hielt er eine Weile inne. Drüben fielen die verkohlenden Holzscheiter, nur noch hier und da aufflackernd, zusammen und vermischten das sterbliche Theil Sr. Ehrwürden, der in eine Wolfsgrube gerathen, weil er nicht gewußt, was zu einem ordentlichen Hexenproceß gehöre, und die irdischen Ueberreste der tugendsamen Josephe, die unzweifelhaft eine Hexe gewesen, mit ihrer Asche, während ein vielstimmiges: „Gloria in excelsis Deo" vernehmlich durch den Rauch herüberdrang.

Oben auf diesem Rauch, wo er sich in flatterndes Gewölk zertheilte, das vermuthlich die Seelen der beiden Teufelscreaturen direct zur Hölle hinauf trug, lag das weiße, silberne Mondlicht, wie über Allem im ganzen, ruhigen, kaiserlichen Böhmen. Es sah auf die Dächer Prags herab und auf das schwarzdurchwimmelte Moldauthal, auf den Reiter, der von Rowensko mit Sturmeseile herabflog, und auf die athemlosen Gestalten, die sich, mit den glitzernden Instrumenten in der Hand zur Rattenjagd, keuchend an seine Ferse hefteten.

Nur — wo ist der andere einsame Reiter geblieben, der von Westen gekommen? Das Mondlicht, das Alles gewahrt, was auf der Erde ist, sieht ihn nicht mehr, als ob die Erde ihn verschlungen. Drüben im Waldgrund klingt ein Gewieher durch die Nacht, und der silberne Schein biegt und windet sich geschmeidig durch die entblätterten Bäume, um unter ihnen den Reiter zu suchen. Doch umsonst — er findet nur das Roß, mit dem Zaum an einem Stamm befestigt, ungeduldig scharrend — wo ist der Reiter — —?

„Ich habe versprochen, Ihnen die Geschichte der kleinen Minatka zu erzählen, gnädige Frau," begann Herr Lissov wieder, „und was ich bisher berichtet, gehörte Alles dazu. Nur war es ein Vorspiel, welches vor dem Leben der Heldin meiner Geschichte verlief, das damals begann. Ich kann wieder zwei Wege einschlagen, die sich weit von einander spalten, um den Faden meiner Erzählung festzuhalten, das Leben Wanda's und das Jost's von Tabor. Obwohl ich das letztere am genauesten kenne, will ich doch jenes zuerst wählen. Die Geschichte meldet nicht, was Wanda gesagt, gethan, als sie, vom Wiederhall des Schusses aus dem Hochzeitsbett gescheucht, ihren schönen Freund todt und ohne Abschied fortgegangen auffand. Doch ihr ward ein Trost, daß sie nicht viel Zeit zur Besinnung behielt, denn am Abend desselben Tages schon trafen die Kaiserlichen im Schloß ein und fahndeten auf den Besitzer. Allein man hatte es erwartet und ihn schleunig in die Kirche eingescharrt, damit der Siegestaumel der Soldaten nicht im Tode sein Spiel mit ihm treibe, und wies ihnen sein Grab. Sie hatten Wichtigeres zu thun, als einen Grabstein zu lüften und einen Sarg aufzubrechen, und ließen ihn ungestört. Im Uebrigen waren es artige Leute und Wanda hätte nicht so spurlos vor ihnen zu verschwinden gebraucht, wie sie es that. Zuerst aus Gram vermuthlich, dann aus anderem Grund. Fast ein Jahr lang verschwand sie aus den Augen der Welt, die nichts davon ahnte, was in jener Nacht geschehen, an deren Morgen man Franz in seinem Schlosse ermordet gefunden. Dann kehrte sie eines Tags — von langer Reise, hieß es — auf ihr früheres Besitzthum zurück und lebte dort wie zuvor, bis ein neuer Bewerber sich bei ihr einstellte und ihre Hand begehrte.

Dieser war schon ältlich, der letzte aus einem armen, doch vornehmen gräflichen Hause, von einem albernen Gefühl seiner Wichtigkeit, seiner Abkunft und Stellung durchdrungen, ein würdevoller Narr — nennen wir ihn Graf Ferdinand, gnädige Frau — und es ward Wanda nicht schwer, seine Werbung verächtlich — sie besaß ja Uebung darin, gnädige Frau — abzuweisen. Trotzdem wiederholte er sie zum zweiten Male und erlitt gleiches Schicksal. Er liebte Wanda nicht, denn er hielt derartige

Empfindungen für Kennzeichen, gewissermaßen für eine Profession niederer Stände, die nicht in die Region seiner Lebensstellung hinaufreiche. Allein dennoch entzückte ihn ihre Schönheit, nicht weil sie seine Sinne gefangen nahm, sondern weil sie, als das Resultat einer der seinigen gleichen Ahnenreihe, ihm als erforderlich zur Repräsentation der Würde seines Hauses erschien. Er hielt es für nothwendig, daß seine Gemahlin alle Frauen des höchsten Adels an Schönheit ebenso überrage, wie er die Männer. Es kam noch hinzu, daß sie in anderer Hinsicht fleckenlos in seinen Augen dastand. Wie er sich mit Verachtung von ihr gewandt hätte, wenn an irgend einer Stelle der leiseste Verdacht einer nicht ebenbürtigen Verbindung auf ihrem Stammbaum geruht, so würde er es auch gethan haben, wenn nur der Schatten eines Makels über sie gefallen wäre, daß irgend einer ihres Hauses sich an der Rebellion gegen den Kaiser betheiligt gehabt. In dem Augenblick, wo er dies erfahren, wäre sie für ihn zu einem Nichts geworden, denn ein Rebell stand für ihn nicht auf der Stufe des gemeinsten Verbrechers, sondern entstammte gleichsam einem noch unter der Hefe der Menschheit befindlichen Geschlecht so niedriger Art, daß es in allen seinen Mitgliedern für die leiblichen und geistigen Sinne Graf Ferdinand's nicht mehr existirte.

„Zum Glück wußte er, daß es völlig unmöglich war, daß Wanda, die letzte ihres Namens, von solchem Makel belastet sein konnte, und eines Tags kehrte er zum dritten Male zu ihr zurück und brachte ihr die Botschaft, daß der Kaiser ihm für seine ausgezeichneten Verdienste sämmtliche Güter des ehemaligen Rebellen Franz zum Besitz überwiesen habe.

„Wenige Wochen nachher, gnädige Frau, war Wanda die Gemahlin des Grafen Ferdinand.

„Hatte sie ihm nur aus Habsucht die Hand gereicht? Lockte sie der fürstliche Reichthum? Man sprach viel darüber, Niemand begriff es.

„Sie und ich, gnädige Frau, zwei von den Wenigen, welche die Lebensgeschichte derselben am Abend nach der Schlacht am Weißen Berge kennen, wir wären fast versucht, noch eine andere Frage hinzuzufügen:

„Hatte sie des Grafen Ferdinand Werbung aus dem nämlichen Grunde angenommen, wie die ihres ersten Gatten — weil er ihr die nämlichen Besitzthümer zubrachte?

„Meine Geschichte ist bald zu Ende, gnädige Frau; sie kehrt nur noch einmal zum ersten Hochzeitsmorgen Wanda's zurück und folgt dem andern Wege, der von ihm begonnen.

„Als Jost von Tabor sie nicht fand, die er sich mit Blut erkauft, als er hörte, was geschehen, wie die Hölle ihn betrogen, da verwirrte sich sein Kopf. Er bestieg sein Pferd wieder und jagte, wie betäubt, nach dem Schloß zurück. Fliehende begegneten ihm unterwegs und warnten ihn, er werde von Kaiserlichen gesucht, auch auf seinen Kopf sei ein Preis gesetzt. Doch er hörte es nicht und ritt vorwärts, und blindlings ritt er grade hinein in die Mitte derer, die auf ihn fahndeten und ihn frohlockend als Freund des Rebellen Franz in Ketten legten. Es war wieder eine blutige Ironie der Hölle, die ihm den Kaufpreis gezahlt — die höhnischste vielleicht, daß sie ihm den Kopf nicht nahm, daß sie das Feuer in seinem Herzen fortfressen ließ. Ich will kurz sein. Man nahm ihm seine Güter, man warf ihn zu Wien in den Kerker, länger als vier Jahre, dann öffnete man ihm das Gefängniß — er erkannte sich selbst nicht, als er sein Gesicht zum ersten Mal sah — und man brachte ihn auf ein Schiff, das ihn nach Spanien führte. In glühendem Sonnenbrand wurde er dort baarhaupt durchs Land transportirt, bis an ein Kloster, ein Jesuitencollegium, in dem er fortan mit zusammengefesselten Beinen Knechtsarbeiten verrichten sollte.

„Ja, kurz will ich sein. Die Kinder der Hölle erkennen sich schnell. Er blieb nicht lange Knecht, die frommen Brüder sahen dankbar, wie man sich in Wien geirrt; daß es keine Strafe für ihn, sondern eine Gunst — himmlische Fügung nannte man's — für das Kloster gewesen, daß man ihn dorthin gesendet. Ehe wiederum vier Jahre verflossen, nannte man ihn nicht mehr Diener, sondern Bruder — Frater Peregrinus, weil er aus der Fremde gekommen — und er war ein gelehriger, ein dankbarer Zögling, denn seine Brüder verhalfen ihm zu dem, was er brauchte, wohin noch immer alles Blut seines Herzens strömte, wie die Nadel nach dem Pol sieht.

Er wollte sich rächen, sein verdorbenes, qualvoll-ruhloses Leben sich bezahlen lassen mit dem Preis, um den die Hölle ihn einmal betrogen, und erlangte, daß man ihn nach Wien sandte im Auftrag des Ordens. Er war gut, war warm empfohlen von der Hölle, und ihr Statthalter auf Erden erkannte, daß er nutzbar sei, d. h. der Jesuitengeneral gab ihm die Macht, nach der er gerungen, und stellte alle Teufel Böhmens unter seinen Befehl. Doch ihm fehlte noch immer das Wichtigste, das Mittel, in die Nähe der Frau zu kommen, die sein Herz — vielleicht wahnsinniger noch als vor einem Jahrzehnt — begehrte, um sein Netz um sie zu spinnen, sie in seine Gewalt bringen zu können, und er mußte warten, zähneknirschend warten im Angesicht seines Eigenthums, das er mit seiner Seele bezahlt hatte. Aber er konnte es, denn er wahr zehn Jahre älter, war klug, war Jesuit geworden, und er wartete, bis Graf Ferdinand durch sein Veranstalten nach Wien kam und aus seinem Munde begreifen lernte, daß ihm grade ein so tüchtiger, in allen Dingen bewanderter Verwalter fehle, wie der Frater Peregrinus, und sich glücklich schätzte, soweit solche Fragen überhaupt an die unnahbare Höhe seines Daseins hinanzureichen vermochten, Jost von Tabor, der einen andern, unscheinbaren weltlichen Namen angenommen, mit sich auf sein Schloß zu nehmen und ihm die Obhut desselben mit Allem, was darin befindlich, anzuvertrauen."

Zum zweiten Male unterbrach ein Schrei den Erzähler. „Jost von Tabor!" Es war derselbe Ruf des Entsetzens, den die Lippen der Gräfin Wenla schon einmal ausgestoßen. Nur war es jetzt nicht mehr finster wie damals, das Mondlicht draußen auf allen Gegenständen erhellte mit ungewissem Schein das Zimmer und das weiße Gesicht auf dem Sessel, in das die Augen der Gräfin, mechanisch vorgebeugt, sich mit geisterhaftem Ausdruck hefteten.

„Jost von Tabor," wiederholte Herr Lissov mit eigenthümlichem Ton; „wenn Sie es wünschen, Wenla, kann er Ihnen selbst seine Geschichte weitererzählen. Sie kennen dieselbe wieder aus der jüngsten Zeit, und Ihr Gesicht hat ihm oft gesagt, daß Sie ihn, ohne ihn zu kennen, nicht weniger häßlich gefunden als früher. Vier Jahre im Kerker und das Jesuitenkloster und das Feuer, das im Innern fortfrißt, machen nicht schöner, sie entstellen manchmal so sehr, daß man von denen nicht wieder erkannt wird, denen man am nächsten gestanden. Darum nennen Sie mich nicht Jost von Tabor, Wenla — der ist geächtet, todt — ich trage einen schlichten, bürgerlichen Namen —"

„Was wollen, was verlangen Sie von mir?" stöhnte die Gestalt in der Fensternische, wie von Fieberschauern gerüttelt. „Lassen Sie mich — ich will Ihnen vergeben, vergessen, was Sie bis heut gethan —"

Er lachte mit den Zähnen auf. „Sie kennen meine Geschichte aus der jüngsten Zeit nicht ganz, Wenla, es ist eine Seite darin, die ich Ihnen noch erzählen muß. Sie hatten sich nicht verändert, Wenla, als ich Sie zum ersten Mal wiedersah; der Gram hatte nicht an Ihrer Schönheit gefressen, die mich heut mit demselben Beben erfüllt, wie vor zehn Jahren, aber es stand etwas auf Ihrer Stirn, etwas Verschleiertes, etwas wie ein furchtsames Geheimniß, das Sie unter einem Hochmuth zu bergen suchten, der Ihnen fremd ist, und das die Neugier jedes Bruders der Genossenschaft Jesu gereizt haben würde, wenn er auch nicht dereinst Jost von Tabor geheißen. Und ich fragte mich, was ist das für ein Geheimniß? Und ich sagte mir, es ist dasselbe Geheimniß, auf dem die Erklärung ruht, daß ich das Weib Franz von Lodron's als Gattin eines albernen Narren wiederfinde, und wenn ich es gelöst, habe ich mein Spiel gewonnen und ist mein Einsatz bezahlt. Ich versprach Ihnen die Geschichte der kleinen Minatka, Wenla — soll ich Sie Ihnen noch weiter erzählen? Soll ich Ihnen sagen, wer die Mutter der kleinen Minatka ist, welche Stunde sie ins Leben rief? Es war eine Mutter, der nichts auf der Erde geblieben, als ihr Kind, und um seine Zukunft zu schützen, um ihm durch List das Erbe seines Vaters zu hinterlassen, das ihm vor der Geburt entrissen, entschloß sie sich, die Gemahlin Graf Ferdinand Mérek's zu werden, als er mit der Botschaft zu ihr kam, daß der Kaiser ihn zum Besitzer der Güter Franz von Lodron's, des Rebellen, gemacht. Viel, unendlich viel gewann ihre Klugheit über sich acht lange Jahre hindurch, nur eins nicht — sich von dem Kinde zu trennen,

für das sie lebte und nach Reichthum trachtete. Sie nahm es mit sich und gab es einer jungen Frau, die als Mädchen schon an ihr gehangen, die ihr schwören mußte, nie zu verrathen, daß es nicht ihr eigenes Kind sei, und die ihrem Eide treu blieb bis zum Tod. Denn die Folter hat Anna Gerold nichts entpreßt, Wenla, sie ist nicht dort verbrannt worden, sondern sie hat sich selbst getödtet, um ihre Treue nicht zu brechen. Ich weiß Alles, aber was ich gewollt, habe ich durch die Unerschütterlichkeit jenes Weibes nicht erreicht. Ich habe keine Beweise in Händen, daß ich vor Graf Mérek hintreten könnte und ihm sagen: „Ihre Gemahlin war die Gattin eines geächteten Rebellen, sie ist die Mutter eines Kindes, dem Franz von Lodron, der sich gegen den Kaiser empört, das Leben gegeben, eines Kindes, um dessenwillen die Frau des Rebellen Sie betrogen, den erhabenen Stammbaum des Mérek'schen Geschlechtes befleckt, weil sie dem Kinde das Erbe seines Vaters zu erhalten gedachte. Wenn ich mit den Beweisen vor ihn hingetreten wäre, wissen Sie, was Graf Mérek gethan hätte, Wenla?"

Nur ein Stöhnen rang sich als Antwort aus der angstvoll wogenden Brust am Fenster. —

Jost von Tabor fuhr fort: „Sie wissen es so gut wie ich, Wenla, und deshalb zitterten Sie vor mir, als Sie, ohne mich zu kennen, empfanden, daß ich an den Fugen ihres Geheimnisses rüttelte, denn Graf Mérek hätte Sie mit ihrem Kinde in die Nacht, in die Wildniß hinausgejagt, nicht wie ein Thier, sondern wie ein Nichts, das Sie von dem Augenblicke an in seiner Vorstellung gewesen wären. Und dann wäre ich gekommen, ich, Jost von Tabor, und hätte gesagt: „Wenla, ich werbe noch einmal um Sie, doch hüten Sie sich, daß Sie mir nicht wieder eine Antwort geben, daß es abermals: Gewalt! in mir schreit, denn Franz von Lodron kommt nicht wieder, um mich daran zu hindern."

Glänzender denn je liegt das Mondlicht über Böhmen. Es fließt jetzt auch über die Seite von Lodronschloß, die bisher im Schatten lag; durchs Fenster über das weiße, wie leblose Gesicht, an das Herr Lissov seine Worte richtet. Nur den einsamen Reiter von Westen sucht es immer noch umsonst und findet statt seiner nur immer noch drüben im Waldgrund das ungeduldig scharrende, wiehernde Pferd.

Herr Lissov stand auf. „Ich habe diese Beweise für Graf Mérek nicht, Wenla," sagte er. „Sie haben es gehört. Aber ich habe die Macht — die Macht, Sie zu fragen, wie ich es gewollt. Ich werbe um Dich, Wenla, zum zweiten Male, willst Du mit mir gehen? Ich bin reich, und die Zukunft Deines Kindes ist auch in meiner Hand gesichert. Wir fliehen über den Ocean in die neue Welt, und die alte mit ihrer Vergangenheit fällt wie ein Schatten von uns ab. Gieb mir den Himmel, daß er die Hölle in mir bekämpft! Ich liebe Dich, Wenla, wie vor zehn Jahren, wie Franz von Lodron Dich je geliebt, und ich will Dich besitzen. Ich habe Dich mit Blut gekauft und will den Preis, für den ich bezahlt, will für mein qualvolles verdorbenes Leben den Preis. Gieb mir Antwort, oder ich gebrauche die Macht, die ich heut besitze, ich schwöre es Dir. Du meinst, ich sei ein Schurke, ein häßlicher Feigling und habe jedes Wort gebrochen — sei unbesorgt, die Hölle in mir hält diesen Eid. Ich ziehe keine Waffe wieder aus der Brust und tödte Dich, Wenla, wie ich den Ersten getödtet, der zwischen mir und Dir stand. Damals war ich nur jung und von heißem Blut, aber ich bin nicht umsonst Jesuit gewesen und habe die Kunst erlernt, Mittel anzuwenden, die zum Zweck führen. Gieb mir Antwort, Wenla, oder heut Abend noch liegt Deine Tochter als Teufelskind auf der Tortur!"

Nur der Wahnsinn kann so schreien, wie die Gräfin Wenla von Mérek-Lodron aufschrie. O hätte sie ihn damals getödtet, um Mitternacht, in dem Gange, als er in ihre Hand gegeben! Als er von seiner eignen Angst zusammengebrochen, weil er dem Gespenst Franz von Lodron's zu begegnen glaubte! In ihrer Brust jammerte es: „Erbarmen!" aber die Lippe sprach es nicht aus, denn sie wußte, daß er keines besaß.

„Gieb mir Antwort, Wenla?"

Sie wußte nicht, daß sie ja oder nein sagte, sie hörte nur denselben Klang im Ohr, der in ihrer Brust schrie:

„Schone mein Kind — —"

Doch sie mußte etwas erwiedert haben, das ihn befriedigte, denn er verbeugte sich vor ihr und versetzte:

„Ich habe nur etwas auf meinem Zim-

mer zu holen, etwas, das uns nöthig ist, ein neues Leben drüben zu beginnen. Ich habe es für Dich, für diesen Augenblick erspart, Wenla; es giebt tugendsame Leute, die es Diebstahl nennen würden, obgleich sie es ganz in der Ordnung gefunden, daß die Hände der Kaiserlichen sich in die Taschen Josts von Tabor gesteckt und ihm Alles genommen, was er besaß. Die Brüder Jesu hatten auch darin Recht, auf den Namen kommt es nicht an, der Zweck heiligt die Mittel — die Mittel, die sie mich erwerben gelehrt. Ich kehre in wenigen Minuten zurück — ich mißtraue Dir nicht, Wenla, und bin sicher, daß Du nicht zu fliehen versuchen wirst, denn Du weißt, daß ich gute Spürhunde besitze und Dich finden würde, ehe der Morgen graut. Aber ich wäre dann vielleicht nicht mehr im Stande, Deine Tochter, auf welche die frommen Brüder als Hexe fahnden, vor der Daumschraube und Pechkränzen zu bewahren. Darum bin ich im Interesse der kleinen Minatka, unseres Kindes, vorsichtig und schließe die Thür, bis ich zurückkomme."

Er that es, wie er es sprach. Ein eigenthümlicher, halb sarkastischer, halb leidenschaftlicher Nachdruck hatte auf den Worten „unseres Kindes" gelegen, der die Eingeschlossene eisig durchschauerte. Einen Augenblick stand sie noch wie leblos — sie hörte, wie der Schlüssel sich drehte, wie der hinkende Schritt ihres Verfolgers den Corridor hinab verklang — dann sprang sie auf. Das Blut schoß rückströmend mit so plötzlicher Heftigkeit ins Gesicht, daß sie schwankend und wie geblendet nach der Thür des Nebengemaches tastete. Sie öffnete dieselbe und rief leise:

„Minatka!"

Das kleine Mädchen kam.

„Sollen wir wieder zur Mama gehen?" fragte es.

Ihre Mutter hob es auf den Arm.

„Vielleicht, mein Kind, vielleicht eher, als wir denken."

„Laß Mil auch mit," bat Minatka, „ich fürchte mich nie, wenn er bei uns ist. Der häßliche Onkel könnte uns begegnen."

„Nein, diesmal nicht, er würde uns verrathen. Bleib da, Milosch!" Sie schloß die Thür zum Nebengemache wieder, und eilte mit dem Kinde auf dem Arm ans Fenster. Geräuschlos öffnete sie es — der Boden lag vielleicht zehn Fuß darunter, doch er war mit allerhand Rankgewirr und verwehten Blättern bedeckt —

„Was willst Du?" fragte Minatka ängstlich und drehte den Kopf furchtsam zurück. Wenla legte ihre Hand auf die Lippen und flüsterte: „Sei still, mein Kind; es muß sein, sonst kommt der häßliche Onkel und holt uns."

Mußte es sein? Gewiß, es gab keinen anderen Ausweg mehr. Aber hatte er an diesen nicht gedacht? Oder hatte er gedacht, daß sie nicht den Muth haben werde, mit dem Kinde den Sprung zu wagen? Oder —

Oder hatte er absichtlich diesen Ausweg offen gelassen, um sie aus dem Schlosse fortzulocken und sich seiner Beute draußen zu bemächtigen, wo Niemand ihren Hülferuf hörte?

Einen Augenblick dachte sie das Letzte, dann verwarf sie es. Sie war hier in seiner Hand wie überall, Niemand half ihr, wenn er befahl, und die Flucht war die einzige Rettung. Die Flucht in die Nacht hinaus, durchs Thal an die Iser hinab, und verfolgte, erreichte er sie, dann hinunter in den barmherzigen Fluß, die hoffnungslose Noth ihres Lebens auszulöschen — mit ihrem Kinde zugleich, eh es zum selben Jammer emporwuchs.

Noch einmal drückte sie es fest an sich, breitete die Arme wie eine schützende Decke um seine zitternden Glieder und sprang hinab.

Der Stoß war heftiger, als sie geglaubt. Es dauerte einige Secunden, bis sie sich aus den dornigen Ranken, die ihr Gesicht und Hände verwundet, losgemacht. Die kleine Minatka hatte der Fall ihr aus den Armen gerissen und sie weinte leise: „Du hast mir weh gethan."

Wenla nahm ihre Hand und zog sie mit sich fort. Sie horchte einen Augenblick auf; Niemand schien etwas von dem Vorgang bemerkt zu haben. Drüben um das erlöschende Feuer bewegten sich die schwarzen Gestalten der Brüder von Rowensko; die Fliehende drückte sich in den Schatten des Schlosses, aber sie mußte an jenen vorüber. Nur zehn, zwanzig Schritte über die mondbestrahlte Fläche, dann hatte sie den Schatten wieder erreicht.

Sie zauderte einen Moment, bis die Gestalten ihr abgewendet erschienen. Da hörte sie plötzlich hinter und über sich einen

jähen Aufschrei im westlichen Flügel des Schlosses und sie flog erschreckt, besinnungslos über das beglänzte Terrain.

Nur um einen Schritt war sie mehr von dem Schatten des Bergwaldes entfernt. Aber es war doch ein Jesuitenauge, das sie gesehen. Eine heisere Stimme fragte: „Was läuft da?" und eine andere antwortete: „Gewiß eine Hexe mit ihrem Kind, die das Feuer aus dem Nest gestöbert."

Hallten Schritte hinter ihr drein? Nein, es war nur das Klopfen ihres Herzens. Vielleicht war der Himmel barmherzig, und es gab doch noch Rettung, hinaus in die Nacht, die Noth, die Kälte und den Hunger, aber auch in die Freiheit, ins Leben, in die Liebe!

Da sagte die kleine Minatka schluchzend: „Du hast mir vorhin am Fuß weh gethan, und ich kann nicht mehr gehen, und wir kommen auch hier nicht zur Mama — —"

Fünfzehntes Capitel.

Herr Lissov war den Corridor hinuntergegangen. An der nächsten Biegung desselben brannte eine Wandlampe, die er herabnahm und mit ihr seinen Weg fortsetzte. Durch die langen, düstren, hallenden Fliesengänge, durch die der alte Ralph ihn am ersten Abend seiner Ankunft in die für den neuen Verwalter bereiteten Zimmer geführt hatte.

Herr Lissov lachte im Gehen, obwohl dies ihm Schmerz bereitete, geräuschlos zwischen den Zähnen. Der alte Ralph lag in Ketten drunten im Thurm — wer war außer ihm an jenem Abend noch zum Schutze der Herrin von Lodronschloß vorhanden gewesen?

Drüben noch zwei Leute in dem kleinen Epheuhäuschen — wo waren sie geblieben? Beide fort, die eine auf Nimmerwiederkehr, der andere ohne Gefahr.

Außerdem noch Graf Ferdinand Mérek, der selbstverständliche, von der Natur selbst bestellte Schirm und Hort seiner ebenbürtigen Gemahlin. Ob wohl Jemand im Kaiserreich als Herr Lissov, ob wohl Se. Majestät Kaiser Ferdinand II. selbst wußte, wer den Anlaß dazu gegeben und zu welchem geheimsten — geheimer als alle diplomatischen Geheimnisse — Zwecke Graf Ferdinand Mérek von Schloß Lodron fort mit einer Sendung an Se. Durchlaucht, den Herzog von Friedland und Sagan, Albrecht von Waldstein, betraut worden?

Herr Lissov lachte zufrieden, wie er durch die langen, hallenden Fliesengänge dahinschritt. Es trug unfraglich gewinnreiche Früchte, der Genossenschaft Jesu anzugehören, und wenn die vertrauliche Sendung Sr. Majestät sich durch Vermittlung des heiligen Ordens auch nicht in den klügsten und geschicktesten Händen befand, der Zweck, den diesmal selbst Pater Joseph am Kaiserhofe nicht ahnte, heiligte auch dies Mittel, und der Zweck war erreicht. Wen gab es noch in Schloß Lodron, der zum Schutze seiner Herrin heut herbeikommen konnte? Niemand.

Niemand — wenn die Todten nicht aufstehen. —

Allein selbst dieser gedachte Herr Lissov in der frohlockenden Stimmung, in der er sich befand, heut kaum.

Er dachte an das Fenster, und ob sie vielleicht den Muth besitzen werde, mit dem Kinde, seiner letzten Drohung zum Trotz, den Sprung zu wagen, doch seine Miene drückte, falls die Antwort bejahend ausfallen sollte, keine Besorgniß darüber aus, daß seine sichere Beute ihm zu entrinnen vermöge. Es wäre möglicherweise klüger gewesen, die Brieftasche mit ihrem kostbaren Inhalt vorher aus dem geheimen Wandfach zu holen, in dem sie seit dem Tage seiner Ankunft verborgen lag, allein auch für jenen Fall, er hatte es leichthin gesagt, waren seine Spürhunde gut und hätten ihre Fährte entdeckt, eh' eine Stunde verging. Der Mond schien ja so tageshell auf jeden Weg, jeden Fußpfad, bis auf das thaufeuchte Moos unter den entlaubten Bäumen der Bergwälder hinunter.

Der Mond schien sogar hier und da in die langen, widerhallenden Gänge. Es war ein gespenstisches Licht, das er über die breiten Fliesen ausgoß, die wie aneinandergereihte Gräberplatten dalagen. Doch Herrn Lissov's Phantasie hatte heut nichts mit Gräbern gemein. Trotzdem, daß sein Fuß nachschleppte, war etwas Elastisches in seinem Gang. Er schritt gehobenen Kopfes, und es lag ein Feuer in seinen Augen, wie ein übermüthiger Glanz fast auf seinem Gesicht, als ob er bekränzt zu einem Siegesfeste gehe.

Webte noch der seltsame Hauch zwischen den alten, düstren Wänden, der vor länger als einem Jahrzehnt die Wangen Franz von Lodron's hier mit rosigem Schimmer überweht, als er in der Dämmermorgenstunde über diese nämlichen Steine dahergekommen, sich zur Flucht zu rüsten?

Er hatte auch die Hand auf den nämlichen messingenen Thürdrücker gelegt, wie Herr Lissow es jetzt that, ohne bei dem Anblick des rothbraunen Rostes, der jenen überzog und im Lampenlicht noch immer wie eine Blutkruste aussah, zusammenzuschaudern. Herr Lissow zog den Schlüssel aus seiner Tasche und steckte ihn ins Schloß, die Thür kreischte auch noch immer, wie am ersten Tage, auf, und er trat über die vermorscht unter seinem Fuß nachgebende Schwelle in das große Gemach, aus dem ihm noch immer eine feuchte, modrige, verdorbene Luft entgegenschlug. An den gelbverblichenen Wänden hasteten wieder die aufgestörten Spinnen wie Schatten fort, die tiefen, einbildnerischen Winkel sogen das Licht auf, daß es wie durch Zauberei zu verschwinden schien, und die gelben Hügel, die der Bohrwurm unter den Tischen und den verschossenen Sammetstühlen angehäuft hatte, lagen noch da, und der Fuß trat zerdrückend darauf, wie auf giftiges Gewürm.

Doch selbst die Motten und das Nachtgethier, das an den Gardinen vom Licht aufgescheucht, um die weiße Hand flatterte, mit der Herr Lissow die Lampe hielt, erregten ihm keinen Schauder. Das befriedigte Bewußtsein seiner Augen triumphirte auch über sie und sein Blick heftete sich fest, beinah wie herausfordernd, auf das hohe, fast lebensgroße Bild in dem bestäubten Goldrahmen an der Wand. Einen Moment kämpften seine Lippen, wie er es anschaute, aber ein übermenschlicher Reiz mußte Gewalt über sie gewinnen, denn er öffnete sie mit einem lautlosen sardonischen Lachen und sagte:

„Du kommst auch nicht wieder, mich zu hindern —"

Was war das? Ein eigenthümlicher, seltsamer Klang, als ob das Bild antworte, daß der Sprecher, trotz seinem Siegesbewußtsein, zusammenbebte und das Auge scheu in einen Winkel des großen Gemaches hineindrehte.

Nein, es war die Uhr drunten im Schloß, die ihn schon am ersten Abend seiner Ankunft erschreckt. Sie holte dumpf und dröhnend aus und schlug —

Waren es sieben oder acht Schläge? Jedenfalls mehr, als er erwartet, geglaubt hatte, und er ging eilig auf das Bild zu, kniete vor ihm nieder und drückte mit der Hand dicht unter dem Goldrahmen, daß ein Stückchen der gelben Wand schwarz und die Oeffnung wieder sichtbar wurde, in der er damals das kleine Buch verborgen. Hastig zog er es hervor und steckte es in die Brust —

Schlug die Uhr noch immer, oder hatte sie einen Schlag vergessen, den sie plötzlich mit einem ganz anders tönenden, schärferen Klange nachholte? Herr Lissow, der noch mit dem triumphirenden Glanz auf den Zügen kniete, sah unwillkürlich auf —

Dann stieß er einen jähen Wahnsinnsschrei aus — es war der Schrei, der Wenla sich wieder erschreckt in den Schatten des Schlosses zusammenkauern ließ, eh sie die Flucht über die mondbestrahlte Fläche wagte.

„Blendwerk des Teufels!" murmelte Herr Lissow mit stierem Blick. Er war auf und zurückgesprungen und stand mit gebogenen Knien an der Wand, in der sich die Thür befand, durch die er gekommen. Sein Haar sträubte sich über der wächsernen Stirn, die ihren röthlichen Schimmer verloren, und sein Auge war mit gläsernem Ausdruck starr in den dunklen Winkel des Zimmers gerichtet, nach dem es sich vorher unwillkürlich gewandt hatte, als der schnarrende Schlag der Uhr ein leises Geräusch in der Ecke übertönte.

War das große Bild in dem Goldrahmen von der Wand gestiegen und stand plötzlich, undeutlich von der Lampe auf dem Tisch beleuchtet, drüben in dem Winkel? Oder warf ein seltsamer, unerklärlicher Vorgang einen Reflex desselben ins Dunkel, daß es dort zum zweiten Mal erschien?

Nein, unmöglich! Denn obwohl es dem Bilde glich, war es doch nicht dies selbst. Das braungelockte Haar, die blauen Augen, die Züge, die Stirn des Bildes waren es, doch auf der Stirn saß ein Federhut, dessen weiße Federn — das einzige was sich bewegte — hin und her nickten, und die Hand nahm eine andere Stellung ein als auf dem Gemälde, denn sie lag am Gefäß des Schwertes —

Nein, es war kein Spiegelbild des Bildes, es war ein Schreckbild der Phantasie, eine gespenstische Erscheinung, die, welche der neue Verwalter von Lodronschloß immer gefürchtet hatte, und die im Grunde doch nur ein wesenloses Spukgebild war, das kein Blut mehr besaß, um seine Hände nach den Lebendigen ausstrecken zu können, und seine Lippen lachten, wie zum Hohn über sein eigenes Entsetzen, hohl und unheimlich auf.

An der Erscheinung seblst bewegte sich, außer den Federn, mit denen die Zugluft einer im Dunkel des Zimmerwinkels befindlichen, noch geöffneten Wandthür zu spielen schien, secundenlang nichts. Ihre Augen hafteten auf dem kalkfarbigen Gesicht vor ihr, wie die eines Menschen, der unbemerkt in ein dunkles und unbewohntes Zimmer zu treten glaubt und überrascht, seine Gedanken sammelnd, innehält, wie er dasselbe erleuchtet und belebt erblickt. Verwundert, forschend, wie nachsuchend ruhten die Augen auf Herrn Lissov, bis die Lippen des Letzteren, ihre Angst übertäubend, auflachten.

Löste der Klang des Lebens auch die stummen Lippen der gespenstischen Erscheinung, daß sie bei dem Gelächter zum ersten Mal sich bewegten und staunend murmelten: „Jost — — Jost von Tabor!"

Herr Lissov griff mit der Hand hinter sich nach dem Pfosten der Thür. Einen Augenblick schwankte Alles mit ihm im Kreise; ihm war, als bräche jedes seiner Glieder haltlos zusammen, und als müsse er zu Boden und dieser unter ihm fortstürzen in ein gähnendes, ungeheures, wahnwitziges Nichts. Seine Lippen versagten ihm den Gehorsam und lachten sinnlos fort, und seine Zunge lallte bewußtlos: „Verflucht sei die Hand, die Dich so schlecht traf, Franz von Lodron, daß Du wieder aufstehst."

Doch nur ein Pulsschlag des betäubten Blutes war's, und Jost von Tabor hatte Alles gefaßt, hatte begriffen, daß der Todtgeglaubte nicht todt und auch nicht in diesem Augenblicke erst wieder zum Leben erwacht sei. Er wußte, daß er keinem Gespenst, sondern einem Lebendigen gegenüberstand, der nach elf Jahren auf dem Weg durch die Erde zurückgekommen sei, auf dem er selbst damals entfloh, als er Franz von Lodron todt in diesem Zimmer zu lassen geglaubt. Wie ein Blitz durchzuckte es seine Sinne, daß der Geächtete nicht dies Wagniß unternommen haben konnte, das alle elfjährige Klugheit und Unerschütterlichkeit Wenla's aufs Spiel setzte, wenn nicht in wenigen Tagen, morgen, Tausende ihm zur Seite standen und Böhmen das Joch seiner Unterdrücker abzuschütteln vermochte. Aber an der Art, wie Franz von Lodron erschienen, wußte er auch, daß derselbe heut' noch allein gekommen, wußte, daß er noch um eine Nacht Vorsprung vor ihm besaß und heut' noch stärker sei als Jener, dessen verwundertes Wort verrieth, daß er nicht ahnte, wer einst mit der mörderischen Waffe auf seinen Nacken gezielt.

Und Jost von Tabor hatte alle seine Gedanken, alle Kraft seines Wollens und seiner Glieder zurück und sprang auf die Thür zu, öffnete sie, drehte hinter sich den Schlüssel im Schloß und flog, seinen Fuß vergessend, durch die langen Gänge und Treppen dem Gemach zu, das er vorhin verlassen. Er schloß es auf und rief: „Wenla!" — Dann stieß er einen dumpfen Fluch aus, denn ein Blick durch das mondhelle Zimmer zeigte ihm, daß es leer sei und das offene Fenster deutete ihm den Weg, welchen die Flüchtigen genommen. Aus dem Nebengemach tönte ein Gewinsel, das sich beim Herannahen seiner Schritte in wüthendes Knurren verwandelte — dort konnten sie sich nicht verborgen und eingeschlossen haben, der Hund ward an ihnen zum Verräther und bewies durch seine Unruhe, daß sie fort sein mußten. Ehe zehn Secunden vergangen, hatte Herr Lissov auch das begriffen und das Zimmer wieder verlassen, um zum Schloß hinauszueilen. Auf der Treppe vernahm er fern in dem andern Flügel, aus dem er eben zuvor gekommen, ein dumpfes Krachen, das sich schnell wiederholte, wie vergebliche Stöße eines Menschen, ohne kraftvolle Werkzeuge eine feste Thür aufzusprengen, und er rechnete im Lauf, wie lange die Thür widerstehen oder wie viel es Zeit erfordern werde, bis der Eingeschlossene durch den Gang unter der Erde in den fernen Waldgrund und von ihm ins Schloß zurückkehren könne.

Das Facit befriedigte den Rechnenden. Im Mondlicht konnte man gewahren, daß seit der letzten Viertelstunde an die Stelle des erloschenen, triumphirenden Glanzes

auf seinem Gesicht ein seltsamer, abergläubisch-fatalistischer Zug getreten war, der an einen verwandten Ausdruck in den Zügen Sr. Durchlaucht des Herzogs von Friedland und seines schweigsamen Astrologen erinnerte. „Du wirst doch mein, Wenla," murmelte er zwischen den Zähnen, „ob er lebt oder nicht, der Höllenpact ist besiegelt, und ein Jesuit überwindet alle Spukgestalten ihrer List."

Er scheute die Mondhelle nicht, auf dem gradesten Wege erreichte er in weniger als einer Minute die Gestalten, die sich um das erlöschende Feuer bewegten. Hastig fragte er, ob sie ein flüchtiges Weib mit einem Kinde wahrgenommen?

Ja, sie hatten es, sie sprachen noch darüber. Eine Hexe mit einem Teufelskinde muthmaßlich, vor kaum drei Minuten waren dieselben dort ins Thal hinabgeeilt. Ob sie verfolgt werden sollten? Noch ehe das Feuer völlig ausgebrannt, würde man ihrer habhaft sein.

Nein, der Frater Peregrinus verbot es. Er sagte, daß er allein dazu ausreiche, daß es für alle Anderen Nothwendigeres, Dringenderes zu thun gäbe. Er raunte eilfertig dem Frater Basilides einige Worte zu, die den Kopf desselben elektrisch herumrissen.

„Schnell! Schnell!" ermahnte Herr Lissov, „er ist vogelfrei und ein hoher Preis auf sein Leben gesetzt. Laßt ihn nicht entrinnen, todt ist sicherer als lebend, und begebt Euch noch zur Nacht alle nach Rowensko zurück!"

Er rief es und eilte in der Richtung, die ihm gedeutet worden, fort, während gleichzeitig die Brüder der Genossenschaft Jesu den in majorem Dei gloriam erlöschenden Opferbrand verließen und sich in corpore, gleichsam in Schlachtordnung, auf das Schloß zu bewegten. Nur ein einziger langer, dürrer Schatten blieb zurück. Unschlüssig verharrte er noch einige Augenblicke, dann wandte er sich, reiherartig stelzend, ebenfalls in das Thal hinein, und folgte dem Frater Peregrinus.

In der Rechnung, welche dieser vorhin in der Fensterniſche angestellt, war ein Fehler gewesen. Es gab doch noch Einen, der ihn hindern konnte, die Hand nach seiner Beute auszustrecken, denn Franz von Lodron moderte nicht in dem geschändeten Sarg unter der Steinplatte drüben in der kleinen Kirche. Und ein anderer Fehler hatte sich in die zweite Rechnung Herrn Lissov's geschlichen. Vielleicht ein unbedeutender, ein gleichgültiger, denn die frommen Brüder waren da, ihn zu verbessern. Doch immerhin hatte er den schweigsamen Wurm, der jahraus, jahrein treulich und unermüdlich drüben in dem unheimlichen, blutbefleckten Gemach des rechten Schloßflügels die Thürpfosten und Schwellen zerfressen, zu gering geschätzt, und die Thür gab unter der werkzeuglosen, aber fieberhaft starken Hand des Lebens, das an ihr rüttelte, schneller nach, als er berechnet. Mit weithin das öde Gebäude durchdröhnendem Krachen brach sie aus den Angeln und Franz von Lodron stürzte, das gezogene Schwert in der Rechten, über sie hin, die langen Gänge hinab, nach den Zimmern, die er einst, die er nur eine Nacht mit Wenla gemeinsam bewohnt. Er rief ihren Namen wie ein Trunkener — da, die Thür, durch die er zum letzten Mal von ihr gegangen, stand weit offen, der Mond durchwogte voll den einsamen Raum, durchs offene Fenster kam die Nachtluft —

„Wenla! Wenla!" rief er besinnungslos. Tönte eine Antwort aus dem Nebengemach? Es war ein Geräusch darin, und er riß die Thür auf.

Da schießt es mit einem Freudengeheul an ihm vorbei. Ein riesenhaftes Thier, das ihn fast zur Seite wirft und hastig, wie ein gigantischer Schatten am Boden hinwittert, auf und ab, und plötzlich mit einem gewaltigen Satz durch das offene Fenster verschwindet —

Auch Franz von Lodron verließ die öden Zimmer. Wie betäubt eilte er auf den Corridor zurück, an die Treppe, die nach unten führte. Doch Lichter und Fackeln, ein lärmendes Gemenge von schwarzen Gestalten und Dienern des Hauses füllte den Flur. Ein Geschrei erhob sich, wie sie seiner ansichtig wurden; die Entschlossensten sprangen die Stufen hinan, Andere riefen nach Waffen, die gebieterische Stimme des Frater Basilides überhallte sie mit den Worten:

„Ergreift ihn, todt oder lebendig! Er ist ein Hochverräther und Ketzer, tausend Gulden sind auf seinen Kopf gesetzt!"

Allein die Stahlklinge, die bläulich von der obersten Stufe herabflammte, hielt die überraschte und bis jetzt größtentheils waf-

fenlose Schaar noch von thätlichem Angriff ab, und der Bedrohte antwortete noch lauter:

„Ja, ich bin Franz von Lodron, der Herr dieses Hauses. Ist keiner von meinen alten Dienern unter Euch? Er komme zu mir herauf! Die Andern, wenn sie die Waffen sogleich niederlegen, mögen das Schloß ungestraft verlassen.“

Doch nur ein allgemeines Hohngelächter antwortete ihm. „Schloß Lodron gehört dem Grafen Mérek, er ist unser Herr! Du bist ein Verräther, ein Ketzer, bist ein Betrüger, denn Franz von Lodron ist todt und seine Knochen liegen drüben in der Kirche! Greift ihn an! Spieße! Stoßt ihn nieder!“

Nur ein einziger, anders klingender Schrei hatte sich in das wirre Getöse gemischt. Ein Freudenschrei bei den ersten, das Schloß durchhallenden Worten seines alten Gebieters, aber er kam nicht vom Flur herauf, sondern von rückwärts aus einem Gemach, das an den Corridor stoßen mußte.

„Herr von Lodron! Gott im Himmel! Herr Franz von Lodron — Franz!“ rief es mit schwacher Stimme, aber der Gerufene flog wie der Blitz herum und murmelte: „Das war Ralph, war der Alte.“

Er eilte zurück. „Ralph, Ralph, wo bist Du?“

„Hier, Herr! Hier, Franz!“

Die Thür, hinter der es erklang, war verschlossen, allein diesmal widerstand das Schloß dem ersten Stoß der Verzweiflung nicht, den Franz von Lodron gegen das Holz führte, und sprang klirrend auf.

„Wo bist Du, mein alter Ralph? Wo ist Wenla?“

Der Alte erwiederte bittend: „Macht mich frei, Herr, daß ich für Euch sterben kann. O welch ein Glück, ich dachte, ich müßte von dannen, ohne Euch wiederzusehen.“

Es war ein enges, dunkles Loch, aus dessen Hintergrunde die Stimme kam. Von der Treppe erscholl das Geschrei der Menge näher und näher. „Wir haben ihn! Er kann uns nicht entwischen! Besetzt alle Thüren!“

„Hier, Herr! Schlagt scharf zu, ob Ihr mich auch mit trefft,“ flüsterte der alte Diener. „Von Euch schmerzen keine Wunden.“

Franz von Lodron durchschlug mit dem Schwert die schweren Stricke, mit denen der Gefangene an die Wand geschlossen war. Es war im Dunkel eine zeitraubende Arbeit und Ralph fragte ängstlich:

„Wo sind Eure Genossen, Herr?“

„Ich bin allein, bin durch den Gang ins Schloß gekommen. Die Sachsen ziehen alle auf Prag, vor übermorgen kann Niemand von ihnen hier sein. Mich trieb die Sehnsucht voraus — wo ist Wenla, wo ist mein Kind, Ralph!“

Der Alte murmelte flehend: „Dann flieht und laßt mich, Herr! Rettet Euch für sie, Ihr müßt durch den Gang wieder zurück. Manche von Euren Leuten sind treu, doch Ihr müßt Euch an ihre Spitze stellen, wenn sie glauben sollen, daß Ihr da seid. Eilt Euch, laßt mich! Ich weiß nicht, wo Eure Gattin ist, ich bin seit gestern hier, ohne Nahrung zu erhalten, gefangen. Vielleicht ist sie drüben und hat Schutz bei meinem Sohne gesucht. Graf Mérek ist fort — es ist etwas vorgegangen, ich habe Jammern und Singen von Pfaffen gehört, aber ich weiß nicht, was.“

„Du hast mich einst auf den Armen in dies Schloß getragen, und sollte ich Dich auf meinen hinaustragen, ich lasse Dich nicht,“ erwiederte Franz von Lodron. Sein Schwert schlug noch einmal scharf, aber vorsichtig durch die Bande, dann nahm er die Hand des Alten. „Du bist frei, komm!“

Wie eine Ewigkeit war die kaum minutenlange Arbeit Beiden erschienen, doch nicht minder erschien der Dienerschaft des Grafen Mérek und den frommen Brüdern der Genossenschaft Jesu das Vordringen in den labyrinthischen Gängen unheimlich und bedenklich. So viele ihrer auch waren, der Erste, der um die Ecke bog, konnte plötzlich von der Klinge, deren bläuliches Funkeln auf der Treppe ihnen noch vor Augen stand, dergestalt gegrüßt werden, daß seine Augen sie nicht zum zweiten Male funkeln sahen. Und Keiner wollte dieser Erste sein. Hätten sie das Wild, das sie verfolgten, vor sich entfliehend gewahrt, würde jeder ein Held gewesen sein, hinterdreinzustürmen. Doch so entstand nur ein langsames, zauderndes Vorwärtsschieben; Jeder beruhigte sich und die Andern damit: Er ist uns sicher und kann nicht davon, und trat den Ehrenplatz an der Spitze seinem Hin-

termann ab, der ihn ebenso schnell wieder vertauschte. Nur die ehrwürdigen Brüder stimmten einen lateinischen Schlachtgesang an, der den Wohlgeruch des Ketzerblutes und das Wohlgefallen pries, das die Heerschaaren des Himmels beim Einathmen desselben empfanden.

Die beiden Flüchtigen erreichten deshalb den Corridor noch eher wieder, als der Ausweg desselben nach dem rechten Schloßflügel versperrt war. Doch ihr Anblick flößte der Menge Muth ein; sie brüllte auf und stürzte hinterdrein. Die Gänge, vor einer Viertelstunde noch öd' und geisterhaft vom Mondlicht durchschwankt, wurden mit blutigem Fackelglanz und Tumult erfüllt. Stufen hinauf und wieder zwischen Wänden dahin ging die Jagd. Der Alte besaß nicht die Kraft, um auszudauern, und sein Herr schlang den Arm um ihn und riß ihn mit sich fort, aber die Verfolger kamen immer näher. Sie schleuderten Speere und einer derselben traf die Schulter Franz von Lodron's.

„Laßt mich, Franz, ich halte sie um eine Secunde auf und Ihr seid gerettet," flehte der Alte.

„Hast Du und die Deinen elf Jahre lang meine Frau und mein Kind verlassen?"

Es schoß wie ein Blitz aus den Worten durch Ralph's Kopf. Er nahm alle Kraft zusammen und rief:

„Wenzeslaus — Leopold, kommt heraus, Eure Todfeinde suchen Euch! Kommt und nehmt Rache für elf Jahre der Verfolgung, der Schande, der Knechtschaft, denn Böhmen ist frei!"

Einen Moment wirkte die List. Die Vordersten der Verfolger stutzten. — es war wiederum Keinem ergötzlich, sich an der Spitze zu befinden, wenn die herculische Gestalt des Försters plötzlich zwischen den Wänden auftauchte. Und die Secunde reichte aus, die Verfolgten das Gemach erreichen zu lassen, das Herr Lissov so eilig verlassen, nachdem er den Schlüssel hinter sich umgedreht. Zerbrochen lag die Thür über der morschen Schwelle und sie sprangen hinüber —

Nur um eines feigen Pulsschlages Länge hatte die List gewirkt, dann hatte der aufgestaute Jagdhundrudel sie als solche erkannt und schoß mit verstärkter Hast auf der Fährte seines edlen Wildes vorwärts. Mit Triumphgeschrei hinterdrein über die zerschmetterte Thür: „Wir haben ihn —"

Doch die leeren Wände starrten ihnen überall entgegen, nur die Motten schossen, im Zickzack taumelnd, von den verblichenen Gardinen in die Fackeln — „sie sind drinnen im Nebengemach," schrie eine Stimme — „sie haben sich in den Schränken versteckt," eine andere, und Eisenhiebe rasselten auf das alte Eichenholz der großen Wandschränke, während ein Theil der Meute durch die Thür des Nebenzimmers fortstürzte. — —

Es war eine seltsame Nacht, aus deren dunklem Blau der Mond auf das kaiserliche Böhmen herabschien. War es eine Geisternacht, daß allerorten die wilde Jagd aus den Gräbern heraufstieg und an den Fenstern der Lebendigen vorüberflog? Hier gespenstisch unhörbar, wie schattenhaftes Eulengeschwirr, dort tobend auf donnerndem Hufschlag mit gellem Ruf und Hallali.

Auf viele Jäger und viel gehetztes Wild sah der weiße Mond hinunter. Es war ein Fliehen allüberall und ein Nachdrängen; wie auf den Schwingen der böhmischen Träume wogte es hin und wieder. Und wie im echten Gespenstertraum wendete sich plötzlich hier und da ein zum Tode ermattetes Wild, das der Verfolger fast zu erhaschen glaubte, und fiel ihn mit scharfem Zahne an.

Da bewegt sich auch eine Jagd durch das schmale Waldthal, das sich von Lodronschloß südwestlich hinabzieht. Der Mond steht hoch darüber und versilbert den murmelnden Bach in der Mitte, er wirft tiefe Schatten der hohen Baumstämme seitwärts an den Bergrand, an dem, über der Thalsohle erhaben, der Weg hinführt.

Schweigsamer, nächtlicher Frieden liegt über der fast taghell beglänzten Einsamkeit.

Nur ein Doppelschatten kommt hastig daher. Manchmal verschwindet er in dem der Bäume und manchmal taucht er auf. Es ist eine Frau mit einem halberwachsenen Mädchen auf den Armen, welche die Wegsteigerung hinaufeilt und keuchend innehält.

Sie horcht — hallt etwas hinter ihr drein durch das Thal? Nein — ja doch, und sie dreht den Kopf, und es glänzt wie Irrsinn in ihren feuchten Augen, in denen der Mond sich so ruhig und schimmernd

spiegelt, wie drunten in der silbernen Welle. Ein schleppender und doch hastiger Schritt erschüttert dumpf den Boden; es ist so hell, so tageshell in dem geisterhaften Licht, welches das Thal überwebt, daß die Frau, rückwärts blickend, deutlich eine schwarze Figur gewahrt, die ihr näherkommt. Und sie fühlt, so deutlich wie sie sieht, wird auch sie gesehen. Sie kann nicht abbiegen nach rechts oder links, der Mond ist zu hell, und sie weiß, die Augen des Verfolgers zu scharf.

Vorwärts, keuchend, mit brechenden Knien, verzweifelnd, die schwere Bürde im Arm, die trotzdem ihr allein noch die Kraft giebt, weiterzuschwanken. Hoffnungslos — aber vielleicht, daß irgend etwas vor ihr liegt, das Rettung bietet, irgend etwas Unerwartetes, vom Himmel Gesendetes —

Was für ein Ton klingt da unter den Bäumen herauf? Ist das ein Sendbote des Himmels? Das Wiehern eines Pferdes ist's, und wo ein Pferd ist, muß auch ein Reiter sein — vorwärts!

Auch der Jäger stutzt einen Moment, weil er dasselbe denkt. Er stößt einen Fluch über seinen Fuß aus, ohne dessen Unfähigkeit er seine Beute bereits überholt haben würde. Aber es ist zu hell und sein Auge zu scharf, um ihn länger als eine Secunde aufzuhalten, denn zugleich sieht er, daß es ein reiterloses Pferd ist, und sein Fluch verwandelt sich in ein triumphirendes Lachen. Denn er sieht auch, daß die Fliehende, deren Nerven das Gewieher unter den Bäumen noch einmal hoffnungsvoll durchschauert und sie zu letzter Kraft aufgerissen, daß auch sie die Täuschung erkannt und taumelnd, stumm und ohnmächtig am Wegrand zu Boden sinkt. Und Jost von Tabor murmelt: „Die Hölle hält ihren Bund, wenn ein Jesuit auf ihm besteht, und sie sendet mir ein Pferd in dem Augenblick, wo es mehr werth ist als eine Krone," und er stürzt auf seine regungslose Beute zu.

Was kommt da durch die Windungen des mondhellen Thals hinterdrein? Es sieht aus wie ein Wolkenschatten, der windgepeitscht über den Weg hinfliegt. Doch es hastet keine Wolke noch so kleiner Art durch das dunkle Nachtblau, und es muß etwas Anderes, etwas Wirkliches sein, das in ungeheuren Sätzen wie ein Schatten zwischen den Bäumen auftaucht und schon wieder verschwunden ist. Es blickt nicht vorwärts, sondern manchmal den Kopf auf den Boden gedrückt, manchmal in die Luft witternd, kommt es daher. Ist es ein riesenhafter Wolf, den die allgemeine nächtliche Jagd in den böhmischen Wäldern aufgestört, der mit schnaubenden Nüstern das Pferdegewieher vernommen und, obwohl selbst auf der Flucht, doch gierig sich noch auf seine unerwartete Beute wirft?

Nein, er ist kein Wolf, sondern der Wolf ist vor ihm, und mit gewaltigen Sätzen hat er ihn erreicht und schießt an ihm vorüber auf die regungslose Frau zu. Er stößt ein freudiges Gewinsel aus, daß das kleine Mädchen, das sich furchtsam neben seiner ohnmächtigen Beschützerin zusammengekauert, verwundert den Kopf hebt und halb angstvoll, halb frohlockend, die Hand in sein zottiges Fell klammernd, ruft:

„Mil — woher kommst Du, Mil? Bleib bei uns, Mil, der häßliche Onkel kommt —"

Doch mit einem Ruck reißt Mil sich los. Wie tageshell der Mond auch scheinen mag, Mil weiß, daß es nicht Tag, daß es Nacht ist und daß die Wölfe, wenn sie bei Nacht durch die Thäler streichen, auf Raub ausgehen. Es ist ein kluger, aber auch ein zorniger Hund, der oft genug ingrimmig die Zähne gefletscht, wenn er bei Tage den Wolf umherschleichen sah und ihn nicht packen durfte —

Doch jetzt ist es Nacht und es liegt etwas in der Luft, er wittert es auch, daß die große böhmische Jagd begonnen.

„Mil — Mil!" ruft die kleine Minatka ängstlich —

Aber Mil hört nicht, zum ersten Male nicht. Nur eine Secunde hat er sich von der kleinen Hand halten lassen, und er springt auf den Wolf, ehe dieser noch Zeit gehabt, den ganzen plötzlichen Vorgang zu begreifen. Und er hat den Wolf an der Kehle, durch dessen Luftröhre seine Zähne hindurchknirrschen und reißt ihn zu Boden, über den Abhang des Weges hinunter, überschlagend, in den silbernen Bach, auf dessen Felsgestein der Kopf des Wolfes zerschellend aufschlägt. Sein Feind ist todt, und ein rother Schimmer mischt sich in den Glanz des Wassers, das, wie zuvor murmelnd, thalabwärts zieht, aber Milosch steht noch immer mit funkelnden Augen über ihm und bewacht ihn. Es liegt ein Arg-

wohin in seinem Blicke, als ob er fürchte, der Wolf könne sich wiederum nur verstellen, wie er es so oft gethan, und plötzlich wieder aufspringen und seiner Raubgier von Neuem nachhängen, und Mil hört noch immer nicht auf den Ruf seiner kleinen Herrin, die an den Rand des Abhanges gelaufen ist, und, die Hände über der Brust, scheu hinunterblickt —

Es war Alles so still, so lautlos im Thal, wie wenige Minuten zuvor. Wie eine gespenstische Jagd war es gewesen; die Frau, die ohnmächtig am Wegrande lag, hatte nichts von ihr vernommen, nur das räthselhafte, reiterlose Pferd, das zwanzig Schritte vor ihr, an einen Baumstamm befestigt, scharrte, hatte die Ohren gespitzt. Es that dies jetzt wieder, doch es drehte den Kopf dabei hastig nach der entgegengesetzten Seite, von der ein dumpfes Dröhnen her den Boden erschütterte, und dann wieherte es plötzlich hell und freudig auf. Unverkennbar war's ein stürmischer Hufschlag, den es gehört, und nach wenigen Minuten sprengte ein Reiter in kriegerischer Tracht zwischen den Bäumen hervor. Sein Pferd triefte von Schweiß, und große Schaumflocken flogen ihm vom Gebiß, doch der Reiter trieb es mit Sporn und Peitsche und jagte achtlos, die Augen weit voraus in der Luft, daher.

Er hätte nichts von der seltsamen Gruppe, an der er schon vorüber war, bemerkt, wenn Minatka nicht gerade wieder furchtsam gerufen:

„Mil, komm doch herauf, guter Mil!"

Im Galopp flog das Pferd herum und Wenz Wlatka aus dem Sattel.

„Minatka? Wie kommst Du allein hierher?"

Das Kind erkannte ihn nicht in der fremden Kleidung und deutete stumm über den Weg auf seine regungslose Mutter, und Wenz eilte auf sie zu und hob sie auf.

„Barmherziger Gott — Frau Gräfin — Frau von Lodron —"

Die Gerufene schlug bei den letzten Worten die Augen auf, aber sie schloß sie gleich wieder. Wenz hielt sie rathlos in den Armen; er fragte nur verwirrt:

„Um Gotteswillen, was fehlt ihr — wie kommt Ihr hierher — was ist geschehen, Minatka?"

Allmälig kam der Kleinen das Gedächtniß zurück und ihre Bangigkeit verlor sich.

„Bist Du nicht der Onkel Wenzeslaus?" antwortete sie. „Nicht wahr, Du thust uns nichts und bringst mich wieder zur Mama? Sag Mil auch, daß er mitgeht, er ist unartig und will nicht hören, wenn ich ihn rufe."

„Mil? Wo ist Mil?" fragte Wenz unwillkürlich.

„Da," sagte sie und deutete hinunter; „er hat den Onkel mit den häßlichen Augen ins Wasser getragen."

Sie sah sich wieder erschreckt um, als sie es gesprochen, denn hinter ihr belebte das Thal sich plötzlich. Es kamen viele Fußtritte durch den Wald, Männer in keuchendem Lauf, athemlos, wie der Sturm. Einer vorauf, eine mächtige Figur mit einer langen Muskete in der Hand; dann in Absätzen Andere hinter ihm, mit Waffen aller Art, immer mehr, Jeder so schnell als seine Füße ihn trugen.

Wie durch Zauberschlag war das Thal von hundert Stimmen belebt und ein dichtes Gewoge versperrte fragend den Weg.

„Es ist die Herrin vom Schlosse, die Gemahlin Franz von Lodron's," antwortete Wenz Wlatka, „ich habe sie ohnmächtig gefunden und weiß nicht, was geschehen. Eilt vorauf, daß Ihr nach Lodron kommt, mir ahnt, daß böse Dinge dort vorgehen. Ich bringe die gnädige Frau auf meinem Pferde nach."

Die Menge gehorchte lautlos und setzte ihren Weg fort; der Wirth aus dem Gasthause zur „Böhmischen Krone" in Rowensko führte sie. Von den Träumen Böhmens mußte der böseste einer ihm im Nacken sitzen, und ihn vorwärts geißeln, denn er war allen Uebrigen bald wieder um Steinwurfslänge voran. Seine Augen suchten, wie morsches Holz glimmend, durch die Mondnacht, seine Lungen keuchten — plötzlich stieß er einen wahnsinnigen Schrei aus und hob seine Muskete gegen einen langen, dürren Schatten, der wie auf Reiherbeinen des Weges daherkam.

Es war der große Remigius Bodinus Hegissopyrus, alias Jakob Hexenbrand, doctus sanctae theologiae, dessen himmlischer Beruf ihn angetrieben, ebenfalls die Richtung einzuschlagen, in welcher muthmaßlich eine Hexe mit ihrem Teufelskinde zu entfliehen gesucht. Doch nur einen Augenblick sah er sein von allen Heerschaaren der Finsterniß mit Recht gefürchtetes Ant=

litz durch die Muskete des Wirths zur „Böhmischen Krone“ bedroht, denn im nächsten Moment ließ dieser die Flinte fallen, und warf sich waffenlos auf den berühmten Mann, den er mit einem Schlage seiner herculischen Faust zu Boden schleuderte und ihn erwürgend, daß die Zunge des großen Gelehrten röchelnd aus dem Munde hervortrat, über ihm kniete. Allein dann hielt er inne und schrie seinen Gefährten, die eilig herankamen, zu:

„Stricke! Wer hat Stricke?“

Er erhielt sie im Nu und schnürte die Arme und Beine des auserlesenen Werkzeuges der himmlischen Gerechtigkeit zusammen, während er keuchte:

„Nicht so! Du sollst keines jähen Todes sterben. Du sollst langsam, Stück um Stück, zu Kohle werden, lebendig, wie mein Weib und mein Kind. Weißt Du noch, wie Du sie an den Pfahl binden ließest, auf dem Marktplatz von Rowensko? Dein Leben war oft in meiner Hand, und ich brauchte nur den Finger zu biegen, daß die Kugel Dir durch den Kopf flog. Aber ich habe ausgehalten, denn ich wußte, der Tag würde kommen, wo ich Dich so hätte. Ich habe nur ein Gebet gesprochen seit dem Tage, jeden Morgen und jeden Abend, ein Gebet für Dein Leben, das einzige Gut, das mir auf Erden geblieben. Daß Keiner mir zuvorkäme und es mir stehle; daß von Tausenden, die ein Recht an die Wonne dieser Stunde hätten, mir sie würde, mir — —“

Wie man eine wilde Bestie zusammenbindet, daß sie sich nicht regen kann, hatte er die Arme und Beine des unbetrüglichen Feindes der Hölle gegeneinander zu einem ungefügen Ball geschnürt und rief: „Faßt mit an!“ Bereitwillig packten vier Hände mit den seinen die Stricke und wieder vorwärts stürmend schleiften sie den großen Remigius Bodinus Hegissopyrus dahin, daß seine dürren Glieder zerfetzt über die scharfen Felszacken fortrollten und sein Blut den Wegstaub färbte, der das feige thierähnliche Jammergebrüll in seiner Kehle erstickte.

„Vorwärts! Nach Lodron! Zur Jagd auf die Ratten, die Wölfe, die Hyänen, die Basilisken!“ —

Vergeblich hatte Wenz Wlatka sich noch bemüht, die Ohnmächtige zur Besinnung zu wecken, wie er wieder einsam neben ihr stand. Nur die kleine Minatka plauderte unbefangen fort, und rief dazwischen wieder nach Mil, aber Aufschluß irgend welcher Art, Antwort auf Wenz' Fragen, wußte sie nicht zu geben, und dieser war rathlos wie zuvor. Hätte er nur irgend Einen zurückbehalten, um ihm zu helfen, die Bewußtlose aufs Pferd zu heben und zu stützen. —

Es war eine seltsame Nacht, eine Nacht der mondbeglänzten Wunder. That selbst die Erde sich auf —?

Ja, sie that's, zehn Schritte kaum von ihnen. Das dichte Gestrüpp an der Felswand theilte sich unter kräftiger Hand, und ein Mann mit weißem Federhut trat hervor, der einen Alten am Arm nach sich zog. Wenz wandte bei dem Geräusch den Kopf und murmelte verwundert, den Letzten der Ankömmlinge zuerst ins Auge fassend: „Ralph —“

Dann jubelte er auf und stürzte den Beiden entgegen.

Er faßte die Hand des Jüngeren und preßte sie an seine Brust, und schluchzte, und stammelte halbverständliche, jauchzende Worte. Die kleine Minatka war ihm nachgegangen und hatte neugierig im Mondlicht dem Fremden unter den Federhut gelugt. Nun, ehe die Andern ihr folgen konnten, lief sie, in die Hände klatschend, voraus und bückte sich über das blasse Gesicht ihrer Mutter und flüsterte:

„Ich glaube, der Onkel Franz ist da, der mir das hübsche kleine Bild in dem Goldschächtelchen geschenkt hat; er sieht grade aus wie das Bild.“

Die Ohnmächtige öffnete die Augen, stumm und weit, und sah wie im Traum in die Höhe.

„Sie lebt — sie lebt,“ jauchzte Wenz wie trunken, und Franz von Lodron lag neben ihr auf den Knien, schlang die Arme um sie und drückte ihre kalte Wange an sein Gesicht und stammelte, als ob die Sprache nur das eine Wort mehr für ihn habe: „Wenla — Wenla — Wenla —“

Der alte Ralph stand seitwärts und weinte, auch Wenz Wlatka wandte die Augen ab und blickte eine Weile stumm zu der glänzenden Scheibe am Himmel auf. Es war nur eine Minute, aber sie hatte einen weiten Zeitraum überflogen, und es war noch nicht die Stunde, seiner länger zu gedenken. Noch wollte die harte Ge-

genwart ihr Recht, und eilig stieg Wenz an den Bach hinunter, wo Milosch immer noch die Aufgabe, die er sich gesetzt, erfüllte und darüber wachte, ob der todte Wolf sich wieder zu regen beginne.

Nein, er thut's nicht mehr. Wenzeslaus bückte sich über das weiße, entstellte Gesicht und erkannte die leblosen Züge des Frater Peregrinus, des Verwalters von Schloß Lodron. Eine Ahnung dessen, was kurz vor seinem Eintreffen hier geschehen, überkam ihn, und er murmelte, den zottigen Kopf des Hundes streichelnd: „Mein Gedächtniß will mir noch immer nicht sagen, wer Du gewesen bist, aber ich weiß, daß Dir Recht geschehen ist. Und ich weiß, daß Dir Recht geschieht, wenn die Vögel Dein häßliches Bild von der Erde wegtilgen; freilich, sie müssen sich beeilen, denn sie werden morgen viel zu thun haben im böhmischen Reich. Komm, Milosch!"

Düsterblickend stieg er wieder zum Weg hinan, und Milosch folgte ihm gehorsam, ihn mit freudigem Schwanzwedeln begrüßend. Wenn Wenz sich ruhig entfernte, mußte der Wolf unschädlich sein, und Mil's Amt war vorbei. Wenz Wlatka mußte es wissen.

Franz von Lodron kniete noch immer am Boden, den einen Arm um Wenla, den andern um Minatka geschlungen. Er küßte sie, sein Weib und sein Kind, in seinen Augen lag trunkenes Vergessen aller andern Dinge um ihn her. Allmälig erwachte Wenla mehr und mehr zum Bewußtsein, doch sie sprach nicht, sie schmiegte sich nur immer fester in den Arm ihres Gatten, als könne er ein Traumbild sein und in Nichts zerrinnen, wenn sie ihn nicht halte.

Nur Minatka plauderte und fragte fröhlich dazwischen.

Sie wußte nicht, daß es eine besondere Nacht für Böhmen war, in der sie da am Wegrand saß, und wußte nichts von der stummen Hauptrolle, die sie, wie in der Erzählung Herrn Lissov's, in dem Leben Derer gespielt, die sie jetzt umschlossen hielten. Daß sie, ihre Zukunft, ihr Leben der Grund gewesen, daß die „Frau Gräfin" elf Jahre lang von dem schönen Onkel mit dem weißen Federhut getrennt, unsäglichen Gram und Sorge erduldet, um das alte Erbe der Väter dem Kinde zu erhalten, während sein Vater in weiter Ferne vergeblich gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes, die Räuber seiner Güter gekämpft — davon ahnte die kleine Minatka ebensowenig, als sie begriff, weshalb sie jetzt plötzlich die „Frau Gräfin" und den schönen Onkel Mama und Papa nennen solle, da sie doch Vater und Mutter drüben in dem grünen Epheuhäuschen besitze.

Aber sie that es vergnüglich, und ihr Frohsinn ließ die Beiden noch mehr die Welt um sich vergessen. Sie hätten vielleicht bis zum Morgen auf der kalten Erde gesessen, fragend jetzt und antwortend, erklärend und doch selbst kaum noch begreifend, wenn nicht Wenz Wlatka gekommen und zum Aufbruch gemahnt hätte. Franz von Lodron blickte, sich wie im Traum besinnend, um und löste sein treues Pferd, das ihm mit freudigen Nüstern entgegenschnob. Er hob Wenla vor sich auf den Sattel, während der alte Ralph, Minatka haltend, das andere Pferd bestieg und Wenz rüstig nebenher schritt.

Der Letztere wandte noch einmal den Kopf und sagte laut:

„Wir wollen Herrn Lissov drunten liegen lassen; wünscht Graf Mérek ihn zurück, mag er ihn holen."

„Jost von Tabor!" riefen Wenla's Lippen mechanisch, und Wenz Wlatka wiederholte, sie starr ansehend: „Jost von Tabor?" und Franz Lodron sagte: „Jost von Tabor — ich fand ihn im Schloß —"

Mit einem Schlage war in allen dreien das Gedächtniß in verschiedenster Weise geweckt. Wie vergessene Fluth strömte Alles, was in der letzten Stunde vor ihrer Ohnmacht geschehen, über Wenla wieder herein, und sie sprach es hastig, begann es mit den Worten:

„Weißt Du, Franz, daß er, Jost von Tabor, es war, der Dich mit der mörderischen Hand traf, der mich mit Minatka hierher trieb und verfolgte, bis ich umsank, der Anna Gerold getödtet —"

Zum ersten Mal rang sich ein furchtbarer Schrei aus Wenz Wlatka's Brust, wie aus der eines auf den Tod getroffen Wildes. „Anna — Anna Gerold todt!" Er taumelte seitwärts, als breche er selbst zusammen, doch er raffte sich im Sturz schon wieder auf und schoß, ohne ein Wort zu sagen, fort, wie ein Pfeil, wie ein Wolkenschatten den mondhellen Weg vorauf.

Langsam bewegten sich die beiden Pferde mit ihrer Doppellast auf Schloß Lodron

zu. Seltsames Gespräch, abspringend, wie Wetterleuchten bald hier bald dort aufzuckend, ging auf dem ersten von Mund zu Mund. Auf dem Zweiten saß weinend der alte Ralph. Er nickte stumm zu Minatka's fröhlichem Geplauder, doch seit Wenla's Worten und Wenz Wlatka's Verschwinden strömten die Thränen unausgesetzt über sein Gesicht und er schluchzte: „Unsere süße Herzensanna todt — o mein armer Sohn — todt — o Anna todt!“

Viel Bewegung herrschte um das Schloß und die Häuser, als die kleine Cavalcade sie erreichte. Aber es machte einen fast geräuschlosen unheimlichen Eindruck; man hörte kaum sprechen, schweigsam liefen Hunderte von Gestalten hin und wieder. Sie trugen Alle etwas auf der Schulter und warfen es an der Schloßmauer zu Boden, rund umher, daß es höher und höher sich aufthürmte. Es war eine Regsamkeit wie in einem Ameisenhaufen, doch Alles wie nach Vorschrift oder Instinct geordnet; stumm vollbrachte Jeder seine Arbeit. Drüben vor dem Portal standen drei Männer, die das Ganze zu leiten schienen. Auch sie redeten nicht, sie winkten nur manchmal hierhin und dorthin mit der Hand.

Der Mond fiel klar auf die Drei herab, man konnte sie aus ziemlicher Entfernung erkennen. Wenz Wlatka war's und der Wirth zur Böhmischen Krone in Rowensko. Der Dritte überragte beide noch an Höhe, nun drehte er sich um, und der blutige Schein einer Fackel, die Jemand vorübertrug, erhellte sein unbewegliches, wie todtes Gesicht. Es war Leopold Gerold, der Förster und Besitzer des kleinen Epheuhäuschens, nach welchem der alte Ralph die Pferde jetzt lenkte, um dort für Mutter und Kind ein Unterkommen in der kühlen Nacht zu bereiten.

Noch nicht lange war's, daß Leopold Gerold gekommen; sein Pferd, das ihn gebracht, streifte reiterlos zwischen dem Schloß und den Dorfhäusern umher. Man hatte ihm stumm auf das Pfarrhaus gedeutet und er war hineingegangen. Da fand ihn Wenz Wlatka am Boden knieend, ohne Thränen, und sie sprachen Beide kein Wort. Nur nach einer Weile legten sie auf Anna Gerold's kaltem Gesicht die Hände ineinander, standen auf und gingen hinaus. Sie suchten den Wirth zur Böhmischen Krone, der noch immer einen ächzenden Klumpen von Menschengliedern hinter sich am Strick schleifte, und redeten nur ein einziges Wort mit ihm, zu dem er finster nickte. Seitdem hatte das Gewimmel begonnen und standen die Drei anordnend vor dem Portal und sahen schweigsam zu, wie der unheimliche Wall um die Schloßmauern bis zu den Fenstern hinaufstieg.

Da stand Wenla wieder in dem friedlichen Zimmer, wo sie vor achtundvierzig Stunden von der jungen Förstersfrau Abschied genommen und gesagt: „Ich will's Dir vergelten, Anna, will's Deinem Kinde vergelten, wenn Deine Stunde kommt —“

Anna Gerold's Stunde war früh, war anders gekommen. Was hatte er gesagt, drüben in der entsetzlichen Fensternische, in der furchtbaren Stunde, die noch immer wie ein Halbtraum über ihr lag? Die Folter hatte Anna Gerold nichts entpreßt, sie hatte sich selbst getödtet, um ihre Treue nicht zu brechen.

Es war so öd', so lautlos in dem kleinen, grünen Häuschen, nur wie geisterhaftes Echo klangen die letzten Worte Wenla noch im Ohr, die sie darin gesprochen. „Schone Dich, Anna, und hüte Dich vor dem neuen Verwalter —“

Sie hatte Alles wieder, ihren Gatten, ihr Kind, ihr Besitzthum — es war wohl billig, daß sie die schöne Stirn in die Hand legte und um Anna Gerold weinte, die treu gewesen bis in den Tod.

Da zuckte ein heller Flammenschein von drüben her durch die Nacht, und wie eine feurige Schlange ringelte es sich am Boden fort und umstrickte mit glühenden Schuppengliedern das Schloß. Ein vielstimmiger Angstschrei ertönte aus den Fenstern desselben, aus denen bleiche, entsetzensvolle Gesichter hervorlugten, und Franz von Lodron sprang auf, stürzte vor die Thür des Försterhauses und rief: „Was geschieht hier? Das Schloß wird brennen — seid Ihr wahnsinnig?“

Doch Niemand antwortete ihm, und er eilte zu den drei unbeweglichen Figuren vor dem Portal hinunter und wiederholte hastig seine Frage. Aber nur Wenz Wlatka drehte den Kopf und versetzte monoton:

„Die Vipern drinnen haben die Thüren verrammelt, wie wir gekommen, und wir heizen sie heraus.“

„Ihr wollt sie lebendig verbrennen?

Löscht das Feuer aus! Ich befehle es — bin ich der Herr hier oder nicht?" Und Franz von Lodron sprang athemlos auf einen der Reisigträger zu und riß ihm seine Last von der Schulter; doch zugleich legte sich die Hand Wenz Wlatka's ihm fest auf den Arm.

„Herr," sagte er dumpf, „befehlt nicht wider die Natur, denn sie gehorcht nicht. Ihr habt Weib und Kind, geht hinüber und freut Euch an ihnen, und laßt uns das Einzige, was uns von den Unseren geblieben, die Rache. Morgen seid Ihr wieder der Herr und wir die Diener, aber heut ist Freinacht im böhmischen Reich, und kein Ohr wird auf Euer Wort hören, sondern nur auf den Schrei im eignen Herzen, den es elf Jahre lang gebändigt."

Ein unerschütterlicher finsterer Wille lag in den Worten, unbezwinglich wie der düstre, drohende Ausdruck in den beiden Gesichtern der Gefährten Wenz Wlatka's, die ihnen schweigend zugehört. Franz von Lodron fühlte, daß dieser Recht hatte, daß sein Gebot wie von eherner Wand ohnmächtig an den Herzen abglitt, denen nichts geblieben war, als die Rache, und den Ton des Herrn zur Bitte verwandelnd, erwiederte er:

„Laßt das Schloß vom Boden vertilgt werden, sein Gedächtniß ist fluchbehaftet und ich würde es niemals wieder betreten. Doch es müssen noch Diener Graf Méreck's darin sein, die keine andere Schuld tragen, als daß sie ihrem Herrn gehorcht. Verstattet ihnen, das Haus zu verlassen."

Doch Wenz Wlatka schlug ein bittres Lachen auf und deutete rückwärts über seine Schulter.

„Da drüben stand mein Haus, Herr, und meine Frau, meine Kinder und meine Dienerin wohnten darin. Aber wie die kaiserlichen Soldaten kamen und Feuer herumschichteten, hat Niemand gerufen: Laßt die Frau oder die Kinder oder die Magd herausgehen. Sie hätten es gern gethan, denn es ist nicht angenehm, lebendig verbrannt zu werden, auch nicht, wenn es zur Ehre Gottes geschieht, und sie wollten auch heraus — da riefen die Priester, die umherstanden und schürten und Loblieder sangen: Hinein mit den Ketzern, damit sie geläutert werden! und sie faßten meine Kinder an den Armen und warfen sie in das brennende Stroh zurück und stießen meiner Frau und ihrer Magd mit Stangen vor die Brust und hielten sie nieder, bis ihr Fleisch verkohlt war. Ihr seid nicht unter uns gewesen elf Jahre, Herr, sonst sähet Ihr mit meinen Augen den Rauch und röchet die versengten Gebeine wie ich, bei denen Jeder gestanden von Allen, die hier um uns so rüstig arbeiten, und auf sie nieder gestarrt, als auf den glimmenden Rest dessen, was ihm das Liebste auf Erden gewesen. Ihr waret elf Jahre nicht unter uns, Herr, sonst wüßtet Ihr, daß ein schrilles Hohnlachen die einzige Antwort sein würde, wenn Ihr um Mitleid für einen Einzigen bätet, der dem Tag der Rache in die Hände gefallen. Es ist heut große Abrechnung in Böhmen — und doch wollte ich meine Stimme mit Euch erheben, Herr, wollte: Erbarmen! rufen, wenn es um einen Tag eher gewesen wäre, wenn sie das nicht gethan — wenn —"

Wenz Wlatka's Stimme erstickte in convulsivischem Schluchzen. Einen Augenblick schlug er beide Hände vors Gesicht, dann schrie er wild auf, riß eine Fackel vom Boden, schleuderte sie in das noch unberührte Reisig vor dem Portal und rief, daß es bis in jeden Winkel der langen, düstren Gänge von Lodronschloß hinaufschallte:

„Rache, Rache, Rache für Anna Gerold, die nur Eine von Tausenden ist!"

Und rundum prasselten die Flammen auf und faßten das Gebälk und leckten über dem Dach in die heitere Mondnacht empor. Heulend und fluchend stürzten die frommen Brüder von Rowensko durch die Corridore, die der Rauch zu füllen begann — die alten Ahnenbilder des Hauses Méreck dehnten sich und krachten, und schauten mit geisterhaften Augen auf die rothen Zungen, die sich durchs Fenster zu ihnen aufringelten — auf und ab ging die verzweiflungsvolle Jagd — sie waren gerettet, wenn Einer von ihnen die Thür kannte, durch die einst Jost von Tabor die mörderische Waffe auf seinen ahnungslosen Freund gerichtet, aber sie drängten sich hart an ihr vorüber, und Niemand wußte von dem rettenden Ausweg, und Himmel und Hölle blieben stumm —

Da sprang eine Gestalt mit irrem Blick aus dem Fenster und hier eine andere.

Doch die bösen Träume harrten drunten, in Fleisch und Blut verwandelt, dichtgedrängt, und fingen sie mit Spieß und Hellebarde auf und stießen sie hohnlachend in die Gluth zurück. Und hohnlachend und blasphemisch, wie ein neues Collegium der heiligen Genossenschaft Jesu, sangen sie mit rauher Kehle: „Gloriam in excelsis Deo —"

„Jetzt ist die Stunde da!" schrie plötzlich der Wirth zur Böhmischen Krone in Nowensko. Er hatte eine lange Stange und befestigte das Ende des Strickes daran, an dem die zusammengeknebelten, blutrünstigen Gliedmaßen des großen Remigius Bodinus Hegissopyrus hingen. Und mit herculischer Kraft nahm er die Stange, und an den Rand des Feuers herantretend, tauchte er die an ihrem Ende hin und her schwingende lebendige Masse in die Lohe und hob sie wieder heraus und senkte sie wieder hinunter — bis die verkohlten Stricke zerbarsten und der große Feind der Hölle und Sendbote himmlischer Gerechtigkeit als formloser schwarzer Klumpen in die knisternd aufstiebende Gluth hineinfiel — — — — — — — — — — —

Epilog.

Der Gräuel genug; nicht zu rechtfertigen, schwer zu verdammen. Denn Nebel liegen über Deutschland, über jedem Hause, jeder Stirn, und das göttliche Licht des Geistes, der Wahrheit, der Liebe vermag nicht herabzudringen. Die Gewalt herrscht seit dreizehn Jahren wieder auf der Erde, wie im Anbeginn der Menschheit; die Trabanten, die sie begleiten, sind blindes Thun, Taubheit und Grausamkeit; schreiend, wie wilde Jagd, zieht das Furienantlitz der Noth durch die Lüfte, und peitscht mit seiner Geißel das lang begrabene Urrecht alles Lebens aus der Gruft — die Rache.

Das Urrecht alles Lebens — fragt den Löwen, die Wölfin, was es sei, und ihre That wird Euch antworten: das Blut dessen zu trinken, der ihnen das Liebste genommen — die Rache. Nur die Menschheit hat ihr Urrecht an den Himmel abgetreten. An den Himmel, der das Böse zu strafen, und das Gute zu lohnen, Gerechtigkeit auf Erden walten zu lassen, verheißen.

Aber wenn der Himmel sein Versprechen nicht erfüllt? Nicht in einzelnem Fall, nicht hier und dort — wenn er es dreizehn — dreißig — Jahre über Millionen nicht erfüllt? Wenn er das Gute straft und das Böse lohnt? Wenn er es zuläßt, daß in seinem Namen geraubt, verbrannt, gemartert, geschändet und gemordet wird, daß diejenigen, die er für seine Sendboten auf Erden erklärt, in seinem Namen Thränen und Jammer säen, Schweiß und Blut erpressen, Qualen des Leibes und der Seele häufen, wohin ihr heuchlerisches Auge fällt?

Wenn er das länger als ein Jahrzehnt über Millionen zuläßt, da fordert die Menschheit ihre Urrechte vom Himmel zurück — die Gewalt und die Rache. Denn zum Thier herabgewürdigt durch die Habsucht und Herrschsucht, die Begier und Blutgier falscher Himmelsboten, ist ihr Herz doch nicht stumpfer als das des Thiers und schreit auf in seinem zuckenden Elend, und die Zähne und Tatzen hören es, welche die Natur auch dem Menschen verliehen. Und wie in den erstarrten Gipfeln des Hochgebirgs winterlang eine regungslose Flocke des lösenden Frühlingsstrahles harrt, um von ihm gelockert herabzurollen und in ihrem Fall Tausende, zu ungeheurer Masse geballt, mit sich fortzureißen, so wartet auch das in Schmerz vereiste Menschenherz auf die lösende Stunde, in der es, mit Tausenden vereint, kalt und erbarmungslos gleich der Lawine, den starren Strom seiner Rache auf die Häupter derer herabschüttet, die seinem donnernden Lauf begegnen.

Unmenschliche Gräuel, unmenschlich vergolten, zucken dann wie bluthrothe Blitze durch den tiefen Nebel, der über dem Leben liegt — Vergeltung, nicht zu rechtfertigen, aber schwer zu verdammen.

Wenz Wlatka hat es gesagt, heut ist Freinacht im böhmischen Reich, und sie hält Abrechnung über die Summe der Thränen, der Flüche und des Blutes, die von den irdischen und himmlischen Legionen elf Jahre lang erpreßt und vergossen worden. Manche Flamme lodert heut Nacht in den ewig stummen, mondbeglänzten Himmel auf, und die sonnverblichenen, regenverwaschenen Schädel auf den Piken der Nepomukbrücke zu Prag, das Kunstwerk Sr. Majestät Ferdinand's II., erhält

manches Seitenstück, denn die Rache für Anna Gerold ist nur Eine von Tausenden.

Wie die Sonne wieder heraufbricht über Böhmen, sieht sie Vieles verwandelt. Auf dem Hradschin flattert nicht mehr die Fahne Oesterreichs; weit offen stehen die Thore Prags, verwundert, mißtrauisch fast ruhen die Augen vieler tausend sturmgerüsteter Krieger darauf, daß die zweite Hauptstadt des Kaiserreichs sich ihnen ohne Schwertstreich überliefert. Aber noch sind es siebzehn Jahre, ehe die menschenalterlange Tragödie an denselben Wällen Prags, wo sie begonnen, ein Ende nehmen wird.

Seltsam, die Novembersonne war's, die auf die Schlacht am Weißen Berge herabgesehen — im Novembersonnenlicht nahen die Rathsherrn aus den Thoren Prags dem Führer der sächsischen Armee, um dem Churfürsten von Sachsen als „Schutzbefohlene" zu huldigen — und Spätherbstsonne wird einst auf dem Blatte liegen, das nach dreißig Jahren Deutschland von allen geraubten Gütern des Leben Eines zurückgiebt — den Frieden.

Bis das geschieht, wird Frühlings- und Sommersonne auf den Trümmerhaufen manches Glückes herablachen, das heut noch blüht. Auf viel Schutt, viel Asche, viel stiebende Blätter im Wind.

Auch heut sieht die Sonne des zehnten November 1631 manche Rauchsäule, gleich der von Schloß Lodron, zum Morgenhimmel hinansteigen. Es ist nur Eine von Tausenden, wie das stille, weiße Frauengesicht, das sie im goldigen Frühlicht auf der Bahre drüben zwischen den schrägen Kreuzen des Abhanges um die kleine Kirche hindurchtragen, nur Eins von Tausenden ist, das die ehrwürdigen Brüder der Genossenschaft Jesu zu Schutt, zu Asche, zu stiebenden Blättern im Wind verwandelt.

Ein großes Todtengeleit geben sie Dir, Anna Gerold, nachdem sie Dir eine riesenhafte Leichenfackel entzündet. Alle sind um Dich und weinen — selbst Dein „Polti" und Wenz Wlatka schluchzen jetzt und haben Thränen gefunden — an Deiner Bahre geht scheu blickend das Kind, das Dich so lange Mutter genannt, für das Du gelebt und gestorben wie eine Mutter — und neben ihm geht sie, der Du treu gewesen bis in den Tod, und hält Deine kalte Hand. Nur Du fehlst allein und Dein eignes Kind, das Du nicht geboren —

Vielleicht ist es gut, denn schwere Nebel hätten sich auch ihm über das Leben gelegt, das Du ihm verliehen. Wäre es ein Mädchen gewesen, es wäre vielleicht in die Fremde verschlagen, hülflos der Gewalt, der Noth und der Gier anheimgefallen, wäre vielleicht gemartert und als Hexe verbrannt worden. Denn die Herbstsonne sieht wohl die Brüder Jesu auf der Flucht nach Süden, doch sie sind Zugvögel und kehren wieder und suchen die alten Nester.

Und wäre Dein Kind ein Knabe gewesen, Anna — bis er zum Mann geworden, hätten siebzehn Jahre noch mit rauher Faust seine Wiege gerüttelt, seinen Kinderfrieden verdüstert, sein junges Herz vergiftet und vergällt. Verwildert wäre er unter wildem Geschlecht emporgewachsen, Einer mehr, um zu leiden, zu hassen und zu rächen.

Dich kümmert sie nicht mehr, diese Zeit, Anna Gerold. Weinend legen sie Dich unter die Steinplatte, die zu früh den Namen Franz von Lodron trug. Du hast wohl ein adlig Grab verdient, und ihre Absicht, ihre Gedanken sind es, Dich damit zu ehren. Doch wenn sie Dich allein gelassen in der Erde, gräbt Wenz Wlatka, dessen Hand zu vielen Dingen geschickt ist, eine adligere, stolzere Inschrift auf Deinen Stein: „Treu bis in den Tod."

Noch immer raucht der Schutt des Schlosses, unter dem die verkohlten Knochen der frommen Brüder von Rowensko und des großen Remigius Bodinus Hegissopyrus liegen. In dem grünen Epheuhäuschen sitzt Wenla von Lodron und ihre zitternde Hand schreibt ebenfalls eine Inschrift. Doch nicht auf einen Grabstein, sondern auf ein Blatt, das neues Leben verkündet, schreibt sie dem Grafen Mérek die Geschichte der kleinen Minatka.

Er wird sehr erstaunt sein, wenn er den Brief erhält. Freilich nur einen Augenblick, denn dann wird die, welche er acht Jahre vor der Welt seine Gemahlin genannt, für seine Gedanken sich nur als ein Nichts mehr darstellen, wie Graf Thurn oder wie die linke Seite Sr. Durchlaucht, des Herzogs von Friedland und Sagan, Albrecht's von Waldstein, auf dessen Gütern in Mähren der Brief ihn, als Abgesandten Sr. Majestät, Kaiser Ferdinand's II., antrifft. Ein nicht existirendes und nie vorhanden gewesenes Nichts —

—

Allein Wenla ist von heißem Dank erfüllt, und trotzdem sie das Alles weiß, dankt sie auch Ferdinand Mérek. Sie schreibt ihm, daß sie das Weib Franz von Lodron's war, als sie Gräfin Mérek hieß; daß der Empfänger des Briefes am besten wisse, daß sie seinen Namen nur getragen und ihrem Gatten die Treue bewahrt. Aber sie dankt Graf Ferdinand, daß er bis zu ihrer letzten Trennungsstunde, dem Vertrag gemäß, den sie bei ihrem Bündniß mit ihm geschlossen, nie von ihr verlangt, was sie nie zu erfüllen vermocht hätte. Denn sie war Franz von Lodron's Weib und die Mutter seines Kindes.

Das Weib eines Tages, am Hochzeitsmorgen von dem Schuß emporgescheucht, mit dem Jost von Tabor ihren Gatten zu tödten gewähnt, und besinnungslos neben ihm zusammengebrochen, den sie selbst todt geglaubt. Er war es nicht, und treue Dienerhand, Wenz Wlatka's Hand, brachte den Schwerverwundeten, auf dessen Leben ein Preis gesetzt, eilig gen Norden, weiter, immer weiter, bis an die Ostsee, während man am selben Tage mit feierlichem Gepränge einen leeren Sarg in der Kirche begrub. Wenla aber lag bewußtlos, wochenlang, und als sie vernahm, daß ihr Gatte lebte, war er in der Welt verschwunden; blutig wälzte der Krieg sich zwischen ihm und ihr, kein Weg führte sie zu ihm, und Jahre hindurch drang keine Kunde von ihm herüber. Endlich kam sie, aus weiter Ferne, hoffnungslos — Kunde, daß er flüchtig, verfolgt umherirre, mit Wenigen gegen die Uebermacht kämpfend, die Deutschland bis an die Nordsee wieder kaiserlicher Willkür und der Rache der Jesuiten unterworfen. Er wußte, daß er nicht nur eine Gattin, daß er auch ein Kind besaß, Beide in Mangel und Hülfslosigkeit, und er beschwor sie, bei aller Liebe seines Herzens, nicht um seinetwillen im Elend unterzugehen, eine rettende Hand zu ergreifen, wenn sie sich biete.

Graf Ferdinand Mérek war's, der die rettende Hand bot, und deshalb war Wenla von Lodron ihm dankbar und schrieb ihm. Sie wollte nicht ohne Abschied von ihm gehen, deshalb erzählte sie ihm Alles. Daß sie seine Hand gefaßt, weil sie das rechtmäßige Erbe ihres Kindes aus ihr zurückzuerhalten hoffte. Ihres Kindes, um dessenwillen sie dem Gatten nicht ins Elend folgen konnte, das sie ihm für den Tag der Rückkehr erhalten mußte — um jeden Preis.

Und sie bat Ferdinand Mérek, ihr zu vergeben, wozu die Liebe und die bittere Noth der Zeit sie gezwungen. — —

Das Alles schreibt sie mit hastiger, zitternder Hand in dem kleinen Epheuhäuschen, während Franz von Lodron neben ihr sitzt, sein Kind auf den Knien, den ernsten Blick an den braunen Locken vorüber auf die rauchenden Trümmer der Stätte gerichtet, auf der das Schloß seiner Väter gestanden.

Es ersteht nicht wieder, auch er will es nicht wieder aufbauen, denn das Beste daraus hat er gerettet. Sein Auge geht an dem Schutthaufen vorbei in die Ferne hinaus und erkennt, daß, für lange Zeit noch, hier kein Friede, kein Glück wohnen wird. Wer elf Jahre in unablässiger Todesgefahr und Verzweiflung gekämpft, der Gewalt sein Recht und seine höchsten Güter wieder abzuringen, besitzt wohl ein Recht, eine Pflicht, wenn er dies Ziel erlangt, seine Schätze dort zu bergen, wohin die Hand Sr. Majestät Kaiser Ferdinand's II. und seiner wiederkehrenden Jesuiten nicht mehr reicht.

Da öffnet sich die Thür und Wenz Wlatka tritt herein. Er hat drüben Abschied genommen an dem Grabe, auf das er die stolze Inschrift gezeichnet. „Gehst Du mit uns, Wenzeslaus?“ fragt Franz Lodron, „wir ziehen gen Norden, fort aus diesem verfluchten Lande.“

Nein, er kann es nicht. Wohin? Er hat keine Heimath. Mit wem und für wen? Sein Herr bedarf seiner nicht mehr, und er hat nicht Weib noch Kind. Er ist gekommen, um auch hier Abschied zu nehmen. —

Sie springen auf und fassen seine Hand. Sie wollen ihm Bruder und Schwester sein, und er ist ja der Onkel Wenz ihres Kindes. Sie sind Geschwister des Unglücks gewesen, das Glück soll sie nicht trennen.

Doch er schüttelt den Kopf. Draußen wartet Leopold Gerold seiner, und ihre Pferde scharren vor der Thür. Sie müssen fort, denn sie haben nichts mehr auf der Welt zu schaffen, als Eins. Wenn sie das gethan, da mag man auch sie einschaufeln in böhmische Erde. Aber ehe sie Ruhe darin finden können, muß der letzte Soldknecht

der Tyrannei, der letzte Jesuit fort sein — fort aus diesem heiligen Lande!

Dem Glücklichen verflucht, dem Unglücklichen heilig. Die Heimath des Glückes ist der Erdball, die des Unglücks ein Grab in freier Vatererde.

„Lebt wohl! Vielleicht auf Wiedersehen, vielleicht nicht — wer kennt die Zukunft?“ — — —

Wer kennt sie? Nur bis hierher reicht die Geschichte der kleinen Minatka — ein Bruchstück aus Einer von Tausenden.

Blüthe und Verfall Spaniens.

Von

Karl Wittich.

(Schluß.)

Der Tag von Villalar war der Todestag der von den Vorfahren ererbten ständischen Freiheit. Indem auch das höhere bürgerliche Element aufhörte, politisch eine Rolle zu spielen, verloren die Cortes in demselben ihr rührigstes und tüchtigstes Glied, die wirksamste Schranke des Absolutismus. Dem Scheine nach ließ Karl nun allerdings Gnade ergehen gegen seine Rebellen; dem Namen nach ließ er den Städten das Recht der ständischen Vertretung, — in der That nur den Schatten eines Rechts. Er vermochte fortan den größten Druck auf die Wahl ihrer Vertreter auszuüben; diese waren von ihm abhängige, gefügige, oft durch Geschenke corrumpirte Creaturen, die nur noch berufen wurden, ihm Steuern zu bewilligen. Das starke Selbstbewußtsein bürgerlicher Ehre ging verloren. Der König befahl, und duldete keinen Widerspruch, höchstens daß er noch „Petitionen“ zuließ. Im Uebrigen war Alles reine Formalität. Die castilianischen Cortes hatten keine Kraft mehr. Nicht besser als den Städten erging es da dem Adel, hinter welchem doch die Städte tief erniedrigt zurücktraten. Wahrlich, der Adel erntete keinen Lohn von dem mit ihrer Niederwerfung dem Monarchen geleisteten Schergendienst. In der Stunde der Gefahr, aus der Ferne hatte Karl ihm Alles gelobt; bei seiner Rückkehr konnte er sich dessen nicht mehr erinnern. Sie hätten für ihre eigenen Interessen gekämpft, erklärte er. Aber blos für ihn hatten sie gesiegt. Einen Stand gegen den andern hatte er getrieben, um nun beide in Abhängigkeit zu halten, die Städte in Unterwerfung, die Granden wenigstens in Entfernung. Für die Lage der Granden war es entscheidend, daß es im Innern Spaniens hinfort keine Kriege mehr zu führen gab. Wohl fürchtete der König beständig ihre Macht. Darum behandelte er sie dann doch wieder mit großer Rücksicht. Aber nur den Allerwenigsten, denen er völlig vertrauen konnte, gab er wichtige Aemter. Vom Krieg und von dem höhern Staatsdienst entfernt, überhaupt vom öffentlichen Leben getrennt, wurden die Granden zahm und träge — wunderbar schnell! In einsamer Pracht auf ihren Landsitzen ihrer Reichthümer genießend, ruhten sie aus von ihren frühern Lorbeeren und verweichlichten sich, nur noch mit Eifersucht über das Privilegium ihrer Steuerfreiheit wachend. Darin erkannten sie ihre politische Freiheit, ihre Ehre.

So undankbar auch Karl gegen den Adel sich benahm, dem Klerus hielt er treu das in der Noth gegebene Wort. Er zog den Klerus zum engsten Bündniß heran. Er bereicherte die Stifter und vermehrte die Autorität der Inquisition, indem er ihr einen ganz neuen Wirkungskreis gab. Von Deutschland und von Flandern aus war bei der nahen Berührung, in welcher mit diesen Ländern durch Karl selber Spanien sich befand, ein Funke der Reformation auch hierhin getragen worden. Luther's Schriften wurden in spanischer Uebersetzung gelesen. Luther's Lehre fand sogar in vielen Klöstern um Sevilla Eingang. Ueberall entstanden im Geheimen kleine protestantische Gemeinden. Aber wirksamer als in Deutschland vermochte nun Karl's Machtgebot in Spanien, in erster Reihe wieder in Castilien diese Flecken der Ketzerei auszubrennen: und zwar mit den unter Isabella gebräuchlich gewordenen Mitteln. Das Gute aus ihrer Regierung ward bei Seite geworfen, das Schlechte übergenommen und weiter gebildet. Karl's Regierung brachte die ersten Autodafés von Christen. Ueberall rauchten die Scheiterhaufen. Die Inquisition maßte sich im Jahre der Niederlage der Comuneros die Oberaufsicht über alles Gedruckte an. Bald nachher wurde schon auf den Besitz eines verbotenen Buches

Todesstrafe gesetzt. Ueberall fanden Haussuchungen nach lutherischen Schriften statt. In das Heiligste der Menschen, in die Rechte des Gewissens und des Denkens, in das gesammte Geistesleben der Nation wurde schonungslos eingegriffen. Und ein gewaltiger Schrecken ging durch die Nation. Jeder trachtete hinfort, sein Inneres aufs sorgfältigste zu verschließen. Denn die geringste zweifelhafte Außerung konnte ihn zum blutigen Opfer des kirchlich-monarchischen Despotismus machen. Karl aber wußte was er that. Er entdeckte in der Inquisition die Waffe, auch politische Gegnerschaften zu vernichten; sie ward, wie später ein holländischer Staatsmann sagte, eine bittere Medicin für diejenigen, deren Temperament dem Staate nicht gefiel. Gerade auf die politischen Dienste der Inquisition kam es Karl an. Darum ja hatte er sie für eine theure Herzensangelegenheit erklärt; unumwunden hatte er bereits während jener Revolution bekannt, daß von der Sache dieses heiligen Amtes vornehmlich die Erhaltung und Vermehrung seiner königlichen Macht und Person abhänge. Auf den Trümmern spanischer Bürgerfreiheit baute er den Absolutismus von Kirche und Krone und auf diesen wiederum das übermüthige Gebäude seiner erstrebten Weltherrschaft auf.

Spanien, zumal das hervorragende Castilien war ihm von jeher nur als Mittel zu der letzteren erschienen. Aber jetzt, als dasselbe ein willenloses und darum zuverlässiges Werkzeug in seiner Hand war, machte er es zum Mittelpunkt, zum eigentlichen Stützpunkt seiner erobernden Politik, wie er selbst sagte „zum Fundament und Haupte seiner Staaten.“ Er that noch mehr. Durch ihn ward Spanien zur ersten Macht der Welt. Er machte durch seine spanischen Heere den spanischen Namen in der Welt furchtbar. Ein Sprichwort kam auf: „Wenn Spanien sich rührt, so zittert die Erde;“ como se muevo España, la tierra tembla. Aber wenn auch seine ganze Politik allein auf äußerliche Macht und kriegerische Erfolge gerichtet war, so verstand er es gleichwohl mit merkwürdiger Geschicklichkeit, in dem neuen Spanien, im Herzen jedenfalls der Castilianer gewissermaßen moralische Eroberungen zu machen. Er wurde aus einem Niederländer selbst ein Spanier, gewöhnte sich spanische Sitte an, erlernte die Landessprache, umgab sich mehr und mehr mit Eingeborenen, die ihn nach Italien und Deutschland, überall hin begleiteten. Er zeigte in seinem Benehmen sich liebenswürdig, freundlich, herablassend gegen Jedermann.

Und ein neues Geschlecht wuchs in Castilien heran; das liebte und verehrte ihn. Dem schmeichelte Karl's glänzende Politik; das prahlte nun, wenn auch selbst kaum mehr als ein Sclavenvolk, mit seines Vaterlandes Herrschaft und Größe; das rühmte infolge neuer Eroberungen in Amerika, daß die Sonne innerhalb seiner Grenzen niemals untergehe. Das vergaß über die Erwerbungen auswärtiger Länder, was es unmittelbar in seinen Städten verloren hatte. Das wurde stolz auf seine heilige Inquisition. Das ließ sich „vom Pflug und aus der Werkstatt auf die Schlachtfelder von halb Europa reißen“ und drängte mit Begierde sich zu den fernen Glaubenskriegen. Das fing an, die spanisch-habsburgische Glorie zu vergöttern.

Welch eine Richtung ist durch Karl dem spanischen Nationalcharakter gegeben worden! Auch hier war es so: die guten Seiten — Freiheitsgefühl und Bürgerfleiß — gingen unter; die früher schon verderblichen — Herrschsucht, Habsucht, Grausamkeit, kriegerisch abenteuernder Sinn, nationaler Hochmuth und religiöser Fanatismus — wurden fortgebildet. Ruhm und äußere Ehre galten mehr als materielle Wohlfahrt. Um diese hat Karl's Regierung sich nie gekümmert. Ja, was da nicht schon an und für sich dem Geld und Blut fordernden System seiner hohen Politik geopfert wurde, dem drohte Verderben durch die grobe Unkenntniß der Regierung in staatswirthschaftlichen Dingen. Hin und wieder machten gegen ihre eigenmächtigen Maßregeln die Cortes noch Gegenvorstellungen, aber vergeblich.

Wenn trotz einer solchen Politik Ackerbau, Gewerbe und Handel nicht sofort hinwelkten, so waren es eben nur Blätter an einem Baum, dessen innere Lebenswurzel unheilbar angegriffen war. Noch eine Zeit lang erlaubte die gütige Natur den Schein einer Blüthe. — Ja, der Handel mit Amerika stand eben auf seiner höchsten Höhe; und Sevilla, welches doch nur auf Kosten der übrigen Städte blühte, rühmte sich, die Hauptstadt aller Kaufleute der Welt zu

sein. Dieser Handel brachte den spanischen Kaufleuten damals oft vierhundert bis fünfhundert Procent Reingewinn. Und nicht verkennen läßt sich, daß sogar Karl's bürgerfeindliche Herrschaft ihre lucrativen Seiten hatte. Die nahe Verbindung Spaniens mit den Niederlanden bot dem Handel vorläufig außerordentliche Vortheile. Ein überaus reges Treiben entfaltete sich auf der See und in den Seestädten. —

All den noch vorhandenen Segen aber in Armuth, Einsamkeit, Todtenstille zu verwandeln, das war Karl's Sohn, König Philipp dem Zweiten vorbehalten. Man hat Philipp die Consequenz seines Vaters genannt. In der That, gewissenhaft, in blinder Ehrfurcht für denselben, in nichts abweichend, nur noch ungleich schonungsloser und mit noch größerer Principienstrenge hat er voll rastlosem Eifer auf jenem Fundament weiter gebaut. Zwar ward ihm trotz seiner eifrigen Bemühungen die Kaiserkrone nicht zu Theil. Aber er brauchte ihretwegen seine Kräfte auch nicht wie sein Vater zu zersplittern; auch ohne den Flitterglanz der Kaiserkrone nahm er als Monarch von Spanien den ersten Rang, die gebietende Stellung in der Christenheit in Anspruch, betrachtete sich als die Säule der allein seligmachenden römischen Kirche. Ohne Frage viel ernster und inniger als sein Vater, sah er es als seine göttliche Aufgabe an, die Ketzerei in Europa zu bekämpfen und auszurotten, soweit nur sein eiserner Arm greifen konnte. Jedoch, indem die Fortschritte der Religion und die Fortschritte seiner Macht ihm ein und dasselbe waren, geschah es, daß er auch seinen Freunden verdächtig, daß er von ganz Europa gefürchtet, gehaßt wurde — ein Feind aller Völker, nur seinem eigenen Volk ein Abgott und bis zur Blasphemie von diesem verehrt.

Was hat er für Spanien erreicht? Fast alle seine kolossalen Unternehmungen gegen die fremden Nationen sind unter furchtbaren Verlusten gescheitert, von den Stürmen der Zeit gleich seiner Riesenflotte verweht. Nur seiner eigenen Nation hat er den Stempel seines Waltens und Wirkens unvergänglich aufgedrückt, man möchte sagen eingebrannt. Aber sie fühlte den Schmerz nicht; sie trug das Brandmal wie ein Ehrenzeichen!

König Philipp II. machte die Autodafés zu spanischen Nationalfesten, gab ihnen in den Augen des Volkes durch seine persönliche Anwesenheit eine höhere Weihe. Bei den feierlichsten Gelegenheiten, bei seiner Vermählung mit Elisabeth von Frankreich, bei der Vermählung anderer königlicher Personen loderten Scheiterhaufen vor dem versammelten Hof und der geladenen Diplomatie. Ja, die auswärtigen Gesandten, wenn sie nicht als Ketzer gelten wollten, mußten mit ihren Damen erscheinen. Man mußte — schreibt allerdings erst unter Philipp's Nachfolgern, welche indeß seiner Sitte nach dieser Richtung hin durchaus treu geblieben waren, die Gemahlin eines französischen Gesandten — man mußte bei diesem schrecklichen Schauspiel zugegen sein oder im andern Fall die besten ärztlichen Atteste zur Seite haben, daß man auf den Tod läge. Aber die prächtig ausgeschlagene Tribüne des Königs stand dem Schaffot so nahe, daß er das Jammern der Verurtheilten hörte. Und die Granden selbst verschmähten es bald nicht mehr, die letzteren an Stricken gefesselt zu halten; sie leisteten Dienste wie Henkersknechte. Die Herzöge von Medina Cali rühmten sich des Privilegiums, die Fahne der heiligen Inquisition bei diesen Executionen tragen zu dürfen; und die Menge strömte jubelnd im Sonntagsstaat herbei wie zum Fest eines Heiligen, und der Pöbel durfte die Unglücklichen mit Steinen werfen.

So entartet war bereits diese Nation! Solch eine Kluft hatte sich aufgethan zwischen spanischer und — menschlicher Denkart! Auch das letzte Fünkchen der Ketzerei wollte Philipp wenigstens in ganz Spanien ersticken, bis sein Volk rein war und sich rühmen konnte seiner unbefleckten Glaubensreinheit.

Wie war diesem Volke jetzt so wohl zu Muth, trotz Philipp's eherner Faust, trotz des entwürdigenden Drucks der Priester, die Philipp dienen mußten und durch die er es erst völlig beherrschte.

Dafür hinwieder verherrlichte und bereicherte er die Kirche, getreu dem Grundsatz seines Vaters; und die Unterthanen folgten dem frommen Beispiel. Es grassirte unter den Granden die Mode, Klöster zu gründen. Die guten Bürgersleute vermachten oft ihr ganzes Habe der Kirche. „Er hat seine Seele zum Erben eingesetzt,“ sagten dann wohl die leer ausgehenden

Verwandten von dem theuren Verstorbenen. —

Warum erst bis zum Tode warten? Die zahlreichen Klöster wollten doch auch bewohnt sein. Durchs ganze Volk ging ein Zug zum Kloster. „Die frommen Werke des Klosters galten als die vor Allem eines Spaniers würdigen Beschäftigungen.“ Aber mehr wohl als das Verlangen, sich in die Geheimnisse der Religion zu versenken, zog Trägheit und Arbeitsscheu, lockte die Bequemlichkeit des geistlichen Lebens, lockten wohl auch die trefflichen Weinkeller, durch die sich vor allen andern das Kloster in Guadalup auszeichnete; das wunderthätige Madonnenbild daselbst brachte dafür allerdings auch jährlich an 150,000 Ducaten Almosen ein. Eine in der Mitte von Philipp's Regierungszeit angestellte Zählung ergab in seinen Reichen die Existenz von 11,400 Klöstern, 46,000 Mönchen, 13,500 Nonnen, 312,000 Weltpriestern, mehr als 400,000 Religiosen. Bald fand man, daß ein Viertheil oder ein Drittheil der erwachsenen Bevölkerung Spaniens aus Dienern der Kirche bestehe.

Gleichwohl muß wenigstens das zur Ehre Philipp's gesagt werden, daß er diesem enormen Anwachsen im Herzen entgegen war. Er klagte wiederholt, daß die Welt mehr an Klostergeistlichen Ueberfluß habe, als an Frömmigkeit. Selbst unermüdlich thätig in der klosterähnlichen Einsamkeit des Escorials, haßte er den heitern Müßiggang und er hielt streng auf die Bewahrung der von Ximenes eingeführten Zucht; er verlangte stricte Aufrechterhaltung der Clausur in allen Klöstern. Wenn Mönche und Nonnen auf der Straße gingen, mußten sie Erlaubnißscheine ihrer Vorgesetzten bei sich tragen. Aber verhindern konnte er das Zunehmen der Mönche doch nicht. Was sollten auch der Bürger und der Bauer anders werden, da ja die Arbeit ihrer Hände als schimpflich galt, da Philipp selbst in seinen Gesetzen die nützlichsten Handwerke mit dem Ausdruck „niedrig und schlecht“ bezeichnete; da auf der andern Seite bei der Abgabenfreiheit der Geistlichen und Adligen die ganze Steuerlast auf die mittleren und unteren Stände fiel, da diese unter der nothwendig immer schwerer werdenden Last erliegen mußten? Der Fleiß ward in Spanien zu einem Unsegen; man schämte sich des Fleißes und fühlte sich glücklich im Kloster. Dieses entzog den Gewerben und dem Landbau die brauchbarsten Stützen, absorbirte die beste Kraft des Nationalvermögens. Den niedern Ständen galt die Aufnahme ins Kloster natürlich als eine große Ehre, zumal auch die Familien der Aufgenommenen allerlei Vortheile genossen. Nicht Jedermann standen die Pforten offen; wer sich z. B. mit Lohgerberei, dem verworfensten aller Handwerke befaßt hatte, fand niemals Eingang. Die ganze Verwandtschaft eines Lohgerbers war verrufen.

So verachtet im Allgemeinen war aber nun der Bürgerstand in Spanien, daß Jeder ihn zu verlassen trachtete. Die Höherstehenden retteten sich in den niedern Adel; und Philipp ermunterte zu dieser Rettung, da seine Finanzwirthschaft sich auf den Verkauf von Adelstiteln angewiesen sah. — Doch was bedeutete dieser Adel? Ein Mensch von edlem Geblüt, heißt es, kann Kutscher, Bediente, Küchenjunge sein, wenn nur seine eigentliche Thätigkeit im Schlafen besteht. Ausübung eines Handwerks hätte freilich einen unauslöschlichen Flecken auf ihn geheftet. Auch Handel zu treiben war nun entwürdigend, dem castilianischen Ehrgefühl zuwider, — eine Sünde für vornehme Leute! Als einst ein Grande die Wolle seiner Merinoheerden verkaufte, ward er von seinem ganzen Stand gemieden und durch den Beinamen „Kaufmann“ gebrandmarkt. Adelige, die sich mit Industrie beschäftigten, gingen ihres Wappens verlustig.

Nun sank auch die Wissenschaft wieder zurück in die frühere Verachtung. Die Granden und Herren in Spanien, sagt eine gleichzeitige venetianische Relation, halten wissenschaftlichen Beruf für kaum weniger als infam oder mindestens in jeder Beziehung dem Stand des Cavaliers zuwider. „Gleichwohl geben sie sich nicht viel mit cavaliermäßigen Beschäftigungen ab, sondern führen größtentheils das müßigste, und man kann sagen ein lasterhaftes Leben: was nicht allein von ihrer schlechten Erziehung und von ihrer Ueberzeugung herkommt, daß Beschäftigung in Spanien ungesund sei, sondern zugleich von der großen Zurückgezogenheit des Königs und der Mißgunst, womit dieser jede Art ritterlicher Uebung ansieht.“

Dem väterlichen Princip auch in dieser

Beziehung getreu, hielt Philipp in seinem ererbten Mißtrauen nach wie vor den hohen Adel mit sehr geringen Ausnahmen vom Staatsleben wie von sich selber nach Möglichkeit fern. Aber schon rücksichtsloser durfte er gegen die in ihrer Trägheit und Genußsucht mehr und mehr Erstarrenden auftreten. In der erwähnten Relation wird bemerkt: „Diese Granden und Herren sind der Justiz des Königs nicht weniger unterworfen als der niedrigste Mann aus dem Volke.“ Das heißt, es bestand für alle Spanier dieselbe strafende Gerechtkeit, dieselbe Soldatenpolizei, dieselbe Inquisition, dieselben Kerker!

Granden und Pöbel beugten geduldig ihren Nacken unter dasselbe Joch. Granden und Pöbel hatten aber auch dasselbe Bewußtsein, die allerchristlichste Nation zu bilden, die weit erhaben über allen übrigen dastand. Dem Bettler in Lumpen schlug wie jedem Anderen das Herz höher bei dem Gedanken, ein Spanier zu sein. Ja, je unwissender und ärmer, desto stolzer wurde man. Spanien war das classische Land des Bettelstolzes; und es kam in der That dahin, daß auch der Bettler besondere Ehrenbezeugungen beanspruchte. Verweigerte man ihm das Almosen, das er verlangte, so mußte man ihm doch das Compliment machen: „Verzeihen Ew. Gnaden, ich habe kein Geld.“ Perdone Vuestra merced, no tengo dineros.

Und nun einen kurzen Blick auf die materiellen Verhältnisse dieses Landes. In der zweiten Hälfte von Philipp's Regierung gab es eigentlich blos noch sehr reiche und sehr arme Menschen. Jene: der Klerus, dessen Vermögen durch die Unmasse von Schenkungen sich von Tag zu Tag riesenförmig vermehrte, und der hohe Adel. Die Verzeichnisse gerade aus dieser Zeit weisen bei einzelnen Granden einen fabelhaften Reichthum auf. 100,000 Ducaten jährliche Einkünfte — das wollte noch nicht allzuviel sagen. Die vom König besonders Bevorzugten, die als Vicekönige und Gouverneure in die Fremde geschickten Castilianer wußten dort Millionen zusammenzuraffen. Freilich war nun auch, von Philipp selbst aus leicht erklärlichen politischen Gründen begünstigt, eine fabelhafte Verschwendung, ein stetes gegenseitiges Sichüberbieten in Pracht und Luxus an der Tagesordnung. Besonders gern prahlten diese Herren mit einer glänzenden Leibwache und mit einer Unmasse von Silberzeug. Der keineswegs auffallend reiche Herzog Ferdinand von Alba hinterließ unter Anderm bloß sechshundert Dutzend silberne Teller.

Sehr arm, außerordentlich arm, da Industrie und Handel überall darniederlagen, war die herabgedrückte unglückliche Bürgerschaft, die große Masse des Volks in den Städten, wie auf dem Lande und — der König selbst. Von seinem Vater bereits hatte Philipp II. einen bankerotten Haushalt überkommen, eine Staatsschuld, die, doch wohl zu hoch, auf mehr als zweihundert Millionen Thaler angegeben wird. Jedenfalls hatten schon unter Karl die regelmäßigen Einnahmen kaum gereicht, die Zinsen der Schuld zu bezahlen. Von 920,000 Ducaten regelmäßiger Einkünfte in Castilien waren im Jahre 1550 800,000 den Staatsgläubigern verpfändet. Woher nahm Philipp nun das Geld für sich und seine 80,000 Civildiener? für seine ungeheuren Heere und Flotten? für die großartige Maschinerie seiner auswärtigen Politik, mit ihren Bestechungen und Pensionen an Fürsten und Kurfürsten? für seine prächtigen Klosterbauten und die Unmasse von Reliquien, die er kaufte, für die hundertundzwanzig Heiligenköpfe, womit er allein das Escorial ausstattete? Philipp war unumschränkter Monarch und nahm das Geld, wo er es fand. Da die Unsummen von Monopolen, Steuern und Zöllen, die vorzugsweise sein geliebtes Castilien erdrückten, die jährlichen Silberflotten aus Amerika, die Taxen für alle die Adelsbriefe, die durch das Inquisitionstribunal confiscirten und ihm zugefallenen Güter der Schuldigen, da alles das und eine Masse anderer Einkünfte nicht reichte, so mußte er natürlich zu außerordentlichen Mitteln greifen. Er griff zu immer neuen Veräußerungen und Verpfändungen, zu Zwangsanleihen, die besonders in Sevilla den Rest vom Reichthum der Kaufleute verzehrten, zu Erpressung von Naturallieferungen, wo Länder und Städte keine neuen Steuern mehr aufbringen konnten; so mußte ihm z. B. Galicien 6000 Centner Pökelfleisch, Andalusien 12,000 Centner Zwieback und wiederum die eine Stadt Sevilla 10,000 Tonnen Wein liefern. Sevilla war für ihn eine Hauptfundgrube: er nahm da gleich im Beginn seiner Regierung fünf Jahre

hinter einander die für Privatleute ankommenden Gold- und Silbersendungen aus Amerika weg und fand die Bestohlenen mit ziemlich werthlosen Anweisungen auf Steuern ab. Es reichte Alles nicht. Die Glorie der Kirche und des Hauses Habsburg war allzu theuer. Er erklärte sich in späteren Jahren deshalb wiederholt für bankerott, indem er sich durch seine Geistlichen von der Verpflichtung entbinden ließ, die Staatsschuld zu verzinsen; er erklärte eines Tages sogar die seit einer Reihe von Jahren abgeschlossenen Staatsanleihen bis auf Weiteres für ungiltig. Sein Gewissen war ruhig, weil ja die Gläubiger sich auf Unkosten Spaniens schon hinlänglich bereichert hätten. Freilich — die wucherischen Zinsen waren häufig auf dreiunddreißig Procent gestiegen. In seinem letzten Jahre aber ließ dieser König, der Herr beider Welten, „der Salomo seines Jahrhunderts," wie seine Spanier ihn genannt haben, durch Mönche öffentlich für sich betteln; von Haus zu Haus, in Städten und Dörfern ließ er sich Almosen einfordern im ganzen Lande — in diesem grenzenlos verarmten und entvölkerten Lande.

Denn wie konnte es anders sein? Wo alle Productivität aufhörte, aller Verkehr nach außen wie nach innen erlahmte, durch Feindschaft und Krieg mit den gewerbthätigsten Völkern, durch die nichtsnutzigsten Vorurtheile, den gewissenlosesten Steuerdruck, durch die unsinnigsten Verordnungen und die kleinlichste Bevormundung der Polizei, wo beinahe ein Fünftel des gesammten Grundbesitzes der todten Hand unveräußerlich angehörte und daneben nur noch die ungeheuren Majorate blühten: da mußte auch die Bevölkerung elend verkümmern und zusammenschwinden. Wer nicht adelig werden, nicht im Kloster Aufnahme finden, nicht eines der ebenso zahl- als nutzlosen und allerdings auch erbärmlich bezahlten Aemter erhaschen konnte; wer schließlich nicht vom edlen Bettel und von den ritterlichen Künsten des Schmuggelns und des Wegelagerns leben wollte, der ging entweder nach Amerika oder er zog als Soldat unter den Fahnen der heiligen Maria gegen die Ketzer aller Länder. Begierde nach Gold und Raub und nach Abenteuern übte noch immer auf dieses sonst so indolent gewordene Volk einen mächtigen Zauber, lockte trotz aller Vaterlandsliebe hinaus in die weite Ferne. Da verließen Spanien wohl in einem einzigen Jahre an 40,000 Menschen, von denen nur die Wenigsten heimkehrten. Man sagte: die Mehrzahl der Spanier befindet sich in Indien. Wer hätte die Opfer der hundertjährigen Glaubenskriege zählen können?

Es gab aber auch Einwanderer nach Spanien. Denn nicht genug, daß, während die einheimischen Fabriken feierten, das Ausland mit den Erzeugnissen seines Fleißes den spanischen Markt überschwemmte: außer den fremden Waaren kamen fremde Menschen, die sich nun selbst des Kleinhandels und der Handwerke bemächtigten; — so erst gelangte nach und nach fast aller Erwerb in fremde Hände. Mit der tiefsten Verachtung zwar blickten auf sie die hochmüthigen Spanier herab, die doch ohne sie sich nicht zu kleiden vermochten. Aber die fleißigen Fremden — Franzosen, Deutsche und Genueser — trösteten sich; sie gewannen so viel, daß sie nach einigen Jahren wohlhabend in ihre Heimath zurückkehren und Andern Platz machen konnten.

Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts zählte man solcher industriellen Ausländer in Castilien 150,000, allein in Madrid 40,000. In der Folgezeit wuchsen die Zahlen noch und man versicherte: Wenn sich die Fremden in Madrid zusammenthun wollten, so könnten sie die Spanier hinausjagen, sich ihrer Hauptstadt bemächtigen.

So wurde geurtheilt, während von Madrid aus die Welt mit der spanischen Universalmonarchie bedroht wurde. Das Nächste und Beste hatte man preisgegeben, während man nicht aufhörte, den weitschweifensten Phantomen nachzujagen. Spanien, im Besitz der wichtigsten Colonien, zum ärmsten Lande der Welt geworden, galt noch als das mächtigste. Denn wie viel auch mißlungen und gescheitert war, es hatte, Dank der immerwährenden Kriegsschule, die besten Heere, namentlich das tüchtigste Fußvolk und die ersten Feldherrn der Zeit; und der spanische Hof war eine Pflanzschule der schlauesten und geschicktesten Diplomatie. Darum ja brauchte man seine weltumspannenden Pläne, sein Ideal — „die Aufrechterhaltung und Ausbreitung des wahren Glaubens" — noch nicht aufzugeben. Von seiner Außenseite zeigte sich Spanien furchtbar prächtig, während sein innerer Verfall auf geistigem und sittlichem,

auf politischem, socialem und wirthschaftlichem Gebiete beispiellos war.

Wohl erwog Philipp, als er am Ende seiner blutgetränkten Laufbahn stand, die Schwere der Opfer, die seine Regierung gefordert hatte; aber er empfand sie nur von ihrer materiellen Seite. Was bedeutete das gegen den Gewinn des Himmels, den



Philipp II.

er zu haben glaubte? „Ich sterbe als guter Christ im Glauben und Gehorsam der katholischen Kirche," erklärte er. Nur Eines machte ihm Sorge — seine Nachfolge. Niemals in seinem Leben hatte er eine Gemüthsbewegung gezeigt; nun zum Schluß weinte er über die Zukunft. Gottes Gnade, sprach er, habe ihm ein so großes Reich gegeben, aber keinen Nachfolger, der fähig und würdig, dasselbe ferner zu regieren. Und darin hatte er Recht. —

Zum Schluß möchte ich nur im Fluge noch die folgende Epoche berühren, wo unter Philipp's Sohn, Enkel und Urenkel sich der Verfall vollendet — und zwar auf allen Gebieten. Unrettbar, unaufhaltbar mußte der Staat die abschüssige Bahn weitereilen, auf die Karl V. ihn getrieben. Aber nun erst mit dem schwachen Philipp dem Dritten beginnt die allmächtige Herrschaft frivoler Beichtväter und Günstlinge, die aus dem Elend ihren Nutzen ziehen, sich auf Kosten des armen Königs nicht minder als des armen Volks bereichern, die den Staat blos als eine Domaine ihrer persönlichen Ehrsucht und Habgier betrach-

ten, die ihn bis aufs letzte Mark aussaugen. Nun erst wird dieser Staat zu einem Spielball schnöder Hofintriguen, und nun erst herrscht die grenzenloseste Verwirrung in seiner — durchaus käuflichen — Verwaltung. Noch leben Philipp's des Zweiten Traditionen fort; aber indem man ihnen blindlings folgen will, wird Alles zur Caricatur. Noch zwar zittert die Welt, wenn Spanien auftritt; noch einmal übt es, all' seine Kräfte mit der höchsten Ueberanstrengung nach außen wendend, einen gebietenden Einfluß auf die Geschicke Europa's, vor Allem des ohnmächtigen gespaltenen Deutschland's während der großen Religionskämpfe des siebzehnten Jahrhunderts; und der glühende Haß der Protestanten bezeichnet die plündernden Spanier als Teufel. Olivares, der Günstling und Minister Philipp's des Vierten denkt noch an Ueberrumpelung Londons, an Eroberung von ganz England.* Aber diese Zeit der tollsten Projecte geht vorüber. Frankreich, der alte Rival, erhebt sich mit frischen, überlegenen Kräften; Frankreich vor Allem schleudert den morschen Staat von seiner angemaßten Weltstellung tief hinab. In Erschöpfung und Ohnmacht bricht unter Frankreichs wuchtigen Stößen Spanien politisch und militärisch völlig zusammen. Europa sieht, daß seine Diplomaten bloß noch Aben=



Karl II.

* Ich habe die betreffende Originalcorrespondenz im Archiv zu Brüssel gefunden.

teurer sind, die alle wirkliche Anstrengung für verlorene Mühe halten, daß es keine Feldherren, keine Heere, keine Flotte mehr besitzt. Europa hat nichts mehr von Spanien zu fürchten. Spott, Verachtung, im besten Fall Mitleid — das sind nun die allgemeinen Gefühle für diesen Staat. Die Mehrzahl der spanischen Truppen löst sich auf, — sie ziehen bettelnd durch's Land, weil sie seit Jahren keinen Sold bekommen, während die Gouverneure der in Trümmer fallenden Festungen in Madrid die Minister des Königs umlagern und auf ihre Bezahlung dringen. Veremos! sagte König Karl II., jener geistig wie körperlich gleich verkommene. Veremos! „Wir werden sehen." Das war seine stehende Antwort und seine Bezahlung. In Castilien, dem sonst so stolzen, vorzugsweise stolzen Lande schien jeder Patriotismus, jedes Ehrgefühl erloschen. Das Volk daselbst war völlig stumpf geworden, sclavisch brütete es hin, aufjauchzend nur bei Autodafés und Stiergefechten, unbekümmert aber um die Kriege des Vaterlandes, die in der Ferne immer noch geführt werden mußten. Die Meisten glaubten in ihrer absoluten Unwissenheit gar nicht einmal, daß es außer Spanien noch ein anderes Land auf der Erde gebe. Nur wenn der Hunger gar zu heftig pochte, rotteten sich wohl die Massen in Madrid um den königlichen Palast zusammen und riefen: „Es lebe der König, nieder mit der schlechten Regierung!" Dann schwieg der König und hielt sich versteckt. Die muthige Königin aber trat einmal auf den Balcon und bat um Ruhe, weil der König schlafe. „Er hat zu lange geschlafen," schrien sie, „er soll endlich aufwachen für das Elend seines Volkes." Dennoch ließen sie sich aus Furcht vor dem Kerker zur Ruhe weisen. Ihr Ungestüm verrauchte mit den Worten.

Was hätte auch der König thun können! Ihm fehlte für seinen Haushalt oft der allernothwendigste Bedarf. Sämmtliche Stallknechte liefen ihm an einem Tage davon, weil sie von jenem Veremos nicht satt werden konnten. Man nahm die übrige Dienerschaft förmlich in Arrest, damit sie dem bösen Beispiel nicht folge. Eigenhändige Bettelbriefe pflegte König Karl II. zu schreiben; den großen Kurfürsten, dem er infolge eines gegen Frankreich gerichteten Allianzvertrages 500,000 Thaler schuldig war, suchte er zuerst mit schönen Worten und dann mit falschen Wechseln abzufinden. Der Kurfürst aber hielt sich schadlos, indem er durch sechs seiner Schiffe ein großes Frachtschiff des Königs vor Ostende wegnehmen ließ. Man konnte nichts dagegen thun.

Alle Mittel waren verbraucht, Geld zu schaffen. Die kolossalen Münzverschlechterungen — man sah trotz des goldenen Indiens längst nur erbärmliche Kupfermünze in Spanien, — die raffinirtesten Finanzkünste, Raub und Betrug zogen nicht mehr. Vernünftig war es wenigstens, daß man seit Philipp III. trotz der unglaublichsten Bigotterie auch den Klerus mehr und mehr zum Bezahlen heranzuziehen gewußt hatte — im Grunde freilich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten. Aber sogar die Geistlichkeit wurde schließlich von dem allgemeinen Elend ergriffen, da ihre Güter ungeachtet der besten Verwaltung einen stets niedrigeren Gewinn abwarfen, und da sie am Volke, welches von ihr so erschöpft worden war, sich nicht mehr bereichern konnte. Der Adel war dem Klerus bereits vorausgegangen. Die reichsten Granden waren verarmt durch ihre fortgesetzten Verschwendungen, die nur noch zugenommen, seitdem sie unter Philipp III. an den Hof gezogen, in tiefster Unterthänigkeit fast beständig in Madrid lebten und sich um ihre Güter nicht mehr kümmerten. Aus Palästen und Klöstern mußten Möbeln, Pretiosen, Kunstschätze ausgeräumt und ins Ausland verkauft werden. — Nun hat die Nemesis das Elend über alle Stände ausgebreitet. Nun ist der Bettel vollständig; und es findet ein permanentes gegenseitiges Sichanbetteln statt. Aber wenn nichts zu haben ist, so will man lieber Hungers sterben als arbeiten. Immer noch wuchern in allen Ständen die unseligsten Vorurtheile. Das Elend öffnet den Leuten den Mund zu herzzerreißenden Klagen, aber nicht die Augen, um seine Ursachen zu sehen. Dies Volk ist mit Blindheit geschlagen. Die Vertreibung der Mauren, der 800,000 Nachkommen jener Unterworfenen und mit Gewalt Bekehrten, welche allein von allen Einheimischen auch in der Knechtschaft sich ihren Bürgerfleiß bewahrt und so in Ackerbau und Gewerbe noch einen Rest von Wohlfahrt für Spanien gerettet hatten — diese Vertreibung, deren Ruhm Philipp der Zweite für seinen Sohn übrig

gelassen, hätte nicht erst in unserem Jahrhundert als ein immenses Unglück erkannt werden dürfen, da ihr doch allzudeutlich die volle Verödung der getroffenen Landschaften auf dem Fuß nachfolgte. Dennoch preist man sie sogar heut noch in einem Athem als ein immenses Glück; damals pries man sie fort und fort als eine heilige That: denn nun erst war wirklich das strenggläubige Spanien rein, völlig rein. Eine goldene Aera hatte der Erzbischof von Valencia als Folge der Vertreibung der Mauren verkündet; für Dornen sollten Tannen, für Brombeeren Myrthen erblühen!

Aber wie sah es aus in Spanien?

Gewachsen das Gespenst des Jammers riesengroß! — Städte und Dörfer in Ruinen! — meilenweite Wüsteneien in den von der Natur gesegnetsten Landstrichen! — Die Bevölkerung von beinahe tausend Ortschaften in Castilien verschwunden, in ganz Spanien auf fünf und eine halbe Million herabgesunken!* — die Gebirgsketten nur von Räubern und wilden Thieren bewohnt! — überall Hungertod! — Spanien „das Skelett eines Riesen!" Das war die goldene Aera.

Jedes Zweiges hatte die Verwesung sich bemächtigt. Jedoch wunderbar, als schon der allgemeine Verfall weit vorgedrungen war, blühten noch die Künste und die schöne Literatur! Es würde ein besonderes Thema für sich sein, auch nur flüchtig diesen Zweig — den einzigen Trost in all' dem Elend! — zu betrachten. Jene nationale und religiöse Exaltation des gesammten Volks, jene krankhafte, aber mächtige politisch-militärische Größe hatte wenigstens auf dem Felde der Kunst, der Illusion und Phantasie eine segensreiche Wirkung geübt, hat wenigstens auf diesem einen Gebiet die Spuren unvergänglicher Schönheit hinterlassen. Aber spiegelt sich nicht doch auch in ihnen die traurige Wirklichkeit getreulich wieder? Zeigen uns nicht Murillo's Gassenjungen die müßige, zerlumpte Armuth, zeigt uns nicht der Don Quixote von Cervantes die hohle Ueberspanntheit des Zeitalters? Ja, zeigen uns nicht die Künstler und vorzugsweise die Dichter selbst in ihren persönlichen Anschauungen die Verirrung, die Aufgeblasenheit, die Bigotterie ihrer Nation? Sind sie es nicht, die die schimpflichsten Thaten ihrer Könige, der großen Philippe, wie sie sagen, am lautesten preisen? Verherrlicht nicht Calderon in fanatischer Weise die Inquisition? Stellt er nicht den bejammernswürdigen Karl II., der sich selber für besessen vom Teufel hielt, dem stolzesten Römer, dem zweiten Scipio gleich? Doch — es war genug. Unter Karl II., als Alles abgeschlossen von der Bewegung des europäischen Geistes, Alles verrottet dalag, erblich auch der Glanz der Künste — der letzte Schimmer!

Die Wiederbelebungs- und Heilungsversuche der neuen Dynastie, der ersten Bourbonen, haben trotz allen Mühseligkeiten manche lohnenden Erfolge auf den verschiedenen Gebieten gehabt: bis ihre unwürdigen Nachfolger, in die schlimmen Wege der letzten Habsburger zurücksinkend, das Beste wiederum verdarben und wiederum darauf ausgingen, das Land in Todesschlaf zu versenken.

Es bleibt nur der fromme Wunsch, daß die gewaltsamen Bewegungen des neuen Spaniens nicht bloße fieberhafte Zuckungen sein, sondern daß sie das Erwachen zu einem geregelten und gesunden Leben bedeuten mögen!

* Unter Philipp II. war die Bevölkerung Spaniens noch auf etwa zehn Millionen angegeben worden.

Hundert Jahre.

(1770 bis 1870.)

Betrachtungen über Oppermann's Roman.*

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

Wer kennt heut zu Tage noch das Buch „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" und wer von uns hat es gelesen? Höchstens einige Freunde literatur- und culturgeschichtlicher Studien. Sonst Niemand. Und doch wurde es vor etwa hundert Jahren in Deutschland, und namentlich in dem Deutschland östlich der Elbe, kaum mit geringerem Eifer gelesen als Richardson's Romane in England; und so-

* Als dieser Artikel geschrieben wurde, war der Roman noch nicht ganz ausgegeben; inzwischen ist derselbe in neun Bänden bei Brockhaus in Leipzig vollständig erschienen.

gar in Kortüm's „Jobsiade“ spielt es eine Rolle. Denn der Candidat der Gottesgelahrtheit Hironymus Jobs, im Examen nach dem „Kübuz“ befragt (einem hebräischen Buchstaben, dessen Bekanntschaft er natürlich niemals gemacht hat), antwortet mit gottesfürchtiger Dreistigkeit:

„Das Buch genannt „Sophiens Reisen
Von Memel nach Sachsen“ thut es erweisen,
Daß sie den armen Kibuz bekam,
Weil sie den reichen Buffs früher nicht nahm.“

Werden die 1870 gefeierten Romane 1970 ein gleiches Schicksal erleben? Wie gut ist es, daß der Schöpfer uns armen Sterblichen den Blick in die Zukunft verschlossen hat! Wir verlören sonst am Ende gar den Glauben an die Ewigkeit der Autorrechte.

Ich gehöre heute, 1870, zu den wenigen Angehörigen des norddeutschen Bundes, welche den 1770 und folgende Jahre in sechs starken Bänden und in wiederholten Auflagen erschienenen Roman des 1738 in Hinterpommern geborenen und als Superintendent und Prediger in Breslau 1821 verstorbenen Johann Timotheus Herme's gelesen haben und sich seiner mit Vergnügen erinnern; und obgleich ich beinahe gewiß weiß, daß ein Gleiches bei dem geneigten Leser nicht der Fall ist, so glaube ich es dennoch verantworten zu können, wenn ich das alte Buch heranziehe, um vermittelst einer Parallele einige Sätze zu veranschaulichen, die ich aufzustellen beabsichtige.

Man klagt heutzutage über die Vielbändigkeit unserer Romane. „Sophiens Reise“ ist auch vielbändig, und die Bände sind dickleibig dazu.

Aber man vergegenwärtige sich nur einmal die bunte Mannigfaltigkeit, die fast erdrückende Fülle an Personen, Charaktern, Handlungen und Ideen, den reichen Inhalt und die geschmackvolle Form unserer heutigen Romane und vergleiche das mit dem Roman vor hundert Jahren. Die gute alte Sophie reist sechs dicke Bände und eine halbe Ewigkeit hindurch blos von Memel nach Leipzig, eine Strecke, welche man heute sehr bequem in zwei Tagen zurücklegt, ohne unterwegs andere Unglücksfälle oder Abenteuer zu erleben, als höchstens einen exemplarisch schlechten Kaffee.

Man klagt über die Reflexionen unserer Romanschriftsteller von heute und schilt sie langweilig. Man findet einzelne Partien in dem „Landhaus am Rhein“ gedehnt; man tadelt, daß das erste Capitel in der „verlorenen Handschrift“ uns nutzloser Weise zuerst auf der Straße im Mondschein herumführt und dann erst in das Haus, wo der erste Akt spielt. „Warum denn nicht gleich direct in das Haus?“ fragt der ungeduldige, dampfgetriebene, locomotivsüchtige Leser des Jahres 1870. Bitte, greifen Sie hundert Jahre zurück nach „Sophiens Reisen,“ damals mindestens eben so berühmt wie das „Landhaus am Rhein“ und „die verlorene Handschrift!“ Das Schnellste, das man damals kannte, und womit man, wenn Einem das Glück wohl wollte, in drei bis vier Monaten „von Memel nach Sachsen“ kommen konnte, war der Eilwagen, welcher den Tag drei Meilen zurücklegte, aber natürlich bei Weitem nicht jeden Tag ging. Und woraus besteht der auf solchen Eilwagen-Stationen verfaßte berühmte Roman des Jahres 1770? Aus Briefen, lautend, als wenn Anfang und Schluß von einem sentimentalen Kammerkätzchen und der eigentliche Körper von einem eifrigen Landgeistlichen herrührten. Die nicht immer sehr appetitliche Handlung bildet schmale Brocken, welche — rari nantes in gurgite vasto — in einer endlosen Brühe von Reflexionen über Erziehung und Leben, über Religion und Literatur, über Gott und die Welt, umherschwimmen, auch keineswegs neu sind, sondern uns erinnern an den berühmten Ausspruch in dem anonym erschienen, aber immer noch höchst lesenswerthen Werke „Welt und Haus,“ Germanien, 1815 (Bd. I, S. 15): „Die Schriftstellerei hat die Producte des menschlichen Geistes so durch einander geworfen, daß Niemand mehr sein Eigenthum erkennen kann. Wenn es eine literarische Auferstehung gäbe und die Alten forderten ihre Knochen zurück, was würde dann von unsern Körpern übrig bleiben?“

Und wenn ich nun auf den Roman meines kürzlich verstorbenen Freundes des preußischen Abgeordneten Heinrich Albert Oppermann in Nienburg, Grafschaft Hoya, Provinz Hannover, jenen vielbesprochenen und sehr verschieden beurtheilten Roman, der, angelegt auf acht Bände, unter dem Titel „Hundert Jahre, 1770 bis 1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen“ dermalen erscheint, übergehen soll,

so muß ich zunächst den Vorwurf, den ich von verschiedenen Kritikern gegen die darin enthaltenen Sittenschilderungen erheben hörte, sie seien doch etwas gar zu plump und roh, einfach entkräften durch den Hinweis auf die, von einem Königlich Preußischen Superintendenten verfaßten „Sophiens Reisen."

Opperman schildert die Sitten in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Nicht seine Schilderungen sind tadelhaft, sondern diese Sitten. Er schildert richtig. Wer daran zweifelt, der lese die 1770 erschienenen „Sophiens Reisen." Er sieht dort jene Sitten geschildert von einem Zeitgenossen, der nicht eine Satire schreiben, sondern möglichst Anmuthiges darstellen, rühren, ergreifen und belehren wollte; — und doch, wie breit und pedantisch der, allemal mit Erschaffung der Welt oder mindestens mit dem ersten Sündenfalle beginnende Dialog, wie ordinär, steif und verzopft die Charaktere, wie plump und roh, wie eng und eckig, wie hölzern und doch ängstlich die Sitten und Lebensgewohnheiten! Aber dadurch unterscheiden sich die Schilderungen von Heinrich Albert Oppermann und die von Johann Timotheus Hermes, daß bei Jenem immer unter den alten welken Blättern die junge frische Knospe sichtbar wird und hinter dem dürren hohlen Geröll schon die Funken der neuen Zeit sprühen, deren Flammen den alten Moder zu verzehren bestimmt sind, während Ehren-Pastor Hermes all dieses kleinliche Elend als eine selbstverständliche Gabe Gottes hinnimmt, an deren ewiger Dauer nicht im Geringsten zu zweifeln.

Als ich einem Freunde den ersten Band von Oppermann's Roman zum Lesen empfahl und überreichte, las er den Titel und rief dann: „Hundert Jahre! nein, das geht über den Spaß, das ist mir zu lang."

Ja, von Memel nach Sachsen ist gar nicht lang; und doch brauchte Sophie für diese kurze Strecke fast eben so viele und weit dickere Bände, als Oppermann für den langen Zeitraum von hundert Jahren; und doch lasen Sophiens Zeitgenossen ihre „Reise" mit Andacht. Und doch ist diese „Reise" eben so arm an Gedanken und Stoff, wie Oppermann's „Hundert Jahre" reich daran sind. Das heutige Publicum aber ist vor Allem stoffhungrig. Das bringt nun einmal die Richtung des Zeitalters so mit sich, welche von den Tartüffes eine materialistische und von den guten Leuten eine realistische genannt wird.

Doch genug der Einleitung. Treten wir den „Hundert Jahren" auf ordnungsmäßigem Wege näher.

Ueber Oppermann's, des Verfassers, Person und Lebensgeschichte habe ich mich an einem anderen Orte näher ausgesprochen („Neue Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei." Berlin, Kortkampf 1870, Bd. II). Hier genügt es, Folgendes zu sagen:

Oppermann hat zu jener Zeit, als sich die Welt anschickte, das Joch Napoleon's I. abzuschütteln, in Göttingen das Licht der Welt erblickt. Die Constellation, unter welcher, und der Ort, wo er geboren wurde, waren maßgebend für sein Leben und seine Geistesproducte. Sein Vater war Buchbinder. Er lieferte den Büchern die äußere Hülle. Der Sohn war bestrebt, ihnen den inneren Geist einzuflößen. Er war verwandt mit der Universität, ohne ihr jemals anzugehören. Vielleicht war er eigentlich dazu berufen, an ihr zu glänzen; allein der Kastengeist und der Nepotismus, welcher damals in Göttingen herrschte, schloß ihn davon aus. Derselbe Kastengeist und politische Ketzerrichterei verschlossen ihm die richterliche Laufbahn, zu welcher nur Edelleute und politische Orthodoxe aus sogenannten „schönen Familien" zugelassen wurden. Durch diese Lage der Dinge war Oppermann vom Hause aus zur Opposition verurtheilt. Ich weiß wirklich nicht recht, soll man sagen „verurtheilt" oder „begnadigt?" Er attakirte zunächst den Universitätszopf in einer höchst stacheligen Charakteristik und Kritik der Universität Göttingen, welche er 1841 publicirte, und später — das war seine Hauptlebensaufgabe — die (weniger aristokratisch-monarchische, als) oligarchische Verfassung und Verwaltung des weiland Königreiches Hannover, welches während der letzten drei Jahrzehnte, die Opposition constitutionell zu machen, vergeblich bemüht war.

Von Haus aus ein gründlicher Kenner der akademischen und der kleinbürgerlichen Zustände, dankte er ein nicht minder ausgiebiges Studium der bäuerlichen Verhältnisse der liebevollen Sorgfalt der hannoverschen Regierung, welche ihn an keinem andern Orte zur Anwaltspraxis zuließ als

in einem kleinen Landstädtchen, in einem stillen Bauernwinkel an der Weser, wo er den Bauern in ihren verwickelten Processen über das sogenannte Meier-Recht als Rechtsbeistand diente.

König Georg von Hannover hat einmal höchstselbst Oppermann in seiner Eigenschaft als Abgeordneten den Vorwurf gemacht, er sei „ein schlechter Hannoveraner." Der König hatte Recht, wenn er unter einem „Hannoveraner" einen Anhänger des damals herrschenden Systems verstand, aber sehr Unrecht, wenn er dabei das Land als solches im Auge hatte. Denn Oppermann hing mit zäher Treue und Liebe an Land und Leuten von Niedersachsen und machte sie zum Gegenstand seiner eifrigsten Studien und Sorgen. In diesem Sinne konnte Niemand ein besserer Hannoveraner sein als er.

Ich will hier nicht aufführen, was Oppermann auf dem Gebiete der Philosophie, der Geschichte, der Rechts- und Staatswissenschaften, der Culturhistorie, was er als Journalist, als Pamphletist, als Abgeordneter geleistet hat. Ich beschränke mich auf die Bemerkung, daß Alles, was er auf dem Gebiete der Literatur producirt hat, immer in einer, meist ganz directen und unmittelbaren Beziehung zu seiner niedersächsischen Heimath stand. Da war „die starke Wurzel seiner Kraft," und von da aus will er begriffen sein.

So auch in diesem großen Roman, dessen Erscheinen er leider nicht erlebt hat. Dieser Roman ist auf einer breiten und umfangreichen Grundlage angelegt; und wenn es dem Verfasser nicht überall gelungen ist, alle Maschen dieses kolossalen Netzes gleichmäßig zu füllen, jede der Hunderte von handelnden Personen gleichmäßig mit Fleisch und Blut, mit Geist und Charakter, mit Eigenheiten und Eigenschaften, lebendig und plastisch auszustatten, alle Partien mit Licht und Leben, mit correcter Zeichnung und lebhaftem Colorit darzustellen, so ist der Grund der, daß er sich zu Großes und bis jetzt noch nicht Versuchtes vorgenommen.

Aber der Versuch ist gut gedacht und gut angefaßt. Der Verfasser wählt sich mehrere Familien-Gruppen, sämmtlich niedersächsischem Boden entsprossen, aus allen Schichten der Gesellschaft: Edelleute, Handwerker, Bauern und Gelehrte. Er erzählt uns die Geschichte dieser verschiedenen Familien und ihrer einzelnen Mitglieder durch drei Generationen hindurch, beginnend mit der Ermordung der, mit der Geschichte des Reformators Struensee enge verbundenen Königin Mathilde von Dänemark und endigend mit der Eröffnung der amerikanischen Pacific-Eisenbahn, welche den Atlantischen mit dem Stillen Ocean verbindet. Die Erzählung gewinnt europäische, ja universalistische Gesichtspunkte dadurch, daß das frühere Kurfürstenthum und spätere Königreich Hannover sich im Schlepptau Englands bewegt und durch letzteres mit der Weltgeschichte zusammenhängt. In diesem Zusammenhange führt uns der Roman in den verschiedenen Ländern Europa's, in Afrika und in Amerika herum. Er beginnt in dem hannoverschen Weserland in dem Landstädtchen Heustedt, dessen Züge wohl Hoya entlehnt sind; der erste Band spielt „vor der Sündfluth," d. h. vor der Revolution von 1789, der zweite „in der Sündfluth" d. h. während der französischen Revolution, der dritte schildert uns die Irr- und Weltfahrten eines jungen deutschen Gelehrten Justus Erich Bollmann diesseits und jenseits des Oceans. Bollmann ist nicht ein Geschöpf der Phantasie, sondern eine historische Person, dem Leser vielleicht schon durch Varnhagen von Ense bekannt. Seine Briefe und Tagebücher sind nicht erfunden. Sie beruhen auf wirklichen Documenten und athmen mit ansprechender Treue und Frische den Geist der damaligen Zeit. Dadurch gewinnt das Werk den fesselnden Charakter von Memoiren, welche uns die Zustände und Ereignisse jener Tage in dem Spiegel eines begabten und beobachtungsfähigen Individuums zeigen. Denselben Charakter haben auch die folgenden Bände; und sie gewinnen an Reiz, je näher sie der Gegenwart rücken. Wenn es mir erlaubt ist, aus der Schule zu schwatzen, so kann ich jetzt schon verrathen (denn ich habe den ganzen Roman im Manuscript gelesen, ehe er in die Druckerei wanderte, und könnte daher eine Kritik „avant la lettre" liefern, wenn ich den Leser — wo Gott vor sei — um seine Ueberraschungen bringen wollte), — also, ich könnte jetzt schon verrathen, daß von allen den Personen, welche in den letzten vierzig Jahren (von 1830 bis 1870) in der deutschen Literatur

und Politik handelnd oder leidend eine Rolle gespielt haben, oder in das Licht der Oeffentlichkeit gerathen sind, namentlich innerhalb derjenigen Sphären, in welchen sich Oppermann bewegte, wohl Niemand davor sicher ist, sich in diesem Romane wiederzufinden, und zwar keineswegs in irgend einer Maskerade, Pseudonymität oder Verhüllung, sondern deutlich bezeichnet mit wahren Vor- und Zunamen, mit vollständigem Signalement und besonderen Kennzeichen, wie es von einem gewissenhaften Memoiren-Schriftsteller zu erwarten.

Die Alten erzählen uns von einem mythischen Riesen, Antaios, dem Sohn der Erde, welcher für unüberwindlich galt, weil er, wenn auch anscheinend besiegt, stets wieder neue Kräfte gewann, sobald er, niedergeworfen, wieder seine treue Mutter Erde berührte. Nur Hercules, der Alles überwand, gelang es, ihn zu vernichten, indem er ihn in die Höhe hob und ihn so, getrennt von seiner kräftespendenden Mutter, erwürgte.

Eine solche Antaios-Natur haben eine Reihe deutscher Autoren, und namentlich solche, welche sich auf norddeutscher, namentlich auf westfälischer, auf niedersächsischer, auf plattdeutscher Erde bewegen. Ich nenne nur Fritz Reuter für Mecklenburg, Franz Ziegler und Wilibald Alexis für die Mark Brandenburg, sowie Karl Immermann für die rothe westfälische Erde.

Ihnen reiht sich Oppermann an. Er führt uns von dem hannoverschen Landstädtchen Heustedt aus nach Rom und Neapel, nach Wien und Olmütz, nach London und Paris, nach New-York und Philadelphia. Aber er kehrt immer wieder zurück auf seinen heimischen niedersächsischen Boden. Und das ist sein Vorzug. In Berührung mit der heimatlichen Erde gewinnt seine Erzählung jedesmal einen neuen Aufschwung, schärfere Charakteristik, plastischere Gestaltung, neues Licht und frische Farben; und weil er diesen animus revertendi treu bewahrt, dieses poetische Heimweh, das ihn immer wieder zurücktreibt zu dem kastalischen Quell seiner heimathlichen Muse, nicht verleugnet, weil er immer wieder zurückkehrt zu „den starken Wurzeln seiner Kraft," deshalb wird ihn der Hercules der Kritik, der so manchen Augiasstall fegt, nie überwinden; und er kann dreist an die Spitze seines Werkes setzen: „Non omnis moriar," ganz wird man mich nicht vergessen.

Soweit der Roman bis jetzt gedruckt vorliegt, sind es gerade diese niedersächsischen Partien, welche künstlerisch am meisten gelungen sind und zugleich dem Culturhistoriker das höchste Interesse einflößen. Die Beschreibung im ersten Bande, die Schilderung der „Honoratioren" und Kleinbürger in diesem Neste, die Darstellung der bäuerlichen Verhältnisse, ferner die Zunftgeschichte, wie sich die Leute wechselseitig cujoniren und anstatt ihr Capital und ihre Arbeitskraft zu productiven Zwecken auszunutzen, keinen anderen nützlichen Gebrauch zu kennen scheinen, als den, sich wechselseitig das Leben so sauer als möglich zu machen; das neunte Capitel im dritten Bande, welches von „der Kalenberger Nation und dem letzten Reichskammergerichtsboten in Hannover" handelt, — Alles das sind wahre Cabinetsstücke. Sie erbauen nicht nur den gewöhnlichen stoffhungrigen Leser, den Leihbibliotheken Wärwolf, der hier doch auch einmal neue und frische Schnabelweide findet, sondern sie sind zugleich für den Forscher in rechts-, wirthschafts- und sittengeschichtlichen Dingen von unbezahlbarem Werthe, welcher Werth dadurch nicht vermindert wird, daß sich über die ganze Darstellung jener ruhige, maßvolle, gentlemanlike Humor lagert, welchen wir an Walter Scott's sittengeschichtlichen Bildern bewundern, während Charles Dickens schon in das Groteske ausartet.

Wenn man mich fragt, ob ich Oppermann für einen Dichter im eigentlichen Sinne des Worts halte, so wäre ich, offen gesagt, eher geneigt, mit „Nein," als mit „Ja" zu antworten. Dafür hat er aber auch gar nicht einmal die Prätention, sein Buch als einen „Roman" zu bezeichnen. Er begnügt sich mit dem bescheidenen Titel: „Zeit- und Lebens-Bilder." Und doch kenne ich eine Reihe von Erzählungen, welche Romane zu sein prätendiren und dem Oppermann'schen Buche an wirklicher Gestaltungskraft nicht gleich kommen. Oder soll ich sagen: an Kraft, die Wirklichkeit zu gestalten und wiederzugeben?

Ich berühre hier einen wunden Fleck unserer deutschen Literatur, und möchte dies nicht anders thun als mit äußerster Schonung. Denn ein Fehler in der Lite-

ratur ist nie ein Fehler der einzelnen Menschen, wenigstens nicht ein ausschließlicher Fehler Derjenigen, welche die Bücher schreiben, sondern auch ein Fehler Derjenigen, welche die Bücher lesen und von deren Geschmack und Nachfrage es abhängt, wie man Bücher schreibt. Es kommt also schließlich auf die Nation selbst hinaus. Ein Individuum kann man nicht dafür verantwortlich machen; und der Nation gegenüber muß man bescheiden sein. Aber auch offenherzig! Es muß also gesagt werden, daß wir in deutschen Romanen und Novellen zuweilen seltsame Verstöße gegen die wirkliche Welt, gegen die historische und locale Treue finden, wie sie in der englischen Literatur nicht vorkommen, und selbst nicht einmal bei den Franzosen, die wir doch gern für so leichtsinnig, unwissend und oberflächlich halten.

Ich will nicht von den seltsamen Erbschaften und sonstigen Rechtsfällen sprechen, die wir in deutschen Romanen finden und die zu keinem der zahllosen geschriebenen und ungeschriebenen Rechte passen, welche in unserem buntscheckigen Vaterlande existiren; nicht von dem Umstande, daß wir in historischen Novellen zum Oeftern Einrichtungen oder Culturzustände vorfinden, welche damals noch nicht oder nicht mehr existirten; sondern nur von ganz gewöhnlichen praktischen Dingen aus der Gegenwart reden, z. B. von der Behandlung eines Pferdes, eines Segel- oder Ruderboots und allerlei Verkehrs- und Wirthschaftsverhältnissen. Da begegnen uns denn wunderliche Verstöße, welche beweisen, daß der deutsche Poet immer noch zuweilen bei der Theilung der Erde zu spät und in Folge dessen zu kurz kommt. Exempla sunt odiosa, ich will mein Sündenregister, das ich zu meinem Privatvergnügen aufgestellt habe, für mich behalten und lieber ein Beispiel vom Gegentheil zur Nachahmung anführen. Da sind die Novellen von Franz Ziegler, namentlich die prächtige märkische Geschichte „Seit 1815" (im zweiten Bande des „Nondum," Berlin, David, 1860); da ist jeder factische Bestandtheil genau und richtig dargestellt; in jeder Zeile spürt man den Kenner der Pferde und der Jagd, der Landschaft und der Leute, des Volksgeistes und der (etwas gewaltthätigen) Staatsraison. Ich sage nicht, daß dies allein schon hinreicht, um den Roman zu machen, sondern nur, daß es eine wesentliche Voraussetzung ist, ohne welche eine individuelle Charakteristik unmöglich ist. Denn jeder Charakter kann, wie gesagt, nur von seiner zeitlichen und örtlichen Unterlage aus begriffen werden.

Diese (nicht etwa photographisch, sondern künstlerisch) treue Wiedergabe der zeitlichen und örtlichen Grundlage der Begebenheiten ist es, was auch Oppermann's Roman auszeichnet; und diese Wahrheit hat eine merkwürdig packende Gewalt, welche sogar die wirkliche Poetengabe bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen im Stande ist.

Man erzählt von einem weiland nassauischen Großwürdenträger, daß, als ihm ein Porträt gezeigt und er um seine Meinung darüber angegangen wurde, er mit Emphase ausrief: „Vortrefflich, sehr ähnlich, außerordentlich ähnlich! — Wer soll's denn sein?" Mit dieser Geschichte, wahr oder erfunden, wollte man den würdigen alten Herrn als Dummkopf charakterisiren. Mit Unrecht, scheint mir. Wem von uns ist es nicht bei einzelnen Porträts aus der deutschen Schule, Porträts, deren Originale seit dreihundert Jahren schon todt sind, oder bei Porträts von großen Künstlern deren Originale zwar noch leben, aber uns unbekannt sind, nicht schon ähnlich ergangen? Wir wissen nicht, wen sie vorstellen, aber wir möchten schwören, daß sie ähnlich sind. Denn wir sehen in der Gestalt das individuelle Leben pulsiren. Das gilt auch von Oppermann's Figuren, namentlich z. B. von dem Bauer Dummeier, seiner Frau und seiner Großmagd, von dem Drechslermeister Schulz, seiner Frau der schönen Mainzerin und seinen Söhnen, von dem Forstschreiber Haus und dessen Sohne, dem Advocaten Haus, von den Grafen Schlottheim, der Gräfin Melusine u. s. w.

Ob Oppermann Amerika und Afrika richtig schildert, darin kann ich ihn nicht controliren. Jedenfalls scheint er mit Sorgfalt und nach guten Quellen gearbeitet zu haben, worunter in erster Linie, was Amerika anlangt, die Papiere des Justus Erich Bollmann zu nennen, die Oppermann von dessen Vater erhalten. Soweit der Roman in Neapel und Umgegend spielt, sind auch einige Menschlichkeiten der oben bezeichneten Art mit untergelaufen. Aber sobald er deutschen Boden betritt, sei es

Berlin, sei es Frankfurt a. M., oder Bremen, und vor Allem Hannover, insbesondere Göttingen und jenen stillen Winkel an der unteren Weser, da bewährt sich überall auf das glänzendste Goethe's Spruch:

Greift nur hinein in's volle Menschenleben;
Und wo Ihr's packt, da ist's interessant.

Am besten kennt Oppermann den Bauer und den Kleinbürger, den Professor und den Studenten; weniger gut die Aristokratie. Ja, ich vermuthe, daß er gegen letztere doch etwas ungerecht ist und vielleicht zu hart mit ihr umspringt. Es ist ja wahr, daß der hannoversche Adel im vorigen Jahrhundert von der Fäulniß des Hofes von St. James stark inficirt war und bis in das laufende Jahrhundert hinein eine, durch den Irrsinn, die Abwesenheit oder die Entfremdung des Landesherrn jeder Rücksicht überhobene, böse Regierung geführt hat. Auch fehlt ihm das wichtige Element des Grundbesitzes und der Wehrkraft, worauf z. B. die Stellung des preußischen Adels, soweit sie eine gesunde und zukunftreiche ist, beruht. Aber ganz so schlimm und so ausnahmslos schlimm, wie es Oppermann schildert, war es doch auch in Hannover schwerlich; hier scheint fast der Politiker dem Romandichter einen Possen gespielt zu haben, dem Menschen zur Ehre, dem Roman zum Schaden.

Oppermann selbst, bescheiden, wie er bei all seiner Tüchtigkeit immer war, vindicirt seinem Buche nicht den Charakter eines Kunstwerkes. Er beschränkt sich darauf, zu sagen: „Ich glaubte in den (in einander verschlungenen) Geschichten der Familien, die ich drei Generationen hindurch schildern wollte, den Charakter des Zeitalters zeichnen zu können."

Diese Aufgabe ist ihm in einer Weise, die auch das bloße Unterhaltungsbedürfniß befriedigt, zum größeren Theile gelungen. Und wo dies weniger der Fall ist, da mag ihm die Größe der Aufgabe zur Entschuldigung dienen.

In magnis voluisse sat est.

* * *

Inzwischen sind zwei weitere Bände, der vierte und fünfte, von Oppermann's „Hundert Jahren" erschienen. Sie führen das Werk weiter bis zum Jahre 1816. Der vierte Band spielt halb in Deutschland, halb in Nordamerika. In Deutschland unter der Fremdherrschaft, und zwar hauptsächlich an dem Hofe des lustigen Königs von Westfalen, des Herrn Jerome in Kassel, von welchem Oppermann mit gewohnter Wahrheitsliebe sagt: „Der Hof des Königs Hieronymus war viel besser als sein Ruf, und als Herrscher meinte er es mit seinen Unterthanen besser als alle die legitimen Hessenfürsten, die nach ihm auf demselben Throne gesessen."

Man kann nicht anders sagen, als daß das Bild, welches uns Oppermann von den damaligen Zuständen in Kassel giebt, das Product der sorgfältigsten Specialstudien ist. Ort, Sitten und Menschen schildert er mit anschaulichster Treue, und der Gesammteindruck, welchen er hervorbringt, ist ein den landläufigen Vorstellungen entgegengesetzter. Der König Jerome war jung und leichtsinnig, aber gutmüthig, tapfer und chevaleresk. Er zog Capacitäten an seinen Hof, vollzog ohne Zaudern und mit persönlichen Opfern die schon seit lange nothwendig gewordenen Reformen, schaffte die Feudallasten ab, befreite das Grundeigenthum, emancipirte die Bauern und war überhaupt bemüht, nach allen Richtungen hin, frei von Herrschsucht und Geiz, menschenwürdigere Zustände zu schaffen. Gegenüber Dörnberg und den übrigen Anstiftern, noch mehr gegen die bloßen Anhänger des Aufstandes, zeigte er eine Milde und einen Edelmuth, die man ihm doppelt hoch anrechnen mußte, weil er wohl wußte, daß er dadurch die Ungnade seines Bruders, des Kaisers, auf sich zog. Der Kaiser hatte ihm in der Person des Diplomaten Reinhard (in literarischen Kreisen bekannt als Gatte der Reimarus, sowie als Freund Lessing's und Goethe's) einen politischen Aufseher beigegeben. Reinhard trieb aber dieses undankbare Metier mit der nöthigen Discretion und Vorsicht. In späterer Zeit schrieb er an Goethe: „In Kassel ging ich zwischen den feindlichen Brüdern (dem Kaiser Napoleon I. und dem König Hieronymus) hindurch meinen geraden Weg, die Weiber rechts, die Intriguen links liegen lassend."

Als nach siebenjähriger Fremdherrschaft der alte Kurfürst zurückkehrte, haben seine verzopften Hofhistoriographen sich beeilt, Schauergemälde von dem Gebahren des

Zwischenherrschers zu liefern. Wenn Hieronymus einmal auf Verordnung des Arztes ein Weinbad genommen, so wurde daraus eine „tagtägliche Gepflogenheit“ gemacht. Täglich wälzte sich der Wüstling in Burgunder und Champagner und täglich mußten die unglücklichen Unterthanen des Kurfürsten die entwürdigten Flüssigkeiten trinken, in welchen der Fremdling seinen schnöden Leib gewaschen. Alles, was das Hofgesinde gesündigt, das wurde dem Könige auf die Rechnung gesetzt. Und unter diesem Hofgesinde befand sich nicht nur die oft geschilderte Schaar französischer Parvenüs, Abenteurer, Schwindler und Raubvögel, sondern — pfui der Schande! — auch die Blüthe der westdeutschen Aristokratie, la crème de la noblesse, wie sie sich damals nannte, denn sie hatte ihre Muttersprache vergessen und quikte ein incorrectes Französisch, um den Fremdlingen zu gefallen. Und diese waren schlimmer als jene. Ausnahmen natürlich überall vorbehalten.

Auch in Oppermann's Roman finden wir die Hauptfiguren seines hannoverschen Adels, welcher sich bis dahin durch streng legitimistisch-welfische contrerevolutionäre Gesinnung ausgezeichnet hatte, am Hofe des corsischen Emporkömmlings wieder. Die Gräfin Melusine von Wildungen ist Hofdame der Königin, die Grafen Schlottheim bekleiden andere Hof- und Oberhofchargen.

Dies hervorhebend, höre ich nicht auf, die Schmach der Fremdherrschaft zu verdammen und die Leichtfertigkeiten des Königs Hieronymus zu mißbilligen; aber wenn man von den letzteren spricht, so darf man nicht vergessen, daß es die höchste Aristokratie, daß es die obersten Großwürdenträger aus weiland Kurfürstenthum Hannover und weiland Landgrafschaft oder Kurfürstenthum Kurhessen waren, welche ihm ihre Frauen und Töchter zuführten, und andere Dinge mehr, welche hier ausführlich herzuzählen, nicht der Platz ist.

Eine von Oppermann mit besonderer Vorliebe geschilderte Episode bildet der bereits erwähnte Aufstand des Freiherrn von Dörnberg wider die Fremdherrschaft. Dörnberg, der hessischen Ritterschaft entsprungen, hatte in Hessen die Offiziercarriere eingeschlagen. Er war von dem Landgrafen zurückgesetzt und vernachlässigt, hatte darauf in dem Blücher'schen Corps gedient und war mit diesem in Lübeck in französische Gefangenschaft gerathen. Aus dieser wurde er von Jerome, der ihn als sein „Landeskind“ reclamirte, befreit und halb überredet, halb gezwungen, Dienst zu nehmen. Von Jerome begünstigt, avancirte er schnell zum Obersten eines Elitecorps von Jägercarabiniers, auf welches er bei seinem Aufstandsversuche rechnete, weil es nur aus Deutschen bestand — eine Rechnung, die fehl ging; denn ein leiblicher Vetter des Kurfürsten intervenirte zu dessen Nachtheil und zu Gunsten der Franzosen; es war ein Prinz von Hessen-Philippsthal, der das wankende Bataillon wieder festmachte und das Wesentlichste zum Mißlingen jenes Aufstandes beitrug, welchen der Freiherr von Dörnberg, trotz der Mißhandlungen durch seinen legitimen und der Begünstigungen durch seinen illegitimen Landesherrn zu Gunsten des ersteren mit echt chattischer Treue unternommen hatte.

Außerdem sind drei Ursachen hervorzuheben, warum der Aufstand scheitern mußte. Erstens unterließen die Engländer die zugesagte Landung am deutschen Nordseestrande. Zweitens gab der Kurfürst das versprochene Geld nicht, und drittens schlugen die chattischen Bauern und deren Führer zu früh los. Die beiden letztgenannten Ursachen tragen eine charakteristische Physiognomie, worüber kurz Folgendes:

Wohl hatten die Landgrafen und Kurfürsten von Hessen den Menschenhandel nach England und Amerika bis in die zweite Hälfte der neunziger Jahre fortgesetzt und ein großes Stück Geld damit verdient; und noch 1806 hatte Kurfürst Wilhelm I. ein zahlreiches Heer, vielleicht gedachte er damals noch, Geschäfte damit zu machen, denn sich seiner Haut zu wehren, fiel ihm nicht ein, vielmehr floh er am 1. November 1806 nach Prag, nachdem er vorher seinen durch den Soldatenschacher gewonnenen Mammon den zuverlässigen Händen des Hauses Rothschild anvertraut hatte. Als nun Dörnberg in Prag Eröffnungen über den beabsichtigten Aufstand wider Jerome machen ließ und um Subvention bat, da entstand in der Seele des Kurfürsten ein so lebhafter Kampf widerstreitender Neigungen, daß sein Zopf in lange andauernde vibrirende Bewegung gerieth. Er wünschte zwar sehr, wieder eingesetzt zu werden auf den Thron seiner Väter, allein

noch weit mehr wünschte er, sein Geld zu sparen; es war ihm schier noch mehr an das Herz gewachsen als der Kurhut. Endlich glaubte er, einen Mittelweg gefunden zu haben, wie man mit der Wurst nach der Speckseite werfen könne, ohne doch die Wurst zu riskiren. Er gab eine Anweisung auf das Bankhaus Rothschild, groß 3000 Thaler, sage und schreibe dreitausend Thaler, und ertheilte zugleich demselben geheime Instruction, „erst dann zu zahlen, wenn die Pläne gelungen sein." So fehlte denn dem Aufstande der nervus rerum. Statt Schießgewehre, Pulver und Blei anzuschaffen, mußte man sich mit der Mistforke begnügen. Als der Aufstand gescheitert war, und Dörnberg, dem nur mit äußerster Gefahr und Entbehrung die Rettung gelungen, sich, von allen Mitteln entblößt, dem Kurfürsten in Prag vorstellte, erfaßte den Letzteren eine ungewöhnliche Rührung und er reichte seinem Getreuen wirklich die Summe von hundert Gulden österreichisch Papier.

Der Dörnberg'sche Aufstand hatte zwei Arten von Häuptern, nämlich erstens active Offiziere und Politiker, welche auf europäische Combinationen rechneten, zwar sich verrechneten, aber immerhin doch rechneten, und zweitens Pensionäre, Landgeistliche, Friedensrichter und andere Subalternbeamte, sowie einige Stifts- und sonstige Damen, welche Gefühlspolitik trieben. An die Befreiung Deutschlands, ohne welche natürlich eine Verjagung Jerome's und eine Restauration des Kurfürsten unmöglich war, dachten weder die Pensionärs, welche mit Stolz den correct gewickelten Zopf und die weißgepuderten Seitenlocken (ailes de pigeon) als Zeichen richtiger kurchattischer Treue trugen, noch die Damen, welche Fahnen mit den Farben des Hauses Brabant stickten. Sie wollten nur ihr theures Kurfürstenthum wiederherstellen, koste es, was es wolle, und möge alles Uebrige sehen, wie es fahre. In Folge dieser eigenthümlich patriotisch-particularistischen Anschauung schlugen die Bauern, die von jenem „Hessen-Bunde" geführt waren, zu früh los, ehe Dörnberg mit seinen Soldaten fertig war und Waffen für die Nichtsoldaten besorgt hatte. Mit Dreschflegeln, Heugabeln und Mistforken allein konnte man natürlich einen Thron nicht umstoßen, wenn er auch auf noch so schwachen Grundlagen beruht, wie der des leichtsinnigen Königs „Morken-wieder-lustik."

Der mißlungene Aufstand giebt einem Theile der Helden und Heldinnen des Oppermann'schen Romans Veranlassung, nach Nordamerika auszuwandern, wo sie schließlich in dem zukunftsreich aufblühenden Pittsburg eine glückliche Niederlassung finden.

Die amerikanischen Schilderungen sind treu und voll Leben. Man sieht auch hier, daß dem Verfasser gute Quellen zu Gebote gestanden, namentlich die Papiere des später auf dem Wiener Congreß eine Rolle spielenden Dr. Justus Erich Bollmann. Sehr ergötzlich ist die Schilderung, wie ein junger hannoverscher Gelehrter, welcher, anfangs Advocat in dem Landstädtchen Heustedt, dort, statt seiner Praxis nachzugehen, ein zartes Verhältniß mit der Gräfin Olga (die er später auch in Amerika heirathet, nachdem sich ihre Ehe mit dem Grafen Schlottheim als in Wirklichkeit weder geschlossen noch vollzogen herausgestellt) unterhalten und sich darauf in der diplomatischen Carriere bummelnd umhergetrieben hat, in Amerika, wo er Redacteur einer Zeitung wird zur Zeit einer Präsidentenwahl, mit seinen Göttinger Collegienheften bewaffnet in diesen Straßenkampf hinuntersteigt und aus diesen Heften den Stoff zu den Leitartikeln seiner Zeitung entnehmen zu können glaubt.

Der fünfte Band enthält die Peripetie. Die erste Generation, mit welcher der Roman anhob, beginnt von der Bühne zu verschwinden. Der Abgang ist nicht immer ein angenehmer. Die Gräfin Melusine z. B., welche in den ersten Bänden eine so hervorragende Stelle einnimmt, endet so: Sie kehrt von Kassel, wo unter dem Getrampel der Kosakenpferde die Immerlustik-Wirthschaft des Königs Hieronymus zusammengebrochen (und mit ihr die Hofcharge der Gräfin), nach ihrem Schlosse in Heustedt zurück, wo sie Alles zerrüttet, verwüstet und überschuldet findet. Sie hat es mit Hannover verdorben; auch in Kassel ist nichts mehr für sie; Heustedt ist unruhig; sie gewahrt plötzlich ihr Alter und ihre innere Leere; sie beschließt, mit den Trümmern ihrer Habe nach Paris zu flüchten, zu flüchten vor sich selbst. Da erreicht sie ihr Geschick. Ein Schmuggelbandenhäuptling, den sie um sein früheres Meier-

recht gebracht und tödtlich beleidigt hat, führt ein Streifcorps von Kosaken und berittenen Lützowern nach Heustedt, das eine kleine französische Garnison hat. Diese wird gefangen genommen und dem Schlosse der Gräfin der rothe Hahn auf das Dach gesetzt. Die Gräfin flüchtet in den geheimen chinesischen Pavillon, ehemals Schauplatz ihrer messalinischen Orgien. Der Mechanismus, welcher den eisengepanzerten Zufluchtsort wieder öffnet, wird zerstört. Sie ist lebendig begraben und kommt elend um.

Daß sie „verdurstet" sei, wie Oppermann (V, 133) andeutet, ist schwer zu glauben. Denn er erzählt uns selbst, sie habe einen Korb Champagner in das Versteck tragen lassen, den später die Offiziere fanden und con amore leerten, „mochte er auch acht Tage bei einer Leiche gestanden haben." Solche kleine Fehler oder Vergeßlichk... kommen, beiläufig bemerkt, vor, ohne den Werth des Ganzen zu beeinträchtigen. So spricht er (V, 181) von der Besetzung des Castello dell' uovo und des Ei-Forts in Neapel, während beide eins und dasselbe sind, denn uovo heißt Ei. Er charakterisirt die Bevölkerung von Neapel als eben so müßig, als mäßig, während in Wirklichkeit der Mittelstand in Neapel sehr fleißig ist und im Essen (von Maccaroni) und Trinken (von Landwein, vino paese) mehr leistet als in Deutschland. Doch genug davon.

Die Partie im fünften Bande, welche in Afrika spielt, wohin uns der Umstand führt, daß ein Theil der handelnden Personen durch einen Piraten aus Tripolis bei der Fahrt von Neapel nach Gibraltar gecapert und in Sclaverei geführt wurde, ist verhältnißmäßig die schwächste. Freilich für den Leihbibliothekenverschlinger vielleicht gerade die allerschönste. Denn es fehlt da nicht an bunten und üppigen Bildern, wohl aber an jenen sorgfältigen Specialstudien aus zuverlässigen Documenten oder mündlicher Ueberlieferung.

Diese Studien sind es ganz besonders, welche dem Werke für den Kenner, und namentlich für den Freund der Cultur- und Sittengeschichte, stets ein neues Interesse und einen neuen Reiz gegeben, sobald der Verfasser nach Kassel, nach dem Mittelgebirge an der hessisch-hannoverschen Grenze, nach der Fulda, Werra und Leine, nach der unteren Weser, nach Heustedt, Hoya und Nienburg und nach der Hansestadt Bremen zurückkehrt. Freilich ist er auch hier nicht überall gleich gut orientirt; er macht z. B. kleine Verstöße, wenn er die Leute aus Mainz im fränkischen (pfälzischen) und die aus Kassel im chattischen (hessischen) Dialekt reden läßt. In dem Kasseler Augarten z. B. füttern die Damen die Schwäne mit Semmeln. Diese Semmeln heißen „Pariser Laibercher." So nennt sie auch Oppermann, ganz richtig in der Mehrzahl. Allein er sagt auch im Singular: „das Pariser Laibercher;" das ist falsch, der Singular heißt: das Pariser Laibchen oder Laibche; die Endung „ercher" ist der Diminutivplural des Singular „Laib."

Zum Schluß führt uns der fünfte Band auf den Wiener Congreß; wir finden in Wien nicht nur die bekannten Fürsten, Feldherren, Diplomaten und Staatsmänner von europäischem Rufe, sondern auch einige der dem bekannten Boden von Heustedt und Umgegend entstammenden Helden, darunter eine Opernsängerin Cruella, einen jungen Doctor Baumgarten, welcher rabbiater Burschenschafter und angehender Geschichtsforscher ist, was ihn aber natürlich nicht hindert, sich in Cousine Cruella zu verlieben und noch anderweitige dumme Streiche zu machen, und endlich den bereits öfters erwähnten Doctor Justus Erich Bollmann. Von diesem werden sehr interessante authentische Briefe mitgetheilt. Unter letzteren zeichnet sich namentlich einer aus, gerichtet an Bollmann's Bruder Friedrich und datirt „Wien, den 28. December 1815," welcher in scharfer Weise die verschiedenen Personen charakterisirt und die verschiedenen Strömungen schildert. Diesen bisher ungedruckten Brief verdankt Oppermann dem bekannten Archivrath Dr. Kestner in Hannover, in dessen Autographensammlung sich das Original befindet. Merkwürdig ist Bollmann's Urtheil über die preußischen Diplomaten und Beamten. Man hört dasselbe — oft sogar mit denselben Worten — heute, mehr als ein halbes Jahrhundert später, noch, namentlich in den neuen Provinzen. „Von den Preußen," schreibt er, „kenne ich hier viele und die ausgezeichneten alle. Es sind unter ihnen viel gute Köpfe, und die neueren Ereignisse haben ihnen einen gewissen

Schwung gegeben. Doch vernünfteln sie mir zu viel. An den meisten bemerke ich einen Hang zu Düfteleien und Spitzfindigkeiten, einen Mangel an großen und gesunden Conceptionen. Sie sind mehr scharf und schneidig, als breit und erschöpfend. Sie haben nicht genug Respect vor Gesetz und natürlicher Regel. Sie möchten gleichsam Alles a priori vor der abstracten Vernunft zur Entscheidung bringen. Sie fühlen nicht, daß die Regel oft das Resultat lange angewandter Vernunft und gerade deshalb viel richtiger ist als im Durchschnitt das Resultat augenblicklicher Absicht. Kurz, es steckt etwas Jacobinisches in ihnen." (Man nannte nach damaligem Sprachgebrauch alles Extrem-Einseitige und Allzuschneidige „jacobinisch," auch abgesehen von seiner Richtung.)

Ich habe versucht, in Obigem die Unterlagen zu charakterisiren, worauf der culturhistorische Roman Oppermann's ruht. Wenn ich ihm in das Detail der Handlungen und Leiden dieser Generationen von in einander verschlungenen Gruppen, deren jede wieder zahlreiche Personen zählt, folgen wollte, dann würde ich — wenigstens fürchte ich so — mich der Gefahr exponiren, entweder zu ausführlich zu werden, oder unverständlich zu sein. Hier leidet der Roman an einem gewissen embarras de richesse, welchen man zuweilen auch als Mitglied einer zahlreichen Familie empfindet, deren Vettern und Basen, mitinbegriffen den Verwandtschaftsgrad, man trotz des besten Willens nicht immer greifbar gewärtig im Gedächtniß haben kann. Im Scherz wurde sogar schon der Vorschlag gemacht, dem Romane am Schlusse einen oder mehrere Stammbäume beizugeben.

Literarisches.

Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine kritische Anthologie von Th. Storm. Hamburg, Fr. Mauke.

Wir wünschen in der Jugend wohl einmal einen Dichter zu sehen, zumal einen, den wir liebgewonnen: wir möchten wissen, wie der Mann lebt, dem die Welt so farbig und glänzend erscheint, und der in deutlichen Worten und Bildern aussprechen kann, was unser Inneres dunkel bewegt. Dieselbe Theilnahme bringen wir einer Gedichtsammlung entgegen, in welcher ein Dichter wie Theodor Storm zusammengestellt hat, was ihm „in einer dreißigjährigen Lebenserfahrung" lieb und werth geworden ist. Und es ist ein schönes und reiches Buch, das vor uns liegt. Wir stutzen wohl beim ersten Blick über eine ganz originelle Beisteuer, einen ganz verschollenen Dichternamen; aber wir finden Nichts von den gehalt- und formlosen Producten, mit denen die modernen „Lieblingsdichter" unsere Geduld so oft auf die Probe stellen. Der Geschmack eines echten Künstlers, nicht der des Publikums, hat die Aufnahme eines jeden Stückes bestimmt. Geht es doch sonst bei der Beurtheilung von Poesien heutzutage wie vor den Schaufenstern unserer Bilderläden: mit einem „Wie rührend, wie reizend!" wird der gute Wille eines Zeichners belohnt, der mittelst einer allgemein verbreiteten Technik den bescheidenen Ansprüchen einer sentimentalen und gesinnungstüchtigen Menge zu genügen weiß. — Die in dem sehr lesenswerthen Vorworte ausgesprochenen Grundsätze beweisen, daß Storm es mit dem Titel „Kritische Anthologie" ernst gemeint hat. Wenn wir jedoch einräumen, daß „das Verdienst des Buches," wie er sagt, „zum großen Theil in dem zu suchen ist, was es nicht enthält," müssen wir hinzufügen, daß es dem feinfühligen Dichter durch sorgfältige Durchforschung auch mittelmäßiger und vergessener Gedichtsammlungen gelungen ist, eine überraschend reiche Ausbeute des wahrhaft Schönen zusammenzubringen. Der Geschmack unserer Familien wird durch das Hausbuch gewinnen. Dem widerspricht nicht, daß der Sammler in seiner Freude an sauberer Kleinmalerei und rein und glücklich ausgeführten Stimmungsbildern hie und da etwas mitgenommen hat, das wohl eigentlich nicht in eine solche Auswahl gehört, wie z. B. die Gedichte des Pastors von Werneuchen. Sie haben den Werth treuer Naturstudien, an denen das Auge des Laien sich bildet, während das des Künstlers mit Behagen auf ihnen verweilt. Man würde jedenfalls viel zu weit gehen, wenn man dem Buche den Vorwurf machen wollte, daß Poeten von Bedeutung fehlen. Daß aber die aus mythologischen, historischen oder ethnographischen Studien, wie überhaupt alle zusammengearbeiteten Dichtungen ausgeschlossen sind, kann man nur in der Ordnung finden. Jedenfalls ist es erfreulich, daß neben der eigentlichen Lyrik der Erzählung und Schilderung, der Ballade und dem Genrebilde ein größerer Raum gegönnt ist. Das bewußte Streben unserer Zeit, die Poesie im Leben zu finden, die harte Wirklichkeit poetisch zu gestalten, hat auch in diesem Buche seinen vollen und, wie wir hoffen, wirkungsreichen Ausdruck gefunden.

Karl Aldenhoven.



Der Compaß.

Von

J. H. v. Mädler.

Die meisten und wichtigsten Erfindungen, deren sich unsere Zeit zu erfreuen hat, sind allmälig gemacht worden, und die ersten Anfänge sind nur selten mit einiger Gewißheit nachzuweisen, selbst wenn sie sich nicht, wie beispielsweise die des Fernrohrs, in fabelhafte Erzählungen verhüllen. Und in den meisten Fällen ist dies auch der nothwendige Gang, denn beinahe keine einzige ist gleich anfangs in einer solchen Vollkommenheit aufgetreten, in der sie wahrhaft zur Förderung der Wissenschaft wie des gegenseitigen Völkerverkehrs dienen konnte. Und eben so hätten sie auch in früheren Epochen der Weltgeschichte kein Geschlecht angetroffen, das sie gehörig zu verwerthen verstanden hätte. Wenn schon der Landverkehr mit mannichfachen Gefahren und Mühen verbunden war, von denen die Gegenwart längst nichts mehr weiß, wenn man jetzt ohne irgend welches Bedenken die weitesten Strecken rasch durcheilen kann, und in einem Tage weiter kommt als sonst in einem Monate, so bezog sich dieses Alles doch nur auf den Landverkehr. Niemand wird gegenwärtig mehr durch die weitesten Reisen, und gingen sie rings um die Erdkugel, Aufsehen erregen, denn man will wissen, was er erforscht und untersucht hat, und die Weite des Weges kommt nicht mehr in Betracht. Wie ist dies alles gekommen? Nicht mit einem Schlage, selbst dann nicht, wenn es oberflächlich betrachtet so scheinen möchte, denn wie wäre es denkbar, daß ein Einzelner alle die Erfindungen machte, die die Gegenwart benutzt und ausbeutet. In den meisten Fällen mußten Jahrhunderte, selbst Jahrtausende vergehen, bevor das, was uns so förderlich ist, die Gestalt gewann, in der wir es gebrauchen.

Wir finden es bequem, jeden wichtigen Fortschritt an einen bestimmten Namen zu knüpfen, aber wir sollten dabei nicht vergessen, daß einem Columbus, ein Martin Behaim und ein Erik Leif, und wie viele Andere noch, vorhergingen und ihm den Weg bahnten. Das Verdienst bleibt dabei unbestritten, es wird nur gerecht vertheilt.

Die in der Ueberschrift genanne Entdeckung wird herkömmlich dem Flavio Gioja, einem Bewohner der Stadt Amalfi in Unteritalien, zugeschrieben, der sie im Jahre 1302 gemacht habe. Das Factum mag richtig sein, aber wir dürfen nicht das übersehen, was bei dieser Erfindung vorherging und ihr nachfolgte.

Die zum Grunde liegende Eigenschaft des Magneten war ohne Zweifel schon viel früher bekannt und auch benutzt worden. Die alten Griechen faßten einen Magnetstab in Holz, um ihn schwimmend zu er-

halten, und warfen dies einfach ins Wasser. Noch wußte man nichts von den Veränderungen nach Ort und Zeit, die gegenwärtig erforscht sind, noch waren die Gegenden unbekannt und unzugänglich, in denen die Magnetnadel ihren Dienst mehr oder weniger versagt. Man fuhr, wenn möglich, immer nur längs den Küsten, die im Allgemeinen bekannt waren; doch finden wir schon in den karthagischen Kriegen die Schiffe der Römer wie der Punier auf Meeren, wo keine Küste, keine Insel mehr in Sicht war, und wo der Magnetstab sie leiten mußte. Keine sichere Nachricht meldet von einer Fahrt quer über den Ocean; und daß die Römer Brasilien gekannt hätten, ist eine nur wenig wahrscheinliche Conjectur. Sie sind wohl nicht weiter als bis zu den Canarischen Inseln gelangt, wohin die Karthager schon früher gesegelt waren und einige Affenhäute mitbrachten, in denen sie Weiber der Ureinwohner zu erblicken glaubten.

Auch die Chinesen haben die bekannte Eigenschaft des Magneten sich nutzbar gemacht, wie wir denn nicht zweifeln können, daß sie auch Bücherdruck und Schießpulver lange vor den Europäern gebrauchten. Sie benutzten sie zu Wegweisern, namentlich in den nördlichen, weniger bekannten und zum Theil noch menschenleeren Gegenden. Einer der Flügelbalken enthielt einen Magnetstab, der sich nach Süden* richtete, und die übrigen wurden unter dem entsprechenden Winkel mit diesem verbunden. (In China giebt es regelmäßig gebaute Straßen nur für den Kaiser und den Hof; andere Reisende mögen sich Wege suchen wo sie wollen). Doch machten sie auch auf dem Meere Gebrauch von der Magnetnadel.

Amalfi (Malfi) trieb in jener Zeit einen bedeutenden Seehandel; seine Transportschiffe waren für Levantefahrten fast eben so gesucht wie die venetianischen, und hier trieb das Bedürfniß nach einer Vervollkommnung der Einrichtung. Das aufs Wasser geworfene Holzstück ging leicht verloren oder ward durch Wellen von seiner Richtung abgelenkt; um Beides zu vermeiden, ward es ins Schiff selbst aufgenommen. Aber damit nicht genug, man hing die Nadel auf eine Spitze, um die sie sich frei bewegen konnte, und faßte das Ganze in eine runde, glasbedeckte Kapsel, und dies ist unsere heutige Boussole.

So war es denn Columbus, Diaz, Cabral und Gama möglich gemacht, ihre von der Mitwelt angestaunten oceanischen Fahrten auszuführen. So konnten Magellan und Sebastian Cano es wagen, die Erdkugel zu umschiffen, und damit allen Einwürfen ein Ende zu machen, mit denen geistige Beschränktheit versucht hatte, derartige Fahrten als unmöglich darzustellen, kurze Zeit vor ihrer Ausführung. Wenn früher bei der beschränkten Mittelmeerschifffahrt gleichwohl die meisten Schiffe entweder ganz zu Grunde gingen oder doch von ihrer kostbaren Ladung nur Weniges unbeschädigt nach Hause brachten, so konnten sich jetzt schon regelmäßige Assecuranz-Compagnien bilden, namentlich für die Westfahrten, deren anfangs sehr hohe Prämie allmälig so herabsank, daß ihr Gebrauch ganz allgemein werden konnte.

Immer aber blieb die Ermittlung des Ortes, wo man sich auf der See befand, ein im Allgemeinen noch ungelöstes Problem, und England, dessen oceanische Fahrten allmälig das Uebergewicht über die anderen seefahrenden Nationen erlangten, war auch am meisten um die Lösung des Problems bemüht. Die Magnetnadel wies zwar eine bestimmte Richtung an, wenn man aber nicht wußte, wo man sich auf dem Meere befinde, so konnte diese Richtung nicht gründlich helfen. Regiomontanus hatte zwar gelehrt, am Himmel die Polhöhe (Breite) zu bestimmen und der Polarstern (Cynosura) erhielt dadurch eine Wichtigkeit, an die man früher weit weniger gedacht hatte, allein die Länge, d. h. der Meridian, unter dem das Schiff sich befand, war damit nicht gegeben, und das Scheitern an einer Küste, die man noch nicht so nahe geglaubt, blieb immer noch zu fürchten.

Inzwischen hatte man in Paris die Erfahrung gemacht, daß die Richtung der Magnetnadel veränderlich sei. Anfangs wich sie östlich ab; 1666 hatte sie den Nordpunkt erreicht und ihre Abweichung war folglich gleich Null, bald aber gewahrte man, daß sie nun nach Westen abwich. Diese westliche Abweichung fand jedoch um

* Die Chinesen behaupten, die Magnetnadel zeige nach Süden, was natürlich eben so richtig ist als unsere Behauptung, daß sie nach Norden zeige.

1816 herum ihr Ziel, und jetzt wendet sie sich langsam wieder dem Nordpunkte zu. Man hat mehrfach und nicht ohne Erfolg versucht, diesen empirisch ermittelten Gang durch eine Formel darzustellen, allein damit wäre noch wenig gewonnen, denn da die Magnetnadel nur eine Richtung geben kann, so war man noch immer außer Stande, die zweite Coordinate zu finden. Ungeheure Preise wurden ausgesetzt, der höchste (30,000 Pfund Sterling) von England, auf den Rath des greisen Newton.

Halley, erwägend, daß die Magnetnadel-Abweichungen in verschiedenen Gegenden der Erde einen verschiedenen Stand haben, gab sich sehr viel Mühe, um auf diesem Wege eine Lösung zu finden, construirte Karten mit Linien gleicher Abweichung, doch ohne ans Ziel zu gelangen. Man vergrößerte die Boussole, um genauer messen zu können, doch mit allen diesen Verbesserungen konnte nicht gründlich geholfen werden. Gleichzeitig sichtbare Himmelsbegebenheiten konnten unter Voraussetzung einer genauen Uhr den Meridian bestimmen, und man suchte nun durch Vervollkommnung der Uhren das zu ergänzen, was die Magnetnadel nicht geben konnte.

So mußte eine Erfindung der andern zu Hülfe kommen, und der größte Preis wurde, wie es recht und billig war, unter Mehrere vertheilt. Mayer in Göttingen erhielt 3000 Pfund, die seiner Wittwe — denn er selbst war, nur 39 Jahr alt, inzwischen gestorben — um so mehr zu Statten kamen, als ihr der Gatte fast Nichts hinterlassen hatte.* Andere Theile des Preises fielen Euler in Petersburg für seine Mondtafeln, Harrison in London für seine Chronometer u. s. w. zu.

Die Magnetnadel selbst hat zwar als solche keine wesentliche Verbesserung in neuerer Zeit erhalten, dagegen sind die Gesetze ihrer Variation durch Gauß und Andere gründlicher als bisher erforscht worden, wodurch gleichzeitig manchen Fabeleien, z. B. von einem großen Magnetberge im hohen Norden, ein Ende gemacht wurde. Auch scheint es nicht, daß das Innere der Erde einen Magnetkern enthalte, denn weder die Declination, die man früher ausschließlich maß, noch die Inclination deuten einen solchen an. Vielmehr scheint Gaußens Ansicht die richtige, daß nämlich eine magnetische Materie in der Erde so verbreitet sei, daß sie ihren Ort wie ihre Intensität verändern könne, daher die Nordlichter, die ganz entschieden mit einer magnetischen Ausstrahlung verbunden sind, bald in diesen, bald in jenen Gegenden der Nordhalbkugel gesehen werden.

Ob dem Nordlicht auf der anderen Erdhälfte ein Südlicht entspreche, ist noch nicht entschieden ausgemacht. Die brasilischen und chilenischen Häfen sind gewöhnlich die letzten Zielpunkte bei Handelsfahrten; und wer das Cap Horn umschifft — etwa bei Fahrten um die Erdkugel — kommt in Gegenden, die der Nordlichtsregion unserer Halbkugel entsprechen, und dann fast ausnahmslos im Sommer, während die Zeit der Erscheinung meist in den Winter fällt. Große Vulcane hat man dort gesehen, und wie man früher unser Nordlicht auf die isländischen und grönländischen feuerspeienden Berge bezog, so könnte leicht der Wiederschein eines Vulcans für ein solches Südlicht angesehen werden. Jedenfalls bedarf die Sache einer näheren Untersuchung.

Sind die Gesetze der Veränderungen, welche die Richtung nach Ort und Zeit erfährt, hinreichend erörtert, so wird man die Richtung des Compasses besser reguliren können, was dem praktischen Gebrauch zu Statten kommen wird. Aber es giebt noch eine andere Seite, die die genaueste Beachtung verdient.

Der Magnet ist ein Eisenerz, und es ist längst bekannt, daß er das Eisen anzieht. Man kann aber eben so gut sagen, daß das Eisen den Magnet anziehe, ist ja doch die Nadel des Compasses selbst in der Regel nichts als ein magnetisirtes Eisen. Sind also auf dem Schiffe Eisentheile — und auf welchen Schiffe wären diese nicht — so werden sie auch auf die Nadel wirken, d. h. ihre ursprüngliche Richtung verändern. Um diese Veränderung aufzuheben, giebt es nun folgende Mittel:

1) Die Nadel des Compasses muß an einer Stelle angebracht werden, die möglichst weit von allen eisenhaltigen Theilen entfernt ist

* Während des siebenjährigen Krieges war T. Mayer an den Göttingen belagernden französischen General gesandt worden, der mit Aushungerung drohte, wenn die Stadt die Uebergabe verweigere. Mayer entgegnete: Damit wollen Sie mir imponiren? Glauben Sie, das Aushungern habe ich zur Genüge kennen gelernt!

2) Die Eisentheile sind möglichst symmetrisch zu beiden Seiten der Nadel und namentlich ihrer Richtung zu vertheilen.

3) Aenderungen in der Lage der Eisentheile sind möglichst zu vermeiden.

Die Beobachtung dieser Regeln, namentlich der zweiten und dritten, ist schwierig, ja nicht selten unmöglich. Man denke an die Kanonen, die ein jedes Schiff führt, an die in neueren Zeiten eingeführte Bepanzerung, an die Anker und Ketten, die ihrer Bestimmung nach nicht unbeweglich sein können, an die Wendungen, die ein Schiff während der Fahrt zu machen hat, und an manches Andere, was hierher gehört. Ist nun gar das Schiff mit Eisen befrachtet, so wird der Compaß gewöhnlich ganz unnütz. Auf festem Lande hat es keine Schwierigkeit, Häuser ohne Eisen zu bauen, Schloß und Schlüssel von Kupfer zu machen und ähnliche Einrichtungen zu treffen, zumal in so einfachen und kleinen Häusern, als die Bedachung eines magnetischen Apparats erfordert. Aber auf Schiffen, namentlich größeren Kriegsschiffen, ist dieses meist unausführbar.

Es ist deshalb gerathen, vom Compaß nur da Gebrauch zu machen, wo erfahrungsgemäß ein derartiger Einfluß wegfällt, oder wenigstens nur unbedeutend ist, und dies kann um so leichter geschehen, als die Gegenwart der Mittel zur Orientirung mehrere besitzt und nicht mehr, wie im Alterthum, auf ein einziges beschränkt ist Wer sich mit den nautisch-astronomischen Wissenschaften näher bekannt gemacht hat — und dies sollte man billig bei Jedem voraussetzen, der ein Schiff führen will — wird nicht in Verlegenheit kommen und sich in allen Fällen zu helfen wissen.

Die Leichtigkeit, mit der der Compaß behandelt werden kann, veranlaßte früher Mehrere, ihn bei geodätischen Operationen fast ausschließlich anzuwenden, ein Mißbrauch, den Tempelhoff mit vollem Rechte streng gerügt hat. Nicht selten ohne genügende Kenntniß des Instruments selbst, so wie seiner Veränderungen, unternahm man die Kartirung ganzer Provinzen und Länder, und die glücklicherweise jetzt antiquirten Karten, welche im abgewichenen Jahrhundert der Homann'sche Verlag in Nürnberg lieferte, können noch heut Jedem zeigen, was aus solchem oberflächlichen Beginnen hervorgeht. Ein verständiger und umsichtiger Gebrauch des Compasses für Landvermessungen ist damit nicht gemeint; sind die Hauptpunkte erster und zweiter Ordnung in anderer Weise hinreichend und sicher bestimmt, so möge immerhin bei der Detailvermessung die Richtung eines Nebenweges und manches Aehnliche nur durch den Compaß bestimmt werden, durch den man jedenfalls schnell zum Ziele gelangt. Nur die kleinen sogenannten Taschenboussolen sind unbedingt auszuschließen; das Instrument muß jedenfalls so groß sein, um einer 3 bis 4 Zoll langen Nadel hinreichenden Spielraum der Bewegung zu gewähren. Denn die Richtung der Nadel, auf die in dieser Frage Alles ankommt, kann nur deutlich und sicher erkannt werden bei einem nicht zu kurzen Magnetstabe, und nur unter dieser Bedingung kann gegenwärtig in einzelnen Fällen der Gebrauch der Magnetnadel bei Vermessungen noch statthaft sein.

Der Vogelhandel der Neuzeit.

Der Vogelhandel hat in den letzten Jahren einen Aufschwung genommen, welcher ihn gegenwärtig als einen beachtenswerthen Zweig des Welthandels erscheinen läßt. Er verdankt diesen Aufschwung der Vervollkommnung unserer Verkehrsmittel, verspricht demnach stetig zuzunehmen und sich immer bemerklicher zu machen. Noch vor fünfzig Jahren war der Vogelhandel kaum der Rede werth. Es ging damals, wie seit ein paar Jahrhunderten. Schiffer brachten ihren Rhedern und sonstigen Befreundeten einzelne fremdländische Vögel mit, welche sie zufällig in auswärtigen Häfen erworben hatten, lieferten auch wohl einmal einen geringen Beitrag für die unbedeutenden Verkaufsläden der Händler. Erst mit dem Emporblühen der Thiergärten begann auch die Entwicklung des Vogelhandels nach allen Richtungen hin. Gegenwärtig giebt es kaum einen Strich der Seeküste, welcher unsere Vogelhäuser oder Gebauer nicht mit dieser oder jener Art beschenkt hätte.

Der erste Vogel, welcher wirklicher Handelsartikel wurde, war der Canarienvogel.

Der Großhändler Reiche in Alfeld berichtet darüber in der zweiten Lieferung des bei C. F. Winter erscheinenden „Hand- und Lehrbuches für Liebhaber und Pflege einheimischer und fremdländischer Käfigvögel" von Dr. Brehm, das Folgende:

„Der Handel mit Canarienvögeln und abgerichteten Dompfaffen nach außerdeutschen Ländern besteht seit Ende des vorigen Jahrhunderts; ich weiß, daß mein Groß- und Urgroßvater sich damit beschäftigten. Beide hatten sich St. Petersburg zum Absatzorte gewählt und brachten in jedem Frühjahre größere Mengen dorthin. Im Herbste und Winter besuchten sie zu gleichem Zwecke Holland und England. Doch wurde das Geschäft damals überall in sehr geringer Ausdehnung betrieben, da bei den unentwickelten Verkehrsmitteln jener Zeit der Versand äußerst lästig und kostspielig war, schon weil er nur langsam von statten ging. Zudem glaubte man, daß das Fahren den Vögeln schädlich sei, und ließ sie deshalb bis Hamburg oder Lübeck auf dem Rücken tragen. Im Hafen mußte man nicht selten widrigen Windes halber wochenlang liegen bleiben, und wenn endlich die Weiterreise angetreten werden konnte, nahm sie andere Wochen in Anspruch, falls nicht besonders günstige Winde das Segelschiff über Erwartung förderten. Daß der Handel solchen Hindernissen gegenüber unmöglich gedeihen konnte, bedarf nicht der weiteren Auseinandersetzung.

„Wie noch heute geschieht, wurden die von den Züchtern aufgekauften Vögel sogleich in kleine hölzerne Käfige, sogenannte Harzer Bauer, gesteckt, diese auf das Reffe, ein leichtes Traggestell, gesetzt, bis man die Ladung von hundertsechzig oder hundertsiebzig Bauern zusammengebracht hatte, worauf man das Ganze kunstgerecht mit Leinwand umhüllte, und der Träger sich auf den Weg machte. Zu Hause begann zunächst das Aussuchen und Ausscheiden der Vögel durch einen in alle Geheimnisse ihres Wesens und Seins eingeweihten Sachverständigen, und nunmehr endlich trat man die Reise an. Zu einer Anzahl von ungefähr tausend Vögeln gebrauchte man sechs starke Träger, und eine Reise vom Harze bis Lübeck nahm zwölf Tage in Anspruch, während ich jetzt die vierfache Anzahl in nur zwei Tagen mehr und viel bequemer nach New-York befördere.

„Man brach damals bereits eine Stunde vor dem Tagwerden auf, legte die erste Meile zurück, fütterte, ging die zweite Meile ab, fütterte wieder und rückte, nachdem man die dritte Meile hinter sich gebracht, in die Nachtherberge ein; denn nicht allein die Last der „Trägte," sondern auch ihre Ausdehnung verlangsamte den Weg, namentlich bei ungünstigem Wetter, starkem Winde u. s. w. Die Ladung hatte, abgesehen von ihrer Höhe, Breite und Tiefe, ein Gewicht von mindestens hundert Pfund, beanspruchte also die volle Kraft eines Mannes: in der Regel mußte von zehn zu zehn Minuten eine Zeit lang geruht werden. Zum Füttern und Uebernachten hatte man auf allen Wegen seine bestimmte Haltepunkte und Einkehrorte. Traf man, um zu füttern, im Wirthshause ein, so wurden sämmtliche Vögel rasch vom Reffe genommen und hierauf mit Futter und Trinken versorgt, so gut dies eben gehen wollte. Je sieben Bauer waren durch einen leichten Holzstock, Spille genannt, derart an einander befestigt, daß die Futterkästchen auf der einen, die Trinknäpfchen auf der anderen Seite sich befanden. Eine solche Reihe nach der anderen nun nahm einer der Träger vom Reffe und gab sie in die Hände des zweiten, welcher etwas Futter in das Kästchen schüttete, während der dritte mittelst einer zweckmäßig eingerichteten Kanne die Trinknäpfchen mit Wasser versah und der vierte die Reihen über einander an der Wand aufstapelte. Letzteres geschah, um jedem Vogel Licht und Luft zu geben und doch alle leicht übersehen, erkrankte ausscheiden und besonderer Pflege theilhaftig machen zu können. Im Verlaufe einer Stunde hatte man so etwa tausend Vögel abgefertigt, ließ sie hierauf eine fernere Stunde ruhig stehen und fressen, erquickte sich selbst mit Speise und Trank, packte auf und trat die nächste Meile an. Je von drei zu drei Tagen wurden sämmtliche Käfige gereinigt, zu diesem Zwecke also auch die Reihen aus einander genommen und wieder zusammengesteckt — eine Arbeit, welche so viel Zeit wegnahm, daß an diesem Tage nur zwei Meilen zurückgelegt werden konnten. Das für die Reise nöthige Futter führte ein besonderer Träger mit sich, während man alle für die Seefahrt bestimmte Nahrung der Vögel als Frachtgut zum Hafenorte vorausgeschickt hatte.

„So lästig dieser Versand aber auch war: die schwer bepackten Träger zogen heiter und vergnügt ihres Weges dahin, begleitet auf Schritt und Tritt von den schmetternden Liedern aus hundert Vogelkehlen. Herbeigelockt durch den weithin schallenden Gesang, erschienen zuweilen Schaaren von freilebenden Verwandten, Finken, Hänslinge, Stieglitze u. dgl. umschwebten erstaunt die ins Land ziehende Karawane und gaben ihr oft auf weite Strecken hin das Geleit.“

Im Jahre 1842 wagte Reiche, nach seinen weiteren Mittheilungen, den Versuch, Canarien- und andere in Deutschland geborene Vögel in Nordamerika einzuführen. Es war das erste derartige Unternehmen überhaupt. Noch war die Liebhaberei für ausländische, am wenigsten für deutsche Singvögel drüben nicht erweckt worden, es bedurfte daher der größten Anstrengungen seitens des Unternehmers, um im Laufe des Herbstes und Winters für seine tausend Vögel Abnehmer zu gewinnen. Es fehlte an Allem: an Liebhabern, an Käfigen, an Futter, wie es die Vögel von der Heimath her gewöhnt, an Kenntniß, sie zu behandeln, an Verständniß für ihre Leistungen. Doch schon nach wenig Jahren war all dem abgeholfen worden, und die Liebhaberei vermehrte und verbreitete sich von Jahr zu Jahr.

Bereits 1846 nahm Reiche seinen jüngeren Bruder in das überseeische Geschäft und Beide betrieben nunmehr den Handel regelrecht und in stets zunehmender Ausdehnung. Im Jahre 1853 hatten sie es zu einem Absatze von zehntausend und im Jahre 1860 zu einem solchen von fünfzehntausend Canarienvögeln gebracht; im verflossenen Jahre 1869 steigerte sich derselbe auf circa sechsundzwanzigtausend. Andere Händler haben den Markt ebenfalls aufgesucht und zusammen in dem genannten Jahre etwa sechzehntausend Vögel dorthin gebracht, weshalb man mit Bestimmtheit annehmen kann, daß in einem Jahre mindestens zweiundvierzigtausend, wahrscheinlich aber nicht unter fünfundvierzigtausend Stück Canarienvögel nach Nordamerika ausgeführt worden sind.

Von New-York an bis Californien, von Canada bis Mississippi — allüberall hat sich in wenig Jahren der „deutsche Canarienvogel“ Eingang, Liebhaber und Freunde verschafft; sein frischer, klangvoller und tonreicher Schlag füllt das Prachtzimmer der vornehmsten Frau und klingt wieder im einsamen Walde, welcher das neu errichtete Blockhaus umgiebt. Ein Deutscher, Namens Günther, beschäftigt in seiner mit Dampfmaschinen verschiedener Art ausgestatteten Fabrik gegen hundert Arbeiter einzig und allein mit Anfertigung von Vogelbauern.

Rechnet man zu obiger Summe noch die Zahl der Canarienvögel, welche alljährlich, außer England und Rußland, auch nach Südamerika, nach Indien und Australien ausgeführt werden, so ergiebt sich eine Gesammtmasse von circa siebzigtausend Canarienvögeln, welche alljährlich von Deutschland ausgeführt und nach überseeischen Plätzen gebracht werden.

Von den freilebenden deutschen Vögeln finden in Amerika nur vorzugsweise abgerichtete Gimpel, Hänslinge und Stieglitze Absatz; Nachtigallen, Grasmücken, Roth- und Blaukelchen, Drosseln und selbst Lerchen sind wenig gesucht, unzweifelhaft nur aus dem Grunde, weil die Pflege größere Schwierigkeit, die Fütterung mehr Mühe verursacht.

Die Beliebtheit des Canarienvogels ist einzig in ihrer Art. Im großen Ganzen übersteigt der Import zwar den Export um mehr als das Doppelte, aber von all den fremdländischen Vögeln, welche alljährlich nach Europa kommen, wird doch keine Species so massenhaft eingeführt, als der Canarienvogel ausgeführt.

Weit früher als man in Europa an Zähmung der Vögel und den Handel mit ihnen dachte, betrieb man Beides in fremden Erdtheilen, namentlich in Südasien und Südamerika. Die ältesten Berichte gedenken der Neigung der Indier, schöne Vögel gefangen zu halten; die Entdecker Amerika's erwähnen der gezähmten Vögel, welche die Eingeborenen ihnen als Geschenke überbrachten. Hier wie dort reicht die Verbrüderung des Menschen und des Vogels bis in das graueste Alterthum zurück. In Aegypten hat man wenigstens sich der Gefangenhaltung und Zähmung auffallender Vögel befleißigt. Heutzutage ist es in Südasien und Südamerika noch genau ebenso, wie es vormals war, während sich in Afrika die Verhältnisse geändert haben. Aus diesem Erdtheile erhalten wir gegenwärtig der Anzahl nach die meisten

Vögel, welche in den Hafenplätzen Europa's eingeführt werden.

Vor allen übrigen sind es die Länder am Senegal, welche uns afrikanische Vögel liefern. Zwischen dem Senegal und Marseille oder Bordeaux sowie Liverpool bestehen seit Einrichtung der Dampferlinien regelmäßige Verbindungen unter den betreffenden Händlern, und diesen Verbindungen danken wir die verhältnißmäßig überaus billigen Preise der gewöhnlicheren Vogelarten jener Gegenden. Die Küstenfahrer kaufen die Vögel auf und geben sie an Schiffe ab, welche vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Liverpool oder vom Senegal nach den genannten französischen Hafenplätzen gehen. Jede dieser Linien ist für die westafrikanischen Vögel von besonderer Bedeutung. So erhalten wir Jakos und Unzertrennliche vorzugsweise durch die englischen, die übrigen Senegalvögel aber hauptsächlich durch die französischen Schiffe. Es gehört nicht zu den außerordentlichen Vorkommnissen, daß eines jener großen Schiffe im Herbste tausend Stück Jakos von einer Reise mitbringt und in Liverpool absetzt; denn wenn der Fang in Afrika günstig war, kauft sich jeder Schiffer, vom Führer bis zum Matrosen herab, einige oder mehrere Dutzend dieser allbeliebten, stets begehrten, leicht verkäuflichen Vögel an Ort und Stelle ein und schlägt sie mit mäßigem Gewinn in der Heimath los. Auch von den Unzertrennlichen gelangen manchmal zwei- bis dreihundert Paare gleichzeitig auf den europäischen Markt. In weit größerer Anzahl noch kommen mit den französischen Dampfern die Senegalisten in Bordeaux und Marseille an. Tausend Paare lohnen kaum die Reise des sie begleitenden Händlers oder die Mühe des sie unterwegs pflegenden Schiffsführers; deswegen nimmt man, falls es möglich, zwei- bis dreitausend Pärchen mit einem Male als leichte Waare ein und liefert günstigen Falls achtzig bis neunzig vom Hundert im heimischen Hafen ab.

Nächst Afrika liefert uns Amerika die meisten Käfigvögel, mindestens was die Anzahl der Arten anlangt, während es von Australien bezüglich der Stückzahl vielleicht bereits überboten werden dürfte. Eine regelrechte Verbindung besteht nur zwischen dem Norden Amerika's und Europa; vom Süden her bereichert einzig und allein der Zufall unseren Markt. Die wichtigsten Ausfuhrhäfen Nordamerika's sind New-York und New-Orleans. Entsprechend der hauptsächlichsten Fangzeit in den Vereinigten Staaten erhalten wir die Cardinäle zwischen Februar und April, die Papstfinken, Indigovögel, Hängenestler, Paperlinge und die übrigen häufigeren Arten in den Monaten Mai und Juli, Spottdrosseln, Schopf- und andere Baumwachteln, Kraniche, Enten u. s. w. aber im Spätherbst und Winter. Die Anzahl der Cardinäle, welche alljährlich zu uns kommen, stellt sich durchschnittlich ungefähr auf tausend Stück; doch unterliegt die Einfuhr bedeutenden Schwankungen. Während des amerikanischen Krieges hätte man sie in Europa mit Gold aufwiegen können, wogegen sich 1869 die gesammte Einfuhr zwischen zweitausendfünfhundert bis dreitausend Stück belief. Papstfinken und Indigos kommen in kleineren Sendungen von zweihundert bis dreihundert Stück, alle übrigen nur dutzendweise an; Spottdrosseln erhalten die Händler in der Regel blos auf vorherige Bestellung, weil man diese ausgezeichneten Schläger auch in Amerika hoch schätzt und, wenn sie sich irgendwie hervorthun, mit dreißig bis vierzig Dollars bezahlt.

Südamerika verkehrt, entsprechend den schon seit längerer Zeit bestehenden Dampfschiffverbindungen, vorzugsweise mit England und Frankreich. Alle Vögel Südamerika's, welche regelmäßig auf den Markt kommen, Grün- oder Amazonenpapageien, Keilschwanzsittiche, Sperlingspapageien, Araras, graue Cardinäle, Safranfinken und Tangaras z. B. treffen in kleinen Sendungen bei uns ein, die größeren Sittiche meist nur einzelnen und unregelmäßig, als gewesene Reisebegleiter heimwärtskehrender Matrosen, die übrigen durch Vermittelung der Führer, Steuerleute und Wirthschaftsbeamten der größeren Dampfschiffe. Sendungen, welche dreißig Paare von einer dieser Vogelarten enthalten, gehören zu den selteneren; meist bringt ein und dasselbe Schiff nicht über ein Dutzend Pärchen mit. Der Vogelhandel hat im Süden Amerika's noch keinen Aufschwung nehmen können, weil ein strebsamer Mann mit anderen Erwerbszweigen mehr und leichter Geld verdienen kann als mit diesem Geschäft, welches immerhin eine gewisse Kenntniß und namentlich Geduld erfordert. Fang

und Aufzucht der Papageien werden heute noch, wie vor Jahrhunderten, von den Indianern betrieben; blos die kleineren, geselligen und die als Feinde der Pflanzungen auftretenden Arten der Ordnung, die Finken und Tangaras werden von frei gewordenen, arbeitsscheuen Negern gefangen, in eine der größeren Küstenstädte gebracht, von alten Negerfrauen auf öffentlichem Markte feilgeboten, von hier erst durch Weiße aufgekauft und uns übermittelt. Der Handel ist aber vollständig regellos und nur dem Zufalle unterworfen.

Gerade das Gegentheil läßt sich von Australien sagen. Der Vogelhandel hat hier in den letzten Jahrzehnten einen Aufschwung genommen, welcher mit dem Emporstreben und Aufblühen der besiedelten Landstriche vollkommen übereinstimmt. Schon gegenwärtig beläuft sich die jährliche Ausfuhr von dort auf dreißig- bis vierzigtausend Stück und schon manchmal ist ein Schiff mit mehr als fünftausend lebenden australischen Vögeln in einen englischen Hafen eingelaufen. Wellensittiche und andere Papageien, Flötenvögel, Zebrafinken, Diamantvögel, Schopf-, Bronceflügel- und andere Tauben sind darunter vorzugsweise vertreten.

Das reiche Asien liefert uns gegenwärtig überaus wenig Vögel. Ein großes, wenn nicht das hauptsächlichste Hinderniß des Aufschwunges eines regelrechten Vogelhandels zwischen Asien und Europa ist unzweifelhaft die lange Dauer der Reisen aller Schiffe, welche ihren Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung oder Cap Horn nehmen müssen. Mit Ausnahme der Holländer, denen wir weitaus die Mehrzahl der asiatischen Vögel verdanken, befassen sich wenige Schiffer mit deren Import. Indier, Japanesen und Chinesen sind leidenschaftliche Thierfreunde und es wird bei ihnen auch ein regelrechter Handel betrieben: wir erhalten aber von dorther, abgesehen von denjenigen Arten, welche uns eifrige Landsleute vermitteln, immer nur die seit Jahrhunderten in Europa lebend eingeführten Sittiche, Reisfinken, Bengalisten, Atzeln, Hirtenstaare u. dgl., welche mit den holländischen und englischen Schiffen eintreffen und stück- oder dutzendweise verkauft werden.

„Wenn die Vögel reisen könnten, wie sie reisen sollten, wenn insbesondere diejenigen, welche aus überseeischen Ländern zu uns gelangen, unterwegs sorgfältig bedient, mit Aufmerksamkeit gepflegt würden: wir hätten alle, welche überhaupt in Frage kommen können, schon längst in unseren Käfigen und Fluggebauern, während wir uns gegenwärtig, nach Dr. Brehm's Angabe, mit einem fast verschwindend kleinen Bruchtheil begnügen müssen.

„Der Eingeweihte wundert sich nicht," fährt Jener fort, „verhältnißmäßig so wenige fremdländische Vögel auf dem europäischen Markte zu sehen, sondern im Gegentheil eher darüber, daß ihrer noch so viele die Entbehrungen und Leiden aushalten, welche ihnen Unkenntniß und falsche Sparsamkeit außer den nothwendigen oder doch entschuldbaren Beschwerden der Reise auferlegen.

„Man muß sie gesehen haben, die gefiederten Reisenden wider Willen, unmittelbar nach ihrem Eintreffen am Bestimmungsorte: zusammengepferchte über alles Maß in möglichst einfache, meist unzweckmäßige Käfige und sonstige Versandgefängnisse, beschmutzt vom Scheitel bis zur Sohle, mit verstoßenem, vom eigenen oder fremden Unrathe starrendem Gefieder, theils oder gänzlich federlos, stinkend, abgemagert, halb lahm, fuß- und flügelschwach, leiblich und geistig ermattet und niedergebeugt: so kommen diejenigen an, welche nicht von geübten Händlern oder Vermittlern verpackt und begleitet wurden. Viele lassen sich kaum noch erkennen, so hat ihnen die Reise mitgespielt. Auch bei denen, welche mit dem Leben davonkommen, währt es geraume Zeit, bevor sie wieder zu Kraft und Ansehen gelangen. Ihre Verdauung ist in den meisten Fällen so geschwächt, daß nur eine sorgfältige Behandlung sie nach und nach an bessere Nahrung gewöhnen kann; ihr Gefieder, ihr Leib bedürfen der vorsichtigsten, beharrlichsten Pflege, um alle erlittene Unbill wirklich zu überwinden.

„Am größten ist natürlich die Sterblichkeit unter den kleinen Vögeln. Wer bald nach Ankunft einer derartigen Sendung den Kaufladen eines unserer Händler besucht, kann ein eigenthümliches Schauspiel gewahren. Man hat den unterwegs in der geschilderten Weise zusammengepferchten Finken in der Regel ein größeres Zimmer eingeräumt, in welchem sich nun die gesammte Reisegesellschaft im wirren Durch-

einander bewegt. Auf allen Sitzstangen hocken reihenweise Hunderte neben Hunderten; auf dem Boden wimmelt es wie Ameisen durch einander; im Raume schwirrt es hin und her, auf und nieder wie ein Bienenschwarm, tausende von dunkeln Aeuglein schauen ängstlich fragend auf den Eingetretenen, und viele hundert Stimmchen lassen gleichzeitig sich vernehmen. Tagtäglich erfolgt eine Musterung der Gefangenen; denn tagtäglich giebt es Kranke, tagtäglich findet man Leichen, bis die armen Geschöpfe endlich „stehen," wie der Händlerausdruck lautet, d. h. nicht mehr dutzendweise den ausgestandenen Leiden erliegen und in die zweite Hand gegeben werden können."

Nach den statistischen Zusammenstellungen des Dr. Brehm beläuft sich die Einfuhr fremdländischer Vögel jetzt jährlich auf circa zweihunderttausend Stück; davon kommen über fünfzigtausend auf Deutschland.

Als Stapelplätze des Großhandels dürfen alle größeren Hafenstädte angesehen werden. Obenan stehen London, Hamburg, Bordeaux, Marseille, Antwerpen, Rotterdam und Havre in der gegebenen Reihenfolge etwa. Liverpool, Southampton, Bristol, Plymouth und Portsmouth ꝛc. sind London zollpflichtig, indem fast alle dort „aufkommenden" Vögel an die Londoner Großhändler gelangen; Bremerhaven und Lübeck senden die eingetroffenen Vögel nach Hamburg, Havre und Dünkirchen nach London und Antwerpen, Lissabon nach Bordeaux. London ist der Platz für alle Vogelarten, welche überhaupt verhandelt werden; Hamburg und Antwerpen bilden durch eigene Einfuhr und Bezug von London wenigstens mittelbar einen ebenso umfassenden Markt; Bordeaux und Marseille sind vorzugsweise die Bezugsquellen für afrikanische und südamerkanische Vögel; in Rotterdam und beziehendlich Amsterdam treffen namentlich die südasiatischen, zumal sundaischen Arten ein, welche zu den regelmäßigen Erscheinungen des Thiermarktes zählen. Kopenhagen, Boulogne, Brest, Nantes, Toulon, die spanischen und italienischen Häfen sind für den Handel mit überseeischen und außereuropäischen Vögeln bedeutungslos; die Binnenstädte Paris, Brüssel, Köln, Berlin, Frankfurt, Prag, Wien, St. Petersburg und Moskau verdienen höchstens ihres Kleinhandels wegen Beachtung. Antwerpen bildet insofern die Börse des Vogel- und Thierhandels überhaupt, weil in seinem trefflich verwalteten zoologischen Garten in jedem Herbste eine Versteigerung abgehalten wird, an welcher sich alle oder fast alle Vorsteher der europäischen Thiergärten, die namhaften Händler und bedeutendsten Liebhaber zu betheiligen und die dort erzielten Preise als Maßgabe für das laufende und nächste Jahr anzusehen pflegen, obschon selbstverständlich alle Thiergroßhändler ebenfalls auf Bestimmung dieser Preise einwirken, so viel sie vermögen.

Rechnet man zu der jährlichen Einfuhr von circa zweihunderttausend fremdländischen Vögeln noch die Tausende, die in Gefangenschaft gezüchtet und umgesetzt werden, so gewinnt man erst eine annähernde Vorstellung von der gegenwärtigen Vorliebe für die befiederte Fauna des Auslandes. Jeder durch die Anmuth oder Schönheit dieser Fremdländer gewonnene Liebhaber wirbt andere, und je mehr die Liebhaberei für unsere einheimischen Vögel abnimmt, um so mehr steigert sich die Vorliebe für jene.

Je mehr neue, bisher noch unbekannte Arten eingeführt wurden, desto fühlbarer machte sich der Mangel einer Naturgeschichte derselben, einer praktischen Anweisung ihrer Behandlung und Pflege. Die wenigen guten Bücher, welche erschienen sind, beschränken sich, Bechstein's und Brehm's Vorgange folgend, fast ausschließlich auf die einheimischen Arten; die Literatur über die fremdländischen Vögel findet sich zerstreut in deutschen und außerdeutschen Fachschriften und Werken, welche dem Vogelwirthe wenig oder nicht zugänglich sind. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen, sind die Ergebnisse der Wissenschaft in dieser Hinsicht an größeren Leserkreisen spurlos vorübergegangen, und so erklärt es sich, daß selbst von Händlern und erfahrenen Liebhabern viele für die Gefangenschaft vorzüglich geeignete Vögel nicht einmal richtig bestimmt und benannt werden können.

Diese Uebelstände haben den durch sein „Illustrirtes Thierleben" und andere naturgeschichtliche Werke bewährten Dr. Brehm zur Herausgabe eines jedem Liebhaber zugänglichen Hand- und Lehrbuchs bestimmt, in welchem alle Arten von Vögeln, welche in und außerhalb Europa in Gefangen-

schaft gehalten werden, praktische Berücksichtigung finden sollen. Das Werk erscheint in Lieferungen à 10 Sgr. und wird circa 60 Bogen in gr. Lex.-Octav stark werden. Die Angaben, welche gemacht werden, gründen sich nicht allein auf des Verfassers eigene Erfahrungen, sondern auch auf die seiner Collegen und Freunde; das Ganze verspricht somit ein Sammelwerk zu werden, welches eine nicht unbedeutende Bibliothek zu ersetzen bestimmt ist. F. L.

Ein metrischer

Maßstab des täglichen Verkehrs.

Von

August Vogel.

Ein älteres aber auch heutzutage noch vortreffliches Hand- und Lehrbuch der Chemie beginnt das Capitel von der „Meßkunst chemischer Elemente" (Stöchiometrie) mit den einleitenden biblischen Worten: „Gott hat Alles geordnet nach Zahl, Maß und Gewicht." Es ist in der That noch nicht so gar lange her, daß man dem lieben Gott mathematische Motive bei seinem Schöpfungswerke nachgewiesen. Denn es wurde schon Jahrhunderte hindurch Chemie getrieben, ohne daß man den Quantitätsverhältnissen Rechnung zu tragen pflegte, d. h. ohne daß man von der Stöchiometrie Kenntniß hatte. Die Stöchiometrie aber ist die Lehre von den Gesetzen, welchen die verschiedenartigen Körper rücksichtlich der Quantitätsverhältnisse unterworfen sind, in denen sie sich wechselseitig verbinden. Bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts nun beachtete man das Quantitative bei chemischen Vorgängen gar nicht und ahnte daher auch nicht, daß die verschiedenartigen Körper sich nur in bestimmten Mengenverhältnissen verbinden, noch viel weniger, daß diese bestimmten Verhältnisse noch höheren Gesetzen unterworfen seien. Bergmann, Lavoisier und andere Chemiker jener Zeit müssen indeß schon die Vermuthung gehabt haben, daß in den Salzen wenigstens die Säure mit der Basis oder in den Oxyden der Sauerstoff mit dem positiven Körper in bestimmten, stets gleichbleibenden Quantitätsverhältnissen verbunden seien, da sie sich so gar viele Mühe gaben, durch ihre Arbeiten jene Mengenverhältnisse zu ermitteln. Der deutsche Chemiker Richter kann als Schöpfer der Stöchiometrie angesehen werden, indem er durch sein Genie die Lehren von der Gesetzmäßigkeit chemischer Verbindungen eigentlich etwas weiter trieb, als er durch die zu seiner Zeit bekannten chemischen Thatsachen bei der damaligen Unvollkommenheit chemischer Doctrin berechtigt sein durfte; dies ist denn auch der Grund, weshalb seine Arbeit von den Zeitgenossen nur wenig beachtet und sein großes Verdienst nicht gehörig gewürdigt worden ist. Erst Berzelius brachte auf dem Wege der Erfahrung durch zahlreiche mit unerhörter Genauigkeit ausgeführte Arbeiten die Stöchiometrie auf ihren heutigen Standpunkt; von dieser Zeit an ist erst die Hypothese der quantitativ gesetzmäßigen Anordnung der Natur zur Wahrheit geworden.

Heutzutage ist es aber nicht mehr der liebe Gott allein, welcher bei seiner Schöpfung nach Maß, Zahl und Gewicht verfuhr, auch unsere Münzanstalten haben dem göttlichen Beispiele folgend ihre Producte nicht nur nach bestimmtem Gewichte, sondern auch nach einem bestimmten Maße und zwar nach dem Metermaße hergestellt. Es gehört in der That nicht unter die geringsten Vortheile, welche die Einführung des metrischen Maßes im gewöhnlichen Leben gewährt, daß wir zur Berechnung der Größe einer Linie oder zur Reduction eines fremden Maßes auf den Meter eines besonderen Maßstabes gar nicht mehr bedürfen. Wir führen nämlich — in der Regel wenigstens — in unserer Tasche einen Maßstab bei uns, der uns jede derartige Berechnung, bei welcher es nicht auf sehr große Genauigkeit ankömmt, in entsprechender Weise gestattet. Es sind dies die cursirenden Silbermünzen, welche seit dem Münzvertrage vom 24. Januar 1857 ausgeprägt worden sind.

Nicht zufällig ist es, daß unsere Silbermünzen gerade diese Raumverhältnisse zeigen, vielmehr hat man mit Absicht in jenem Münzvertrage die Größe der auszuprägenden Münzsorten nach dem Metermaße, d. h. nach Millimetern (oder $^1/_{1000}$ Metern) festgesetzt. Nach demselben beträgt die Größe eines Zweithalerstückes 0,041 Meter (41 Millimeter), eines Thalerstückes

0,033 Meter (33 Millimeter), eines bairischen Zweiguldenstückes 0,036 Meter (36 Millimeter), eines Guldenstückes 0,030 Meter (30 Millimeter) u. s. w. Wenn wir also beliebige Silbermünzen, vorausgesetzt, daß sie seit dem Jahre 1857 ausgeprägt worden sind, in eine gerade Linie zusammenlegen, so haben wir damit die ihnen entsprechende Zahl von Millimetern: ein Zweithalerstück und ein Thalerstück ergeben z. B. 74 Millimeter oder 7 Centimeter und 4 Millimeter.

Daß die angegebenen Größenverhältnisse unserer cursirenden Münzsorten zu mannichfacher praktischer Anwendung Veranlassung geben können, ist einleuchtend. Es mag deren Bedeutung nur durch einige Beispiele erläutert werden. Man wünscht die Länge einer Stube, einer Scheune, eines Grundstückes u. dgl. auf einem Plane zu kennen, welcher im hunderttheiligen Maßstabe ausgeführt ist, in welchem also ein Centimeter einem Meter entspricht. In diesem Plane wird, wollen wir annehmen, die Länge einer Stube gerade durch ein Thalerstück ausgefüllt, die wirkliche Länge berechnet sich daher (0,033 × 100) auf 3,3 Meter. Mit derselben Leichtigkeit ermittelt man auf Landkarten, deren Maßstab man kennt, die Entfernung zweier Orte von einander: jeder Centimeter auf der Karte entspricht so viel Metern, als die Zahl des Maßstabes ergiebt, wenn man derselben zwei Nullen abstreicht.

Hat man zufällig ein französisches Fünffrankenstück in Silber zur Hand, so läßt sich auf Karten im hunderttausendtheiligen und fünfzigtausendtheiligen Maßstabe die Entfernung nach bairischen Poststunden noch leichter berechnen; da ein Fünffrankenstück 0,037 Meter groß ist, so entspricht es bei ersterem Maßstabe ziemlich genau einer Poststunde, bei letzterem einer halben Poststunde, denn die Poststunde hat 3707 Meter oder 3 Kilometer und 707 Meter.

Für Freunde verschiedenartiger allerdings nicht grade sehr fruchtbarer Berechnungen wäre es hiernach keine schwierige Aufgabe, z. B. den Flächenraum in preußischen Fußen (1 Fuß = 0,313 Meter) zu berechnen, auf welchem die englische Nationalschuld in Thalerstücken ausgebreitet werden kann; ebenso ließe sich der Flächenraum in Thalerstücken bestimmen für die Summe, welche wir von Frankreich als Kriegsentschädigung zu erwarten haben. Oder ein anderes Beispiel: eine Eisenbahn, deren Herstellung mit Einschluß des Betriebsmaterials für die Meile 500,000 Gulden kostet, gehört nicht zu den theuren; dennoch würden zwei Reihen Guldenstücke, auf die ganze Länge derselben gelegt, zur Bestreitung der Kosten noch nicht ausreichen.

Für das metrische Gewicht gewähren unsere Silbermünzen nicht dieselben Vortheile wie für das Maß, und können sie auch nicht gewähren, weil auch unter der Voraussetzung ursprünglicher Ausprägung nach einem bestimmten Gewichte durch das Abschleifen im Verkehre bald ein Gewichtsverlust entsteht. Der einzige Anhaltspunkt, mit dem wir uns in dieser Beziehung begnügen müssen, besteht darin, daß siebenundzwanzig neue, d. h. nicht abgeschliffene Vereinsthaler genau das Gewicht eines Zollpfundes (500 Gramm) besitzen.

Der Wasserfall des Cobaw.

Von Melbourne läuft jetzt eine Eisenbahn zum Murray hin. Die Einwohner des großen südaustralischen Handelsplatzes betrachten sie gern als den Anfang eines Schienenweges, der den Murrumbidgee und Lachlan zu erreichen bestimmt ist und später Queensland mit der Provinz Victoria in Verbindung setzen wird. Wo diese Bahn ihrem jetzigen Endpunkte sich nähert, bleibt sie eine Strecke weit in der Nähe des Flusses Campaspe. Nordwestlich von demselben findet der Eisenbahnreisende eine Naturschönheit, die ihn um so mehr erfreuen wird, je seltener sie ist. In dem dürren Australien, dem Lande der lichten, schattenarmen Wälder und der Ebenen ohne saftiges Grün und der Thäler ohne das silberne Band eines Flusses, gefällt ein Wasserfall doppelt, noch dazu ein so schöner, wie der Wasserfall des Cobaw ist. „An einem heiteren Morgen,“ beginnt ein Reisender seine Schilderung, „durchschritten wir mehrere reizende Thäler, die alle von einem Bache berieselt werden. Diese Bäche fielen gegen Süden in einen Fluß, der in ein tieferes, wenig bewaldetes Thal mündete. Hier vereinigte er sich mit dem Barnard, dem ersten Flusse, den man trifft, wenn



Der Wasserfall des Gobaw.

man vom Maconde-Berge kommt. Die Schlucht, in welcher der Barnard strömte, war so steil, daß das Hinuntersteigen seine Schwierigkeiten hatte. Als ich vom Ufer gegen Norden weiter ging, hörte ich ein starkes Rauschen, das mich zu einem wahr-

haft schönen Wasserfalle von mehr als sechzig Fuß Höhe führte. Ich hatte schon mehrere Wasserfälle gesehen, namentlich die des Devon's und Clyde's, aber noch nie habe ich einen so schönen Anblick gehabt, wie er mir an dieser Stelle zu Theil ward. Der große Effect beruht weniger auf der Masse des stürzenden Wassers oder dem Donner des Falls, als auf dem kühnen Charakter der Felsen, über und durch die der Fluß sich ergoß. Ihre Farbe und ihre Form vereinigte sich harmonisch zu einem vollendeteren Gemälde, als die Natur es darzubieten pflegt. Die vorherrschenden Farben waren hellroth und ein purpur angehauchtes Grau, und eine Kriechpflanze mit kleinen Blättern, welche die Felsen mit einem dichten Gewebe überzog, fügte das schönste Hellgrün hinzu. Dunkelfarbiges Moos, das in der Sonne einen warmen grünen Ton annahm, bedeckte die niedrigeren Felsen und ließ die helleren Farben noch stärker hervortreten, während im Staube des Wasserfalles ein prächtiger Regenbogen glänzte und die Farben der Felsen mit dem weißen, darüber hinstürzenden Strome in völlige Harmonie brachte."

Der pittoreske Charakter der Flußufer läßt am Cobaw noch manche andere schöne Landschaften entstehen, welche durch die ergreifenden Gegensätze, die hier zusammenwirken, hervorgebracht werden. Der geologische Charakter der umliegenden Gegend war ziemlich seltsam. Das linke Ufer bestand aus wellenförmigen Höhen und aus kühnen Granitfelsen, das rechte Ufer aus Tragsteinen, die oben eine ganz ebene Fläche bildeten, wie Wasser, das sich mit einer Eisdecke überzogen hat. Einige dieser Berge mit tafelförmigem Gipfel werden durch Grasthäler mit vortrefflichem Gras, aber ohne Wasser, von einander getrennt. Weiterhin steigen schroffe Felsen empor und machen die flachen Formen der vorderen Berge noch auffälliger, so daß die landschaftliche Schönheit in reichster Abwechslung sich dem erstaunten Auge zeigt und die Vereinigung von grotesken Felsbildungen und sanften Abhängen gegenüber den mächtigen rauschenden Wassermassen Bilder von so eigenthümlicher Erhabenheit bietet, wie sie nur selten anzutreffen sind und unvergeßlich sich der Seele einprägen.

Volkskastelle.

Von

P. v. Radics.

„Durch seine geographische Lage war das ganze Land Krain durch Jahrhunderte ein großes Feldlager, eine von Geschützen und Rüstungen starrende Burg.

Anastasius Grün."

Von dem letzten Ausklingen der Türkenkriege haben uns noch unsere Großväter erzählt und noch heute singt man in deutschen Gauen das Lied vom Prinzen Eugen. — Belgrad und Wien und Sigeth mit der Heldenthat des Zrinyi sind die Schlagworte, wenn von den grausen Zeiten erzählt und geschrieben wird, in denen der „Erbfeind der Christenheit" in dem weiten Ungarlande mordete, brannte und schändete und im wilden Drängen bis an die Marken Deutschlands, bis an das Hauptbollwerk des Christenthums, an das altehrwürdige Wien heranstürmte. Vielfach sind bereits die Züge geschildert worden, die der Moslim die „schöne blaue Donau" hinauf unternahm, um sein wohlberechnetes Ziel zu erreichen: die Unterwerfung der Ostmark und die Unterjochung Deutschlands.

Fast gar keine Aufmerksamkeit hat man aber bisher jener andern Seite zugewendet, von der der Türke dem deutschen Reiche zu gleichen Zeiten beizukommen trachtete, und dem heldenmüthigen und aufopfernden Widerstande der Länder, die der Feind als Brücke benutzte, um die lachenden Ufer deutscher Culturstätten zu gewinnen.

Es waren die „inneröstereichischen Lande" Steiermark, Kärnthen und Krain, in welche der Osmanen Heere von 1396 bis 1598 fast Jahr um Jahr in größeren oder kleineren Massen einfielen, wobei sie mehrmals bis ins Salzburgische hinüberstreiften, um mit Umgehung Wiens nach Deutschland zu gelangen, jedoch wie bekannt stets fruchtlos. Dem Lande Krain speciell machte der Türke in dem angegebenen Zeitraume allein fünfundsechzig „Hauptvisiten," wie der Chronist sich ausdrückt, und hat dieses Land zum Zwecke der Grenzvertheidigung in der kurzen Frist von einigen Jahren die hohe Summe von achthalb Millionen in Gold aufgewandt. Die Cassenbücher der Krainischen Landschaft aus

dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert kennen fast keinen andern Posten als den der „Türkenhülfe.“ — Und sie zahlte diesen Posten doppelt, die Landschaft; einmal als Reichshülfe an den Kaiser, dann als Landesumlage, wie wir heute sagen, für die Herstellung der ihr zur Bestreitung übertragenen Festungsbauten im Lande und an der Grenze, sowie für die eigene Kriegsbereitschaft an Truppen und Munition. — Die Reichshülfe, die auf den deutschen Reichstagen und den General-Landtagen der innerösterreichischen Lande zwischen dem Kaiser und den Ständen vereinbart wurde, betrug oft in die Hunderttausende. Deren Bewilligung Seitens der Stände wurde von diesen in der inzwischen eingefallenen Epoche der Reformation nicht selten als Preis für die Gewährung „ausgedehnterer Religionsfreiheiten“ gesetzt, wodurch es sich freilich oft ereignete, daß der momentanen „Noth an der Grenze“ nicht in gewünschter Energie entgegengewirkt werden konnte und der Türke seinen Lauf rascher und weiter in die Länder nahm, als es geschehen wäre, wenn die Fürsten Oesterreichs sich „in religiosis“ nachgiebiger erwiesen hätten.

Aber auch wenn sie nachgaben und die Herrn von Steier, Kärnthen und Krain ihre eichenen, eisenbeschlagenen Geldtruhen weit öffneten und Säcke voll wohlgeprägter Silbermünzen dem kaiserlichen Kriegszahlmeister einhändigten, war es in den seltensten Fällen die „Reichshülfe,“ die das Hereinbrechen des Erbfeindes verhinderte, denn anstatt daß sie ihrer Bestimmung für den Unterhalt der Reichshilfsvölker „der deutschen Fähnlein“ und für die Befestigung der „Grenzhäuser“ in Croatien redlich und getreulich zugeführt worden wäre, floß sie in die Säckel der Zahlmeister und Lieferanten.

Bitter beklagten sich z. B. 1575 die Stände Innerösterreichs über solche Mißwirthschaft und hoben als deren Hauptmotive hervor: die Soldrückstände, den Unterschleif der Lieferanten, die Nachlässigkeit der Befehlshaber und die Baufälligkeit der Grenzfestungen — „da von der Regierung (lautete die Pointe der genannten Beschwerdeschrift) keine Einsicht vorhanden, so wäre kein Wunder, wenn sie (die Stände) nichts mehr bewilligten!“

Denn illusorisch waren in den meisten Fällen dadurch auch die Anstrengungen der Länder, die sie auf eigene Faust gegen den Feind machten. Was nutzte das Ausziehen jener schmucken und kriegstüchtigen freiwilligen Reiter, die aus der Blüthe der Ritterschaft der drei Lande — der Auersperge, Lamberge, Herbersteine, Thurne u. s. w. — und deren besten Reisigen auserlesen in Kollern aus Elennhaut, mit den vorzüglichsten Waffen ihrer Zeit, Pistolen, Schwertern und „Arquebussen“ versehen, den Fahnen und Farben der Heimath folgend auf die Wahlstätten an der Save und Kulpa hinabrückten und dem anschwärmenden Muselman im todesmuthigen Kampfe sich entgegenstellten; was nützte das Mitwirken des „gemeinen Mannes“ des Aufgebotes des Zehnten, Zwanzigsten, Dreißigsten, Fünfzigsten der gesammten männlichen Bevölkerung, was nutzte all der Aufwand an Kraft und Macht, wenn der in der Regel zehnfach überlegene Feind die Grenzfestungen verödet, die Söldlinge demoralisirt und fluchtbereit vorfand, im Vormarsche auf der Landschaften Reiter und Fußvolk stieß, die nur zur Verstärkung, zur Hülfe der Grenztruppen bestimmt in verschwindender Minderzahl und ohne Deckung den Schwärmen der Feinde meist urplötzlich und wider alles Vermuthen gegenüberstanden!

Endete solch ein Anprall ja einmal mit einem theuer erkauften momentanen Siege der Unseren, so war die nächste Folge doch der Rückzug unserer gar sehr reducirten Fähnlein und das Vorrücken des Feindes, der mit Unterstützung seiner trefflichen Spione, meist zum Islam übergetretene kroatische Priester oder Grenzsoldaten, die kürzesten Wege nach den dichten Wäldern und romantischen Schluchten unserer Alpenländer fand.

Da galt es, ihn vom eigenen Grund und Boden abzuwerfen, und da zeigten sich die „Völker der drei Lande“ — Deutsche und Slaven — reich an Erfindung und Erfahrung, reich an Zähigkeit in der Ausdauer, reich an Heldenmuth und Todesverachtung.

Das Volk selbst schuf sich im allgemeinen Aufgebote, Landsturm würden wir heute sagen, eine Miliz, die in der Geschichte ihres Gleichen sucht;* das Volk selbst baute sich

* Dieses in den Türkenkriegen gebildete Volksheer ermöglichte es, daß im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts der „windische Bauer“ gegen seine Bedrücker, die Herren wiederholt (1515, 1516 und

seine Castelle bei den Kirchen und die Tabors, das Volk selbst thürmte auf den steilsten Bergesgipfeln Holzstoß auf Holzstoß zu den „Kreutfeuern," (Gereutfeuern) diesen im Momente der Gefahr blitzschnell durch all die bedrängten Lande lodernden Feuertelegraphen!

* * *

Die Werke der Selbstvertheidigung des Volkes waren also entweder Tabors im engeren Sinne oder Kirchencastelle.

Die Tabors bestanden nur aus Thürmen mit festen Ringmauern und wurden meistens auf mehr oder minder unzugänglichen Orten, auf hohen Bergen, in Schluchten oder dichten Wäldern errichtet. Die sogenannten Kirchencastelle hatten die Kirche der Ortschaft zum Mittelpunkt, (wenn sie auf einem Hügel oder Bergvorsprunge lag und überhaupt von strategischer Bedeutung war), die sodann mit Gräben, Basteien, Ringmauern, Thürmen und Thorwerken, mit Schußlöchern und Schießscharten versehen wurden. Diese Kirchencastelle dienten entweder als ein integrirender Bestandtheil der gesammten Befestigung der Ortschaft, oder als letzte Position, in welche sich die Besatzung zurückzog, nachdem der Ort vom Feinde genommen war, oder endlich waren sie dazu bestimmt, beim Einbruch des Feindes die ganze Bevölkerung der Gegend aufzunehmen, weshalb sie auch meistens mit Wohnungen, Vorrathsräumen, Brunnen und dergleichen ausgestattet waren. Commandanten dieser in Festungen umgewandelten Gotteshäuser und ihrer Vertheidiger waren in der Regel die Priester, katholische oder lutherische — es war ja die Zeit der Kirchenreformation! Solche Vertheidigungskirchen, welche wie die andern Befestigungen durch das Volk „Tabors" genannt wurden, finden sich in den drei Landen Steiermark, Kärnthen und Krain noch vielfach vor. In einem Orte der Steiermark (in Fehring im Raabthale)* besteht sie aus einer die Kirche rings umgebenden Reihe von Wohngebäuden, welche ehemals durch nun verschüttete Gräben geschützt an der Außenseite von Schießlöchern, welche jetzt in Fenster verwandelt sind, durchbrochen und gegen den inneren Hof mit ganz einfachen Galerien versehen waren; unter der Erde und im Erdgeschosse befanden sich große Vorrathsräume und im ersten Stockwerke viele kleine Wohnungen, zu denen die offenen Gänge auf den Galerien gehören.

Auf meinen Wanderungen, die ich vor mehreren Jahren im Auftrage des Fürsten Carlos Auersperg, Herzogs von Gottschee, zur sprachlichen, ethnographischen und historischen Erforschung des interessanten Landes unternahm, waren es ganz vornehmlich die Tabors, die meine Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Außer dem romantischen Friedrichsteiner Schlosse (auf einem Berge knapp an der Stadt Gottschee liegend und dieselbe derart gegen Sonnenuntergang deckend, daß schon in den Herbstmonden hier um vier Uhr Nachmittags vollständige Dunkelheit herrscht), dessen Grundmauern ich im Vereine mit einem lieben Freunde bloßlegte und welches Schloß, urkundlich festgestellt, bei den Türkeneinfällen als „Tabor" diente, fand ich deren in der „Gottschee" noch mehrere, zum Theile „Tabors" im engern Sinne, zum größeren Theile aber „Kirchencastelle," diese jedoch meist nur mehr in den äußersten Umrissen erkennbar. In ganz Krain zusammengenommen findet man heute noch Spuren von zwanzig bis dreißig „Tabors."

Der Tabor in Morovitz beherrscht Ein- und Ausgang einer von ziemlich hohen Bergen eingeschlossenen Schlucht, eines „Grabens," wie man in den deutschen Alpenländern es nennt. Es sind von demselben noch der feste, viereckig gebaute, mit Schießlöchern versehene Thurm, an welchen man in späterer Zeit ein Haus, die Wohnung des Pfarrverwesers angebaut hat, die ebenfalls mit Schießscharten und Schießlöchern versehene Ringmauer, die durch eine gleich feste Mauer geschützte Cisterne und die unter der Erde gelegenen kellerartigen hochgewölbten weiten Räume erhalten, welche zur Aufnahme der Bewohner und ihrer Habe bei nahender Türkengefahr dienten.

Eine bezügliche Aufzeichnung eines gleichzeitigen Chronisten belehrt uns darüber, wie das Innere solcher „Tabors" ausge-

1573 die furchtbarsten Nachekriege führen konnte, die schließlich doch mit der Verbesserung der Urbare (Robotbücher) endigten. Anmerkung des Verfassers.

* Vgl. darüber des fleißigen Forschers steiermärkischer Geschichte Dr. Fr. Ilwof Aufsatz: „Die Einfälle der Osmanen in Steiermark." Mitth. d. hist. Ver. f. St. 1861.

sehen. Es gab da eine Capelle für die Abhaltung des Gottesdienstes, ein weites Schlafgemach, in welchem zu beiden Seiten auf mehr oder minder primitiven Lagern die Geschlechter getrennt der Nachtruhe pflegten, eine wohleingerichtete Küche, in der eine Art Großmagd das gemeinsame Mal bereitete, eine mit Wehrzeug aller Art: Aexten, Kolben, Sensen, dann von den Edelleuten den Bauern überlassenen Schwertern, Hellebarden und „Falconets" angefüllte Rüstkammer, ferner Stallungen für Pferde, Horn- und Kleinvieh und schließlich eine Vorrathskammer, in der die Kornfrucht der letzten Ernte in genügender, für eine längere Kriegsdauer ausreichender Menge aufgespeichert lag.

Beleben wir solch' ein Bild! Auf den Spitzen der Berge, die vor uns stehen, lodern plötzlich jene bereits erwähnten „Kreutfeuer" auf, die von der croatischen Grenze bis zur Hauptstadt Laibach und darüber hinaus nach dem Oberlande und weiter nach Steiermark, nach Kärnthen und nach Oesterreich die Kunde von dem eben geschehenen Einfall eines Türkencorps fortpflanzen. Die Bursche, die da droben die Vedette halten, schleudern in dem Augenblicke, als auf dem nächsten gegen Südosten gelegenen Kegel das Feuerzeichen aufblitzt und zugleich der „Kreutschuß" von dort zu ihnen herüberdonnert, die Brandfackel in den aus zehn Fudern Holzes vor ihnen aufgethürmten Scheiterhaufen, zugleich den Mörser ihres Postens lösend und so die erhaltene Botschaft weitergebend. Nun tönts Schuß auf Schuß, von Berg zu Berg flammt die Nachricht fort. Da sprengen aus dem „weißen Laibach" der „Béla Ljubljana," wie das Volkslied es nennt, die „Weispoten," die landschaftlichen Courriere mit Depeschen der „Herren Verordneten einer ehrsamen Landschaft in Krain" nach der Residenz Innerösterreichs, nach dem schönen Graz — dem Erzherzog Regenten das Hereinbrechen des Erbfeindes meldend. Da eilen die Commandanten der Grenzhäuser und der Ritterschaft, denen der Ueberfall unvorhergesehen kam und die eben bei den „Ihrigen" in den Hauptstädten oder auf den Schlössern im Lande herum geweilt, mit Benutzung der landschaftlichen Postpferde auf der kürzesten Route an ihre Bestimmungsorte, die Ritterschaft des einen zunächst bedrohten „Viertels" oder nach Bedarf aller „Viertel," in welche das Land getheilt war, schwingt sich in die Sättel und zieht die Heerstraße hin nach dem Kriegsschauplatz, der „gemeine Mann" wird aufgeboten und rückt in Eilmärschen nach. Aber inzwischen sind die schlechtbesorgten Grenzhäuser gefallen, der Schwarm der Moslim ergießt sich in die saatenreichen, rebenumkränzten Gefilde des zumeist von den im Mittelalter aus Schwaben und Franken eingewanderten Adligen und Mönchen cultivirten krainischen Unterlandes. Alle Gräuel der Verwüstung werden da vom Muselmanne geübt. Alles unbewegliche Gut ist seinem Wüthen preisgegeben und leider fallen da und dort auch flüchtige Landbewohner, die ihre Tabors nicht mehr erreichen konnten, in seine ruchlose Hand. Aber die Mehrzahl hat sich dahin gerettet; in der Capelle ermuthigt der im Dienste des Herrn ergraute würdige Priester die weinenden Greise, Weiber und Kinder, die den Himmel um den Sieg der christlichen Sache und um das Heil der außen kämpfenden Männer anflehen. Denn die Ringmauer herum und auf den Zinnen des Thurmes stehen die Vertheidiger des Tabors, die waffenfähige Mannschaft, die im Aufgebot des gemeinen Mannes nicht mitinbegriffen ist.

Aus den Schießlöchern sendet sie wohlgezielte Schüsse nach den Plänklern der vom feindlichen Hauptheere in dieses Seitenthal entsendeten Abtheilung, die dann selbst anrückend entweder den Kampf mit dem Tabor aufnimmt, wenn sie sich stark genug dazu fühlt, dann aber auch meistens durch ihre Uebermacht ihn einnimmt, Greise mordet, Weiber schändet, die sich Widersetzenden niedermacht, die sich Ergebenden als Sklaven fortschleppt, oder aber mit der ihr entgegengezogenen Schaar der Taboriten auf offener Wahlstatt sich messen muß, was dann sehr oft mit ihrem Rückzuge endet. Wenn die Taboriten nun der fliehenden Masse des Feindes nachdrängen und zur Unordnung in der Flucht noch den Schrecken des Angriffes im Rücken fügen, da giebt's ein Gemetzel, daß die Türkenschädel umherkollern wie die Kugeln beim Sonntagsfestspiel unter der Linde. Endlich ist nach wüthigem Kampfe der Sieg der Unsern ein vollkommener und vom Thurme herab und von den Ringmauern des Tabors winken den im Triumphe rückkehrenden

Männern die Weiber und Kinder, die Greise preisen ihre Söhne und Enkel als Helden und der Pfarrherr, der an der Spitze der Tapfern gekämpft und dessen Chorrock vom Blute des Erbfeindes der Christenheit triest, spricht sein „Amen“ im Dankgebete für die glücklich abgewandte Gefahr.

Inzwischen verschwinden die Flammen auf den Höhen und die ehernen Schlünde der Kreutmörser verstummen, ein Zeichen, daß die Türkengefahr auf allen Seiten vorüber, daß der Pascha mit dem Reste der Seinen bereits außerhalb des Landes.

Da ziehen unsere Taboriten, nachdem die Leichen bestattet, die Verwundeten besorgt und die Unversehrten sich beim rasch bereiteten Mahle erfrischt, nochmals hinaus auf den Wiesenplan, aber diesmal nicht zum blutigen Streite und nicht allein, sie ziehen hinaus, um mit den Ihren der Freude und dem Frohsinne zu huldigen. Schon ist der Kreis gebildet und im traulichen Beieinander sitzen die Kämpfer von Früh und Weib und Kind ringsumher, den Kreis schließend, auf aus dem Boden ragender Wurzel der Linde thront der blinde Sänger, der Seher des Volkes, der auf seinem eigenthümlichen Instrumente, der schmalen „Gusle“ (eine Art Miniatur-Guitarre), eine Romanze improvisirt, kurz und frisch, wie das beim slovenischen Volksliede, dessen Entstehung ja in die „Türkenzeit“ fällt, eben bedingt war, da mit jedem Augenblicke die Gefahr eines neuen plötzlichen Einbruches der Türken bevorstand. Und kaum zu Ende gesungen, ist das Lied schon in Aller Mund und der Sänger beginnt von vorn und der Chor singt mit und die Bursche springen empor und die Mädels und nach der ziemlich eintönigen Melodie beginnt jener Ringtanz, der den Namen „Kolo“ führt und in den jüngsten Jahren, als man die Nationaltänze in den Salon aufnahm, auch über die Marken der südslawischen Länder hinaus bekannt wurde. Das inmitten des Kreises flackernde Feuer wirft seine Lichter auf die malerischen Costüme der Tanzenden. Im Abendwinde flattert der weite blaue oder rothe Mantel des Burschen, sein Haupt, ein Heldenhaupt, sieht stolz empor, bedeckt von der rothen runden Mütze, seine Füße, wenig beengt durch die knappen, mit rothen und blauen Schnüren verzierten Hosen aus weißem Loden und die gamaschenartige Verschnürung um Waden und Knöchel, schlagen unermüdet den Tact des Tanzes, während die rothwangige frische Maid mit ihren vollen runden Armen an die Schultern ihres Tänzers hinanreicht, sich mit ihm im Kreise drehend, dann ihn verlassend, zu einem Andern sich wendend, von dem Ersten verfolgt und wieder erhascht; ihre faltenreichen bunten Röcke wirbeln dabei in die Lüfte, die langen mit farbigen Bändern durchflochtenen Zöpfe kosen um das Antlitz des Geliebten! — Sie geben sich ganz und ohne Rückhalt des Augenblickes Freuden hin und sie haben Recht, denn sobald von den Höhen der erste Schuß wieder fällt, sobald die erste Feuergarbe wieder auffliegt, da eilen sie wieder zu den Waffen, der feurige Jüngling aus Pölland, der eben sein Mädchen im Tanze dem Nachbar geraubt — der südslawische Tanz ist doch nichts Anderes als eine Allegorie des Mädchenraubes — gleichwie der ernstere Mann aus der Gottschee, dessen einfache Gewandung aus schlichtem Hausleinen und ohne Farbenprunk dem harten Mühsal entspricht, mit dem er dem steinigen Boden seines armen Ländchens die kargen Früchte abgewinnt, und all' die andern Männer und Jünglinge aus dem ganzen Lande und stellen sich entgegen dem Feinde und decken mit ihren ehrenfesten Leibern das Herzschild ihres alten Landeswappens, dessen einköpfiger blauer Adler mit der weiß und roth getheilten Mondessichel quer über der Brust auf die Fahnen ihrer Tabors gemalt ihnen in der Stunde der höchsten Gefahr stets als heiliges Panier vor Augen schwebt.

Ein
Flußübergang in Neu-Mexiko.

Man klagt die moderne Entwicklung an, daß sie uns in die Einförmigkeit und Eintönigkeit versetze. Richtiger würde man sagen, daß sie uns Contraste verschaffe. Gilt dies schon von unseren Gegenden, wo der Eisenbahnzug neben Frachtwagen mit weißer „Plane“ und bespannt mit Pferden, deren „Kumte“ ihre Form seit Jahrhunderten kaum verändert haben, hinbraust, so

gilt es noch mehr von der neuen Welt. Aus den eleganten Speisesälen der Eisenbahnen blickt man auf die Wigwams von Indianern, Röhrenbrücken streifen die Punkte, wo der Verkehr noch die alten Furten benutzt, zwanzig Schritte hinter manchem modernsten Hotel beginnt die pfadlose Wildniß und mit dem Getöse einer großen Stadt noch in den Ohren hört man plötzlich nichts mehr als die Klagelaute des Whip poor will.

Niemand empfindet die Contraste des transatlantischen Lebens herber als der Auswanderer nach dem fernen Westen. Mit Weib und Kind, mit Hausgeräth, Betten und Werkzeugen reisend, hat er die Eisenbahnen benutzt, so weit sie reichen. Jetzt liegt die letzte Station hinter ihm und mit einem schweren Wagen, der von Maulthieren gezogen wird, tritt er den Weg durch die Wildniß an. Bald steht er vor einem Flusse, über den keine Brücke führt. Hat er sich durch eine genaue Untersuchung überzeugt, daß die Wassertiefe die Durchfahrt gestattet, so muß er mit dem Spaten das abschüssige Ufer thunlichst einebnen. Im Flusse warten auf ihn Gefahren, namentlich die, daß die Maulthiere, durch die Strömung erschreckt, sich wenden und den Fluß hinabgehen wollen. In diesem Falle muß Alles aufgeboten werden, die halsstarrigen Thiere schnell wieder in die rechte Richtung zu bringen, denn gelingt dies nicht, so geräth der Wagen bald in eine tiefe Stelle und schlägt um.

Einen solchen gefährlichen Moment stellt unser Bild mit einer Anschaulichkeit dar, die uns jeder Erklärung überhebt. Der Fluß, in dem wir die Maulthiere scheuen sehen, ist der neumexikanische Pecos und die Uebergangsstelle eine berüchtigte. Sie führt den Namen des Horse-Head-Crossing und wird durch eine lange Reihe von Pferde- oder Maulthierschädeln auf beiden Ufern weithin kenntlich gemacht. Der Pecos, unter den Zuflüssen des Rio Grande del Norte der bedeutendste, ist hier etwa hundert Fuß breit und strömt mit einer Tiefe von vier Fuß ziemlich rasch zwischen hohen Ufern dahin.

Der Fluß wird an dieser Uebergangsstelle wenigstens von einigen Bäumen begleitet, während sein Thal sonst fast überall kahl ist oder nur Strauchwerk erzeugt. Der aus den atlantischen Staaten kommende Wanderer begegnet am Pecos zum ersten Male dem echten mexikanischen „Chapporal" und kann tagelang wandern, ohne eine Pflanze zu sehen, die höher als sein Kopf ist. Ein Chapporal ist ein Buschdickicht, das für Menschen und Thiere undurchdringlich ist. Die Sträucher, die es bilden, sind fast ohne Ausnahme mit scharfen Dornen bewehrt. Die häufigsten sind buschartige Mezquiten, Kreosotpflanzen mit einem starken und unangenehmen Geruche, Juncos, die über und über mit Dornen besäet sind, und verschiedene Yucca-Arten. Die letztern, namentlich die unter dem Namen des spanischen Bajonets bekannte Art, sind am meisten zu fürchten, da dieselben wahrhaft gefährliche Wunden beibringen können.

Die unfruchtbarsten Gegenden am Pecos sind die, deren Boden stark mit Salz geschwängert ist. Das Wasser des Flusses schmeckt an diesen Punkten salzig und die trocknen Betten der in den Pecos fallenden Bäche sind mit einer Salzkruste bedeckt.

Das thierische Leben in diesen Oeden wird durch einige Amseln und Sperlinge repräsentirt. Daß nicht einmal Wölfe diese Gegenden besuchen, sieht man an den zahlreichen Ochsenleichen längs der Straße. Sie sind unversehrt und noch von der eingetrockneten Haut bedeckt. Zuweilen glaubt man Indianer zu sehen, aber es sind Gruppen von Yuccas, die man in der Ferne leicht für Menschen halten kann. Ein untrügliches Zeichen der Nähe von Indianern ist eine plötzlich aufsteigende Rauchsäule. Die Wilden geben sich Signale, indem sie in einem Loche Feuer anzünden, es mit Blättern bedecken und das Loch dann schließen. Oeffnen sie dasselbe plötzlich, so dringt der Rauch in einer dichten Masse hervor und steigt kerzengrade gen Himmel empor.

Als vor etwa zwanzig Jahren der gelehrte Streit über die „Casas Grandes" geführt wurde, wollte man auch am Pecos Ueberreste einer solchen Aztekenstadt aus ältester Zeit nachweisen. Die fraglichen Casas Grandes sind wirklich vorhanden und liegen am Oberlauf des Flusses nicht weit von Santa Fe. Der Irrthum entstand nur durch die Sucht der Alterthumsforscher, die gar zu gern eine umfangreiche Ruinenstätte des alten Mexiko aus diesen Ueberresten gemacht hätten und sich dar-

über täuschten, daß jene Casas Grandes nicht uralt sind und nicht vor 30 Jahrhunderten, sondern vor 30 Jahren verlassen wurden, als ihre friedlichen Bewohner den Angriffen ihrer wilden Brüder nicht länger Widerstand zu leisten vermochten. Neben diesen Casas Grandes erhebt sich eine andere Ruine, die des Gebäudes, um das die Indianer sich sammelten. Es war eine Franciscanerkirche und gehörte zu einer jener Missionen, welche für die Indianer so viel gethan haben. Die Franciscaner zogen mit den Spaniern fort und ihre Schützlinge zerstreuten sich. In kurzer Zeit wird die schöne Kirchenruine verschwunden sein. Sie ist durch Kauf das Eigenthum eines Nordamerikaners geworden, der sie abbricht, um aus ihren Ziegeln Scheunen und Viehställe zu bauen, und dessen praktischer Sinn jenen nach Denkmälern vergangener Perioden eifrig forschenden Gelehrten einen werthvollen Rest entziehen wird, der aus der ersten Zeit der Einführung europäischer Sitten und Gebräuche übrig geblieben war.


Ein Uebergang über den Pecos-Fluß.

Literarisches.

Faraday und seine Entdeckungen. Eine Gedenkschrift von John Tyndall, Professor der Physik an der Royal Institution und der königlichen Bergwerksschule zu London. Autorisirte deutsche Uebersetzung herausgegeben durch H. Helmholtz. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn, 1870.

Das ist eine dem Umfange nach kleine, aber dem Inhalte nach sehr bedeutungsvolle Schrift. Wir beeilen uns daher, mit Nachdruck darauf hinzuweisen. Die beiden geistreichen Naturforscher, Tyndall und Helmholtz, haben sich hier vereinigt, ihrem ehrwürdigen Freunde und Vorbilde, dem genialen Faraday, ein literarisches Denkmal zu setzen. Jeder von ihnen hat selbständig an dem Werke geschaffen, und ebenso mit gewissenhafter Treue wie mit warmer Liebe dafür gesorgt, daß dasselbe zu einem Glanzpunkte unserer Zeit und zu einem erhebenden Monumente der Zukunft geworden ist. Tyndall, der Nachfolger Faraday's im Lehramte, lebte fünfzehn Jahre lang mit dem würdigen Greise zusammen, von dem er nicht genug rühmen kann, wie derselbe ihm mit väterlicher Freundesliebe, und mit stets regem wissenschaftlichen Eifer rathend und helfend treu zur Seite gestanden habe. Und Helmholtz, schon früh mit Faraday literarisch und brieflich warm befreundet, hatte auch die Freude der persönlichen Bekanntschaft. Denn bei seinen in den Räumen der Royal Institution gehaltenen Vorlesungen war es gerade Faraday, der ihm mit zuvorkommender Hülfeleistung und aufrichtiger Liebenswürdigkeit im ganzen Verkehre entgegenkam. Bei dieser Gelegenheit lernte er den großen Mann genau kennen und erinnert sich mit dankbarer Freude daran, ja er kann es nicht unterlassen auszusprechen, „daß derselbe durch die vollkommene Einfachheit, Bescheidenheit und ungetrübte Reinheit seiner Gesinnung etwas Bezauberndes hatte, wie er es bei keinem anderen Manne je wieder kennen gelernt habe.“ Es läßt sich also denken, daß aus der vereinigten Feder dieser beiden gelehrten Freunde, Tyndall und Helmholtz, nichts Anderes als ein Stammblatt fließen konnte, welches das Andenken des großen Verstorbenen ebenso wahrheitsgetreu wie in liebevoller Verherrlichung zur Darstellung bringt.

Das Werk zerfällt in zwei Theile, wovon der erste ausschließlich Tyndall zum Verfasser hat, während der zweite ebenso selbständig nur Helmholtz angehört. Jener giebt eine Reihe von Reden, die auf einen Kreis von Lesern und Zuhörern berechnet sind, dem die Person und das Wirken des eben Verstorbenen noch im frischen Andenken sind. Dieser bringt in Form von Anhängen noch Ergänzungen hinzu, welche theils die äußeren Umstände von Faraday's Leben betreffen, theils charakteristische Aeußerungen über allerlei wissenschaftliche und praktische Fragen enthalten. Herrscht dort ganz vorzugsweise das englische Interesse vor, so wird hier auch der Beziehung zu Deutschland gehörig Rechnung getragen. Wir haben also nicht blos eine autorisirte Uebersetzung der Tyndall'schen Arbeit, wie der Titel des Buches leicht vermuthen lassen könnte, sondern ein Werk, welches ebenso gut Helmholtz als Tyndall zum Verfasser hat. Daraus ist es denn auch erklärlich, wie die Vorrede zum Ganzen blos Einer, nämlich Helmholtz, in die Hand genommen hat. Aber gerade diese Vorrede ist eine Zierde der Beredsamkeit. Mit kurzen kräftigen Zügen wird hier darauf hingewiesen, was die Wissenschaft an Faraday gehabt hat und wie dessen Bildungsgang eine reiche Belehrung für den Psychologen und Pädagogen enthalte. Aus diesem Grunde wünschen wir sehr, daß sie recht viel gelesen und beherzigt werden möge.

Tyndall beginnt nun damit, von Faraday's Jugendleben eine Skizze zu geben. Es wird darauf hingewiesen, wie derselbe, als Sohn eines armen Grobschmieds, zu schwächlich war, das Handwerk seines Vaters zu ergreifen und sich daher entschließen mußte, ein weniger anstrengendes Geschäft zu erlernen; wie er als dreizehnjähriger Knabe zu einem Buchbinder in die Lehre kam und acht Jahre lang aushalten mußte, um sich frei zu lernen. Doch wird auch nicht verschwiegen, daß der beständige Verkehr mit Büchern die Neigung erweckte, sich zu belehren und daß daraus der Wunsch entsprang, mit irgend einem großen Gelehrten in nähere Beziehung zu kommen, wodurch sein Durst nach wissenschaftlicher Beschäftigung und Ausbildung befriedigt werden möchte. Dieser interessante Anfang zu einem Autodidakten erhielt immer neue und neue Nahrung, wurde aber dadurch am meisten begünstigt, daß das Schicksal ihn zu Sir Humphry Davy führte, der den strebsamen jungen Mann um so richtiger auffaßte und um so bereitwilliger weiterführte, als er selbst einen ganz ähnlichen Lebens- und Bildungsweg durchgemacht hatte. Sir Humphry Davy hat große Verdienste um die Wissenschaft, man wird ihn nie anders als mit der allergrößten Hochachtung nennen können, aber dennoch steht fest, daß seine größte That gerade darin bestanden hat, dem Faraday geholfen zu haben, den Weg aufzufinden, der ihn zu einem Gelehrten ausbilden konnte. Diese allmälige geistige Entwicklung wird dann von Tyndall vortrefflich geschildert; er weiß seine Leser zu fesseln bei den vorbereitenden kleinen Thaten des nach und nach werdenden Naturforschers und bringt sie dann zum Anstaunen der geistigen Kraft,

welche der fertig gebildete geniale Geist bei den vielen Entdeckungen an den Tag gelegt hat, Entdeckungen von so epochemachender großer Art, daß sie ihm zum Denkmal der Unsterblichkeit geworden sind. Er ist auf eine edle, würdige Weise begeistert für Alles, was er Herrliches zu berichten hat, und es kann nicht fehlen, es muß dies wieder Theilnahme und Begeisterung erwecken. Ein so vortreffliches Lebensbild muß jeden Denker, jedes fühlende Herz erfreuen, und welch ein Vorbild, welcher Sporn kann dasselbe für die strebsame Jugend sein, wenn sie hier einen Mann, einen Gelehrten werden sieht, der Alles, was er geworden ist, der eigenen Kraft, dem eigenen Fleiße und dem eigenen vernünftigen Wollen zu danken hat.

Helmholtz beginnt nun seine Arbeit damit, einige noch tiefer gehende Familiennachrichten über Michael Faraday zu geben und das erste Zusammentreffen mit H. Davy noch genauer ins Licht zu stellen. Auch bringt derselbe über die Royal Institution eine kurze Beschreibung, welche besonders für uns Deutsche zum bessern Verständniß dieser großartigsten polytechnischen Schule der Welt berechnet ist. Ueber die ersten Schritte zu seiner wissenschaftlichen Laufbahn spricht sich Faraday ziemlich ausführlich und bestimmt in Briefen an seinen Jugendfreund Benjamin Abbot aus, welche Helmholtz mittheilt und dadurch seiner Arbeit einen ganz besondern Reiz verleiht. Man vernimmt hier z. B. den Aufbau einer Volta'schen Säule von sieben Plattenpaaren, jede einen halben Penny groß, mit lächelnder Miene, weil er selbst darüber lacht, und muß auch wie er über die Wirkung erstaunt sein. „Ich, mein Herr," heißt es in dem betreffenden Briefe vom 12. Juli 1812 an Abbot, wo er noch ein Jahr lang Buchbinderlehrling bleiben mußte, „ich, in eigenster Person, schnitt sieben Zinkscheiben von der Größe eines „halben" Pennys! — Ich, mein Herr, bedeckte sie mit sieben halben Pennystücken und legte dazwischen sieben oder vielmehr sechs Stücke Papier, die mit einer Lösung von salzsaurer Soda getränkt waren!! — Aber lachen Sie nicht mehr, lieber Abbot, sondern wundern Sie sich über die Wirkungen, die diese geringe Kraft hervorbrachte: sie genügte, um die Zersetzung von schwefelsaurer Magnesia zu bewirken, eine Wirkung, die mich in das äußerste Erstaunen versetzte." — Und nicht weniger interessant sind die mitgetheilten Jugendbriefe an Freund Huxtable, worin er nach eben vollbrachter Lehrzeit ausspricht, wie er durch Mr. Dance ermuthigt worden sei, an Sir Humphry Davy zu schreiben und ihm als Beweis seines ernsten Strebens die Ausarbeitungen zu senden, welche er von den gehörten letzten vier Vorlesungen des großen Gelehrten gemacht habe. Der Brief an Davy wird wohl verloren gegangen sein, dagegen hat Faraday die unmittelbar darauf erfolgte Antwort von Sir Humphry wie ein Heiligthum aufbewahrt und Helmholtz theilt dieselbe auch mit. — Von den verschiedenen Orten der großen Reise, welche Faraday bald nach seiner Anstellung mit Davy durch Frankreich, Italien und die Schweiz gemacht hat, werden uns ebenfalls mehrere Briefe an seine Freunde und seine Mutter vorgeführt, welche überall die schönsten Spuren einer raschen, kräftigen Weiterentwicklung an den Tag legen. Es würde aber zu weit führen, wenn wir hier in dem Verzeichnisse der eigenhändigen Spuren geistiger Entfaltung so speciell weitergehen wollten, und wir brechen daher ab, um alles Uebrige dem eigenen Nachlesen zu überlassen.

Wenn nun schließlich Helmholtz das vorliegende Werk kein wohl geordnetes Ganzes, sondern nur eine Anhäufung von losem Material nennt, so müssen wir ihm auch hierin Recht geben, aber zugleich hinzufügen, daß das Gegebene eine ganz vortreffliche Grundlage zu einer späteren zusammenhängenden ausführlichen Lebensbeschreibung ausmachen werde, wozu sich gewiß auch bald die würdige Feder finden dürfte.

Vor zwei Jahren erschien im Verlage von Julius Klinckhardt in Leipzig ein Band **„Bilder aus dem deutschen Städteleben im Mittelalter"** von Dr. Franz Pfalz, in welchem sich vier Abhandlungen: „Die ersten städtischen Ansiedelungen in Deutschland," „Die Städte unter den Bischöfen," „Der Kaiser und die Bürger," und „Freiheitsbriefe" fanden. Man sieht schon hieraus, daß es sich nicht allein um culturhistorische Bilder, sondern zugleich um eine geschichtliche Entwicklung des Gegenstandes handelte. Eine Beilage gab „das alte Straßburger Stadtrecht." Nun ist ein zweiter Band des Werkes herausgegeben worden, in welchem das Blühen und Verblühen der alten Städte geschildert ist. Die Schicksale und Strebungen derselben und der Uebergang der städtischen Verfassung in den Staat ist wieder in vier Bilder zusammengefaßt: „Rathswirthschaft im Mittelalter," „Bürgerliches Leben im Mittelalter," „Das Bürgerthum im Kampfe mit dem Herrenthume," und „Untergang der mittelalterlichen Stadtfreiheit." Mit fleißiger und verständiger Benutzung der Quellen sind die Hauptzüge des mittelalterlichen Städtelebens in diesen Aufsätzen vorgeführt, und der innerste Kern desselben, seine rechtlichen und politischen Gestaltungen, sind richtig erfaßt, so daß das Werk nicht nur ein Conglomerat von unterhaltenden Einzelheiten bietet, sondern als ein Bild bürgerlichen Lebens im Mittelalter gelten kann, was der Verfasser denn auch als Ziel seines Strebens bezeichnet hat. Das Werk ist mit dem zweiten Bande vollendet.



Der Ahnherr des Messias.

Von

Karl Emil Franzos.

Wenn man im Frühling, kurz vor dem Eintritt des jüdischen Osterfestes, oder im Herbste vor dem Versöhnungstage eine der Heerstraßen Galiziens oder der Bukowina, Podoliens oder Bessarabiens befährt, so kann man eigenthümlichen Wanderzügen begegnen. Zu Wagen wie zu Fuße zieht das „Volk Gottes" in dichten Schaaren daher, — Männer, Weiber, Greise, Kinder, meist mit nicht geringem Gepäcke beladen. Und wenn man sie um das Ziel ihrer Reise fragt, so erwiedern sie Alle, ohne Ausnahme: „Nach Sadagóra."

Sadagóra, zu deutsch: Gartenberg — welchen Namen es auch früher geführt — ist ein kleines, erbärmliches Nest mit engen, düsteren Gassen und schmutzigen, niedrigen Häusern, eine halbe Stunde von Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina, gelegen. Es ist fast ausschließlich von Juden bewohnt, die der Mehrzahl nach keinen Handel, kein Gewerbe treiben, die aber so glücklich sind, einen Geldmagnet in ihrer Mitte zu haben, der nicht nur selber sehr viel anzieht, sondern auch so gnädig ist, für die Andern etwas abfallen zu lassen. Dieser Magnet ist der Wunderrabbi von Sadagóra, das Haupt der Chassidim.

Die Chassidim sind eine der vielen Secten des Judenthums, und zwar die zahlreichste. Die Juden Galiziens, Congreßpolens, Südrußlands und der Donaufürstenthümer gehören ihr mit wenigen Ausnahmen an. Der Chassid ist Ascetiker und Genußmensch zugleich, er ist der mystische Gefühlsschwelger, der Mucker des Judenthums. Indem er sich einerseits manche Entbehrungen auferlegt, so die zeitweilige Enthaltsamkeit von Wein und anderen Getränken, von den Freuden der Ehe u. s. w., weiß er sich doch zu gewissen Zeiten doppelt dafür schadlos zu halten. Die Gelage der Chassidim an manchen Festtagen, z. B. am Tage der Gesetzesfreude (Simchat thora) arten geradezu in widerliche Orgien aus. Für die Fortpflanzung seines Geschlechtes sorgt der Chassid mit größter Achtsamkeit: unverheirathet oder kinderlos zu bleiben, ist die größte Schmach. Er hält sich ferner für den Bevorzugten unter seinen Glaubensgenossen; er erwartet nicht nur bei der einstigen Ankunft des Messias besondere Genüsse und Ehren im neuen „Reiche Gottes," er hält sich auch jetzt in den „Tagen der Knechtschaft und der Verbannung" für den edelsten Juden, der darum nach dem Tode an der himmlischen Tafel den Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob zunächst sitzt, und von den vorzüglichsten Engeln mit den schmackhaftesten Bissen bedient wird. Diese eigenthümliche Selbstschätzung wurzelt in einer der sonderbaren Traditionen der Chassidim. Dieser Tradition zu-

folge sind sie diejenigen Juden, aus deren Mitte dereinst der „Messias," der Welterlöser hervorgehen wird. Aber nicht jedem Chassid steht es zu, den kühnen Traum zu hegen, seinen Lenden könne solch' erlauchter Sohn entsprießen. Nur drei Familien giebt es, welche die Tradition zu solchem Glücke prädestinirt hält. Diese drei Familien sind die des Wunderrabbi von Belz in Congreßpolen, von Madwórna in Galizien, von Sadagóra in der Bukowina.

Der Rabbi von Sadagóra ist der einflußreichste und berühmteste der heiligen Dreizahl, daher auch der reichste. Er stammt aus der Familie des Rabbi von Belz. Der Großvater des „jetzt regierenden Herrn" wanderte nach Sadagóra ein, und begründete da sein Reich. Er baute ein stattliches Haus, bildete seinen Hofstaat aus gelehrten Rabbinern und begann seine Regierung. Diese bestand und besteht noch heute für seine Nachkommen in zwei Geschäften, von denen das Eine sehr leicht, das Andere anscheinend sehr schwer ist: im Geldeinnehmen und Wunderthun. Aber Rabbi Jossele, so hieß der Mann, machte sich auch das Letztere sehr leicht. Er sandte seinen Segen überall hin, wo man ihn für einen schwer Erkrankten in Anspruch nahm, und segnete auch Jedermann ohne Ausnahme, der sich in mißlicher Lage an ihn wandte. Genas nun der Kranke, oder ging die Sache des Gesegneten sonst günstig, so hatte natürlich der Segen des Rabbi Wunder gethan, starb jedoch der Kranke und ging die Sache schief, so war es Gottes Wille so gewesen, und gegen den konnte freilich auch der Rabbi nichts. Die Taxe für solchen Segen war bei Rabbi Jossele, da die Firma noch neu war, eine sehr geringe, sie betrug einen Silberrubel. (Mehrbeträge wurden natürlich dankbarst acceptirt.) Der Absatz war groß, das Geschäft florirte; als der Rabbi starb, hinterließ er seinem Sohne ein sehr bedeutendes Vermögen. Der setzte das Geschäft gemeinschaftlich mit seinem Bruder fort. Immer mehr Juden siedelten sich in Sadagóra an, das Haus wurde immer stattlicher. Weit aus Rußland daher kamen die Chassidim, ebenso aus Galizien und der Moldau, denn der Usus bürgerte sich ein, die Feiertage bei dem Rabbi zu verbringen. Mußte doch ein Gebet, daß man in jenen heiligen Tagen in seiner Nähe verrichtete, den meisten Anspruch auf Berücksichtigung vor Gottes Throne haben! Aber der massenhafte Ausfluß russischen Geldes nach Oesterreich machte die Regierung des Czaaren aufmerksam und unruhig. All' der Reichthum, den man sonst im Lande verzehrt, wurde nun nach außen getragen. Dann ließ und läßt ja ferner auch bekanntlich Rußland seine Unterthanen nicht gern nach dem Auslande gehen. Nun wußte aber der General-Gouverneur von Podolien, der seine Leute kannte, sehr wohl, daß das Verbot, die Rubel nicht mehr nach Sadagóra zu tragen, um den Segen des Rabbi zu erlangen, ebenso wenig fruchten würde, als etwa das Gebot, auf den Händen zu gehen oder Schweinefleisch zu essen. Er sandte daher einen angesehenen russischen Rabbi „in vertraulicher Mission" nach Sadagóra, um den Wunderrabbi zu bewegen, nach Rußland zurückzukehren, und seine Wunder künftighin in seinem Vaterlande zu verrichten. Aber der Rabbi befürchtete entweder eine Verringerung des Credits der Firma bei einer Veränderung des Geschäftsortes, oder er dachte daran, daß die russische Regierung sich in Zeiten der Noth auf bedrohliche Weise seiner Cassette nähern könnte, kurz: er schlug die höfliche Einladung rund ab. Rußland aber ist bekanntlich sehr conservativ und hartnäckig in der Verfolgung seiner Pläne; es forderte nun von der österreichischen Regierung die Auslieferung des Rabbi als russischen Unterthanen. Nun war die Noth groß in Israel. Denn der Rabbi sowohl wie sein Vater hatten im Drange ihrer irdischen und himmlischen Geschäfte vergessen, das österreichische Bürgerrecht zu erwerben, und der Rabbi war noch dazu in Belz (Russisch-Polen) geboren! Aber man half sich — durch G e l d. Zehn Bauern, Insassen von Sadagóra, leisteten den Eid darauf, daß nicht nur der Rabbi in Sadagóra geboren, daß auch seine Familie seit jeher im Lande seßhaft gewesen sei.

Die Heimsuchung war vorüber, und das Wunderverrichten begann von Neuem. Und der Ruf des Rabbi wuchs; auf Hunderte von Meilen hin wurde sein Segen, sein Richterspruch verlangt, immer größere Massen wallfahrteten nach Sadagóra. Als der Rabbi starb, konnte er seinem Sohne, dem neuen Rabbi, ein Vermögen hinterlassen, das ihn zum reichsten Manne jener östli-

chen Gegenden machte, und das will viel sagen bei dem sprüchwörtlich gewordenen Reichthum der rumänischen und russischen Bojaren.

Und der Rabbi nutzte auch seinen Reichthum. Ein prachtvolles Haus ward in Sadagóra erbaut, Güter angekauft, aller Comfort des vornehmen Lebens entwickelt. Die Söhne und Schwiegersöhne wurden mit wahrhaft fürstlicher Opulenz ausgestattet. Ein solcher Aufwand erregte Neid und Bewunderung; der Rabbi stand im Zenith seines Reichthums und Rufes. Da drohte seinem Glücke wieder eine Wolke, wieder von Rußland her, und — diesmal entlud sie sich. Auf Grund einer Anzeige der russischen Regierung erschienen eines schönen Tages — es war im Jahre 1854 — österreichische Beamte und Gerichtsdiener in der Residenz des Rabbi; man besetzte alle Ausgänge, man ging, trotz des Bannfluchs des Rabbi, trotz des Gezeters der ganzen Gemeinde, an eine systematische Durchsuchung des Hauses. Sie war nicht vergeblich. Denn im Allerheiligsten, im Betzimmer des Rabbi, welches natürlich nie ein profaner Blick hatte entweihen dürfen, fand man — eine russische Banknotenpresse, einen englischen Drucker, der sie bediente, so wie eine Menge bereits fertiger russischer Fünfrubelnoten in täuschender Nachahmung. Und die Beamten machten kurzen Proceß und führten den Rabbi und seine Frau, Drucker, Presse und Noten nach Czernowitz. Das dortige k. k. Landesgericht erhob gegen den Rabbi die Anklage wegen Verbrechens der Fälschung öffentlicher Werthpapiere, und er, der Wunderthäter, der Ahnherr des Welterlösers, saß in Czernowitz im Kerker, „allwo Heulen und Zähneklappern."

Es ist unmöglich, die dumpfe Verzweiflung, die ohnmächtige Wuth, die maßlose Trauer zu schildern, welche die Chassidim aller Orten bei der Schreckensnachricht ergriff. Alles Sinnen wandte sich dem einen Ziele zu, der Befreiung des Rabbi. Aber mit Gewalt, das wußte man, war nichts auszurichten, man griff zur Bestechung. Aber der Landesgerichtsrath, der die Untersuchung führte, war ein Mann von nicht zu erschütternder Ehrlichkeit; ein wahrer Richter. Man bot ihm ein Vermögen — er schlug es aus. Trostlosigkeit bemächtigte sich der Gemüther, Jeder verzweifelte an der Rettung — nur Einer nicht; der Schwiegersohn des Rabbi. Er reiste nach Wien, und hier gelang ihm beim Justizministerium die Befreiung des Rabbi. Der Landesgerichtsrath wurde, mit Beförderung zum Oberlandesgerichtsrath, nach Lemberg versetzt, und die Untersuchung mit directem Erlasse des Justizministeriums — was sonst geradezu unerhört — einem Andern übertragen. Und das Unglaubliche geschah: der Rabbi wurde „aus Mangel an Beweisen" freigesprochen!!

Aus der Haft entlassen, setzte der Rabbi, nunmehr auch Märtyrer, das Geschäft natürlich fort. Seine Autorität war durch jenen Zwischenfall noch gestärkt worden; sein Einfluß ward unermeßlich. So steht der Rabbi noch heute da; reich, wie ein Gott verehrt und mit einer Macht ausgestattet, die geradezu unglaublich, die nicht zu schildern ist.

Seit der Zeit ist der Friede dieses gottgefälligen Wandels nur noch einmal gestört worden, — vor einigen Jahren — und leider wieder durch die gottlosen Behörden. Der Fall ist charakteristisch genug. Ein jüngerer Bruder des Rabbi hatte sich zu Leowa in der Moldau niedergelassen, und dort eine Filiale des Wunder- und Geldgeschäftes etablirt. Aber mag nun die Lectüre freisinniger Bücher oder der Einfluß gebildeter Christen hierzu beigetragen haben, der Rabbi wurde plötzlich des Betrugs und der Heuchelei müde, er machte Strike, wollte keine Wunder mehr thun, und es verbreitete sich sogar das Gerücht, daß er nach Jassy gehen und dort Christ werden wolle. Er brach auch wirklich eines Tages nach Jassy auf, aber weder langte er dort an, noch kehrte er nach Leowa zurück — er war und blieb spurlos verschwunden. Die Aufregung, namentlich in der moldanischen Landbevölkerung, war eine furchtbare und ließ für das Schicksal der dortigen Juden das Schlimmste befürchten, denn es hieß allgemein, diese hätten den abtrünnigen Rabbi erschlagen. Die österreichische Regierung, deren Unterthan der Verschollene war, nahm sich der eingeleiteten Untersuchung kräftigst an, und siehe, — das Resultat war ein absonderliches. Der Rabbi war nicht ermordet, wohl aber — entführt worden, und saß zu Sadagóra in der Stammburg seiner Väter, um da, auf Geheiß seines Bruders, unfreiwillige

Betrachtungen über die Vortrefflichkeit des Berufs anzustellen, den er, vermessen genug, hatte aufgeben wollen. Er wurde nach Czernowitz gebracht, wo er gastfreundliche Aufnahme fand. Die Untersuchung begann. Aber ehe diese zu Ende geführt war, ward der Freigeist durch die Einflüsse seiner Umgebung und — klingende Gründe umgestimmt, und — kehrte nach Leowa zurück. Die kleine Excursion soll seinem Rufe als Wunderthäter keinen Schaden gebracht haben.

Der geneigte Leser gestatte mir nun, ihn in die Wohnung des Rabbi von Sadagóra zu führen, um dort sowohl den Wunderthäter selbst kennen zu lernen, als auch die, welche solcher Ausflüsse seiner Göttlichkeit theilhaftig werden.

Von dem Schmutze und dem Elend, die in den Straßen und Häusern Sadagóra's herrschen, habe ich bereits gesprochen. Mitten unter den Häusern, durch einen weiten Raum jedoch aristokratisch von ihnen geschieden, steht, von einem wohlgepflegten Parke umschlossen, das Haus, richtiger der Palast des Rabbi. Es ist ein stattlicher Bau, in seiner Ornamentik sogar von feinem Geschmacke zeugend, wenn auch nicht von dem des Besitzers, so doch von dem des Architekten. Das Innere zerfällt in zwei Theile, den jedem Pilger zugänglichen und jenen, der die Privatgemächer, dann die Prachtgemächer der Familie des präsumptiven Messias enthält.

Der erste Theil besteht aus zwei auf einanderfolgenden, großen Sälen, die, kahl und hoch, nur mit fortlaufenden Holzbänken längs der Wände meublirt sind, — dann einem dritten, kleineren Gemache, dem Empfangszimmer des Rabbi. Die Privatwohnung ist mit fürstlicher Pracht, mit wahrhaft orientalischem Luxus ausgestattet. Das Prunkzimmer namentlich blendet durch den unermeßlichen Reichthum an edlen Metallen und Edelsteinen. Unter den Einrichtungsstücken giebt es wahre Kunstwerke, so einen kleinen Tisch von getriebenem Silber mit reicher Gold- und Edelsteinornamentik, — wenn ich nicht irre, eine Gabe der Judenschaft Mohilew's zum Danke für die Abwendung der Gefahr eines bösen General-Gouverneurs, — einen prachtvollen Kelch mit Rubinenverzierung, das Weihgeschenk eines moldau'schen Millionärs, als ihm seine Millionärrin einen Knaben geboren; einen prachtvollen Damascenersäbel mit diamantenübersäetem Griff u. s. w. — kurz das Ganze bildet eine Schatzkammer, um die mancher regierende Fürst den Rabbi beneiden könnte. Schließlich sei noch erwähnt, daß der Rabbi wohl aus der kostbarsten Bernsteinspitze auf Erden seinen Latakia raucht. Diese soll, natürlich der Edelsteine wegen, mit denen sie geschmückt ist, zehntausend Rubel gekostet haben.

In dieses Haus nun führe ich den Leser zur Zeit, wo es am stärksten besucht ist, in den „heiligen Tagen," d. h. in jenen zehn Tagen, die zwischem dem jüdischen Neujahrsfeste und dem „Jom Kippur," dem „Versöhnungstage" liegen. Nähern wir uns dem Orte von welcher Seite immer, wir finden die Straßen mit jenen Karawanenzügen bedeckt, deren ich im Eingang dieses Artikels erwähnte. Das Treiben und Drängen wird immer größer, wenn wir das Städtchen betreten. Da bieten sich oft eigenthümliche, interessante Bilder in Hülle und Fülle. Eben angekommene Pilger suchen eine Wohnung, und feilschen mit den Sadagórer Glaubensgenossen um den Preis einer solchen. Dort zieht eine ganze Schaar in eine, endlich glücklich errungene Dachkammer ein; das Gepäck wird unter großem Lärmen abgepackt, und die mitgebrachten Kranken sorgsam herabgehoben; hier hat ein Sadagórer einen großen Kreis von wißbegierigen Gläubigen um sich versammelt, die mit freudigem Erstaunen die neueste Wundercur des Rabbi vernehmen; an anderer Stelle wieder klagen einige Pilger einander ihr Leid, daß sie sich vergeblich um eine Audienz bemüht. Dazwischen rumänische Bauern und Bäuerinnen, welche Lebensmittel feilbieten; dann in moderner Kleidung Herren und Damen aus der Nachbarschaft, die aus Neugierde hergekommen. Ein fesselndes, bewegtes Bild.

Der Lärm und das Gewimmel nimmt zu, je mehr wir uns der Residenz des Rabbi nähern. Auf dem Vorplatze vor dem Hause — der Park ist weislich zu der Zeit abgeschlossen — herrscht ein wahrhaft betäubendes Gedränge und Getöse. Nur mit Gefahr unserer Rippen drängen wir uns bis zur Thür durch, an der die Menge, Kopf an Kopf, angestaut ist. Vor derselben stehen die Wächter des Paradie-

ses, zwei Greise von recht ehrwürdigem Aussehen. Es sind die „Gaboim" des Rabbi, seine Diener, die Helfer in seinem heiligen Berufe. Wenn Du den Rabbi sehen willst, so sind diese Männer für Dich sehr wichtig. Sie öffnen Dir die Pforten, aber nicht eher, als bis Du einen blanken „Zwanziger" in ihre stets offenen Hände gedrückt. Du befindest Dich nun im ersten Vorsaale, in dem gleichfalls ein starkes Gedränge und Gesumme herrscht. Bis Du Dich an die Thür am entgegengesetzten Ende des Saales durchgedrängt, hast Du jedenfalls Muße, die Gesellschaft zu mustern.

Welch' bunte Menge! Alt und jung, reich und arm, Männer und Weiber; russische, polnische, rumänische, ungarische Juden. Ihre Stellung, wie ihre Wünsche sind verschieden, und nur ein Band hat sie geeint und hierhergeführt: der Aberglaube! Sie alle erwarten von dem Manne dort die Erfüllung ihrer Hoffnungen, sie alle opfern mit Freuden ihre, bei Manchen sauer ersparte Gabe, damit nur ihr „Quittel" drinnen sich der Beachtung und Erfüllung erfreue. „Quittel" aber (das corrumpirte „Quittung") heißt im Jargon jedes beschriebene Blatt Papier, hier speciell dasjenige Zettelchen, auf das Jeder seine Wünsche und Bitten geschrieben, um sie dem Rabbi zu übergeben. Jeder Harrende hält auch einen solchen Papierstreifen in der Hand. Welche seltsame Dinge könnte man erfahren, wenn man sie lesen dürfte.

Hat man sich glücklich in die Nähe der Thür zum zweiten Wartesaale durchgedrängt und den dort postirten Pförtnern neuerdings einen Obolus entrichtet, so kann man eintreten. Hier sind weit weniger Menschen, hier verstummen die Gespräche, hier bereitet sich Jeder schweigend und mit Herzklopfen auf den Moment vor, wo er in des Rabbi Gemach treten werde. An der Thür dieses Allerheiligsten stehen neue Pförtner, die natürlich abermals ihren Zoll fordern.

Benutzen wir die nächste Gelegenheit, wo ein neuer „Quittelträger" eingelassen wird, um als unsichtbare Zuschauer mit ins heilige Gemach zu dringen. Es ist ein kleiner, sehr spärlich meublirter Raum; die Wände sind mit Bücherschränken voll Talmudfolianten bedeckt, in der Mitte steht ein Tisch, worauf zwei große Gefäße, für die „Quittel" und das Geld. An dem Tische aber sitzt in großem Lehnstuhle der Mann, den zu sehen Hunderttausenden von Menschen das höchste Glück ist, sitzt der Wunderrabbi von Sadagóra, aus dem mächtigen „Tschibuck" (lange, türkische Pfeife) mächtige Rauchwolken ausstoßend. Er ist ein ältlicher Mann von hohem Wuchse, mit nicht unedlen Zügen, die indeß auch nicht einen Schimmer von Intelligenz und Geistesregsamkeit verrathen. Man sieht, wie stumpf und gleichgültig dieser Mann den dargereichten Zettel überblickt, wie er auf die mündlich vorgebrachte Bitte gewöhnlich nur ein und dasselbe monotone: „Gott wird es zum Besten lenken," erwiedert, und wird das Gerücht begreiflich finden, daß er halb blödsinnig sei.

Und auf diesen Mann richtet sich die Hoffnung von Millionen, dieser Mann ist all den Verblendeten fast nicht mehr der sichtbare Statthalter Gottes auf Erden, nein! — die Gottheit selbst! . . . .

Naht die Stunde des Gebetes, oder will sich der Rabbi in den Schooß seiner Familie zurückziehen, dann wird die Geldeinnahme und Segensspendung unterbrochen. Der Rabbi soll sehr an seiner Familie hängen, die er auch in den „heiligen Tagen" von ihren Gütern zu sich beruft. Jetzt weilt nur noch der älteste Sohn im Hause, um sich würdig zur Geißel seiner Glaubensgenossen vorzubereiten.

Und eine Geißel, ein Verderber der Juden jener Gegend ist der Rabbi. Nicht etwa des materiellen Nachtheils, des Aussaugesystems wegen, das er so trefflich organisirt, nein — hundertmal mehr um des geistigen Schadens willen, den er ihnen zufügt. Der Rabbi ist mit die Hauptursache, warum sich die Juden des Ostens nicht emporraffen können aus jenen Fesseln, die jahrhundertelanger Aberglaube um sie geschlagen, warum sie noch in jener düstern Nacht verharren, in der sie einst verharren mußten, in der sie nun, gegen den Willen der Regierungen verharren wollen! Der Rabbi trägt die Mitschuld daran, warum dieses einst verachtete Volk noch heute verachtet werden muß, denn er ist der personificirte Widerstand gegen Fortschritt und Licht, gegen den Segen, den eine neue, bessere Strömung im Judenthume bringen würde. Er handelt freilich, wie er handeln muß, denn mit jenen Tagen des Lichts wäre seine Dunkelherrschaft dahin; möge aber

das Volk, das verblendete, irregeleitete, unglückliche Volk sich bald zur Klarheit emporraffen, zum Verständnisse des Geistes einer besseren Zeit. Möge der Tag nicht lange mehr auf sich warten lassen, wo man nur noch achselzuckend gedenken wird — des Ahnherrn des Messias.

Deutsche Geisteshelden im Elsaß.*

Von

Moriz Carriere.

Der herrliche Gau, den der Oberrhein zwischen dem Schwarzwald und den Vogesen durchströmt, ist nach der Natur des Landes wie des Volkes durchaus eins; nur Gewaltthat konnte hier eine Scheidung vollziehen; darum freuen wir uns Alle der endlichen Wiederherstellung; und wie die Trennung unsere Zwietracht und Zersplitterung und damit die Fremdherrschaft besiegelt hatte, so wird uns das neugewonnene Elsaß zur Bürgschaft, daß unser vieljähriges Ringen nach Einheit und Selbstbestimmung nun von dauerndem, heilvollem Erfolge gekrönt ist. Blicken wir auf die Vergangenheit zurück, so können wir den Beitrag nicht missen, den das Elsaß unserer Culturentwickelung gebracht hat; wandern wir an der stattlichen Reihe seiner Geisteshelden vorüber, so wird das zum Gang durch die Geschichte unserer Bildung, Kunst und Literatur, und indem wir sehen, was wir dem Elsaß verdanken, verstehen wir, warum er uns so theuer und unentbehrlich ist.

In Weißenburg geschah der erste Schlag, von dort kam die erste herzerhebende Siegeskunde; dort tritt uns auch die erste deutsche Dichterpersönlichkeit namhaft entgegen. Die Germanen waren für das Christenthum bestimmt und suchten es sich innerlich anzueignen, und wie das älteste gothische Schriftdenkmal die Bibelübersetzung des Ulfilas ist, so wußten Sachsen und Franken im neunten Jahrhundert das Evangelium dadurch heimisch zu machen, daß sie das Leben und die Worte Jesu in ihrer Muttersprache und zwar in dichterischer Form vortrugen. Ein sächsischer Bauer nahm die Weise des alten Heldengesangs, welche die sinnschweren Worte der Verszeile durch den gleichen Anfangsbuchstaben verbindet, wie wir heute noch Haus und Hof, Leib und Leben, Mann und Maus verknüpfen; der Heiland ward zum Volkskönig, welcher lehrend und wirkend einhergeht und dann am Kreuze sich für die Seinen opfert. Ein fränkischer Mönch, Otfried von Weißenburg, schrieb sein Gedicht Christus in der Reimstrophe, die das lateinische Kirchenlied bot. Wie Karl der Große das Vaterländische und Religiöse mit der antiken Bildung verband, so auch Otfried. Er spiegelt uns die Zeit, wo Klöster die ersten Herde der Cultur waren und Licht und Wärme um sich verbreiteten, wie Fulda und St. Gallen, Freising und Tegernsee. Erquicklicher klingt ein weltfreudiger Ton der Poesie im sächsischen Gedicht, während Otfried lehrhaft ist und seine Empfindungen und Betrachtungen an die Stelle anschaulicher Fülle der Erzählung setzt; aber dafür hat er die Kunstform des Mittelalters und der neueren Zeit bei uns eingeführt. Das Gemüth, das nun in der Menschheit vorwaltet, verlangte in der Poesie statt der antiken Rhythmenplastik die musikalische Weise des Reims; gleichzeitig haben ihn die Araber im Morgenland, die Kelten im Abendland; durch diese kam er in den lateinischen Kirchengesang; auch Deutschland würde ihn erfunden haben, wäre er nicht schon dagewesen; Otfried's Verdienst ist es, daß er ihn sogleich in einem großen Werke anwandte und dadurch maßgebend ward. Wie Klopstock's Messias an der Schwelle der neuern, so steht Otfried's Christ an der Pforte der mittelalterlichen Dichtung.

Nach den Geistlichen traten die Ritter in den Vordergrund, Waffenruhm und Ehrenrechte gaben ihnen Glanz, auf ihren Burgen gewannen sie Muße zur Bildung und zum Gesang. In den Kreuzzügen stellten sie ihre Kraft in den Dienst der Religion, im Wechselverkehr der Völker erhob sich eine gemeinsame Sitte, und verpflichtet zum Schutz der Unschuldigen und Schwachen machten sie bald die Frauen durch ihre Huldigung zum Mittelpunkt des Lebens und zu seiner Zierde. Das sänftigte die starken Männer, ein Hauch von

* Oeffentlicher Vortrag, gehalten in München am 5. Januar 1871.

Frühlingsmilde weht durch die rauhe eiserne Zeit; Minne heißt allen Tugenden ein Hort, Minne das süße Träumen und Sinnen von der Geliebten, das sehnende Denken an sie. Frühling und Liebe verschmelzen in einem Liebesfrühling der Nation, und überall erklingen die Minnelieder wie Nachtigallgesang. „Der Nachtigallen der sind viel," sagt Gottfried von Straßburg:

Ihr Ton ist lauter und ist gut,
Sie geben der Welt einen frohen Muth
Und thun so recht dem Herzen wohl.
Die Welt, sie würde stumpf und hohl
Und käme außer allen Schwang
Ohne den holden Minnesang.

Als dessen Chorführer preist Gottfried einen Dichter von Hagenau:

Der aller Töne höchsten Fug
Versiegelt auf der Zunge trug,
Daß wohl des Orpheus süßer Sang
Aus seinem Munde wiederklang.

Man hat ihn in Reinmar dem Aeltern erkannt. Gewiß ist, daß in der Schätzung des kundigen Zeitgenossen ein Minnesänger aus dem Elsaß unter denen hervorragt, die aus echtem Herzensdrang und in feinsinniger Formvollendung den Ton anstimmten, den dann Hunderte und Tausende nachahmten, und wie eine Sache der guten Gesellschaft mitmachten. Auch Walter von der Vogelweide sagt von Reinmar: Die Frauen seien ihm ewig Dank schuldig und wenn er auch nichts weiter gesungen hätte als das eine Lied:

O wohl Dir, Weib, welch' reines Wort!
Wie sanft es doch zu hören und zu nennen ist!
Lobwerthres lebt an keinem Ort,
Wenn Dein Gemüth der Güte nicht vergißt.
Dein Lob mit Reden Niemand ganz vollenden kann;
Wen Du in Treuen pflegest wohl, der ist ein sel'ger Mann,
Und mag gar gerne leben.
Aller Welt verleihst Du hohen Muth: magst Du nicht auch mir ein wenig Freude geben?

Wir kommen zu Gottfried von Straßburg selbst. Er ist ein Meister jener höfischen Kunst der Erzählung, welche sich im Mittelalter so vertheilte, daß die Kelten den Stoff lieferten, die Romanen ihn formten, die Deutschen ihn ideal vertieften, durch Seelenmalerei und Gefühlsausdruck zu menschlich allgemeiner Bedeutung erhoben.* So Wolfram von Eschenbach in der Gralsage, so Gottfried mit Tristan und Isolde. „Wer nie von Liebesleid gewußt, wußt' auch von Liebesfreude nie," von dieser Ueberzeugung aus will Gottfried singen sich selber zu Trauer und Trost und denen, „die zusammen hegen in einer Brust das süße Leid, die bittre Lust, das Herzensglück, die bange Noth, das selige Leben, leiden Tod." Der sinnenfreudige, weltgewandte Tristan ist doch durch Geburt und Namen ein Schmerzenreich; die Mutter hat im Arm ihres todwunden Geliebten geruht, und ist bei der Geburt des Kindes gestorben. Als jugendlicher Held im Dienst seines Vaterlandes hat er Morolt von Irland bezwungen, aber von dem Sterbenden vernommen, daß er des Sieges nicht froh sein werde, weil Niemand die ihm geschlagene Wunde heilen könne denn Isolde, die Nichte Morolt's, die diesem das Schwert gesalbt habe. Als Harfner verkleidet läßt er sich an Irlands Küste aussetzen, und sein Saitenspiel rührt die schöne Königstochter, daß sie Hilfe gewährt. Er wagt den Blick nicht zu ihr zu erheben, aber empfielt sie seinem Oheim, dem König Marke von Cornwallis, zur Gemahlin. Er wird ausgesandt, für diesen um sie zu werben, da tödtet er den Drachen, für dessen Ueberwinder ihre Hand verheißen war; aber wie er aus der Betäubung nach dem Kampf erwacht ist, da steht sie mit seinem gezückten Schwerte vor ihm, denn sie hat in dessen Scharte den Splitter hineingepaßt, den sie aus dem Haupte Morolt's gezogen; das Gefühl der Verwandtenpflicht, der Blutrache streitet in ihrer Brust mit der Liebe und Dankbarkeit für Tristan, wie in dessen Herz die Leidenschaft für sie mit der Treue für den Oheim und König. Er hat sie im Drachensieg verdient, und auf der Meerfahrt credenzt sie, ohne es zu wollen, ihm den Minnebecher, der ihre Seele ewig an Marke binden sollte; wir bedürfen dieses Symbols kaum, so reizend, ergreifend und fein hat der Dichter die unwiderstehliche Macht der Liebe in ihrem Werden und Wachsen geschildert. Die Schuld der Beiden ist nun, daß sie nicht offen ihre Liebe bekennen und eher das Leben opfern als von einander lassen, sondern daß sie den König täuschen,

* In diesem Sinne habe ich die Ritterdichtung dargestellt in meinem Werke über die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung, in welchem auch andere hier ausgesprochene Sätze begründet und weiter entwickelt sind.

daß Isolde sich ihm vermählt und die Geliebte Tristan's bleibt. Die Fährlichkeiten, die sie zu bestehen haben, die Listen, die sie anwenden, um einander zu genießen, ihr wonniges Leben in der Waldeinsamkeit, in der Minnegrotte, sind mit allem Zauber der Poesie umwoben, aber wir müssen vergessen, daß es ein ehebrecherisches Glück ist. Endlich wird Tristan verbannt, und am Hof des Herzogs von Arundel meint dessen Schwester Isolde Weißhand, es gelte ihr, wenn er singt: Isolde hold, Isolde mein, mir Tod und Leben bist Du allein! Die gegenwärtige Lust, die sie ihm bietet, kämpft mit der Treue für die entfernte Geliebte, deren Bild ihm nicht gestattet, daß er ein anderes Weib berührt. Von einem Speere getroffen sendet er nach seiner Isolde, daß sie ihn heile, aber sie kann ihre eigene Seele nur im Kuß auf seine bleichen Lippen aushauchen. Ein Grab umschließt beide, Rose und Rebe sprießen aus demselben empor und verzweigen sich untrennbar.

Daß auch die Lieder, aus denen das deutsche Volksepos erwuchs, im Elsaß gesungen wurden, beweist nicht blos die Sage von Walther und Hildegunde, die dessen Kampf mit den Nibelungenrecken von Burgund in den Vogesen localisirt; auch der alte Hildebrand erinnert im Nibelungenliede daran, wenn er dem grimmen Hagen höhnisch zuruft: Nun, wer war's, der auf dem Schilde vor dem Wasgensteine saß? Und Hagen's Burg wird in das Elsaß gesetzt. — Die aus der Urzeit stammende Thiersage, die bei den Griechen und Römern zur lehrhaften Fabel ward, ist bei uns um ihrer selbst willen mit dem Herzensantheil am Thun und Treiben der Thiere gepflegt worden, und es ist daraus in Niederdeutschland das Epos vom Reinhard oder Reinecke Fuchs ersprossen, an dessen wohlgefügtem Bau selbst Goethe nichts zu ändern fand. Aber diese Ausbildung war eine allmälige, und einen wichtigen Beitrag dazu lieferte der Elsässer Heinrich der Glichesere, der schon bestrebt war, verschiedene Abenteuer zum Ganzen zu verbinden. Da weiß bereits der Fuchs den Bären und den Kater, die ihn zu Hofe laden, in den gespaltenen Baumstamm und in die Schlinge der Pfaffenköchin zu senden; er folgt dann dem Dachse und behauptet, nur deshalb ausgeblieben zu sein, um dem kranken Löwen Heilung zu bringen. Der König soll ein Huhn essen, und der Eber muß sich den Speck ausschneiden lassen, um es zu braten; der König soll in der Haut des Wolfs mit der Bibermütze auf dem Kopf unter einem Bärenfell schwitzen; Biber, Bär, Wolf werden darum geschunden. So rächt sich der Fuchs an seinen Feinden; und der Löwe wird wirklich gesund; eine Ameise, die ihm ins Ohr gekrochen war, wird durch die Wärme veranlaßt, wieder herauszuschlüpfen.

Neben den Burgen der Ritter blühten die Städte empor. In ihnen erhielt sich die deutsche Gemeindefreiheit, in ihnen geschah den Republiken des Alterthums gegenüber der weltgeschichtliche Fortschritt, daß die Arbeit ihre Ehre fand, daß nach seiner Arbeit der Bürger in der Zunftgenossenschaft Antheil an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten gewann. Straßburg stand in der ersten Reihe der deutschen Städte, und der religiöse Zug der Zeit, das Aufstreben der Seele nach dem Himmlischen und Unendlichen, fand hier einen Ausdruck herrlichster Art in dem Münster, nachdem die Entwickelung des gothischen Stils in Neuweiler, Schlettstadt, Colmar vorausgegangen war. Die Façade, die Erwin von Steinbach schuf, ist wohl die vollendetste unter allen, weil hier die deutsche Weise mit der vorwaltenden Höhenrichtung und die französische mit herrschenden Horizontallinien und der großen runden Fensterrose in so wunderbaren Einklang gesetzt sind, daß wir uns mächtig angeregt und erhoben, doch zugleich beruhigt und befriedigt fühlen.

Und nun sollten die rechten Prediger für solchen Dom nicht fehlen. Im deutschen Bürgerthum regte sich der Gegensatz gegen die Veräußerlichung und den Verfall der Kirche zuerst bei den Gottesfreunden im Elsaß dadurch, daß sie von unverständlichen Satzungen an das religiöse Bewußtsein der eigenen Seele, von Ceremonien und Formeln an das Gemüth sich wandten, um in seiner Innerlichkeit und Stille das Göttliche zu vernehmen, es zu erleben, das Walten der ewigen Liebe zu erfahren und sich zu ihr emporzuheben. Da trat Meister Eckhart als Prediger im Elsaß auf, einer der tiefsten und gewaltigsten Geister unserer Nation, und von ihm befeuert und erleuchtet ward nachher Tauler in Straßburg sein Nachfolger.

Für Eckhart ist Gott das eine wahre Sein, das sich in Allem offenbart, das Eine, das in ihm selber quellend ist; er nimmt die Wahrheit des Pantheismus auf, daß Gott allen Dingen einwohnt, daß Alles in ihm und durch ihn ersteht und besteht, aber er berichtigt und ergänzt den Pantheismus dadurch, daß Gott auch über der Welt in ihm selber lebt, ja er nennt ihn das ewige Ich. Gott ist die sich selbst erfassende Vernunft, das Wort, das sich selber ausspricht immerdar; er fließt aus in alle Creatur und bleibt doch in sich, wie die Seele in allen Gliedern des Leibes gegenwärtig und doch bei sich selbst, für sich selbstbewußt ist. Die Seele, von Gott ausgehend, findet nicht Ruhe bis sie wieder zu ihrem Ursprung gelangt; Gott wartet nur, daß das Herz sich ihm aufthue, um in dasselbe einzukehren; denn er vollendet sich selbst, wenn das von ihm Ausgeflossene sich wieder zu ihm zurückwendet; dann findet er den Wiederschein seiner selbst in der Creatur, und sie hat ihr Wesen in ihm, beide ruhen in einander, und ihr gegenseitiges Lieben ist der heilige Geist. Will die Seele zu Gott dem höchsten Gut gelangen und selig werden, so muß sie sich aus der Zerstreutheit sammeln, sie muß nicht sich selber suchen, vielmehr die Selbstsucht überwinden und sich dem Ewigen hingeben, dann geht Gott in sie ein und lebt in ihr, wie sie in ihm. Darum hat Gott die Welt geschaffen, daß er in der Seele geboren werde; wenn unser Wille mit Gott eins geworden, dann wird der ewige Sohn in uns geboren, Gott selbst in uns lebendig; und es ist Gott werther, daß er in jeder Seele geistig geboren werde, denn daß er leiblich in Maria's Schooße lag. In jedem guten Gedanken und Werk werden wir neu geboren in Gott; die aber meinen, mit Fasten und Kasteiungen die göttliche Gelassenheit zu erlangen, sie sind innerlich Esel. Daß Gott in Allem erkannt und geliebt werde, daß der Mensch in seinem Willen mit ihm eins sei, das ist das Wahre, das ist das Heil.

Ein Laie, der Straßburger Bürger Rutmann Merswin, schrieb das Buch von den neun Felsen, den Stufen der Reinigung, auf welchen die Gottesfreunde emporklimmen, um der Fluth der Sünde zu entrinnen. Er sagt: Was die heilige Schrift von Christo spricht, das gilt von jedem Menschen, der in seinem Gemüth mit Gott sich einiget; dadurch will er dasselbe, was Gott will, und ist Gottes Sohn geworden. Von der Ergebung und Gelassenheit dieses Mannes giebt ein schönes Zeugniß das Gebet, das er in den Anfechtungen der Krankheit sprach: Meiner Natur ist dies Leiden gar widerwärtig, darum so bitte ich Dich, mein Gott, daß Du Dich nicht an sie kehrest und nicht thuest, was sie begehrt; vollbring Du Deinen liebsten Willen, es thue ihr wohl oder weh.

Ein Laie war es, der den Prediger Tauler darauf hinwies, wie er allzu äußerlich rede, weil er selbst noch nicht mit Gott eins geworden. Von da an sprach Tauler im Geiste Eckhart's voll hoher Gesinnung und tiefen Gemüths, wie ein Prophet des neuen Bundes, indem er in allen Begegnissen des Lebens auf jene alldurchwaltende Gegenwart Gottes hindeutet, die wir die sittliche Weltordnung nennen. Leid und Freude lehrte er ruhig hinnehmen, aber er warnte vor härenen Hemden und Stachelgürteln; die bringen uns den Frieden nicht, der wird uns durch Gottergebenheit und Nächstenliebe. In sich einförmig wirkt das ewige Wesen alles Mannigfaltige. Alle Dinge sind sein Sichergießen, aber alle Ausgänge sind um des Wiedereingangs willen. Der tiefe Grund der Seele ist Gott selbst, darum zieht er sie in das Allerinnerste, und sie hat nun Ruhe und Seligkeit in ihm. Wenn die Seele eigensüchtig sich selbst im Auge hat, sieht sie Gott nicht; wenn sie sich selbst entwird und alle Dinge verläßt, so findet sie sich selbst wieder in Gott, und wenn sie ihn recht erkennt, dann sieht sie sich selbst und alle Dinge in ihm. Die Seele muß in sich, dem Tempel Gottes, die Wechslertische umstoßen und allein den Herrn wohnen lassen, sie muß rein und lauter sein, dann ist sie des Ewigen Spiegel und schauet ihn im eignen Wesen. Der Liebe, die keines Lohnes begehrt, spendet Gott sich selbst zum Lohne. Der Wille, der sich ihm ergiebt, geht ein in die ewige Freiheit, es wirkt nun das ewige Wesen in ihm und durch ihn, der Geist verschmilzt mit Gottes Geist. Das Einswerden mit Gott in der Erkenntniß und Liebe ist der Wiedereingang der Welt in ihren ewigen Ursprung, ist die Geburt des ewigen Worts in der Seele. Daß diese Geburt außer mir geschehe, was hilft es mir? daran liegt

Alles, daß sie in mir geschehe. Sie geschah vorbildlich und urbildlich in Christus, darum so wir ihn anziehen, geht die Weisheit und Liebe des Vaters in uns ein und wir sind durch ihn erlöst und eins geworden mit Gott. Sein Reich das ist er selbst mit seinem Reichthum; er will in allen seinen Werken sich selbst und daß die Seele mit allen ihren Kräften in ihm sich wiederfinde und selig sei.

Diese Prediger sind die Erzväter der deutschen Philosophie, und ebenso die Begründer der deutschen Prosa geworden, wie Otfried die Reimform in der Poesie festgestellt hatte. Auch sie wollten, daß uns das Christenthum nichts Fremdes sei, sie entwickelten die Religion aus der Natur Gottes und des Menschen selbst, und über alle Formeln, Satzungen und Ceremonien hinaus sahen sie das Heil in der freien befreienden Wahrheit und in der lebendigen belebenden Liebe, und damit sind sie ein Vorbild bis auf den heutigen Tag, und wenn aus den Kämpfen und Wirren unserer Zeit auf kirchlichem Gebiet nicht der Verfall, sondern der Sieg des Christenthums hervorgehen soll, so wird es im Anschluß an sie auf ihrem Wege geschehen.

Geistlichkeit, Ritterthum, Bürgerthum standen im Mittelalter neben einander und traten nacheinander in der Literatur hervor. Den Minnesängern auf den Burgen folgten die Meistersänger in den Städten, ehrsam, gottesfürchtig, aber starr und steif in der Form; es war ein handwerksmäßiges Dichten und Musiciren nach den Regeln der Tabulatur, aber doch immer ein Band zwischen dem Leben und der Kunst, während der eigentliche Quell der echten Poesie im Volkslied fortsprudelte. Colmar war durch seine Meistersänger berühmt. Doch mehr als die Poesie war es die Bildnerei und Malerei, durch welche das Handwerk in die Kunst emporwuchs und das Bürgerthum lernte, ein Gemüthsideal zu gestalten, das eigene Empfinden wie den Gedankengehalt und die charakteristische Bedeutung des religiösen Gegenstandes auszuprägen, vom Meister des Kölner Dombildes bis zu Dürer und Holbein hin. Auf diesem Wege berühren wir die Colmarer Malerschule, in welcher Martin Schön oder Schongauer mit seiner ernsten Milde und seinem edlen Ebenmaße waltet; ich möchte sagen, daß die Seelenstimmung der Gottesfreunde durch ihn Gestalt gewinnt, mag er die Maria im Rosenhag malen oder den Heiland auf seinem Leidens- und Todesgang. Er ist zugleich Kupferstecher und zeigt zuerst, wie die deutschen Künstler im Unterschied von den großräumigen, der Oeffentlichkeit angehörenden Werken der Italiener den Reichthum ihrer Phantasie durch die Vervielfältigung vieler kleiner Compositionen in das Haus, in die Familienstube hineintragen und diese damit künstlerisch weihen.

Die neue Zeit brach an mit dem Verlangen, daß an die Stelle der Standesbildung, der Ordens- und Zunftgenossenschaft, der Schulüberlieferung der freie Mensch trete, der seine Persönlichkeit als solche geltend macht und einer allgemein menschlichen oder humanen Bildung theilhaftig wird. Zur Klärung der gährenden Bewegung schien in sie das Licht des griechisch-römischen Alterthums hinein: Dichter und Geschichtschreiber schildern dort Menschen von harmonischer Bildung und natürlicher Gesittung, Philosophen suchen und finden die Wahrheit ohne dogmatische Gebundenheit mit eigner Geisteskraft. So sah man das Reinmenschliche im Alterthum, und darum nannten sich diejenigen Humanisten, welche dasselbe wiedererweckten und zum Elemente einer neuen Cultur machten. Von Italien ging diese Wiederherstellung der Wissenschaft aus, während die religiöse Reformation ihre Anfänger und Vollender in Deutschland hatte. Den Häuptern unserer Humanisten, Reuchlin von Pforzheim und Erasmus von Rotterdam steht der Elsässer Wimpheling würdig zur Seite, wie sie bemüht, das Reich der Erkenntniß zu erweitern und für die Jugendbildung zu sorgen. Er gründete eine gelehrte Gesellschaft in Schlettstadt, von welcher Erasmus sagte, sie zähle so viele geistige Heroen, daß selbst der Bauch des trojanischen Pferdes nicht für sie ausgereicht hätte. Einer ähnlichen Gesellschaft öffnete in Straßburg der Canonicus Wolf sein Haus; „da war ein Symposion der Weisen, er selbst der Wirth der Philosophen," schreibt Graf Pico von Mirandola. Hiermit steht im Zusammenhang, daß Straßburg und Hagenau zu den ersten Pflanzstätten der Buchdruckerkunst gehörten. Wimpheling bewahrte die deutsche Gesinnung bei der Pflege der lateinischen Sprache. Wie Hut-

ten behielt er seinen deutschen Namen bei, im Anschluß an Tacitus wandte er seinen Fleiß auf die deutsche Geschichte, und bekämpfte die damals zuerst auftauchende Behauptung, daß das linke Rheinufer zu Frankreich gehöre. Ihm folgte Beatus Rhenanus, und später Schöpflin und Schilter als treue Hüter und Forscher der deutschen Sitte, der deutschen Sprache im Elsaß, hochangesehen unter den Gelehrten bis auf diesen Tag. Und in Ensisheim steht ja auch die Wurzel jener edlen Nachblüthe der neulateinischen Poesie, die sich glanzvoll in München entfaltete: dort war Jakob Balde geboren, der Friedenssänger im dreißigjährigen Kriege, der selbst auch noch in der Jesuitenkutte die Forderung stellte: Suche vor Allem Dich selbst zu haben, und im festen Herzen Deiner gewiß zu sein!

Die Reformation fand unter Anderen in Bucer einen ihrer vorzüglichsten Wortführer. Er ging aus dem Humanistenkreise hervor, mit Sickingen befreundet und von diesem beschützt. Luther's Auftreten zu Worms gewann sein Herz. Er war auf das Wesentliche gerichtet, er hätte gern mit Cardinal Contarini die Kirchenspaltung vermieden, die Kirchenverbesserung zu einer allgemeinen für die ganze Christenheit gemacht, er war stets bestrebt, zwischen den Wittenbergern und Schweizern Frieden zu stiften, die gemeinsame Wahrheit höher zu stellen als einzelne trennende Meinungen, die Religion höher, als den Wortstreit um Satzungen.

So heiliger Ernst es den Menschen um ihren Glauben war, so daß sie Gut und Blut dafür einsetzten, es herrschte doch eine unbändige Lachlust in dem damaligen Geschlecht, dem sich die Widersprüche im Kampf einer alten und neuen Welt zugleich als komische Verkehrtheiten darstellten, die man mit heitrer Ueberlegenheit ausbeutete, wie das auf die umfassendste und ungeheuerlichste Weise der Franzose Rabelais, am reinsten und kunstvollendetsten der Spanier Cervantes gethan. Für Deutschland hat das Elsaß die komischen Talente, die Humoristen gestellt. Dort hatte schon im fünfzehnten Jahrhundert Sebastian Brant, auch einer der Humanisten, 113 Narrensorten eingeladen in das Narrenschiff, wie er sein Buch nennt, weil Karren und Wagen die Thoren alle nicht fassen können. Das Herkommen der höfischen Sitte, die Zucht der Kirche sind durchbrochen, aber die Triebe der Natur lassen sich noch ungezügelt gehen, die Freiheit hat noch nicht in sich selber das Maß gefunden, und daher treten die seltsamsten Auswüchse und Wunderlichkeiten zutage; aber die Menschen sollen ihre Thorheit erkennen und auf die rechte Bahn der sittlichen Selbstbestimmung gebracht werden. Da sitzt der flitterbunte Putznarr neben dem schäbigen Geiznarren, da hält der Bettelmönch Knochen von Bileam's Esel feil, und der Autor schließt als Büchernarr in die verspottete Welt sich selber ein, der er die Sackpfeife bläst, weil sie die Harfe nicht hören will. Geiler von Kaisersberg, hielt im Dom zu Straßburg Predigten über das Narrenschiff. Eifernd für das Seelenheil des Volks nahm er volksthümliche Derbheit in seine Sprache auf, brachte den Schwank auf die Kanzel, und suchte mit Witz und Spott nachzuhelfen, wenn der Ernst und die ruhige Mahnung nicht ausreichten. Murner wandte sich gegen die reformatorischen Neuerungen, die Bilderstürmerei, das Einreißen der Schranken, das der Pöbelhaftigkeit Thor und Thür öffnet, das Nachplappern der Schlagwörter von Freiheit und Glauben. Er beschwor den großen lutherischen Narren, und ward dafür von Fischart als Murrnarr und miauzender Kater behandelt. In der Schelmenzunft gesellt er den spiegelguckerischen Weiberknechten die eisenfresserischen Fluchmäuler, die Rockverdiener, die aufschneiderischen Strohbartflechter, die Ohrenmelker, die den Leuten sagen, was sie gern hören, die Kerbholzredner, die adlig versprechen, was sie bäuerlich nicht halten wollen, die Kothrüttler, die Zutrinker, die wie die Gänse nachtrinken ohne Durst. Er schimpft, wo Brant lachend die Wahrheit sagt, und hat die eigene dünkelhafte Händelsucht nicht weggescherzt, sondern widerwillig verrathen. Fischart dagegen läßt im tollsten Lachen und bittersten Spott den goldgediegenen Grund seines eignen Gemüthes erkennen, und steht als echter Humorist auf der Seite des freien Geistes. Er beleuchtet im Bienenkorb die Hummelzellen und Hurnausnester der Pfaffen, und wendet sich im vierhörnigen Jesuitenhütlein gegen die Jesuwider und Sauiter, die Schüler von Ignazius Lugiovoll. Der Teufel hat ihren Hut zum rechten Füllhorn der Schel-

merei zusammengesetzt, außen schwarz wie Höllenpech, innen roth wie Höllenfeuer, mit Herzensfalschheit und Schmeichelworten, mit Redeschlauheit und Ränken ausstaffirt, daß der Satan selbst über dies sein Meisterstück erschrickt. Fischart bearbeitete den Gargantua von Rabelais in seiner affenteuerlichen, naupengeheuerlichen Geschichtsklitterung; die ausschweifenden Gedankenverbindungen treiben zu wunderlichen Wortbildungen, Wortspielen und halsbrechenden Perioden, im krausen Tanz seiner Sprache führen die Narren aller Zeit ihren Fasching auf. Er ergötzt uns durch drollige Komik, wenn er in der Flohhatz die Feindschaft des schönen Geschlechts schildert mit der kleinen hüpfenden Petzsielind, Schleichinsthal, Zupfsieleck und Zwicksie. Er hebt sich höher im glückhaften Schiff, wenn die Züricher nach Straßburg zum Schützenfest kommen mit einem Topf voll Brei, den sie daheim gekocht und noch so warm zu den Straßburgern bringen, daß die sich den Mund daran verbrennen; das soll sie zur Bundestreue mahnen und beweisen, wie schnell die Züricher auch mit einer Hilfe in der Noth bereit sein können. Die Schilderung der Rheinfahrt ist prächtig, die eifrige Ruderkraft der Männer, ihr patriotischer Sinn und Mutterwitz zeigt das Bürgerthum in seiner ganzen Tüchtigkeit.

Nichts ist daß man den Adler führt,
Wenn man des Adlers Muth nicht spürt!

So ruft Fischart seinen lieben Deutschen zu, und ermahnt sie, nicht vom Ruhm und der Größe der Ahnen zehren zu wollen, sondern selber Recht und Macht zu behaupten.

Was Recht hat der junge Adler doch,
Wenn er sich rühmt der Eltern hoch,
Wie sie frei wohnten in Bergesklüften
Und frei regierten in den Lüften,
Und er sitzt gefesselt auf der Stangen,
Muß was der Mensch nur will, ihm fangen?

Aufrecht, treu, redlich, einig und standhaft
Das gewinnt und erhält Leut' und Landschaft.
Gott stärk dem edlen deutschen Geblüt
Solch' angeerbt deutsch' Adlergemüth!

Im dreißigjährigen Kriege, den der Jesuitismus heraufbeschworen, verging dem deutschen Volk das Lachen. Moscherosch zwar eiferte noch mit ergötzlichem Spott gegen die neumodische Verwälschung in Sprache und Sitte. Aber die Fremden, Franzosen und Schweden, schlossen den Frieden zu ihren Gunsten auf Kosten des Reichs; ein Theil des Elsasses ward jetzt schon abgerissen, und Ludwig XIV. wußte mit Gewalt und List sich des anderen zu bemächtigen. „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Messias gesehen", predigte ein gotteslästernder Bischof, als die Franzosen in Straßburg einzogen; dafür durfte er die Protestanten aus dem Münster verdrängen, die dort noch einmal sich an Gott mit dem Chorale wandten: „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir!" Und in allen Drangsalen hat das protestantische Volk seine Gesittung und Sprache bewahrt. Aber für die gebildeten Stände trat der Zwiespalt ein, daß nun ihr politischer Schwerpunkt in Paris lag, und sie sich der französischen Sprache bedienen mußten, wenn sie am öffentlichen Leben des Ganzen Antheil nehmen, wenn sie die Vortheile des Verkehrs genießen wollten, den ihnen ein Großstaat bot. Und so standen nicht einzelne hervorragende namhafte Männer unter unseren Dichtern und Philosophen der neueren Zeit, aber es war die Art des Landes und der Geist des Volkes, was am Beginn der classischen Epoche unserer Literatur die Atmosphäre bot, in welcher ihre Blüthe zum Ausbrechen kam. Goethe war, noch befangen in der akademischen, correct französischen Bildung Leipzigs, als Student nach Straßburg gezogen. Da, als er vor dem Münster stand, ging zuerst wieder in seiner Seele das Verständniß der Gothik auf, und in begeisterten Worten verkündigte er die Herrlichkeit der deutschen Baukunst und ihres Meisters Erwin von Steinbach. Herder gesellte sich zu ihm und seinen mitstrebenden Genossen, und brachte ihnen zum Bewußtsein, daß die Poesie eine Naturgabe, ein Besitzthum der Menschheit sei, daß sie nicht nach Regeln gemacht werde, sondern frisch aus dem Herzen hervorquelle, daß wir in den Volksliedern die Stimme der Völker selbst hören, deren Seele sich melodisch in ihnen offenbart. Und so sammelte denn Goethe die einfach herzlichen Volkslieder im Elsaß, und seitdem steht er selbst wie ein wiedergeborener Volkssänger unter uns, der den geheimnißvollen Zauber der Naturpoesie künstlerisch adelte und vollendete. Dort im Elsaß kam der Genius Shakspeare's

über ihn, und wie er den deutschen Stil in der Architektur erkannt hatte, so fand er denselben nun selbst für das Drama; dort begannen bereits in seinem Geiste die beiden großen Werke Gestalt zu gewinnen, die diesen deutschen Stil begründeten und vollendeten, der Göz und der Faust. Und wie die Liebe seine wunderbaren Jugendlieder erweckt hatte, so nahm später die deutsche Poesie bereits Besitz vom Elsaß, als er in seinem Leben das liebliche Idyll des Sesenheimer Pfarrhauses schrieb.

Die Elsässer selbst machten die französische Revolution mit, und in Straßburg war es, wo Rouget de L'Isle gleichfalls den Melodien des deutschen Volksliedes lauschte, und aus einer Ballade vom Grafen mit der Nonne und dem venetianischen Glase das Motiv gewann, das er kampfbegeisternd in der Marseillaise durchbildete. Die Elsässer erhielten die Befreiung von allen feudalen Lasten, das Gefühl, einem großen Staat anzugehören, hob sie über die kleinstaatlichen Nachbaren empor, und ersetzte ihnen den Verband mit Deutschland, von dem sie keinen besonderen Begriff, nach dem sie noch weniger Sehnsucht bekommen konnten, wenn Männer, welche mit Wort und That für unseres Vaterlandes Einheit und Freiheit wirkten, bei ihnen als Flüchtlinge Schutz suchen mußten. Mehr noch in der vorgoethe'schen, Gellert'schen Weise dichtete Pfeffel in Colmar. Früh erblindet, widmete er sich doch der Erziehung und kleidete seine Lehren der Weisheit und Tugend in Erzählungen und Fabeln ein, tüchtig und freimüthig in der Gesinnung, volksverständlich klar in der Sprache. Und so war auch der deutsche Geist in dem Pfarrer Oberlin wirksam, wenn der, statt revolutionär socialistische Theorien auszubrüten, in dem verwilderten Steinthal seine arme Gemeinde zu Arbeitsamkeit, Gesittung und Wohlstand führte, indem er Landbau und Gewerbe verknüpfte. Protestantische Theologen überhaupt, wie sie in deutscher Sprache predigten, so erhielten sie den Zusammenhang mit der deutschen Wissenschaft; Schmidt und Reuß sind auch diesseits des Rheins ehrenvoll bekannt und hochgeachtet. Ein genialer Naturforscher und Techniker, Karl August Steinheil von Rappoltsweiler, berühmt unter den Begründern der elektrischen Telegraphie, fand bei uns in München eine neue Heimath. Andere Gelehrte, Willm und Bartholmeß, übernahmen das Vermittleramt des Grenzlandes in dem Sinne, daß sie in französischer Sprache die Franzosen mit der deutschen Philosophie bekannt machten. Aehnlich haben Erkmann und Chatrian das glänzende Elend der Napoleonischen Kriegsherrlichkeit, die Leiden des Volkes bei dem Ruhm der Heere nach Art der deutschen Dorfgeschichten französisch geschildert, während Alexander Weil seine Elsässer Erzählungen deutsch schrieb. Die Gebrüder Stöber sammelten die deutschen Sagen und dichteten neue Lieder, bald mundartlich, wie die nahverwandten allemannischen Gedichte Hebel's, bald in der Schriftsprache durch sinnige Auffassung der Natur und Geschichte mit Uhland und der schwäbischen Schule wetteifernd. Sie fordern die Menschen diesseits und jenseits des Rheines auf, daß sie einander die Bruderhand reichen, und wenn das Straßburger Münster in der Sternennacht nach dem von Freiburg hinüberschaute, so heißt es:

> Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
> Des Heimwehs um die längst vergangne Welt;
> Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen
> Und wisset, was das Heil gebunden hält.

Und der Drechslermeister Daniel Hirtz von Straßburg steigt zum Münsterthurm empor, und wie da rechts und links am Rhein Land und Leute so ganz gleich erscheinen, ruft er muthig hoffend aus:

> Verwächst zu einem Stamme
> Dies Volk einst und dies Thal,
> Glüht eine Freudenflamme
> Auf Erwin's Ehrenmal.

So glühe und leuchte sie denn, erhelle den Kopf und erwärme das Herz, daß wieder wie in alten Zeiten die deutschen Geisteshelden im deutschen Elsaß auferstehen, mitzuwandeln, ja voranzuschreiten im großen Entwicklungsgange unseres Volkes zum Wohl der Menschheit. Vielfach hatte man uns die Rolle der späteren Griechen zugedacht, als Poeten und Gelehrte, oder Schulmeister des übrigen Europa's zu vegetiren, während die Staatsmacht wie damals bei den Römern, so jetzt bei Frankreich wäre. Gottlob es ist anders gekommen. Die Griechen sind nach kurzer Blüthe untergegangen, weil sie durch die Perserkriege wohl zwar zu herrlichen Thaten vereinigt wurden, dann aber ihre Stämme

nicht verstanden, den festgefügten Bundesstaat auch für den Frieden zu errichten. Wir gründen das neue Reich, trotz vaterlandsloser Römlinge und socialistischer Quacksalber, wenn wir auch Einem oder dem Andern das Gelüste nicht wehren können, eigenhändig seinen Namen an einen Schandpfahl in der deutschen Geschichte zu schlagen; wir gründen das neue Reich, und wir dürfen nun die Brüder jenseits des Rheins in dasselbe hereinziehen, weil wir ihnen statt des französischen den deutschen Großstaat bieten können. Kommt es zu neuen Kämpfen, so werden ihre Kleber und Kellermann unsere Schlachten schlagen; kommt es zu gedeihlichem Frieden, so werden auch heute noch Murrende in ihren Kindern und Kindeskindern die Stunde segnen, die sie uns wiedergewonnen hat, durch die sie sich selber wiedergegeben worden sind. Nehmen wir es zum Zeichen, daß einer der besten Kämpfer für das neuerstehende Deutschland, daß der Geschichtschreiber Ludwig Häußer aus dem Elsaß zu uns herüberkam. Es ist die geistige, politische, religiöse Freiheit, welche jeden Gegensatz versöhnen und uns zu dauerndem Heil vereinigen wird.

Architektonisches aus Sicilien.

Von

W. Krahe.

(Schluß.)

Der großen Anzahl der übrigen Kirchen und etwa sechzig Klöster, welche bis zu der neu erfolgten Aufhebung aller dem rein beschaulichen Leben gewidmeten Orden ein Contingent von zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Priestern, Mönchen und Nonnen in Palermo allein repräsentirten, wollen wir nicht weiter gedenken. Man bemerkt auch hier, was man so oft in Italien, in Rom besonders bedauert, daß gerade zu der Zeit sich eine förmliche Bauwuth der Geister bemächtigte, wo nach den so herrlichen Blüthen der Renaissance die Kunst wieder abirrte von dem glücklich wiedergefundenen Wege nach Wahrheit und Leben; wo man die Schönheit nun vergeblich suchte in Schnörkeln, Verdrehungen und Unnatur. Der bunte Flitterkram, mit welchem man bei Festen (und an welchem Tage im Jahre wäre nicht irgendwo eins?) die Kirchen sorgfältig ausstaffirt; die bemalten, oft wie Puppen angezogenen Heiligenfiguren, mit denen dort ein dem Götzendienste ähnlicher Cultus betrieben wird, entkleiden diese Gotteshäuser der kirchlichen Weihe. Nachdem man eins besuchte und seine dumpfe stagnirende Luft einathmete, kann man die meisten anderen ungesehen lassen. Eine der moderneren Kirchen, San Domenico, müssen wir davon ausnehmen; schon wegen des höchst malerischen, sehenswerthen Kreuzganges im anstoßenden Kloster. Die Kirche selbst wurde, ähnlich wie in Florenz Santa Croce für berühmte Toskaner, die Ruhestätte vieler in den Künsten oder Wissenschaften hervorragender Sicilianer. Unsterbliche Namen, wie die des Dante und Michel Angelo dort, treffen wir hier zwar nicht; nicht gering ist aber die Reihe Derer, die auch außerhalb Italiens rühmlichst bekannt sind. Es ruhen da u. A. Pietro Novelli, genannt der Monrealese, der bedeutendste sicilianische Maler späterer Zeit (starb 1647), der verdienstvolle Staatsmann und tapfere Soldat Herzog von Villarosa (starb 1843), die modernen Dichter Meli und Monti, die alte Dichterin Nina (um 1275) und der um Erforschung sicilischer Alterthümer und als Patriot hochverdiente Herzog Serra di Falco (starb 1863) in theilweise kostbaren Grabstätten. Die schöne Neigung, das Andenken der Verstorbenen durch prächtige Denkmale zu ehren, theilt der Sicilianer mit dem Italiener in gleich stark ausgeprägter Weise.

An großen öffentlichen Plätzen und hervorragenden Privatarchitekturen leidet Palermo im Vergleich zu anderen gleich großen Städten offenbaren Mangel. Einzig in seiner pittoresken Wirkung ist der Domplatz, welcher mit einer seiner Seiten in die Straße Cassaro sich öffnend, von einer Marmorbalustrade mit vielen Bischofs- und Heiligenstatuen umschlossen wird und die merkwürdige Domanlage in ihrer ganzen Längenausdehnung zum Hintergrunde hat. Einen etwas öden Eindruck macht die schon erwähnte große Piazza Reale vor dem königlichen Palaste; freundlich durch ihre Squares und interessant durch einige sie

umgebende Gebäude mit normannischen Reminiscenzen ist die Piazza Marina.

Reichlich versorgt ist Palermo mit schönem Gebirgswasser, das entweder von steinernen Pfosten herabrieselt, deren Zweck als Wasserspender man in ihrem eigenthümlichen, von dichten Blattpflanzen umschlungenen Aeußern nicht sofort erkennt, oder aus Becken und Springbrunnen, darunter einer von großem Umfang und Ungeschmack auf der kleinen Piazza Pretoriana, in vielstrahliger Form überall sich ergießt.

schick zurückgegangen; so bei der von herrlichen Anlagen umgebenen Villa Serra di Falco vor der Stadt und beim Palazzo Foccella innerhalb derselben. Es sind dies anerkennungswerthe Versuche, diese alte Kunstweise wieder heimisch zu machen; ob sie aber viel Nacheiferung finden werden, müssen wir bei den augenblicklichen Zuständen, bei dem augenscheinlichen Mangel öffentlichen und privaten Wohlstandes sehr bezweifeln.

Bieten die engen Straßen und die we-



Aeußere Ansicht des Tempels der Concordia zu Girgenti.

Zeichnet die Privatarchitektur der Stadt, wie früher bemerkt, sich im Ganzen wenig aus, sind Wiederholungen darin sehr häufig, so bieten doch in mehreren Palästen der dort in großer Menge ansässigen Fürsten, Grafen und Barone die Höfe mit ihren umlaufenden Säulenarcaden, die Vestibüle und Treppen, bei denen schöne Steine und Marmor nicht gespart wurden, oft reizvolle Perspectiven, die von der Straße durch das geöffnete Thor her uns einladend entgegenblicken. Hin und wieder ist man bei neueren Bauten auf den sicilisch-normannischen Stil mit vielem Ge-

nigen größeren Plätze der Stadt nicht die gewünschten Annehmlichkeiten einer Erholungspromenade, so gewähren sie die Quais und die reizenden öffentlichen Gärten in vollem Maße; wenn uns nicht außerdem etwa der Eintritt in eine der schönen Villen der Umgebung gestattet ist. Rosenduftende Laubgänge, kühler Schatten und tiefdunkles Grün dichter Baumgruppen stehen uns den ganzen Tag zur Verfügung in den Anlagen der Flora, eines der Stadt gehörigen Gartens in unmittelbarer Nähe des Meeres. Neben der Flora, der wir diesen Namen vor allen anderen so genann-

ten Anlagen in erster Linie zuerkennen möchten, dehnt sich der botanische Garten aus mit schlanken, hohen Palmen, mit exotischen Gewächsen, die hier im Freien gedeihend, kaum wiederzuerkennen sind, wenn wir an die in Treibhäusern gezogenen Exemplare denken, mit vielen anderen duft- und farbenreichen Pflanzen, denen wir hier vielleicht zum ersten Male begegnen.

Abends, wo die Gärten geschlossen werden, ist der schöne breite Quai ein beliebter Aufenthalt. Alles, was das Haus verlassen kann, genießt dann auf dem Quai der erquickenden Kühle der Seeluft, unterhält sich, lauscht der Musik und schlürft Sorbet. Hier promenirt oder fährt auch die beau monde Palermo's und wer ihre schönen Mädchen und Frauen sehen will, findet hier dazu am meisten Gelegenheit. Denn außer in den Kirchen wird man den Damen der höheren Stände in der Stadt nie begegnen. Und fast nur diese Kreise zählen auffallende Schönheiten und edle Erscheinungen unter Frauen und Männern. Im eigentlichen Volke sind sie dort selten.

Schwer ward es dem Gefährten und mir, Palermo bald wieder zu verlassen. Manch interessantes Stück mußte unbesehen zurückbleiben; Anderes, wie das Museum mit den Metopen Selinunts und seinen vielen sonstigen Alterthümern, konnte mit nur einmaligem Besuche bedacht werden. Aber die von Tag zu Tag zunehmende Hitze des Maimonats mahnte dringend zur Weiterreise nach anderen Punkten der Insel, die, weil in vorgerückter Sommerzeit fast unzugänglich und der Gesundheit gefährlich, Palermo zu Liebe nicht aufgegeben werden durften.

Um die Kühle der Nacht zu benutzen, verließen wir gegen Abend das herrliche Palermo, dessen schönen Anblickes wir uns fast bis nach Monreale hinauf noch erfreuen konnten. Sehr rasch brach aber die Dunkelheit herein und entzog den verlangenden Augen die großartige umgebende Bergnatur. Später trat der Mond hervor. Er umgoß mit seinem bleichen Lichte die Häupter der Berge, warf ab und zu seine Strahlen in tiefe Abgründe oder legte über Fernen und Thäler einen leichten Schleier, der niemals weichend, der Phantasie die weitere Ausmalung und Ergänzung dieser halb verhüllten Bilder überließ. So lange der Mond uns getreu blieb, vergaßen wir gern die Stöße und Püffe im Postwagen, dessen Rosselenker eine Ehre darin zu suchen schien, an den gefährlichen Abhängen und in den kleinsten Curven der Straße mit rasender Eile dahinzujagen, während er die geraden Strecken in ziemlich ruhigem Trabe zurücklegte; wir achteten auch nicht der Carabinieri oder Bersaglieri, die, von Station zu Station sich ablösend, den Wagen zum Schutze begleiteten und uns durch ihre Anwesenheit im glücklichen Falle eine kleine Kampfscene mit Räubern in Aussicht stellten. Somit war es ganz natürlich, daß, als der Mond verschwunden war und ableitende äußere Eindrücke sich den Blicken entzogen, unter den nun fühlbarer werdenden Erschütterungen des Wagens allerlei Bilder von Umstürzen, Räubern u. s. w. die Phantasie erfüllten. Dabei war der Körper in den engen und kurzen Sitzen zu gepreßt und eingespannt, um eine den Schlaf ermöglichende Lage aufzufinden, und selbst einem gelinden Halbschlummer konnte man sich nicht überlassen, da man bei jedem Relais um ein Trinkgeld für den Postillon angesprochen wurde. Beim ersten Male sehr aufgebracht über diese rücksichtslose Zumuthung, die wir für eine übel angebrachte Spielart der in dortigen Landen allgemein florirenden Bettelei hielten, ersuchte man uns, die Rückseite der Fahrbillette zu beachten, und richtig stand dort Schwarz auf Weiß, daß der Passagier verpflichtet sei, bei jedem frischen Vorspann dem abtretenden Postillon fünfundzwanzig Centesimi auszuzahlen, worein wir dann unter jedesmaliger Verwünschung dieser für Nachtreisende so lästigen Einrichtung uns fügen mußten.

Nach zwölfstündigem Martirium erreichten wir Calatafimi, eine auf einem Berggipfel liegende kleine Stadt; unendlich froh, den schrecklichen Postkasten auf Nimmerwiedersehen verlassen zu dürfen. Selten hat uns ein Gasthaus freundlicher entgegengewinkt als der unscheinbare, schmutzige „Primo albergo“ von Calatafimi. Aber nicht so ohne Weiteres sollte uns die ersehnte Erholung darin zu Theil werden. Denn war auch der leidige Handel über Alles, was wir dort zu haben wünschten, bald abgeschlossen, so mußte doch eines der wenigen Gemächer des Hotels in gereinigten und bewohnbaren Zustand gesetzt wer-

den; ein weiblicher Hercules vollzog vor unseren Augen diese Arbeit, über deren Zweckmäßigkeit ein ansehnlicher Kehrichthaufen keine Zweifel ließ. Dann hielten wir nach Einstellung einiger alten Möbel und zweier eiserner Bettstellen unsern Einzug. Der eleganteste, comfortabelste Salon hätte uns unter gewöhnlichen Reiseverhältnissen nicht im Entferntesten mit der Zufriedenheit erfüllt, wie jetzt dies kahle, geweißte und gepflasterte Gemach, dessen einziges Fenster durch viele Oeffnungen der freien Luft mehr Zutritt gestattete als dem Lichte, welches seine zersetzenden Eigenschaften auf den schillernden gekänterten Scheiben schon lange Jahre hindurch ausgeübt hatte.

Nach mehreren Stunden der Ruhe und Erfrischung brachen wir auf nach den Ruinen des alten Segesta. Mit noch fühlbaren Erinnerungen der Postfahrt behaftet, verschmähten wir alle Transportmittel und wiesen das Anerbieten eines Mauleseltreibers um so eher ab, als ein anderer Führer den Weg zu Fuße als nah und bequem vorstellte. Die wundervolle Scenerie der Landschaft machte die Hitze und Beschwerden des Weges vergessen. Von dem malerisch auf dem Berge gelagerten Städtchen steigt man hinunter in ein frisch grünes Thal, reich angebaut mit Bäumen und Früchten aller Art. Sehr bald ändert sich dann der angenehme Charakter der Gegend. Begleiten uns auf dem bergauf und ab führenden Wege auch noch eine Zeit lang fruchtbare Aecker, deren dichte Einfriedigungen — Cacteen und Aloen — einen ungewohnten, sonderbaren Anblick gewähren, so hört doch an den schön geformten felsigen Bergen fast jede Vegetation auf — mit Ausnahme der hier und da zwischen den grauen Steinen mit gelber oder weißer Blüthe emporschießenden kolossalen Cactusarten. Immer öder wird die Gegend, immer großartiger der Zug der Gebirge, je mehr wir uns Segesta nähern, dessen Tempel schon im Anfange der Wanderung fern her uns entgegenschimmert, um bei einer Wendung des Weges bald wieder zu verschwinden. Menschliche Thätigkeit hatte längst aufgehört, irgend welche Spuren in dieser Einöde zurückzulassen — ein Ziegenhirt mit seiner Heerde war die einzig lebendige Staffage, die wir in dieser classischen Wildniß überhaupt antrafen — als endlich nach einer letzten Anstrengung des steilen und steinigen Weges der Tempel vor uns lag. Seine tief ergreifende, poetisch ernste Erscheinung ließ die ausgestandenen Mühen ganz vergessen und belebte uns mit frischer Kraft. War es doch das erste Mal, daß ein rein griechisches Baudenkmal sich unserem Anblicke darbot. Unmittelbar, nur von den Schwingen der Zeit berührt, redeten die ewig mustergültigen Formen, die unübertroffene Harmonie hellenischer Architektonik von der Stätte ab zu uns, wohin frommer Glaube sie vor Jahrtausenden der Gottheit gebaut und geweiht hatte.

Auf einer Anhöhe und auf drei Seiten von Schluchten umgeben, steht der Tempel mit der hinteren Giebelseite vor einer steilen hohen Felswand; eine Lage, aus der sich mit Gewißheit folgern läßt, daß er sich außerhalb der Stadt befand und vielleicht als eins ihrer vornehmsten Heiligthümer und Wahrzeichen weit ins Land hinein sichtbar sein sollte. Eine großartige Landschaft entrollt sich von seinen Stufen herab unseren Blicken: weite, schöne Ebenen, früher reich bebaut und cultivirt, jetzt baum- und wasserarm; sonst nur kahle Felsen und Gebirge. Aber in welchen Linien und Farben!

Und wo stand Segesta, die mächtige blühende Stadt, die so verhängnißvolle für das Schicksal von ganz Sicilien? Vergebens suchen wir ihre Ruinen; auch nicht ein einziger Stein ist übrig geblieben, der uns ihre Stätte bezeichnete. Die Trümmer eines aus dem Berge ausgehauenen Theaters und der Tempel — diese so bezeichnenden Momente hellenischer Cultur — bilden Segesta's einzige Reste.

Bis in das fabelhafte Alterthum hinauf reicht die Geschichte dieser Stadt, deren ältester Name Egesta lautete. Niemand anders als der von Troja fliehende Aeneas soll sie gegründet haben. Diese allgemein verbreitete Ansicht spricht auch Cicero aus, nachdem er zuvor Egesta als „oppidum pervetus" — als sehr alte Stadt — bezeichnete. Virgil besingt diese Sage in der Aeneide; er läßt seinen Helden mit dem Pfluge das Stadtgebiet bestimmen und es unter die Gefährten vertheilen. — Rasch emporgeblüht, begünstigt durch die nahe Verbindung mit dem Meere — das heutige Castellamare, im Centrum der Bai

gleiches Namens, war die Hafenstadt Egesta's — soll die Stadt ihrem fabelhaften Gründer einen prächtigen Tempel erbaut und ihm göttliche Ehren erwiesen haben, was sich im Laufe der Zeit als sehr bedeutsam für ihre Geschicke erweisen sollte. Welcher Art nun auch der Ursprung Egesta's sein mochte, ob barbarisch oder griechisch — so viel steht geschichtlich fest, daß es durch Colonisation und Verbindungen schon früh eine rein griechische Stadtrepublik geworden war. Es wird die Periode höchsten Glanzes gewesen sein, als es durch Uebermuth und Eifersucht in hartnäckige Kämpfe mit der benachbarten Rivalin Selinus gerieth und gegen diese die Hülfe der Athener in Anspruch nahm. Auf Betrieb des Alcibiades ward sie den Egestern um so mehr gewährt, da Selinus mit Sparta und Syrakus verbunden war; und unter Nikias' und Lamachos' Oberbefehl wurde jene großartige Flotte ausgerüstet, welche nebst dem ausgeschifften Heere vor Syrakus im Jahre 415 gänzlich aufgerieben werden sollte. Damit war die Macht und Blüthe, die staatliche Selbständigkeit Segesta's ein für alle Mal gebrochen. Denn wenn die Egester, um diese zu retten, sich nun mit den Karthagern verbanden und diese auch im Jahre 409 das verhaßte Selinus besiegten und zerstörten, so wurden sie aus Verbündeten bald zu Untergebenen des mächtigen afrikanischen Staates. Als solche griff sie zuerst Dionys und etwa hundert Jahre später Agathokles von Syrakus an, dessen Grausamkeit bei der erfolgten Eroberung der unglücklichen Stadt keine Grenzen kannte. Was er nicht niedermachen ließ, ward in die Sclaverei getrieben; die fast zerstörte Stadt und ihr Gebiet vertheilte er an seine Söldlinge und nannte die Stadt Dikäopolis. Nach Agathokles' Tode (289) wiederum zu einiger Größe und Ansehen gelangt, kam sie abermals in die Hände der Karthager; empörte sich gegen diese während des ersten punischen Krieges, machte die ihr aufgedrungene karthagische Besatzung nieder und stellte sich unter Berufung auf die verwandte trojanische Abstammung unter den Schutz der Römer, welche nach Beendigung des Krieges Dikäopolis für frei erklärten. Die Stadt erhielt ihre alten Rechte zurück und auch den alten Namen Egesta, der aber nun wegen seiner übeln Bedeutung im Lateinischen, wo egestas Dürftigkeit, Armuth bezeichnet, in Segesta umgewandelt ward. Großmüthigerweise enthielten die mächtigen Stammverwandten auch das nicht vor, was sie bei der späteren Zerstörung Karthago's als Eigenthum Segesta's erkannten. So unter Anderem das berühmteste plastische Kunstwerk dieser Stadt, eine Erzstatue der Diana. Es ist dieselbe, deren Raub Cicero dem schändlichen Verres zum Vorwurf macht, welch letzterer drei Jahre lang (von 73 bis 71 v. Chr.) als Statthalter die Provinz Sicilien auf die elendeste Weise mißhandelt und ausgesogen hatte. So groß war die Schönheit und Heiligkeit dieser berühmten Statue, daß zu Segesta Niemand die Hand an sie zu legen wagte; mit Gewalt ließ darum der freche Kunsträuber sie durch Lilybäer von ihrem Platze entfernen. Rührend klingt es, was uns weiter darüber gemeldet wird. Als nämlich die Erhaltung der Statue für die Stadt auf keine Weise zu ermöglichen stand, ward sie zum Abschiede mit wohlriechenden Oelen gesalbt, mit Blumen bekränzt und Weihrauch vor ihr angezündet; dann gaben ihr alle Frauen und Jungfrauen das Abschiedsgeleite bis zur Grenze des Gebietes. — Von den weiteren Geschicken der römischen Provinzialstadt wissen wir wenig. Segesta wird sich indessen anderen Städten Siciliens gegenüber immer einer milderen Behandlung und gewissen Interesses von Seiten Roms erfreut haben, wozu der seit dem ersten punischen Kriege mit politischer Berechnung lebhaft wieder aufgenommene Aeneascultus nicht wenig beigetragen haben mag. Für Letzteren besitzen wir auf Münzen Segesta's aus der Augusteischen Zeit einen wichtigen Beleg; die Münzen zeigen auf der einen Seite den Kopf des Augustus, auf der anderen Seite die Figur des Aeneas, den Vater Anchises tragend und in der Rechten das gerettete Götterbildniß haltend, neben ihm schreitend den kleinen Ascanius. — Wann Segesta ganz dem Erdboden gleich gemacht wurde, ist unbekannt. Wahrscheinlich fand es seinen Untergang bei der saracenischen Eroberung. Die Geschichte der Normannen in Sicilien erwähnt seiner nicht mehr. Das wäre in kurzen Zügen die Geschichte dieses von so schweren Ereignissen heimgesuchten, so reichlich mit Blut getränkten Bodens. Ausführlich könnte der

Tempel darüber berichten, aber er schweigt von Thorheit, Jammer und Verbrechen, deren einzig überlebender Zeuge er blieb. Empor zieht er uns in die reine heitere Sphäre hellenischer Kunst. Mit Bewunderung erfüllt er uns für jenes Volk, dessen hoher Genius jegliches seiner Gebilde mit so einziger Schönheit und Wahrheit erfüllte, das wie keines vor und keines nach ihm es verstand, einzudringen in die innerste Wesenheit der Kunst und diese mit freier schöpferischer Kraft in vollendetster weisesten Ebenmaße gegen einander abtheilte; darum eben empfinden wir bei allen ihren Werken sofort jene hohe ästhetische Befriedigung, jene wundervolle ungetrübte Harmonie!

Nach dem denkbar einfachsten Grundplane errichtete der Grieche das Wohnhaus seines Gottes. Auf einem mehrstufigen, mehr denn doppelt so langen als breiten Unterbau, der den Tempel von Grund auf vor jedem anderen Bauwerke als eine dem Gott geweihte Gabe kennzeichnete, erheben



Innere Ansicht des Tempels der Concordia zu Girgenti.

Form zur äußern Erscheinung zu bringen! Eine durch Anmuth veredelte Zweckmäßigkeit erfreut uns in der Form des kleinsten, dem alltäglichen Gebrauche dienenden griechischen Geräthes; die reinste Schönheit spiegelt sich wieder in den bildnerischen Kunstwerken, sie steigert sich zu lauterster Weihe und erhabenster Würde in dem Aufbau des religiösen und nationalen Heiligthums. Und Alles, was die hellenische Kunst zum Frommen der Menschen und Götter gestaltete, das schuf sie mit einem verhältnißmäßig sehr geringen Aufwande an Stoff und Raum, die sie beide mit dem sich mit einem gegenseitigen Abstande, welcher etwa der halben Breite des Unterbaues gleichkommt, die beiden Langmauern der das Götterbild aufnehmenden Cella. Die Mauern übertreffen zu beiden Enden die Länge dieses Hauptraumes des ganzen Baues, um zwei kleine Räume — den vor der Cella als ihren Zugang, den an der Rückseite als Raum für die Priester oder Tempelgeräthe — einzuschließen. Diesen einfachen Kernbau umgiebt auf allen vier Seiten die mit ihren Säulen nach außen sich öffnende Halle oder Porticus. Ueber die Säulen legt sich das gerade Stein-

gebälk, die Querbalken der gleichfalls steinernen Hallendecke und das Dach stützend, welches, sich zwischen die festen Giebel der beiden Schmalseiten spannend, über dem Gebälk in flacher Neigung emporsteigt. Das ist — von verschiedenen Modificationen abgesehen — der ganze bauliche Apparat einer größeren hellenischen Tempelanlage, den der erfinderische Geist mit so viel Schönheit und Leben zu beseelen wußte.

Der Tempel Segesta's ist, wie die übrigen Tempel Großgriechenlands und Siciliens, dorischer Ordnung. In den Einzelformen wie im gesammten Organismus dieses älteren und einfacheren Stiles spiegelt sich am klarsten und prägnantesten, was wir von der hellenischen Kunst im Allgemeinen sagten. Entbehrt die dorische Weise als getreuer Ausdruck des ernsten, kräftigen, in sich abgeschlossenen Wesens des dorischen Stammes der Anmuth und Beweglichkeit gegenüber den reichen Formen des jonischen und korinthischen Stiles, so übertrifft sie diese sowohl in der aus innerster Gesetzlichkeit gefolgerten sich immer der Einheit des Ganzen unterordnenden Charakteristik aller Glieder als auch an Ernst und feierlicher Würde des ganzen Baues. Sie war deshalb vorzugsweise die Kunst der Heiligthümer. Welch ruhige, sichere Kraft spricht sich aus in der dorischen Säule! Ohne irgend welche Basis, welche den Begriff der Gemeinsamkeit abschwächen würde, — da alle Säulen vereinigt nur ein Ganzes bilden sollen — wächst sie unmittelbar aus dem oberen Plinthus des Stufenunterbaues empor, sich stark verjüngend und das Anstrebend-Stützende schlagend markirend in den scharf an einander tretenden, flach ausgehöhlten Cannelüren und einer leisen Schwellung des kräftigen Schaftes. Ein umgelegtes gereiftes Band verbindet ihn mit dem mächtigen Echinus, dessen schön geschwungene Linie wir als die eines von der gestützten Last bis zur Wurzel niedergebeugten Blattes aufzufassen haben. Die einfache quadratische Platte des darauf gelegten Abakus beendigt die Säule und bereitet dem nun folgenden Gebälk ein schickliches Auflager. In drei der Höhe nach wesentlich unterschiedenen Theilen zieht das Gebälk sich über alle Säulen hin. Zunächst stützen sie den Architrav. Als Träger für den das Gesimse und Dach emporhaltenden Fries und die nach innen auf ihm liegenden Querbalken ist er in seinen Ansichtsflächen glatt gelassen, und nur nach oben mit einem schmalen Bändchen abgeschlossen, unter welchem an den Stellen, wo die Triglyphen aufsetzen, ein zweites Plättchen mit sogenannten Tropfen herabhängt. Es folgt der sogenannte Fries. Sein wesentliches Moment sind die Triglyphen — kurze, schmale Blöcke — welche als kräftige Stützen des Gesimses und Daches ähnlich den Säulen mit aufwärtsstrebenden Furchen versehen wurden. Ursprünglich nur über den Mitten der Säulen angeordnet, um auf letztere in statisch richtiger Weise die ganze Last des Gebälks und Daches direct zu übertragen, ließ man die zwischen den Triglyphen entstehenden Räume — die Metopen — offen, welche, so dem Innern mehr Licht zuführend, einen Theil der reich geschmückten und gefärbten Cassettendecke des Porticus von außen her sichtbar machten und einen passenden Aufstellungsort für Weihegeschenke und Siegeszeichen abgaben. Später — und so finden wir es auf den uns erhaltenen hellenischen Monumenten — ordnete man über jedem Intercolumnium noch eine zweite Triglyphe an und verschloß die Metopen durch Steinplatten, die man entweder glatt ließ oder mit auf die Mythe und den Cult der Gottheit bezüglichen Reliefs schmückte. Ueber den Fries springt schützend das Gesimse in Form eines breiten Bandes hervor, als über dem ganzen Bau schwebendes und auf das nun folgende Dach hindeutendes Glied, trefflich charakterisirt durch schräg unter ihm hängende Plättchen mit Tropfen. Ein leicht geschwungenes Blattprofil mit Platte bekrönt und schließt das Gesimse, auf welchem nun hinter dem schön gebogenen Rinnleisten — der Sima — das Dach emporsteigt, dessen Wasser der Sima vorgesetzte Löwenköpfe weit über die Stufen des Tempels hinwegspeien. An den Schmalseiten folgt das Gesimse der sanften Neigung des Daches und bildet das Giebeldreieck, dessen vordere Fläche der Kunst des Bildners den würdigsten und erhabensten Raum eröffnet. Akroterien — palmenartige, frei endigende Blattformen — oder Dreifüße schlossen auf den Ecken und der Spitze des Giebels den Blick auf das Heiligthum ab. So gestaltete sich im Allgemeinen der formelle Organismus des

dorischen Tempels, über dessen gesammte Verhältnisse und Maße jener harmonische Rhythmus ausgegossen ist, wie ihn allein nur der wahre, vollkommene Künstler seinen Werken zu geben vermag.

Weil eben alle Maße und Proportionen nur nach dem feinsten individuellen Künstlergefühle bestimmt waren, bieten uns die relativen — bei jedem Monumente wiederum differirenden Verhältnisse — nur allgemeine Grenzwerthe der ihnen zu Grunde liegenden künstlerischen Gesetze. Fruchtlos werden darum stets die Bemühungen derer bleiben, welche aus den sonst so hochwichtigen genauen Messungen durchgehende Normen oder Grundzahlen aufzufinden hoffen.

Was wir Wesentliches an dem äußeren Bau des dorischen Tempels vorfanden, das sehen wir zum größten Theile in Segesta noch vor uns: der ganze äußere Umfang steht mit je sechs Säulen an den Giebelseiten und mit je vierzehn Säulen an den Langseiten — die Säulen an den Ecken wieder mitgerechnet —, also mit sechsunddreißig Säulen im Ganzen, mit dem Gebälke und den beiden Giebelfeldern fast unversehrt da. Natürlich hat der Zahn der Zeit seine Eindrücke in dem Kalksteinmateriale zurückgelassen; auch haben gelinde Restaurationen und Eisenconstructionen nachträglich dem zunehmenden Verfalle vorbeugen müssen. Noch aber harren sämmtliche Säulenschäfte der Cannelirung, noch ist der oberste Plinthus nicht vollendet und vergebens suchen wir die Ansätze für die Mauern einer Cella. Für einen Brand oder beabsichtigte Zerstörung fehlen alle Spuren; wir können aus dem dort vor uns Befindlichen nur den einen Schluß folgern: daß der Tempel niemals vollendet wurde. Wann er begonnen ward und ob die karthagische Eroberung im Jahre 409 oder ein anderes Ereigniß seinen Weiterbau für immer unterbrach, wissen wir nicht. Jedenfalls ist er jüngeren Datums als der Tempel des Neptun zu Pästum, vor welchem er schlankere Verhältnisse und feiner gezeichnete Profile voraus hat. Welcher Gottheit er geweiht werden sollte, darüber fehlt auch jeder sichere Anhalt. Aus seiner eigenthümlichen, einsamen Lage außerhalb der Stadt schloß Fazello, ein sicilischer Geschichtschreiber des sechzehnten Jahrhunderts, der mehrere Alterthümer seines Landes mit falschen Namen versah, unter Beziehung auf Vitruv, daß dieser Tempel der Ceres bestimmt gewesen sein müsse * — eine Hypothese, die, weil wir in Segesta nur diesen einen Tempel besitzen, auf dessen Bezeichnung ohne Einfluß blieb.

Wie wir uns das dem Tempel Segesta's Fehlende zu ergänzen haben, können wir dem best erhaltensten griechischen Denkmale Siciliens entnehmen, welches wir in der herrlichen weiten Landschaft des alten Agrigents — des heutigen Girgenti — vorfinden. Unter den Riesentrümmern jener mächtigen Stadt zeichnet sich durch seine Vollständigkeit der sogenannte Tempel der Concordia aus, der in seinen Verhältnissen sich dem Tempel zu Segesta nähert, in seinen Abmessungen aber von dem letzteren an Größe übertroffen wird. Die gleiche Anzahl Säulen, hier mit je zwanzig Cannelüren versehen, welche ihnen erst den zukommenden Ausdruck geben, steht an den Giebeln, an den Langseiten jedoch nur deren dreizehn, während wir zu Segesta vierzehn fanden. Die Mauern der über dem Niveau des Porticus erhöhten Cella stehen noch in ihrer ursprünglichen Höhe aufrecht, sie enden beiderseits in zwei Anten, zwischen welchen je zwei Säulen die Eingänge zu den Innenräumen markiren. Auf der mitgetheilten inneren Ansicht erblicken wir, in der Cella stehend, diesen Eingang mit dem über ihm liegenden Gebälk und der durch eine mittlere Oeffnung entlasteten Giebelmauer. Dahinter erscheint, durch den vorderen Porticus getrennt, ein Stück von der einen inneren Giebelseite. Die rechts und links in den Mauern der Cella befindlichen Bogenthüren brach man im fünfzehnten Jahrhundert ein, um den damals noch in allen Theilen gut erhaltenen heidnischen Göttersitz zu einer christlichen Kirche umzuändern. Nur hierdurch erklärt es sich, daß er überhaupt noch so vollständig auf uns kam und nicht wie schmählicherweise so viele andere antike Denkmäler als Steinbruch ausgebeutet wurde. Von den beiden Zwischenmauern, welche, wie oben erwähnt, vor und hinter der Cella zwei kleinere

* Extra moenia id fuit conditum, quod Cereris templa semper in angulis ac secessibus quo frequenter homines non confluebant, ex antiqua superstitiosa consuetudine (ut Vitruvius docet) construi solerent.

Faselli, de Reb. Sic. L. VII.

Räume absonderten, ist im Concordiatempel nur die erhalten, welche der in der Abbildung des Inneren sichtbaren Seite gegenüberliegt. Die Trennungsmauer ist hier, wie im Tempel zu Pästum, eine doppelte, in der zu beiden Seiten des Durchgangs schmale — hier ausgezeichnet gut erhaltene — Treppen angelegt sind. Eine Theilung der Cella durch Säulen in drei Langschiffe, wie sie zu Pästum wahrzunehmen ist, hat hier nicht stattgefunden, wohl aber wird auch dieser Tempel ein hypäthraler gewesen sein — d. h. das Licht für die Cella durch eine Oeffnung des Daches erhalten haben. Fragmente von Sculpturen oder Inschriften, welche uns über die Gottheit Auskunft geben könnten, haben sich auch hier nicht gefunden und so trägt der Concordiatempel immer noch die ihm von Fazello nach einer am Rathhause zu Girgenti befindlichen Inschrift — aus der römischen Kaiserzeit — beigelegte irrige Bezeichnung.

Auch der farbige Schmuck, der den edlen Formen des dorischen Baues zu erhöhter Wirkung verhalf und ihre Symbolik sinnig bezeichnete, ist verschwunden. In Griechenland selbst, wo der schön leuchtende weiße Marmor zu Gebote stand, beschränkte man die Färbung nur auf einzelne Theile und brachte sie unmittelbar auf die glatte Marmorfläche. Bei den sicilischen und italischen Tempeln, welche durchgehends aus einem porösen Kalksteine erbaut wurden, treffen wir auf einen feinen Putzüberzug, auf welchen die Farben aufgetragen wurden.

Ueber die Art und Weise der polychromatischen Behandlung von Bauwerken, für welche der modernen Zeit im Ganzen der rechte Sinn und Verstand abhanden kam, haben Hittorf, Semper und andere Architekten eingehende Untersuchungen angestellt. Den Leser verweisen wir auf deren Veröffentlichungen und auf die in vielen Museen anzutreffenden Nachbildungen antiker polychromatischer Architekturen; ein unbedingtes Erforderniß, wenn er sich eine richtige Vorstellung zu bilden wünscht von dem Ansehen des hellenischen Tempels in seiner einstigen Vollendung. Aber auch so als Ruinen, ja Trümmer, fast aller Zierden entkleidet und in der natürlichen Farbe des Gesteins erscheinend, verkünden sie uns noch laut und eindringlich die ewige Wahrheit und Schöne hellenischer Kunst! Derselbe Geist, der in jenes Volkes unvergänglichen dichterischen Schöpfungen uns unmittelbar ergreift, der seine läuternde und veredelnde Macht ausüben wird so lange, als redende Menschen auf dieser Erde wandeln, er weht uns gleich mächtig noch immer entgegen aus den der Zeit unterworfenen Werken seiner Kunst!

Möge Jeder, dem das geneigte Geschick, Italiens Gefilde zu durchwandern, verstattet, es auch zu ermöglichen suchen, seinen Fuß hinüber auf das sicilische Eiland zu setzen.

Nur ein geringes Bruchstück wollten wir hier liefern von der Fülle des Interessanten, was Natur, Kunst und Geschichte in so reichem Maße auf dieser Insel abgelagert haben.

Der Freund des classischen Alterthums aber vor Allem möge die Reise nach Rom von der nach Sicilien niemals trennen. Die großartigen Landschaften und Ueberreste von Segesta, Selinus, Agrigent und Syrakus werden ihm in vieler Beziehung die weit umständlichere Reise nach Griechenland genügend ersetzen!

Der

Geist des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Julian Schmidt.

Hermann Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Sechs Bände. Braunschweig, Vieweg, 1856 bis 1870.

Veranlassung zu diesen Zeilen giebt die Vollendung des großen Werkes, welches Hettner vor vierzehn Jahren begonnen, und wodurch er sich ein bleibendes Verdienst um die deutsche Literatur erworben hat. Doch liegt eine eigentliche Kritik nicht in meiner Absicht. Das Buch bedarf meiner Empfehlung nicht; es hat nicht nur bei allen Sachverständigen warme Anerkennung gefunden, sondern, was mehr sagen will, es hat sich auch beim Volk eingebürgert. Hettner besitzt neben seinem Scharfsinn und seiner umfassenden Gelehrsamkeit die seltene und große Gabe der Popularität. Er hat die Literaturgeschichte durch neue, fruchtbare Gesichtspunkte be-

reichert, zugleich aber verstanden, dem weniger kundigen Leser die Mühe zu erleichtern, indem er schwierige Fragen, die nicht einfach zu lösen sind, so weit sie nicht unbedingt zu seinem Zweck gehören, umgeht. Die Schreibart ist gefällig, die Anordnung leicht zu übersehen, das Buch liest sich äußerst bequem, und man wird belehrt, ohne es eigentlich zu merken. Meinerseits kann ich dem Verfasser nur meinen lebhaften Dank für die reiche Belehrung aussprechen, die ich aus seinem Werk geschöpft habe. In den großen Gesichtspunkten stimme ich fast durchweg überein, über Einzelnes würde ich mir ein abweichendes Urtheil vorbehalten. Doch scheint es mir nicht nöthig, hier darauf einzugehen.

Dagegen reizt es mich, die Idee ins Auge zu fassen, von der er ursprünglich ausgegangen ist, ohne sie jedoch bei der Ausführung streng festzuhalten. Ich halte diese Idee für sehr fruchtbar, und glaube, daß sie der künftigen Literaturgeschichte eine neue Bahn brechen wird.

Hettner erinnert nämlich in der Einleitung zu seinem ersten Bande an einen Ausspruch Goethe's, der die Geschichte der Wissenschaft mit einer großen Fuge vergleicht: die Stimmen der Völker kommen erst nach und nach zum Vorschein. „Namentlich," setzt Hettner hinzu, „für die Literatur des letzten Jahrhunderts ist dies Gleichniß äußerst bezeichnend. Die drei großen Culturvölker, die Engländer, Franzosen und Deutschen, setzten der Reihe nach ihre Stimme ein, das eine Volk führt das Thema fort, wo es das andere abricht; und durch alle drei geht ein so durchaus in sich einiger gemeinsamer Grundton, daß nirgend ein wahrhaft lebenskräftiger Gedanke auftaucht, der nicht sofort das allgemeine Eigenthum der ganzen gebildeten Welt wird."

Ich halte diese Idee für sehr glücklich. Nicht daß ich meinte, durch die allgemeine Literaturgeschichte sollte die Literaturgeschichte der einzelnen Völker ausgeschlossen werden; Beides muß vielmehr neben einander hergehen. Es giebt sehr wichtige Probleme und Untersuchungen, die in der allgemeinen Literaturgeschichte keinen Platz finden: ich erinnere nur an die allmälige Fortbildung der Sprache und an die leisen Uebergänge, durch welche die Masse des Publicums empfänglich gemacht und für wahrhaft große Leistungen vorbereitet wird. Diese vorbereitenden Stimmungsübergänge gehören gar nicht oder doch nur andeutungsweise in eine allgemeine Literaturgeschichte, die nur die großen und schöpferischen Momente festzuhalten und mit einander zu verknüpfen hat. In einer allgemeinen Literaturgeschichte würde z. B. Lessing unmittelbar Voltaire und Diderot die Hand reichen, auf Uebergangsfiguren wie Nicolai und Mendelssohn wäre nur flüchtig hinzuweisen. Die Behandlung würde fast durchweg eine verschiedene sein müssen. So würden z. B. in einer allgemeinen Literaturgeschichte Fischart und Abraham a Santa Clara nur eine untergeordnete Rolle spielen, denn sie haben die allgemeine Bildung weder durch neue Gedanken, noch durch neue Gestalten bereichert. Für die deutsche Literaturgeschichte dagegen sind sie sehr wichtig, denn man lernt aus ihnen viel über die Elasticität und Entwickelungsfähigkeit der Sprache. Der deutsche Literator hat Recht, die Streitigkeiten zwischen Gottsched und Bodmer aufmerksam zu verfolgen; obgleich an sich ohne positiven Inhalt, bringen sie doch im Volke ein Interesse und eine Gährung hervor, die sich später als fruchtbar erweist; die allgemeine Literaturgeschichte hat keine Zeit zu solchen mikroskopischen Studien, sie würde die großen Züge ihres Bildes dadurch nur verwirren.

Andererseits kann einzelnen großen Persönlichkeiten nur die allgemeine Literaturgeschichte gerecht werden. Ich erwähne nur Leibnitz, ohne Zweifel außer Goethe der größte Geist, den Deutschland seit Luther hervorgebracht. Bei Gervinus wird ihm ungefähr eben so viel Platz gegeben als Canitz und Besser, er figurirt in der Reihe der Hofpoeten, die für ihre Gratulationsgedichte eine geschmackvollere Form fanden. Gervinus weiß sehr gut, wer Leibnitz ist, aber er hält es für unerlaubt, in den Rahmen einer Geschichte der deutschen Dichtung Schriften aufzunehmen, die weder in Versen sind, noch sich auf die Verskunst beziehen. Diese schroffe Sonderung des Poetischen und des Prosaischen hat nun freilich die neuere Literaturgeschichte fallen lassen, sie zieht die Philosophie, die Geschichte, und die anderen Wissenschaften, in denen sich das eigentliche Geistesleben der Nation ausspricht, ebenfalls in Betracht,

und insofern könnte sie Leibnitz vollkommen gerecht werden. Aber einerseits bleibt es immer eine Schwierigkeit, innerhalb der deutschen Literatur einen Schriftsteller zu behandeln, der fast nur Latein und Französisch geschrieben hat, andererseits tritt Leibnitz so gewaltig über das Niveau der damaligen deutschen Bildung hinaus, daß fast alle Vermittlung fehlt. Leibnitz bezieht sich auf Cartesius, auf Spinoza, auf Bayle, auf Newton, auf Locke, auf Huygens — aber wer unter den damaligen Deutschen, allenfalls Spener ausgenommen, könnte genannt werden, zu dem er in irgend einer ernsthaften Beziehung stände?

Diese Schwierigkeit der Vermittlung ist bei Goethe nicht vorhanden. Auch er steht hoch über seinen Zeitgenossen, aber sein Denken, Dichten und Schaffen wächst aus dem eigensten Kern des deutschen Lebens heraus, und ist im gewissen Sinn mit ihm identisch. Leibnitz kann nur in einer allgemeinen Literaturgeschichte zu seinem Recht kommen; hier würde er im Concert der Nationen eine mächtige Stimme führen, während seine deutschen Zeitgenossen größtentheils zum Schweigen verwiesen werden müßten.

Noch ein anderes Beispiel, wenn auch von geringerer Tragweite. Haller wird in der deutschen Literaturgeschichte fast nur als jugendlicher Dichter der Schweizer Versuche genannt, von der wissenschaftlichen Bedeutung des Mannes kann nur die allgemeine Literaturgeschichte Zeugniß ablegen.

Wie weit es nun möglich sein würde, die allgemeine Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie Hettner ursprünglich im Sinn gehabt, zu einem Kunstwerk abzurunden, das kann man erst durch den Versuch erkennen. Die unabweisliche Vorbedingung des Gelingens aber ist die chronologische Folge. Wie weit man auch, der leichteren Uebersicht wegen, die Zeiträume nehmen mag: Grund und Folge läßt sich nur dann darstellen, wenn das, was Einfluß erleidet, hinter dem kommt, was Einfluß übt.

Wenn die letzten Jahre Ludwig's XIV. und die der Regentschaft nach den Begebenheiten erzählt werden, die unter den drei ersten Georgs stattfanden, oder wenn Leibnitz und Wolf später auftreten als Voltaire und Rousseau, Hamann später als Herder, so tritt die Causalverbindung, die doch bei jeder Geschichte die Hauptsache ist, wenigstens in der Form der Darstellung nicht hervor.

Hettner behandelt im ersten Band die englische Literatur, etwa von 1680 bis 1770; im zweiten Band die französische Literatur derselben Periode, noch weiter hinaus; in den folgenden vier Bänden die deutsche Literatur vollständig bis zum Tode Schiller's, summarisch bis zum Tode Goethe's. Diese vier Bände verlassen den europäischen Charakter ganz, sie enthalten recht eigentlich eine deutsche Literaturgeschichte, und zwar eine vortreffliche; aber die Idee des Werks hat nichts mehr damit zu thun. Die Engländer, die unter der französischen, die Franzosen, die unter deutschen Einflüssen sich entwickelten, werden nur gelegentlich erwähnt. Um das Bild von der Fuge beizuhalten: es ist, als ob jede einzelne Hand allein ihre Sache durchspielte, und dann kommt die andere mit ihrer Stimme hinterher.

Hettner hat seine allgemeine Literatur auf die drei Culturvölker, die Engländer, Franzosen und Deutschen eingeschränkt. Daß er die Italiener und Spanier ausschloß, hat freilich einen gewichtigen historischen Grund. Diese Nationen, die während des siebzehnten Jahrhunderts einen fast übermäßigen Blüthenreichthum entwickelten, scheinen plötzlich zu verdorren. Der Lebenssaft tritt nur sehr spärlich hervor, ihre natürliche Fruchtbarkeit weicht einer blöden Nachahmung der Franzosen. Im siebzehnten Jahrhundert, namentlich in seiner zweiten Hälfte treten die romanisch-katholischen Völker in den Vordergrund: auf der einen Seite die Spanier und Italiener unter Habsburgischer Fahne, auf der andern die Franzosen. Die Letzteren gewinnen schließlich in der Literatur wie in der Politik den entschiedensten Sieg, und den Schluß des Jahrhundert's nennt man mit Recht das Zeitalter Ludwig's XIV. Erst im letzten Jahrzehnt beginnen die Angriffe des germanisch-protestantischen Geistes gegen das Uebergewicht der französischen Autokratie, bis dann Frankreich selbst von diesem Geist durchdrungen wird und im anderen Sinn als früher die Führung übernimmt. Während dieser Zeit verstummen die Spanier ganz; was sie den Franzosen ablernen, hat kein eigenes Leben; die Italiener wenigstens zum größten Theil,

denn einzelne Stimmen unter ihnen gehören wesentlich zu dem allgemeinen Wettgesang; ich nenne nur Vico, später Alfieri, Gozzi, Beccaria und Filangieri.

Was endlich die nordischen Völker betrifft, so kommt den Niederlanden bei dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ein so erheblicher Einfluß zu, daß sie Hettner vielleicht hätte an die Spitze stellen können; die Schweden und Dänen hätten eher entbehrt werden mögen, obgleich Holberg und Aehnliche denn doch auch zur Sache gehören.

Ich will nun versuchen, in einem flüchtigen Entwurf anzudeuten, wie ich mir die Gliederung einer allgemeinen Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts in Hettner's Sinn vorstelle.

Man nennt das achtzehnte Jahrhundert das Zeitalter der Aufklärung; mit Recht, denn wenn es auch in keiner Periode der Geschichte an Aufklärungsversuchen gefehlt hat, so giebt es doch keine, in der sie so den allgemeinen Lebensinhalt bildeten. Als Geschichte der Aufklärung läßt sich das achtzehnte Jahrhundert in einem ganz wunderbaren Ineinandergreifen darstellen; es hat einen bestimmten Anfang und, so viel wir, die wir noch selber in den Gegensätzen stehen, beurtheilen können, auch ein bestimmtes Ende. Es beginnt mit der englischen Revolution und endigt mit der französischen. Die französische Revolution ist das große welthistorische Ereigniß, auf welches das ganze achtzehnte Jahrhundert hindrängt, in ihr rafft sich der Geist desselben zu seiner vollen Energie auf. Aber die Revolution geht an ihrer eigenen Dialektik unter, und der Geist der Menschheit wendet sich zu neuen Versuchen: nach der Reihe wird in Deutschland, in England, in Frankreich, Italien, Spanien, Dänemark die Romantik gepredigt, d. h. man will den Gedankenkreis des achtzehnten Jahrhunderts aufgeben, und wieder zum Gedankenkreise des siebzehnten, des sechzehnten Jahrhunderts, oder wohl gar zum Mittelalter zurückkehren. Der Punkt der Umkehr ist auf der Scheidelinie des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert nicht so genau festzustellen, als auf der Scheidelinie des siebzehnten zum achtzehnten. Denn hier ist kein Zweifel: in Locke's Schriften und seinem Charakter haben wir bereits das ganze achtzehnte Jahrhundert, und Locke tritt nicht blos gleichzeitig mit der englischen Revolution, sondern im Namen und im Interesse derselben auf.

Das achtzehnte Jahrhundert ist das Zeitalter der Aufklärung: nicht ein Zeitalter, in dem man aufgeklärt war, sondern in dem man strebte sich aufzuklären. Es kam dem achtzehnten Jahrhundert wohl auch darauf an, durch Anhäufung neuer Wissensschätze den Geist zu erfüllen und zu bereichern, die Hauptsache aber war ihm, die Vorurtheile wegzuräumen, die den Geist hinderten, bei sich selbst zu sein. In sofern war seine Thätigkeit eine negative, eine Thätigkeit des Verstandes, und man hat das Zeitalter als ein überwiegend verständiges, gemüth- und pietätloses bezeichnet.

Diese Bezeichnung ist so allgemein geworden, daß man sich nicht wenig überrascht fühlt, wenn man das Jahrhundert näher ansieht und findet, daß es von allen Zeitaltern der Weltgeschichte unbedingt das gefühlvollste gewesen ist. Es hat Zeitalter gegeben, wo einzelne Gefühle sich stärker, reicher und leidenschaftlicher regten, aber kein Zeitalter, in dem man so bei allen Gelegenheiten mit dem Gefühl bei der Hand war, das Gefühl als solches hegte und cultivirte. Es gehört zur Charakteristik des Zeitalters, daß es in Deutschland durch die Pietisten eröffnet wurde, daß dann Herrnhut folgte, gleichzeitig mit den englischen Methodisten, bis Klopstock das Gefühl in die Zucht der Antike nahm, es heiligte und so an die jungen Leute der Sturm- und Drangperiode überlieferte, die nichts als Gefühl kennen zu wollen schienen. Die Erscheinung an sich ist nicht abzuleugnen, aber beim ersten Anblick ist man versucht anzunehmen, daß hier zwei Strömungen gegen einander laufen, oder daß im achtzehnten Jahrhundert Gefühl und Aufklärung ein Gewebe bilden, von dem jenes der Zettel, dieses der Einschlag ist. Aber das ist nicht ganz genau. Wir finden den Gefühlscultus bei den entschiedensten Aufklärern. Bei Rousseau springt es am stärksten in die Augen, aber selbst die nüchternsten Verstandesmenschen wie Mendelssohn und Nicolai reden zuweilen eine Gefühlssprache, die uns heutigen Realisten ganz spanisch vorkommt. Das Gefühl hatte bei der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr wesentliche Aufgabe.

Welches waren denn die Vorurtheile, welche die „gemüthlose" Aufklärung wegräumte? Welches war das „Infame" oder vielmehr die „Infamie," die Voltaire mit seinen Freunden zu ecrasiren sich verschwor? — Es war la superstition, der Aberglaube, wie er allerdings damals in dem in Frankreich bestehenden Christenthum seinen Mittelpunkt hatte. Aber dieser Aberglaube wurde nicht blos theoretisch, sondern praktisch aufgefaßt. Eins der ersten Gespenster, gegen das man ins Feld zog, war der Teufel, und man hat es später wieder sehr nüchtern gefunden, daß man den mystischen Reiz der Hölle aus dem Leben wegwischte und damit eine sehr pikante Farbe verloren gab. Aber 1690, wo der Holländer Balthasar Bekker gleichzeitig mit Locke's Hauptwerk und der englischen Revolution seine „Verzauberte Welt" schrieb, den ersten großen Angriff gegen den Teufel, handelte es sich gar nicht um Mystik und Romantik, sondern um einen verruchten Götzendienst, dem zu Ehren Hunderttausende von Opfern scheußlich geschlachtet wurden, es handelte sich um die Hexenprocesse; und nicht um diese allein, denn in den Hexenprocessen, wo man seine Mitmenschen raffinirt auf die Folter spannte, nur um unsinnige Aufschlüsse über den Teufel zu erlangen, lernte man die Folter als das Hauptinstrument der Criminaljustiz überhaupt gebrauchen, und das Leben, wenn man von den Hauptstraßen seitab in Winkelgäßchen sieht, machte mitunter den Eindruck eines großen Schindangers. Es war warme und edle Menschenliebe, welche den Aufklärern die zornigen Waffen in die Hand gab, und das Ecrasez l'Infame! hieß: macht die Menschen von den blutigen Gespenstern frei! Tieck und die anderen Romantiker hatten es wohlfeil, über die Aufklärer und Philanthropen zu spötteln; sie genossen bereits die reifen Früchte, welche von den Aufklärern gesät, gepflegt und geerntet waren. Weinerlich genug klingt mitunter die Sprache dieser Weltverbesserer, aber zum ersten Mal hatte man auch recht deutlich empfunden, was für ein Grund zu blutigen Thränen in der Welt vorhanden war.

Das achtzehnte Jahrhundert ist nicht blos das gefühlvollste, sondern auch das sittlichste d. h. das am meisten **moralische** Zeitalter. Auch dieser Begriff hat seine Kehrseite. Es ist nicht zu leugnen, daß ein Zeitalter, welches daran gewöhnt ist, sich bei allen Handlungen über das Gesetz der Handlungsweise Rechenschaft zu geben, vieles Böse und Thörichte vermeiden wird, und so haben die Moralisten des achtzehnten Jahrhunderts einen heilsamen Reinigungsproceß hervorgebracht, namentlich wenn man die Masse der Menschen und den mittleren Durchschnitt ins Auge faßt. Auf der andern Seite lähmt das beständige Moralisiren leicht nicht blos die Thatkraft, sondern auch die freie spontane Beziehung von Mensch zu Menschen; sie schiebt ein Mittleres ein, ein Allgemeines, eine Abstraction. Daher steht an Lebhaftigkeit der Farbe das achtzehnte Jahrhundert entschieden hinter seinen Vorgängern zurück, und was an kräftiger Farbe hervortritt, ist nicht selten in Auflehnung gegen den Geist des Zeitalters. Die Gellert'sche Moral, deren Grundsatz darin besteht, in zweifelhaften Fällen lieber nichts zu thun als etwas Unrechtes, drückt nur mit bürgerlicher Bestimmtheit dasselbe aus, worauf die früheren Professoren hingezielt hatten.

Das Weichliche und Schwankende dieser Moral hat zum Theil darin seinen Grund, daß sie sich auf den **Eudämonismus** stützte. Eudämonistisch waren mehr oder minder sämmtliche Moralsysteme bis auf Kant, der zuerst in dies Lehrgebäude eine Bresche schoß. In den früheren Zeiten waren die Gebote auf Gottes Willen gegründet; das wurde nun nicht gerade aufgegeben, aber es blieb doch eigentlich nur ein Aushängeschild. Der Zweck der Moral ist, die Menschen, und zwar alle Menschen oder so viel Menschen als möglich, glücklich zu machen, und da dasselbe auch der Zweck Gottes ist, darum hat er die Gebote gegeben, die wir dankbar acceptiren, aber bei gehörigem Nachdenken allenfalls selbst finden könnten. Darum muß, was als Gottes Gebot auftritt, an den Principien der reinen Moral geprüft werden. Hält es diese Prüfung nicht aus, so ist es nicht Gottes Gebot, denn Gott kann sich nicht widersprechen.

Das Glück ist aber auch insofern ein schwankendes Fundament für die Moral, als es zum großen Theil in der Meinung und Einbildung beruht. Die Tauben mögen, wie in Goethe's Fabel, dem jungen Adler noch so deutlich nachweisen, daß er

vollkommen glücklich sein könne, er wird ihnen stets antworten: O Weisheit! du redest wie eine Taube. Denn zu seinem Glück gehört auch, daß er seine Schwingen frei entfalten, daß er herrschen, daß er Andere zerreißen kann, und das widerspricht wieder dem Glück anderer Wesen. Mit Durchschnittsbegriffen giebt die Glückseligkeitsrechnung niemals ein reines Facit. Daher die eigenthümliche Erscheinung, daß in einem Zeitalter, welches durchweg auf Allgemeinheiten auszugehen schien, der Einzelne sich heftiger gegen das Allgemeine aufbäumt, leidenschaftlicher seine Eigenthümlichkeit cultivirt, als in Zeiten mit geringerem moralischen Anspruch. Swift und Rousseau sind sehr bezeichnend für die inneren Widersprüche des Zeitalters, namentlich der Letztere, da Swift in seiner Bosheit gegen das Gesetz des Weltlaufs sich noch naiver ausspricht. Rousseau war der leidenschaftlichste und entschiedenste Apostel der Gleichheit, und gerade er wollte den Dingen und Menschen die Last aufbürden, genau so beschaffen zu sein, wie seine eigene Stimmung, Laune und Grille sie jeden Augenblick brauchte. Der größte Feind der Tyrannei war zugleich der größte Tyrann, wenn auch nur ein passiver. Es ist das nicht blos aus einer individuellen Krankheit zu erklären, es war das natürliche Phänomen eines inneren Widerspruchs im Geist des Zeitalters.

Ebenso wie die Moral, so leitet man auch das Recht von dem Begriff des allgemeinen Glück's her. Das frühere Jahrhundert — und auch darin kehrte Kant zum früheren Jahrhundert zurück — hatte den Begriff der Strafe aus dem Willen Gottes, oder wenn man will, aus der inneren Consequenz des Verbrechens hergeleitet. Nach der Lehre des achtzehnten Jahrhunderts dagegen hat auch die Strafe nur den Zweck, das Uebel zu vermindern und das Gute zu vermehren. Das Ueble, das die Strafe dem Verbrecher zufügt, kann nur dadurch gerechtfertigt werden, daß ein größeres Gute dadurch bewirkt wird. Die Sicherheit, welche durch die Abschreckung für Viele bewirkt wird, vermehrt die Summe des Guten auf der Welt in einem höheren Grade, als sie durch die Leiden des Verbrechers vermindert wird; und außerdem soll dies Leiden dadurch geheiligt werden, daß es als ein Besserungsmittel für das Individuum dient. Jede Strafe soll bessern und erziehen. Der consequente Anhänger dieser Philosophie mußte also gegen die Todesstrafe sein, da mit dem Tode die Erziehung aufhört. Ueber die Haltbarkeit dieses Princips ein Urtheil zu fällen, ist hier nicht der Ort; in seiner Kritik des vergangenen Strafrechts war es voll berechtigt. Denn dieses verschlechterte nicht blos den Verbrecher, sondern die Menschen im Allgemeinen, die es an Blut- und Folterqualen gewöhnte, und dadurch gegen das Mitleid abstumpfte.

Die Erziehung sollte übrigens nicht blos dem Verbrecher zu Gute kommen, sondern die Menschen sollten im Grunde bis an ihr Lebensende erzogen werden, während sonst bei einem gewissen Lebensalter die Erziehung ein Ende hat. Die Pädagogie war eine der Lieblingsneigungen des achtzehnten Jahrhunderts. Eine der ersten Schriften Locke's bezog sich auf Reform der Erziehung, und in derselben Richtung ging die Philosophie fort bis auf Rousseau's „Emile," worauf sie sich zu einer Art Manie steigerte. In den Begriffen der Pädagogen zeigt sich der Gegensatz zum siebzehnten Jahrhundert am stärksten.

Das siebzehnte Jahrhundert wollte durch die Erziehung hauptsächlich das traditionelle Moment vermitteln. Es fragte nicht viel darnach, wie das Gemüth und der Verstand beschaffen war, der erzogen werden sollte. Es trat vielmehr mit Autorität auf und verlangte Glauben. Der Knabe sollte sich die Resultate der Weisheit seiner Väter aneignen, und dadurch in ihre Gemeinschaft aufgenommen werden. In diesem Begriff waren Jesuiten und Lutheraner einig.

Der Gegensatz des achtzehnten Jahrhunderts gegen diese Methode beruht auf einem doppelten Grunde. Einmal nimmt es nicht an, daß der traditionelle Inhalt des bisherigen Glaubens ein guter und brauchbarer ist, es hält ihn vielmehr für überwiegend schlecht, und geht eher darauf aus, ihn zu zerstören als ihn im Gemüth des Kindes zu befestigen. Sodann glaubt es an die unbedingte Güte der menschlichen Natur, während im siebzehnten Jahrhundert bei Katholiken wie bei Protestanten der christlichen Lehre gemäß die Natur als corrumpirt betrachtet wurde. Der Spruch:

Alles ist gut von Natur, Alles entartet unter den Händen der Menschen! ist zwar erst von Rousseau bestimmt formulirt worden, aber er zieht sich wie ein rother Faden bereits durch sämmtliche Erziehungsversuche der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Die naheliegende Frage, wo denn das Böse eigentlich herkäme, da die Menschen von Natur ja auch gut seien und da man vom Teufel nichts mehr wissen wollte, legte man sich in liebenswürdiger Inconsequenz nicht vor. Jedenfalls war das Böse da, ja es beherrschte die Welt, und der Vernichtungskrieg gegen das Böse mußte bei den Kindern anfangen: sie sollten von der schlechten Vergangenheit künstlich losgerissen, in ihrem Gemüth sollten alle Fäden abgeschnitten werden, die sie etwa noch an das Vorurtheil und den Aberglauben banden, es sollte eine ganz neue Generation geschaffen werden, die in allen Dingen das Gegentheil der Alten war.

Nach dieser Richtung hin hat sich das achtzehnte Jahrhundert sehr weit ausgedehnt. In Fichte's Reden an die deutsche Nation 1808 ist wo möglich noch härter als im „Emile“ der Grundsatz ausgesprochen, daß die Erziehung die Kinder ihren Eltern entreißen, sie so den schlechten Einflüssen der Vergangenheit vollständig entziehen und zu neuen Menschen bilden sollte.

Die Methode der Erziehung zeigt die Spuren der beiden philosophischen Hauptrichtungen, in die sich das achtzehnte Jahrhundert theilt: der sensualistischen und der idealistischen; der Lehre Locke's von dem Princip der Erfahrung, der Lehre Leibnitz' von den angeborenen Ideen. Die Seele des Kindes sollte einerseits mit einer Fülle roher, durch keine speculative Voraussetzungen verarbeiteter Stoffe genährt und bereichert (Orbis pictus), und andererseits sollte durch Sokratische Methode aus ihr heraus die Wahrheit entwickelt werden, sie sollte sich zum Bewußtsein bringen, was an sich bereits in ihr lag. So entwickelte Fichte aus dem punctum saliens des Ich heraus alle Weisheit der Welt, und ich selber habe noch mathemathische Lehrbücher nach Sokratischer Methode gesehen, die, glaube ich, bis zu den Kegelschnitten gingen.

Hier zeigte sich nun ein neuer innerer Widerspruch im Princip der Aufklärung. Die Zustände waren schlecht; durch sie war die ganze Generation verderbt, das Kind sollte ihren Einflüssen durch die Philosophen entzogen werden. Wo aber kamen in dieser verderbten Generation die Philosophen her? — Die Frage ist wohl aufzuwerfen, da das achtzehnte Jahrhundert an die Allmacht des Causalnexus glaubte. Die früheren Pädagogen freilich, die Jesuiten und Lutheraner, hätten sie kurz weg abgelehnt: denn nach ihnen kam die reine Lehre von Gott, die Zustände der Welt kamen vom Teufel. Archimedes verlangte einen Punkt außerhalb der Welt, um sie in Bewegung zu setzen; die Philosophie hätte einen Punkt außerhalb des Causalnexus finden müssen, um die reine Natur, die durch die Geschichte verdorben war, wieder herzustellen. Dies ist der mystische Punkt in der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts.

Er zeigt sich hauptsächlich in einer Erscheinung, die dem Jahrhundert ganz eigen angehört, „den Freimaurern.“ Eine wissenschaftliche gründliche Geschichte der Freimaurer, die nicht auf die zufälligen Außenseiten eingeht, sondern das Wesen der Sachen zu erfassen sucht, würde ein neues Licht auf die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts werfen. Die Freimaurer sind ebenso charakteristisch für das achtzehnte Jahrhundert, wie die Jesuiten für das sechzehnte und siebzehnte, deren Beispiel wenigstens einem Theil der Ordensstifter auch vorgeschwebt hat. Der Orden tritt gleichzeitig mit den ersten Freidenkern im Anfang des Jahrhunderts in England auf, verbreitet sich im ersten Viertel desselben über Frankreich, dann über Deutschland, Europa, Amerika, und gewinnt namentlich in Deutschland bis zu Ende desselben ein solches Ansehen, daß fast alle berühmten Namen unserer Literatur ihm angehören, Herder, Lessing, Goethe, Klopstock, Wieland u. s. w. Mit der französischen Revolution verliert er alle Bedeutung, und ist gegenwärtig wohl nichts weiter als eine gesellige und wohlthätige Anstalt, wie es deren viele giebt, nur noch mit den alten Symbolen ausgestattet. Für das achtzehnte Jahrhundert aber hat der Orden einen ganz andern Sinn.

Lessing hat in seinen Freimaurergesprächen die Sache sehr idealisirt, aber ihren Kern richtig getroffen. Die Aufklärer gingen von der Ueberzeugung aus, daß in den bestehenden Zuständen Alles schlecht sei, das sociale Leben nicht minder als Kirche und

Staat. Für willenskräftige und beschränkte Menschen lag der Gedanke am nächsten, eine gewaltsame Aenderung herbeizuführen; wer dagegen weniger ans Handeln und mehr ans Reflectiren gewöhnt war, mußte sich die Frage vorlegen, ob diese Aenderung nicht neue Uebelstände herbeiführen werde? ob die Uebelstände nicht nothwendig mit dem Begriff der Gesellschaft verknüpft seien? Nationen, Staaten, Kirchen sind etwas Gutes, denn sie verbinden; sie sind aber auch etwas Uebeles, denn sie trennen. Die vorurtheilfreiste Nation, der vollkommenste Staat, die aufgeklärteste Kirche leiden doch immer an einem Makel: sie sind ausschließend. Es kommt darauf an, ob nicht außerhalb dieses gesellschaftlichen Causalnexus ein Punkt zu finden ist, der die Ausschließung aufhebt. Dieser Punkt sollte die Loge sein, und Lessing ging durchaus Hand in Hand mit den Orthodoxen seines Ordens, wenn er behauptete, die Freimaurerei sei älter als das Christenthum, ja älter als die Geschichte. Historisch aber dürfte er nicht im Recht sein. Nicht blos die äußere Erscheinung des Ordens, sondern der Gedanke gehört dem achtzehnten Jahrhundert an. Wohl suchte man auch früher einen Punkt, den endlichen Bedingungen der Erde zu entfliehen, aber man suchte ihn im Himmel; der dritte Ort außerhalb der Erde und des Himmels ist eine moderne Entdeckung.

Ich weiß wohl, daß die Freimaurer oft in sehr irdische Beziehungen verstrickt waren. In Spanien, in Amerika, zum Theil auch in Italien und Frankreich, arteten sie in geheime politische Verbindungen aus; in Deutschland verfielen sie, wie das bei geheimen Gesellschaften, die sich auf keine sichere Autorität stützen, leicht geschieht, den verschiedensten Einflüssen: ein Theil von ihnen wurde von den Jesuiten geleitet, die Rosenkreuzer wünschten Gold zu machen, um so das Glück der Menschen zu vermehren, die Illuminaten wirkten politisch im liberalen Sinn. Für alle diese Richtungen war der Orden nicht Zweck, sondern Mittel. Aber das waren nur Abweichungen, die den Kern der Gesellschaft nicht berührten. Für den Orden als solchen war der Orden selbst Zweck, und zwar mehr oder minder bewußt in dem von Lessing angegebenen Sinn. Das unter Andern unterschied ihn von den Jesuiten. Die Jesuiten fühlten sich nur als Werkzeug für die Ausbreitung des Katholicismus und der päpstlichen Autorität; wenn sie das zuweilen vergaßen, und ihre endliche Gesellschaft selbst als Zweck betrachteten, so war das Inconsequenz und Abfall von ihrem eigentlichen Lebensprincip. Bei den Freimaurern dagegen war es Inconsequenz, wenn sie einen Zweck außerhalb ihrer Gesellschaft suchten, und dies ist der Punkt, in welchem das achtzehnte Jahrhundert mystischer war als das siebzehnte trotz seines Hasses gegen alle Mystik. —

Ich versuche jetzt eine Gliederung der allgemeinen Literaturgeschichte, muß mich aber des Raumes wegen auf ganz kurze Andeutungen beschränken. Daß die Abschnitte sich meist auch politisch markiren, wird denjenigen nicht befremden, der in die Wechselbeziehung aller menschlichen Dinge Einsicht hat.

Erste Periode, bis zum Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs. Die Revolution von 1689 verändert einerseits das bisherige Gleichgewicht der physischen nationalen Kräfte, andererseits die Begriffe. Sie macht England zu einer starken Nation und legt durch die, wenn auch nur vorübergehende Vereinigung mit den Niederlanden den Grund zum Entscheidungskampf gegen das französisch-katholische Uebergewicht. Sie verändert die Begriffe, indem sie an Stelle des monarchisch-kirchlichen Ideals, für welches Philipp II., Ferdinand II. und Ludwig XIV. Propaganda gemacht, das Ideal einer gemäßigten Staatsform setzt, in welcher die Freiheit eben so viel Spielraum findet als die Autorität. Der Begriff des Gesellschaftsvertrags, der theoretisch bereits in Grotius aufgetaucht, wird sanctionirt durch ein schlagendes Beispiel: die Monarchie von 1688 ist ein Vertrag.

Der Vermittler dieses Begriffwechsels ist hauptsächlich Locke. Er ist durch und durch national und volksthümlich, aber seine Schriften erregen auch die Aufmerksamkeit Europa's. Seine Reformpläne erstrecken sich auf alle Zweige des politischen, socialen und kirchlichen Lebens. Seine Kritik des Erkenntnißvermögens, die den menschlichen Geist in die Reihe der übrigen Naturerscheinungen setzt, wird durch die gewaltige Umgestaltung aller Begriffe getragen, die gleichzeitig von anderer Seite ausgeht. Newton veröffentlicht sein Gravitations-

gesetz und giebt dadurch auch der intellectuellen Welt einen neuen Schwerpunkt. Die Naturforscher der andern Völker schlagen einen ähnlichen Weg ein, ich nenne Huygens, Weigel und Tschirnhaus. Sie sind sämmtlich gegen die herrschende französische Philosophie, die Cartesianische, die mit dem Zweifel beginnt, aber mit einer Wiederherstellung des Traditionellen endigt: dagegen im Einklang mit Bayle, (Dictionnaire 1696), der, wenn auch von einem andern Standpunkt aus, die traditionellen Begriffe auflöst. Balthasar Bekker habe ich bereits erwähnt.

Leibnitz steht auf der Höhe seiner Bildung, seine Wirkung aber ist gering. Er kann sich nicht zu einem Hauptwerk zusammenraffen, er verzettelt seine großen Gedanken an kleine zufällige Interessen und Gelegenheiten. Er ist Gegner Locke's, weil nach ihm der reine Empirismus zur wissenschaftlichen Rohheit führt. Er sucht überall zu vermitteln, und wird dadurch der große Lehrer der Nachwelt, für jene Zeit der starren Reform aber unbrauchbar. Die populäre Figur in Deutschland ist Thomasius, ein Naturalist, der haupsächlich in der Jurisprudenz, aber auch in den andern Disciplinen, den „gesunden Menschenverstand“ gegen die Schulen aufrührt, und sich entschieden der Pietisten annimmt, weil diese die Facultäten über den Haufen werfen. Die pietistischen Händel machen das Hauptinteresse Deutschlands aus; ihre größte Paradoxie ist Arnold's Ketzerhistorie 1699.

Ludwig XIV. fährt in seinen Gewaltthaten gegen Deutschland fort, die Blüthe aber seines Reichs neigt sich dem Ende zu. Es ist die finstere bigotte Herrschaft der Maintenon, selbst Racine in der „Athalie“ 1691 stellt sich unter ihren Schutz. Durch das Wörterbuch der Akademie, 1694, wird der Kanon des Schicklichen abgeschlossen. In dem allgemein herrschenden monarchischen Geist regen sich nur einzelne Spuren zarter Opposition; man merkt es heute Massillon's Predigten und Fénélons' „Télémaque“ (1699) nicht an, was für kühne Wagstücke sie waren.

Zweite Periode, der spanische Erbfolgekrieg bis zum Tode Ludwigs XIV. Nun wird das gewaltige Reich auch äußerlich gebrochen. Deutschland hat von dem ruhmvollen Kriege wenig Frucht, die Engländer stellten sich in der öffentlichen Meinung als das erste Volk heraus. Das Zeitalter der Königin Anna wird als das classische gerühmt: aus den Poeten wird man heute wenig machen, sie setzen im Grunde nur die französische Tradition fort; dagegen zeigt sich der echt englische Geist in seiner schönsten Form in der Prosa von Addison, Foe, Shaftesbury und in den ersten Werken von Swift. Man hebt gewöhnlich im „Zuschauer“ nur die moralische Tendenz hervor, die auch in der That sehr wichtig war; die Hauptsache aber sind die gemüthlich realistischen Naturen, wie Sir Roger de Coverly. Shaftesbury ist der edle Vermittler zwischen Locke und Leibnitz, ein Schriftsteller von unendlicher Liebenswürdigkeit, der auf uns Deutsche den größten Einfluß gehabt hat. Eine Reihe religiöser Freidenker schließen sich an Locke an. Alle freiere Bewegung des englischen Geistes geht von den Dissentern aus, aber das englische Selbstgefühl schließt sich doch mehr an die Hochkirche an.

In Frankreich ist die alte Literatur im Absterben, der kühne Spott von Regnard und Lesage („le diable boiteux“ 1707, „Turcaret“ 1709, Anfang des „Gil Blas“ 1715) deuten bereits auf ein neues Zeitalter hin.

In Deutschland Fortsetzung der alten pietistischen Händel, die immer mehr in gemeine Schulzänkereien herabsinken. Leibnitz bleibt einsam bis an seinen Tod 1716. Seine „Theodicee,“ nicht gerade sein bestes Werk, aus dem aber seine Zeitgenossen seine Physiognomie entnehmen, wird 1710 vollendet; gleich darauf beginnt Wolf seine Popularisirung.

Dritte Periode, vom Tod Ludwig's XIV. bis ums Jahr 1730. In Frankreich wird durch die liederliche Regentschaft Alles auf den Kopf gestellt; mit den Allongenperrücken fällt auch die Ehrbarkeit und Bigotterie. Voltaire's glänzende jugendliche Rolle beginnt; freilich endet sie in diesem Zeitraume mit seiner Mißhandlung durch den hochmüthigen Adel und seiner Verbannung nach England, wo er sich drei Jahre aufhält und sich die Mittel erwirbt, für den englischen Geist Propaganda zu machen. Eben dahin folgen ihm Montesquieu, Maupertuis und andere Gelehrte. Montesquieu hat 1721 in den „Lettres Persanes“ den Schleier gelüftet, der die sittlichen Zustände verdeckte.

In England wird 1717 die große Loge gestiftet, die am Schluß dieser Periode ihren Weg nach Deutschland fand. Zwei unsterbliche Werke erscheinen: „Robinson Crusoe" 1719 und „Gulliver" 1726, beide heute uns noch so gegenwärtig wie ihren Zeitgenossen. Der Gulliver wird gegenwärtig mit Illustrationen für Kinder herausgegeben: kein Mensch hat ein Arg daran noch eine Ahnung von der Bitterkeit der Menschenverachtung, die sich hinter diesen reizenden Bildern versteckt. In beiden Schriften ist das Hervorstechende wieder der stark realistische Charakter, wie auch in Hogarth's Bildern, dessen beste Kupferstiche zum Theil in diese Periode fallen. Immer lebhafter erwacht bei den Engländern der Sinn für die Natur: Thomson's „Jahreszeiten" 1726. Neben den Freidenkern treten die Methodisten auf, die den gleichgesinnten deutschen Herrnhutern die Hand reichen.

In Deutschland hören die alten kirchlichen Parteien auf, da sie von einem gemeinschaftlichen Gegner angegriffen werden. Wolf's „Vernünftige Gedanken" erscheinen seit 1720. Er geht von den Principien Leibnitz' aus, so weit sie ihm bekannt waren; seine Richtung geht entschieden gegen den Aberglauben und das Vorurtheil, aber er stützt sich nicht auf die Erfahrung, sondern auf den Syllogismus; darum ist die Schule des Thomasius gegen ihn, pietistische Verleumdungen bringen ihn in Conflict mit dem preußischen Soldatenkönigthum, er wird November 1723 aus Halle vertrieben. Neben ihm ist Brokes der nennenswertheste Schriftsteller („Irdisches Vergnügen in Gott" seit 1721), weil er die Natur gegen die Verläumdungen der Pietisten und Orthodoxen in Schutz nahm, und ähnlich wie die Engländer den Sinn für dieselbe schärfte. Durch Gottsched wird eine Schrecken erregende Mittelmäßigkeit in den Vordergrund geführt.

In diese Periode 1725 fällt Vico's Philosophie der Geschichte, ein Werk, dessen Tiefsinn erst durch ein späteres Geschlecht gewürdigt wurde.

Vierte Periode, bis zu Friedrich dem Großen. Der Geist Englands breitet sich über Frankreich und Deutschland aus. Für Deutschland sind die hauptsächlichsten Vermittler Hagedorn und Haller, in einem gewissen Sinne auch Liskow. Bodmer übersetzt den Milton, den „Hudibras" u. s. w. Die Universität Göttingen erhält die Verbindung zwischen den beiden Nationen aufrecht. In Frankreich treten Voltaire („lettres anglaises" 1732) seine Freundin Frau von Châtelet, Maupertuis, Montesquieu („Considérations de la cause de la grandeur romaine") für die Engländer ein. Die Cartesianer werden immer mehr zurückgedrängt, und Locke wird der anerkannte Lehrer auch der Franzosen. Für England ist der charakteristische Schriftsteller Lord Bolingbroke; Hume beginnt mit seinen Versuchen. Das englische Selbstgefühl wird durch das „Rule Britannia" bezeichnet, das am Schluß dieser Periode gedichtet wurde.

Die Franzosen haben in la Chaussée, Marivaux, Prevost beachtenswerthe Dichter; „Manon Lescaut" erscheint 1733, „le paysan parvenu" 1735. Voltaire's Briefwechsel mit Friedrich dem Großen beginnt 1736; gleichzeitig bekehrt sich Friedrich Wilhelm I., der den Deutschen das geistige Leben sauer genug machte, zu Wolf, und der deutsche Buchhandel wird seit dieser Zeit mit den Schriften der Schule vollständig überschwemmt.

Fünfte Periode, bis zum Frieden von Aachen. Richardson's „Pamela" 1740, Young's „Nachtgedanken" 1741. Hogarth's „Heirath nach der Mode" 1745. Richardson's „Clarissa" und Smollet's „Roderick Random" 1748. Der englische Philosoph der Periode ist Hume, dessen „Untersuchung über den menschlichen Verstand," diese Vermittlung zwischen Locke und Kant, 1748 erschien.

In Deutschland mit der Thronbesteigung Friedrich's Toleranzedict, Rückberufung Wolf's, Anstellung der französischen Schöngeister. Durch die Streitigkeiten der Schweizer mit Gottsched wird zunächst nicht viel bewirkt, aber es wird doch den Jüngern Muth gemacht, sich von dem Gottsched'schen Perrückenstil loszureißen und gewöhnliche Dinge natürlich auszudrücken: Gellert, Rabener, Gleim. Die Persönlichkeit Friedrich's des Großen hat schon damals für diese jüngern Schriftsteller etwas Imponirendes. Am Schluß der Periode schreibt Lessing sein erstes Lustspiel.

In Frankreich bildet sich unter Voltaire's Führung und unter dem Schutz der Pompadour die Philosophenschule mit ihren

Pariser Symposien; sie sind schon damals in ihrer Bekämpfung des Aberglaubens sehr entschieden, aber im Grunde doch nur willens, die höheren Stände mit ihrer Weisheit zu erfüllen; für das Volk haben sie keinen Sinn.

Sechste Periode, bis zum Anfang des siebenjährigen Krieges. Glänzende Entwicklung der französischen Philosophie, durchweg im Sinne der Engländer. So ist Montesquieu's „de l'esprit des lois“ 1749 bei aller Objectivität eine Verherrlichung der englischen Verfassung. Buffon beginnt seine Naturgeschichte 1749. Rousseau entscheidet sich für den entsittlichenden Einfluß der Civilisation 1750, der erste Band der Encyklopädie 1751. Diderot's „Briefe über die Taubstummen“ (über die Natur der menschlichen Erkenntniß) 1751, Duclos „über die Sitte des Zeitalters 1751,“ Rousseau „über die Ungleichheit unter den Menschen“ 1753; Condillac „über die Empfindungen“ 1754 (vollständiger Uebergang zu Locke); Bonnet's „Psychologie“ 1755; dazwischen Voltaire's glänzende aber zerstreute Schriften; sein Aufenthalt in Berlin 1750 bis 1752. Das Erdbeben in Lissabon 1755 regt die Streitigkeiten über die beste Welt leidenschaftlich auf.

Auch England ist reich an Philosophie, aber nur Hume hält mit dieser glänzenden Schaar gleichen Strich: „Natural history of Religion“ 1755. Dagegen: „Tom Jones“ 1750, „Peregrine Pickle“ 1751, „Grandison“ 1753.

In Deutschland ist die Zeit Klopstock's: die Sprache und dadurch mittelbar die Gesinnung wird geadelt, für eine Bereicherung der Bildung wenig gethan. Lessing ist erst in den Anfängen, munter und derb in der Kritik des Mittelmäßigen; von bleibendem Werth sind nur einige seiner „Rettungen.“ Ein Werk von größerer Tragweite, Kant's „Naturgeschichte des Himmels nach Newton'schen Grundsätzen“ geht ziemlich unbeachtet vorüber.

Siebente Periode, Zeit des siebenjährigen Krieges. — Voltaire „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations“ 1756; Diderot „le fils naturel“ und „le père de famille“ 1757; Voltaire „Candide“ 1758, Helvetius „de l'esprit“ 1758, Diderot „Rameau's Neffe,“ „die Nonne“ 1760, Rousseau's „Neue Heloise“ 1760, „du contrat social“ 1761, „Emile“ 1762, und darin der „Vicaire Savoyard.“ Die französischen Philosophen dominiren entschieden das Zeitalter; ihnen gegenüber tritt der roheste Aberglaube und eine Bigotterie, die darum nicht gefährlicher ist, weil man über sie lacht.

In England der Anfang vom „Tristram Shandy“ 1759, der Beginn des eigentlichen Humors, Ossian 1760. In Deutschland Fortsetzung von Klopstock's „Seraphim“ und Wieland's „Amoretten;“ Lessing's „Literaturbriefe“ kann ich nicht als den Punkt zugeben, in welchem die deutsche Literatur in die allgemeine Literatur eintritt; sie räumen im Grunde doch nur den Unrath fort; ein nützliches Geschäft, aber kein productives.

Erst in der nächsten, achten Periode, 1763 bis 1773, macht sich der Deutsche vernehmlich, aber nun sofort mit Superiorität. Winckelmanns Kunstgeschichte, Laokoon, Minna von Barnhelm, Hamann und Justus Möser, Herder's „Fragmente“ und „Kritische Wälder,“ die Hamburger Dramaturgie, die antiquarischen Briefe, endlich Emilia Galotti — alles Epoche machende Werke; die deutsche Bildung, d. h. der besten Köpfe, hat die französische und englische überholt. Voltaire, Diderot, Rousseau u. s. w. fahren fort, vortrefflich zu schreiben, aber wichtig sind mehr ihre Wirkungen ins Praktische. Denn mehr und mehr regt sich das Gefühl, daß es beim Denken nicht bleiben könne, daß die Welt nach Thaten verlange. Die Philosophie wird demagogisch: Holbach, Condorcet, Raynal.

In England: Percy's Volkslieder 1765, Goldsmith's „Vicar of Wakefield“ 1766, Sterne's „Sentimental Journey“ 1767. Alles in Deutschland begierig gelesen, mehr aber Shakespeare, dessen Jubiläum 1770 in London gefeiert, dessen Werke fortan das Hauptbildungsmittel der Deutschen werden.

Neunte Periode — ich verfahre summarisch — bis 1781. Die Welt durch die Ereignisse in Nordamerika ähnlich ergriffen wie früher durch die Revolution um 1688. In Deutschland höchste Blüthe des Ideals. Blätter von deutscher Art und Kunst, Leonore, Götz von Berlichingen, Faust, Egmont, Iphigenie; Lessing's theologische Streitschriften und Nathan; die Sturm- und Drangperiode, an der neben den bekannten Jünglingen auch Klopstock und

Herder einen nicht geringen Antheil haben. Die Romane von Jacobi, Hippel.

In England: Adam Smith's „Nationalreichthum" 1776, Gibbon's „Römische Geschichte" 1776. Neben dem Politischen und Volkswirthschaftlichen tritt das Ideale und Poetische zurück. — In Frankreich: „le barbier de Seville" 1775, Buffon's „Epoques de la nature" 1778 (der philosophische Schluß seines großen Werkes).

Die letzte, zehnte Periode beginnt mit der Kantischen Revolution, welche die Kritik des Zeitalters gegen es selbst wendet, und mit Schiller's „Räubern," der neuen, gewaltigen Sturm- und Drangdichtung. Sie führt durch Herder's „Ideen," „Don Carlos," Goethe's gesammelte Werke von 1790 endlich zur Hegemonie von Weimar und Jena. Ueber diese Periode habe ich anderweits mich ausführlich ausgesprochen. Ich verfolge die fortgehende Steigerung des aufgeklärten Geistes durch den Sturm der Bastille, den Cultus der Göttin der Vernunft in Notre Dame (10. November 1793), bis zu Robespierre's Fest des höchsten Wesens hin (8. Juni 1799). Mit Robespierre's Sturz beginnt für mich die Umkehr, nicht blos in Frankreich; das neunzehnte Jahrhundert tritt auf.

Statistisches über Eheverhältnisse.

In dem neuesten Jahrgange des statistischen Jahrbuches, „Berlin und seine Entwickelung" findet sich eine Abtheilung von Dr. H. Schwabe, worin derselbe unter dem Titel: „Betrachtungen über die Volksseele von Berlin," höchst interessante Mittheilungen über Altersverhältnisse, Familienstandsclassen, Beschäftigung u. s. w., der Bewohner der Großstadt macht. Unter der Rubrik: „Die Verheiratheten und Unverheiratheten," giebt der Verfasser mancherlei Aufschlüsse über die Umstände, unter denen Ehen geschlossen und getrennt werden. Die Schließung von Ehen wird vielfach gehemmt durch äußerliche Gründe, da nämlich die Großstadt den ungezwungenen Verkehr unter den Geschlechtern und damit die Wahl in nicht geringem Maße erschwert. Die großstädtischen Verhältnisse bringen es mit sich, daß Familie gegen Familie, vor Allem nicht genau bekannte, sich abschließt. 6091 Personen der Bevölkerung müssen sich mit Wohnungen ohne ein heizbares Zimmer behelfen, 289,320 Personen haben nur ein einziges heizbares Zimmer zur Verfügung. Daher fehlt es einem großen Theile der Bevölkerung an Raum, Freunde und Bekannte bei sich zu sehen. Die Sorge, diejenigen fern zu halten, denen man keinen Blick in den Haushalt gestatten will, wird um so größer sein, je beschränkter der Haushalt und je mehr die Wohnung übervölkert ist. Denn ärmliche Verhältnisse scheuen die Offenbarung. Nimmt man hierzu, daß die großen Entfernungen den Verkehr zwischen bekannten Elementen erschweren, so kann man sagen, der gegenseitige Verkehr, die gesellige Berührung der Familien unter einander ist in der Großstadt nach Umfang und Zeit beschränkter als in andern Verhältnissen. Zweifellos bleibt dies nicht ohne Einfluß auf den Verkehr der Geschlechter, und erzeugt künstliche Aushilfsmittel. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß man in zunehmendem Maße Badereisen macht, nicht der Gesundheit wegen, sondern um den Töchtern Gelegenheit zu geben, sich zu verloben; auch dürfte es dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß die Heirathsgesuche in den Zeitungen immer mehr zunehmen, und bereits anfangen, die Statistik herauszufordern. Nicht minder die Errichtung von Heirathsbureaux.

Sehr richtig sagt der Verfasser an einer andern Stelle, das Familienleben aufrichten, heiße an der sittlichen Beseelung der Menschheit arbeiten, während das Familienleben vergiften, den Boden der Gesellschaft unterminiren heiße. Die Ehe ist das große Wunder der Welt, predigt Luther. Das vollendetste Bild davon, in dem sich Alles abspiegelt, was zum Glück gehört, entwirft Homer im sechsten Gesang der Ilias in der Zusammenkunft Hektor's und seiner Frau am skäischen Thor von Troja. Wunderbar sind geschildert die Männlichkeit des Helden und die ängstliche Liebe seiner Gemahlin, die ihn bittet, um des Kindes und ihrer willen den Kampf zu meiden, ihr sei er, der blühende Gatte, ja Alles, Vater und liebende Mutter zugleich und Bruder, deshalb möge er sie nicht zur Wittwe, das Kind nicht zur Waise machen. In sinniger Art geht Hektor zuerst auf ihre Ideen ein, betont aber dann ernst, daß sein Herz ihm

verbietet, der Feldschlacht auszuweichen, wo es gilt, den erhabenen Ruhm der Ahnen und die heilige Ilios zu schirmen. Die Mutter empfindet die Macht dieser Worte und schweigt. Der Vater aber streckt die Arme nach dem Knaben aus, küßt ihn, wiegt ihn sanft in den Armen und fleht zu den Göttern, daß sie einen Helden aus ihm werden lassen, der einst zur Freude der Mutter siegreich aus dem Kampfe heimkehre. Er reicht ihn dann der liebenden Gattin, die ihn in das duftende Busengewand nimmt, lächelnd mit Thränen im Blick. Und Hektor voll inniger Wehmuth streichelt sie sanft mit der Hand, spendet ihr erhebenden Trost und ermahnt sie, auch ihrerseits an ihre Pflicht zu gehen. Sie gehorcht und geht heim, häufig rückwärts gewandt und herzliche Thränen vergießend.

Hier hat man ein Bild, das mächtig anzieht durch seine tiefe und reine Humanität, hier treten zwischen Mann und Frau die denkbar größten Verschiedenheiten der Auffassung auf: die Feldschlacht vom Standpunkt der Frau und Mutter — und von dem des Helden, der seine heiligsten Güter vertheidigt; der mit dem Kampf zugleich sein Weib und Kind, seinen Herd, seine Ahnen und sein Vaterland aufzugeben meint. Jeder Theil führt seine innigsten und stärksten Waffen gegen den andern ins Feld, um ihn in seinen Vorstellungskreis herüberzuziehen. Geläutert durch das tiefe Gefühl der Frau siegt endlich die starke Empfindung des Mannes — und beide Pole berühren sich in der Liebe zu dem Kinde, das sofort ein Lächeln unmittelbar neben die Thränen der Mutter zu zaubern vermag. Mit den entgegengesetztesten Gefühlen kamen Beide zusammen — und von ein und demselben Gedanken beherrscht gehen Beide auseinander.

Es kam hier darauf an, ein Bild der Ehe zu entwerfen, um ihre Wirkungen auf die Menschen erkennen zu können. Man wird zugeben, daß es nun auf die Gesellschaft die weitgehendsten Einflüsse haben muß, wenn in ihr die Verheiratheten relativ schwächer vertreten sind als in andern Bevölkerungsgruppen; es wird damit psychologisch ein helles Licht auf manche Eigenthümlichkeiten der Großstädter geworfen und man betrachtet wohl nunmehr die Thatsache mit etwas andern Augen, daß unter übrigens gleichen Verhältnissen in Preußen 7227 Männer und 4538 Frauen in Berlin dagegen bloß 5796 Männer und 4538 Frauen verheirathet sind.

Aber ungleich mehr gewinnt das Bild an Farbe durch den Gegensatz, durch die Betrachtung der Unverheiratheten.

Unter denselben Verhältnissen wie oben angegeben, existiren unverheirathete

	Männer	Frauen
in Preußen . .	2193	3542
„ Thüringen . .	2109	3586
„ Berlin . . .	3702	4107

Man sieht, der verhältnißmäßig geringeren Zahl der Verheiratheten steht in Berlin eine verhältnißmäßig sehr große Zahl von Unverheiratheten (d. h. hier zunächst von Unverheiratheten und niemals verheirathet gewesenen) gegenüber, was also den Einfluß der großstädtischen Verhältnisse nach dieser Richtung hin nicht im günstigen Lichte zeigt.

Literarisches.

Die Unzertrennlichen. — Pflegeeltern. Zwei Erzählungen von Fanny Lewald. Berlin, Otto Janke.

Wenn Fanny Lewald eine Geschichte erzählt, so darf man versichert sein, daß einfach wahre, menschliche Verhältnisse darin zur Geltung kommen und gesunde tüchtige Anschauung überall zu Grunde liegt. So auch in diesen vorliegenden neuesten Erzählungen, die ohne großen Aufwand von Erfindung, ohne jedes Raffinement und ohne gesuchte Originalität den Gedanken durchführen, daß innerlich gesunde Naturen auch in schweren Conflicten des Herzens doch schließlich den rechten Weg finden. In beiden Fällen handelt es sich um schmerzliche Täuschungen, und es ist schwer zu sagen, welche der Erzählungen am Schlusse mehr befriedigt. Bei den Pflegeeltern löst sich die Verwicklung leichter und die Worte: Die alten Pflegeeltern als junge Eheleute, oder spätes Finden, treues Halten! kennzeichnen schon den Abschluß, bei welchem ein älteres und ein junges Paar vereinigt werden. Dabei ist der Ton der Erzählerin so gemüthlich und ungesucht, daß man nur wünschen kann, Fanny Lewald möge der deutschen Lesewelt recht oft solche frische und nahrhafte Seelenkost vorsetzen.



Neuestes aus der Ferne.

Die Lage in Abessinien.

Der englische Kriegszug ist für das Land vom entschiedensten Nachtheil gewesen. Seit König Theodor das verkommene Volk mit seiner starken Hand nicht mehr niederhält, ist die alte Anarchie wieder eingetreten und wird durch immerwährende Einmischung der Geistlichkeit verschlimmert. Schoa ist abgefallen, drei der mächtigsten Stämme haben sich von dem eigentlichen Abessinien getrennt und in letztern kämpfen die Fürsten von Tigre und Gondar nicht blos gegen einander, sondern auch gegen aufrührerische Häuptlinge, die anderswo als Räuber betrachtet werden würden. Kasa, der Fürst von Tigre, besitzt den nächst der Küste liegenden Gebietstheil und hat sich gute Waffen verschafft. In seinem Reiche leben auch die einzigen Europäer, die es noch in Abessinien giebt, unser Landsmann Schimper, zwei evangelische Glaubensboten, ein Engländer und eine Anzahl Griechen. Die letztern sind Branntweinhändler und gehören zu dem Gesindel, welches die griechischen Länder in so großer Anzahl über die Häfen und Länder der Levante ausströmen lassen. Schimper, der vor einiger Zeit todt gesagt wurde, hat sich trotz seiner fünfundsiebzig Jahre von seiner Krankheit erholt und ist wieder ein rüstiger Greis. Eigenthümlich ist die Stellung des berühmten Reisenden Munzinger. Er ist französischer Consul in Massaua und vertritt trotz des Krieges auch die dort lebenden Deutschen. Zugleich ist er Statthalter von Keren, der an Aegypten angrenzenden äußersten Provinz. In Massaua ist er bei den ägyptischen Behörden nicht so angesehen als in Abessinien bei den Eingeborenen. Mit einer Tochter des Landes verheirathet, kann er sich auf Verwandtschaften und auf Freundschaften mit Häuptlingen stützen. Seine Erfahrungen als Reisender haben ihn gelehrt, diese Beziehungen und seinen langjährigen Aufenthalt im Lande zu benutzen. Nach Massaua haben sich die schwedischen Glaubensboten zurückgezogen, die früher bei den Kunama lebten. In dem wieder unabhängig gewordenen Schoa sind noch einige französische Glaubensboten thätig. Das ist der ganze europäische Einfluß, der nach dem Abzuge der Engländer in Abessinien und dessen Nebenländern übrig geblieben ist.

Die Türken in Arabien.

Vor einiger Zeit ging die Nachricht von einem großen arabischen Aufstande durch die Zeitungen, der die Pforte veranlaßt habe, in aller Eile Truppen zu sammeln und durch den Canal von Suez ins Rothe Meer zu schicken. Die türkische Macht, die durch diese Streitkräfte erhalten werden soll, ist im ganzen arabischen Gebiet kaum der Rede werth. Dem Namen nach ist der Sultan der Herr des ganzen Landes, aber sein Arm reicht nicht weit über einen schmalen Küstenstrich hinaus. Dschedda ist als eine türkische Stadt zu betrachten und in den Händen der Regierung. Der dortige Statthalter ist der Untergebene des Generalstatthalters von Mekka, aber dieser letz-

tere besitzt nur einen Titel ohne Amt. Der wahre Statthalter von Mekka ist der dortige Großscherif, der seine religiöse Autorität über das Rechtswesen, die Finanzen und die Verwaltung ausdehnt. Seine Diener sind eigentlich weiter nichts als die Verwalter der Güter und Stiftungen, die der Scherif in jeder Stadt von Hedschas besitzt, aber thatsächlich versehen sie alle Geschäfte, die einer Regierung obliegen. Die Consuln in Dschedda wenden sich daher immer an den Großscherif und bitten ihn um seine Vermittlung. Der Sultan selbst muß diesem hohen geistlichen Würdenträger alljährlich Geschenke machen und seinen Beamten hohe Gehalte aussetzen. Steuern kann er in Hedschas nicht erheben und unterhält daher auch so wenig Truppen als möglich. Ueberall sonst in den türkischen Provinzen bereichern sich die Beamten. In Hedschas sind sie blos die Zahlmeister der Gehalte und Geldgeschenke und dürfen für sich nichts beiseite legen. Nicht einmal dem Namen nach wird der Sultan von den Beduinen anerkannt, obgleich er es nicht an Geschenken, Ehrenbezeugungen und Versprechungen fehlen läßt. Am unbequemsten sind der Pforte die mächtigen Stämme der Assir, die im westlichen Arabien dieselbe große Rolle spielen, wie die Wahabiten im östlichen. Sie bewohnen das Bergland zwischen Hedschas und Jemen und können 70,000 wohlbewaffnete Krieger ins Feld führen. Ihr Häuptling soll sogar Geschütze besitzen und stützt sich auf mehrere befestigte Plätze. Die Provinz Hedschas wird vor den Assir durch ihre Armuth geschützt, das reiche Jemen dagegen häufig von ihnen heimgesucht. Sie haben das blühende Mocha in einen Schutthaufen verwandelt, so daß jetzt Hodeida zum Hauptsitz des Kaffeehandels geworden ist. Diese Stadt wie die übrigen Plätze und Landschaften der türkischen Provinz Jemen werden durch 2000 Soldaten geschützt, mit denen die Assir ein leichtes Spiel haben. Auch im vorigen Jahre empfanden die Assir das Bedürfniß nach einem Raubzuge und riefen ihre Krieger zusammen. Die Pforte wollte sie begütigen, indem sie ihrem Häuptling kostbare Ehrenkleider, Pferde, Waffen und einen Orden schickte. Dieses letztere Ehrenzeichen wies der Araber mit Schimpf zurück und setzte seine Rüstungen fort. Der Pascha von Jemen wußte sich zunächst bedroht und bat in Dschedda um Truppen. Man brachte auch wirklich achthundert Mann zusammen, aber die ägyptischen Dampfschiffe weigerten sich, den Truppentransport zu übernehmen, da die Pforte solche Dienste niemals bezahlt. So lagen die Verhältnisse, als Freiherr von Maltzan in Dschedda eintraf. Seine beabsichtigte Reise wird durch diese Wirren sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. „Ich fürchte,“ sagt er, „wir müssen uns noch lange begnügen, Arabien als ein großes unbekanntes Gebiet anzusehen.“

Nachtigal in Kuka.

Unsern Lesern wird noch in Erinnerung sein, daß Dr. Nachtigal vom Kaiser Wilhelm den Auftrag bekommen hatte, dem Sultan von Bornu zum Dank für dessen wiederholte freundliche Unterstützung deutscher Reisenden Geschenke zu überbringen. Unser Landsmann wurde durch ungünstige Verhältnisse lange in Fezzan zurückgehalten und konnte erst am 18. April 1870 Murzuk verlassen. Seine Reise durch die Wüste fiel daher in die heiße Jahreszeit und ward eine ungewöhnlich beschwerliche. In der Oase Bilma war die Hitze am stärksten und stieg am Tage fast regelmäßig über 36 Grad Reaumur, während sie selten in der Nacht unter 20 Grad fiel. Nachtigal kam indessen am 6. Juli in Begleitung eines türkischen Gesandten wohlbehalten in Kuka an und hielt einen feierlichen Einzug. Am folgenden Tage schon hatte er eine Audienz und überreichte dem Sultan die Geschenke. Mit Ausnahme eines Harmoniums, das zusammengetrocknet war, hatten sich alle wohl erhalten. Ein Thronsessel, die Portraits des Königs, der Königin und des Kronprinzen und einige Zündnadelgewehre erfreuten den Sultan am meisten. Solche Waffen fehlten in seiner Sammlung noch. Daß diese Geschenke unsern deutschen Reisenden den Besuch der an Bornu angrenzenden Länder sehr erleichtern werden, ist gewiß, und hoffentlich erntet Dr. Nachtigal selbst die ersten Früchte seiner langen Bemühungen, die deutschen Ehrengaben glücklich an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen.

Richthofen in China.

Der deutsche Geolog Freiherr von Richthofen hat im nördlichen China Forschungs-

reisen ausgeführt, die wegen ihrer praktischen Tendenz von den Kaufleuten in Schanghai unterstützt werden. Sie erstreckten sich über die Provinzen Hunan, Hupeh, Honan und Schansi und gaben sehr werthvolle Aufschlüsse über das Vorkommen von Steinkohlen, über die Schiffbarmachung verschiedener Flüsse so wie über die Herstellung von Eisenbahnen. Eben bereitete Freiherr von Richthofen sich in Peking zu einer neuen Erforschung vor, als die bekannte fremdenfeindliche Stimmung zum Ausbruche kam, welche Untersuchungen im Innern des Landes schwierig und selbst gefahrvoll machte. Er ging nun auf einige Zeit nach Japan, wird aber die wiederkehrende Ruhe zur Ausführung seines Planes benutzen. Seine nächste Reise gilt den Provinzen Schansi, Setschum, Kweitschau und Junnan, in denen er die ersten geologischen Untersuchungen vornehmen wird. Die europäischen Kaufleute von Schanghai haben fünfzehnhundert Pfund Sterling für ihn gesammelt und in der orientalischen Bank niedergelegt.

Meteorologisches.

In der Januarsitzung der Geographischen Gesellschaft zu Berlin machte Prof. Dove Mittheilungen über die meteorologischen Anomalien des vergangenen Jahres. Dasselbe hatte einen Februar- und einen December-Winter; wenn aber die größte relative Intensität der Kälte im Februar im östlichen Deutschland auftrat, so fiel sie später in das westliche und überhaupt nach West-Europa. Wie damals Ostpreußen, so hatte dann Thüringen den höchsten Kältegrad zu bestehen: Erfurt — 23,5, Gotha — 23,2, Mühlhausen am 24. December — 23,8 Grad. Der Kälte, die den Krieg in Frankreich begleitete, stehen als Analoga zur Seite die Erscheinungen im Kriege von 1814, wo das relative Maximum der Luftabkühlung auf Frankreich kam. Als Beispiel vom Einfluß der Kälte auf Kriegsoperationen wurde an die Eroberung Hollands durch Pichegru im Winter 1794 bis 1795 erinnert, ferner an den Untergang eines russischen Expeditions-Corps gegen Chiva im Jahre 1843, welches bei einer hereinbrechenden Kälte von — 32 Grad die Hälfte seiner Mannschaft und sämmtliche Kamele verlor. In dem zuletzt erwähnten Jahre wurde die Strenge des mittelasiatischen Winters durch die außerordentliche Milde desselben in Deutschland compensirt. Diesmal fiel die Compensation nach Amerika, wo der 1. Januar des vergangenen Jahres erschien, als „sei er ein 1. Mai.“ Den Anomalien der Temperatur entsprachen die der Feuchtigkeitsverhältnisse im verflossenen Jahre. Dasselbe begann mit einer Trockenheit der seltensten Art im ganzen westlichen Europa, Frankreich, Spanien, England. Darauf folgten in der zweiten Häfte, im August nämlich, die stärksten Niederschläge, die namentlich bei der Belagerung von Straßburg von Einfluß waren und andererseits die Erinnerung an den Feldzug in der Champagne 1792 wachrufen. In Karlsruhe fiel an einem Tage eine Regenmenge von $3\frac{1}{3}$ Zoll nieder, und ähnliche Beobachtungen wurden in Baiern, am Riesengebirge, in Westfalen, auf dem Harz gemacht.

Die Bestimmung der Meerestemperaturen.

Auf die Empfehlung der Royal Society hatte die britische Regierung vor einiger Zeit nach einander zwei Expeditionen ausgerüstet, um Sondirungen und Temperaturbestimmungen in den die britischen Inseln umgebenden Meeren vorzunehmen.

Schon die erste Expedition zeigte entgegen der allgemein herrschenden Ansicht, daß reiches animalisches Leben in viel größeren Tiefen als 300 Faden herrsche und daß die Temperatur der Meerestiefe zwischen ziemlich weiten Grenzen schwanke. Man fand, daß die Temperatur des Meeresbodens zwischen 32 und 47 Grad Fahrenheit (0 Grad und 8 Celsius) variire an Stellen, welche blos 10 Seemeilen von einander entfernt waren und über welchen eine gleichförmige Temperatur der Oberfläche von beiläufig 52 Graden (11 Grad Celsius) herrschte. Wo dies der Fall war, dort war der kalte Meeresboden aus bloßem Sandstein, gemischt mit Fragmenten älterer Felsarten, gebildet und von einer verhältnißmäßig spärlichen Fauna von einem arktischen oder nördlichen Charakter bevölkert, während auf der benachbarten warmen Fläche der Meeresboden aus Kreide bestand und die reichlichere Fauna Charakterzüge zeigte, welche mehr der gemäßigten Zone angehören.

Bei der zweiten Expedition unter der Leitung des Dr. Wyville Thompson

wurden Sondirungen mit Erfolg bis zu der Tiefe von 2435 Faden vorgenommen. Diese außerordentliche Tiefe, nahezu gleich der Höhe des Montblanc, wurde am nordwestlichen Ende der Bay von Biscaya etwa 250 Meilen westlich von Ushant erreicht.

Es wurde die Temperatur des Meeres in gewissen Tiefenabständen und am Meeresboden bestimmt; die ersteren Bestimmungen wurden alle 50 Faden oder noch öfter bis zu einer Tiefe von 300 Faden und von da an alle 100 Faden für die größeren Tiefen angestellt. Die Temperatur der Oberfläche war sehr verschieden nach Verschiedenheit der geographischen Breite und der Jahreszeit; wenn dieselbe indessen hoch war, so nahm sie rasch ab und ihr Einfluß war ungefähr bei 100 Faden verschwunden. Von diesem Punkte fand in tiefem Wasser ein rasches Sinken bis ungefähr 1000 Faden statt, woselbst eine Temperatur von 38 F. (3,3 C.) gefunden wurde; bis zu 2435 Faden herab fand ein geringes weiteres Sinken bis 36,5 F. (2,5 C.) statt. Verglichen mit dieser verhältnißmäßig hohen Temperatur, ergab es sich, daß die Temperatur der Meerestiefe im arabischen Golfe und selbst unter dem Aequator sehr niedrig ist, indem sie bis zu 30 F. (— 1,1 C.) oder selbst noch tiefer herabsinkt, so daß im Allgemeinen die Temperatur der Tiefen der tropischen Meere geringer ist, als jene des nordatlantischen Beckens. Andererseits fand man, daß die Temperatur des Grundes gewisser Theile des Canals zwischen den Faröern und dem Norden Schottlands bis zu 30 F. herabging, während dieselbe an benachbarten Stellen von derselben Tiefe 43 Grad (6,1 C.) betrug. In dem kälteren Gebiete sank die Temperatur rasch zwischen 150 und 300 Faden und blieb unter der letzteren Grenze nahezu stationär und das allgemeine Ergebniß der Temperaturbestimmungen zeigte die Existenz einer Schichte eiskalten Wassers von 300 Faden abwärts, einer Schichte warmen Wassers zwischen der Oberfläche und 150 Faden und einer Schichte, wo sich beide früher erwähnten mit einander vermischten. Die kalte Fläche nahm nahezu das Ganze des gegenwärtigen Canals zwischen den Faröern und Schottland ein, nur an der östlichen Grenze des Canals, nahe an der sogenannten 100=Fadenlinie, welche den Anfang zu dem Ansteigen des Plateau's der britischen Inseln bezeichnet, fand sich eine höhere Temperatur. Dr. Carpenter zeigte, daß der arktische Ocean nahezu vollständig von submarinen Erhebungen eingeschlossen ist. Zwischen Irland und Grönland gibt es einen tiefen Canal, durch welchen ein mächtiger Strom fließt, allein zwischen Irland und den Faröern erhebt sich ein submariner Rücken bis zu Tiefen von 200 bis 300 Faden unter der Oberfläche; ebenso existirt zwischen den Shetlandsinseln und Norwegen ein ähnlicher Rücken, der nirgends tiefer als 200 Faden liegt. Diese submarinen Rücken sperren dem eiskalten Wasser des arktischen Meeres den Abfluß nach Süden ab.

Schluß des neunundzwanzigsten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



